4° Geo. m. 124 m 1/4

Globus

Bayer. Staatsbibliothek München

Aus der Bibliothek

Gottfried Merzbacher

1926

2. Lat.

<36629055910011 S

<36629055910011

Bayer. Staatsbibliothek

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenter Band.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Seite

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig 192
Das Saterland und seine Bewohner. Von Hermann Meier. I. II. 274 301
Die Lüneburger Haide. Von Heinrich Jastram. I. II. . . . 181 213
Das nordfränkische Bauernhaus. Von Archivrath Dr. Brückner . 59
Die Industrie Nürnbergs. Von Friedrich Brinkmann 11
Durch die Kassubei. Von Karl Ruß 234
Der Leba-See in Hinterpommern. Von Dr. Ernst Boll 284
Land und Leute am Frischen Haff. Von Friedrich Dentler . . . 82
Die Eishöhle bei Roth in der Eifel. Von Dr. Ernst Boll 146
Eine Sprachenkarte Preußens . . 192
Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens . . 371
Volksschulunterricht in Leipzig . 128
Reisebilder aus dem Elschlande. Von Friedrich Brinkmann. III. 117
Die Lungauer im Salzburgischen . 128
Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden 256
Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands 160
Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865 383
Neue Karte von Mähren . . . 64
Petroleumquellen in Galizien . . 191
Die hohe Tatra und ihre Anwohner 33
Pflanzenleben in den ungarischen Wäldern 121
Kroatische Tischsitte 160
Von Baja bis Mehadia. Reiseerinnerung von A. Leist . . . 193

Seite

Baumwollenkultur in Oesterreich . 160
Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen. Von Major v. Abendroth. I. II. . . 311 331

Großbritannien und Irland.

Von Oban nach Staffa und Jona. Von Dr. Richard Andree . . . 77
Keltenthum und Germanenthum in Schottland. Von Dr. Richard Andree. I. II. 306 338
Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland 256
Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland . . 288
Eröffnung eines altbritischen Grabes 256
Zahl der Fremden in England . 128
Eisenbahnen in Großbritannien und Irland 32
Eiereinfuhr nach England . . . 256
Eine gerichtliche Statistik Irlands 159

Frankreich.

Aus dem Volksleben in der Bretagne 367
Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc 251
Aberglauben in Frankreich . . . 384
Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich 256
Volksschulen in Paris 320
Frankreichs Eisenbahnen 192
Die direkten Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid . . . 61

Spanien und Italien.

Der Golf von Gibraltar. Von Moritz Willkomm 26

Seite

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche 97
Von Orihuela nach Granada . . 225
Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena. Von Moritz Willkomm 184
Die Zigeuner in Spanien . . . 268

Der Tunnel durch den Mont Cenis 96
Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien 96
Pompeji und seine Bewohner. I. II. III. 1 43 65

Balkan-Halbinsel.

Serbien und seine Bewohner. Von A. Leist 161
Die tatarischen Colonien in Bulgarien 331
Die Zinzaren. Von A. Leist . . 370
Die Sklaverei im osmanischen Reiche 159
Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern. Von A. Leist 305

Rußland.

Moskau's öffentliche Gebäude. Von V. Lohse 85
Ethnographisches Museum in Moskau 384
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen 127
Nationalitätsstatistik Westrußlands 313
Radde's Reise in Swanetien 1864 319
Die Schutzpatrone der Russen. Von Dr. Hermann Schmidt . . . 377

Topographische Karte von Holland 256
Bevölkerung Schwedens . . . . —

Asien.

Vorderasien.

Aus Palästina 320
Ani, die alte Hauptstadt Armeniens 352
Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen 222

Ostindien.

Die Maharattenstadt Puna . . . 286
Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen . . 124
Eine Mördergesellschaft in Indien 352
Das Opferfest des Dschagganatha zu Puri in Orissa, im Juni 1864 20
Wilde Stämme im südwestlichen Indien 189
Der südwestliche Theil von Ceylon. Von Ludw. K. Schmarda. I. II. 178 209

Digitized by Google

Seite

Hinterindien.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren . . 375
Plaudereien aus Hinterindien . . 252
Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phrabau am Mekong im Lande der Laos
Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina 129 222

Ostasien.

Yeddo 295
Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking 287
Der Handelsverkehr auf dem Hangkiefluss 191

Seite

Die Religionen in China . . . 321
Aus dem Leben des Volkes in China 23 112
Baumwollenausfuhr aus China . 64
Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße 249
Compagnie générale de l'Indo-Chine 319
Steinkohlen auf Sumatra . . . 224
Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes 188
Der Telegraph zwischen Indien und Australien 157

Sibirien und Innerasien.

Alexander Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze 345

Seite

Michie über China, die Mongolei und Sibirien 243
Der sibirisch-amerikanische Telegraph 191
Ueber den sibirischen Telegraphen 255
Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara 278
Der Reisende Vambery (d. h. Bamberger) und die Stadt Samarkand im Ghanate Buchara . . 31
Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842 . . . 48
Die Turkomanenstämme in Centralasien 190
Capitain Melville im buddhistischen Kloster Hüfin 320

Afrika.

Der Norden und Nordwesten.

Das Weltremen und die Messe in Algier. Von Alfred Lemmatsch 108
Bevölkerung der Stadt Algier . . 128
Die Wälder in Algerien . . . 381
Die Kitan; Anbau der Dattelpalme in Erdkeffeln 64
Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten. Von R. G. Pleimes 52
Bericht des Missionärs Jaques aus Sedhiou am Senegal . . . 350
Ausfuhrprodukte vom Senegal . 191
Neue Nachrichten vom obern Niger 31
Krokodilthränen in Congo . . . 287

Nilquellengebiet und der Süden.

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil 63
Burton über das Problem der Nilquellen 94
Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika. Von Karl Andree. I. II. . 16. 143
Der Handel Zanzibars im Jahre 1863 157
Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika 249
Die Austrocknung des Innern von Südafrika 157
Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten . . 32
Des schwedischen Reisenden Andersson Abenteuer unter den Damaras und Namaqua in Südwestafrika 348

Handel mit Straußfedern in der Capstadt 382

Afrikanische Inseln.

Unruhen auf Madagaskar . . . 221
Neue Nachrichten aus Madagaskar 95
Streitfälle an den Küsten von Madagaskar 257
Kaffeebau auf Nossi beh bei Madagaskar 254
Ein Besuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inseln 328
Von den maskarenischen Inseln . 221
Einweihung einer Kirche auf Mauritius 254
Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira. Von Dr. A. Stübel 332

Amerika.

Nordamerika.

Capitain Hall's Reise nach Frobisher's Bay, 1860 bis 1862 . 315
Die Geologie Canada's 151
Einwanderung in Canada . . . 302
Weinbau in Canada 126
Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863 254
Eisenlager am Oberen See . . . —
Milton und Cheadle's Expedition durch die Felsengebirge . . . 244
Der neue Staat Nevada 223
Die deutsche Gesellschaft in Pennsylvanien 383
Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens 191
Aus der Steinöl-Region in Nordamerika 220
Was hat der Unterjochungskrieg in Nordamerika schon gekostet? . 158

Mittel- und Südamerika.

Kulturverhältnisse in Westindien . 246
Zustände auf der Insel Martinique 283
Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- u. Südamerika's 127
Die neue Verfassung in Venezuela 95
Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru. I. II. III. . 202 289 353
Ein englischer Consulatsbericht über Peru 150
Leben in Chile 32
Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo . . . . . 223.
Pflanzleben am La Plata 383
Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay 96
Goldfelder in Catamarca entdeckt . 158
Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome. I. II. 139 174

Bates über das Delta des Amazonenstroms 244
Eine Karte des Amazonenstroms . 64
In den Einöden des Amazonenstromgebietes 286
Brasilianische Nachrichten . . . 223
Die brasilianische Akademie St. Paulo 223
Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina 126
Die Verbrecherkolonie in Cayenne 384
Die Schiffsarmachung des Tocantins 286
Schiffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins 94
Dampfschiffahrt auf dem Ucayali und Pachitea 222
Erforschung des obern Parana . —

Australien.

Der Continent.

Die Chinesen in Australien . . 148
Australische Nachrichten 127
Fortschritte in Australien . . . 321
Ein Giftstrauch Australiens . . 382

Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien 190
Australische Expeditionen . . . 255
Volksmenge von Südaustralien . 287
M'Donall Stuart über einige Sitten der Australier 245

Zur Statistik von Neu-Süd-Wales 158 382

Die Inseln.

Die Hongiflotten und die Missionäre in Neuguinea 369

Digitized by Google

Seite
Fortschritt Tasmania's 157
Der letzte Tasmanier 320
Merkwürdige relig. Erscheinungen unter d. Eingeborn. Neuseelands 149
Auswanderung der Maoris auf Neuseeland 287
Von den Inseln der Südsee . . 95
Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. — Missionsangelegenheiten 255
Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean 351

Allgemeines und Verschiedenes.

Die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland 239
Sherard Osborns Vorschlag zur Erreichung des Nordpols . . 374
Lyells Eröffnungsrede der britischen Naturforscherversammlung zu Bath 51
Die europäische Auswanderung . 242
Die deutsche Besiedlung Preußisch-Polens 383
Ueber die Auswanderung der Tscherkessen nach der Türkei 384
Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts 127
Neue Beweise für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts . 14
Die Beständigkeit der Menschentypen 188
Menschenseele und Thierseele . . 91
Die Pflanze und der Mensch . . 313
Die vergifteten Pfeile der Wilden 188
Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern 159
Woher nahmen die Alten ihr Zinn? 245
Die Produktion der Edelmetalle . 96
Silberabzug nach dem Orient . . 158
Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris 128
Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie 287
Fossile Knochen im Delta des Sambesi 94
Entdeckung von Moaeiern in Neuseeland 287
Der Riesenalk 288
Die Cucujokäfer in Mexico . . 158
Heuschreckenfang in Kleinasien . . 254
Die Sardellenfischerei im Mittelmeer 382
Ungeziefer auf Cypern . . . . —
Die k. k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien 128
Der österreichische Alpenverein . . 160
Das militärisch-geographische Institut in Wien . . . . . —
Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 383
Die geographische Gesellschaft zu London 224
Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse 128
Erdbeben 96
Russische geographische Werke . . 224
Photographisches Album der indischen Völker 384
Götzenbilderfabrik im frommen England 224
Das Wetter im Sprichwort . . 216

Personal-Nachrichten.

Der Afrikareisende Graf Krokow 30 318
Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Chartum . . . 31
Der Reisende Lejean 63
Robert Schomburgk . . . . . —
Richard Burton 94
Samuel Bakers afrikanische Reise 94 156
Nachrichten von Du Chaillu . . 156
Miani's Expedition 157
Capitän Speke u. die Mondgebirge 221
Der Reisende Pedro de Cieza de Leon 250
Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs 319
Ein englischer Lord als indischer Götze 320
Friedrich Georg Wilhelm Struve 255
Kapitän Hanning Speke's Tod . 93
Tod des Löwentödters Gerard . 222
Tod des Afrikareisenden Dr. Baikie 319
Der Nachlaß Moritz v. Beurmanns 381
Tod des Dr. Hugh Falconer . . —

Bücherbesprechungen.

Aus dem Orient von H. Brugsch 27
Afrikanische Studien von Werner Munzinger 88
Die preußische Expedition nach Ostasien von Gustav Spieß . . . 125
Bavaria. Landes- und Völkerkunde des Königreichs Bayern . . . 125
Atlas zur Industrie und Handelsgeographie von Klun u. Lange 125
Oesterreichische Revue 1864 . . . 126
Der große norddeutsche Canal zwischen Ostsee und Nordsee . . . 126
Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika von Dr. K. v. Scherzer 153
Flußkarten der Donau und Theiß von Dr. Klun 316
Mittheilungen des österr. Alpenvereins von P. Grohmann . . 316
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern 316
Vorschule der Völkerkunde u. Bildungsgeschichte von Dr. L. Diefenbach 317

Digitized by Google

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Deutschland und Ungarn.

	Seite
Grundriß eines nordfränkischen Bauernhauses	60
Ein nordfränkisches Bauernhaus	61
Die Tatra, von Poronin (von Norden) gesehen	33
Die Lemnitzer Spitze, gesehen von Hunsdorf	36
Das Koprovacz Thal mit den Smretschino Seen (im Hintergrunde der Mönch)	37
Slovakische Trachten	39
Slovakische Typen	40
Goralen aus der Tatra	41

Italien.

	Seite
Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung	1
Ausgrabungen in Pompeji	2
Plan von Pompeji	3
Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji	4
Forum. Ruinen des Tempels der Venus in Pompeji	5
Das Forum in Pompeji	6
Straße; Haus mit Balkon. Pfahlen. Läden in Pompeji	7
Ein Backofen mit Broten. Mahlmühle in Pompeji	8
Das nolaner Thor in Pompeji	9
Das wieder hergestellte herculanische Thor in Pompeji	10
Das Tepidarium in Pompeji	11
Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Nobilen Pansa	45
Broncene Küchengeräthschaften in Pompeji	47
Peristyl des Hauses der Ouästoren in Pompeji	65
Das Haus des Lucretius in Pompeji	66
Die neuern Ausgrabungen. Erebra im Hause des Sticius in Pompeji	67
Ariadne und Bacchus. Fresegemälde im Hause des Proculus in Pompeji	68
Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulysses überrascht. Fresegemälde im Hause des Procullus in Pompeji	69
Das kleine Theater in Pompeji	70
Das Amphitheater in Pompeji	71
Das Urtheil des Paris. Fresegemälde im Hause des Proculus in Pompeji	72
Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände	73
Pompejanische Lampen aus Terra cotta und Bronze	75
Gypsabgüsse pompejanischer Leichen in Aschenformen	76

Spanien.

	Seite
Ruinen der Burg bei Chinchilla	97
Die Navaja	98
Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy	99
Auf dem Jahrmarkte in Alcoy	100
Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy	101
Ein Mann aus Albacete	102
Straße in Albacete	103
Alicante	104
Frauen in Alicante	105
Lastträger im Hafen von Alicante	106
Bauern aus der Umgegend von Alicante	107
Der Felsenpaß von Despeñaperros	183
Bauer aus der Umgegend von Orihuela	220
Eine Figur aus Murcia	227
Schnitter in der Huerta von Murcia	228
Melonenverkäufer in Murcia	229
Ein Mädchen in Carthagena	230
Landleute bei Totana	231
Wasserträger in Lorca	232
Bauer aus der Umgegend von Granada	233
Eine Zigeunerin kocht sich das Frühstück	269
Zigeunerinnen in Tiejma	272
Zigeuner in Totana	273

Türkei.

	Seite
Das letzte türkische Medschliß in Uschitza	161
Die Prinz Eugen-Ruine in verlassenen Türkenstadttheile Belgrads	164
Typen serbischer Türken	165
Serbische Karawla in der Drina	168
Die Bergfeste Uschitza in Serbien	169
Der türkische Gerichtshof in Uschitza	172
Begegnung der Türken, Sekel zu verlassen	173
Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia	193
Walachische Typen aus dem Banat	196
Walachische Trachten aus dem Banat	197
Die Tatarencolonie Rabisch in Bulgarien	331

Asien.

Hinterindien.

	Seite
Hütte in Laos	129
Ueberraschung durch einen Leoparden	130
Frauen aus Laos	131
Ein Mann aus Laos	132
Eine Frau aus Laos	133
Heinrich Mouhot's Audienz zu Luang Phrabang bei den beiden Königen zu Laos	135
Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos	136
Der protestantische Friedhof in Bangkok	137

China und Japan.

	Seite
Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking	25
Chinesische Gerichtsfestigung	113
Strafe des Halsblocks	114
Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt	115
Die Strafe der Körperzerstückelung	116
Eine Gebetmühle	321
Büßer in einem buddhistischen Kloster	322
Beihrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster	323
Der Himmelstempel in Peking	324
Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking	325
Haus in Yeddo	296
Vornehme Japanesen	297
Kaiserlicher Tempel in Yeddo	299
Friedhof der Adligen in Yeddo	300

Digitized by Google

Afrika.

Seite

Stammeszeichen von Negern 18 19 20

Madagaskar.

Rabarta, ein Minister der Howa-Königin 257

Seite

Späher der Königin von Madagaskar 259
Ein Malgaschenkrieger 260
Eine madagassische Wittwe . . . 261
Baobabaum (Pandanus utilis) . . 262
Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa) 263

Seite

Zwergpalme auf Madagaskar . . 264
Tatanbaum auf Madagaskar . . 265

Dschumbe Suli, Königin der Comoro-Insel Moheli 328
Ein Baobab auf Moheli . . . 329

Amerika.

Peru.

Tempel des Viracocha 202
Crucifix in der Kirche von Gembarata 203
Dorf Gembarata in Peru . . . —
Maiskauen zur Chichabereitung . 204
Ein Nachtlager in Acopia . . . 205
Eine Huarmivampyrumauma . 206
Torten-Verkäuferinnen in Acopia —
Eine Alströmerie in der Quebrada du Cuzco 207
Das Dorf Andajes 208
Der Circus vor dem Stadthause in Cuzco 289

Zuschauer beim Hahnenkampf . . 291
Hundefänger in Cuzco 292
Arbeitszimmer des Malers Raphael de la Concha 293
Ein Altar auf den Straßen von Cuzco 294
Urabamba in Peru 353
Das Dorf Occobamba in Peru . 354
Hacienda de los Camotes im Thale von Occobamba 355
Die Schlucht von Occobamba in Peru 356
Uebergang über die Cordillere von Occobamba 357

Abendessen beim Gemeindevorstand im Dorfe Chace in Peru . . 359
Der Garten der Hacienda de la Pechuza in Peru 360
Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru 361
Der Antis-Indianer Simuco . 362
Fray Bobo und Fray Nunio . . 363
Fray Bobo liest Messe auf dem Strande von Cachuarió in Peru 364
Fray Bobo und seine Begleiter . 365
Der peruanische Lieutenant . . . 366
Der peruanische Kapitän nach dem Schiffbruch . . . . . —

Stahlstiche.

Der Golf von Gibraltar. Zu dem Artikel: Der Golf von Gibraltar 26
Der Kreml in Moskau. Zu dem Artikel: Moskau's öffentliche Gebäude 85
Gillemalle. Zu dem Artikel: Der südwestliche Theil von Ceylon. I. 178
Der Kalutganga. Zu dem Artikel: Der südwestliche Theil von Ceylon. II. 209
Cabo Girão. Zu dem Artikel: Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira 332

Digitized by Google

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Pompeji und seine Bewohner.*)

I.

Der Vesuv und die campanische Küstenlandschaft. — Die Eisenbahnfahrt von Neapel nach Pompeji. — Die Lage der Stadt; ihr Charakter im Alterthum. — Das Erdbeben vom Jahre 63, und Wiederaufbau in modernem Styl. — Die große Katastrophe vom Jahre 79. — Geschichte der Ausgrabungen. — Die verschiedenen Methoden derselben. — Die Piepina des Diomedes. — Das Forum. — Die Tempel des Jupiter und der Venus. — Materische Hierarchen. — Die Basilica. — Die Thore und Straßen. — Leben und Treiben der Pompejaner.

Franz Löher hat vor einigen Wochen ein vortreffliches Buch herausgegeben: „Sicilien und Neapel" (München, bei Fleischmann). Er schildert, wie er den Vesuv bestieg, den Himmel auf Erden. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich in der Tiefe Alles schön übersichtlich zusammenrückt; er steht, wie ein stolzer König, für sich allein.

Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung. (Nach einer Photographie.)

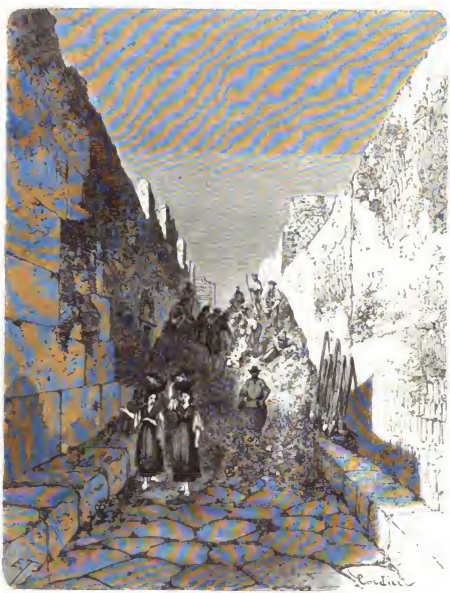
auf dessen Höhe er einen unvergeßlichen Anblick hatte: hinunter in den Höllenkessel des Feuerberges, und hinaus in

*) J. Overbeck, Professor in Leipzig, „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, für Kunst- und Alterthumsfreunde dargestellt." Leipzig 1856, mit einer großen Menge schöner Abbildungen. — Marc Monnier, in Le Tour du Monde, Nr. 233 und 234.

Overbeck hat seinem, mit großem Fleiß und feinem Kunstverständniß gearbeiteten Werk eine Ansicht von Pom-

Digitized by Google

peji aus der Vogelschau und eine Uebersichtskarte von Campanien beigegeben; beide orientiren sehr gut. Man hat den „Himmel auf Erden“ vor sich, die prächtige Küstenlandschaft, in welcher das alte Pompeji liegt, zwischen den Flüssen Liris und Sarnus, das „glückliche Campanien“. Ohne Frage bildet diese Gegend eine der herrlichsten und reichsten der Erde, ein Paradies an landschaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Das gilt namentlich von der Gestaderegion zwischen den beiden Vorgebirgen, welche den Golf



Ausgrabungen in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

von Neapel begrenzen, dem Kap Misenum mit den vorliegenden Inseln Prochyta und Ischia und dem Promontorium der Minerva mit dem Eiland Capri.

Diese Ebene ist von Bergen umgrenzt, aber nach Westen gegen das Meer hin offen und zugänglich für die kühlenden Seewinde. In ihrer Mitte steigt der gewaltige Vulkan empor, den das Alterthum längst erloschen wähnte. Aus dem Aschengerölle und den kleinen Kratertiefen auf des Berges nacktem Haupte zog man den Schluß, daß er wohl

in längst vergangenen Zeiten Feuer gespien habe. Er war bis zum Gipfel mit Laubhölzern bestanden; alle Götter wohnten in diesen duftenden Wäldern, in den Weingärten und Rosengefilden; die glücklichen Menschen Campaniens wurden von keiner Sage über des Berges glühende Eingeweide geängstigt. Aber bald nach Anbeginn der Kaiserzeit in Rom begannen die Ausbrüche; sie waren im Jahre 79, als Herculanum und Pompeji verschüttet wurden, so furchtbar, daß der Dichter Martialis sagt, selbst für die Götter seien sie zu gräßlich gewesen, die Himmlischen hätten den Wunsch gehabt, daß für solche Verwüstung ihnen keine Macht zugetheilt gewesen wäre. Die Katastrophe war entsetzlich und hat ihres Gleichen nicht.

In unseren Tagen fährt man auf der Eisenbahn von Neapel nach Pompeji und bedarf dazu einer Stunde Zeit. Man wirft abwechselnd einen Blick auf den Vesuv oder auf

Digitized by Google

das blaue Meer, und eine klassische Erinnerung verdrängt die andere. Bajae, Bauli, Neapolis und Surrentum trugen schon im Alterthum fast dieselben Namen wie heute; da, wo nun Portici steht, lag Herculanum, wo Castellamare, das alte Stabiae. Aber der Feuerberg bot einen grünern Anblick.

Pompeji war nicht groß; Löher glaubt, es als „halb eine sicilianische Bauernstadt" bezeichnen zu können. Aber diese hatte eine wunderbar herrliche Lage im Hintergrund eines reizenden Thales, nicht weit vom Meer und in der municipale Autonomie, wir können sagen eine Selbstregierung. Der Senat bestand aus Decurionen; eine durch die Augustales repräsentirte Aristokratie entspricht den römischen Rittern; dann kam die Volksmasse, die Plebs. Die Pompejaner ernannten ihre eigenen Priester, beriefen Comitien ein, veröffentlichten ihre städtischen Gesetze, vertheilten die Steuern, heben die Rekruten zum Kriegsdienste selber aus; sie hatten ihre Censibus, die Duumvirs übernahmen die Rechtspflege; auch Quästor und Aedilen fehlten nicht. Demnach war Pompeji nicht eigentlich eine Provinzialstadt

1. Straße der Gräber. — 2. Haus des Diomedes. — 3. Gräber der Familie Arria. — 4. Grabmal des Cejus Vadva. — 5. Triclinium funebre. — 6. Grabmal der Mercella Fuchi. — 7. Grabmal des Lucretius. — 8. Grabmal des Lucius Libellus. — 9. Grabmal am Marmorthor. — 10. Das runde Grabmal. — 11. Das Grabmal des Umbricius Scaurus. — 12. Ein im Bau befindliches Grabmal. — 13. Ländliche Wirthschaft. — 14. Villa des Cicero (?). — 15. Das Haus mit den Meerschlangen. — 16. Der Aschenhügel. — 17. Das Grabmal mit Pinienzapfenbogen. — 18. Rohe des Backhauses. — 19. Grabmal des Terentius. — 20. Grabmal im Bau befindlich. — 21. Grabmal der Mammia. — 22. Unterirdisches Grabmal. — 23. Schilderhaus (?). — 24. Das herculanische Thor. — 25. Thurm und Stadtmauer. — 26. Stufen zum Hinaufgehen zu besichtigen. — 27. Thermopole. — 28. Gastwirthschaft des Albinus. — 29. Haus der Vestalinnen. — 30. Haus des Duumvirs. — 31. Stallstube. — 32. Haus mit dem Tischorakel. — 33. Fechterhaus. — 34. Haus der Tänzerinnen. — 35. Brunnen. — 36. Oeffentliches Backhaus. — 37. Haus des Julius. — 38. Bäckerei. — 39. Akademie der Musik. — 40. Haus des Holzdius. — 41. Haus der Thermen. — 42. Haus des Pansa. — 43. Haus des tragischen Dichters. — 44. Oeffentliche Thermen. — 45. Straße der Mercur. — 46. Julia mica. — 47. Brunnen von Mosaik. — 48. Haus des Adonis. — 49. Haus des Apollo. — 50. Haus des Meleager. — 51. Haus des Centauren. — 52. Haus des Castor und Pollux. — 53. Das Haus mit dem Anker. — 54. Tempel und Straße der Fortuna. — 55. Haus des Jason. — 56. Das Haus mit der schwarzen Mauer. — 57. Das Haus mit Zigarren an den Lampenlöchern. — 58. Das Haus des Orpheus. — 59. Das Haus der Academie. — 60. Das Jägerhaus. — 61. Vica storta, das gewundene Gäßchen. — 62. Die Nachgrabungen der Gräberstraße. — 63. Die Stadtmauer. — 64. Haus des Lucretius. — 65. Forum civile. — 66. Pantheon oder Tempel des Augustus (?). — 67. Saal der Comitien. — 68. Tempel des Jupiter. — 69. Tempel des Mercur (?). — 70. Das Gebäude der Eumachia. — 71. Tempel der Venus. — 72. Basilica. — 73. Das Haus Championnet's. — 74. Curien. — 75. Straße des Ueberflusses. — 76. Das Haus mit dem Thor. — 77. Häuschen der zwölf Götter. — 78. Theaterstraße. — 79. Städtische Thermen. — 80. Neue Nachgrabungen. — 81. Haus des Cornelius Rufus. — 82. Eselsmühl. — 83. Curia chalcidica (?). — 84. Forum triangulare. — 85. Tempel der Herkules (?). — 86. Das große Theater. — 87. Das kleine Theater, Odeum. — 88. Quartier der Soldaten oder Gladiatoren. — 89. Amphitheater. — 90. Das Thor nach Stabiä. — 91. Das Thor nach Nucería. — 92. Das Thor zum Sarnus. — 93. Das nolanische Thor. — 94. Das cumanische Thor. — 95. Das pränestische Thor.

Nähe eines Flusses, des Sarnus, der freilich jetzt nur ein wenig bedeutender Bach ist. Die Bewohner trieben Handel und Gewerbe; Pompeji war eine Art von Stapelplatz für den Handel mit Nola, Nucería und Alétia; der zu ihm gehörende Hafen konnte auch Kriegsschiffe aufnehmen, und in ihm fand die Flotte des Publius Cornelius Schutz. Vornehme Römer, welche politischer Aufregungen müde waren, suchten Ruhe in dieser friedlichen Landstadt, selbst Cicero erwarb dort ein Haus mit Garten. Rom hatte die Pompejaner für römische Bürger erklärt, gestattete ihnen aber die im römischen Sinne, sondern bildete eine Art von eigenem Staat, ein Rom im Kleinen.

Schon im Jahre 63 war die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden; mehrere Tempel und Theater, die Säulengänge am Forum, die Basilika, viele Häuser und Grabmäler stürzten ein. Die meisten Bewohner waren dann gefloben und hatten die besten Habe mit sich genommen; der Senat zögerte lange, bevor er seine Erlaubniß zum Wiederaufbau ertheilte. Nach und nach kamen die Pompejaner zurück, aber die Decurionen verfügten, daß die

Digitized by Google

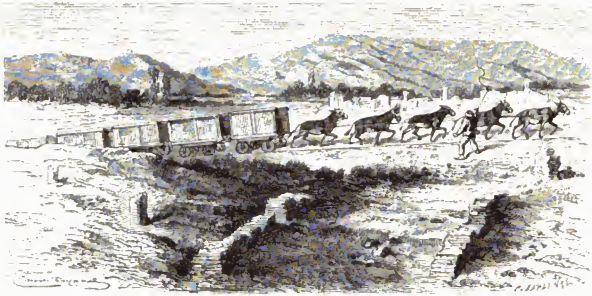
Wiederherstellung zugleich eine Verjüngung und Modernisirung der Stadt sein müsse. Nun erhielten die Säulen am Forum neumodische Kapitäller; die römisch-korinthische Ordnung kam in fast allgemeine Aufnahme, und dadurch erhielt das Ganze einen andern Styl. Mit der Herstellung ging es gewiß ziemlich rasch von statten, denn als die Katastrophe vom Jahre 79 hereinbrach, standen schon wieder die Tempel des Jupiter, der Venus, der Isis und der Fortuna; die Theater waren in gutem Stande, die Häuser mit Gemälden geschmückt, und in den Straßen regte ein munteres Leben und Treiben.

Pompeji wurde im Jahre 79 verschüttet. Aber nach Verlauf einiger Zeit kamen manche Einwohner nach der Stelle, wo einst ihre Heimath gewesen; sie gruben in die Asche hinein, um von ihrer zurückgelassenen Habe so viel als immer möglich zu retten, auch Diebe fanden sich in Menge ein. Wir wissen, daß Kaiser Titus den Plan hegte, allen Schutt entfernen und die Stadt in neuem Glanz erstehen zu lassen; auch schickte er zwei römische Senatoren an Ort und Stelle zum Zweck umfassender Vornahmen.

hatte. Das mit einer Erdkruste bedeckte Amphitheater bildete einen regelmäßigen Graben; die Landleute, welche einen richtigern Treffer zeigten, als die Gelehrten, und bei denen auch wohl alte Ueberlieferungen nicht völlig in Abgang gekommen waren, sprachen von einer „Civita“, sie bezeichneten damit das Terrain, wo die verschüttete Stadt gelegen.

Im Jahre 1748 trafen Weingärtner, welche den Boden tief aufwühlten, Spuren alter Gebäude und brachten einige Statuen ans Licht. Damals, während der Regierung König Karls III., war in Folge der Wiederentdeckung von Herculanum die Aufmerksamkeit der Gelehrten gespannt, und ein Ingenieurobrist, Rocco Alcubierre, hat im Erlaubniß, in Pompeji nachzugraben. Der König stellte ihm 12 Sträflinge zur Verfügung, und mit diesen begann er die Arbeit; aber volle acht Jahre verstossen, bevor man wußte, daß man auf Pompeji's Boden thätig war; man hatte Stabiä vermuthet.

Seit jener Zeit fand dann, allerdings mit Unterbrechungen, die Nachgrabungen fortgesetzt werden, aber lange Zeit ohne Plan, System und Methode. Der große Winkel-



Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Es scheint aber, daß Arbeit und Kosten zu schwierig und zu hoch befunden wurden, denn der Plan wurde nicht ausgeführt. Die Imperatoren waren ohnehin von wichtigen Dingen vollauf in Anspruch genommen und dachten ferner nicht an die verschüttete Landstadt. Diese verschwand allmälig unter Wein- und Obstgärten und unter dichtem Gestrüpp.

Ein Jahrhundert nach dem andern rollte in den Schooß der Zeiten; Pompeji wurde vergessen und war verloren. Dann und wann forschte ein Gelehrter nach, aber nicht einmal der alte Platz konnte genau angegeben werden.

Da erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Baumeister Fontana den Auftrag zum Anlegen eines unterirdischen Kanals, vermittelst dessen man das Wasser des Sarno nach Torre dell' Annunziata leiten wollte. Bei dieser Arbeit wurde Pompeji von einem Ende bis zum andern durchstochen; die Leitung durchbrach Mauern, zog in alten Straßen hin, traf auf alte Grundmauern, man fand auch Inschriften, aber noch dachte Niemand daran, daß hier die Stelle sei, an welcher ein Aschenregen die Stadt verschüttet

mann sah einst den Arbeiten der Galeerensträflinge zu und schrieb dann: „Wenn das mit derselben Langsamkeit so weiter getrieben wird, dann haben unsere Nachkommen in der vierten Generation noch bei diesen Ausgrabungen zu thun.“ So ist es auch gekommen, und auch heute ist das alte Pompeji noch nicht zum dritten Theile aufgedeckt.

Kaiser Joseph II. war am 6. April 1786 in den Ruinen und äußerte gegen König Ferdinand IV. sein Bedauern darüber, daß man auf einen so wichtigen Gegenstand nur wenig Geld verwende und für die ganze Angelegenheit einen geringen Eifer zeige. Der Bourbon versprach, Alles solle besser gehen, hielt aber nicht Wort. Seitdem die Franzosen Neapel in Besitz genommen, wurden die Ausgrabungen rascher und mit mehr Nachdruck in Angriff genommen, und der Staat erwarb allen Grund und Boden, welcher Pompeji überdeckt. Im Jahre 1813 betrug die Zahl der Arbeiter 176. Bald aber zogen die Bourbons in Neapel wieder ein und kauften die unter Murat für den Staat erworbenen Ländereien wieder an sich; mit den Arbeiten ging es dann von Jahr zu Jahr schläfriger und zuletzt wurden sie

Forum. Ruinen der Tempel des Vespasian. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ganz wieder eingestellt. Nur dann und wann, falls etwa irgend ein gekröntes Haupt nach Neapel kam, ließ man eine Nachgrabung vornehmen, und dabei spielte man in folgender Weise Komödie. Eine Anzahl verschiedener Sachen, welche früheren Funden angehörten, wurde vorher an gewisse Punkte gelegt und mit Asche oder Bimsstein überdeckt; wenn dann der fürstliche Gast Pompeji besuchte, brachten die Aufseher jene Dinge zum Vorschein, und zwar in einer Weise, als ob man durch Zufall auf dieselben stieße.

Man entdeckte also nur wenig Neues, und vieles von dem, was zu Tage gefördert war, wurde verzettelt. König Ferdinand meinte, eine Jahresausgabe von 25,000 Lire sei zu viel für die Ausgrabungen, mit 10,000 jährlich könne man auch ausreichen! Diese armselige Summe ging aber durch viele Hände, an denen allen etwas hängen blieb; für die Arbeiten in Pompeji hatte man so viel wie nichts übrig.

Die Regierung des Königreichs Italien benimmt sich verständiger. Sie ernannte 1860 einen eifrigen und fachverständigen Gelehrten, Fiorelli, zum Direktor der Nachgrabungen. Dieser fand ein gutes Glück ein, nahm heraus, was man fand, und verschüttete die Löcher wieder. So bekam man festbare Gegenstände für das Museum, zerstörte aber Pompeji. Als man endlich wußte, daß es sich um eine Stadt handle, beliebte man eine andere Methode, die allerdings besser war und nach und nach vervollkommnet wurde. Man nahm den Boden an mehreren Stellen zugleich in Angriff, so daß die Arbeiter einander entgegen kamen, durchschnitt Hügel und legte Straßen bloß. Aber das letztere geschah von unten her, auf der Bodenfläche, und während man Asche und Bimsstein fortschaffte, erhielten nicht selten Gipsfüße, durch welche manche Monumente in bedauernswerther Weise beschädigt wurden. Der obere Theil der Häuser, vom Dach an, sank zusammen; was zerbrechlich war, zerbrach. Fiorelli verfährt zweckmäßiger. Er beginnt die Ausgrabungen nicht an der Bodenfläche, sondern legt oben auf dem Hügel den Lauf der Gassen aus, zwischen Bäumen und bearbeitetem Lande hin; so gewinnt er große Vierecke, und diese bezeichnen die mit Schutt überdeckten Häuserinseln. Die Erde wird also oben weggeschafft und auf einer zu diesem Zwecke ge-

Das Forum. (Nach einer Photographie.)

grabungen. Diese wurden sofort mit Nachdruck betrieben, man brachte die Zahl der Arbeiter auf 700 und förderte binnen drei Jahren mehr, als während der vorhergegangenen dreißig. Nun wird Alles nach Regel und Methode betrieben; man zahlt beim Eintritt zwei Lire (Francs) und wird nicht mehr von einem Schwarme habgieriger Führer, Knaben und Bettler belästigt. Es ist ein kleines Museum gegründet worden, in welchem der Besucher einen Ueberblick der ausgegrabenen Gegenstände gewinnt; auch ist eine kleine Bibliothek vorhanden; man findet in ihr die Werke von Zahn, Overbeck, Mazois, Raoul Rochette, Gell, Breton ꝛc. und kann an Ort und Stelle über Pompeji nachschlagen. Geschickte Handwerker sind mit der Ausbesserung beschädigter Mauern beschäftigt; Künstler restauriren an Marmor und Bronce, und Padiglione verfertigt jetzt ein wunderbar genaues Modell der Ruinen aus Korkholz. Mit gesteigerter Theilnahme sieht der Beschauer stundenlang den Arbeitern zu.

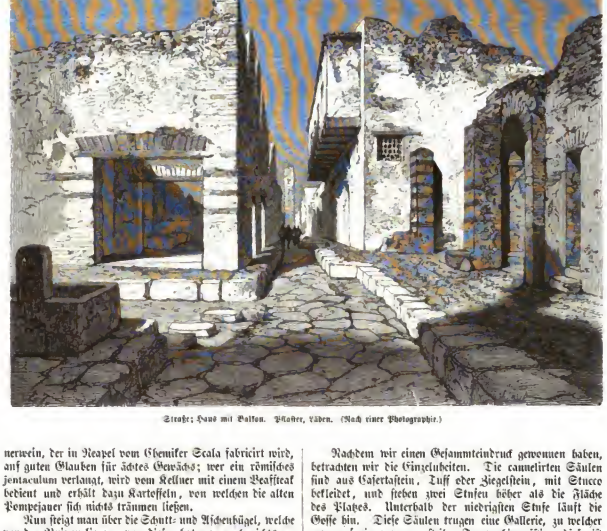
Bei den Nachgrabungen ist man nicht immer gleichmäßig zu Werke gegangen. Unter Karl III. grub man auf gebauten Eisenbahn fortgebracht; Lokomotiven hat man nicht nöthig, denn die Bahn ist abschüssig, und die entleerten Wägen werden von Maulthieren zurückgebracht. (S. 4.)

Unsere Abbildungen zeigen, in welcher Weise man dabei zu Werke geht, und auch, wie die Ausgrabungen in Angriff genommen werden. Die Männer lockern vermittelst der Hacke oder eines Spatens den Schutt auf, und eine Menge junger Mädchen füllt ihn in Körbe, um ihn fortzutragen. Diese Arbeiterinnen waren früher in den Fabriken der Umgegend beschäftigt, als aber der hohen Baumwollenpreise wegen das Geschäft ins Stocken gerieth, fanden sie bei den Ausgrabungen Verwendung. So wirkt der Unterjochungskrieg, welchen die Yankees gegen die conföderirten Südstaaten unternommen haben, bis in die Ruinen von Pompeji hinein. Diese Arbeiterinnen nahmen sich in ihren hellfarbigen, nicht selten durchlöcherten Kleidern malerisch genug aus. Wären nicht Fremde in modern europäischer Tracht in dieser Träumerstadt, so könnte man sich in der That ins Alterthum zurückversetzt wähnen; denn die Arbeiter beiderlei Geschlechts, mit ihrer urthümlichen Bekleidung, stören nicht etwa, sen-

Digitized by Google

dern tragen dazu bei, dem Bild einen antiken Anſtrich zu geben. Wir befinden uns inmitten einer virgiliſchen Landſchaft, zwiſchen Blumen und Rebgewinden, unter klarem, blauem Himmel; der Beſuv raucht und unwillkürlich fragen wir uns, ob die arbeitenden Mädchen nicht etwa Sklavinnen des Aedilen Panſa oder des Dummvir Holconius ſeien?

Bevor wir eine Wanderung durch die Stadt ſelber antreten, gehen wir in die Popina des Diomedes. Sie iſt eine ganz modern eingerichtete Speiſe- und Schankwirthſchaft, hat aber den Reiſenden zu lieb, die doch gern von vorne herein antik angeheimelt ſein wollen, den alterthümlichen Namen angenommen. Man trinkt angeblichen Falerner derſelben frei umhergehen, wie ein alter Pompejaner. Zuerſt erblickt man eine Arkade und eine „Madonnennniſche“; in dieſer ſteht aber keine Madonna, ſondern eine Minerva. Unter der Arkade ſind große Magazinräume, alte Waarenlager. Weiter kommt man in eine anſteigende, gepflaſterte Straße, geht zwiſchen dem Tempel der Venus und der Baſilika hindurch und iſt nun auf dem Forum. Beim erſten Anblick bemerkt man nur ein längliches Viereck, das im Hintergrunde von einem regelmäßigen, zwiſchen zwei Arkaden ſich erhebenden Hügel geſchloſſen erſcheint; zur Rechten und Linken laufen Säulengänge zwiſchen Säulenſchäften und zertrümmerten Gebäuden; Steinhaufen deuten auf alte Altäre oder Untergeſtelle für Standbilder. Im Hintergrunde des Bildes raucht der Veſuv.



Straße; Haus mit Balkon. Pflaſter, Fäden. (Nach einer Photographie.)

nerwein, der in Neapel vom Chemiker Scala fabricirt wird, auf guten Glauben für ächtes Gewächs; vor ein römiſches jentaculum verlangt, wird vom Kellner mit einem Beafſteak bedient und erhält dazu Kartoffeln, von welchen die alten Pompejaner ſich nichts träumen ließen.

Nun ſteigt man über die Schutt- und Aſchenhügel, welche vor den Ruinen liegen; von dieſen hat man noch nichts geſehen. Nachdem man zwei Lire gezahlt, wird man durch einen Drehbaum eingelaſſen und dann von einem uniformirten Führer begleitet; er beaufſichtigt die Fremden, beſonders die „Landsleute Lord Elgins“, darf aber keinerlei Gebühr fordern. Das kann man vermittelſt der überall angebrachten Maueranſchläge in einem halben Dutzend Sprachen leſen.

Alſo man befindet ſich jetzt in der Stadt und kann in

Nachdem wir einen Geſammteindruck gewonnen haben, betrachten wir die Einzelnheiten. Die cannelirten Säulen ſind aus Cafertaſtein, Tuff oder Ziegelſtein, mit Stucco bekleidet, und ſtehen zwei Stufen höher als die Fläche des Platzes. Unterhalb der niedrigſten Stufe läuft die Goſſe hin. Dieſe Säulen trugen eine Gallerie, zu welcher man auf einer engen, ſteilen Treppe hinaufſtieg; dieſe iſt noch vorhanden; die obere Gallerie war, wie es ſcheint, bedeckt, und auf ihr luſtwandelten die Frauen. Auf der erſten Säulenreihe ruhte eine zweite, welche wahrſcheinlich von den Monumenten unterbrochen war. Das Pflaſter iſt von Travertin.

Wir ſtehen vor den Ruinen des Tempels, der ſich auf einem Podium (Baſament) erhob und nach Norden gerichtet

Digitized by Google

ist. Man gelangt zu ihm vermittelst eines Auftrittes (Perron), welcher im Centrum eine Platform durchschneidet, auf der vielleicht ein Altar stand. Auf dem Podium gewahren wir Spuren von 12 Säulen, welche den vordern Porticus, das Pronaos, bildeten. Zur Rechten und Linken des Auftritts haben Statuen gestanden, wahrscheinlich Kolossalstandbilder. Hinter dem Pronaos sehen wir den Platz der Cella, von welcher aber nur das Mosaikpflaster und die Mauern vorhanden sind. An den mit Stucco bekleideten Mauern gewahren wir noch hübsche Wandmalereien.

Aber welchem Gotte war dieser Tempel geweiht? Man sagt, dem Jupiter, weil man Bruchstücke einer Kolossalsäule dort gefunden hat, welche möglicherweise den Beherrscher der Götter und Menschen darstellt. Auch förderte man

Auf der östlichen Seite dieses öffentlichen Platzes sehen wir vier öffentliche Gebäude, und zwar von Süden nach Norden den Palast der Eumachia, den Tempel der Minerva, den Versammlungssaal des Senats und das Pantheon. Auf der weitern Wanderung von Norden nach Süden gewahren wir zuerst einen ziemlich langen Porticus, der östlich auf das Forum stößt; man meint, er sei eine Poecile gewesen, oder ein Museum, oder ein Getreidespeicher ꝛc., ist also über seine eigentliche Bestimmung noch im Unklaren. Hinter der Poecile findet man kleine, zum Theil gewölbte Gemächer, in welchen Gerippe ausgegraben worden sind; man meint, sie seien Gefängnisse gewesen. Weiter nach abwärts zieht sich, am Forum hin, die Seitenmauer des Tempels der Venus; sie war Schutzgöttin der Stadt.

Ein Backofen mit Büsten. Mahlmühle. (Nach einer Photographie.)

Fragmente von Stein und Bronce zu Tage, die an den Extremitäten nicht gebrochen, wohl aber auf allen Seiten geglättet und derart vorfertigt sind, daß man sie aufhängen konnte. Es waren Votivopfer.

Zu beiden Seiten dieses, wir wollen sagen Jupitertempels, stehen, wie schon bemerkt, Arkaden. Jene zur Linken ist ein gewölbtes Thor, aber zu niedrig und so weit vorgerückt, daß es dem andern nicht recht entspricht und die Symmetrie in diesem Theile des Forums stört. Die andere Arkade ist offenbar ein Triumphbogen, von dem wir aber nur noch das Backsteingerüst, einige Nischen und Spuren von Halbsäulen erkennen. Man könnte aber den Marmor und die Statuen leicht hinzufügen. Uebrigens zeigt dieses Monument von schlechtem Styl. So also finden wir den Hintergrund des Forum.

Der Eingang zu diesen Ruinen, den schönsten Pompeji's, liegt in der benachbarten Straße, welche wir schon durchwandert haben. Overbeck entwirft (S. 85 ff.) eine sehr anschauliche Darstellung. Durch jenen Eingang tritt man in den geräumigen Umgang, den Peribolos, und steht unter einem im Durchschnitt vier Meter breiten, ringsumlaufenden, bedeckten Umgang von 48 Säulen. Man hat vor sich den Hauptaltar, der seiner Gestalt nach nicht für Blut- und Brandopfer geeignet war, sondern nur für Spenden von Früchten, Kuchen und Weihrauch; denn die Opfer für die Venus waren unblutig. Hinter dem Altare erhebt sich mit vorliegender Freitreppe von 13 Stufen die bedeutende Basis des Tempelbaues. Dieser muß einst einen überaus prächtigen und tierlichen Anblick gewährt haben; 28 Säulen umgeben die Cella; die Decke der Vorhalle wird von sechs Säulen

in der Front und außerdem von je vier zu beiden Seiten getragen. Ein Theil des Fußbodens iſt mit farbiger Moſaik bekleidet; die Wände der Cella ſind mit einfachen Feldern bemalt. Die vielen kleinen Gemächer, welche hinter dem Peribolos liegen, waren wohl Wohnungen für die Prieſter.

Sehr reich iſt die maleriſche Ausſchmückung dieſes Tempels. Gleich die Säulen und das über ihnen liegende Gebälk zeigen lebhafte Bemalung; die urſprünglich doriſchen Säulen ſind vermittelſt einer Tünche in korinthiſche verwandelt worden, um mit den Säulen des Tempels zu harmoniren. Wir finden die Wände des bedeckten Umgangs, welche nach der Seite des Forum hin Niſchen von verſchiedener Tiefe bilden, mit geſchmackvollen architektoniſchen Perſpektiven bemalt, welche letzteren ſonſt in Pompeji nur ſelten vorkommen. Bemerkenswerth iſt das in der Mitte in einen eigenen Rahmen eingeſchloſſene Viereck; dieſes enthielt ein Tafelgemälde auf Holz, das bei der Verſchüttung verbrannt iſt. Hier haben wir ein Zeugniß dafür, daß die beiden Arten der Malerei: auf den Kalk und auf einzulaſſende Tafeln, in Pompeji in gemiſchtem Gebrauche waren, wenn auch nur ausnahmsweiſe. Aber die ſchönſten Gemälde finden wir in den außerhalb des Tempelhofes befindlichen Gemächern, den Prieſterwohnungen. Unter denſelben kann eins als herrlich bezeichnet werden. Es ſtellt den jugendſchönen Bacchus dar, wie er ſich auf Silen ſtützt; während jener den Inhalt eines Weinbechers auf einen Panther ausſchüttet, ſpielt Silen die Leier; muſikaliſche Begeiſterung iſt mit der bacchiſchen verbunden. —

Am ſüdweſtlichen Theile des Forums ſteht die Baſilica; ſie iſt durch die oben erwähnte Straße vom Venustempel getrennt. Ueber die Beſtimmung des Gebäudes kann kein Zweifel obwalten; zum Ueberfluß haben müſſige Leute das Wort Paſilica oder Baſſilica mit Meſſern eingekratzt. Rem überkam die Baſilica, die königliche Halle, aus Griechenland nicht vor 184 v. Chr. Ihrem Grundprincip nach iſt ſie nur eine bedeckte Halle, welche Schutz gegen Sonne und Regen bot und für den Verkehr beſtimmt war. Später verband man mit dieſen antiken Börſen eine Gerichtsſtätte (Tribunal), welche am hintern Ende etwas erhöht und abgetrennt angebracht wurde, häufig in einer eigenen herausgebauten Niſche, der Abſis, in welcher der Prätor mit ſeinen Leuten ſich aufhielt und von wo aus er das ganze Treiben des Verkehrs überſehen konnte. Die Chriſten haben in Rom mehrere antike Baſiliken als Kirchen benutzt und ähnliche neue Gebäude mit einigen, für ihre gottesdienſtlichen Zwecke paſſenden Veränderungen gebaut.

Das volaner Thor in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

In der Baſilica zu Pompeji hat offenbar ein reges Leben geherrſcht; der weite Raum war mit den Hauptgebäuden der Stadt umgeben, nämlich drei Tempeln, den Tribunalen, Gefängniſſen ꝛc. und von allen Seiten geſchloſſen; man ſieht noch die Katzen und Rillen für die Fallgatter; er war mit Statuen, Triumphbogen und Säulengängen geſchmückt; dort fanden ſich Geſchäftsleute und Müſſiggänger zuſammen, er bildete Corſo und Boulevard, er iſt gleichſam das Herz der Stadt geweſen.

Pompeji zählte acht Thore; vielleicht noch ein neuntes auf der dem Meere zugekehrten Seite. Das nolanische Thor scheint aus sehr alter Zeit herzurühren; das herkulanische ist jünger, hat aber trotzdem mehr gelitten, denn der Bogen ist eingestürzt. Unser Bild zeigt, wie es einst ausgesehen. Von den drei Eingängen waren die zu beiden Seiten der großen Pforte für Fußgänger bestimmt; jene mittlere konnte man durch ein Fallgatter schließen; dieses scheint aber lange Zeit nicht mehr benutzt worden zu sein, denn in den Falzen findet man noch die Stuccobekleidung; Pompeji war keine Festung mehr.

Ein Blick auf unsern Plan kann zeigen, wie viel oder wie wenig von dem alten Pompeji bis jetzt wieder zu Tage gebracht worden ist. Der weiße Raum zeigt, was noch zu thun bleibt; rechts, unten an der Ecke, hat man das Amphitheater bloß gelegt; das Uebrige bildet einen mit Weingelände und Gärten bedeckten Raum. Zur Linken sehen wir Linien, welche Straßen vorstellen, oder Monumente und öffentliche Plätze. Den Gassen hat man ganz beliebige Namen beigelegt, z. B. des Ueberflusses, der zwölf Götter, dem sogenannten opus signinum. An den hohen Seitensteinen sind oft Löcher angebracht, damit die Landleute, welche zur Stadt kamen, dort ihre Kühe und Esel anbinden konnten. An den Gebäuden liefen auch Abzugsrinnen, welche das Regenwasser in einen unterirdischen Kanal ableiteten; dieser ging bis vor die Stadt hinaus.

Leben erbeiten die Häuserfronten durch die zahlreichen Läden, welche das Erdgeschoß einnahmen. Sie waren weit geöffnet zu Kauf und Verkauf, unterbrachen die Einförmigkeit der kahlen Façaden, bringen Abwechslung von Licht und Schatten hervor. Dazu kamen die Brunnen und sonstige kleinere Monumente, und das Ganze macht durch die helle Tünche und vielerlei Malerei auf den Außenwänden einen heitern Eindruck. Der Gewürzkrämer, der Weinschenk, der Verkäufer von Lebensmitteln saß in seinem offenen Laden, in dessen Mauerwand steinerne Absätze angebracht waren, und auf welchen seine Waaren so lagen oder standen, daß der Vorübergehende sah, was feil geboten wurde. Es wird vor den Ausstellbrettern lebhaft genug hergegangen sein, denn der Südländer spricht laut und gestikulirt viel; man

Das wieder hergestellte herculanische Thor. (Nach einer Photographie.)

des Mercur, der Fortuna, der Fortunata ꝛc., und die Benennungen der Häuser sind wo möglich noch viel willkürlicher.

Die Straßen von Pompeji haben keinen schönen oder mannigfaltigen Anblick darzubieten, und keine ist über 23 Fuß breit. Die Vorderseite hat fast nur glatte Wände, eine nur wenig verzierte Eingangsthür und kleine Fenster im obern, ausnahmsweise auch wohl im untern Geschosse. Das antike Haus war ein Innenbau und hing mit dem Straßenverkehr wesentlich nur durch die Eingangsthür zusammen. Enge Gassen hielt man, des Schattens wegen, für gesunder als breite. Der Fahrweg, agger, war schmal, denn viel Fuhrwerk gebrauchte man nicht; an der Seite liefen margines, Gehwege, Fußwege, die man jetzt auch in Deutschland albern genug Trottoirs (also Trottwege) nennt. Der Fahrweg ist mit Lavablöcken sorgfältig gepflastert, auch haben sie für die querübergehenden Fußgänger Trittsteine. Die Gehwege mußten von den Hausbesitzern angelegt und unterhalten werden; je nach dem Wohlstande derselben sind sie gewürfelt, oder von gestampfter Erde oder aus einer rohen Steinmosaik, kann das in Neapel vortrefflich beobachten. Diese Verkaufsläden stehen jetzt verödet, aber an den Schildern sehen wir, wer die Inhaber waren. Eine Liege von Terra cotta zeigt an, wo Milch verkauft wurde; ein von einem Esel gedrehter Mühlstein, wo ein Müller Mehl feil bot; zwei hintereinander gehende Männer tragen auf einer Stange eine Amphora; dort war Wein zu haben. In anderen Läden, die kein Schild hatten, fand man Handwerksgeräthe, in einem Hause der herculanensischen Straße z. B. Hämmer, Zangen, eiserne Reife, eine Wagenschraube und eine Radsetze; dort hat ein Schmied gewohnt. Bei einem Töpfer findet man einen merkwürdigen Ofen, dessen Wölbung aus hohlen, in einander geschachtelten Kielen von Terra cotta hergestellt ist. In einer Barbierbude sehen wir noch den steinernen Sitz, auf welchem die Kunden bedient wurden. Die Parfumeriebuden sind zahlreich gewesen; zwei Apotheken haben als Aushängeschild eine Schlange (das Attribut Aesculaps), welche einen Tannzapfen frißt; bei ihnen fand man Pillen, Pfiolen mit eingetrockneten flüssigkeiten und eine Büchse aus Bronce mit verschiedenen Abtheilungen; eine derselben

diente für den Spatel. Bei einem Wundarzt fand man eine ganze Sammlung chirurgischer Werkzeuge, welche jetzt im Museum zu Neapel aufgestellt sind, und zwar nicht weniger als 300 Stück. Diese reiche Sammlung beweist, daß die Alten sehr geschickte Chirurgen waren und eine Menge von Instrumenten hatten, die man für Erfindungen der neuern Zeit zu halten geneigt war. Beim Zahnbändler hat man 14 Gerippe gefunden; der Bildhauer war vollauf beschäftigt, als der Unglücksfall hereinbrach, denn man fand bei ihm noch eine Anzahl unfertiger Marmorstatuetten, Meißel, Feilen und anderes Geräth.

Pompeji also hatte seine Künstler, aber auch viele Handwerker, unter denen die Walker eine angesehene Körperschaft bildeten; ihr großes Werkhaus, die Fullonica, ist noch vorhanden. Ein Oelhändler hatte einen sehr eleganten Laden in der Straße, welche zum Odeon führt; sein Ladentisch bestand aus grünem und weißem Marmor. Bei der Ausgrabung ergab sich, daß in acht Gefäßen noch flüssiges oder wenigstens übriges Olivenöl vorhanden war. Die zahlreichen Thermopolen vertraten die Stelle unserer Kaffeehäuser; man verkaufte dort warme Getränke und gewürzte Weine; die Oenopolen entsprechen unseren Schenken, die Popinae unseren Garküchen niederer Art; in diese schickten die Priester zum Verkaufe, was ihnen von den gespendeten Opfergaben übrig blieb. In der berculanensischen Straße ist eine Bäckerei, welche den ganzen innern Raum des Hauses einnimmt; im Hofe standen vier Mühlen, deren Steine vermittelst einer hölzernen Vorrichtung von Menschen oder Eseln in Bewegung gesetzt wurden. Fiorelli hat unlängst einen Bäckerofen ausgegraben, der so gut verschlossen war, daß auch nicht eine Spur von Asche eindrang; in demselben lagen nicht weniger als 81, allerdings nun etwas altbackene Brote, durchaus wohlerhalten, genau so wie sie der Bäcker Anno 79 am 23. November hineingeschoben hatte. Fiorelli war entzückt über diesen Fund, kroch selbst in den Ofen und reichte die einzelnen Brote heraus. Sie sind hart und schwarz, rund, in der Mitte etwas eingedrückt, wegen etwa ein Pfund (1201 Grammes), und haben acht Abtheilungsstriche. In Sicilien wird noch heute eine ganz ähnliche Art von Brot gebacken.

Denken wir uns alles bisher Geschilderte als ein Gesammtbild, so können wir uns vorstellen, daß die Straßen Pompeji's belebt genug waren. Aus den oberen Stockwerken der Häuser, die nun zumeist eingestürzt sind, konnte man dieselben übersehen, denn sie hatten Fenster nach außen, übertretende Balkons, die bedeckt waren, und lange Gänge. Die Hausfrau ließ von dort herab ihren Korb, in welchen die mit Gemüse ꝛc. handelnden Männer und Frauen ihre Waare legten. Genau so geschieht es heute noch in Neapel. (S. Globus, I, 306, das Bild.) Brunnen fehlten nicht; die Mauern waren mit allerlei Ankündigungen bedeckt, durch welche man dem Mangel von Zeitungsannoncen abhalf. Wir lesen Empfehlungen verschiedener Art; eine Anzahl von Bürgern schlägt den oder jenen Candidaten zum Amt eines Aedilen oder Duumvir vor; eine andere Ankündigung enthält das Programm für die Schaustelle im Amphitheater, macht die Gladiatoren namhaft, sagt, daß für Erleichterungen ausreichende Vorkehrungen getroffen seien. Man bietet Zimmer zum Vermiethen aus.

Auch „Narrenhände beschmieren Wände". So liest man: „Der Lastträger Cyprus ist ein Dieb!" Ein Anderer schreibt: „Unter dem Consulate des L. Nonius Asprenas und des A. Plotius ist mir ein Essigkrügen geboren worden." Auch vor Verunreinigung der Straßen wird gewarnt.

Die Industrie Nürnbergs.

Von **Friedrich Brinkmann.***)

Die Industrie Nürnbergs hat sich viel später als der Handel zu regen begonnen und ist erst durch die Anteidse, welche sie von diesem erhielt, zu bedeutenden Leistungen geführt worden. Vor dem Ende des 13. Jahrhunderts ist von ihr wenig bemerklich, von da an aber entwickelte sie sich rasch, erreichte gleichzeitig mit dem Handel ihren Culminationspunkt und blieb hinfort eine der erheblichsten Quellen desselben, auch nachdem die übrigen immer mehr zu versiechen angefangen hatten.

Die Abnahme, welche der Handel im 17. und 18. Jahrhundert erfuhr, und die herben Schicksale, welche in dieser Zeit die Stadt überhaupt trafen, übten natürlich auch auf die Gewerbe einen zerrüttenden Einfluß aus, und wenngleich sie niemals so heruntersanken, wie der Handel, so wurde Nürnberg doch immer mehr auch in dieser Beziehung von anderen Städten überflügelt. In unserm Jahrhundert ist denn nun mit dem Handel auch die Industrie von neuem aufgeblüht, und zwar in einem Grade, daß, wenn das alte Nürnberg, vorwiegend Handelsstadt war, das neue vorwiegend Industriestadt ist und voraussichtlich auf diesem Gebiete seine schönste Zukunft liegt.

Nach dieser kurzen Uebersicht über den Verlauf der Entwicklung von Nürnbergs Industrie, woraus hervorgeht, wie eng diese sich immer dem Handel angeschlossen hat, wollen wir ein allgemeines Bild der alten Gewerbthätigkeit geben, wie sie sich etwa zur Zeit der höchsten Blüthe entfaltet haben mochte, und ihr ein solches von der Gegenwart folgen lassen.

In den vielen Uebereinstimmungspunkten zwischen dem Handel und der Industrie des alten Nürnbergs gehört auch der, daß, wie jener, so auch diese sich durch eine gewisse Allseitigkeit auszeichnete. Während in Augsburg, dessen Entwicklung trotz mancher Aehnlichkeiten doch noch häufiger den Gegensatz zu Nürnberg bildet, das Gewerbe der Weber dermaßen allen anderen über den Kopf wuchs, daß ihre Zunft im Jahre 1466 an 700 Meister zählte, leben wir in Nürnberg eine bunte Mannigfaltigkeit von Gewerben ein reiches Leben in gegenseitigem Wetteifer entfalten. Dieser Charakter tritt namentlich in der ältern Zeit hervor. In den ältesten Gewerben gehören nämlich die Müller, Bierbrauer, Böttcher, Gerber, Färber, Tuchscheerer, Hufschmiede, Gold- und Silberschmiede, Zinngießer, Messerschmiede, Rothschmiede (eins der kunstfertigsten), Schlosser, Klempner u. a. m. Im Ganzen gab es noch im Jahre 1621 hier 96 Handwerke mit 3428 Meistern.

So wenig nun aber auch ein einziges Gewerbe über die anderen emporwuchert, so läßt sich doch andererseits nicht verkennen, daß in dem Maße, wie das ganze Gewerbsleben sich entwickelte und seinem Höhepunkte sich näherte, eine ge-

*) Dieser Aufsatz vervollständigt, wie wir schon früher sagten, die Darstellungen des Herrn Verfassers. Er verliert dadurch, daß wir ihn erst jetzt mittheilen, nichts an Werth und bildet ebenbin ein in sich abgerundetes Ganzes.

Digitized by Google

wisse Gattung von Gewerben mit einer besondern Vorliebe und besonders großem Erfolge betrieben wurde, diejenigen nämlich, welche ein größeres Maß von Verstand, Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe erfordern und daher dem Gebiete der Kunst am nächsten liegen, zum Theil auch schon Kunstsinn und Kunsttalent voraussetzen, und diese Vorliebe für die feinere und schwierigere Art von Gewerben ist ein zweiter Charakterzug der alten Industrie Nürnbergs, der namentlich zur Zeit ihrer Blüthe sich mit besonderer Entschiedenheit geltend macht. So erfreuten sich eines besondern Rufes die nürnberger Gold- und Silberschmiede, deren Zunft Leute, wie den Vater Albrecht Dürers, diesen selbst zu Anfang seiner Laufbahn, und den berühmtesten Goldschmied seiner Zeit, Wenzel Jamitzer († 1586), zu den Ihrigen zählte; die Rothgießer, aus welchen ein Peter Vischer hervorging; die Messer- und Klingenschmiede; die Waffenschmiede, welche, seit Nürnberg die „Hammerwerksfreiheit“ erhalten hatte (1398), viel „Wehr und Waffen“ fertigten zur besondern Freude der deutschen Kaiser; die Harnischpolierer, aus derselben Zeit herrührend; die Schlosser, die zugleich die alten Thurmuhrwerke verfertigten (z. B. das alte, berühmte der Frauenkirche); die Glockengießer; die Goldschläger; die Zirkelschmiede, deren Zunft 1621 über 100 Meister zählte; die Verfertiger musikalischer Instrumente, besonders von Trompeten und Posaunen*); die Verfertiger von Kompassen, mit denen Nürnberg früher fast die ganze Welt versorgte (ihre Zunft bestand 1510 aus 20 Meistern); die Uhrmacher, seitdem in Nürnberg (im Jahre 1500) von Peter Heele die Taschenuhren erfunden worden waren (daher deren alter Name „nürnberger Eier“); die Brillenmacher und Verfertiger astronomischer Instrumente, die nach dem Zeugnisse des Astronomen Regiomontan in Nürnberg besonders vortrefflich zu finden waren; die Drahtzieher und Saitenmacher, deren Gewerbe auch hier seinen Ursprung hat, da der Drahtzug eine nürnberger Erfindung ist; die Seidensticker, unter denen es sogar Einer dahin brachte, Porträts zu sticken; die Gold- und Perlensticker, deren Arbeiten so geschätzt waren, daß „fast sämmtliche Fürstenhöfe Deutschlands ihre kostbaren Staatskleider nirgendwo anders anfertigen ließen, als in Nürnberg“. **)

Offenbar spricht sich in diesem zweitgedachten Charakterzuge der alten Industrie wieder dasjenige aus, was die alte Zeit immer an den Nürnbergern besonders rühmte, der „nürnberger Witz“, der sich in dieser Beziehung als Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe charakterisirt, wie beim Handel als kaufmännische Gewandtheit und Spekulationsgeist. Durch diese eigenthümliche Begabung mußte das nürnberger Volk natürlich darauf geführt werden, sich auf die höhere Anforderungen stellende, darum aber auch besser lohnende Klasse von Gewerben zu werfen. Die Nürnberger prägten gleichsam ihren Witz zu baarem Geld und Silber aus, indem sie seinen Stempel den rohen Stoffen aufdrückten.

Andererseits ist aber auch leicht zu erkennen, wie diese so entschiedene und mit ihrem Wachsthume immer entschiedener werdende Richtung der nürnberger Industrie ganz von selbst und fast mit Nothwendigkeit zur Kunst hinführen mußte, wie diese als die zweite, sich aus innerer Fülle erschließende Blüthe derselben Kraft anzusehen ist, welche jene feinere Gattung von Gewerben hervorgetrieben hatte. Wir haben letztere oben als das Grenzgebiet der Gewerbe mit der Kunst bezeichnet. Man kann sie aber mit eben so viel Recht als gemeinsames Gebiet des Handwerks und der Kunst betrachten, und so wurde sie in der alten Zeit betrachtet. Die Kunst stand auf dem goldenen Boden des Handwerks, die Kunst galt sogar als Handwerk. Und diese innige Verbindung äußerte einen wohlthätigen Einfluß auf beide. „Der Künstler muß ein Handwerk haben, das ihn nähre“, sagt Goethe selbst von unserer Zeit, und die alten Künstler hielten sich nicht für zu vornehm, gelegentlich auch Handwerker zu sein, und standen sich gut dabei. Darum fühlte sich aber auch der Handwerker vornehm genug, in seinem Handwerke wie ein Künstler zu arbeiten, er verwandte darauf den Eifer, die Sorgfalt, ja die Liebe und Hingebung, wie der Künstler auf sein Kunstwerk, und die Arbeit wurde danach.

Wenngleich nun dieser Charakterzug des nürnberger Gewerbslebens hauptsächlich in der Begabung des Volkes gegründet ist, so darf doch andererseits der große Einfluß nicht unterschätzt werden, welchen auf seine frühzeitige und energische Entwicklung diejenigen beiden Länder ausgeübt haben, mit denen Nürnberg unter allen in dem lebhaftesten und frühesten Verkehr stand, Italien und die Niederlande. Jenes hatte zuerst unter den Ländern Europa's die Rebheit des Mittelalters abgeschüttelt, eine neue Kultur, die der modernen Zeit, bei sich entfaltet, dem Leben behaglichere, genußreichere und glänzendere Formen gegeben und insbesondere eine Gewerb- und Kunstthätigkeit erzeugt, die der ganzen Mitwelt zum Vorbilde diente. In den Niederlanden aber nahmen in Folge des zu immer großartigeren Verhältnissen sich gestaltenden Handels, des ungemeinen dadurch gegründeten Wohlstandes, und unter dem Schutze der prachtliebenden Herzoge von Burgund fast alle Zweige der Industrie, insbesondere die Luxusgegenstände producirenden Gewerbe einen solchen Aufschwung, daß sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit Italien zu wetteifern vermochten. So erhielt Nürnberg durch die electrischen Fäden seines Handels von Norden und von Süden unaufhörlich die erwärmenden und befruchtenden Strömungen, die in seiner Industrie den Kunsttrieb wachriefen. —

An diese Darstellung der Gewerbthätigkeit des alten Nürnbergs wollen wir jetzt eine Uebersicht über die des neuen anschließen. Wir finden im Allgemeinen, daß die beiden Charakterzüge der alten Industrie sich auch jetzt noch einigermaßen wieder finden. Ohne Einschränkung gilt das von dem zuerst gedachten, der Allseitigkeit. Richtig und hülfsich sagt Kohl irgendwo: „In England gibt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts Anderes fabricirt, als Baumwollen-Garnstöcken; und sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es gibt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Producirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaume, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen.

Es findet sich hier eine eben so bunte Menge von Gewerben, wie in den alten Nürnberg, ja sie ist gewiß der größern Ausdehnung, welche überhaupt die moderne Industrie im Vergleich mit der alten gewonnen, gewissermaßen noch mannigfaltiger zusammengesetzt. Denn was böte die alte Industrie, das sich mit einer Fabrik, wie die Klett'sche Maschinenwerkstätte und Eisengießerei, die an 2000 Arbeiter beschäftigt, oder mit der Frzgießerei von Burgschmiet vergleichen ließe? Und welchen Gegenstand bilden zu diesen wieder die Spielwaaren-, die Nachtlichter- und Dosenfabriken! Fast alles Material, vom härtesten und

*) Papst Leo X. ließ sich von dem berühmten Posaunenmacher Hans Neuschel († 1533) mehrere silberne Posaunen machen und den Künstler selbst nach Rom kommen.

**) Voigt, Blicke in das Leben Nürnbergs im 16. Jahrhundert. S. 19.

Digitized by Google

schwersten bis zum weichsten und leichtesten, wird hier zu den mannigfaltigsten Formen verarbeitet, die geringfügigsten und gewöhnlichsten Gegenstände und die nützlichsten, complicirtesten und kostbarsten werden hier verfertigt. Was die eigentlichen Fabriken betrifft, so sind die zahlreichsten die Tabaks-, die Draht-, die Spielwaaren- und die Spiegelfabriken, an welche sich die Spiegelglasschleifen anschließen, so wie eine Spiegeltelescopfabrik und die Bleistiftfabriken.

Weniger macht sich in dem Bilde, welches das Gewerbsleben Nürnbergs jetzt darbietet, der zweite Zug der alten Industrie, das Vorwiegen der feinern, der Kunst verwandten Gattung bemerklich, ist aber nichts deste weniger vorhanden, wenn wir blos auf die Gewerbe im engern Sinne des Worts, d. h. mit Ausschließung der Fabriken, Rücksicht nehmen. Denn fast alle diejenigen, welche wir oben als Vertreter dieser Art angeführt haben, sind nach und nach in dem neu verjüngten Nürnberg wieder aufgeblüht, und nur sehr wenige sind unbedeutend geblieben (z. B. das der Uhrmacher), oder fehlen jetzt ganz (z. B. das der Kompaßverfertiger).

Freilich das große Publikum weiß von der Existenz dieses Charakterzuges der nürnberger Industrie sehr wenig. Es kennt von derselben nichts so gut, als „nürnberger Bier", „nürnberger Lebkuchen" und die „nürnberger Waare", „den nürnberger Tand". Würdigt man jedoch diese scheinbar so trivialen und alltäglichen Dinge, denen das Loos zugefallen ist, die nürnberger Industrie im Auslande (d. h. außerhalb Bayerns) hauptsächlich zu vertreten und ihren Ruhm aufrecht zu erhalten, einer genauern Aufmerksamkeit, so gewinnen sie einen würdevollern, Achtung gebietenden Charakter. Was das Gewerbe der Brauer betrifft, so gehört es zu den ältesten Nürnbergs. Sie hatten sich an dem denkwürdigen Aufstande der Zünfte gegen die Patricier im Jahre 1348 nicht betheiligt; zum Lohne dafür erhielten sie eben so wie die sieben anderen treu gebliebenen Zünfte 1378 das Recht, aus ihrer Zunft ein Mitglied (einen „Genannten") in den kleinen Rath zu stellen, und dies Recht behielten sie, so lange Nürnberg eine freie Reichsstadt blieb. Bis zum 16. Jahrhundert braute man nur braunes Bier („rothes"). „Weißes ist erst 1541 in Nürnberg von einem Niederländer zu brauen angefangen worden. Dann kam später das Weizenbier auf, und von 1643 an braute man auf bayerische Art."

Auch die Lebküchner sind ein altes Gewerbe, und dazu hängt es seiner Entstehung nach höchst wahrscheinlich mit einer Eigenthümlichkeit der Gegend Nürnbergs in den ältesten Zeiten eng zusammen. Die großen Reichswaldungen, die rings um Nürnberg lagen, wurden nämlich in der Weise nutzbar gemacht, daß sie mit Bienenstöcken besetzt und zur Bienenzucht („Zeidelweide") verwandt wurden. In welcher Ausdehnung dies geschehen sein mag, erkennen wir daraus, daß die für die Wartung der Bienen angestellten Personen, die „Zeidler", gewissermaßen eine eigene Korporation mit eigener Gerichtsbarkeit, dem „kaiserlich befreiten Zeidelgericht" des Zeidelmeisters, und in Kriegszeiten eine eigene Miliz von Armbrustschützen bildeten, und daß die Gegend um Nürnberg „des Reiches Bienengarten" oder „Bienenkreis" von den Kaisern genannt wurde. Der seltsame Name für den Verwalter der kaiserlichen Renten und Gerechtsame unter den Hohenstaufen, buticularius, „Butigler", hängt auch wohl mit jener Bienenpflege zusammen, da dies Wort anfangs denjenigen Beamten bezeichnete, an welchen der Honig in „Butten", „Bottigen" (der Name dieses Bortes ist sehr vielen Sprachen gemein, der italienischen, spanischen, französischen, altgriechischen ꝛc.) abgeliefert werden mußte. Wie man nun den Honig zur Bereitung von Meth und zur Bierbrauerei benutzte, überhaupt aber im ganzen Mittelalter in Ermangelung von Zucker und bei den hohen Preisen aller Gewürze der Honig ein sehr beliebter Zusatz zu Speisen und Getränken war (auch zum Wein), so mußte man hier, wo er in solcher Menge und daher jedenfalls sehr billig zu haben war, auch sehr bald darauf verfallen, ihn mit Mehl zu verarbeiten und eine Art Brot daraus zu machen. So entstanden die Lebkuchen, die gewiß anfangs nichts weiter, als ein süßes Brot gewesen sind. Bis 1643 gehörten die Lebküchner zur Bäckerzunft, bildeten von da an aber ein eigenes Gewerbe.

Wir haben jetzt noch ein Wort über die Spielwaarenmanufaktur zu sagen. Sie ist eine äußerst wichtige im Umkreise der ganzen nürnberger Industrie. Die Hände, welche sie für Spielwaarenhändler arbeiten, sind außerordentlich zahlreich; die meisten Handwerke sind betheiligt bei diesem Geschäfte, und dazu liefert es den Unterhalt unzähligen armen Familien im Thüringerwalde und Erzgebirge, wo der größte Theil auf der Waaren gearbeitet wird, die von hier unter dem Namen „nürnberger Waare" in den Handel kommen. Die Fähigkeiten und Geschicklichkeiten aber, die zur Anfertigung und zum Vertriebe dieser Sachen erforderlich sind, dürfen durchaus nicht gering angeschlagen werden, und da sie rasch gearbeitet werden müssen, wenn irgend etwas daran verdient werden soll, so wird man begreifen, daß zu ihrer Verfertigung eine sichere und gewandte Hand gehört. Eine solche genügt aber nicht einmal bei den feineren und größeren Arbeiten (und fast eine jede der 10 bis 12,000 Arten dieser Gegenstände wird in verschiedenen Größen, aus verschiedenen, theureren und billigeren Stoffen, in feinerer und gröberer Arbeit ausgeführt); es sind Talente und Fertigkeiten erforderlich, die eine gewisse Kunstbegabung voraussetzen, und darum gehört die Spielwaarenmanufaktur zu derjenigen Klasse von Gewerben, die wir oben als die der Kunst verwandte bezeichnet haben. Wenn es nicht zufällig ist, daß die Ober-Ammergauer (im bayrischen Gebirge) durch die vollendete Darstellung der Passionsspiele sich eben so sehr auszeichnen, wie durch die vortreffliche Verfertigung von Spielwaaren, vielmehr diese beiden charakteristischen Richtungen ihrer Thätigkeit auf eine gemeinsame Kraft, den Kunsttrieb, zurückzuführen sind, dann wird es auch wohl nicht zufällig sein, daß der Ursprung der „nürnberger Waare" die Stadt ist, welche seit den ältesten Zeiten ihren Kunstsinn in der mannigfaltigsten Weise offenbart und gerade in den verwandten Gewerben von jeher so Bedeutendes geleistet hat.

Den nürnberger Tand in den Handel zu bringen, soll nun auch eine Aufgabe sein, die ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, da selbst diese Waaren, eben so wie alle anderen Dinge des täglichen Gebrauchs, der Laune der Mode unterworfen sind und, eben so wie alle anderen, eine stetige Veränderung durchlaufen, dazu aber kein anderer Gegenstand des nürnberger Handels ein so weites Gebiet beherrscht, die nürnberger Waare fast über die ganze civilisirte Welt verbreitet ist, selbst in die Hütte des Wilden ihren Eingang findet, und darum der Geschmack der einzelnen Nationen zu berücksichtigen ist. —

An diese Skizze der Gewerbe Nürnbergs müssen wir noch eine zusatzartige Bemerkung knüpfen.

Zu den Gewerben im weitern Sinne des Worts gehören auch der Garten- und Ackerbau, und es ist daher hier der Ort, zu besprechen, was Nürnberg auch in dieser Beziehung geleistet hat. Zu einer solchen, wenn auch kurzen Erörterung sind wir aber um so mehr verpflichtet, als wir ja oben von Nürnberg gerühmt haben, es habe eine so allseitige Thätigkeit entfaltet, daß eine jede Gattung von Städten es gewissermaßen für sich in Anspruch nehmen könne, und wir in der Ueberfülle über dieselben gleich neben den Handels- und Industriestädten die Ackerbau treibenden Städte genannt haben. Kann denn nun aber Nürnberg zu denselben gerechnet

Digitized by Google

werden? Gewiß nicht; nichts klarer als das. Und doch ist es eben so klar, daß man diese nicht im Einzelnen besprechen kann, ohne Nürnbergs zu gedenken. Wenn es irgend einen Strich Deutschlands gibt, der wegen seiner Anstrengungen, den unfruchtbarsten Sandboden in prachtvolles Aecker- und Gartenland umzuwandeln, und daraus die köstlichsten Früchte in der größten Mannigfaltigkeit zu ziehen, würdig ist, mit Ruhm genannt zu werden, so ist es Nürnberg mit seiner Umgebung. Wie unendlich mager der Boden hier überall war, davon legen die alten Chroniken und Urkunden (u. a. auch das große, oben erwähnte Privileg Kaiser Friedrichs II.) ein beredtes Zeugniß ab, und wie mager er noch immer über-all ist, wo ihn die menschliche Hand nicht unter ihre Pflege genommen hat, zeigen alle Wälder rings umher, in denen nur Nadelholz genügende Nahrung findet, das Laubholz aber nur kümmerlich fortkommt. Und was hat der Nürnberger Fleiß aus dieser Sandwüste gemacht? Die Antwort finden wir auf der Freiung der Burg, wenn unser Auge in dem großen herrlichen Garten- und Ackerlande schweigt, das uns auf allen Seiten umgibt, und darin an 25 wohlhabende Dörfer unterscheidet, und eine noch verständlichere auf dem sogenannten grünen Markte der Stadt, wo an den Markttagen die Erzeugnisse jenes Landes zu einem höchst fesselnden, bunten Bilde sich vereinigen, voldicker Spargel, Blumenkohl, dessen Krone einen Fuß im Durchmesser hat, die kolossalsten Selleriewurzeln, riesige, zwei bis vier Pfund schwere Rettige und sogar Artischocken, kurz alle Gemüsearten in einer Größe und Schönheit, daß die von der Natur am reichsten bedachten Gegenden Deutschlands etwas Vollkommeneres nicht aufzuweisen haben. Zum größten Theile kommen diese Gemüse aus dem nördlich von der Pegnitz gelegenen, besonders stark damit bebauten Lande, das daher schon seit alten Zeiten den Namen „Knoblauchsland" trägt. Der Obstbau soll zwar weniger gedeihen, weil die fruchtbar gemachte Ackerkrume dafür zu dünn ist. Es steht jedoch fest, daß schon im 16. Jahrh. Pfropfreiser verschiedener Fruchtbäume von nürnberger Gärtnern weit verschickt wurden, z. B. bis nach Königsberg an den Herzog Albrecht von Preußen *).

Es liegt nun aber auf der Hand, daß der Ruhm dieser Erfolge im Anbau ihrer Umgegend durchaus der Stadt Nürnberg als solcher gebührt, und daß diese Erfolge nicht übergangen werden dürfen, wenn es sich darum handelt, zu erörtern, was Nürnberg auf den verschiedenen Bahnen des Lebens geleistet hat. Denn, wie wir es früher weitläufiger ausgeführt haben, war nicht der Ackerbau die Grundlage des Gemeinwesens, sondern die Gründung der Burg war die Veranlassung zur Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern, und erst die durch den Handel und die Industrie geschaffene Stadt besaß die Kraft, den unfruchtbaren Boden zu kultiviren. Der Handel und die Industrie haben also hier den Ackerbau geschaffen, und darum sind seine Triumphe die Ehre der Stadt. —

*) Voigt, a. a. O. S. 59.

Neue Beweise für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts.

Die Controverse über den bei Abbeville gefundenen menschlichen Unterkiefer. — Neue Nachgrabungen und wichtige Funde.

In den ersten Monaten des Jahres 1863 erhob sich ein sehr heftiger Streit unter den Gelehrten, der nach und nach immer verbissener wurde. Man hatte früher zu verschiedenen Zeiten, zusammen mit fossilen Knochen längst ausgestorbener Thierarten, auch Menschenknochen und Erzeugnisse menschlicher Arbeit gefunden. Die Wichtigkeit dieses Fundes wurde aber nicht nach Gebühr beachtet; man meinte, daß diese Knochen nicht vom Menschen herrühren, besonders nachdem kein geringerer Mann als Cuvier, der unter den vergleichenden Anatomen und Zoologen in erster Linie stand, rundweg erklärt hatte, daß Reste von Menschen niemals mit wahrhaft fossilen organischen Resten zusammen vorkämen.

Nun sind aber Menschenreste, deren Aechtheit durchaus keinem Zweifel unterliegt, aufgefunden worden, in Gemeinschaft mit ausgestorbenen Thierarten, mit versteinerten Thierknochen unter denselben Verhältnissen der Lagerung, in Schichten, deren hohes Alter gar nicht in Abrede gestellt werden kann. Cuvieri Ansicht wurde in handgreiflicher Weise über den Haufen geworfen; die Funde erregten immer mehr Aufmerksamkeit und man begann methodische Nachgrabungen und Forschungen anzustellen, welche schon jetzt ungemein wichtige Ergebnisse geliefert haben.

Also Cuvier hatte geleugnet, daß Menschen jemals mit „wahrhaft fossilen organischen Resten" vorkommen. Er verstand darunter solche Ueberbleibsel von Thieren und Pflanzen, welche nicht durch die noch jetzt fortgehenden Veränderungen der Erdoberfläche (z. B. Einstürze, Anschwemmungen, Ausfüllungen von Felsspalten, Torfbildung in Morästen, vulkanische Ausbrüche rc.) verschüttet worden sind, sondern durch frühere Erdrevolutionen, welche er sich als zumeist sehr gewaltsam dachte. Dagegen räumte er ein, daß solche Thiere, deren Reste man ganz oberflächlich im lockern Boden oder in Torfmooren finde (z. B. zwei Ochsenarten, den Riesenhirsch in den Torfmooren Mitteleuropa's und ähnliche), obwohl sie längst ausgestorben sind, wohl mit den Menschen zusammengelebt haben und in historischer Zeit untergegangen sein könnten. Die meisten ausgestorbenen Thierarten, meinte er, seien durch „Erdrevolutionen verschüttet", und daß Menschengeschlecht wäre erst erschaffen worden, nachdem jene Erdrevolutionen ihr Ende gefunden hätten. Dann sei eine allgemeine Ruhe auf der Erde eingetreten oder doch eine im Allgemeinen nur sehr langsame Veränderung.

Diese Ansicht hat, wie bemerkt, gar keinen Halt, und durch das Auffinden eines fossilen menschlichen Unterkiefers in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon ist sie nun ein für allemal völlig beseitigt worden. Aber ist der Unterkiefer wirklich fossil, liegt hier nicht etwa Irrthum oder Betrug zu Grunde? Um diesen Cardinalpunkt drehte sich die Controverse, welche sich einen Austrich nationaler Eifersucht bekam. Der berühmte Geograph und Anthropolog K. E. v. Baer hat die Hauptpunkte in einem vortrefflichen Aufsatz über „Die frühesten Zustände der Menschen in Europa" (St. Petersburger Kalender für das Jahr 1864) übersichtlich dargestellt; wir wollen seiner Schilderung folgen und dann Angaben über die neuesten Funde hinzufügen.

In der Picardie im Thale der Somme, besonders in der Umgegend von Amiens und Abbeville, hatte man einige Klafter unter der Bodenfläche, aber auch mehrere Klafter über dem jetzigen Wasserspiegel des Flusses, roh behauene Feuersteine, aber auch Knochen vom Mammuth, vom fossilen Nashorn und anderen großen Thieren in einer Erdschicht bemerkt, welche man zu den Diluvialgebilden (Schwemmgebilden) rechnet, d. h. zu solchen, die sich jetzt nicht mehr absetzen, sondern die

Digitized by Google

man sehr gewaltigen Bewegungen großer Wasser- oder Eismassen zuschreibt. Diese Schicht enthält viele durch lange Bewegung abgerundete Steine, Rollsteine; sodann Kies und Sand; an der Somme liegt sie unmittelbar auf Kreide auf. Ein Geologe in Abbeville, Boucher de Perthes, erklärte schon 1838, daß die behaunenen Feuersteine ein Werk von Menschenhand seien, und er sammelte eine große Menge derselben. Viele Jahre vergingen, ohne daß man seinem Fund eine erhebliche Beachtung schenkte; er aber setzte seine Nachgrabungen fort und stellte die Ergebnisse in einem Werke zusammen, das sich Aufmerksamkeit erzwang. Viele Geologen indeß, voran die englischen, welche sich in Neuseeland nur schwer finden, erklärten, die Steine seien von jetzt lebenden Arbeitern zurecht gemacht und hineingeheim in die alte Schicht eingeschoben; die Sache laufe also auf eine Täuschung hinaus. Andere nahmen an, die alte Schicht sei durch spätere Ereignisse „irgend einer Art" in Bewegung gebracht und mit fremden Massen gemischt worden; Einige stellten die noch wunderlichere Ansicht auf, daß die Absplitterungen der Feuersteine wohl durch die Natur selbst bewirkt wären, und daß Menschen gar keinen Antheil daran hätten. Nun mußte aber schon 1859 Lyell zugeben, daß jene Schicht gar keine Spur von späterer Störung zeige; die Feuersteine seien, so wie wir sie sehen, von Menschen geformt; man träfe dieselben, wie er sich mit eigenen Augen überzeugt habe, in situ, in ihrer ursprünglichen Lage. Man hatte nun an der Somme schon weit über einhundert solcher von Menschenhand gestalteter Feuersteine gefunden, aber Knochenreste von Menschen noch immer nicht. Letztere mußten dagewesen sein, aber wo waren die Knochen geblieben? Etwa durch die lange Zeit zerstört worden? Aber die härteren Knochen, besonders die völlig gesunden Zähne, können sich in trockenem Boden und in entscheidenen Torfbildungen sehr lange erhalten. Sind nun, fragte man in Hinblick darauf wiederum, die bearbeiteten Feuersteine nicht etwa ein modernes Fabrikat? Die Akademiker hatten noch Zweifel über Zweifel.

Boucher de Perthes war inzwischen unermüdlich, und seine Ausdauer verdient unsere volle Hochachtung. Er setzte Preise aus für die Entdeckung von Menschenknochen auch, denn es war seine feste Ueberzeugung, daß man dergleichen finden müsse.*)

Am 28. März 1863 wurde bei Moulin Quignon ein halber Unterkiefer gefunden, in welchem noch ein Zahn saß, außerdem noch ein einzelner Zahn, beides tief unten in der Schicht zugleich mit bearbeiteten Feuersteinen. Der Fund wurde bald bekannt, Naturforscher zunächst aus Frankreich und England kamen, um ihn zu betrachten. Der pariser Anthropolog Quatrefages und der londoner Geolog Falconer waren gleichzeitig in Abbeville, untersuchten den Unterkiefer und einigten sich dahin, daß er sowohl wie der einzelne Zahn einem Menschen angehöre. Nach einiger Zeit erklärte Falconer, daß alle Funde an der Somme ein Betrug seien. Und doch war der Zahn ihm anvertraut worden, er hatte denselben aufgefügt und gefunden, daß die dunkle Färbung, welche der Zahn äußerlich aufweist, ihn nicht ganz durchdrungen hatte. Chemische Untersuchungen ergaben, daß außer den erdigen Theilen im Zahn noch viel thierische Substanz enthalten war, die bei längerem Aufenthalt in der Erde gewöhnlich verloren geht. Die Arbeiter hätten wohl, so behauptete Falconer, Zahn und Unterkiefer aus irgend einem Grabe genommen, mit der Erdmasse der Schicht bekleidet und dann eingegraben. Auch die Feuersteingeräthe seien gar nicht so alt.

Zu Folge dieser Behauptungen wurde er von Quatrefages aufgefordert, mit anderen Männern der Wissenschaft noch einmal nach Abbeville zu gehen, damit abermals eine gründliche Untersuchung vorgenommen werden könne. So kamen die Engländer Falconer, Carpenter, Busk und die Franzosen Quatrefages, Lartet und Milne Edwards zusammen; vorläufig in Paris, wo sie zunächst die Feuersteine prüften; die Engländer sprachen sich für die Unächtheit, die Franzosen für die Aechtheit aus. Dasselbe war bei den Prüfungen des Zahns der Fall. Die letzteren legten Zähne von unbezweifelt ausgestorbenen Thieren vor, in welchen thierische Substanz noch in großer Menge vorhanden war. Die Engländer hatten einige Unterkiefer aus gewöhnlichen Gräbern mitgebracht, um zu zeigen, daß diese dasselbe Aussehen hätten, wie der bestrittene Unterkiefer. Der letztere wurde aufgefügt. Beide Theile konnten sich jedoch nicht einigen und beschlossen, nach Moulin Quignon zu gehen, um dort die allersorgfältigsten Untersuchungen anzustellen.

Es kam vor allen Dingen darauf an, „Betrug" zu verhüten; deshalb gab man den bisherigen Arbeitern gar keine Nachricht von dem, was drabsichtigt wurde, miethete aber eine beträchtliche Anzahl Anderer, um rasch eine große Erdmasse in einem Tage bewegen zu können, und stellte zuverlässige Aufseher an. Die Naturforscher kamen und überzeugten sich, daß in dem zu Tage geförderten Rande der Geröllschicht nie zuvor eingegraben oder eingebohrt worden war. Dann begann die Arbeit. In Gegenwart von 20 Naturforschern fand man fünf Feuersteinkeile in ihren bisher durchaus verdeckt gewesenen Lagen und vier derselben hatten alle die Anzeichen, welche man in England als Merkmale der Unächtheit hingestellt hatte. Nun konnten auch die Engländer nicht mehr umhin, die Aechtheit anzuerkennen, und damit fiel auch der Grund hinweg, den Unterkiefer für unächt zu halten. Boucher de Perthes feierte, gerade 25 Jahre nachdem er seine Untersuchung begonnen, die Auferstehung seines fossilen, „vorweltlichen" Menschen. Die „Gelatinthcorie" Falconers erhielt gleichfalls den Abschied; man weiß nun mit Sicherheit, daß auch in sehr alten Knochen und Zähnen noch eine beträchtliche thierische Substanz enthalten sein kann, wenn der Zutritt der Luft sehr erschwert ist.

Um aber doch den im Grunde nun abgemachten Streit noch etwas weiter auszuspinnen, erhob der Geolog Elie de Beaumont allerlei Einwendungen, die aber nicht Stich hielten. Die Schicht des Schwemmgebildes in der Somme sei gar kein eigentliches Diluvium, sondern eine „bewegliche Schicht auf Abhängen"; sie bestehe aus Ablagerungen, welche durch Regengüsse, Schnee und dergleichen fortbewegt würden; diese könnten Trümmer aus allen Formationen enthalten, darunter auch Thierknochen. Diese durch Wasser fortbewegten Steinmassen seien an der Somme durch spätere Erdschichten bedeckt worden. Beaumont hält noch die veraltete Hypothese Cuviers fest, „daß das Mammuth nicht gleichzeitig mit dem Menschen gelebt habe". Bart findet das „etwas auffallend" und sagt hinzu: — „Es scheint fast, daß Herr Elie de Beaumont auch unter dem Eindrucke gestanden habe, als ob durch die neuen Beobachtungen der Satz: der Mensch sei das letzte Glied der Schöpfung, umgestoßen sei. Allein davon ist ja nicht die Rede. Noch hat Niemand einen Beweis, ja nur eine Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß nach dem Menschen neue Thierformen erschienen. Nur davon ist die Rede, daß der Mensch mehr Thierarten vorgefunden hat, als man lange Zeit glaubte.

A.

---

*) Karl Vogt (Vorlesungen über den Menschen, II. S. 51) bezeichnet den Mann als „den verdienstvollen, aber freilich oft sehr übereifrigen und phantastischen Alterthumsforscher von Abbeville"; aber dieser B. de Perthes hat seine großen Verdienste, und seine Begeisterung ist am Ende doch belohnt worden. Mit platter Nüchternheit wäre es nicht weit gekommen, und wir wüßten nichts vom Unterkiefer von Moulin Quignon. Es ist, wie Vogt erzählt, mit seinem Feuersteinfunde förmlich betteln gegangen von Thür zu Thür, ohne Gehör zu finden; erst wurden einige Naschaaren, dann ein paar Engländer aufmerksam; nun bethätigte den Fund und schlug endlich Lärm.

A.

Seit dem Spätherbste des Jahres 1863 bis zum Mai 1864 wurde in den Kiesgruben von Menlet Quignon nicht gearbeitet, und Boucher de Perthes konnte deshalb seinerseits ungestört

Digitized by Google

seine Nachforschungen fortsetzen. Er hat sehr wichtige Resultate erzielt. Arbeiter waren gar nicht zugegen, Boucher de Perthes sah Alles in situ und nahm, was er fand, mit eigener Hand heraus.

In einem Berichte der Zeitung „Abbevillois" vom 19. Juli (Anthropological Review Nr. 6, August 1864, S. 220 ff.) finden wir die folgenden Angaben.

Man hatte sich überzeugt, daß die Knochenreste gewöhnlich in sandiges Agglomerat eingeschlossen sind, und so kam es, daß sie sehr oft der Aufmerksamkeit der Geologen und auch der Arbeiter sich entzogen. Man konnte von diesen „versauten Kieselsteinen", caillous pourris, kaum noch etwas deutlich erkennen. Anatomen erklärten, daß hier allerdings organische Ueberreste vorlägen, dieselben seien aber zu sehr zersetzt und zerbrochen, als daß man etwas Genaueres bestimmen könne.

Nun machte aber Boucher de Perthes im Juni und Juli 1864 in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon mehr als 40 neue Ausgrabungen. Dabei fand er zahlreiche Bruchstücke von Menschen- und Thierknochen in situ. An einer Stelle von zwei bis vier Metres, in einem zuvor niemals berührten Boden, in dem weder von Erdstürzen, noch von Erdspalten oder auch nur Sandbohrlöchern eine Spur zu bemerken war. Um jeden Vorwand, daß hier „Betrug" vorliege, von vorne herein abzuschneiden, bat er zunächst den Vorsteher des Stadtkrankenhauses zu Abbeville, Doctor Dubois, an einer Ausgrabung Theil zu nehmen. Bei derselben fand man in zwei Metres Tiefe viele Knochen, die jedoch so klein waren, daß man sie nicht näher bestimmen konnte; aber 60 Centimeter tiefer sah Dubois einen acht Centimeter langen Knochen und erkannte in demselben ein menschliches os sacrum. Eine weitere Nachgrabung fand am andern Ende der Kiesgrube statt, in einem Lager von gelblich grauem Sande, wo das braune Gerölle so hart lag, daß man sich der Hacke bedienen mußte. In diesem fand man in situ einen Menschenjahn, den Perthes eigenhändig herausnahm und dann von seiner erdigen Umhüllung befreite. Am 1. Mai fand man drei sehr beschädigte Schädel, wahrscheinlich vom Menschen, und ein Stück von einem Menschenzahne. Am 12. Mai betheiligte sich auch Herr Herisent Duval, Besitzer der Kiesgrube, bei den Nachforschungen; man fand in einer Tiefe von 2 M. 30 C. das Bruchstück eines Menschenschädels. Am 17. Mai wurden auch Herr Martin, Pfarrer von St. Gilles, früher Professor der Geologie am Seminar von St. Riquier, und der Abbe Dergny hinzugezogen. Sie überzeugten sich, daß die Stelle, an welcher gegraben worden sollte, durchaus unangetastet war, und als die Arbeit begonnen hatte (sohnartheirer waren auch jetzt fern gehalten worden), kam ein menschlicher Schädel zu Tage, an welchem sich eine seltsame Depression des obern Theils wahrnehmen läßt. Die anwesenden Forscher waren nicht im Zweifel, daß er gleichalterig mit dem Schwemmgebilde selbst sei.

Am 9. Juli war eine ganze Commission versammelt; außer den schon genannten Männern betheiligten sich der Vicebürgermeister von Abbeville, der Bürgermeister von Laviers, der Advocat Calen und der Buchhändler Marcotte, der zugleich Inspector des städtischen Museums ist. Man fand eine große Menge Menschenknochen in situ. Am 16. Juli zog man noch sieben andere Männer hinzu, insbesondere den pariser Geologen de Mercey, und grub nun, bis man auf das Kreidelager kam. Dabei fand man wieder sehr viele Menschenknochen, alle in situ; einer dieser Knochen lag unmittelbar auf der Kreide. Alles wurde sorgfältig gesammelt.

Boucher de Perthes hat auch Seemuscheln gefunden, die dermaßen abgerollt sind, daß sie fast aussehen wie kleine weiße Kieselsteine. Sie lagen in der braunen und in der grauen Schicht, 1½ bis 3 Metres tief. Unter den Menschenknochen befanden sich zwei Fragmente von einem Oberkiefer und ein fast unversehrter Unterkiefer; der letztere gleicht in Gestalt sehr dem vielbesprochenen, welcher am 28. März 1863 zu Tage gefördert wurde. Jener lag in 4 M. 30 C. Tiefe und 20 M. von der Stelle, an welcher der letztere aufgefunden wurde.

Das sind die Ergebnisse der neuesten Nachgrabungen bei Moulin Quignon; gewiß werden sie abermals eine lebhafte Erörterung veranlassen.

A.

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von **Karl Andree.**

II.*)

Vor ein paar Jahren veröffentlichte der Gorillajäger du Chaillu umfassende Nachrichten über das merkwürdige Volk der Fan's, welche am Gabon wohnen (Globus I, S. 43 ff.). Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit, aber Viele waren geneigt, sie für übertrieben zu halten und die Erzählungen über den Kannibalismus dieser Menschen in das Bereich der Fabeln zu verweisen. Nun sind uns die Fan's näher bekannt geworden, und die Berichte Burtons und Winwood Reade's bestätigen im Wesentlichen die Angaben des Gorillajägers.

Consul Richard Burton, der vielbewährte Reisende, fuhr im April 1862 den Gabon hinauf.**) Dieses „Wasser von Mpongue" bildet sich bei Inenge Nenge, d. h. Insel, aus zwei Armen. Der Nkomo kommt aus N.N.O., und der weniger bedeutende Mbokue, welchen Burton verfolgte, aus N.O. An seinen Ufern wohnen Bakele (oder Balalai; wir haben sie in dem oben erwähnten Aufsatze näher geschildert) und Fan's. Der Reisende ging in einem ihrer Dörfer, Mayyang, ans Land. Dasselbe besteht, gleich den Ortschaften der Mpongue, aus einer Reihe von Hütten zu beiden Seiten und zieht sich eine gute Viertelstunde Weges in die Länge. Die Leute waren nicht etwa Neger nach der Art jener im Nigerdelta, sondern schön und schlank gewachsene Menschen, in deren Gesichtsausdruck etwas Mildes und Sanftes lag; manche waren so hellfarbig, daß man sie für Südeuropäer hätte halten können; seiner erschien so dunkel, wie ein Guinea- oder Congo-Neger, und der Typus bei weitem nicht so negerartig, wie bei den Mpongue (Pongos). Aber sie feilen die Zähne spitz, und ihr Kopfputz nimmt sich eben so mannigfaltig als wunderlich aus. Das Haar ist nicht so kurz und wollig, wie bei den eigentlichen Küstenvölkern und fällt bei Manchen bis auf die Schultern hinab. Theilweise können die Fan's dasselbe flechten, in große Knoten legen oder ihm eine hornartige Gestalt geben. Manche machen sich auch Zöpfe, die aber nicht mit Band oder Bast umwickelt, sondern in den Hals einer Bordeauxweinflasche

*) Vergl. Globus Bd. VI, S. 375.
**) Anthropological review, I, S. 435 ff. London 1863.

Digitized by Google

gesteckt werden. Oben auf dem Kopfe prangt bei den Kriegern ein Federschmuck.

Die Hauptzierde der Fan's ist also hell, „durchschnittlich wie Kaffee mit Milch"; die dunkelfarbigen stammen von Sklaven ab. Im Tättowiren halten diese Leute Maaß; nur die Männer tättowiren sich auf der Schulter, sonst nicht; aber ein ächter Stutzer reibt Fett in die Haut ein und bestreut sie mit gepulvertem Gambeju. Die spärliche Körperbekleidung besteht aus Thierfellen, seltener aus Baumwollenzeug, der Schmuck aus Glas- und Porzellanperlen. Lieblingswaffe ist der Speer, der oft eine seltsame Gestalt hat; dazu kommen die Streitart und ein Messer, das meist breit als lang ist und in einer verzierten Scheide steckt. Bogen und Pfeile sind unbekannt, nicht aber eine Art Armbrust und vergifteter Bolzen. Die Krieger tragen kleine zugespitzte Stecken, die gleichfalls vergiftet sind und in die Erde gesteckt werden, damit der verfolgende, unkundige barfüßige Feind sich dieselben beim Auftreten ins Fleisch renne.

Die erste Kunde, welche wir über die Fan's haben, reicht nicht über das Jahr 1842 hinaus. Damals kamen sie von Osten her über die Sierra del Crystal, „diese westafrikanischen Ghat's" und verdrängten die Balele und Mpongue am obern Gabon; jetzt sind sie schon bis ans Meer vorgerückt. Sie waren auf ihrem Zuge aus dem Innern her von einem verwandten Stamme, den Osheba's,*) begleitet, und ohne Zweifel haben sie ihre Wanderung nach Westen angetreten, weil sie von anderen, seither nirgends genannten Völkern gedrängt wurden, den Okana, dann den Yesa und zuletzt den Seufoda. Ueber die Stämme, welche weiter landein wohnen, konnte Burton keine Kunde erhalten, wie denn überhaupt alles Land östlich von dem Anbegimi des Gabon noch ganz unbekannt ist; es bildet auf den Karten einen weißen Fleck. Die eben genannten Völker sollen sehr kriegerisch, aber dabei gastfreundlich sein.

Livingstone hat einmal die Behauptung ausgesprochen, daß niemals ein afrikanischer Stamm ausgestorben oder untergegangen sei; aber sie ist durchaus irrig, und gerade das Gegentheil ist der Fall. Namentlich in der Gegend, welche wir hier im Auge haben, sind die Stämme an der Küste selten alteinheimische Völker, sondern in verhältnißmäßig junger Zeit aus dem Innern in die Gebadegegend gekommen. Sie werden durch die Berührung mit europäischen und asiatischen Civilisation demoralisirt, entarten und sterben allmälig aus. So sind am Alticalabar die Mpongue und Gisk während der letztverflossenen 50 Jahre sehr beträchtlich zusammengeschmolzen, und wahrscheinlich werden sie vor dem Jahre 1900 entweder erloschen oder doch in anderen Stämmen aufgegangen sein.

Was den Namen der Fan's anbetrifft, so werden sie von den Mpongue am Gabon als Mgangue bezeichnet, von den Europäern als Pahuins. Das Eine wie das Andere ist unrichtig, sie selber nennen sich Panne, Fanue oder Faug; das ng wird fast ganz durch die Nase gesprochen; im Plural Ba Faug. Ihre Sprache gehört der großen Aequinoctialgruppe der südafrikanischen Sprachen an, ist sanft und weich, wird aber mit harter Stimme fast schreiend herausgestoßen.

Aber woher kamen diese Fanue? Winwood Reade erhielt darüber im Dorf Ilsongue am Ntomo folgende Angaben, welche als Ueberlieferung im Volke selbst gelten können. Der älteste Mann im Dorf erzählte ihm, oder vielmehr seinem Dolmetscher, Folgendes:**)

*) Das ist auch Servals Ansicht. (Petbme VI, S. 378).

**) Savage Africa; being the narrative of a tour in equatorial, South-western and north-west Africa; with notes on the habits of the Gorilla; on the existence of unicorns and tailed men; on the slave trade; on the origin, character and capabilities of the Negro, and on the future civilisation of western Africa. By Winwood Reade. London 1863. 8. (Mit Abbildungen.)

Das Volk in dieser Ortschaft hier kam aus einer Gegend, die Binja heißt und weit entfernt liegt. Dort war Alles Wald, wie hier am Ntomo. Der Nji (Gorilla) war so häufig, daß man in den Dörfern seinen Schrei hören konnte. Der Alte hatte nie gehört, daß der Nji einen Menschen getödtet habe; der Leopard thue das aber, auch wohl der Elephant, wenn er verwundet sei. Die Thiere leben dieselben in Binja, wie am Ntomo; nur lebe dort eine Art Hasen mit buschigem Schweife. Das Volk bekleide sich hinten und vorne mit einem Schurz aus Ziegenfellen. Sie waren Kannibalen; Ziegen und Hühner waren in Menge vorhanden; die jungen Männer kauften ihre Frauen für Ziegen und Hühner. Aus Binja kamen Eisen und Elfenbein. Die Fanue sind zu Fuß durch den Wald gewandert; sie hatten eine große Menge getrockneter Bananen gesammelt und auch noch andere Früchte und Maniokmehl. Während der Wanderung verdunkelte sich der Mond 11 Mal. Sie wanderten immer drei Tage hintereinander und rasteten dann zwei Tage. In Binja war ein Fluß etwa von der Breite des Ntomo bei Ilsongue; er heißt der Wola. —

Diese Angaben sind mager genug, sie zeigen aber, wie sich das Volk der Fanue seine Wanderung vorstellt. Sie haben, nach Burton, fast ununterbrochen Krieg und Fehde; das ist afrikanische Art, „auch da, wo der europäische Sklavenhandel ganz unbekannt ist". Aber die Gefechte sind nicht blutig; ein paar Krieger fallen, werden regelrechtzopft, aufgefressen, und damit hat der Kampf bis auf Weiteres ein Ende. Kann man nicht den ganzen Körper fortschaffen, so begnügt man sich mit einem Bein oder mit zweien. Burton sagt, der Kannibalismus der Fan's habe an sich nichts Auffallendes, da er sich auf das Verzehren erschlagener Feinde beschränke; derselbe Brauch herrscht ja überhaupt vom Nun im Nigerdelta bis hinunter nach Gonge; wie weit er von dort nach Süden hin reiche, wisse er nicht. Am Niger und am Braß-River machen die Leute auch gar kein Geheimniß daraus; „in Benny habe ich selber mit angesehen, wie sie Menschenfleisch aßen; aber die Stämme am Alt-Kalabar verabscheuen den Brauch, der dagegen bei ihren nordwestlichen Nachbarn, den Ibo, stark im Schwange geht und bei den Dualla's am Cameroues zu den landesüblichen Sitten gehört. Die Mpongue verschmähen sogar den Tschimpanse-Affen, aber die Fan's verzehren ihre Feinde". Sie bringen den erschlagenen Feind in eine außerhalb des Dorfes liegende Hütte, und dort wird er von Männern aufgegessen; den Kochtopf zerbricht man.

Burton sagt, man habe nie Menschenknochen in einem Dorfe bemerkt, er weicht also ab von Du Chaillu, der eine Frau gesehen haben will, welche einen Mannsschenkel kaug. und hinzufügt, daß vor den Hütten da und dort Menschenknochen gelegen hätten (Globus I, S. 47). Die Kranken werden nicht aufgegessen, die Todten anständig begraben, wenn sie keine Sklaven sind, denn diese wirft man ohne Weiteres in den Wald. Den Häuptling wickelt man in eine Matte und scharrt ihn insgeheim bei, damit nicht aus irgend einer seiner Gliedmaßen ein „starker Fetisch" gemacht werde. „Gefangene erfahren eine fürchterlich grausame Behandlung, und Kinder lecken das Menschenblut vom Gebeilen auf. Die eigenthümliche Entwicklung des Zerstörungssinnes im afrikanischen Hirn und Schädel ist eine merkwürdige ethnologische Erscheinung; Grausamkeit scheint diesem Afrikaner ein Lebensbedürfniß zu sein. Seine böseste Freude besteht darin, Schmerz und Pein zu verursachen und zu tödten. Seine religiösen Bräuche sind immer in ganz unnützer

Weise blutig. Man sehe nur beispielsweise die Esik oder die Altkaladarefen an. Seit 200 Jahren stehen sie in Berührung mit Europäern, die gar kein Interesse daran gehabt haben, solche Gräuel aufzumuntern, denn diese bringen ja keinen Profit; aber die ärgsten Wilden können nicht so schauderhaft grausam sein, wie jene 6000 armseligen Menschen. Ich kann nicht glauben, daß diese abnorme Grausamkeit lediglich das Ergebnis der Uncivilisation sei; sie erscheint mir vielmehr als das Werk einer äußerst rücksichtslosen Entwicklung, bei welcher der Mann so blutdürstig ist, wie das fleischfressende Thier."

Die Fan's sind reichlich mit Nahrungsmitteln versehen; sie essen alle Tage Fleisch von Hunden oder Ziegen, Fische und Hühner; für den Hunger auf Fleisch haben sie einen besondern Ausdruck in ihrer Sprache. Rindvieh ist noch nicht eingeführt worden, aber in den Wäldern wird der wilde Büffel gejagt. Europäer verkehren lieber mit den Fan's, als mit den Mpongue, denn jene haben noch nicht Zeit gehabt, so durch und durch verderbt zu werden, wie die Stämme, welche schon länger von unserer „Civilisation" angefressen worden sind; sie kennen noch eine Art von Keuschheit; es gilt für Beleidigung, einen Mann als Lügner oder Feigling zu bezeichnen, oder Aeltern von seiner Mutter zu reden. Aber tapfer kann man sie eben so wenig nennen, wie andere westafrikanische Völker. Sie betrinken sich gern, sind aber noch nicht durch den Genuß geistiger Getränke zerrüttet. „Ich habe jedoch gesehen, daß ein Mann sich am Boden wälzte und mit der Zunge die gelbe Erde beleckte; er hatte Zuckungen und schmachtete vor Durst, und doch hatte er nur ein einziges Glas Rum getrunken; aber freilich war sie für „Rum"! Es ist ein nichtswürdiges Treiben, verfälschten Branntwein, Waffen und Schießbedarf an dieser Küste zu verkaufen. Ich begreife nicht, wie Leute, welche ihre Bibel lesen und regelmäßig am Sabbath die Kapelle besuchen, eine solche Niederträchtigkeit mit ihrem Gewissen vereinigen können!"

Die Fan's machen sich wenig aus Zucker, lecken aber gern Salz. Sie sind gute Jäger und fürchten sich weder vor dem Elephanten, noch dem Pipporotamus oder dem Gorilla; ihr Reichthum besteht in Eisen, und sie sind in der Bearbeitung desselben nicht ungeschickt. —

Wir wollen diese Mittheilungen noch durch einige Züge aus Reade ergänzen, welcher an dem andern Quellarme des Gabon, dem Akonua, die Fan's aufsuchte. Er lernte dort einen Händler kennen, welcher für einen europäischen Kaufmann, der an der Mündung des Gabon eine Faktorei hat, bei den Wilden Elfenbein und Ebenholz einhandelt. Auch Burton hatte diesen Mulatten, Namens Tibbet, kennen gelernt und schildert ihn als einen „höchst intelligenten farbigen Mann aus den Vereinigten Staaten". Durch Reade erfahren wir, daß Tibbet sich in Afrika den Landessitten anbequemt habe, indem er dem Christenthum den Abschied gab und sich nicht weniger als 15 Frauen zulegte! Im Dorf Olenga staunten die Fan's den weißen Mann wie ein Wunder an; vor allen Dingen begriffen sie nicht, daß er längere Zeit, allem Anschein nach zwecklos, auf- und abging; der Afrikaner hat nämlich keinen Begriff vom Spazierengehen. Drei junge Mädchen waren anfangs erschrocken, als der Fremde ihnen entgegen trat, aber nach einiger Zeit überwanden sie ihre Angst, sprachen lebhaft mit einander und kamen näher. Die Eine betastete den Rock, und als ihr das nicht schadete, kamen auch die beiden Anderen mit Katzentritten dicht heran; schließlich ergriffen sie die weißen Hände und strichen darüber hin und her; dann wagten sie sich auch an das Gesicht und das weiche Haar; doch am meisten Verwunderung erregte der Rock, der ja nicht zur Haut gehörte.

Am Abend war Vollmond, der mit Musik und Tanz begrüßt wurde; die Männer kamen aus dem Wald und stimmten eine Art von feierlichem Gesang an, dem aber alle Melodie fehlte. Die ganze Nacht hindurch war keine Ruhe.

Weiter oben haben wir gesagt, daß die Fan's ihre Zähne spitz zugefeilt haben. Dieser Brauch kommt auch bei vielen anderen Stämmen vor, doch nicht in gleichförmiger Weise; denn während Einige die Vorderzähne in der Art anfeilen, daß sie einem offenen Dreiecke gleichen, werden sie von Anderen so zugespitzt, daß sie aussehen wie Hai-fischzähne oder eine Art von Säge bilden. Manche Stämme, vorzugsweise in Südafrika, namentlich am obern Bahr el Abiad, brechen einige Vorderzähne aus, und Völker, bei welchen dieses geschieht, haben durchgängig die Beschneidung nicht.

Das Feilen und Ausbrechen der Zähne ist oder lange nicht so verbreitet, wie das Einschneiden von Hautwarzen, welche die Stelle eines Stammwappens oder auch, doch in vergleichsweise wenigen Fällen, eines persönlichen Wappens vertreten. Diese Stammzeichen werden auf Stirn, Gesicht, Armen und Brust angebracht, sind eine acht afrikanische Erscheinung und haben dieselbe Bestimmung, wie die Tätowirungen der Insulaner in der Südsee. Aber diese Negerzeichen sind viel einfacher, bei weitem nicht so kunstvoll gezeichnet, auch wird bei ihnen kein Färbestoff unter die Oberhaut eingebracht; sie entstehen vielmehr nur durch das Anschneiden von Hautstreifen, an denen das Zusammenheilen eine erhabene, auszeichnende Narbe hervorruft. Einzelne Stämme haben aber auch, wie unsere Figuren zeigen, eine Art von Tätowirung.

An zwei Punkten besonders findet man Gelegenheit, eine große Menge verschiedener Stammzeichen neben einander zu beobachten, nämlich in den großen Städten und auf den Pflanzungen Brasiliens und zu Freetown in Sierra Leone. Bis zum Jahre 1852 betrug das transatlantische Kaiserreich eine beträchtliche Menge Sklaven, sowohl von der Ost-, wie von der Westküste, und nach Freetown bringen auch jetzt noch die Engländer alle Neger, welche von ihren Kreuzern auf den Sklavenschiffen „befreit" werden. Dort sand Robert Clarke nicht weniger als 50 verschiedene Sprachen im Gebrauch und ziemlich eben so viele besondere Stammeszeichen.*)

In Brasilien bezeichnet man alle Afrikaner, welche aus Oberguinea und aus dem Binnenlande vom obern und mittlern Niger und noch weiter nach Osten her kamen, als Minas; diese gehören also sehr verschiedenen Stämmen und Völkern an und sind von jenen, welche aus Congo und Mozambik gebracht wurden, leicht zu unterscheiden. Sie heißen Minas, weil das Fort St. Georg bei Mina früher ein Hauptverschiffungspunkt für Sklaven und Nordguinea gewesen ist, und werden in Brasilien allen anderen Negern vorgezogen. Sie alle haben Stammeszeichen, welche überhaupt für die Sklavenhändler von großer Wichtigkeit sind, denn sie versehen sich auf dieselben sehr wohl und erkennen an ihnen auf den ersten Blick, zu welcher Gruppe ein Neger gehört. Die Schwarzen sind in Bezug auf Anlage und Qualität sehr verschieden, und ihre größere oder geringere Tüchtigkeit bedingt den Marktpreis.

Wir wollen einige Stammeszeichen, zunächst der „Minas-Neger", beschreiben. Jedes Land und jede größere Stadt haben

*) Sketches of the Colony of Sierra Leone and its Inhabitants. By Robert Clarke; in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. II. 1863, S. 238 ff. Er hat auf acht Tafeln nicht weniger als 41 Typen verschiedener Volkerschaften, sowohl mit den Stammeszeichen, dargestellt; die Bilder sind aber die schlechtesten Lithographien, welche man sehen kann. Viel besser sind jene von Wilkes, der sie im Rio Janeiro zeichnen ließ, und die wir benutzt haben. Voyage round the world etc. By Charles Wilkes, U. S. N. Newyork 1851, S. 23 bis 31.

Digitized by Google

ihr besonderes Märk. Die Stämme, welche die Hauſſa-Sprache reden, ſchneiden an jeder Seite des Mundes drei oder vier Streifen ein, welche nach den Mundwinkeln zulaufen. Die Bewohner der großen Handelsſtadt Kano machen ſich vier ſchräge, parallel laufende Striche auf jeder Wange etwas oberhalb des Mundes; die von Sokoto mehrere feine, lange und ſchmale Querſchnitte, welche an den Mundwinkeln zuſammentreffen. Die Yarriba's, weſtlich vom untern Niger, bringen auf beiden Seiten des Mundes drei oder vier Längsſtreifen an; bei den Frauen kommen noch einige Verzierungsſchnitte hinzu.

Minas-Neger.

Das Stammeszeichen der Aſchantis von der Sklavenküſte ergibt ſich aus unſerer Abbildung; ſie brennen ſich daſſelbe auf Stirn und Wangen ein.

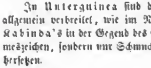
Aſchanti.

Die Kalabaren am Golf von Benin haben zwei rautenförmige Figuren auf Bruſt und Wangen.

Die Ibu's oder Ebo's im Nigerdelta haben, nach Wilkes, auf jeder Seite der Schläfe über die Augenbraue hin einen Pfeil. Aber Clarke kannte in Freetown einen Ibu, der als Ehrenſchi bezeichnet wurde, d. h. er war in ſeiner Jugend, nach Landesbrauch, auf der Stirn theilweiſe ſkalpirt worden. Der Vorderkopf zeigt tiefe Narben, über welche kleine Hautlappen liegen; dieſe hängen an der Naſenwurzel und an den Seiten der Augenbrauen hinab und geben dem Manne das Ausſehen eines Puters. Wer einer ſolchen Operation ſich unterwirft, ſteht in Rang und Anſehen.

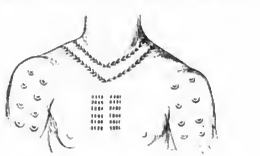
Die Schwarzen an der Küſte im Süden des Aequators fand Wilkes bei weitem nicht ſo kräftig wie die Minas; ſie waren nicht gut gebaut, plump, hatten einen ſehr niedrigen Vorderkopf, we.t vorſtehende Kiefer und Zähne, waren träg, unintelligent und ausſchweifend. Sie verdingen ſich als Laſtträger und müſſen ihren Herren eine beſtimmte Summe abliefern; ſobald ſie dieſe verdient haben, benutzen ſie die freie Zeit nicht etwa, um etwas für ſich zu erwerben, ſondern legen ſich in die Sonne und ſchlafen.

In Unterguinea ſind die Zeichen bei weitem nicht ſo allgemein verbreitet, wie im Norden des Aequators, und die Kabinda's in der Gegend des Gongoſtroms haben keine Stammeszeichen, ſondern nur Schmuckfiguren*), von denen wir einige herſetzen.



*) Danach wäre die Angabe bei Waitz, Anthropologie II, S. 95, zu berichtigen; es wird dort geſagt, daß der Gebrauch, Hautnarben zu machen, in Kabinda fehle.

Die Majumba's an der Nordküſte von Loango, etwa 4° ſüdl. Br., und die Boali's machen ſich eine Doppelreihe



ſchmaler Einſchnitte am untern Hals und oben auf der Bruſt, von der Schulter her, und fügen noch andere Verzierungen hinzu, auf den Armen und auch auf der Bruſt, ſo wie unſere Figur ſie zeigt. Die Frauen haben beſondere Schmuckzeichen.

Die Mundſchola, im Innern von Loango, ſind ein wildes Volk, und in Bruſtlicht hält man ſie für die dümmſten, unklügſten Schwarzen; in Afrika ſelbſt gelten ſie für Anthropophagen. Sie haben bei allem Negertypus doch einen eigenthümlichen Geſichtsausdruck. Ihr Land iſt noch von keinem Europäer beſucht worden.

Ein Mundſchola.

Die Neger aus Benguela gelten unter allen aus dem Süden des Aequatorialen Afrika in Braſilien eingeführten Negern für die Schönſten, gleich nach den Minas, und ſind recht gut zu verwenden. Das Stammeszeichen der Angoleſen fügen wir hier bei.

An der Oſtküſte Afrika's zerfallen die beiden großen Gruppen: die Moſambik-Neger oder Makuas, und die, welche man unter der Benennung Kaffern zuſammenfaßt, in eine große Menge kleiner Völker und Stämme. Die Portugieſen bezeichnen als Makuas alle, welche im Innern wohnen, während dieſe Portugieſen ſelber und nördlich von ihnen die Araber eine Anzahl von Küſtenpunkten im Beſitz haben. Die Makuas reichen nach Süden hin bis Inhambane, alſo über den ſüdlichen Wendekreis hinaus bis in die Region des Kap Corrientes. Alle Völker an der Oſtküſte habe Stammeszeichen. Die, welche als Moſambik-Neger im engern

Digitized by Google

Sinne bezeichnet werden und die Stadt bewohnen, nach der man sie benennt, schneiden sich vorn auf der Stirn ein Hufeisen ein und bringen zu beiden Seiten desselben noch einige Zeichen an. Sie machen dergleichen auch auf das Kinn, und auf die Brust brennen sie eine große Figur ein, welche einem 8 gleicht; auch feilen sie jeden einzelnen Zahn spitz.

Die Tatuaui am Sambesi haben an verschiedenen Theilen der Stirne Gruppen von Punkten und Einschnitten, dergleichen sie sich auch auf der Brust einschneiden. Sie wohnen an der Spitze des Sambesi-Deltas; die Mekenna's, welche dieselben Zeichen haben, findet man in und um Senna.

Tatuani.

Zwischen der Delagoa-Bay und Sofala wohnt ein zu den Kaffern gehörendes Volk, das der Nyambana, deren Stammeszeichen aus einer Reihe künstlich erzeugter Warzen besteht; sie haben etwa die Größe einer Erbse, beginnen oben an der Stirn dicht unter dem Haar und gehen bis zur Nasenspitze hinab. Auf diese Auszeichnung sind sie sehr stolz.

Die Mutschana's sind ein wildes Volk tief im Binnenlande, etwa 70 deutsche Meilen von der Küste entfernt, das mit den Makaffastämmen fast immer Krieg führt, um Sklaven zu erbeuten; sie haben den Negertypus, machen sich auf Gesicht, Stirn und Oberkörper Einschnitte in der Gestalt kleiner Steiche und Sterne und reiben Holzasche in die

Mutschana.

Nyambana.

Mosambik Neger

einer portugiesischen Stadt, die etwas weiter aufwärts am Strome liegt.

Wunden. — So viel von den Stammeszeichen. Wir werden demnächst die Schwarzen an der Südwestküste charakterisiren.

Das Opferfest des Dschagganatha zu Puri in Orissa, im Juni 1864.

Wir lesen so oft, daß die Wittwenverbrennungen in Indien der Vergangenheit angehören, und doch vergeht kaum ein Monat, in welchem nicht ein Sati gemeldet wurde. Wir haben einige der jüngsten Wittwenopferungen im Globus mitgetheilt. — In allen geographischen Lehr- und Handbüchern wird gesagt, daß bei dem großen Wagenfest des Dschagganatha kein frommer Pilger mehr sich von den Rädern germalmen lasse, um dem Gotte Wischnu wohlgefällig zu sein und das ewige Leben zu erwerben. Nun finden wir aber in der Times vom 15. August einen Brief aus Calcutta vom 8. Juli, in welchem ein Augenzeuge das diesjährige Fest des Dschagganatha beschreibt; er sah selber, daß sich Menschen von den Rädern des Götzenwagens zermalmen ließen. Wir lassen hier seine Mittheilungen folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu.

„Das große Fest wurde am 19. Juni damit eröffnet, daß der Dschagganatha gebaut wurde; es endete am 6. Juli damit, daß man die großen Festkarren nach ihren alten Plätzen zurückführte. Vom Juniiag in den benachbarten Ebenen ist keine angenehme Festzeit, der Thermometer stand auf 100° F., der Boden brannte wie Lava unter den Füßen, und durch die angesammelten Menschenmassen wurde die Atmosphäre stetsdrückender. Der Hindu aber kehrte sich wenig an alles das; es waren über zehntausende meilenweit herbeigeströmt, Männer, Weiber und Kinder, um sich an dem großen Fest zu ergötzen.

Eröffnet wurde die mehrwöchentliche Feier durch eine Procession zu Ehren des Gottes Krischna. Voran schritten Kerle mit silbernen Stäben, die ziemlich wie Banditen aussahen, hinterdrein Festordner, welche mit Stöcken die Menge abhielten, dann kamen Musikanten, Priester, und endlich der Gott

Digitized by Google

Krischna selber, ein kleiner schwärzlicher, mit grellen Farben bemalter hölzerner Götze. Er saß auf einem Thronsessel, und ein Baldachin schützte sein geheiligtes Haupt vor den brennenden Sonnenstrahlen. Ihm nach wälzte sich die ganze Masse der herzugeströmten Neugierigen, lärmend zwar, aber im Ganzen viel zahmer als der gewöhnliche lodernde Festpöbel. Mit großem Geschrei geleiteten sie den Gott bis zu einem Gerüst, woselbst eine Anzahl Brahmanen seiner warteten, und wo auch schon mehrere andere Götzen Platz genommen hatten. Einer darunter, an allerscheußlichsten anzusehen, hatte unmittelbar unter dem Kopf einen metallenen weit vorragenden Arm, der in eine offene Hand endigte. Das war der Dschagganatha in höchsteigener Person; seine offene Hand empfing die kleinen Gaben der Anwesenden, und rasch wie sie sich füllte, wurde sie durch die anwesenden Priester geleert.

Diese Opferceremonie dauerte lange und war entsetzlich monoton; nur wenn die Spenden spärlicher flossen, traten die Priester mahnend vor, das Volk schrie, es ertönten die Tam-Tams und Cymbeln klangen um den zürnenden Gott, und die Opfer flossen reichlicher. Wieder nach einer längern Pause — die Zuschauer waren offenbar apathisch geworden — holten die Priester das heilige Wasser aus dem Strom und schütteten es über den Gott aus. Das heißt man das Bad des Dschagganatha, worauf das Volk eine Zeitlang in Aufregung geriethe und von neuem Geldopfer darbrachte, denn — so heißt es — der Gott hat sein Bad genommen und sein Geist ist mild geworden. Nun da an währte das Fest mehrere Tage, ohne daß sich besondere religiöse Ceremonien bemerkbar gemacht hätten. Es war ein sehr banales Kirchweihfest aus dem Europäischen ins Asiatische übersetzt. Knabenessen und Lärmmachen — das sind am Ende alle Ansprüche, die der Hindu an ein großes Fest macht, und was sich außerdem dabei begibt, läßt sich des lieben Anstands wegen nicht beschreiben.

Das Schauspiel am darauffolgenden Mittwoch war tragisch und ekelhaft zugleich. Der Andrang war ungleich stärker als an einem der frühern Tage. Rechts und links stand Bude an Bude, in denen Zuckerwerk, birminghamer Pennywaaren und schreiende Götzenbilder feilgeboten wurden.*) Auch eine Art Ringelspiel gab es wie bei unseren Kirchweihfesten, und Seiltänzer, und Jungen, welche Purzelbäume schlugen, und Akrobaten ohne Zahl, und häßliche Tänzerinnen, und Musikanten ohne Ende, und was das Komischste war, auch ein Stereoskop mit Ansichten der londoner Industrie-Ausstellung. Das war ein tolles wüstes Treiben.

Hoch über dasselbe hinaus ragten die zwei Wagen des Dschagganatha. Es sind dies schwerfällige, wohl an 60 Fuß hohe Holzgerüste auf Rädern, mit Schnitzwerk und gemalten Götterbildern überladen. Sie bestehen so zu sagen aus vier übereinander gebauten Stockwerken, auf deren jedem eine Schaar Brahmanen mit ihren Freunden Platz nimmt. Das Gewicht dieser Karren muß ein gewaltiges sein, und damit sich recht viele Menschen vorspannen können, sind sie mit langen Seilen versehen. Es war 4 Uhr Nachmittags, als von der Spitze des ersten Wagens die Klänge eines Tam-Tam erschallten, worauf der Dschagganatha, in Roth gekleidet, auf den Wagen gehoben wurde, und zwar von Stockwerk zu Stockwerk, vermittelst eines gewöhnlichen Stricks wie ein ordinärer Holzblock. Noch immer wurden in derselben Weise so viele andere Götzen aufgeladen, als auf den beiden Karren nur immer Platz hatten! Die Maße machte ihre Verbeugungen vor den Göttern und warf den Brahmanen, die ziemlich schmutzig aussahen, Blumen und Kränze zu. Dann wurden hölzerne weiße und blaue Pferde vorgespannt, auf jedem dieser Pferde stand ein Brahmane, die Stricke aber, an welchen die beiden schweren Karren vorwärts geschoben werden sollten, waren bereits von Tausenden in Beschlag genommen.

Das Drängen und Schreien in diesem Augenblick war unbeschreiblich, denn die Wagen, die seit einem Jahr an derselben Stelle gestanden, hatten sich so tief in den Boden eingegraben, daß es großer Anstrengung bedurfte, sie in Gang zu bringen. Endlich gelang dies nach mehrfachen vergeblichen Versuchen. Plötzlich ward es still unter der tobenden Menge, und eben so rasch brach diese in ein wahnsinniges Geheul aus, denn — es stockte der Wagen, es hatten sich ein paar Menschen unter die Räder geworfen. Eine Frau wurde hervorgezogen, ein altes Mütterchen, gräßlich verstümmelt, das eine Bein beinahe gänzlich vom Leib abgerissen, die Gestalt fast unkenntlich durch Erde, Staub und Blut, und dann wieder Einer und noch Einer, zerdrückt, zerfleischt, sterbend oder schon todt. Zwei Andere lagen vor den Rädern, offenbar bereit zu sterben, als der Wagen stecken geblieben war; sie wurden unversehrt hervorgeholt und verloren sich unter der Menge. Dann erst wurde der Karren wieder vorwärts geschleppt; ob sich noch Andere unter die Räder geworfen haben, ist nicht leicht anzugeben, denn die Polizeiberichte sprechen nur von zufällig Getödteten, nicht von Selbstgeopferten.

So ist das berühmte Fest des Dschagganatha, ein widriges, scheußliches Ding. Auch diesem wird ein Ende gemacht werden können, ohne daß dadurch eine Revolution ausbricht."

Bekanntlich haben die Hindu eine Trimurti, Dreifaltigkeit, in welcher Brahma der Schaffende ist, Siwa die Macht, welche das Lebendige zerstört, und Wischnu, welcher dasselbe erhält. Er ist der „durchdringende", der jedes Bestehende trägt; das Volk sieht in ihm den Herrn und Herrscher des Alls. Er tritt auch in sogenannten Awataren, „Herabsteigungen", in die Welt hinein; er bildet Incarnationen, und eine derselben ist Krischna, der Gott, welcher unter allen beim Volk am beliebtesten ist, weil er ihm menschlich am nächsten steht. Denn von ihm wissen religiöse Sagen und Dichtungen eine Menge abenteuerlicher Schelmstreiche zu erzählen; die Hindu haben diesen Gott ihren Leidenschaften und Sitten gemäß sich vorgestellt und zurecht gemacht, und das Emporkommen des Krischna-Kultus, etwa im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bezeichnet einen Zeitabschnitt in den religiösen und sittlichen Vorstellungen und Anschauungen. Dem Krischna gleich und als eine Art von Incarnation desselben wird der Gott Dschagganatha gedacht. Er ist ein Bild, das der Götterbaumeister Wischwa Karma herstellte; im Innern desselben sollen die irdischen Ueberreste Krischna's aufbewahrt, aber durch Brahma mit Leben begabt werden. Der Werkmeister hatte zur Bedingung gemacht, daß er bei seiner Arbeit keine Störung erfahre; aber eine solche trat ein, das Götterbild wurde nicht vollendet, hat keine Beine und vorn Arme nur Stumpfe. So steht es nun zu Puri in dem hochheiligen Tempel. „Kein Heiligthum, kein Zeit der übrigen Glieder des Götterwelt findet eine umfassendere Anerkennung und Verherrlichung, als das des Dschagganatha; sein Heiligthum zu Puri ist das Metta des Brahmanismus." (Johann Hartwig Brauer, Asien; S. 499).

Das Heiligthum gilt für so unantastbar, daß selbst die Mohammedaner dasselbe unberührt ließen. Als ein Feldherr des Großmoguls Akbar 1580 bis an den Mahanadistrom in der Landschaft Orissa vordrang, in welcher Puri liegt, und einen Blick auf die hochragenden Tempel warf, rief er aus: „Das Land hier ist nicht zur Eroberung bestimmt und kein Ziel für menschlichen Ehrgeiz. Es ist eine heilige Pilgerstätte und gehört allein den Göttern an." Noch heute stehen auf einer Meilen umfassenden Fläche dort am

*) In Birmingham sind Götzenbilderfabriken, welche für den „indischen Markt" arbeiten.

Digitized by Google

Mahanaddy prächtige Tempel, und unter allen ragt eben der von Tschaggannatha bei der Stadt Puri-Tschaggannath hervor; auf ihn blicken die Hindu wie auf den „Herrn der Welt".

Wir wiesen weiter oben auf das fünfte Jahrhundert hin. Im Jahre 473 war Radscha Kelari Pal Herrscher von Orissa; er bevorzugte die Priester des Tschaggannatha, brachte manche bis dahin verborgenen Götzenbilder zum Vorschein und umgab die Verehrung derselben mit neuem Glanze. Er selber verfertigte ein heiliges Bild, baute einen neuen Tempel und stellte drei Götzen hinein: den Tschaggannatha, dessen Bruder Balbadhra und dessen Schwester Subdhara; diese vier Bilder stellte er, unter Entfaltung großen Pompes und unter dem Jubel einer ungeheuren Menschenmenge auf ihre Sinhasan, Thronge rüste; dann setzte er Priester ein, verordnete Feste und schenkte für alle Zeiten die Einkünfte, welche das Land in der Umgegend von Puri abwarf, zum Unterhalt des Heiligthums. Der Tschaggannatha-Tempel, wie er heute steht, ist im Jahre 1198 erbaut worden.

Die Stadt mit ihren 42 Straßen und vielen Tempeln verlor an Glanz, als eine neue Dynastie den Thron bestieg und die Residenz nach Kattak verlegte. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Mohammedaner nach Kattak und Orissa drangen, begab sich der Hohepriester auf die Flucht, nahm aber die drei hochheiligsten Götzenbilder wohlverwahrt mit sich und verbarg sie nebst anderen Tempelschätzen in den Bergen am Tschilka-See (gleich südlich von Puri; er ist auf allen Karten verzeichnet). Die Mohammedaner aber waren klug genug, die Wallfahrten nach Puri nicht zu stören; das wäre ihnen so unmöglich gewesen, wie den Engländern, und behielt suchten sie Vortheil aus der Frömmigkeit zu ziehen; sie legten eine Pilgersteuer auf, welche in manchen Jahren an 300,000 Rupien (zu 29 Sgr.) eingebracht hat, und die später auch von den Maharatten und den Engländern erhoben worden ist. Die ostindische Compagnie nahm ein bis sechs Rupien von jedem Pilger.

Gegenwärtig zählt Puri-Tschaggannath 5741 Häuser und etwa 30,000 ansässige Einwohner. Es liegt 19° 49′ n. Br., 42 Miles südlich von Kattak, 298 Miles von Calcutta, am Mahanaddy, über den eine steinerne Brücke führt, und am Bengalischen Meerbusen. Auf einer Sandhügelreihe vor der Stadt ist jeder Zoll geweihter Boden. Die Brahminen sagen: „An diesem Ruhepunkt empfängt der Geist seinen letzten Sonnenblick, wenn alle Lebenshoffnungen ihrem Ende entgegen gehen." Die Hauptstraße besteht fast ganz aus religiösen Gebäuden, Math's, die von hohen Bäumen beschattet sind; am Südende derselben erhebt sich der Hauptempel, der Bara Dewal, „in Gestalt einer stehenden Gurke", 30 Fuß im Durchmesser, 180 Fuß hoch, auf einer 20 Fuß hohen, viereckigen, durch eine Mauer abgeschlossenen Anlagemauerung, deren Seiten je 445 Fuß messen. Der Haupteingang ist von Osten her; zu beiden Seiten stehen kolossale Greife und Gestalten noch anderer Fabelthiere. Auf einer 40 Fuß hohen Basaltsäule steht ein Bild des sogenannten „Affengetts" Hanuman.*) Die drei Bilder der Tschaggannatha-Götzen sind „plumpe, abscheuliche, hölzerne Büsten"; jeder ist oben zu einem entsetzlichen menschenartigen Gesicht ausgearbeitet. Balbadhra oder Balarama (Siwa) ist weiß bemalt und sechs Fuß hoch; Tschaggannatha fünf, und Subadhra ist weiß und hat vier Fuß Höhe. Alle drei befinden sich auf einem Gestell; die Augen des blauschwarz angestrichenen Krischna-Tschaggannatha sind rund, die der beiden anderen oval. Der Leib ist, wie bei christlichen Heiligenfiguren, mit buntfarbigen Gewändern bekleidet. Allemal nach 70 oder 80 Jahren werden neue Götzenbilder angeschafft; man verfertigt sie aus dem Holz eines solchen Nimbaumes, Melia azadorata, auf welchem nie ein Rabe oder eine Krähe gesessen hat. Ein Schreiner besorgt die rohe Holzarbeit; das Uebrige vollenden Priester in musischer Abgeschlossenheit.

Für jeden der drei Götzen ist ein Rath bestimmt, d. h. ein Wagen, in welchem sie beim großen Feste bis Gundicha Naurr, des Gottes Landhaus, gefahren werden, nicht von Thieren gezogen, sondern von Pilgern. Der „Rath" des Tschaggannatha ist 43 Fuß hoch, hält 34 Fuß im Geviert und hat 16 volle Räder, jedes von siebenthalb Fuß Durchmesser; die Wagen der beiden anderen Götter sind etwas kleiner.

Nicht weniger als 400 Pa rharris, Hohepriester, haben die Obhut des Tempels, und ein Theil derselben zieht in Indien umher, um Pilger zu werben, deren 1846 mehr als 180,000 herbeikamen; das wird ungefähr eine Durchschnittszahl sein. Die Pilgertaxe ist 1839 von den Engländern abgeschafft worden; sie verpflichteten sich aber, für den Unterhalt des Tempels 23,000 Pfd. St. jährlich zu zahlen; damit nahmen sie es aber (was wir auch in anderen Fällen aus Indien wissen) nicht genau und brachten in Anregung, daß die Brahminen fortfahren, die alte Taxe für sich zu erheben.

Dieses Tschaggannatha-Heiligthum hat bekanntlich in England zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben, und die „Christen" der Ueberlande, die getrn Alles, was nicht in ihre Formel paßt, selbst mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten, haben an dem allerdings abscheulichen Götzenfeste und den dabei üblichen Menschenopfern Anstoß genommen. Ich finde über diese Controverse ein ganzes Kapitel in einem Buche, das übrigens manche interessante Notizen enthält: Christianity in India; an historical narrative, by John William Kaye, London (Smith, Elder und Comp. 1859, in Leipzig von Ludwig Denicke zu beziehen). Chapter X. p. 366 bis 396.

Gleich im Anfang, als die Engländer anfingen, ausgedehnte Eroberungen in Indien zu machen, mußten sie die Frage entscheiden, wie man sich in religiöser Beziehung zu den Hindu und Mohammedanern stellen wolle. Die eifrigen Christen wollten Bekehrung von Staatswegen und eine weitgreifende Begünstigung der Missionäre. Besonnene Männer widerriethen jedes übereilte Vorgehen; es lag auf der Hand, daß man die 150 Millionen Nichtchristen gewähren lassen mußte; Duldung war eine Nothwendigkeit. Damit waren die Eiferer nicht zufrieden; sie machten der Regierung den Vorwurf, daß sie dem Heidenthum Vorschub leiste. Von den Gräueln des Tschaggannatha wußte man damals wenig oder nichts. Die „herrliche Moral" der Inder fand Lobredner; Zephania Holwell rief „die einfache, vernünftige, erhabene Religion Brahma's"; er ging so weit, zu behaupten, daß die Sati, Wittwenverbrennung, „auf heroischen, vernünftigen und frommen Principien" beruhe und erklärte weiter: „Ein wahrer Brahmane ist das reinste Muster sanfter Frömmigkeit, wie man es nur auf dem ganzen Erdball finden kann."

Das war stark, aber zu Herders Zeit und noch lange nachher war es allerdings Mode, für die „sanften" Inder zu schwärmen. Dann wurden aber Thatsachen bekannt, welche zu einer solchen Auffassung nicht recht stimmen wollten. Im Jahre 1806 besuchte Claudius Buchanan Orissa und war Zeuge eines Tschaggannathafestes. „Das Ungeheuer in Puri hielt gerade Carneval, der Schrein des Moloch forderte seine Opfer. Dorthin strömen alljährlich Hunderttausende, und

*) Er wird hochverehrt als eine Incarnation Siwa's, weil er diesem als Ram, der siebenten Verkörperung (Awatar), große Dienste leistete, indem er den Siva, Bhichma's (Ram's) Großvater, bestechen zur Hand ging, als sie auf Ceylon vom Riesen Ramon gefangt war. Dabei verkaufte er sich und wurde an Schwanz, Gesicht und Händen schwarz. Sein Abbild, der Semmaphlhead Cuculinus, gilt nun bei den Hindu für unverletzlich. Uebrigens will Leopold von Orlich, Kulturgeschichte Indiens, Deutsch von K. Bötzger, Leipzig 1861, S. 101, wissen, daß das Bild Hanumans nicht mehr auf jener schwarzen Säule stehe; er sagt auch, sie sei von Marmor.

Digitized by Google

Viele lassen sich zu Ehren des scheußlichen Götzen rädern.“ Es stellte sich heraus, daß von den Pilgern der zehnte Theil an den Beschwerden der Reise und an Entbehrungen zu Grunde ging; übertriebene Angaben wollten von 120,000 Opfern wissen. Die baptistischen Missionäre entwarfen ergreifende Schilderungen. Aber Buchanan meinte, ein so großer Zusammenfluß habe auch eine gute Seite; man könne jährlich 10,000 Bibeln unter den Pilgern verbreiten; dann würden sie schon für das Christenthum zugänglich werden.

Die Engländer begannen erst 1793 ein System regelmäßiger Verwaltung in Indien anzubahnen. Sie erklärten feierlich, daß die Gesetze und Vorschriften der Schastra für die Hindu, jene des Koraus für die Mohammedaner nach wie vor in Geltung bleiben sollten. Eine Parlamentsakte erklärte, daß auch die Kasten unter dem Schutze des Staates ständen; auch den Priestern und Tempeln wurden alle Rechte und Privilegien verbürgt (Their temples, and temple lands, and idolatrous endowments were in no wise to be taken from them, and the lessons taught by their priests were not to be violently gainsaid).

Das Letztere besonders mißfiel den Missionären sehr; denn sie versprachen sich vorzugsweise von Angriffen gegen die Kasten und von Controversen gegen die Lehrsätze der Brahmanen Erfolg. Unter ihren englischen Landsleuten warben Manche, die für das Hindenthum geradezu schwärmten, und diese wurden heftig angegriffen. Ein Herr Joh Charnock opferte alljährlich am Todestag seiner Frau auf deren Grab einen Hahn. Ein Steuereinnehmer der ostindischen Compagnie, Lionel Place, gab noch größeres Aergerniß. Als in der Stadt Koubschewaram die Tempel versielen und die Feste an Glanz verloren, sorgte er dafür, daß Alles wieder in guten Stand kam, und verlangte, daß der Staat überall in gleicher Weise verfahre. Er sprach von den Tempelgütern als Church Funds; von der Pagode als einer Kirche, vom Brahmanismus als der Established Church, von den Hütern und Priestern der Idole als Churchwarders. Er belohnte alle Musikanten, Tanzmädchen, Elephantenführer ꝛc., welche die Götterfeste in Kondschewaram verherrlichen halfen, und war beim Volk geehrt und geliebt, während man anderseits sein Benehmen abscheulich fand.

Der Pilgertaxe ist schon oben erwähnt worden. Die Regierung erhob dieselbe, damit die Tempel in baulichem Zustand erhalten werden konnten, und zahlte auch den Priestern Jahrgelder. Lord Wellesley erkannte die Verpflichtung dazu an, bedeilt aber der Regierung eine gewisse Aufsicht und Controle vor, so daß die Tempelgüter nicht verschleudert werden konnten; „sie wollte den Moloch gegen die Betrügereien seiner eigenen Diener sicher stellen“. Deswegen ließ sie den Tempeleinkünfte von ihren Beamten erheben und die Gelder an Priester ꝛc. anzahlen; ein Inspektor mußte dafür sorgen, daß Alles im Tempel in bestem Stande war; sie bezahlte auch Leute, welche dem Volk aus den Puranas, den heiligen Büchern, vorlasen. So kam es, daß die englischen Collectoren dem Volke sehr beliebt und als dessen Beschützer angesehen wurden.

Seit 1838 aber wurde die Tempelverwaltung, die Erhebung der Abgaben für gottesdienstliche Zwecke und überhaupt alle Verbindung christlicher Beamten mit dem ganzen Tempelwesen beseitigt; die öffentliche Meinung in England verlangte, daß die Eingeborenen das Alles selber zu übernehmen und zu besorgen hätten. „Der Staat hatte fortan mit der Götzendienerei nichts mehr zu schaffen. Am 3. Mai 1840 strömten die Pilger tagtäglich in unerhörter Menge nach Puri zum Dschaggannatha. Die Regimentsmusikanten durften bei keinem heidnischen Feste mehr aufspielen, Tänzerinnen durften nicht mehr dabei paradiren. Damit sind nun viele Leute zufriedengestellt, und wenn auch das Christenthum unter den Eingeborenen Indiens kaum nennenswerthe Fortschritte macht, denn von 140 Millionen sind noch keine viertel Million Seelen bekehrt, so arbeiten doch die Missionäre unverdrossen weiter und haben gute Hoffnung auf Erfolg in der Zukunft. A.

Aus dem Leben des Volkes in China.

Die Herberge zu den Hühnerfedern.

Der Chinese ist recht eigentlich ein Vereinsmensch; er weiß sehr wohl, daß sich durch das Zusammenlegen und Zusammenwirken vieler einzelnen Kräfte etwas Großes erzielen läßt.

Ueber das ganze weite Reich sind Genossenschaften mancherlei Art verbreitet, namentlich solche für Gewerbs- und Handelszwecke; es gibt Vereine gegen das Glücksspiel und zur Abwehr von Dieben. Aber wohlthätige Vereine in unserm europäischen Sinne fehlen. Krankenhäuser zum Beispiel hat man nicht gegründet; die höhere Wohlthätigkeit, welcher Theilnahme, Erbarmen, rein menschliches Mitgefühl zu Grunde liegen, ist dem Ächten Chinesen fremd. Aber, könnte man einwenden, es gibt im Blumenreiche der Mitte doch Brüderschaften, welche es sich zur Aufgabe machen, armen Leuten, welche weder Freunde noch Verwandte haben, ein Begräbniß zu geben und die Särge unentgeltlich zu liefern? Gewiß; die Thatsache ist richtig, aber wie verhält es sich mit den Beweggründen? Diese sind nicht durch Mitgefühl und Erbarmen eingezogen, sondern durch Selbstsucht und Eigennutz. Die Chinesen glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen in böse Geister verwandelt werden, und daß diese sich ein Vergnügen daraus machen, die Lebendigen zu quälen, z. B. dadurch, daß sie ihnen Krankheiten bringen oder unangenehme Störungen in Geschäftsangelegenheiten verursachen. Nun gibt es, meinen sie, nur ein einziges Mittel, durch welches man dem Einflusse der bösen Geister entgegen wirken kann, — man muß sie begraben, denn die Seelen unbegrabener Menschen sind viel ärgere Quälgeister, als die, welche man zur Erde bestattet hat. Deshalb kauft man Särge, und wer zur Brüderschaft gehört, darf hoffen, daß die bösen Geister Rücksicht auf ihn nehmen.

Der Reiche kümmert sich nicht um den armen Mann, aber dieser bildet förmliche Genossenschaften, wahre Communitätsgesellschaften, um die Wohlhabenden nach Kräften auszubeuten.

In dem dichtbevölkerten Reiche bildet die Massenarmuth eine entsetzliche Plage und in den großen Städten tritt sie in wahrhaft grauenerregender Weise hervor. Man hielt die Nachrichten, welche früher darüber nach Europa kamen, für übertrieben, wir wissen aber jetzt durch eine große Menge unverdächtiger Augenzeugen, daß die Schilderungen noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben sind. In Peking sterben täglich Leute

Digitized by Google

auf der Gasse vor Hunger, gerade so wie in dem christlichen London, wo man die eingeborenen Christen verhungern läßt und Jahr für Jahr hunderttausende von Pfund Sterlingen verausgabt, um in Indien, Afrika oder auf den Inseln der Südsee einige Dutzend Heiden zu taufen. Der Chinese gibt übrigens nicht gerade unwillig ein Almosen, obwohl ihm das Gefühl der Barmherzigkeit mangelt; der Arme oder Kranke erhält von ihm etwas Geld oder Reis, damit er denselben nur recht schnell los werde.

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht befremden, daß Bettler in Myriaden umherströmen. Und was für Bettler!

Poussielgue, der sich mit den Zuständen in Peking gründlich bekannt gemacht hat, bestätigt Alles, was wir darüber vor 10 Jahren in dem ungemein lebhaft und interessant geschriebenen Werke des Abbé Hue gelesen haben (Wanderungen durch das chinesische Reich. Herausgegeben von Karl Andree; Leipzig, bei Lorck, 1855). Dieser Lazarist hebt hervor, daß jeder Bettler bei seiner Commandigesellschaft als Aktie eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit einschieße und dieses aus menschlichem Elende bestehende Kapital möglichst vortheilhaft zu verwerthen suche. Die Bettlerarmee zerfällt in Rotten und Bataillone und hat einen vom Staat gesetzlich anerkannten „König der Bettler“, der für seine zerlumpte Heerschaar den Behörden verantwortlich ist; sie halten sich zunächst an ihn, wenn etwa Ruhestörungen oder Gewaltthätigkeiten vorfallen. In Peking ist dieser König eine Art von Nacht; am bestimmten Tage darf er seine Armee ins Feld führen, und diese dekkende Heerschaar ist einem verheerenden Insektenschwarme vergleichbar. Sie zieht auf das platte Land hinaus, der König läßt die Vorsteher der Dorfgemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Erlegung einer gewissen Summe mit seinen Leuten abziehen wolle. Das Dorf muß sich loskaufen und seine Bettelmajestät geht weiter, um in einer andern Gegend dasselbe Spiel von neuem zu treiben. Alles, was eingeht, wird an ihn abgeliefert und er besorgt die Vertheilung.

Auch in Peking selbst erscheinen die Bettler als die allerärgste Plage. Schon am frühen Morgen, sagt Poussielgue, wird die Stadt überschwemmt mit ganzen Schaaren von Blinden, Buckligen, Einarmigen, Krummfüßigen, Geblähten, Aussätzigen und Epileptischen. Sobald es tagt, verlassen sie die Stätten, welche die Polizei ihnen angewiesen hat, treiben sich dann in den wohlhabenden Quartieren umher und belästigen die Leute; sie bitten, betteln und fordern oft auf eine höchst unverschämte, zudringliche Weise.

Jeder Europäer ist empört und fühlt sich angeekelt über diese Bettlerwirthschaft und gewöhnt sich erst nach und nach an dieselbe. Er macht es wie die wohlhabenden Chinesen, wirft ein paar Münzen hin und geht weiter. Helfen kann er ohnedin nicht. Das Ganze ist ein Chaos von Lumpen, und die abstoßenden oder grotesken Typen treten in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit auf. Da steht ein Zwerg, der höchstens eine Elle hoch ist; er ist fett und seine Haut glänzt; er geht neben einem ganz abgemagerten spindeldürren Riesen. Der Eine wie der Andere trägt einen Rock aus Kamelhaarstoff, der aber unzählige Löcher hat und so schmutzig ist, daß er dem Mongolen, welcher ihn lange als Pferdedecke benutzt hatte, allzu unsauber geworden war. Wer aber weiß, wie schmutzig schon der Mongole ist, kann sich eine Vorstellung von jenem Fetzrock machen. Der Riese steht mich, bleibt stehen, sperrt seinen großen Mund auf, und um mir anzudeuten, daß er Hunger habe, faßt er etwas Grünzeug aus einem Kehrichthaufen und frißt das! Der Zwerg aber springt und tanzt und macht sich selber Musik, die in einem zischenden Singsang besteht. Ich gehe weiter und stoße auf einen Mann, der sich stellt, als habe er die fallende Sucht; er rollt und wälzt sich am Boden und macht dazu unglaubliche Verrenkungen. Eine lange Reihe von Blinden wird von einem Einäugigen geführt und versperrt die Straße; fast alle sind Muskitanten, und sie geben eine unbeschreibliche Katzenmusik zum Besten. Diese Elenden treiben sich, fast ganz nackt, gerade in den belebtesten Straßen umher, klopfen und klatschen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, mit den Händen auf die Lende und betteln dazu in wimmernden Klagetönen. Sie lassen Bart und Haar lang wachsen. Daß sie Mitglieder der großen communistischen Altiengesellschaft sind, unterliegt keinem Zweifel. Die Frau des französischen Gesandten Bourboulon nämlich hatte an mehrere Blinden, die sich gleichfam als Stammgäste vor ihrer Thür einfanden, Kleider vertheilen lassen; sie trugen aber dieselben nicht, weil sie dieselben an die Genossenschaft hatten abgeben müssen.

Uebrigens können die chinesischen Bettler mit einer solchen Geschicklichkeit Krankheiten simuliren, daß ihre Brüder gleichen Gelichters in unseren europäischen Mammuthstädten sie um diese Fertigkeit beneiden müssen. Ein Polizeimandarin erzählte, daß es eine wahre Lust sei mit anzusehen, wie sich die Lahmen gehen, die Einarmigen zwei Arme bekommen, die Blinden sehen und die Buckeligen den Buckel verlieren, — wenn sie in ihren Quartieren sind, wo sie sich selber angehören.

Peking zerfällt in zwei Theile, die Mandschustadt und die chinesische Stadt; an der Mauer dieser letztern liegt das Quartier der Bettler, dort liegen ihre armseligen Hütten. An den Thoren, welche zu diesem Bettlerviertel führen, stehen Polizeisoldaten. Abends müssen alle Bettler nach Hause gehen; wer sich Nachts in Peking selbst betreffen läßt, erhält die Bastonnade.

Vor dem Tschi hua-Thor, in einer Vorstadt des Mandschuquartiers, befindet sich eine, wenn der Ausdruck für China passend wäre, philanthropische Anstalt, die in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht hat. Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern, welche auf unserm Bilde seinen wegs übertrieben dargestellt ist. Zwei große hölzerne Buden oder Schuppen sind aus unbehauenen Balken aufgeführt, und die Wände bestehen aus Lattenwerk, das man mit Lehm beworfen hat. Der Fußboden ist hart geschlagen wie eine Tenne und mit einer hohen Lage von Hühnerfedern bedeckt. Sobald nun Abends die Feuerglocke läutet, strömen Schaaren von Bettlern nach dieser Herberge, Si mao fan, um für ein paar Sapeken (der kleinsten Münze) ein weiches Lager in warmen Daunen zu suchen; Männer, Weiber, Kinder, Alt und Jung finden Unterkommen. Jeder macht sich sein Nest zurecht, so gut er eben kann. Sobald der Saal gefüllt ist, lassen die Wärter vermittelst einer mechanischen Vorrichtung eine das ganze Gemach überspannende Filzdecke so weit herunter, daß sie einige Hand hoch über den Schlafgästen hängt. So haben diese doch Lust und Schutz gegen Wind und Regen. Bald aber wird die Hitze drückend, und die Ausdünstung wäre für andere Menschenkinder als die Chinesen geradezu unerträglich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, wie die Polizeisoldaten gegen Abend das Bettelgesindel zusammentreiben, wie dieses dann ein wildes und wirres Durcheinander bittet, der kann sich keine Vorstellung von dem machen, was in der Herberge zu den Hühnerfedern vorgeht. Der matte Strahl einiger Laternen fällt auf die Filzdecke herab, unter der einige hundert Leute liegen, Kranke und Gesunde, Männer und Weiber. Der unruhig wird, bekommt Prügel mit der Peitsche. Der Europäer, welcher aus dieser Hölle herauskommt, tragt sich, ob das Ganze nicht etwa ein wüster Traum sei.

Abbé Hue, welcher sich solche Ki mao fan auch angesehen hat, bemerkt, daß in der ersten Zeit nach Eröffnung dieser Anstalt die Unternehmer jedem Schlafgast eine kleine Decke gestiefert hätten; die chinesischen Communisten nahmen aber die Decken mit. Die Besitzer erfanden dann ein probates Auskunftsmittel, indem sie die große Filzdecke anfertigen ließen, unter welcher alle Schläfer ruhen. Am Tage wird sie an Rollen in

Digitized by Google

Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.

Digitized by Google

die Höhe gezogen und hängt über den Hühnerfedern wie ein gewaltiger Baldachin. Der Bequemlichkeit und der Lüftung wegen hat man viele Löcher in ihr angebracht, durch welche man wohl auch den Kopf steckt; deshalb wird frühmorgens, wenn die Decke aufgehißt werden soll, der Tamtam geschlagen; er gibt ein Zeichen, daß Jeder seinen Kopf einziehen solle, damit er nicht am Hals in die Höhe gezogen werde.

Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.

Der Golf von Gibraltar.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von **Moriz Willkomm.**

„Afrika beginnt jenseits der Pyrenäen", hat ein geistreicher französischer Schriftsteller gesagt. Wenn auch dieser Ausspruch zu viel behauptet, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Spanien und überhaupt die pyrenäische Halbinsel, besonders deren südliche Hälfte, weit mehr Aehnlichkeit mit dem nördlichen Afrika hat, als mit dem übrigen Europa. Diese ganze ungegliederte Landmasse, diese gewaltigen, nackten Hochebenen mit ihren terrassirten, dergeckönten Abhängen, diese schroffen, wilden Felsgebirge, dieser bunte Wechsel von wüstengleichen Einöden und paradiesischen mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gestden, ja zum Theil selbst die Bewohner und ihre Sitten tragen keinen europäischen Charakter! Wohl aber finden wir ganz dieselbe geographische Gestaltung, dieselben Contraste zwischen der grauenhaftesten Sterilität und der reichsten Fruchtbarkeit, dasselbe Klima und dieselben Sitten in einigen Theilen Nordafrika's, namentlich in Algerien und Marocco wieder, und ein Blick auf die Landkarte genügt, um uns ahnen zu lassen, daß wohl dereinst da, wo gegenwärtig die Straße von Gibraltar Europa von Afrika scheidet, beide Continente im Zusammenhang gestanden haben dürften. Deutet doch schon die schöne Mythe der Hellenen, welche den Herkules auf seiner Reise nach den Gärten der Hesperiden das Meer im fernen Westen verschlossen finden und durch Auseinanderreißung des sich ihm hindernd entgegenstellenden Landes sich gewaltsam einen Weg nach dem Ocean bahnen läßt, darauf hin, daß ursprünglich beide Erdtheile verbunden gewesen und später durch ein gewaltiges Naturereigniß, in Folge dessen die Meerenge von Gibraltar entstand, getrennt worden sind. Es wäre unmöglich, daß die eben erwähnte Mythe, welche die im Alterthum gebräuchlichen Namen, Straße des Herkules und Säulen des Herkules (die Felsen von Gibraltar und Ceuta) veranlaßte, sich hätte bilden können, wären beim Volke nicht Erinnerungen und mündliche Ueberlieferungen von einem dereinst und zwar erst zu einer Zeit, wo das Menschengeschlecht bereits existirte, erfolgten Durchbruch des Mittelländischen Meeres vorhanden gewesen. Daß dieser Durchbruch, der eine gewaltige Anschwellung des Mittelländischen Meeres voraussetzt, im Zusammenhange mit der letzten großen Ueberfluthung der Erde, der sogenannten Sündfluth, von welcher die Mythen vieler Völker erzählen, gestanden habe oder nicht, das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; daß aber eine gewaltsame Zerreißung der beide Continente verbindenden Landenge wirklich vorgekommen sein muß, davon wird sich Jeder überzeugen, welcher nur einmal durch die Straße von Gibraltar gesegelt ist (und Scheiber dieses hat sie zweimal passirt) und die Gestaltung beider Ufer aufmerksam beobachtet hat. In der That ist die Aehnlichkeit der europäischen und afrikanischen Küste bezüglich der Form der Gestade und Berge, welche beiderseits in schroff abgeschnittenen Felswänden zum Meer abstürzen, überraschend; längs beiden Ufern sind Klippen und Untiefen als ewige Zeugen der gewaltsamen Zertrümmerung des Landes umhergestreut, und hüben wie drüben schmückt dasselbe Laubholz die sanfteren Abhänge der Berge. Endlich hat die wissenschaftliche Forschung den Beweis geliefert, daß hier eine gewaltsame Zerreißung des Landes stattgefunden hat, denn sowohl die Gesteinsformationen als die Pflanzendecke beider Ufer sind identisch.

Die Gestade der Meerenge von Gibraltar gehören unstreitig zu den schönsten Gegenden der Erde. Ich kenne nur die spanische Küste, da es mir nicht vergönnt war, den Boden Afrika's zu betreten. Erstere ist größtentheils mit einem hohen, wildromantischen, prächtig bewaldeten Sandsteingebirge bedeckt, welches die vielfach zerrissenen Ufer von Tarifa an bis Algerien mit malerischen Felsen umgürtet. Wo diese Steilküste aufhört, beginnt der reizende Golf von Gibraltar, von welchem unser Stahlstich ein getreues Bild aus der Vogelschau darbietet.

Es war am Nachmittage des Osterfonnabends 1845, als ich auf meiner Reise von Cadiz nach Algeciras auf den Kamm der Sierra de Palme, wie die höchste Kette des erwähnten Sandsteingebirges heißt, gelangte. Das genannte Gebirge, dessen höchste Kuppen von nacktem Gerölle überschüttet sind oder von steilen, kahlen Felsmassen gebildet werden, ist von zahllosen Schluchten und Gründen, über deren seil geneigte Sehle munterer, klarer Bäche hinabtoben, zerrissen und an seinen Hängen, besonders dem westlichen, mit einem über alle Beschreibung prachtvollen Laubwalde bedeckt. Zusammensetzung des Landes, Pflanzendecke und Klima erinnern an die gepriesenen Lorbeerwälder der Canarischen Inseln. Uralte, phantastisch geformte Korkeichen von riesenhafter Größe, von den Wurzeln an bis zu den höchsten Aesten mit üppigen Büscheln des zierlichen Canariensterns (Daveilia canariensis) und anderen Farnenkräutern geschmückt und mit rothen, gelben und weißen Barasiten auf das Malerischste behängt, hohe, wilde Oelbäume und die portugiesische Gallapfeleiche verschlingen ihre reichbeblätterten Zweige zu einem dichten Laubdache, durch welches die Strahlen der Sonne kaum hindurchzudringen vermögen. An den Ufern der rauschenden Bäche erheben sich schlanke Lorbeerbäume, welche damals eben in voller Blüthe standen und den ganzen Wald mit ihrem würzigen Arom erfüllten, hoch über Unterholze mit saftigem, glänzend grünen Laube stattliche und großen Bouquets carmoisinrother Blumen geschmückte Büsche pontischer Alpenrosen, welche im Verein mit Steinlorbeer, Oleander und Pistazien die Ufer schmücken. Verschiedene, meist immergrüne Straucharten, so wie zahllose, schönblühende Gianten sproffen aus der schwarzen, lockren Lauberde oder aus den mit Farrn oder Moos überdeckten Leichen umgestürzter, modernder Baumstämme hervor, und eine warme, feuchte Atmosphäre erfüllt den ganzen Wald, in welchem man lebhaft empfindet, daß man sich innerhalb der subtropischen Zone befinde. Der Kamm des Gebirges entbehrt dieser prächtigen Waldedecke, ist aber dennoch nicht kahl,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

sondern mit niedrigem Gesträuch überzogen, welches damals in den dunkelsten Farben blühte. Wegen der fast auf allen Seiten emporragenden höheren Kuppen des Gebirges hat man hier keine Aussicht, und ich ahnte deshalb nicht, daß ich mich bereits in unmittelbarer Nähe des Golfs befinde. Bald senkte sich der Weg in einen der wilden Felsgründe des Ostabhanges hinab, und von neuem nahm mich der wundervolle, eben geschilderte Laubwald in seinen feuchten Schatten auf. Doch fehlten hier die schönen Loeberbäume. Dafür waren die Teiche mit riesigen Sträuchern der bannartigen Haide, deren weiße Blüthen fußlange Sträuße bildeten, eingefaßt. Schon rüstete sich die Sonne zum Untergange, als ich auf ein kleines, vorspringendes Felsplateau gelangte, welches die Plaza alta genannt wird. Nicht wenig war ich überrascht, als ich, hinter den letzten Felszacken hervortretend, auf einmal den ganzen Golf von Gibraltar mit seinen reizenden Ufern vor mir liegen sah. Gerade zu meinen Füßen breitete sich ein welliges, von blühendem Gesträuch bedecktes Hügelland aus, auf dessen üppigem Grün, dicht am Saume des prächtig blauen, fast halbkreisförmigen Golfs die weißen Häuserreihen von Algeciras und die langen Bogenreihen des diese Stadt mit Trinkwasser versorgenden Aquäduktes hervorschimmerten. Zwei Silberbändern vergleichbar schlängeln sich die beiden Flüsse Palmones und Guadarranque durch ein weites, reichbebautes Thal dem Golf entgegen, in dessen hintersten Theil sie sich ergießen; östlich davon liegt die Stadt San Roque mit einem grünen, rebenbedeckten Hügel, am Fuße des schön geformten Berges Almoraïme, hinter dem die zerrissenen Felszenzähnpter der duftig blauen, von der untergehenden Sonne rosig angehauchten Gebirge von Ronda emporsteigen, und gerade gegenüber erglänzten die Fenster der grell beleuchteten Häusermasse von Gibraltar am Fuße des gewaltigen, einer schlummernden Sphinx vergleichbaren Felsens, welcher wie der entfernte, ähnlich gestaltete Felsen, der die spanische Stadt und Festung Ceuta trägt, mit seinem Rücken tief mitten im Meer zu schwimmen scheint. Zwischen den beiden Säulen des Herkules hindurch sieht man weit hinaus in das Mittelländische Meer, welches noch über den Gibraltarfelsen emporragt und im fernen Südosten von dem mit dem Blau des Himmels verschwimmenden Nebelstreif der afrikanischen Küste umsäumt erscheint. Eine große Anzahl von Segeln bedeckte gleich einem zerstreuten Taubenschwarm die ganze Fläche des Golfes, eine lautlose Stille herrschte in der ganzen, von der durchsichtig blauen Kuppel des afrikanischen Himmels überspannten Landschaft, und der Kanonendonner eines die stolze Veste der Engländer salutirenden Kriegsdampfers dröhnte dumpf zu meinem erhabenen Standorte empor. Nachdem ich schnell in flüchtigen Zügen das prächtige Gemälde skizzirt hatte, eilte ich, auf dem steil abfallenden Pfade in das blumige Hügelland hinabzukommen, denn schon warfen die Strahlen der scheidenden Sonne ihre letzten Abschiedsküsse den Säulen des Herkules zu. Bald ging der Mond auf und beleuchtete den weiten Golf und den majestätischen, sich immer höher emporthürmenden Gibraltarfelsen auf das Zauberischste. Düfter, fast gespenstisch, ein finsteerer Wall, begrenzte im Süden die nahe afrikanische Küste den glitzernden Wasserspiegel, während die übrigen Umgebungen des Golfs in weiches Silberlicht getaucht erschienen. Sanft säuselte die Brandung an dem nicht mehr fernen Ufer, aus dessen zerstreuten Fischerhütten dann und wann heitere Guitarrenklänge ertönten. Eine Frühlingsmondnacht am Golf von Gibraltar gehört zu den schönsten Naturgenüssen auf Erden! —

Neue Bücher.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch. Berlin 1864. Verlag von Werner Große.

Wir in Deutschland haben wenige Schriftsteller, welche darstellende Abhandlungen schreiben können; im Allgemeinen fehlt uns das, was die Engländer als „Essay" bezeichnen, und die Art, in welcher die französischen Revuen wissenschaftliche Gegenstände in einer den gebildeten Menschen ansprechenden Weise erörtern. Es ist eine leidige Wahrheit, daß auch heute noch viele unserer Gelehrten schlecht schreiben, daß sie der Aesthetik den Rücken kehren und von Anmuth der Form, von Klarem, durchsichtigem Styl keinen Begriff haben. Deswegen kehrt ihnen denn auch mit vollem Rechte das gebildete Publikum den Rücken und läßt sie unbeachtet, und ihre Bücher oder Abhandlungen finden einen äußerst beschränkten Leserkreis, während sie, bei einer nur leidlich ansprechenden Darstellung, eine viel allgemeinere Theilnahme finden und weit mehr nützen würden.

Unter diesen Umständen ist es erfreulich, daß wir bei uns eine andere Form haben, wissenschaftliche Gegenstände so zu behandeln, daß auch der Nichtgelehrte von ihnen sich angezogen fühlt, seine Anschauungen erweitert und in anziehender Weise belehrt wird. Wir meinen jene Form, welche für öffentliche Vorträge maßgebend geworden ist. Die Münchener leisten in dieser Beziehung Vortreffliches; die gelehrten Herren wenden sich an ein größeres Publikum, und es ist dabei ein Hauptersordernis, daß sie einen wissenschaftlichen Gegenstand klar und ansprechend behandeln. Auch in Berlin, wo es aber heute noch fossile Professoren gibt, welche von dem beschränkten Dünkelwahn umstrickt sind, daß ein richtiger Gelehrter sich etwas vergebe und von seinem Schulnimbus viel einbüße, wenn er in seiner Darstellung Geschmack zeige, — auch in Berlin, sagen wir, haben Gelehrte ersten Ranges den Muth gehabt, allgemein verständlich und anmuthig zu reden und zu schreiben.

Zu diesen gehört Herr Brugsch, so weit sein „Aus dem Orient" in Frage kommt. Er ist bekanntlich einer der größten Aegyptologen, und mit wahrer Freude lasen wir jüngst die Nachricht, daß die preußische Regierung etwas gethan hat, was bei ihr nicht sehr oft der Fall ist, nämlich einen glücklichen Griff, indem sie Herrn Brugsch zum Consul in Kairo ernannte. Dort ist er recht in seinem wahren Elemente, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß er der Wissenschaft großen Nutzen bringen werde.

Die erste Abtheilung des Werks enthält ägyptische Reiseerinnerungen: ein Tag und eine Nacht in Kairo; das Nilboot, und eine Wüstenreise. Sie sind nicht in der gesteigerten Stimmung geschrieben und tragen nicht die glühende Färbung, wie z. B. die „Nile notes" des Howadschi Curtis, aber die Schilderungen sind lebhaft, und wir wandeln gern in Aegypten an der Hand

*) Wir werden regelmäßig interessante neue Werke aus dem Gebiete der Geographie und Ethnologie besprechen, in einer der nächsten Nummern z. B. Scherzers „Aus dem Natur- und dem Völkerleben des tropischen Amerika", Werner Munzingers Ostafrikanische Studien und andere mehr.

R.

Digitized by Google

eines so durchaus kundigen und freundlichen Führers. Als Probe der Behandlung geben wir einige Stellen über das Leben und Treiben in Kairo. Der Gegenstand ist oft behandelt worden, und eine meisterhafte Darstellung hat vor einigen Jahren Richard Burton in den ersten Kapiteln seiner Reise nach Mekka und Medina gegeben, aber auch Herrn Brugsch folgen wir auf seinen Wanderungen mit großem Vergnügen.

Das Leben in den engen Gassen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meistentheils mit einem Schirme ausgebspannter Tücher und Holzdecken überdacht sind, die alle Gegenstände in ein seltsames Halbdunkel hüllen, beginnt allmälig jenen Anstrich zu gewinnen, der auf den reizenden Abendländer unüberwindlichen Reiz ausübt. Die Läden, eigentlich große, viereckige, kaftenartige Löcher, die an den Wänden der Häuser in dichten Reihen neben einander fortlaufen, öffnen sich; der Kaufmann, seine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kissen am vorderften Estrich seiner Bude. Seine Waaren, die in bunten Wirrwarr im Hintergrunde derselben aufgestellt sind, müssen den Käufer selber locken. Der Besitzer preist sie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkstätte die Handwerker, sich der einfachsten Instrumente bedienend, wobei die Füße und Zehen eben so flink und geschickt mitarbeiten, als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geschicklichkeit und Beweglichkeit sind.

Hier steigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein (wie man sagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voransetzend, denn er ist der geehrtere, gerade so wie die rechte Hand. „Friede sei über Dir" sagt er zum Gruße dem Meister, der ihm sein, „und über Dir der Friede" schnell und zuvorkommend als Gegengruß erwidert. Der schön gewundene Turban wird vom Haupte genommen, Kopf und Gesicht werden eingefeift und beides wird so rein geschoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein sichtbar ist. Mit beinahe gefenchtem Wohlgefallen betrachtet der Geschorene in dem runden Metall- oder Glasspiegel mit Perimutter-Einfassung seinen weich leuchtenden Schädel und verläßt mit derselben Befriedigung die schmutzige Stube des noch schmutzigern Barbiers, als der feine pariser Salon des Boudoir eines renommirten pariser Haarkünstlers. Nun kommt jener Andere an die Reihe, welcher dem vorigen in die Bude nachgefliegen und durch seinen papageigrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif, gekennzeichnet ist. Die kalte Morgenluft hat ihn zum Niesen gereizt. „Gott Lob", ruft er aus, „Gott erbarme sich Eurer", rufen ihm die Umsessenden zu. „Gott führe uns und führe Euch!" erwiedert der Angeredete nach herkömmlicher Weise. Der Kairener ist von einer auffallenden, fast lästigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die bei der geringsten Veranlassung in hergebrachter Weise ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte die Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die sich wie Schlag und Gegenschlag zu einander verhalten und höchstens durch die Seltsamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden sie eine höchst lästige Brigade einer jeden Unterhaltung, die ohne sie, vom Gruß bis zum Abschied hin, gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, kauft ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und hockt sich nieder, um seine Mahlzeit im Namen Gottes des Allerbarmers und des Barmherzigen zu beginnen, mit einem Gott sei Lob und Preis zu schließen; hier erhandeln verschleierte Frauen das Kohol und Henna, um sich die Augenränder schwarz und Hände und Füße braunroth zu färben. Vor jener Schreibebude läßt sich ein reicher Araber Amulette gegen den bösen Blick für sich oder sein Pferd oder seinen Esel schreiben, und die ernste Miene des Schreibers gibt ein Zeugniß, daß es inhaltsschwere Worte sind, die er zu Papiere bringt.

Das Kaufen ist ein eben so umständliches als langweiliges Geschäft. Der Kaireuer fordert zehnmal mehr, als die Sache, deren Aechtheit oftmals zweifelhafter Natur ist, Werth besitzt. Erlabt den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm seine Pfeife, präsentirt den unvermeidlichen Kaffee, der von seinem Knaben aus dem nächsten Kaffeehause herbeigeholt wird, und mit einer Fülle stummerischer Redensarten beginnt das eigentliche Geschäft, das im glücklichsten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Gespräche als der Kauf in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerksamkeit des Kaufenden abzulenken, einigt man sich endlich, nachdem sehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten ist. Zur schlimmsten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kaufsluftigen den verlangten Gegenstand sogleich mit den Worten anbieten: Nimm ihn als ein Geschenk! Man ist sicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Nachdem der Kauf abgeschlossen und der Preis gezahlt ist, so erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geschenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo bildet der sogenannte Khan Khalil, ein desonderes Viertel mit einer Hauptstraße und vielen engen Nebengassen, die von langen Reihen neben einander liegender Buden der Kaufleute und Handwerker gebildet sind. Die Handwerker sitzen gildenweise zusammen. Da gibt es einen Schustermarkt, wo die Schuster emsig an den gelben und rothen Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Fruchthändler, der Zuckerbäcker, der Pfeifenhändler, der Steinschneider und Schleifer, der Juweliere, der Seidenhändler und Waffenschmiede, der Teppichhändler und wie sie alle heißen mögen.

Das angenehmste Kaufviertel ist der Sulkeisch oder der Markt des Duftes, woselbst alle Wohlgerüche Arabiens und des Südens feil und verführlich zum Kaufe angeboten werden. Selbst ein Blinder findet diesen Markt des Duftes leicht, da der starke Geruch ihn sonnenklar zu merken ist.

Die Handwerker arbeiten emsig, die Kaufleute dagegen verrauchen den ganzen langen Tag, sprechen mit ihren Nachbarn und den Käufern und erheben sich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den bestimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlassen sie auf einige Zeit ihren Laden, so hängen sie ein Netz, aus dünnen Fäden gestrickt, davor auf, und kein loser Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutasten. Die Inschriften auf Papier, mit welchen die Läden der meisten kairenser Buden versehen sind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuthen Hände, die Firma des Kaufmanns, sondern nur fromme Sprüche oder das mohammedanische Glaubensbekenntniß. Hier liest man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt", dort: „Beistand von Gott und ein schneller Sieg", „bringe du gute Nachrichten den Gläubigen", dort wiederum die Aufrufung an Gott; „O du Oeffner, o du Weiser, o du Abhelfer unserer Bedürfnisse, o du Gütiger." Dieselben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn sie des Morgens, nach dem ersten Gebete, ihre Buden öffnen.

Vor einem Korbe süßer Aprikosen sitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunfleide bedeckte Frau, das Gesicht ist mit Tuch grün bemalt, und die Augenränder sind mit Kohol schwarz gefärbt, dabei trägt sie einen großen Ring in der Nase, bunte Ketten um den Hals, und mehrere große silberne Ringe an den rothbraun tättowirten Fingern. Kokett zieht sie bei unserm Anblick den Kopfzipfel ihres Kleides über das halbe Gesicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den bösen Blick unsers fränkischen Auges fürchtend, aus welchem sie aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Aprikosinen, Honig." Dort schleppt sich in gebückter Stellung und mit einem Korbe bekleidet, der aus einigen Ziegenhäuten zusammengenäht ist, und auf den Schultern einen schweren Ziegenschlauch voll Wassers

Digitized by Google

tragend, der arme Wasserträger einher. Er bietet das Wasser mit den Worten „möge Gott mir Ersatz geben“ zum Kauf an. Da werden uns Rosensträußchen mit dem Rufe hingehalten: „die Rose war ein Thron“, vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht.“ Dort steht eine ägyptische Dame in ihrem schwarzseidenen Ueberwurfe, den weißen Schleier vor dem Gesicht, aus dem die schwarzen, feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchbohren scheinen. Ihre schwarze Dienerin begleitet sie; sie ist schneeweiß gekleidet, wie ihre Herrin schwarz. Da nähert sich ihnen ein kleines Mädchen, Hennablumen anbietend, mit dem Zurufe „o meine Gebieterin! Düfte des Paradieses, o Blumen der Henna“, und Beide lausen von den wohlriechenden Blumen. Der Mann dort mit seinem Korbe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!“ das ist ein schlimmer Gesell, da er die Kinder und Dienstboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hause zu stehlen und dieselben gegen seine Waare umzusetzen. Eine Art von Gemüse, Tirmus genannt, bieten sie mit den Worten aus „o wie süß das kleine Söhnchen des Flusses“, die Citronen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache sie leicht, o Citronen!“ und die gerösteten Kerne einer Art Wassermelone mit dem Schrei: „O Tröster dessen, der in Noth, o Kerne!“

Leute aller Trachten und aller Zungen, in ruhiger und in der lebhaftesten Stimmung, geben das vollständige Bild eines Karnevals, der tagtäglich die Hauptstraßen Kairo's durchwogt. Dort kommt gravitätisch, seinen langen, weißen Bart behäbig streichend, ein türkischer Beg geritten, während der neben ihm laufende Diener, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Thieres gelegt hat. Der Schritt seines Pferdes, das ein blutrothes mit Gold gesticktes und mit Troddeln behangenes Zaum- und Sattelzeug bedeckt, ist eben so langsam, wie der Gedanke seines Herrn. Schnell zu reiten, hält der vornehme Türke für unziemlich und seinem Range unangemessen. „O du Sohn des Hundes!“ donnert er einem armen Araber entgegen, der im Vorbeigehen sein Kleid gestreift hat und scheu und schüchtern in der Menge verschwindet. Da taucht neben ihm wie ein Geist ein langgelockter, hagerer Mensch auf; sein Kleid ist aus tausend bunten Flicken zusammengesetzt, sein Kopf ist von einer Art Schellenkappe bedeckt, sein Auge ist irre; seine mageren Hände erbedend, bettelt er um ein Almosen. Das ist ein Verrückter oder Heiliger der geehrten Stadt Kairo. Die Verrückten werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Personen angesehen, da, ihrer Meinung nach, dieselben von Gott dadurch besonders bevorzugt seien, daß ihr Geist bereits im Himmel weile, während ihr gröberer Theil sich hier auf Erden unter sterblichen Menschen befinde. Sie dürfen die ärgsten Handlungen ungestraft begehen und werden mit der bewunderungswürdigsten Geduld geführt und geleitet. Der feine arabische Effendi in seiner kleidsamen Mameluckentracht bildet hier in Kairo den Löwen der arabischen Gesellschaft. Er kleidet sich mit einer gewissen Eleganz, die freilich darin nie etwas Anstößiges findet, daß aus einer goldgestickten rothen Jacke der Ellenbogen hervorsieht oder die Schuhe ziemlich schlimm zerrissen sind. Er begrüßt den koptischen Mealim oder Schreiber der Regierung, dessen bleiches, rundes Gesicht, noch mehr aber der lange Kaftan von blauem Tuche, der dichtgewundene schwarze Turban und das messingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Aegypter verräth. Nicht den besten Theil der kärtener Bevölkerung bildet jener türkische Polizeisoldat, den seine Tracht, die griechische Fustanella und die griechische gestickte Jacke, sofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arsenal silberbeschlagener Pistolen, Dolche und Messer steckt in seinem Gürtel, über der Schulter hängt das lange Gewehr, und in der Hand schwingt er drohend den Kurbatsch. Ein ungeheurer Schnurrbart giebt seinem verschmitzten Gesichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renommirten Räuberschaar. Diese furchtbaren Konstabler Kairo's haben die saubere Lebensregel, jeden rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Piaster sofort an den Mann zu bringen, da man nicht wissen könne, ob man und wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwisch dort, mit dem grünen Kaftan, bezeugt die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, der verkehrte er kokettirend hin und her bewegt, den persischen Ursprung; sein ägyptischer Kollege dagegen schreitet in dem lumpigsten Kostüm hinter ihm her und schwingt die höherne Eßschüssel und den Löffel als die besonderen Zeichen seiner Würde. Ihm zunächst wandelt ein deutscher Handwerksbursch, den rothen türkischen Fez schräg auf das blonde Haar gesetzt, um jene Ecke in die enge Straße eindiegend, wo er um wenigstes Geld in einer italienischen Locanda sein Heil aufgeschlagen hat. Heulend und bellend stürzen die Hunde des Viertels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten sie nach seiner Pasjacke fragen. Ein Wurf mit Steinen vertreibt aber die ungebetenen Gäste. Da kommen ein Paar sonnengebräunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In malerischer Weise schlingt sich das kamelhärene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum sichtbar lugen die kleinen Augen in die Menge hinein, durch welche sich die Pferde sicher hindurchzuwinden wissen. Zwei arabische Frauen folgen ihnen auf ihrer Fährte. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf der Schulter, das, rittlings sitzend, nach orientalischer Weise sich an den Kopf der Mutter sitzend, das Gleichgewicht selber zu halten weiß. Beide Weiber redru mit aufgebohnen Händen, die sie häufig zusammenschlagen und das Eifrigste mit einander. Sie gehören dem Harem jener edlen Ritter an, denen sie als getreue Ehegattaen den weiten Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müssen. Hier, gegenüber dem kleinen schlechten Hause, in welchem eine Araberin mit lautem Geräusche die Handmühle dreht, verkopft plötzlich ein Hausen von Balken und Steinen den Weg. Man baut ein Haus, die Kinder und Frauen müssen dabei Handlangerdienste leisten, während die Männer das eigentliche Geschäft der Maurer verrichten. Im Takte singend, trägt das schwache Geschlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufseher, welcher gemächlich seine Pfeife raucht, treibt sie zeitweise mit Stockschlägen zum schnellern Laufen an. Scherzweise ruft der vornehme Türke, dessen Maulthier von einem großen, centnerschweren Block im Laufe gehemmt ist, einem Mädchen zu: „O meine Tochter, trage mir diesen Stein fort!“ Als geborene Kairenserin erwidert sie mit schnellem Witze: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur sei sei so gütig, mir den Stein auf den Rücken zu legen.“ Da kommt uns ein langer Zug verhüllter, berittener Frauen entgegen. Rittlings auf ihren hochgesattelten Eseln sitzend, folgen sie eine der andern. Diener begleiten sie, die Kinder tragend, und ein schwarzer, fettleibiger, wohlbewaffneter Eunuch in reichem, gesticktem Kostüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Harem eines vornehmen Kairensers wird ausgeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Besuch abzustatten, die einzige Unterhaltung, welche den Frauen gegenseitig gestattet wird. Maltaser, Griechen, Armenier, Kurden, Juden, Syrer, Araber aus Mekka, dazwischen Europäer aus aller Herren Ländern drängen sich in buntem Gemisch durcheinander, jeder seinem Geschäfte nachgehend, das er sicher mit dem landesüblichen Stoßseufzer eines „So Gott will“ beginnt.

Von nicht geringem Interesse ist in der zweiten Abtheilung das „Altägyptische Märchen“, welches uns in die Tage zurück führt, da vor 32 Jahrhunderten zu Theben, der hunderthorigen, Glanz und Pracht in den ausgedehnten Tempeln und Königswohnungen herrschte, wo Pharaoh Ramses Miamun Hof hielt, umgeben von den Königskindern und von den Mächtigen seines Reiches. Aber er war auch umgeben von einem Kreise geistig hervorragender Männer, von einem Collegium der Hierogrammaten, Dichter und Literaten. Was manche derselben geschrieben, ist auf splitterigen Papyrusrollen, welche

Digitized by Google

man bei geplünderten Mumien und in Särgen findet, getreulich aufbewahrt wurden. So auch ein Mäbchen, mit welchem der große König erfreut wurde. Im Jahre 1852 kaufte eine londoner Dame, Frau d'Orbiney, in Italien einen schöngeschriebenen alten Papyrus, dessen seltsame Schriftzüge neunzehn Seiten erfüllten. Diese hat nun Pleyffer Breasch entziffert. Die alten Aegypter zählten das Mädchen zu den besten Zaitungsihrer Literatur, dem am Schlusse folgendes beigefügt ist: „Für so gut befunden, um beigefellt zu werden dem Namen der pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu, Hoey und Meremapu. Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Annana, dem Besitzer dieser Rolle. Möge der Gott Thoth alle Worte, welche in dieser Rolle enthalten sind, vor Untergang bewahren."

Dieser Wunsch ist erfüllt worden. Sprache und Ausdruck dieses Attesten alles Mädchen erinnern lebhaft an die biblische Einfachheit in Wort und Gedanken; auch sind die vielen Wiederholungen nicht ausgeschlossen. Man sieht, wie sehr Moses von ägyptischen Einwirkungen durchdrungen war. In Bezug auf das Mädchen selbst verweisen wir auf das Buch und wollen nur eine Stelle herausheben, um den Styl zu kennzeichnen: „Und der König sendete Leute aus, viele Krieger zu Fuß und zu Roß, um sie (ein junges schönes Weib) von neuem zu holen. Und es war auch ein Weib unter ihnen. Dieser gab man alle Arten herrlichen Frauenschmuckwerks in die Hand. Da kam das Weib nach Aegypten mit ihr, und es war großer Jubel threwegen im ganzen Lande. Und der König liebte sie gar sehr und erhob sie zur Großschönheit. Und man redete ihr zu, auf daß sie offenbaren solle die Geschichte ihres Mannes. Da sprach sie zum Könige: „Laß den Ueberwundenen abschneiden, damit er vernichtet werde" ꝛc. Hier haben wir denselben Styl, wie in den ältesten jüdischen Urkunden.

In dem Vortrage: „Moses und die Steindenkmäler" weist Brugsch den Zusammenhang nach zwischen den mosaischen Urkunden und den noch erhaltenen ägyptischen Ueberresten. Ich könnte mich, sagt er, selbst bis zum Wunder des wassergebenden Felsens im Horeb versteigen und den Nachweis führen, wie bereits die Denkmäler des alten Aegyptens einzelnen ihrer Könige, darunter auch dem Pharaoh des Drudes, Ramses dem Zweiten, die Wunderkraft zuschreiben, auf ihrem Befehl dem Felsen Wasser zu entlocken; ich könnte auch die monumentalen Beweise liefern, daß sich ein gut Theil von Namen in der Verwandtschaft des Moses und unter den Leviten in ägyptischer Schreibung auf altägyptischen Denkmälern vorfinden ꝛc.

Sehr klar schildert Brugsch, als Ergebniß der neuesten monumentalen Forschung, daß die Zeit zwischen dem Einzug und dem Auszug der Kinder Israel in und aus Aegypten von einer der Glanzepochen der Geschichte des Pharaonenreiches erfüllt wird, der Epoche der 18. Dynastie thebanischer Könige. Nachdem viele Herrschergeschlechter das Scepter geführt, brachen plötzlich vielzahlreiche Wanderstämme semitischen Ursprungs von Osten her über die Landenge von Sueg her in Aegypten ein und nahmen das östliche Deltaland in Besitz, eroberten das ganze Unterägypten bis Memphis und legten den Königen einen Tribut auf. Länger als 500 Jahre trugen die Aegypter den Druck dieser Amu, d. h. Ochsenhirten, oder Aadu, der Beduinen, die Frevler, deren Hauptstadt Tanis war, und wo ihre Könige die Form der ägyptischen Hofhaltung annahmen, im Styl der Aegypter bauten und sich selbst der ägyptischen Schriftzeichen zur inschriftlichen Ausschmückung ihrer Denkmäler bedienten.

Später wurden sie vertrieben und es begann wiedee eine Glanzperiode in der ägyptischen Geschichte, denn die Könige drangen eroberub bis an den Euphrat und Tigris vor und errichteten Siegessäulen an den Grenzen Armeniens, da „wo der Himmel auf seinen vier Stützen ruht." Die 19. Dynastie blühte um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, und Ramses der Zweite, der die Ochsenhirten bekämpfte, war die „Pharaoh des Drucks". Unter dessen Regierung wurde der Jude Moses geboren, und die geschichtlichen biblischen Angaben treffen mit jenen der ägyptischen Denkmäler zusammen. Wir wollen hervorheben, daß dieses Königs Ramses eigenes kolossales Sitzbild in dem Säulenhofe des Museums zu Berlin, linker Hand, aufgestellt ist. Es war von ihm selber dem Baattempel zu Tanis geweiht und vor dessen Eingang aufgestellt. „Dieser Koloß ist ein Zeitgenosse des Moses, der sicherlich einst seinen Blick auf dieses Denkmal gerichtet hat; denn die Stadt gedenkt ausdrücklich der Stadt Zoan Tanis als des Ortes, an welchem Moses seine Wunder vor Pharaoh auf Geheiß des Allerhöchsten verrichtet habe."

In dem Vortrag: „Was sich die Steine erzählen" wirft Brugsch einen Blick auf die altpersischen Inschriften und auf manche ägyptische Monumente, und in der letzten Abhandlung: „Germanen und Perser" erhalten wir Schlaglichter, welche uns manche Aehnlichkeiten zwischen beiden Völkern in alten und neuen Tagen erkennen lassen. Auch diese Abhandlungen regen an, belehren und lesen sich vortrefflich.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen nach Afrika. Am 14. September sind zwei Mitglieder des Vereins für Erdkunde in Dresden, Graf Karl von Krockow-Wickeede und Herr Casanova, nach Afrika abgereist. Sie werden über Suez nach Dschidda in Arabien reisen, von dort nach Suakim hinüberschiffen, durch das Land der Hadendoa-Araber nach Kassalah, der Hauptstadt der Provinz Takka, und am Blauen Nil hinauf bis an die Grenze Abessiniens gehen; sie hoffen bis Gallabat zu kommen. Graf Krockow wird sich vorzugsweise mit der Jagd und ethnologischen Beobachtungen beschäftigen, Herr Casanova, der schon drei oder vier Mal in jenen Gegenden war, will auch diesmal eine große Sammlung von Thieren sich zu verschaffen suchen. Er hat zu diesem Zweck Aufträge von vielen zoologischen Gärten, welche durch ihn früher schon manche werthvolle Bereicherung erhalten haben.

Von Rückweg gedenken die Reisenden über Gbartum zu nehmen, von woher im August ungünstige Nachrichten in Aegypten eingelaufen sind. Wir finden in der Times vom 7. November einen Brief aus Alexandria vom 29. August mit der Angabe, daß im Binnenlande das Reisen jetzt sehr gefährlich sei. „Einige Europäer und auch andere Leute sind in der jüngsten Zeit selbst in der Nähe von Gbartum überfallen worden, was früher niemals vorgekommen ist, und Gewaltthaten werden in vielen Gegenden verübt. Die ägyptische Regierung hat im Sudan nicht weniger als 17,000 Mann Truppen und will kräftig eingreifen, um dem Unfug zu steuern."

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß allen Verboten zum Trotz Gartumer Kaufleute auf dem Weißen Nil in sehr ausgedehnter Weise Sklavenhandel treiben. Jüngst

Digitized by Google

hat nun die Regierung kräftig eingegriffen. Alle den Strom herabkommenden Boote wurden aufgehalten und genau untersucht. Fast in allen fand man Sklaven, und deshalb wurden alle an Bord befindlichen Waaren, darunter eine große Menge Elfenbein, confiscirt. Das ist ein harter Schlag für die dortumer Kaufleute, da wohl vier Fünftel des gesammten Kapitals jener Stadt in Expeditionen nach dem Weißen Nil angelegt sind; über die Straße ist eine wohlverdiente, Aetzigkeit scheint im ägyptischen Sudan „türkische Wirthschaft" zu herrschen. Der Generalstatthalter Musa Pascha nimmt ganz willkürlich Schiffe und Kameele in Beschlag und benutzt dieselben für sich. Die Folge ist, daß die Kameelpreise, zumeist Dromedare, mit ihren Lasten in die Höhe gegangen sind und aus Furcht vor Erpressungen nicht nach Berber oder Kirreri kommen wollen.

Der vielgenannte Reisende Miani befand sich Anfang Septembers in Kairo; er hatte Gedmittel genug, um seine Reise zum Aufsuchen der Nilquellen anzutreten. Wir hören, daß Georg Schweinfurth, der den vierten Theil der Reisekosten beitreitet, sich ihm anschließen wolle. Wir können nicht sagen, daß dieser Entschluß unsers Landsmannes unsern Beifall hätte.

Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Chartum.

Wir finden dieselben in dem neuesten Hefte von Petermanns Mittheilungen, dem wir das Folgende auszugsweise entlehnen. Sie bestätigen durchaus die obigen Angaben, welche wir in der Times fanden.

Der erste Brief Heuglins ist vom 4. Mai und in Chartum geschrieben. Der Generalstatthalter des ägyptischen Sudan, Musa Pascha, wollte eine Expedition auf dem Weißen Nil unternehmen und so weit vordringen, wie es zu Schiffe möglich war; er hatte Herrn von Heuglin eingeladen, ihn zu begleiten.

In Sennar und Fazogl unternahmen die dortigen arabischen Schechs Raubzüge gegen die Dinka und andere Stämme. — Der französische Consularagent Lejean, welchen früher einmal Theodor von Abessinien eingekerkert hatte, war in Kassala gewesen; über das Schicksal des englischen Consuls Cameron, welchen Theodor in Ketten vor uns früher erzählten Mißhandlung des Missionärs Stern verhaftet, war Herr von Heuglin ohne nähere Kunde. (L. ist jetzt in Europa.)

In Chartum war eine neue Gouseription eröffnet worden, d. h. die Regierung preßte nach Belieben Leute, um sie zu Soldaten zu machen. Mehrere tausend Sklaven wurden als „Freiwillige" eingestellt: die Regierung läßt durch ihre Soldaten die Marktvorräthe in Chartum plündern, und seitdem schließen die Verkäufer ihre Buden. „Durch diese Soldatenwirthschaft ist unter den Eingeborenen ein solches Mißtrauen entstanden, daß kein Korn, Holz, Butter rc. zu Markt gebracht werden und wir Europäer oft in der größten Verlegenheit sitzen um unser täglich Brot sind. Dabei steigen natürlich die Preise der Lebensmittel ungemein; überdies wollen die Araber nur Thaler und kein Geld als Bezahlung annehmen."

Laut den Verträgen darf der Pascha von Aegypten nur 15,000 Mann Soldaten halten, aber allein im Sudan sollen jetzt deren etwa 30,000 sein, und man raubt Dinka-Neger, um diese Zahl noch zu vermehren.

In einem zweiten Briefe, gleichfalls aus Chartum, vom 26. Mai schreibt Herr von Heuglin, daß Petherick eine neue sehr interessante Karte seiner Reise über den Zei entworfen habe; dieser Fluß ergieße sich im Lande der südlichen Nuehr in den Kir.

Die Baronesse A. von Rapellen ist am 19. Mai in Chartum gestorben; sie hatte in den Jahren 1851 und 1862 eine längere Reise auf dem obern Bahr el Abiad gemacht. Auch ein Neffe des Elfenbeinhändlers Debono war in Gaba Schambil mit Ted abgezangen. Den Debono selbst kannten am 24. Mai mehre Schiffe in Chartum an, und mit ihnen die Dahabieh, welche Petherick für Vater nach Gondokoro gesandt hatte. „Debono's Leute sollten am Nyanza gewesen sein, jedoch auf einem östlichern Wege als dem von Speke und Grant eingeschlagenen. Sie wollen eine lange Fahrt in westlicher Richtung über den See gemacht haben, nach einer Stelle, wo man ihnen von Speke's Gesellschaft erbaute Hütten zeigte; die Angaben dieser Leute hatte ich aber für sehr unzuverlässig."

Dagegen gibt Herr von Heuglin demnächst einen „besondern Bericht über die Anfragen einiger Soldaten und Geschäftsführer von Ghurschud Agha, welche den braven Baker schon gegen Ende der vorigen Regenzeit zu Kamrasi, dem König von Unyore, nördlich vom Nyanza, begleitet und, durch die freundliche Aufnahme veranlaßt, daselbst ein Etablissement für Elfenbeinhandel gegründet haben. „Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Anfragen. Die Gesellschaft ging von Gondokoro zuerst ostwärts, lenkte dann noch in südlicher und während der drei bis vier letzten Marschtage in südwestliche Richtung ein. Sie überschritt den Fluß Aicheh (den Alua Speke's, Miani's Aischoa) und später bei Karuma, nördlich von Kamrasi's Residenz, einen Fluß, den meine Berichterstatter, auch ohne durch meine Frage auf dieses Factum aufmerksam gemacht worden zu sein, für den Bahr el Djebel, d. h. den bei Gondokoro vorbeifließenden Arm des Weißen Nil erklären. Sie erfuhren, daß er jenseit Karuma einen großen Bogen nach West und sogar nach Südwest macht. Oben so erzählte man ihnen viel von dem See, dem Nyanza, den Baker von Kamrasi aus besucht hat; dieser Reisende war jedoch beim Abgang der Soldaten Ghurschuds nach Norden noch nicht zurück (wir haben seither gemeldet, daß er in Chartum angelangt sei). Bei Kamrasi fanden sie zwei Leute aus Sansibar, die mit Speke und Grant gekommen und dienen entlassen waren. Das Zinnerar der Soldaten Ghurschud Agha's bestätigt ebenfalls Speke's Ansicht gegenüber derjenigen, die Miani uns producirt."

In Chartum war am 25. Mai ein deutscher Handelsmann aus Massaua, M. Wagner, angetangt. Er war vor sechs Monaten mit Armeeprovisionen von Chartum nach Sennar gegangen und hatte sich dann der Ghasswa (dem Raubzuge) eines Obersten, Adem Bey, angeschlossen, der von Fazogl aus gegen die Beni Schangul, Berta, Ahn Ramlah und die Hamedj operirt und dort unter dem Vorwand, er ziehe die Abgaben in der Nachbarschaft ein, einige tausend Sklaven einfangen ließ, die, so weit tauglich, zum Militärdienst verwendet werden.

Der Reisende Bambery (d. h. **Bamberger**) **und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara.** Wir haben schon einmal der Wanderungen Bambery's erwähnt, gingen aber nicht näher auf dieselben ein, weil wir ein Buch abwarten wollten, dessen Erscheinen in nahe Aussicht gestellt worden ist. Er gab in einer der letzten Sitzungen der londoner geographischen Gesellschaft eine Uebersicht seiner Reisen unter den Turkomanen, in Chiwa, Buchara, Persien und Chorasan. Bei dieser Gelegenheit wagte Rederich Murchison die Behauptung, daß seit Jahrhunderten kein Europäer die Stadt Samarkand, die Residenz des gewaltigen Timur, betreten, daß aber nun Bambery dieselbe besucht habe, als der Erste seit so langer Zeit. In jener geographischen Gesellschaft fand sich, obwohl kaum ein Mitgliedern anwesend waren, Niemand, der einer solchen Unkunde Murchisons entgegen getreten wäre. Wir hatten uns die Berichtigung bis zum Erscheinen von Bambery's Werk, auf das wir seiner Zeit näher eingehen werden, aufgespart, und es verschlug uns nichts, daß alle englischen Blätter und manche französische und deutsche politische Zeitungen diesen Irrthum Murchisons ganz unbefangen nachschrieben. Da wir aber jetzt auch in einem deutschen geographischen Fachblatte die irrige Angabe des englischen Geelegen wiederholt finden, daß Bambery „der erste Europäer seit dem 15. Jahrhundert gewesen sei, welcher diese berühmte, aber jetzt verfallene Stadt betreten hat", so wollen wir noch hier vorläufig die Priorität für einen deutschen Mann in Anspruch nehmen, für Alexander Lehmann, dessen Werk für Jedermann zugänglich ist. Wir meinen seine Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842, die in St. Petersburg 1852 erschienen ist und einen Theil der Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs von Baer und Helmersen bildet. Wir haben das Buch vor Jahren mit Vergnügen studirt; es ist sehr belehrend und enthält auch hübsche Darstellungen von Timurs Familiengruft, und andere Bilder, die Bambery auch gezeichnet hat, und welche Murchison für neu und unbekannt ausgibt. Wir werden im Globus eine Schilderung Samarkands nach Lehmanns Mittheilungen bringen. Mit Lehmann war Chanykow in Samarkand.

Neue Nachrichten vom obern Niger. — Lieutenant Mage kehrt nach dem Senegal zurück. Wir haben im Globus alle Nachrichten über Mage's Reise mitgetheilt, denn das Unternehmen verdiente von Wichtigkeit zu werden und wir dursten, wenn es gelang, eine Fülle neuer und interessanter Kunde über die höchst eigenthümlichen Verhältnisse am Niger erwarten. Mage hatte vom General Faidherbe, Gouverneur des französischen Senegambiens, den Auftrag, zunächst

Digitized by Google

bis Timbuktu vorzudringen und dann den großen Strom bis zu dessen Mündung in die Bucht von Benin hinabzufahren. Wir haben früher erzählt, daß er das Sego gelangt war, wo ein Sohn des unseren Lesern wohlbekannten Hadsch Omar als König herrscht. Bei diesem letzteren fand er freundliche Aufnahme und änderte seinen ursprünglichen Reiseplan; denn statt gerade nach Timbuktu zu gehen, entschloß er sich, dem erdrterten Feinde der Franzosen, eben dem Hadsch Omar in Hamdallahi einen Besuch zu machen, also sich in diese Hauptstadt des westlichen Fulbereiches zu begeben, dessen Herrscher Amadu Labbo von Omar entthront und ermordet worden war.

Nun lesen wir neue Nachrichten aus Senegambien (vom 28. Juni datirt); sie entdatten von Mage und Quentin Briefe aus Sego Sikoro vom 23. April, welche aus dieser Stadt am obern Niger binnen 18 Tagen nach Medine, einem der äußersten Posten der Franzosen an obern Senegal, gelangt waren. Diese Berichte sind aber nicht überall klar, wir ersehen jedoch aus denselben, daß in der obern Nigerregion immer noch große Verwirrung herrscht. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

Lieutenant Mage und Dr. Quentin waren schon zwei Monate von Amadu, dem Sohne Hadsch Omars, in Sego gefangen gehalten worden, unter dem Vorwande, daß die Straße nach Hamdallahi zu unsicher sei. Uebrigens wurden sie mit Aufmerksamkeit behandelt, gut bewirthet, bekamen Ochsen, Hämmel, Hühner, Reis, Salz, Butter und Oberkraut, sogar weißen Zucker lieferte man ihnen und obendrein Milch und Honig.

Auf der Hinreise fanden sie das Land zwischen dem obern Senegal und Sego arg verwüstet. Der Krieg zwischen den Toucouleurs (s. d. Mittheilungen von Negern und Fulde), aus welchen die Streitkräfte und Anhänger Hadsch Omars zumeist bestehen, und den von ihm einst besiegten Fulde von Massina, mit welchen die Tuareks von Timbuktu gemeinschaftliche Sache gemacht haben, dauert nun schon drei Jahre lang.

Der Schwarze, welcher den Brief Mage's nach Medine brachte, sah über den gegenwärtigen Stand der Dinge folgende Auskunft. Seit dem Ende des Jahres 1863 wurde Hadsch Omar in Hamdallahi belagert; er sei getödtet oder gefangen genommen und nach Timbuktu abgeführt worden. Sein Sohn Amadu habe von Sego aus ein Heer und Kriegsbedarf geschickt, um seinem Vater Hülfe zu leisten; diese Armee sei aber von den Massina-Fulde geschlagen worden, die sie vor Hamdallahi kam. Seitdem waren zwischen dieser Stadt und Sego alle Verbindungen unterbrochen, und deshalb konnte Mage nicht weiter. Kurz vor Abgang des schwarzen Boten hatte man jedoch dem Reisenden gesagt, er könne außerdem, sobald eine Heeresabtheilung, deren Eintreffen man bemnächst erwarte, angelangt sei, Mage meldet übrigens, daß er nach dem Senegal zurückkehren werde, vielleicht schon gegen Ende des Juli-monats, falls man ihn unterwegs nicht länger, als ihm lieb sei, irgendwo zurückhalte. Es sei obwohin unthunlich mit solchen Flußfahrzeugen, wie er sie in Sego gefunden, den Niger hinabzuschiffen.

Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten. An der Südwestküste von Afrika, einige Meilen nördlich vom Wendekreis des Steinbocks, liegt die Walfisch-Bay, welche auf englischen Karten fälschlich als Walwich-Bay verzeichnet ist. Der wimmelt von Fischen, der Seehase und der Kuiffp. Im innern Lande wohnen nach Süden hin Namaqua-Hottentoten, in deren Gebiete mehrere Missionen angelegt worden sind, z. B. Barmen, Rehoboth und andere; sie haben aber dort, wie überall in Afrika, dauernig anzugreifen. Nördlich von den Namaquas wohnt ein anderes Volk, das der Damaras oder Ovaherero, über welches wir durch Galton und Andersson und die Missionäre Hahn und Rath nähere Kunde erhalten haben. Wir werden in unseren kulturgeographischen Betrachtungen auf diese Völker zurückkommen und wollen hier nur bemerken, daß beide einander sehr feindselig sind. Sie haben an „Civilisation" nicht das Mindeste gewonnen, seitdem sie mit Europäern in Berührung kamen. Nun melden Nachrichten von der Walfisch-Bay vom 8. Mai, daß die Namaquas höchst unruhig waren und nicht nur Ochsendiebe, den Hauptort der Damaras, zu zerstören drohten, sondern obendrein darauf ausgingen, die Damaras zu vertilgen und deren europäische Besitzer todt zu schlagen. Der berühmte Elephantenjäger Green und zwei Brüder Haddritte fanden den Stand der Dinge so bedenklich, daß sie sich erboten, die Damaras gegen den Feind zu führen und mit ihnen gegen Gibbons zu ziehen, wo die Hottentottenkrieger sich eben versammelt hatten (die angegebenen Punkte sind auf unserer Karte, im Band VI, Nr. 12 verzeichnet, und auf sie verweisen wir den Leser). Die Namaquas erwarteten den Angriff; 250 Mann standen auf dem Kamm eines Hügels und hatten ihre Scharfschützen so aufgestellt, daß dieselben auf die Europäer zielen konnten. Die Engländer haben die frevelhafte Unklugheit begangen, diesen Wilden Feuerwaffen zu verkaufen. Die Damaras aber griffen ingrimmig an, warfen die Namaquas trotz eines heftigen Kreuzfeuers, gingen dann an das Abschlachten ihrer Feinde und verschonten auch Frauen nicht. Die Gegenvorstellungen der Europäer blieben ungehört, die wilde Natur war einmal losgelassen. Die Hauptbeute des Namaqua-Häuptlings Jan Jonker und dessen Schwester mußten ihr Leben lassen. An Beute gewannen die Damaras etwa 4000 Stück Hornvieh, 6000 Schafe, 1000 Pfund Pulver; auch verbrannten sie 24 Wagen.

Die Namaquas sehen nun in den Europäern ihre Feinde und haben Vergeltungsrecht geübt. Der bekannte schwedische Reisende Andersson wollte von Otjchimbingue 1500 Stück Hornvieh nach der Kapkolonie schicken und hatte die Führung den Herren Green und Haddicke mit einer Anzahl Damara-Treibern anvertraut; die Namaquas überfielen den Zug und nahmen ihn fort; die genannten Europäer retteten mit genauer Noth ihr leben. Andersson will nun die Plünderer züchtigen, und wahrscheinlich machen jetzt alle Europäer jener Gegend mit ihm und den Damaras gemeinschaftliche Sache. Und was wird sich als Ergebniß herausstellen? Einige hundert Namaquas werden erschlagen werden, dazu noch oben so viele Damaras und zuletzt bleibt doch Alles beim Alten. Denn der Kapkolonie sind alle Tritte und Schritte der Europäer bekannt, denn „die Barbaren müssen ausgerottet werden". Barbaren sind sie allerdings, und es liegt nicht viel daran, ob so unnütze Geschöpfe auf der Welt sind, aber die Art und Weise, wie man überall gegen sie verfährt, hat mit der „Liebe zu unserm Nächsten" durchaus nichts zu schaffen.

Leben in Chile. Im „Glasgow Daily Herald" 15. Aug. 1864 finden wir folgenden Bericht aus Chile: Valparaiso ist ein sehr netter Ort, der sich ganz gut mit europäischen Städten messen kann. Die meisten Häuser sind freilich nur von Holz aufgeführt, aber es finden sich auch sehr hübsche Gebäude aus Backsteinen. Die Straßen sind mit einer einzigen Ausnahme alle sehr eng und die Bewohner dieser Stadt in ihrem ganzen Benehmen fast europäisch. Von den übrigen Chilenen sind sie ziemlich verschieden, wahrscheinlich eine Folge der immerwährenden Berührung mit Fremden. Man nimmt alle europäischen Einrichtungen schnell und gern an; so hat man in der letzten Zeit eine freiwillige Feuerwehr gebildet, deren Mitglieder allen verschiedenen in Valparaiso ansässigen Nationen angehören. Das Klima ist ausgezeichnet zu nennen; doch erwähnt das ewige Einerlei und die große Trockenheit desselben. Ich blieb in Valparaiso über ein Jahr und ging dann nach Ghasarral de las Animas, das etwa 100 deutsche Meilen von Valparaiso entfernt liegt und als der kurioseste und interessanteste Punkt auf Gottes Erddeben gelten kann. Hunderte von Mules rund um diesen Ort sieht man nichts Grünes; die einzigen Thiere, denen man begegnet, sind Hunde und Llamas. Ghasarral ist ein Ort von 3000 Einwohnern, der sein Dasein nur der Entdeckung von Kupfererminen verdankt. Unsere frischen Nahrungsmittel erhalten wir alle von Valparaiso; unser Trinkwasser wird durch Destillation aus dem Meereswasser gewonnen. Alles dreht sich hier um den Kupferbergbau. Die Erze werden von den Bergwerken in eigenthümlichen Karren hierher gebracht, vor die sechs Maulesel gespannt sind. Diese Wagen gehen und kommen gewöhnlich einmal in der Woche zu den Minen, die etwa 90 Miles weit im Innern, bei San Juan, in den Cordilleren liegen. Die Löhne für europäische Arbeiter stehen hier sehr hoch, so daß viele Leute mit Erfparnissen heimkehren. Die Bergleute sind meist aus Cornwallis und verdienen 80 Dollars durchschnittlich im Monat. Es sind kräftige Leute, die aber auch einen kräftigen Trunk nicht verschmähen und mit den Eingeborenen auf gutem Fuße leben.

Eisenbahnen in Großbritannien und Irland. Sie hatten am Ende des Jahres 1862 eine Länge von 11,551 Miles; am 31. December 1863 von 12,322 Miles. In dem letzten Jahre stellten sich die Betriebskosten auf 15,027,231 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Die hohe Tatra und ihre Anwohner.*)

Lage, Benamung, Anblick und Charakter der Tatra. — Thäler, Keſſel und Alpenſeen. — Die Formation des Gebirges. — Geologiſches. — Vegetation. — Schneelinie und Gletſcher. — Die Thierwelt. — Beſteigung der Lomnitzer Spitze. — Die Menſchen der Tatra: Zipſer Deutſche, Goralen und Slowaken.

Wo der mächtige, weit über 100 Meilen lange Bogen der Karpathen auf der Grenze von Galizien einerſeits und den ungariſchen Comitaten Arva, Liptau und Zips anderſeits ſeine nördlichſte Höhe erreicht, da faſſen ſich die cen-

Die Tatra, von Poronin (von Norden) geſehen. (Originalzeichnung von J. Kaniz.)

*) Die Central-Karpathen mit den nächſten Voralpen von Friedrich Fuchs. Peſth 1863. — Die hohe Tatra in den Central-Karpathen von Karl Koriſka. Gotha 1864. — Karpathenbilder von F. W. Hildebrand. Glogau 1863. — Ein Ausflug in die Tatra. In den Stimmen der Zeit. 1861. — Unter den älteren Schriften über die Tatra erwähnen wir die Flora Carpathorum des Schweden Wahlenberg, die geologiſchen Forſchungen des Franzoſen Beudant und die geographiſchen des Deutſchen von Sydow. Die Litteratur über die Tatra iſt ſehr im Zunehmen begriffen.

tralen Züge desselben zu einem wunderlichen und für das Auge schwer zu entwirrenden Gebirgsknäuel zusammen, welcher, westlich dem übrigen System unmittelbar sich anschließend, östlich und südlich aber durch die Thäler des Poprad und der Waag von demselben getrennt, mit seinen ungähligen Gipfeln und Kämmen über die angrenzenden Hochebenen und Bergzüge weit emporragt. Scheinbar ein Ganzes, wird derselbe doch topographisch in zwei Gruppen getheilt. Die westliche Hälfte bilden die Liptauer Alpen, die östliche die Massen des Tatragebirges. Dieses erscheint wie ein mauerartiger Bergwall von etwa acht Meilen Länge, welcher mit zahlreichen oft mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche emporgehobenen Felsgipfeln, Hörnern und Thürmen besetzt ist, über dessen Kamm theilweise die europäische Hauptwasserscheide zieht und welcher als jene kolossale Wettersäule von Osteuropa betrachtet werden kann, an deren Kapital die eisigen Nordstürme der polnisch-russischen Steppen mit den heißen und trockenen Südwinden der ungarischen Pußten in ewigem Kampf und Streit begriffen sind.

Die Benennung dieser Hochalpen mit dem Namen Tatragebirge (magyarisch Tátrai havasok, slavisch Tatri) stammt von einem der ausgezeichnetsten, so ziemlich in der Mitte der Centralgruppe gelegenen Berge, der Bistzka oder Tatra her, die, zwischen dem Krivan und der Gerlsdorfer Spitze im Hintergrunde des Meegsdorfer Thales auf dem hohen Rücken gelegen, sich bis zu 8021 Fuß erhebt. Dieser Berg hat etwas Eigenes, Majestätisches. Er steigt als ein gewaltiger, scharf zugespitzter Kegel in schroffen, steilen Gräten empor, einsam und selbständig, ohne durch die bei den übrigen hohen Spitzen gewöhnlich anschließenden hohen Kämme unterstützt zu sein. Kein Gras, keine grüne Matte zeugt hier von dem Siege der Vegetation über die uranfängliche, alles Lebens bare Bildung der Natur.

Der Anblick der Tatra ist von den meisten Seiten her ein überwältigender. Schönheit mit erhabener Majestät im Bunde tritt uns beim Beschauen von Süden aus entgegen; vertauscht man aber imposirende Wildheit mit Großartigkeit der Formen, so sehe man die Tatra von Norden, von Perovin oder Bukowina aus. Und von diesem Punkte faßte unser Künstler, dessen charakteristische, lebenswahre Bilder wir diesmal den Lesern des Globus mittheilen, die Hauptaufsicht der Tatra auf. Am imposirendsten — vom Fuß bis zum Gipfel sichtbar — erhebt sich hier die nahe gelegene Eisthalerspitze mit ihren mächtigen Eis- und Schneelagern, und selbst die jenseits des hohen Rückens gelegene Lomniher, Schlagendorfer und Gerlsdorfer Spitze, die im Popper- und Waagthale stehenden Berge, sind sichtbar.

Wer auch die Tatra besuchte, stimmt mit allen anderen Besuchern darüber überein, daß diesem Schneegebirge der Charakter der Zerrissenheit, Oede und schauerlichen Wildniß in so hohem Grade eigen sei, wie keinem andern in Europa. Es sind furchtbare, gewaltige Risse, welche die einst kompakte Masse durchziehen, tiefe, klaffende Spalten, noch heute von kolossalen, mehr oder weniger senkrechten, hundert und hundert Klafter hohen, vegetationslosen Felswänden begrenzt, und längs diesen altersgrauen Felswänden liegen, als Bild der Zerstörung durch unterirdische Kräfte, ungeheure Trümmerhalden, Riesenblöcke, die mitunter bis zu einem Drittel der Höhe der Felswände ansteigen. Alles ist in diesen Rissen schroff, zackig, und selbst die Thäler sind unbewohnt und menschenleer.

Diese Thäler sind im Allgemeinen am südlichen Abhange kürzer, als am nördlichen, wo sie durch das Vorgebirge des Alpenkalkes verlängert werden. Sie steigen hier, mit wenigen Ausnahmen, vom Fuße des Gebirges aus dem breiten Popprad- und Waagthale steil und einfach bis zu den hohen Rücken auf. Aber nirgends im Granitgebirge bilden sie auch nur eine hundert Klafter breite, ebene Thalsohle zwischen den beiden Thalgehängen, auf denen sich sonst in den übrigen europäischen Alpen gewöhnlich die Sennereien, oft hoch über der Krummholzregion, auf grünen Matten befinden. Beinahe alle diese Thäler endigen unmittelbar unter dem hohen Rücken als Kesselthäler, die meist von hohen, kahlen Felswänden umgeben sind, und in denen die diesem Gebirge eigenthümlichen hohen Alpenseen liegen. Die Felsenkämme und Spitzen überragen den Kessel oft um 1000 bis 2000 Fuß, so daß sich wegen ihrer großen Steilheit bedeutende Schneemassen nirgends an denselben erhalten können; sie rutschen hinab und füllen das obere Ende des Kessels aus. Diese Kessel bilden die oberste Thalstufe; auf der Südseite befinden sie sich in Seehöhen zwischen 5300 und 6400 Fuß, auf der Nordseite zwischen 5000 und 6000 Fuß. Die Sohle hat meist eine elliptische Form; nach vorne, gegen die Thalöffnung, ist ihr Boden geneigt; jedoch ist diese Neigung keine allmälige, sondern eine stufenförmige, da entweder niedrige Felsterrassen oder auch Schuttwälle den Boden quer durchziehen. Nach der Thalöffnung zu sind die Kessel in der Regel durch einen sehr steilen Absturz begrenzt. Dieser Absturz ist ein mauerartiger Felswall, der den obersten Abschnitt des Thales von seinem mittlern scharf trennt. Solche quer das Thal durchziehende, fast senkrechte Felswände findet man in fast allen Thälern; sie sind aus anstehendem Granit und Gneiß gebildet, und das Wasser der oben im Kessel befindlichen Seen stürzt in mehreren Wasserfällen über sie herab.

Im Volksmunde führen die Alpenseen der Tatra — die aber oft bloße Teiche sind — den Namen Meerangen (slavisch pleso oder morské oko; polnisch staw). Etwa nur ein halbes Dutzend unter den mehr als hundert Wasserbecken verdienen den Namen eines Sees. Auf der Südseite der Tatra ist die Zahl der Meerangen eine größere, als auf der Nordseite, jedoch die räumliche Ausdehnung der auf der letztern gelegenen viel bedeutender. Hier finden wir den Großen Fischsee (4500 Fuß über dem Meere), den Großen See (5400 Fuß), den Czarei-See (5298 Fuß) ꝛc., während im Süden der an Umfang größte der Tschorber See (4290 Fuß) ist und der Grüne See (6257 Fuß) am höchsten liegt.

Die Tiefe dieser Seen ist nur von einem derselben bekannt, nämlich dem Großen Fischsee, dessen größte Tiefe nahe an seinem südlichen Ufer gegen 200 Fuß gefunden wurde. Ueber die Tiefe der anderen weiß man nichts; das Volk hält sie natürlich für unergründlich; indessen ist die Oberfläche der meisten eine so geringe, daß sie nur wenig tiefer als der eben genannte sein dürften. Messungen lassen sich nicht ausführen, so lange man nicht auf einem Kahne oder Floße, wie dies auf dem Fischsee der Fall ist, an jede beliebige Stelle gelangen kann, und bisher hat sich noch Niemand gefunden, der das Opfer bringen wollte, in diese Einöden hinauf Kähne zu schaffen oder dort Flöße zusammen zu zimmern.

Die Farbe der Meerangen spielt zwischen Grün und Schwarz. Die schöne azur- oder tiefblaue Farbe der Alpenseen kommt nicht vor. Schon die vielen Seen, welche den Beinamen „Grüner“ (Zeleny) führen, beweisen, daß diese Farbe die vorherrschende ist. Am meisten kommt eine gesättigte smaragdgrüne Farbe vor, so beim Grünen See unterm Krivan, beim Velka-See, Langen See ꝛc. Bei anderen, namentlich bei einigen kleineren auf der polni-

Digitized by Google

schen Seite, ist das Wasser hellgrün. Der „Weiße See“ unterhalb des Kopa-Passes hat eine röthlich-braune Färbung. Die Ursache derselben ist, wie bei den Alpenseen, noch nicht hinreichend erklärt, so viel scheint aber gewiß, daß mit der größern Tiefe auch eine größere Dunkelheit der Farbe verbunden ist.

Das Volk glaubt, daß diese Alpenseen durch unterirdische Kanäle mit dem Meere in Verbindung ständen, so daß sie bei Meeresstürmen aufgeregt werden und in Bewegung gerathen, zu Zeiten selbst große Ueberschwemmungen veranlassen. Das begreift man unter dem Ausdrucke: das Meeresauge hat sich ergossen. Die Grundlosigkeit dieser Ansicht, die nicht unter den eigentlichen Gebirgsbewohnern, Hirten und Gemsjägern herrscht, wohl aber unter den Anwohnern der Umgegend sehr verbreitet ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Etwas Anderes ist es mit den Wasserhosen. Die aus den Wolken auf einen Punkt herabschießenden Wasserströme entladen sich meist oben an den scharfen Kanten der Berge und reißen hier mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit die wenige Erde und die mächtigen Felstrümmerhalden, oft Blöcke von der Größe eines kleinen Hauses, mit sich wälzend bis auf den nackten Felsen in die Thäler hinab, — wie man dies ganz deutlich sowohl von Rokmack, als von Schmeks aus an den noch immer unvernarbten Wasserrissen auf der Schlagenderfer Spitze und auf einer Kante der Lemnitzer erkennen kann. Diese Wasserhosen und ihre durch Menschenalter unverwischbaren Spuren kommen blos an der Südseite des Gebirges vor, an der Nordseite findet man sie nicht.

Die hohe Tatra kann als eine für sich bestehende Gebirgskette betrachtet werden, die aus dem Hauptzuge der Karpathen aufsteigt. Sie erstreckt sich vom Thale von Bobrowetz bis zur Zipser Ebene. Der Kern des Gebirges, der scharfe und schartige Hauptrücken, hebt sich nach allen Seiten hin deutlich ab. Von seinem westlichsten Punkte, dem scharf gezackten Rohatsch, zieht er in breiter, domförmiger Wölbung mit einer mittlern Erhebung von 5500 bis 6000 Fuß über den Bolowatz (6534 Fuß), die Pravda und Jezowa in einer Länge von fast zwei Meilen, wendet sich von hier nordwestlich mit immer größerer Sattelhöhe über den Smretschiny (6890 Fuß), die polnische Tomanova (6840 Fuß), bis zum Tscherwony-Berge in einer Länge von ³/₄ Meilen weiter ziehend, wo abermals eine Wendung eintritt und der Rücken die Richtung von West nach Ost einnimmt, indem er über den kleinen Tscherwony und die Tschuba Goriichowa (6324 Fuß) etwa eine Meile weit bis zum Beskyd-Berge gelangt.

Von hier ab ändert der Hauptrücken seinen bisherigen ruhigen, gleichförmigen Charakter; denn bisher herrschte eine breite Wölbung, eine ihr Niveau nur wenig und nur allmälig ändernde Rückenlinie vor, die genannten Gipfelpunkte hatten ein kuppenförmiges Ansehen und waren ohne viele Mühe zu ersteigen. Jetzt aber beginnt ein scharfkantiger, oft einige tausend Fuß steil abfallender, vielfach zerrissener Rücken, dessen Längendurchschnitt eine steil gebrochene Linie darstellt, deren tiefste Sattelpunkte zwar nicht unter 6500 bis 7000 Fuß Seehöhe fallen, deren Gipfelpunkte jedoch einigemal 8000 Fuß übersteigen. Die Richtung dieser Rückenlinie bildet im Allgemeinen ein mit seiner konveren Seite nach Süden gekehrtes Kreisbogenstück, dessen Längendurchschnitt sich durch nachstehende Punkte bezeichnen läßt: Beskyd (7200 Fuß), Meeraugenspitz (7260 Fuß), Byschka (8021 Fuß), Polnischer Kamm (6770 Fuß), Eisthaler Spitz (über 8000 Fuß), Thörichter Gern (6612 Fuß), Stopa-Paß (5400 Fuß) und „Na Schirokoe“ (6500 Fuß). Die Länge dieser Strecke beträgt 3¼ Meilen, somit beträgt die Gesammtlänge des Rückens vom Rohatsch an nahe an sieben Meilen.

Von diesem Rücken laufen nun senkrecht auf die Richtung desselben kurze Querrücken, mit demselben Charakter wie der Hauptzug, nur sind sie im Kamme noch mehr zerstört und zerrissen, so daß sie einzeln genommen hinter einander stehenden Orgelpfeifen ähnlich sehen. Es ist bezeichnend für diese kurzen Querzüge, daß sie niemals nach der andern Seite des Hauptrückens fortsetzen. Nach Norden zu laufen der Waloszin (7010), der Opalenz-Berg (7133 Fuß) und viele andere aus; nach Süden zu: die große Koprowa (oder Tycha 5500 Fuß), das vielzweigige Glied des großen Krivan (7884 Fuß); die imposante Gerlsdorfer Kesselspitz (8374 Fuß); die langgestreckte Schlagendorfer Spitze (7769 Fuß) und das dominirend vertretende, massige Glied der Lomnitzer Spitze (8328 Fuß).

Merkwürdig ist, daß der Stoff, aus welchem jene Bergriesen aufgebaut sind, aus Granit und Gneiß besteht, von denen man weiß, daß sie in der Regel nur flache Rücken und abgerundete Kuppen bilden, und die auch in der halben Kette vom Rohatsch östlich bis zum Beskyd ihrem Charakter treu bleiben, während er dann in die erwähnten zackigen Formen übergeht. Der Granit bildet das Innere und den Kamm des Gebirges, und beinahe alle bisher aufgezählten Gipfel bestehen aus demselben. Echter Gneiß umgibt aber den Granit allenthalben auf der Südseite der hohen Tatra in einem Anfangs kaum 1000 Schritt breiten, gegen Westen jedoch bis zu einer Meile an Breite zunehmenden Streifen, welcher immer höher hinaufreicht und in der Nähe des Rohatsch die Kammhöhe, aber auch sein Ende erreicht. Vereinzelt treten mit dem Gneiß auch Amphibolschiefer, Glimmerschiefer und Urschiefer auf; am nordwestlichen Ende der Gneißformation wird diese, insbesondere in der Nähe von Zakopana, von Felsitporphyr durchbrochen. Nach Süden zu bedecken den Granit und Gneiß jüngere Formationen von großer Mächtigkeit, tertiäre und diluviale Gebilde.

Nicht so einfach sind die Verhältnisse am Nordabhang, die ein eingehendes Studium der Geologen Zeißner, Murchison und Stur veranlaßten. Auf der ganzen nordöstlichen und nördlichen Seite folgt unmittelbar auf den Granit ein schmaler Streifen rother Sandsteine und Schiefer, die nach v. Hauer und Stur zur Triasformation gehören. Es folgen hierauf Kalkschichten und Mergelschiefer von bellgrüner Farbe, welche, nach den darin vorkommenden Versteinerungen zu schließen, zu den unteren Gliedern der Liasformation zu rechnen sind. Im nordwestlichen Theile hat man Juraschichten und im nordöstlichen Neocombildungen mit Ammoniten nachgewiesen. Auf diese Schichten lagern sich eocene Kalksteine und Sandsteine mit Nummuliten, so wie die ebenfalls zur Tertiärepoche gehörigen Karpathensandsteine.

Die im Volke herrschenden Sagen von dem großen Metallreichthum der hohen Tatra scheinen unbegründet zu sein. Man findet nur einige unbedeutende Erzadern oberhalb der Baumgrenze. Am südlichen Abhange des großen Krivan kommt Gold bei 6500 Fuß Höhe in Quarz eingesprengt vor. Eisenerze findet man am Nordabhange bei Zakopana.

Wenden wir uns von dem starren, das Gebirge bildenden Gesteine zu der lebenden, dasselbe bedeckenden Pflanzenwelt, so tritt uns eine förmliche Alpenvegetation entgegen, deren charakteristisches Kennzeichen in dem massenhaften Vorkommen des Krummholzes (Pinus Mughus)

Digitized by Google

beſteht. Dies lieferartige Nadelholz, welches ſelbſt im milderen Klima nie zu einem Baume heranwächſt, ſondern ſtets einen niedrigen, kriechenden Strauch bildet, überzieht an der obern Waldvegetationsgrenze alle geeigneten Gebirgsſtrecken

und ſcharf markirt; ſo daß Fuchs bei neun in verſchiedenen Gegenden angeſtellten Meſſungen auf meilenweite Strecken ſowohl an der Süd- als Nordſeite nirgends einen größern Unterſchied als 200 Fuß von dem Mittel der höchſten

Die Lomnitzer Spitze, geſehen von Hunsdorf (8398 F.). (Originalzeichnung von F. Kaunz.)

filzartig ſo dicht, daß es ſehr beſchwerlich, ja faſt unmöglich wird, ſich hindurchzuarbeiten.

Die Natur hat in der Tatra die oberſte Vegetationsgrenze des Krummholzes außerordentlich gleichförmig

Grenze von 6085 Fuß fand. Die tiefſte Grenze liegt bei 4210 Fuß.

Eben ſo gleichförmig und ſcharf wie die Krummholzgrenze erſcheint in dieſem Gebirge die oberſte Waldvege-

tationsgrenze mit den letzten blos ein bis zwei Klafter hohen, struppigen Fichten bei 4506 Fuß. Bis zu diesem Punkte kommt auch die Saalweide (Salix caprea) vor; ja Birke und Lärche steigen noch über den angegebenen Punkt hinaus. Oberhalb dieser allgemeinen höchsten Waldvegetationsgrenze von 4806 Fuß, wo die Fichte nur schon zwerghaft und verkrüppelt vorkommt und keinen Samen mehr trägt, erhebt sich noch als starker Baum von 16 bis 20 Zoll Durchmesser die den Hochalpen eigene majestätische Arve oder Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) und schließt, in dem kleinen Koblbacher- und Mangdorferthale bis zu 5406 F. aufsteigend, die höchste Grenze jeder ungarischen Baumvegetation.

Das Kopcovaer Thal mit den Strbschino Seen (im Hintergrunde der Mönch). (Originalzeichnung von F. Kamp.)

Digitized by Google

Da die Waldungen über den Feldern am Fuße der Tatra überall erst 2500 Fuß über der Seehöhe beginnen, wo unter 49° n. Br. schon überall die Nadelhölzer vorherrschen, so ist es natürlich, daß das ganze Gebirge beinahe ausschließlich mit Nadelhölzern bewaldet ist. Die Eiche fehlt z. B. ganz; Buchen, Erlen, Espen, Birken ꝛc. kommen nur einzeln, nirgends aber in geschlossenen Beständen vor. Fichte, Tanne, Kiefer, Arve, sie alle sind in der Tatra vertreten; am besten gedeiht aber die Fichte, die sich nirgends über sechs bis acht Meilen vom Fuße des Gebirges entfernt, da sie immer von einer trockenen, wenn auch rauhen Luft angewohnt sein will.

Der Schwede Wahlenberg, dessen Werk über die Flora der Karpathen noch immer als mustergültig dasteht, vergleicht die Pflanzendecke der Tatra in vieler Hinsicht mit der der tyroler und piemontesischen Alpen; namentlich zeichnen sich die Kalkgebirge durch Reichthum und Ueppigkeit der Vegetation vor den Granitbergen aus.

Der Raum zwischen der obersten Waldvegetationsgrenze und der Grenze des ewigen Schnees beträgt in der Tatra 3608 Fuß, in den Schweizer Alpen dagegen nur 2783 Fuß. Und diese ganz ungewöhnliche Höhe kahler Felsenmassen, deren wild ausgezackte höchste Kuppen nicht einmal durch den ewigen Schnee ausgeglichen werden, ist die Ursache des ganz eigenen, von allen übrigen europäischen Alpen verschiedenen, höchst majestätischen Anblicks, den die Tatra bietet.

Schon Wahlenberg und Beudant machten die Bemerkung, daß die Grenze des ewigen Schnees in der Tatra in einer für den Breitengrad desselben (49° n. Br.) unverhältnißmäßig großen Höhe anzutreffen sei. Wahlenberg gibt diese mit 8000 par. Fuß, Beudant mit 7849 par. Fuß an. Fuchs, welcher, um die Schneelinie festzustellen, sehr viele Aufnahmen machte, kommt zu dem Schlusse: daß keiner der Tatraberge bis in die Grenze des ewigen Schnees reiche, daß diese Hochalpen aber trotzdem in die Reihe der ächten, wahren Schneegebirge gehören.

Alle Gipfel der Tatra sind noch mit einigen phanerogamen Pflanzen, unter denen das Haargras (Poa distichea) nirgends fehlt, besetzt. Wahlenberg fand auf der Spitze des Krivan noch 10 Species; auf der Lomnitzer Spitze noch vier, nämlich: Gentiana frigida, Saxifraga bryoides, Ranunculus glacialis und die erwähnte Poa distichea.

Nach Berechnungen müßte die Schneegrenze schon auf den höchsten Gipfeln vorgefunden werden, aber lokale Ursachen bewirken, daß sie scheinbar höher noch hinaufrückt. Der Grund dieses hohen Hinaufsteigens der Schneegrenze liegt unstreitig in der eigenthümlichen Gestaltung und der Lage der Tatra gegen die große ungarische und polnische Ebene, wodurch auch die Bildung von Gletschern in derselben gehindert wird.

Daß sie aber trotzdem ein wahres, ächtes Schneegebirge sei, daran wird Niemand zweifeln, der sich in ihren oberen Theilen etwas umgesehen hat und weiß, daß es eine große Seltenheit ist, wie selbst in heißen Jahren bei dem kleinsten Landregen das ganze Gebirge oben in Schnee gehüllt erscheint. Außer den zahlreichen ewigen Schnee beherbergenden Feldern und Schluchten gibt es in diesem Gebirge fünf größere Alpenseen, die selbst in warmen Sommerjahren nicht vollständig aufthauen. Der bekannteste ist der gefrorene See (Ledowe pleso) im Thale der Bialka unmittelbar unter dem polnischen Kamm. Er liegt zwischen senkrechten über 100 Klafter hohen Felswänden und wird nur an seinem nördlichen Rande während der längsten Tage des Jahres einige Minuten lang von den Sonnenstrahlen getroffen.

Wir erwähnten bereits, daß die Tatra sich auch durch die Abwesenheit wahrer Gletscher auszeichne. Diese auffallende Erscheinung rührt wahrscheinlich daher, daß die Central-Karpathen ein Rückengebirge sind und nicht ein Gebirgsstock, um welchen hohe Berge über Berge ringsum gelagert sind. Auch sind die Thäler viel zu kurz und laufen gerade auf die ungarische oder polnische Ebene zu, so daß sie stets den warmen, auf diesen Ebenen kommenden Windströmungen ausgesetzt sind. Hierdurch wird die ewige Eisbildung verhindert. So ganz fehlen indeß gletscherartige Eisbildungen in der Tatra nicht. An der Südseite finden sich im kleinen Kohlbacherthale unter der Eisthalerspitze zerklüftete Gismassen, die unteren Ecken von mächtigen Schneefeldern. Auch an der nördlichen Seite desselben Berges und an anderen Orten können sie beobachtet werden.

Wenden wir uns zur Thierwelt dieses Gebirges, so treffen wir zunächst in seinen oberen Theilen zwei ächte Alpenbewohner, die Gemse und das Murmelthier. Daß der Steinbock einst hier vorgekommen sein soll, beruht entschieden auf einem Irrthum, denn kein gültiges Zeugniß spricht dafür. Die Gemse bewohnt zur Sommerzeit die hohen Gebirgsrücken über der Krummholzregion und zieht sich nur im strengen Winter etwas tiefer, mitunter selbst bis in die Waldregion hinab. Sie nimmt aber in Folge der vielen Nachstellungen bereits sehr ab und es ist Gefahr vorhanden, daß sie ganz ausgerottet werde. Noch näher sind die Murmelthiere dem Austerben, weil man sie überall, wo man sie findet, auch ihren Bauen ausgräbt oder ihnen Fallen stellt. Sie halten sich nur in der Krummholzregion auf, ziehen aber die vor Wind geschützten, nach Süden gelegenen Thäler in der Nähe der Alpenseen der nördlichen Lage vor. Noch vor 20 Jahren waren sie in jedem größern Thale häufig, und ihr scharfes, durchdringendes Pfeifen belebte die Todtenstille der obern Tatra in eigenthümlicher Art.

Der Bär ist in den Centralkarpathen auch schon selten. Zuweilen kommen noch Exemplare vor, die sechs Centner wiegen. Auerhähne und Birkhühner, Steinadler und Lämmergeier haben gleichfalls ihren Stand in der Tatra aufgeschlagen, doch sind auch diese geflügelten Bewohner an keinem Orte häufig.

Wenn auch die Gerlsdorfer Spitze (8374 Fuß) der höchste Berg der Tatra ist, so ist doch die weit nach Osten vortretende Lomnitzer Spitze (8328 Fuß) durch ihre Lage, Gestalt und leichtere Zugänglichkeit viel berühmter. Sie wird jetzt alljährlich erstiegen, und die Gefahren dabei vermindern sich stets mehr und mehr durch Auffindung besserer Wege und größerer Vertrautheit der Führer mit dem Boden. Wenn sich auch eine Besteigung der Lomnitzer Spitze nicht mit dem gefahrvollen Erklimmen der Bergriesen in den Alpen vergleichen läßt, so bleibt doch immer noch tüchtige Arbeit für die Besteiger übrig. Einen der neuesten Berichte entnehmen wir dem oben angeführten Werkchen Hildebrands, der im September 1862 mit zwei anderen Magdeburgern bis zum Gipfel gelangte.

Parallel mit dem Velkaer Thale und von demselben getrennt durch den mächtigen Schlagendorfer Grat, dessen äußerste Bastion die Königsnase bildet, streicht von dem Hauptkamme des Gebirges aus südöstlich das kaum drei Stunden lange Kohlbachthal, eins der schönsten in der Tatra. Nach Osten hin wird es von dem gewundenen und in mehrere Seitenäste verlaufenden Lomnitzer Grate begrenzt, auf welchem die eigentliche Spitze sich aufthürmt. Nach der Käs-

Digitized by Google

marker Ebene zu bilden es ein muldenförmiges geräumiges Becken, durch deſſen Tiefen der Kahlbach ſeine ſchäumenden und kryſtallklaren Fluthen wälzt. Etwa in der Mitte aufwärts aber gabelt ſich das Thal, indem ſich hier zwiſchen dem Schlagendorfer und Lomnitzer Grate der gleichfalls vom Hauptrücken ausſtrahlende Mittelgrat reicht. Hier vereinigen ſich der große und kleine Kahlbach, und durch das Thal des letztern erſteigt man den Lomnitzer Grat. „Wir waren über die untere Regien der Nebel hinaus“, ſo beginnt Hildebrand die Schilderung ſeiner Erſteigung, „und hatten die grauſigen Wände des Lomnitzer- und Mittelgrates, ſo wie die letzten und höchſten Staffeln des Thals, auf denen fünf Seen verſteckt liegen, auch von Zeit zu Zeit die Lomnitzer Spitze ſelbſt vor Augen. Um neun Uhr früh war der ſogenannte Feuerſtein erreicht, eine Haltgrotte, in welcher oft Beſteiger übernachten. Nun beginnt ein ernſtes und ſtrenges Steigen, denn es folgt die ſogenannte Probe. Mit dieſem nicht übel erfundenen Namen haben die Führer eine ſchmale und jähe Felsſchlucht zur Rechten belegt, in welcher man ſich bereits mit Hülfe der Hände emporarbeiten muß, um an die oberen Hänge und von da aus auf die Höhe des Grates zu gelangen.

Ueber dürftige Matten und breites Geröll führt ein vielfach gewundener Pfad weiter aufwärts. Mühe und Anſtrengung koſtete es vollauf, bis wir halb 11 Uhr den Kamm betraten, über welchen nun nördlich, uns zur Linken, die Lomnitzer Spitze in wahrhaft ſchauerlichen Formen ſich auftürmt. Ich weiß dieſe nicht beſſer zu beſchreiben, als wenn ich ſie ein Convolut gebündelter Granitſäulen nenne, von denen die mittleren oder centralen, welche zugleich die höchſten ſind, ſchnurgerade aufſtehen, die äußeren oder peripheriſchen und zugleich niedrigeren ſich mit geringer Neigung

Slovakiſche Trachten. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

ringsum an jene anlehnen. So laufen denn von der oberſten rauhen und zerklüfteten Plattform nach allen Seiten nackte und jähe Spalten hinab, 3000 Fuß lang und länger, je nachdem ſie entweder auf dem Kamme des Lomnitzer Grates endigen, oder über denſelben hinweg zu Thal ſich fortſetzen, und dieſe ſind in längeren oder kürzeren Zwiſchenräumen mit kleinen, oft nur wenige Fuß, ja, wenige Zoll breiten Abſätzen ausgekleidet. In einer dieſer natürlichen Rinnen mußten wir emporklimmen. Um jedoch dieſe zu gewinnen, hatten wir zuerſt einige Trümmerlager zu überſteigen und ſodann um eine glatte Felswand uns zu winden. Nun

Digitized by Google

gings aufwärts in der am ſüdöſtlichen Abhange erreichten Spalte und immer weiter aufwärts, ſo daß dieſe je länger je tiefer vor dem Rückblickenden ſich ausdehnte. Die Führer waren wie ſchützende Genien überall zur Seite und machten jeder peinlichen Verlegenheit ſofort durch praktiſche Handgriffe ein Ende. Fünfviertel Stunden dauerte dieſes Klettern, bis wir den Gipfel erreicht hatten. — Der keineswegs unfreundliche Tag zeigte ſich uns ziemlich abhold.

Slovakiſche Typen. (Originalzeichnung von F. Kanig.)

Digitized by Google

Es war faſt windſtill und kein Regentropfen beläſtigte uns auf dem wilden und zackigen kleinen Gipfelplateau. Aber das Panorama, an deſſen Genuß wir ſo ernſte Mühen geſetzt hatten, blieb zur Hälfte verhüllt. Südlich und öſtlich, alſo nach der das Tatragebirge umziehenden ungariſchen Ebene hin, feierte die Sonne ſo eben ihren vollſtändigen Sieg über die Nebel des Morgens. Der

die fünf Seen, welche das oberſte Becken füllen, ſahen den Bach, wie er aus dieſer erhabenen und geheimnißvollen Quellregion an glatten Felswänden zu tieferen Staffeln hinabſchießt, dann unter der Erde verſchwindet und, aus öden Trümmern wiederum ans Tageslicht hervorbrechend, in mannigfachen Windungen zur Ebene hinauseilt. — Das Abſteigen von der Spitze iſt faſt noch ſchlimmer, als das

Boralen aus der Tatra. (Originalzeichnung von F. Kaniß.)

größte Theil der Zips mit dem beſchaufragenden Königsberge lag frei und offen da. Die zahlreichen Ortſchaften dieſes Gebietes ließen ſich wohl unterſcheiden, und jenſeits der freundlichen Landſchaft begegnete eine Menge blauer Höhenzüge und einzelner Gipfel dem weit ſchweifenden Blicke. Staunend ſchauten wir in das zu unſeren Füßen liegende Kahlbachthal mit ſeinen wilden Granitwänden. Wir ſahen

Hinaufklimmen, es iſt eine wahre Schornſteinfegerarbeit! Nach Anweiſung der Führer mußten wir, den Rücken gegen den Berg und das Angeſicht gegen die Tiefe gewendet, in den Felsſpalten uns hinabwinden, wobei denn meiſtens die Hände den Körper zu tragen, die Füße oft lange vergeblich nach einem feſten Stützpunkte zu taſten hatten."

Die hohe Tatra, an und für sich ein interessantes Gebirge, nimmt unsere Aufmerksamkeit besonders noch dadurch in Anspruch, daß hier Menschen verschiedenartiger Nationalitäten zusammenstießen, sich durchkreuzen, vermischen, in einander aufgehen oder kalt und abstoßend neben einander leben. Hier ist gleichsam ein Mikrokosmos, ein Abbild des österreichischen Völkergewimmels zu finden, denn Slowaken, Polen, Deutsche, Ruthenen und Magyaren wohnen theils dicht an der Tatra, theils in nicht zu weiter Entfernung davon. Jedenfalls berühren sich die zuerst genannten drei Völker im Gebiete des Hochgebirges selbst, während die beiden anderen nur versprengte Zweige dorthin senden. Ein Blick auf Cžörnigs ethnographische Karte Oesterreichs zeigt, wie die Deutschen namentlich im Osten der Tatra in der Zips sitzen, während die Nordseite von Polen, die Süd- und Westseite von Slowaken eingenommen wird.

Die uralten deutschen Kolonien der Zips,*) welche mitten im slowakischen Sprachgebiete eine große Sprachinsel bilden, stammen aus der Zeit Geysa II. (1143). Newaldus soll der erste Führer und Graf dieser zipser Sachsen (Dux et comes Saxonum) gewesen sein. Sie gründeten viele Orte, worin die 24 zipser Städte einen Bund, mit Leutschau an der Spitze, schlossen. Als tüchtige deutsche Männer, welche den Segen deutscher Kultur, deutsche Gewerbthätigkeit und deutschen Fleiß nach dem fernen Osten Ungarns trugen, wurden sie mit vielen Privilegien versehen, von denen im Jahre 1370 schon die „Willkür der Sachsen in dem Zips" aufgezeichnet wurde. Die Begrenzung der deutschen Sprachinsel können wir durch folgende Orte am besten andeuten: Deutschendorf (Poprad), Velka, Schlagendorf, Neu- und Alt-Waldorf mit Schmeks, Kols, Bierbrunen, Pudlein, Maierhöfen, Riesdorf, Maydorf und Georgenberg. Am nordwestlichen Rande dieser Sprachinsel liegt in herrlicher Lage der bedeutendste Ort am Fuße der Tatra, die Stadt Kesmark, ein willkommener Ruhepunkt für alle Tatra-Touristen. Die deutschen Bauern in den Dörfern dieser Sprachinsel sind meist sehr wohlhabend, wozu neben ihrem Fleiße und ihrer Sparsamkeit die Fruchtbarkeit der Grundstücke viel beiträgt. Ihre Tracht nähert sich der städtischen, die dunkle Farbe in der Kleidung herrscht vor. Noch schätzt man die Zahl der Deutschen in der Zips auf 54,000, aber das Deutschthum stirbt dort aus. Schon seit dem 15. Jahrhundert begann dieser Prozeß des Absterbens; besonders in den zerstreuten Orten nahm das Slaventhum, welches mehr Nachschub hatte, zu. Die Städte, welche einst der Heerd deutschen Bürgerwesens, deutschen Gewerb- und Handelsfleißes, deutscher Bildung waren, nehmen allmälig ein ganz magyarisches Ansehen an. Der Deutsche magyarisirt, aber er nationalisirt sich nicht, wie die Panmagyaren vorgeben; er verliert vielmehr seine Nationalität; er hört auf, Deutsch-Ungar zu sein, ohne je Vollblut-Magyar zu werden. Denn hierzu gehört mehr, als Wechsel der Sprache oder gar Kleidung. Das Deutschthum ist nicht etwas Lebloses; gerade seine zähesten Wurzeln bleiben lebendig, und die „Assimilirung" mit dem Magarenthum wird auf keine chemische, sondern eine mechanische Mischung hinauslaufen. In dem gesinnungslosesten, wie in dem durch etwaige Ueberzeugung magyarisch gewordenen Deutsch-Ungar wird man den Deutschen, die bleibenden physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten seines Volksthums in der Fülle des Angezeigneten herausfinden. Dieser sittliche Tod der zipser Deutschen ist eben so wenig der Anfang ächt magyarischen Bewußtseins, wie er das Verschwinden aller Eigenschaften deutschen Volksthums, namentlich jener nicht mit sich führt, die je gewichtig in die Waagschale gesellschaftlicher Interessen fallen.

Fragen wir aus aber, wie diese Magyarisirung der Deutschen herbeigeführt wurde, so ist die Antwort, daß wesentlich die Ungunst äußerer Verhältnisse wirkte. Ein beinahe 200jähriger Bürgerkrieg zerrüttete Ungarns Staatsverhältnisse vom 16. Jahrhundert an. Die Geschäfte des Friedens erstarben unter dem Lärm der Waffen, die Städte verarmten, und die deutschen Altbürger mußten magyarischen Neubürgern Platz machen. Der sich einbürgernde Landadel begann den Ton anzugeben, und in die Verödete drang slavisches Element vom Lande aus. Aber die Deutschen waren es doch gewesen, die diese Städte zur Blüthe brachten und die Grundformen städtischen Wesens deutscher Art, Rath, erwählte Gemeinde und periodische Neubesetzung der Stadtämter, wirken darin fort.

Den Hauptstamm der Tatraanwohner bilden die Slowaken. Zieht man von Preßburg aus auf einer Karte von Ungarn eine gerade Linie von West nach Ost bis Basilios Gyarmat, nordöstlich von Pesth, von hier eine Linie nach Nordost, etwas über Kaschau hinaus und von dort eine gerade nach Nord an die galizische Grenze, so hat man dadurch den nordwestlichen Theil Ungarns eingeschlossen, welcher das Sprachgebiet der Slowaken bildet. Dieser Volksstamm reicht übrigens noch weit in das östliche Mähren hinein und bildet durch das ganze mittlere Ungarn hindurch eine Reihe von Sprachinseln, welche sich bis in das Banat und nach Serbien fortziehen. Oestlich von der Tatra treten in dem so begrenzten Gebiete der Slowaken die deutsche Sprachinsel der Zips und einige ruthenische Kolonien auf. Aber auch abgesehen von diesen Enclaven nehmen die Slowaken einen Landstrich von 600 Geviertmeilen mit mehr als zwei Millionen Einwohnern ein.

Die Sprache der Slowaken ist eine Mundart der tschechischen; wenigstens kann Jeder, der Tschechisch spricht, sich ohne Weiteres, einige unbedeutende Provinzialismen ausgenommen, mit den Slowaken verständigen. Bis vor wenigen Jahren galt auch die tschechische Sprache unter allen Slowaken allgemein als Kirchen- und Schriftsprache, und einige der bedeutendsten tschechischen Schriftsteller, Schafarik und Kollar, waren Slowaken. Vor etwa drei Jahrzehnten jedoch, namentlich als das ungarische Nationalbewußtsein sich zu heben begann, suchten slowakische Schriftsteller durch Schriften, die in slowakischer Mundart geschrieben waren, auf ihr Volk mehr einzuwirken. Von Seiten der Ungarn unterstützte man diese Trennung der tschechischen Schriftsprache, die man fürchten zu müssen glaubte. Die Tschechen geriethen dadurch mit ihren slowakischen Sprachverwandten in Streit.

Auch in religiöser Beziehung sind die Slowaken getrennt. Die meisten bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche, 436,000 aber zur protestantischen; diesen gegenüber erlauben sich die Magyaren fortwährend Uebergriffe, welche auf Einführung der magyarischen Sprache und Bekehrung der protestantischen Slowaken zur „magyarisch-reformirten Kirche" abzielen.*)

Die slowakischen Männer sind ein schöner, starker Menschenschlag, wie die getreuen Zeichnungen von Kanitz beweisen. Namentlich die Liptauer sind fast alle groß, mit breiter Brust und kräftigen Muskeln; dagegen sind sie

*) Ethnographie der österreichischen Monarchie von K. von Czörnig. II. Bd., S. 212 ff. und „Das deutsche Element in Oberungarn", in den „Stimmen der Zeit". 1861, S. 429.

*) Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slowaken von Lic. theol. Johannes Bordis. Erlangen 1863.

Digitized by Google

etwas schwerfällig und nicht so leicht beweglich wie der Magyar. Ihre Tracht ist sehr einfach: weite weiße Beinkleider (an vielen Orten auch eng anliegend), ein kurzes kaum bis zur Hüfte reichendes Hemd, ein zwei Hände breiter mit Metallknöpfen besetzter brauner Ledergürtel, in welchem das Geld und ein Messer stecken, ein brauner Mantel von grobem Filz (Haliua), endlich ein breitkrämpiger schwarzer Hut und große schwere Stiefel bilden die gewöhnliche Tracht der Männer, wozu man sich noch die unentbehrliche „Walaschka", einen mit scharfer Hacke versehenen Stock, denken muß. Das weibliche Geschlecht jedoch tritt weniger vortheilhaft hervor; häßliche Gesichter sind selten, höchstens unter den Mädchen. Auch trägt die Tracht der Frauen nicht viel zu ihrer Empfehlung bei, denn die schweren Stiefel und die engen schwarzen Röcke mit den langen weißen Schürzen geben ihnen ein plumpes, schwerfälliges Aussehen.

Der Slowake ist vorzugsweise Bauer und bestellt mit vielem Fleiße den verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Gebirgsboden, welchen ihm die Natur in Ungarn angewiesen. Nur in einigen Thälern, wie im Gran- und Waagthal, besitzen die Slowaken fruchtbare Landstriche. Und da zudem auch die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Volkes sehr gering sind, so ist der Slowake selten wohlhabend oder gar reich, wie dies an seinem schlechten Pferde- und Viehstand zu sehen ist, dem er weder hinreichend Futter gibt, noch Pflege angedeihen läßt.

Im Allgemeinen ist der Slowake ziemlich gutmüthig und, so weit es seine Armuth erlaubt, gastfrei. Räubereien und Gelddiebstähle kommen selten vor; nur Viehdiebstähle sind im Hochgebirge häufig; sie werden mit großer Kühnheit ausgeführt und, wenn sie gelingen, niemals geahndet. Die Slowaken haben ein tiefes religiöses Gefühl, besonders die Evangelischen, deren Einigkeit jedoch durch heftige Streitigkeiten wegen des Protestantenpatentes gestört wurde. Volksbewußtsein und Volksunterricht haben sich fast unter den Slowaken sichtlich gehoben. Sie gründeten einen Verein zur Herausgabe guter Volksschriften und besitzen bereits über ein halbes Dutzend in ihrer Mundart erscheinender Zeitschriften. Von großem Nachtheile für die geistige und materielle Entwicklung des Slowaken ist seine Vorliebe für den Branntweingenuß, die er mit seinem polnischen Nachbar gemein hat.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die Bewohner der Nordseite der Tatra, die Goralen oder Podhalanen. Sie haben viel Aehnlichkeit sowohl in der Körperbildung wie in ihren geistigen Eigenschaften mit den auf der Südseite wohnenden Slowaken, so weit letztere als Bewohner der Tatra betrachtet werden können. Eine große Elasticität des Körpers und Geistes ist beiden gemeinschaftlich, und die Unmäßlichkeit, von dem unfruchtbaren Boden allein sich zu nähren, nöthigt Viele auszuwandern und in der Fremde ihr Brot zu suchen. Dies ist bei den Goralen der Fall und sie bringen, von ihren Wanderungen heimgekehrt, eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen mit, welche den stillsitzenden Bewohnern fruchtbarer Ebenen fehlt. Die Goralen sind von mittlerer Größe; ihr Anzug besteht aus einem kurzen bis unter die Brust reichenden Hemde, eng anliegenden Beinkleidern aus grobem weißen Tuche; als Fußbekleidung lederne Sandalen, welche mit Riemen bis an die Waden zugeschnürt sind, um die Hüften ein breiter Ledergurt, eine weiße, öfter aber braune „Gunja" (Mantel), meist mit Aermeln versehen, ja oft bei den Bewohnern der größeren Orte die Form eines langen weiten Rockes annehmend, endlich ein niedriger Hut mit schmalem Rande, welcher das lange bis auf die Schultern herabhängende Haar bedeckt. Die Frauen dagegen sind reicher gekleidet und unterscheiden sich nicht nur dadurch, sondern auch durch ihre ausdrucksvollere Gesichtsbildung vortheilhaft von den Frauen ihrer Nachbarn, der Slowaken. Sie tragen reich gefaltete Röcke aus gebläuten Stoffen, über welche vorn eine durchsichtige Musselinschürze gebunden wird, weiße Hemden mit weiten gestickten Aermeln, ein grünes, vorn zugeknöpftes Leibchen, gelbe Stiefel und gewöhnlich statt des Shawls ein langes Stück Musselin über die Schultern geworfen. Das reich gefettete Haar ist in eine einzige Flechte vereinigt.

Die Goralen übertreffen an Intelligenz die meisten Bauern Galiziens; sie zeigen sich wißbegierig, viele können lesen, einige sogar schreiben. Sie sind ausdauernd, sparsam, dem verderblichen Schnapstrinken weniger ergeben als die meisten polnischen Bauern, doch andererseits leidenschaftlich und rachsüchtig. Sie wohnen in großen, gut bevölkerten Dörfern und gehören zu dem wohlhabendern Theile der Landbevölkerung. Schon ihre Häuser zeichnen sich vor denen im übrigen Lande vortheilhaft aus, denn häufig sind sie von Stein und im Innern ziemlich reinlich. Den Sommer über ernähren sich die Leute vom Ertrage des Viehes, welches sie oft auf Monate vom Hause weg ins Gebirge senden. Mit Butter, Käse, Leinwand und anderen in ihrer Gegend erzeugten Dingen treiben sie Handel und ziehen damit oft bis in die Türkei hinab. Wie alle Gebirgsbewohner liebt auch der Goral seine Heimath leidenschaftlich. Er behauptet, daß weder Speise, noch Trank, noch Klima irgendwo so vorzüglich sei, wie in seinen Bergen, obwohl er zu Hause die ganze Zeit nichts als Hafersuppe und Hafermehlbrocken ißt, und obwohl daselbst noch im Juli und August manchmal Schnee fällt und der Winter beinahe sechs Monate dauert.

Pompeji und seine Bewohner.

II.

Neueste Funde. — Brunnen, Bäder und Häuser.

Als unser erster Aufsatz über Pompeji bereits im Druck war, fanden wir in einem Schreiben aus Neapel vom 30. Juli (Athenäum Nr. 1922) Nachrichten über die allerneuesten Ausgrabungen. Man hat einen Brunnen bloßgelegt, dessen Wasser so frisch und klar ist, wie es nur vor 1800 Jahren gewesen sein kann. Derselbe befindet sich in dem Keller eines Hauses, in welchem auch allerlei bemerkenswerthe Gegenstände gefunden worden sind, z. B. eine sehr schöne kleine Statue. Der Brunnen ist 65 Fuß tief und hat jetzt 15 Fuß hoch Wasser. Um ihn herum läuft eine

Digitized by Google

niedrige Brüstung; im Uebrigen hat er weiter keinen Schutz und ist unbedeckt. Die Frage, wie es gekommen sei, daß er nicht verschüttet wurde, erklärt sich daraus, daß der Aschenregen den Eingang zum Keller völlig versperrt hat; so blieb er völlig unversehrt. Vor ihm war ein Altar der Laren angebracht.

Dieser Brunnen kann als eine Merkwürdigkeit betrachtet werden. Overbeck (S. 173) hebt hervor, daß Pompeji vermöge seiner Lage auf einem Lavahügel im Alterthum nicht eine einzige lebendige Quelle innerhalb seiner Mauern gehabt habe, während jetzt einzelne Brunnen durchgebohrt worden sind. Das Wasser des Sarno konnte ohne große Pumpwerke nicht in die Stadt gebracht werden. Das Trinkwasser muß also vermöge einer künstlichen Leitung von einem höher gelegenen Punkte an den umliegenden Bergen nach Pompeji geführt worden sein. In der That ist fast keine Straße ohne einen öffentlichen Brunnen gewesen, der immer frisch fließendes Quellwasser gab. Diese Brunnen stehen zumeist an der Scheide zweier oder mehrerer Straßen, und die meisten größeren Häuser hatten dergleichen, oft als Fontänen, innerhalb ihrer Mauern. Wir kennen sehr wohl die Wasserleitung innerhalb der Stadt; sie besteht aus theils gemauerten, theils thönernen oder bleiernen Röhren, welche das Wasser durch alle Stadtviertel vertheilten und durch kleinere Bleiröhren in die öffentlichen und Privatbrunnen ergossen.

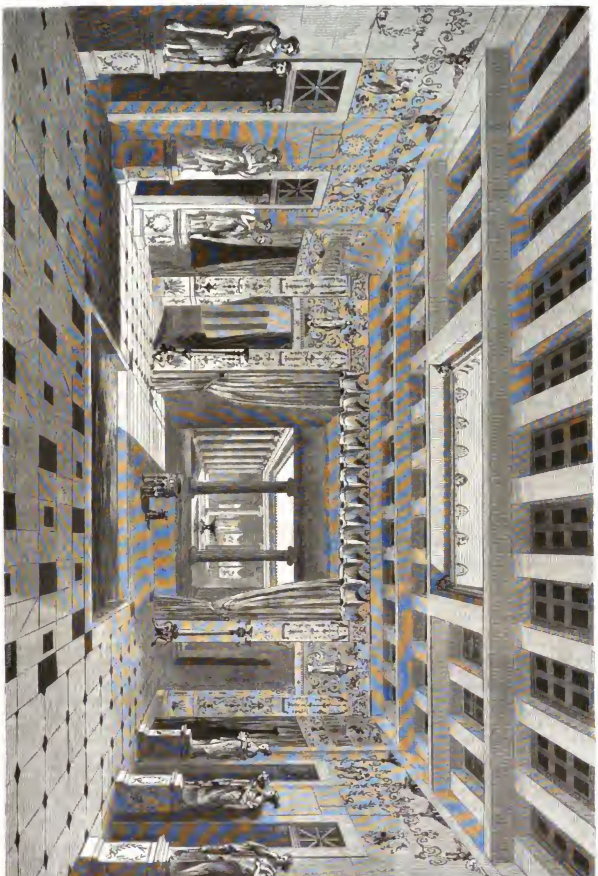
Der nun aufgefundene Brunnen von 65 Fuß Tiefe beweist aber, daß man in Pompeji selbst auch Brunnen gegraben hat, doch wird wohl die Hauptmenge des erforderlichen Wassers durch die Leitungen beschafft worden sein.

Unter den Entdeckungen der beiden letztverflossenen Jahre sind manche von erheblichem Werth. Fiorelli hat die Anordnung getroffen, daß manche Gegenstände nicht mehr, wie früher, nach Neapel ins Museum geschafft werden, sondern in den Häusern bleiben, in denen sie gefunden wurden. So ist das im vorigen Artikel erwähnte Bäckerhaus nun so hergestellt, wie unsere Abbildung (S. 8) zeigt, mit Mühlen, Knetetrögen, Mehlkisten ꝛc. Vor Kurzem hat man aber unmittelbar neben dieser Bäckerei eine zweite entdeckt, die noch viel größer ist. Das Wohnhaus des Besitzers derselben nimmt sich recht stattlich aus, hat einen doppelten Eingang

Das Tepidarium in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

mit Atrium und Peristyl, und der Bäcker ist offenbar ein wohlhabender Mann von Geschmack gewesen. In seinem Hause fand man ein Gericht, das eben für den Tisch zubereitet wurde, als die große Katastrophe hereinbrach. Auf dem Kochofen in der Küche stand eine, zur Hälfte mit Asche gefüllte Bratpfanne; in derselben lag auf dem Boden eine verhärtete Masse, die ursprünglich das in die Pfanne gelegte Fleisch gewesen ist, von welchem man noch den Abdruck in der Asche sieht; er zeigt das genaue Facsimile eines Ferkels, das zur Mittagsspeise bestimmt war. Auch hat man das Gerippe eines Pferdes gefunden, das nun geschickt zusammengesetzt und in einem der Zimmer aufgestellt worden ist. Man hatte schon früher zwei andere Pferde aus der Asche gegraben. Alle diese pompejanischen Reste waren klein,

Digitized by Google



Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

aber von hübscher Gestalt und von der Art, welche noch heute im südlichen Italien vorkommt. Die weiter oben erwähnte Statue stellt einen Sitzen dar, ist 15 Zoll hoch und steht auf einem kreisrunden Bronzepiedestal; die Arbeit ist ganz vortrefflich.

Der bis jetzt aufgedeckte Theil von Pompeji hatte zwei große öffentliche Bäder, unter denen die stabiischen Thermen die bedeutendsten waren. Diese Bäder bilden einen von vier Straßen umgebenen Gebäudecomplex, eine sogenannte Insula, für sich, liegen nördlich vom Forum, einerseits an der Hauptstraße der Fortuna, andererseits an der Verlängerung der Straße des Merkur; in diesen beiden sind die Haupteingänge, während die dritte Straße, mit einem besondern Eingange, und die vierte, westlich und südlich, nur unbedeutend erscheinen. Die Thermen bedecken in ihrer Gesammtheit ein unregelmäßig viereckiges Areal von 49½ Meter Breite an der Straße der Fortuna und 28 M. 30 C. an der kleinen südlichen Straße; die mittlere Tiefe beträgt 53 Meter.

Der Eingang von der Straße des Merkur ist ganz erhalten und überwölbt die umliegenden Läden, um dem obern Steckwerk und den großen Wölbungen der eigentlichen Baderäume einen festen Halt entgegen zu setzen. Man kam durch einen Gang in einen mit Säulen umgebenen Hofraum, der etwa 60 Fuß im Geviert hielt. In dieser Ambulatio versammelten sich die Leute und warteten ab, bis ein Bad für den Einzelnen frei wurde, dort unterhielten sie sich; vielleicht nahmen sie auch körperliche Uebungen vor oder belustigten sich mit allerlei Spielen. Nach Overbecks Ansicht vertrat dieser Hof im Kleinen die großen Anlagen der Kaiserbäder in Rom, welche ähnlichen Zwecken dienten, also den Ambulationen, Späristerien, Gymnasien, Lyzeen rc.; wahrscheinlich war er mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt und ein sehr anmuthiger Aufenthalt. Auf den Wänden des Porticus findet man viele öffentliche Anzeigen, z. B. von Spielen im Amphitheater, welche Jagd, Athleten, Zeltdach und Besprengungen (venatio, vela und sparsiones) verheißen. Sparsiones hießen Besprengungen der Zuschauer mit feinem Staubregen aus Spritzwerken, die zu solchem Zwecke besonders construirt waren; sie und das Zeltdach beförderten die Kühlung in den Zuschauerräumen, und manchmal wurde, in Rom wenigstens, wohlriechendes Wasser zu denselben verwandt.

An den Umgang des Vorraumes hat man das Schwert und die Büchse des Thürhütenden Badewärters gefunden; das Bad war billig und kostete nur einen Quadrans, d. h. einen halben Silbergroschen. An den Hof stößt ein offenes, überwölbtes Gemach, die Exedra mit Sitzen; sie war ein Warte- und Unterhaltungszimmer, in welchem man sich abkühlte, bevor man in das kalte Bad stieg, und am Abend so erleuchtet, daß das Licht der Lampen durch Fensteröffnungen zugleich in das Tepidarium hinter der Exedra und in das Frigidarium (die Natatio, das Becken mit kaltem Wasser) fiel. Wer sich in den Gängen und in der Exedra ausgeruht hatte, ging in das Apodyterium, Auskleidezimmer, dessen Wände geld bemalt sind; die Decke ist gewölbt, der Fußboden besteht aus einer groben weißen Mosaik mit schwarzem Rande. An den Wänden laufen steinerne Bänke hin; in jenen sieht man Löcher, in denen verkohlte Pflöcke, zum Aufhängen der Kleider, gefunden wurden. Diese waren unter der Obhut des Capsarius, eines Badesklaven, welcher die Werthsachen in einem Schranke, Capsa, verwahrte; er hatte neben dem Apodyterium ein kleines Zimmer, wo Salben und Oele standen; daher heißt solch ein Zimmer Elaothesium. Das Auskleidezimmer erhält sein Licht durch ein großes Fenster, dessen Glasscheiben auf der einen Seite matt geschliffen waren, damit man von dem Dache des aufstoßenden Schwimmbeckens, des Frigidariums, nicht hinein sehen konnte. Bereitung und Verwendung des Glases waren ganz allgemein.

Das Frigidarium, kalte Bad oder, uneigentlich so bezeichnete, Schwimmbecken ist vollständig erhalten; es erhielt sein Wasser aus einer vier Fuß über dem Boden angebrachten kupfernen Röhre und hat im Innern vier halbrunde Nischen, scholae, Ruheplätze; in der Mitte befindet sich die piscina, das Wasserbecken. Das Tepidarium von 10 Meter Länge und 5 M. 60 C. Breite, war ein Gemach, in welchem sich Jene entkleideten, welche die heißen Bäder und die Dampfbäder im Caldarium gebrauchen wollten. Dasselbe wurde durch einen beweglichen Herd von Bronce und dann auch durch heiße Luft erwärmt, welche aus dem neben aufliegenden Caldarium unter den hohl gelegten Fußboden geleitet wurde. Die Wärme war trocken und mäßig; dort wurden auch die mit dem Gebrauche der Schwitzbäder verbundenen Reibungen und Salbungen von den Salbern, Unctores, vorgenommen. Das pompejanische Tepidarium ist reicher geschmückt als alle anderen Abtheilungen der Thermen. Der Fußboden ist mit weißer schwarzumrandeter Mosaik belegt, die Wölbung der Decke reich mit Stuccoarbeit und Malerei auf farbigem Grunde verziert, die Kornische wird von Statuen getragen, die Wände sind roth gefärbt. So erscheint das Gemach elegant und prächtig. Die Statuen, welche die Kornische der Deckenwölbung tragen und die man, mit einem technischen Ausdruck, als Atlanten oder Telamonen bezeichnet, stehen auf einer rings um das Gemach vorstehenden Platte auf kleinen Vasen oder vor flachen Pfeilerchen, welche Nischen zwischen sich lassen. Wahrscheinlich standen dort am Abend Lampen zur Beleuchtung des Tepidariums. Die Telamonen sind 2 Fuß 2 Zoll hoch aus gebranntem Thon und von kräftiger Naturwahrheit.

Stuccaturarbeit und Malerei sind in diesem Gemach ungemein reich. Der Grund ist theils roth, theils blau; die Figuren der äußern Reihe sind weiße Reliefe, die kleineren Figuren der Mitte leicht weiß gemalt. Der Rand bildet eine geschmackvolle Stuccoarabeske, weiß auf rothem Grunde. Das große Fenster, durch welches Licht in das Tepidarium fiel, ist erhalten. Man fand in dem Gemache drei Bänke von Bronce und einen ehernen Heerd, und auf den Sitzen die Inschrift, daß Marcus Nigidius Baccula diesselben geschenkt habe. So war das Tepidarium.

Aus diesem gelangt man in das Caldarium, dessen Thürflügel sich durch ihr eigenes Gewicht schlossen, damit keine Zugluft entstehen konnte. Denn hier war das warme Bad Hauptzweck. Die drei Theile desselben sind: das Laconicum, eine runde Nische mit der großen Wanne (labrum) für kalte Abwaschungen nach dem Schwitzbade; in der Mitte das eigentliche Caldarium, der Raum für das Schwitzbad mit unterhöhltem Fußboden (suspensura) und hohlen Wänden, durch welche die heiße Luft zog; sodann eine viereckige Wanne für das warme Wasserbad (lavatio calda). Unmittelbar neben dem Caldarium lag die Vorrichtung zum Heizen, festes Mauerwerk mit Heerd und eingemauerten Kesseln; in dem Vorraume des Heerdes hat man noch eine beträchtliche Menge Pech gefunden, mit welchem der Heizer, furnacarius, die Hitze steigerte.

Das Frauenbad war von jenem für die Männer getrennt.

Wir sind etwas näher auf die Schilderung der pompejanischen Thermen eingegangen, weil gerade jetzt in fast

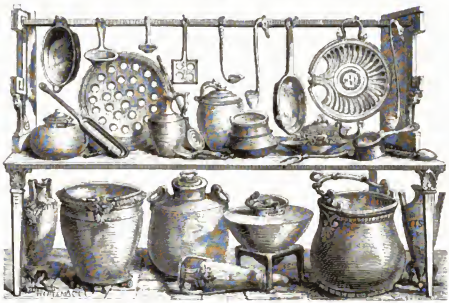
Digitized by Google

allen unseren größeren Städten nach ähnlichem Princip sogenannte römische Bäder angelegt werden.

Wir werfen einen Blick auf die Häuser und deren Einrichtung. Vor der Entdeckung Herculanums und Pompejis konnten wir uns von den bürgerlichen Wohnhäusern der Alten keine genaue Vorstellung machen, nicht alle Einzelnheiten übersetzen; jetzt kennen wir sie in ihrem ganzen Zusammenhange. Im Erdgeschosse des antiken Hauses finden wir eine viel größere Zahl von Räumlichkeiten als in unseren Wohnungen, die zumeist eine größere Anzahl von Stockwerken haben. Nehmen wir z. B. eines der bedeutendsten Häuser in Pompeji, jenes des Pansa, welches näher geschildert werden soll, so enthält dasselbe im Erdgeschoß etwa 50 verschiedene Räumlichkeiten. Um diese beträchtliche Menge von Zimmern, Kammern, Gängen ꝛc. anzulegen, bedurfte der alte Baumeister nicht mehr als 100 Fuß Front und 200 Fuß Tiefe des Areals. Die Alten konnten, bei ihrer Lebenspraxis, ihre einzelnen Wohnräume viel kleiner machen, als wir es thun könnten; wir Neueren würden, wie Overbeck hervorhebt, in einer beträchtlichen Zahl kleiner und mittlerer Häuser Pompejis uns faktisch nicht bewegen können und nicht einmal unsern nothdürftigsten Hausrath unterzubringen wissen. In Pompeji lassen sich mehrstöckige Gebäude allerdings nachweisen, sie haben aber nur ungefähr die Höhe unserer mittleren gewöhnlichen Häuser. Selbst in Rom verbot Kaiser Augustus über 70 Fuß rhein. hoch zu bauen, und Hadrian setzte diese Höhe auf 60 Fuß herab.

Das normale griechische und römische Haus besteht aus zwei hinter einander liegenden Hälften, die sich im Wesentlichen ihrer Anlage wiederholen; aber beim erstern gehört die vordere Hälfte dem Manne und dem Verkehr mit der Außenwelt, die hintere der Frau, welche dort die Wirthschaft führt; im römischen Hause ist der vordere Theil gleichfalls der Oeffentlichkeit, der hintere dem Familienleben bestimmt. Im vordern hatte Jedermann Zutritt; dort versammelten sich die Klienten, um dem Patron aufzuwarten; dort befanden sich auch die Gemächer und Gegenstände, durch welche man Reichthum und Rang zeigen wollte; bei ärmeren Leuten fiel die Unterscheidung der beiden Haustheile natürlich weg.

Nur vor großen Häusern und Palästen befand sich eine Area, die mit einem Porticus umgeben oder auch mit Bäumen bepflanzt war, und erst hinter derselben liegt die Hausthür an der Straße; sie führt in das vestibulum, die Hausflur, welche abgeschlossen werden konnte; es war eine Art von Vorzimmer für ungeladene Besucher. Dann folgt die innere Hausflur, ostium, mit einem Zimmer für den Hausmann, Thürwärter, ostiarius, und wieder das Atrium, wovon man fünf verschiedene Arten hatte; eine derselben war bedeckt. Um diesen Hauptraum des vordern Haustheiles gruppirt sich eine Reihe von Gemächern, welche ihren Ausgang in das Atrium haben und von ihm Licht empfangen. Sie haben sehr verschiedene Bestimmungen. Die offenen, zwischen Mauern, Pfeilern oder Säulen eingefaßten Zimmer nannte man Alae, Flügel; sie dienten auch als Audienzgemächer. An der hintern Seite des Atriums befand sich das Tablinum, wo die Ahnenbilder und die Geschlechtstafeln der Familie sich befanden; zu beiden Seiten desselben waren Durchgänge, fauces, und durch diese gelangt man in den innern, privaten Theil des Hauses, der eine Wiederholung des Atriums in erweitertem Maaßstab ist. So bildet den Mittelpunkt der ganzen hinteren Anlagen wieder ein offener, säulenumgebener Hof, das Peristylium (oder der Porticus), das aber viel weiter offen ist als das Atrium, immer von Säulen umgeben, welche oft einen obern Umgang tragen. Um diesen manchmal gartenartigen Hof gruppiren sich die Privatgemächer der Familie, ähnlich wie die Zimmer des Vorderhauses um das Atrium, z. B. jene zum Ankleiden, zum Schlafen (cubicula); die Speisezimmer (triclinia) mit Bänken oder Ottomanen, welche dasselbe an drei Seiten umgaben, während die vordere, vierte, frei blieb für den Diener, welcher aufwartete. In den Oeci oder größeren Gesellschaftszimmern konnte man ein paar Triclinien stellen. In diesem hintern Theile befanden sich auch Küche und Vorrathskammer. Im obern Geschosse waren Coenacula und Ergastula, Zimmer für die Sklaven und zum Arbeiten; Kellerräume sind in Pompeji selten.



Broncene Küchengeräthschaften in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Als Urbild eines vornehmen Hauses können wir jenes des Abdilen Pansa betrachten und an diesem die Einzelnheiten klar machen; es ist sehr regelmäßig und einfach. Im Atrium steht man freilich nur noch das Wasserbecken (impluvium) und die Theilungsbänder der Gemächer des Erdgeschosses. Dann gelangt man in ein großes Zimmer, nachher in ein kleineres, dann in einen Corridor und in acht Alkoven an den Seiten. Von diesen waren drei zu jeder Seite Schlafgemächer (cubicula), die auch hier, wie überall in Pompeji, sehr klein sind, denn sie hatten eben nur Platz für das Bett, dessen Stelle durch eine gemauerte Erhöhung bezeichnet wird; auf diese legte man Matratzen und Thierfelle; doch hatte man auch Bettstellen unserer Art aus Holz und aus Bronce. Diese Cubicula erhielten ihr Licht durch die Thür, welche in den Sommernächten wohl offen blieb.

Dann folgen die schon oben erwähnten Alae, wo der Hausherr die Morgenbesuche empfing; weiter sieht man das Tablinum, welches beide Haustheile mit einander verband; dort führen zwei Stufen zum Peristyl hinauf. Links vom Tablinum lag die Bibliothek, in welcher man noch Bücher gefunden hat, die leider fast ganz zerstört waren; rechts waren die Fauces. Das Peristyl im Hause des Pansa war ein Hofgarten mit Säulenhalle; der Oecus war der größte Saal im Hause, und an denselben stieß ein Kleinerer. Hinten am rechten Flügel war das Triclinium, rechts ein Gang, das Portieum, aus welchem der Hausherr unbemerkt sich entfernen und auf die Straße gelangen konnte.

An der linken Seite des Peristyls lagen wieder drei Schlafzimmer, und zur Linken des Oecus, im Hintergrunde, befand sich die Küche. Noch heute stehen die Oefen; als sie aufgedeckt wurde, fand man noch Asche und Kohlen; in einem anstoßenden Kabinet, wie wir sagen würden, der Speisekammer, stand ein großer Tisch, und auf einer Bank fand man eine Anzahl von Delgefäßen.

Es ist merkwürdig, wie sehr die Küchengeräthschaften der Alten den heutigen gleichen, nur waren jene künstlerischer und geschmackvoller. Sehen wir uns nur einmal den Kochtopf an, welcher auf einem Dreifuße steht, und rechts von demselben einen ganz gewöhnlichen Haushaltungseimer; er hat im Henkel einen Ring zum Anhängen, und neben den Ringen, in denen sich dieser Henkel bewegt, sehen wir Zapfen angebracht, durch welche das Niederschlagen auf den Bauch des Gefäßes verbindert wird. Zur Linken steht neben einem gewöhnlichen Kessel noch ein feiner, dessen Doppelhenkel auf den Rand niedergelegt sind. Oben hängen verschiedene Schöpfkellen; jene mit dem Schwanenkopfe diente zum Herausheben von Wein aus der Amphora; wir sehen ferner Pfannen, Kasserole, Löffel und Gabeln, Töpfe und Krüge oder Kannen und ein durchlöchertes Geräth zum Eierbacken. Selbst die muschelförmig gestaltete, in der Mitte mit einem Gesicht verzierte Pasteten- oder Kuchenform fehlte nicht. Auch Siebe und Durchschläge machte man von Bronce.

Wir werden über die pompejanischen Kunstwerke in einem folgenden Artikel reden.

Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842.

Bamberg-Bamberger. — Lehmanns frühere Reisen. — Gutenow und Chanikow; Veranlassung zum Zuge nach Buchara. — Erinnerung an den Spanier Clavijo und dessen Aufenthalt in Samarkand bei Timur. — Irrtümer. — Lehmanns Beobachtungen. — Geschichtliches. — Physiognomie der Stadt. Bauart. Oeffentliche Gebäude. — Timurs Palast. — Die große Moschee mit dem Grabdenkmal des Gewaltigen. — Einwohner. — Sklavenmarkt.

Wir haben in unserer vorigen Nummer darauf hingewiesen, daß Alexander Lehmann vor mehr als 20 Jahren die Hauptstadt des gewaltigen Timur besucht hat, und daß ihm die Priorität gebühre, nicht aber, wie Murchison behauptete, dem „Magyaren Bamberg"! Ueber die Person des Letztern wurde am 16. September zu Dresden im Bereine für Erdkunde, von einem Manne, welcher Herrn „Bamberg" in Konstantinopel gekannt hat, Näheres mitgetheilt. Herr Bamberger, denn so lautet der richtige Name, ist ein israelitischer Mann aus Pesth in Ungarn, hat einen offenen Kopf, ist unternehmungslustig und redet mehrere neuere Sprachen sehr geläufig. In der türkischen Hauptstadt, wo er als Sprachlehrer sich aufhielt, fand er Gelegenheit, mit Orientalen aus verschiedenen Ländern zu verkehren und sich mit ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten genau bekannt zu machen. Er konnte sich dort in aller Muße genügend zu seiner Reise nach Innerasien vorbereiten und hat dieselbe glücklich vollführt. Wahrscheinlich ist er seinerseits in dem guten Glauben gewesen, daß er seit Jahrhunderten der erste Europäer gewesen sei, welcher Samarkand gesehen, und ihm wenigstens ist ein solcher Irrthum zu verzeihen, weniger den Geographen in London, welche schon in Erinnerung an ihre Landsleute Stoddart und Conolly, die in Buchara ermordet wurden, den richtigen Sachverhalt hätten wissen sollen.

Was den Namen Bambery anbetrifft so ist er eine Magyarisirung von Bamberger, eben so wie Szarvady von Hirschel. Es sind aber nicht blos Leute israelitischen Glaubensbekenntnisses, welche ihren Vaternamen wie ein altes Kleid wegwarfen und sich magyarisch travestirten; auch christliche, sowohl slowakische, als leider auch deutsche Menschen, waren so albern, gleichfalls Magyaren spielen zu wollen. So nennt sich der Mann, welcher Ladislaus Magyars Reisen in Südwest-Afrika herausgegeben hat, Hunfalvy. Sollte man nicht meinen, er sei wirklich ein Nachkomme jener wilden Söhne der Steppe, die unter König Arpad so hoch zu Rosse saßen, einer jener „Hunnen", welche einmal bis an die Saale und bis nördlich vom Harze stürmten, wo dann Heinrich der Finkler sie zurückwarf? Aber Herr Hunfalvy ist von Haus aus ein friedlicher Germane, den sein Vater, ein deutscher Bürgersmann, Johann Hundorfer hat taufen lassen. Der Sohn ist, trotz der Magyarisirung, ein ganz tüchtiger Gelehrter geworden. Doch was thut es, wenn ein Herr Schönwiesner sich in einen melodischen Szepreky, ein Teichengräber in Tavassy, ein Herr Lauf in Szalagy umwandelt? Wir Deutsche verlieren an solchen Zwitterlingen nichts, und die Magyaren gewinnen nichts. Doch genug davon.

A. Lehmann stammt aus Derpat in Livland, wo er am 18. Mai 1814 geboren wurde. Schon früh entwickelte sich in ihm eine Liebe zu naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich auf der Universität jener Vaterstadt widmete. Der Reisetrieb wurde schon früh in ihm rege, und als Jüngling durchwanderte

Digitized by Google

er Livland und Finnland. Er hatte das Glück, mit Karl Ernst von Baer bekannt zu werden und diesen 1837 auf dessen Expedition nach Nowaja Semlja zu begleiten. Herr von Helmersen schreibt in der Biographie Lehmanns: „Er wußte es sehr zu schätzen, daß ihm sein Geschick auf dieser denkwürdigen Expedition unter die Leitung eines Mannes gestellt hatte, den er, mit so vielen Anderen, verehrte. Er sagte selbst, daß er bei seinem ersten Ausflug in die Welt in die beste Schule gekommen und dadurch zu späteren, selbständigen Untersuchungen gut vorbereitet worden sei."

Bald nachher, 1838, lud der Gouverneur Perowskij ihn ein, die wichtige Provinz Orenburg gründlich zu erforschen, und Lehmann besuchte schon 1839 den orenburger Ural. Dann machte er den berühmten, aber mißlungenen Feldzug Perowsky's gegen Chiwa mit und im Frühling 1840 finden wir ihn an der Südküste des Kaspischen Meeres, einige Monate später wieder im südlichen Ural. Durch Erfahrung und Uebung war er vollkommen zu einer größeren Reise nach dem Innern Asiens vorbereitet. Die Veranlassung war folgende.

Der Chan von Buchara hatte die russische Regierung gebeten, ihm einige Bergleute zu senden, welche die goldreichen Gegenden seines Landes näher untersuchen sollten. Sie schickte ihm den Bergingenieur Butenew, den Lieutenant Bogoslowski, den Geographen Chanykow, und Lehmann schloß sich als Naturforscher an. Im Mai 1841 brach er von Orenburg auf, folgte der großen Karawanenstraße nach Buchara, langte dort am 5. August allen Etyds an und brach nach dreiwöchentlichem Aufenthalte mit Chanykow und Bogoslowski nach Samarkand auf, um die östlich von dort liegenden Gebirgszüge genauer zu untersuchen.

Dort, im Osten von Buchara, in dem fruchtbaren Stromthale des Säraffchan, betrat er ein Gebiet, das noch nie wissenschaftlich erforscht und von gebildeten Europäern vor Jahrhunderten kaum berührt worden war. Er sah das einst so herrliche, weltberühmte Samarkand mit seinen prachtvollen Baudenkmälern aus Timurs großer Zeit; er betrat das schöne, noch nie von Europäern beschriebene Gebirgsland, durch welches der obere Säraffchan fließt und untersuchte dasselbe, mit Chanykow und Bogoslowski, bis zum Flusse Fon. Dann kehrten sie nach Samarkand zurück, wo sie vom 18. September bis zum 15. Oktober blieben; am 21. Oktober waren sie wieder in Buchara, wo sie bis zum Frühling 1842 verweilten und vielfach mit zwei englischen Offizieren, dem Obersten Stoddart und Kapitän Conolly, verkehrten. Gegen diese Agenten Englands faßte der Chan Argwohn; er sperrte sie ein, und als Butenew abgereist war, ließ er sie hinrichten.

Lehmann kam nach Orenburg zurück, ging von dort nach Simbirsk und unterlag hier, als er das 28. Jahr zurückgelegt hatte, im Anfange des August einem Nervenfieber! Seine Papiere wurden von den Herren von Baer, Brandt und Graf von Helmersen geordnet, und die „Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842 nach den hinterlassenen Schriften A. Lehmanns bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von G. von Helmersen", erschien zu St. Petersburg 1852 auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Der Band enthält eine Karte und auf fünf lithographirten Tafeln eine Ansicht von Timurs Palast in Samarkand; Villa Kari, die Medressch Schirdar, die Ruinen der Medresse Bi Chanim und jene des Mölik.

Vor Lehmanns Reise wußten wir wenig über Samarkand; Marco Polo berichtet nur wenig darüber und ist schwerlich selber dort gewesen. Genauere Kunde erhielt man erst durch den spanischen Ritter Don Ruy Gonzales de Clavijo. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erfüllte der gewaltige Mongolenherrscher Timur Asien und Europa mit seinem Ruhme. Schon im Jahre 1394 hatte König Heinrich III. von Castilien eine Gesandtschaft an den Gewaltigen geschickt. Eine zweite, zu welcher Clavijo gehörte, folgte 1403. Sie verließ im Mai monat Cadiz, ging über Konstantinopel nach Trapezunt, durch Armenien, Persien und das nördliche Chorassan nach Samarkand, in dessen Umgegend Timur damals nomadisirte. Clavijo erreichte die Hauptstadt am 8. September 1404; während er dort (bis zum 21. November) verweilte, starb Timur. Die Rückreise ging über Buchara, Sultanieh, Tauris und Trapezunt nach Spanien zurück; dort traf sie im Laufe des Jahres 1406 wieder ein.

Von Tauris (Tâbris) im persischen Aserdeidschan ab unterhielt Timur eine große Menge regelmäßiger Stationen, an deren jeder von 50 bis 200 Pferde bereit standen; auf ihnen wurden die Diener und Beamten des Herrschers, aber auch Reisende befördert.

Clavijo's Schilderungen gewähren einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben des mongolischen Herrschers, welcher in seinem ganzen Wesen und Sein den Nomaden nie verleugnete. Er zog das Zelt den Wanderhirten dem glänzenden Palast in der Stadt vor. Diese war an und für sich nicht größer als Sevilla, hatte aber sehr ausgedehnte Vorstädte, war von Gärten und Weingeländen unterbrochen und zählte eine beträchtliche Einwohnermenge. Timur hatte mehr als 150,000 Menschen aus verschiedenen Ländern derthin verpflanzt, namentlich auch Seidenweber aus Damaskus und Waffenschmiede; der Handel war ungemein aufgehebut; die Moskowiter brachten Leder, Pelzwerk und Honig, aus China kamen Seidenzeuge, Moschus, Perlen, Edelsteine und Rhabarber; aber eine Reise von Samarkand bis Kambalu-Peking dauerte ein halbes Jahr.

Timur hielt in seinem Zeltlager Hof und entfaltete eine große Pracht, die aber ein durchaus barbarisches Gepräge hatte. Clavijo berichtet mit großer Ausführlichkeit, daß an den Zelten viele Goldstoffe, Seidenzeuge, Perlen und Edelsteine verschwendet waren; er sah goldene Tische, Trinkgefäße und Schüsseln; außerdem Geschirr verschiedener Art von Silber, Porzellan und Steingut; gekochte und gebratenes Roßfleisch, die Lieblingsspeise der Mongolen, wurde auf Kameelen herbeigebracht und dann in den Zelten vertheilt, nachdem sie vorher in festen, goldverzierten Schläuchen den Vorschneidern zugeschleppt worden war. An starken Getränken, namentlich Wein und gegohrtem Kumyß, war kein Mangel, und das Betrinken ging stark im Schwange. Manchmal ließ der Gewaltige unter seine Gäste Gold- und Silbermünzen und Edelsteine ausstheilen.

Damals stand Samarkand in seiner höchsten Blüthe; aber ihm ist dasselbe Schicksal zu Theil geworden, welches so viele andere Städte des Morgenlandes heimgesucht hat; zeitweiligem Glanze folgte der Verfall. Aber noch heute zeugen großartige Baudenkmäler, welche der Zerstörung entgangen sind, von der großen Zeit. Vier Jahrhunderte lang ist, seit Clavijo, kein gebildeter Europäer nach Samarkand gekommen. Im 17. Jahrhundert traten die Herrscher der Moskowiterei mit denen Buchara's in Verbindung, und 1625 ging der russische Gesandte Chochlow mit einem Schreiben und Geschenken des Czaren Michail Fedorowitsch zum Bucharenchan, der sich damals gerade in Samarkand aufhielt. Dann vergingen aber wieder anderthalb hundert Jahre, bevor ein Europäer derthin kam, und daß es geschah, war nur Zufall. Im Juni 1774 wurde auf einem Vorposten an der Grenze der orenburgischen Provinz der Unteroffizier Jefremow von Kirgisen überfallen und später nach Buchara verkauft. Von dort entfloh er nach Chokand. Herr von Helmersen schreibt (S. 18): „Vielleicht berührte er auf seiner Flucht auch Samarkand, vor dessen Thoren er einmal mit einem bucharischen Heere gestanden hatte. In Maegilân schloß er sich einer Handelskarawane

Digitized by Google

an, die nach Kaschgar ging; auf der Reise gab er sich für einen Nogayer, d. h. Tataren, aus, kam nach Yarkend, Tibet, Delhi und Calcutta und war im August 1782 wieder in St. Petersburg, wo er seine Reiseabenteuer drucken ließ. Ueber Samarkand schreibt er nur 18 Zeilen; gewiß war er, wenn er überhaupt diese Stadt betreten hat, nicht lange dort; er weiß weiter nichts zu melden, als daß sie vor ihrer Zerstörung wohl dreimal so groß gewesen sei als jetzt.

Wir haben also durch Jefremow so viel wie gar nichts über Samarkand erfahren, und auch die Nachrichten, welche ein Begleiter Mooreroft's, Izzet Ullah aus Bengalen, gegeben, sind nicht eingehend. Ganz richtig hebt Herr von Helmersen hervor, daß Chanykows und Lehmanns Mittheilungen über Samarkand fast die einzigen sind, welche, seit Jahrhunderten, durch Augenzeugen zu uns gelangten. Ganz neu aber sind, wie schon angedeutet wurde, Lehmanns Berichte über das Gebirgsland im Osten von Samarkand. Diese Stadt und Buchara liegen am Serafschan; dieser durchströmt von seiner Quelle bis über Samarkand hinaus ein Längenthal, das von den westlichen Ausläufern des Thianschan, Himmelsgebirges, eingeschlossen ist.

Lehmann war in den ersten Tagen des August 1841 in Buchara angelangt und verweilte dort bis zum 25. jenes Monats. Der Emir gab ihm und Chanykow einen Führer und die nöthige Dienerschaft sammt Reiserpferden und zweirädrigen Lastkarren zur Reise nach Samarkand, welche auf eine Dauer von fünf Tagen berechnet war. Die Entfernung beträgt 240¾ Werst, also zwischen 34 und 35 deutschen Meilen, und das Land war theilweise vortrefflich angebaut. Andererseits zeigt sich aber auch ein schroffer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der Mälikwüste. Dagegen ist weiter östlich wieder üppiger Boden. Ein weiter Landstrich am Serafschan, von der Stadt Jiddik bis in die Gegend von Samarkand, welcher den Namen Miankal trägt, ist mit Feldern von Reis bedeckt, dieser „unersättlichen Getreide". Die Entfernungen rechnet man nach Steinen, Tasch, welche mit der persischen Farsang gleichbedeutend sind. Die Wege scheinen von Alters her ausgemessen zu sein und zur Bezeichnung der Farsangen, von denen man 1 auf 9¼ Werst rechnet, steht man an den Landstraßen einzelne Steine liegen, welche Einem erst auffallen, wenn man ihre Bestimmung kennt.

Am 1. September kamen den Reisenden Abgeordnete des Kurgan Begi, d. h. Festungskommandanten, entgegen. Sie trugen weiße, goldgestickte Turbane und Kleider von Goldbrokat. Sie fragten nach dem Kaiser von Rußland und dessen Westen. „Sind sie gesund, ist ihr Mark flüssig, ist ihr Hirn fett, haben sie euch zu einer guten Stunde hergesandt?" Die Europäer ordneten dann auf freier Landstraße ihren Anzug, um würdig in Samarkand einzuziehen, dessen Mauern, hohe Giebel und Minarets vor ihnen lagen. An dem westlichen Thore war eine unzählige Menschenmenge versammelt; die zum Empfang aufgestellten Soldaten trugen verschiedenfarbige Kleider und regelförmige Tuchmützen, die mit Schaffell schmal verbrämt waren; ihre Waffe bestand in einem langen mit Quast verzierten Spieß.

Der Einzug fand um die Mittagszeit statt, und Lehmann besuchte einige Stunden später den Basar, der aus theilweise überwölbten Budenreihen besteht und seine besonderen Merkwürdigkeiten daselbst, und ging auch in mehrere Karawanenserais. Am andern Tage wurde der Kommandant in der Citadelle besucht, welche die Mitte der Westseite Samarkands einnimmt und eine Art von Stadt für sich bildet. Am 4. Sept. unternahm dann Lehmann seinen Zug nach Osten, am Serafschan aufwärts, um in den Gebirgen auf Gold zu schürfen, und kam am 18. September wieder nach Samarkand zurück, das er nun in allen Einzelnheiten näher schildert.

Samarkand, das alte Marakanda der Griechen, hat seine politische Bedeutung völlig verloren, und auch der Handel ist, gegen von Buchara gegenüber, nicht sehr bedeutend. Aber in früheren Tagen war er beträchtlich, denn die Weltlage war günstig; der Boden des alten Sogdiana ist an sich nicht geringem Theile vorzüglich. Die Hindernisse, welche in den Samarkand umgebenden Wüsten einem feindlichen Heereszug entgegentreten, wirken keineswegs fördend auf den Handelsverkehr des Landes.

Heute sieht man in der Stadt und deren unmittelbarer Nähe kein Denkmal aus den Zeiten des Alterthums. Sie selber hat im Fortgang der Jahrhunderte ihre Stelle verrückt, auf der sie den alten Namen trug, denn der Serafschan hat einen andern Lauf genommen. In einiger Entfernung von der Stadtmauer liegen zerfallene Wälle und zumeist verschüttete Festungsgräben; sie sind die einzigen Ueberbleibsel aus verschiedenen Epochen der Vorzeit, nebst einer Menge von Ziegelschutt, glasirten Scherben, Ornamenten verschiedener Art, baktrischen und arabischen Münzen und geschliffenen Steinchen.

In ältester Zeit und nach Alexander dem Großen hieß die Stadt bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar kam und den Islam brachte, wurde sie als Samarkand „ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit" und Residenz des Herrschergeschlechts der Samaniden, 833 bis 1000 u. Chr. Der Geschichtschreiber Ibn Haukal (950) hat sie als Augenzeuge geschildert. Im Jahre 1219 wurde sie von Dschingiskhan erobert; er war in Samarkand mit mehr als 100,000 Mann und hatte 100 Elephanten; und wieder nach Ablauf von beinahe zwei Jahrhunderten kam Timur. Er erhob die Stadt zur Kapitale seines großen Reiches und schmückte sie mit prachtvollen Bauwerken. Aber die heutigen Herrscher, das Volk der Usbeken, schreiten gefühllos an den Denkmälern ehemaliger Größe vorüber und sehen stumpfsinnig zu, wie dieselben mehr und mehr in Schutt verfallen.

Samarkand wird von mehreren Bächen bewässert und ist rings von üppig grünenden Bächen umgeben; nach Norden hin liegt ein Felsplateau, Tschupan Ata. Die Stadt bildet innerhalb der Mauern ein etwas verschobenes Viereck, das einen Umfang von beinahe zwei deutschen Meilen hat (13 Werst). Das alte Samarkand ist größer gewesen. Chanykow schätzte die Einwohnerzahl auf 25 bis 30,000 Seelen. Die Stadtmauer ist im Allgemeinen leidlich gut im Stande; die sechs Stadtthore aus Ziegelsteinen haben starke höherne Thürflügel und werden Abends geschlossen. Die Citadelle, Arik, ist schon oben erwähnt worden; sie liegt auf einem niedrigen Lehmhügel. In einer ihrer Moscheen befindet sich „die größte Merkwürdigkeit", ein großer blauer Stein, an welchem die Emire von Buchara nur einmal im Leben beten, wenn sie eben ihre Regierung angetreten haben. Chanykow sagt, jeder Chan (Emir) müsse sich nothwendiger Weise einmal auf diesen Stein setzen, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß er nun Emir sei. Lehmann konnte trotz aller Bemühungen diesen Stein nicht zu Gesicht bekommen; das wird selbst Muselmännern nicht gestattet.

Mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude sind alle Häuser aus einem Fachwerk von dünnen krummen Balken und Luftziegeln, oft aber auch nur aus Lehm gebaut, aber im Innern manchmal recht hübsch und wohnlich. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu, und die Gitter werden im Winter mit Papier überklebt; die Dächer sind flach. Es ist ein großer Vortheil, daß die Wasserkanäle in der Stadt ungemein zahlreich sind; außer den allgemeinen Wasserleitungen haben die meisten Häuser noch eigene kleine Wasserdecken, welche durch Röhren nach Belieben gefüllt werden können; die Gassen sind so eng, daß nur eben ein beladenes Kameel hindurch kann; auf den beiden Hauptstraßen können aber zwei Kameele neben einander gehen.

Digitized by Google

Das Innere alſo gewährt keinen hübſchen Anblick; wer aber auf dem Tſchupan Ata, dem Felsplateau, ſteht, findet, daß Samarkand einem großen Haine gleicht, aus welchem die Medreſen und bunten Minarets wie Luſtſchlöſſer hervorragen. In der Stadt ziehn man Maulbeerbäume und Pyramidenpappeln des Schattens wegen; die Teiche, Chaus, ſind mit Weiden und Blumenpflanzen umgeben. Dort verſammeln ſich gegen Abend die Leute, um Waſchungen vorzunehmen, Tagesneuigkeiten zu beſprechen oder einem Deklamator zuzuhören; wenn aber der Küſter vom Minaret zum Abendgebet gerufen hat, gehen Alle nach Hauſe, und die Straßen werden öde.

Von nächtlichen Diebſtählen oder Mordthaten hört man nur ſelten etwas; die Buden werden Abends nur nachläſſig geſchloſſen oder mit einigen Brettern verſperrt; werthvolle Waaren bleiben manchmal unbewacht liegen. Samarkand hat mehr und beſſere Webereien für Seide und Baumwolle als Buchara; nach Rußland wird viel Baumwollengarn ausgeführt. Waaren, die aus Petropawlowsk, Taſchkent, Chokan und Indien direkt nach Samarkand kommen, müſſen nach Buchara geſchafft, dort geöffnet und verzollt werden!

Aus dem nördlichen Thore führt eine gerade Straße, an deren beiden Seiten buntglaſirte Mauern hinlaufen, nach dem Palaſte Emir Temurs, d. h. Timurs. Das ſchöne Reſidenzſchloß des großen Eroberers iſt zwar in manchen Theilen ſchon verfallen, aber die Gläubigen ziehen dorthin, um zu beten. Der ganze Bau iſt „ehrwürdig und prächtig“; man gelangt auf Marmorſtufen in einen langen Gang und zu dem Hintergrunde, über welchem eine hohe Kuppel ſich erhebt. Zu beiden Seiten des Ganges liegen Gemächer und Säle; unter einem der erſteren ſoll ſich das Grab von Timurs Gemahlin befinden. In einer Halle, hinter einem Gitter, werden Kleider und Waffen Timurs unter einem Tuche aufbewahrt, aber Lehmann durfte, als „Ungläubiger“, nicht eintreten. An Stangen hängen ein paar alte Lumpen mit Quaſten von ſchwarzer Wolle, angeblich Ueberreſte von Timurs Fahnen. In ihnen kommt der Emir von Buchara, wenn er Krieg beginnen will, und betet; allemal, wenn er Samarkand beſucht, veranſtaltet er bei Timurs Palaſt eine große Speiſung für das Volk.

Lehmann war entzückt über die bunten, glaſirten, in Relief gearbeiteten Arabesken und Inſchriften aller Art, mit denen Wände und Bogen geſchmückt ſind; er ſagt, ſie könnten als Muſter guten, verfeinerten Geſchmacks dienen; jeder, noch ſo kleine, Strich habe ſeine Bedeutung und ſei mit Berechnung angebracht. Alle dieſe Ornamente ſind in erhabener Arbeit ausgeführt.

Die große Moſchee, Bibi Chanym, am ehekandter Thor, ſoll von Timurs Gemahlin erbaut worden ſein; ſie beſteht eigentlich aus drei Moſcheen mit hohen Kuppeln, deren weſtliche noch gut erhalten iſt; doch waren auch hier ſchon einige Ziegelſteine herabgefallen. Unter ihr befindet ſich ein großer Marmortiſch, der auf neun Steinen ruht. Wer unter demſelben hindurch kriecht, bleibt, wie das Volk wähnt, zeitlebens von Rückenſchmerzen befreit. In den verſchiedenen Medreſſen (Moſcheen), namentlich in der Tilla Kari, ſind die prachtvollen Wanderverzierungen noch recht gut erhalten; ſie geben Zeugniß von vieler Kunſtfertigkeit und von feinem Geſchmack. Der Styl iſt überall derſelbe, aber ſehr mannigfaltig in den Einzelheiten, ſo daß ermüdende Wiederholungen nicht vorhanden ſind. Man ſieht weißglaſirte, arabiſche Inſchriften auf ſafranblauem Grunde, herrliche Arabesken, Freskomalereien und Vergoldungen, Alles moſaikartig. Merkwürdig iſt, daß die Vergoldungen zumeiſt aus aufgeklebtem Goldpapier beſtehen und auch heute den alten Glanz noch nicht verloren haben.

Die alte Moſchee, welche Timurs Grabſtätte geworden iſt, gehört zu den am beſten erhaltenen Denkmälern, und man erblickt ihre hohe, blaue Kuppel ſchon aus weiter Ferne. Das hohe Hauptthor iſt aber ſchon ſehr verfallen und von den Minarets ſteht nur noch ein einziger bis an ſein oberes Geſims unverſehrt. Die eigentliche Moſchee, in welcher ſich Timurs Grabſtein befindet, iſt bis zur Hälfte ihrer Höhe ein achteckiger Thurm; der obere runde Theil trägt die hohe Kuppel. Das Ganze iſt auf der Außenſeite mit ſchönen glaſirten Ziegeln belegt, der obere Theil hat eine große Inſchrift, und prachtvoll nimmt ſich die mit blauen Fächeln gedeckte, vollkommen wohlerhaltene Kuppel aus. Das Innere des untern Raumes bildet ein Viereck; in der Mitte deſſelben liegt, von einigen anderen Grabſteinen umgeben, der Grabſtein Emir Timurs, eine abgeſtumpfte Pyramide, neun Spannen lang, zwei Spannen breit und drei Spannen hoch; ſie beſteht aus zwei genau an einander paſſenden Stücken von ſchwärzlich grünem Quarz.

So viel von den Denkmälern. Der Reiſende beobachtete die verſchiedenen Bewohner der Stadt: Usbeken, Perſer, Tadſchiks (Bucharen, Sarten), Negayer, Inder und Juden. Die Zahl der Letzteren betrug etwa 500; ſie beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit dem Spinnen von Seide und Baumwolle und mit Färberei; man kann ſie, abgeſehen von ihren ſcharf ausgeprägten Geſichtszügen, gleich an den blau oder gelb gefärbten Händen erkennen. Auf dem Sklavenmarkte fand Lehmann einige Frauen mit mongoliſchen Geſichtszügen zum Verkauf ausgeſtellt; ſie waren angeblich aus der Gegend von Taſchkend. Manchmal ſind 40 bis 60 Leute auf dem Sklavenmarkte feil; gewöhnlich Frauen und Kinder, die zumeiſt von der chineſiſchen Grenze herſtammen.

Wir ſchließen hier mit unſerm Auszuge aus Lehmanns Reiſewerke. Schon ſie genügen zum Beweiſe, daß der Reiſende ſich in Samarkand gut umgeſehen und aufmerkſam beobachtet hat. Sein Buch enthält aber noch manche andere wichtige Angaben, namentlich in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung, und daſſelbe gilt von N. Chanykows „Beſchreibung des Chanats Bucharas“. Die Arbeiten beider Männer ergänzen ſich auch in Bezug auf Samarkand, die berühmte Stadt, in welcher ſie gemeinſchaftlich und gleichzeitig verweilten. Wir verdienten ihnen, wie geſagt, die Priorität vor Herrn Bambery-Bamberger, deſſen Buch aber, nach dem, was wir hören und was wir von einem ſo gewandten Mann erwarten dürfen, gewiß viel Neues und Intereſſantes enthalten wird.

A.

Digitized by Google

Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten.

Von **R. C. Pleimes** in Alexandrien.

Fast in der Mitte des fruchtbaren Nildeltas liegt der Ort **Tanta**, weit und breit unter den Jüngern Mohammeds berühmt als der Geburtsort eines ihrer Heiligen, des Schech Said el Bedawi († 1199), dessen wunderthätige Gebeine hier beigesetzt sind. Zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und des Sommer-Solstitiums treffen in Tanta insgemein gegen 150,000 Wallfahrer aus der Berberei, Abessinien, Palästina und Aegypten ein, so daß die Stadt dann einem kleinen Mekka gleicht. Da sich aber an die Wallfahrten und kirchlichen Feierlichkeiten auch große Märkte knüpfen, so kann man Tanta auch als den Hauptmeßplatz, als das Leipzig Aegyptens bezeichnen.

Obgleich bereits seit sieben Jahren in Alexandrien ansässig, hatte ich doch diese berühmte Messe noch nicht besucht. Meine Reiseausrüstung war sehr einfach, ich schlang ein weißes Tuch wie eine Art Turban um den Hut, das als gutes Schutzmittel gegen die Sonne — es war im August und das Thermometer zeigte 26 bis 32° R. im Schatten — gelten konnte.

Die Eisenbahnstation Alexandriens liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, am Mahmudieh-Kanal. Wir mußten dort auf den Zug von Kairo warten, da der unsrige nicht eher abgehen konnte. Ich hatte also vollkommen Muße, mir das Gewirr der **Pilger** zu betrachten, die alle dem Grabe des Heiligen zuströmten und mit großer Freude unser europäisches Beförderungsmittel benutzten, das sie jetzt in eben so viel Stunden nach Tanta brachte, als sie früher Tage zu Fuß, Esel oder Kamel gebraucht hatten. Eine Decke, eine Tabakspfeife und ein ungefähr fünf Fuß langer Stab waren das ganze Reisegepäck dieser meist aus Fellachen (arabischen Landleuten) bestehenden Reisegesellschaft. Besonders viele Frauenzimmer fielen mir unter ihnen auf, welche die Wallfahrt entweder in Begleitung ihrer Männer oder auch allein machten. In dem Eisenbahnwagen war Alles bunt unter einander und eng zusammengedrückt. Mit und drei Deutschen saßen noch zwei Franzosen, vier Griechen und zwei Italiener zusammen, und im Nebencoupé schwatzten zwölf syrische Kaufleute ohne Aufhören. Ich glaubte mich nach Babylon versetzt — alle Sprachen der Welt schienen hier durcheinander zu schwirren.

Die Strecke, durch welche die Bahn geht, hat sehr wenig, was das Auge fesseln kann. Während der ersten Stunde lag zu unser Rechten fortwährend der große **Mareotis See**, auf welchem sich ungeheure Schaaren von wilden Enten, Gänsen, Flamingos und Pelikanen umhertummelten. Dann und wann erblickten wir am Horizont eine schöne Fata morgana in Gestalt von Landhäusern und Palmenhainen. Bei der Station **Kafr-leis** fuhren wir auf einer sehr elegant gebauten Brücke über den hier sehr breiten Nil und gelangten dann nach **Kafr-geyat**, wo eine halbe Stunde zur Einnahme von Erfrischungen gehalten wird. Für und Europäer war in einem theuern Gasthofe gesorgt; die Eingeborenen behalfen sich einfacher mit den von Fellachenkindern feilgehaltenen gebratenen Tauben und Orangen. Dazu nahmen sie einen herzhaften Schluck Nilwasser, das ihnen in sogenannten **Gullen** dargereicht wurde. Es sind dies Krüge aus porösem graugelben Thone, die mit Mastix ausgeräuchert werden, wodurch das Wasser einen angenehmen Geschmack erhält.

Gegen Abends hatt zehn Uhr langten wir in **Tanta** an. Da noch Niemand von uns in diesem Orte gewesen war, so geriethen wir gegenüber dem unermeßlichen Zeltlager, das sich vor unseren Blicken ausbreitete, in einige Verlegenheit. Wohin sollten wir uns wenden? Wir lenkten unsere Schritte nach der offenen Thür eines erleuchteten Hauses, aus dem uns der Klang arabischer Trommeln (**Darabukka**) und näselnder Gesang entgegen tönten. Hier wollte ich mich nach der europäischen Post erkundigen. Wir waren in eine griechische Kneipe oder **Hamara** der schmutzigsten Art gerathen. Rauch erfüllte das ganze Gemach, da ein Schornstein nicht vorhanden war und als solcher die Thüre dienen mußte. In der Mitte der Hamara unterhielten einige **Almehs** (Sängerinnen) die auf Holzbänken hingelagerten Araber mit ihrer Kunst und unterstützten sie weiblich im Trinken von Araki (Mastixbranntwein). Für ein „Baschschisch bekir" (großes Trinkgeld) erhielt ich einen Führer nach dem Posthause, das wir nach langem Suchen fanden, nachdem wir oft genug über Zeltpflöcke uns ausgelegt Stricke gefallen waren. Aber so oft wir auch über diese Gegenstände stolperten, so oft tönte uns aus dem Innern des Zeltes ein „Ja ahal abuk, in al Giuffak", „Verflucht sei dein Vater, verflucht sei dein Geschlecht", entgegen.

Von der Post ward ich nach dem fränkischen Kaffeehause gewiesen und ich war nicht wenig erstaunt, hier eine höchst bequem eingerichtete Restauration mit zwei Billards zu finden, in der uns wiener Bier köstlich mundete. Aber von Speisen war auch nicht das Geringste mehr aufzutreiben, und wenn wir nicht mit hungrigem Magen zu Bette gehen wollten, mußten wir unsern Fuß noch weiter setzen. Durch viele Zeltstraßen hindurch gelangten wir an eine griechische Delikatessenhandlung (**Bakkal**), in der wir alles Gewünschte fanden.

Mitternacht war schon vorüber und doch herrschte überall auf den Straßen Tanta's ein reges Leben. Mit Mühe mußten wir uns durch die dichten Haufen der Fellachen drängen, und saß aus jedem Hause schallten uns die Klänge der Darabukka entgegen. Wir konnten dem Drange nicht widerstehen, noch heute einer „**Fantasia**" beizuwohnen, und kehrten in einem helleuchtenden Hause ein.

In einem weiß getünchten Gemache von etwa 20 Fuß Länge und 10 bis 15 Fuß Breite, an beiden Wänden sich gemauerte, mit Matten überzogene Divans hinzogen, saßen in einer Ecke drei arabische Musikanten. Einer spielte die lange arabische Geige (Kemenge), der Andere eine Flöte, und der Dritte schlug das mit großen Blechstücken besetzte Tamburin. Zu diesen drei Musikanten gesellten sich vier Almehs. Eine begleitete auf der Darabukka, während zwei Andere den Gästen fortwährend Wermuth und Araki eingossen und umherreichten.

Die Vierte unterbricht und mit ihren Tanzkünsten. Ihr ganzer Körper bewegte sich zu dem Takte der Musik. Die wunderlichsten Bewegungen des Oberkörpers versetzten die vielen Goldmünzen, mit welchen dieser behangen war, in ein klapperndes und klingendes Gerassel, welches nur von dem Klappern der weit nach vornehin gehaltenen Castagnetten übertönt wurde. Die Tracht bestand aus einer nieblich gestickten **Jelek** oder **Anteri** und Unterhosen (**Schintijan**) vom schönsten Stoffe. Ein dünnes Musselintuch bedeckte die runde Brust, die Taille war an den Hüften frei. Der Allem bewunderte ich die Biegsamkeit des Oberkörpers, der aus dem Zittern, Ringen und Drehen nicht herauskam, während die Beine verhältnißmäßig ruhig blieben. Jeder Tanz begann mit einer Art Mienenspiel und dauerte etwa 10 Minuten, worauf die Schöne einen Teller nahm und einsammelte. Sie hielt eine reichliche Ernte, und die

Digitized by Google

langgedehnten Ausdrücke des Erstaunens aus dem Munde der Araber bewiesen, daß sie gefallen hatte. Viele dieser Almehs bringen es zu einigem Vermögen. Die verschiedenen Goldmünzen, alte türkische Geschirrstücke und Medjidiehs, welche sie um den Hals tragen, repräsentieren ein kleines Kapital. Einzelne hatten bis zu 6000 Franes an Werth um den Hals hängen. An den Armen haben sie schwere goldene Drahtarmbänder, deren Enden breit geschlagen sind.

So wie es in diesem Hause aussah, so in den meisten anderen von Tanta. Ueberall Fantasia, überall Darabukkaklang, Tschibuk rauchende Araber und Almehs. Wir hatten viel zu sehen und kamen erst um 2 Uhr in unsere Wohnung. Aber wegen der entsetzlichen Menge Ungeziefers war es mir unmöglich, ein Auge zu schließen; dazu gesellte sich der Lärm und das Geräusch, welches die ganze Nacht von der Straße heraufklang. Streit und Zank nahmen kein Ende, und so war ich denn froh, als der Tag anbrach und ich vor einem großen mit Nilwasser gefüllten Troge meine Toilette vollenden konnte. Auf europäische Bequemlichkeit muß man freilich auf der Messe von Tanta verzichten.

Ich trat meinen Gang durch die Bazars an. Der Weg zur Stadt vom Kaffeehause war etwa 1000 Schritt lang und zu beiden Seiten mit kleinen Zelten besetzt, die aus schmutziger, zerfetzter Leinwand aufgebaut waren, und in denen ärmere Handelsleute allerlei Kleinigkeiten feil boten; deutsche Erzeugnisse fehlten darunter auch nicht, und der Rüruberger Tand, kleine Taschenspiegel, Messerchen und Glasperlen erinnerten mich an die Jahrmarktsbuden der Heimath. Dann folgten mehr orientalische Produkte. Da saß ein Mann, der mit getrockneten Pistazienkernen (Lübbe) handelte; dort umschwärmten laufende von Fliegen die in Körbe zusammengepreßten Datteln (Temr), die ein schmutziger Eingeborener uns anpries. Große Wolken Staub, die durch das heftige Auf- und Abwandern der ungeheuren Menschenmenge aufgezagt wurden, lagerten sich auf diesen Eßwaaren ab. Dazu die brennende Sonnenhitze, die schweißige Ausdünstung der schmutzigen Araber und der entsetzliche Geruch der getrockneten Nilfische, die in großen Körben aufgehäuft waren. Die Atmosphäre war deshalb verpestet, daß wir nur flüchtige Beobachtungen anstellten und im schnellen Laufe durch die Zeltreihen und Buiken hindurchrannten.

Wir gelangten nun in den Bazar der reicheren Handelsleute, in welchem die verschiedenen Waaren je in einer Straße verkauft werden. Zuerst erblickten wir die lange Reihe der Schuhsterläden, in denen tausende und tausende der rothen und gelben arabischen Schuhe verkauft wurden; dann folgte die Straße der Pfeifenrohrhändler, in der man die Auswahl hatte, vom einfachen Rohr, welches 50 bis 60 Para gilt, bis zum prächtigen, seidenübergogenen und mit Golddraht umwickelten Jasmirohr im Preise von 500 bis 600 Piaster und mehr. Die Kistenhändler hatten in einer großen Okella, einer Art Hof, der mit Verkaufsbuden umgeben ist, ihren Sitz aufgeschlagen. Es war eine Freude, alle die netten roth und grün lackirten mit gelben Verzierungen überladenen Kistchen anzusehen. Weiter zur Okella der Riemer und Sattelhändler, wo neben dem einfachen Eselsattel die schönsten sammetnen Pferdesättel mit goldenen Quasten und silbernen Ketten lagen. Oft wurde das Auge von all' der orientalischen Pracht förmlich geblendet, manchmal aber auch von den überreichen geschmacklosen Goldüberladungen abgestoßen.

Im Okellet Standrayeh hielten die Kaufleute aus Alexandrien ihre Waare feil. Hier traf ich Bekannte und mit jedem mußte ich einen Tschibuk rauchen und einen „Fingan Gahwa", ein Porzellantäßchen Kaffee, trinken. Die Alexandriner handeln meist mit Manufakturen, und in ihren Läden trifft man Tuche und die schönsten hyoner Seidenwaaren. Namentlich finden die golddurchwirkten Seidenstoffe reichen Absatz unter den Fellachen, die, theilweise durch den plötzlichen Aufschlag der Baumwollenpreise reich geworden, nun ihr Geld in Seidenwaaren, Kurzwaarenschaften und Sklavinnen anlegen. Ein befreundeter Araber erzählte mir, daß einzelne Fellachen sich auf diese Weise bis zu 30 und 40 Sklavinnen (garia) gekauft hätten, und daß besonders die weißen türkischen (georgischen und tscherkessischen) Mädchen zu hohen Preisen Abgang gefunden hätten. Leider kam ich nicht dazu, dem Sklavenverkaufe beizuwohnen. Trotz aller Verbote wird dieser Handel noch immer ziemlich stark und offen betrieben, da gerade die höheren Beamten Sklaven halten und gern ein Auge bei der Sache zudrücken.

Wir erkauften uns das Anschauen all' dieser Dinge buchstäblich im Schweiße unsers Angesichts. Trotz unserer Sonnenschirme erschien uns die Hitze unerträglich, denn das Thermometer zeigte 36 bis 38° R. im Schatten! Durch glühendheißen Sand, mächtige Staubwolken und Schwärme zudringlicher Fliegen mußten wir uns den Weg bahnen. Wir waren froh, als wir wieder den Bahnhof erreicht hatten.

Einige tausend Fellachen lagen längs des Schienenweges in der glühenden Sonne, ohne Sonnenschirme, viele ohne jede Kopfbedeckung und warteten auf den Zug. Es waren schmierige Menschen, bei deren bloßem Anblick mich Ekel überkam. Auf dem Leibe trugen sie einen bis an die Knöchel reichenden vorne an der Brust bis zum Gürtel offenen Kittel aus braungefärbtem Kamelhaarstoff. Diese Kittel scheinen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden zu sein — denn durch aufgesetzte Flicken, wozu der erste beste Lappen dient, erhalten sie ein mosaikartiges, höchst altertümliches Ansehen. Von der ursprünglichen Farbe ist nur noch wenig zu erkennen. Auf dem Kopfe sitzt — wenn sie überhaupt Kopfbedeckung tragen — eine hohe braune oder einmal weiß gewesene Mütze (Libbe) aus Kamelhaarfilz. Andere tragen nur einfache weiße Baumwollenmützchen (Takijeh).

Wir war die Hitze im Freien zu groß. Ich trat in das Eisenbahnbureau, wo ein Effendi an einem rohen Holzpulte schrieb; ein anderer saß auf einem Divan und rauchte. Mit einem höflichen „Salem alekum" setzte ich mich mit untergeschlagenen Beinen neben ihn, drehte meine Papiercigarre und hielt eine Art von „Kef", orientalischer Siesta.

Da trat ein Araber herein und meldete dem Effendi, daß draußen „wieder" Einer gestorben sei. Der Effendi nickte einfach mit dem Kopfe und befahl den Körper fortzuschaffen. Ich war erstaunt darüber, und auf meine zudringliche Frage, woran der Mann gestorben sei, gab mir der Beamte, dem so etwas sehr alltäglich zu sein schien, die kurze Antwort: „Min allah" — von Gott! Erst allmälig konnte ich mir erklären, daß die armen Menschen am Sonnenstich gestorben waren.

Unter diesen Eindrücken fuhr ich nach Alexandria zurück.

Digitized by Google

Lyells Eröffnungsrede der britischen Naturforscherversammlung zu Bath.

Am 14. September ward zu Bath die „british association for the advancement of Science“ von dem Präsidenten Sir Charles Lyell mit einer Rede eröffnet, die in staunenswerther Weise die neuen Resultate der Wissenschaft uns vorlegt und von der Roderich Murchison sagte, daß sie die beste aller Eröffnungsreden sei, die je in der britisch Association gehalten wurden. Im Folgenden geben wir den wesentlichen Inhalt nach dem stenographischen Berichte.

Die durch ihre heilkräftigen Wirkungen weitberühmten Thermen und Mineralwässer von Bath sind es, denen diese Stadt ihren Ursprung verdankt und die das Auge des Naturforschers hierherziehen. Die Menge und die Temperatur, mit welcher diese Wässer dem Erdboden entquillen, stehen in England ohne Beispiel da und auch auf dem Continente erscheinen sie ohne Parallele, wenn man bedenkt, wie weit sie von dem Sitze heftiger Erdbeben oder activer Vulkane entfernt liegen. Der Ort, an dem sie aus dem Boden hervorbrechen, war, als die Römer landeten, ein einsamer und wüster Fleck, doch in einigen Jahren stand hier schon eine der Hauptstädte der neu eroberten Provinz. An der Stelle der heißen Quellen dehnte sich ein großer Morast aus, von dem weiße Dampfwolken in die Luft stiegen, und gerade da baute man einen geräumigen Badesaal in sehr geschmackvoller Weise auf. Säulen, Pfeiler, Verzierungen aller Art und Mosaikpflaster schmückten das neue Haus. Neben dem Badehause erhob sich ein Minervatempel, von dem noch heute einige Statuen und Altäre mit Inschriften im Museum von Bath gezeigt werden. Die Kasernen der Legionen und Wohnhäuser neuer Ansiedler schlossen sich an, und eine feste Mauer, deren Fundamente noch vorhanden sind, friedigte das Ganze ein. Eine dicke Schicht von Erde und Schutt trennt nun in einer Mächtigkeit von 10 bis 20 Fuß den Boden der alten Aquae solis von dem der heutigen Stadt. Bei Nachgrabungen findet man in dieser aus verschiedenartigen Substanzen zusammengesetzten Schicht zunächst Münzen und Särge aus der angelsächsischen Periode und noch weiter unten, bei 12 und 15 Fuß Tiefe, entdeckt man römische Münzen aus der Zeit des Kaisers Claudius bis zu der des Maximus im fünften Jahrhundert. Und unter dem Ganzen zieht sich ein häufiges Mosaikpflaster hin, das uns in seinen ursprünglichen Farben noch entzegen leuchtet und beim Vergleich mit unserm heutigen Pflaster entschieden als das bessere erscheint. An den Abhängen und auf den Höhen der Hügel standen römische Villen, deren Vorhandensein die Alterthumsforscher nachgewiesen haben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man in der Umgebung von Bath auf so viele Zeichen früherer Größe stößt, da wo beinahe durch fünf Jahrhunderte die kaiserlich römischen Truppen und die Kolonisten jenes hoch civilisirten Volkes wohnten.

Ein früherer Präsident der britisch Association hat nachgewiesen, daß fast alle heißen Quellen Europa's, wie die von Aachen, Baden-Baden, Neapel, in der Auvergne und in den Pyrenäen seit den Zeiten der Römer ihre Temperatur nicht vermindert haben. Diese gleichmäßige Wärme haben manche über 2000 Jahre bewahrt; auch ihre Wassermenge hat nicht abgenommen, da sie nicht, wie bei gewöhnlichen Quellen, durch die Einflüsse der Jahreszeiten verändert wird. Eben so wenig haben sich aber auch ihre aufgelösten mineralischen Bestandtheile in qualitativer und quantitativer Hinsicht verändert, und diese staunenswerthe Gleichheit der Zusammensetzung führt uns ganz naturgemäß dazu, über den Ursprung der Wärme und Mineralbestandtheile dieser Quellen weiter nachzuforschen. Wie lange besteht diese unveränderte Gleichmäßigkeit schon? Sind diese Quellen wirklich alt gegenüber der Erdgeschichte oder sind sie, wie der Lauf unserer Flüsse und die gegenwärtige Gestalt der Hügel und Thäler, nur vergleichsweise alt, wenn wir sie neben den kurzen uns bekannten Zeitraum menschlicher Geschichte halten? Gleichen sie nicht dem Besuv und Aetna, die im Laufe von zwei Jahrtausenden sich durch neue Lavaströme und Aschenregen vergrößerten? Und wenn wir auch annehmen können, daß diese zehntausende von Jahren alt sind, so entstanden sie doch in einer Zeit, in welcher das Mittelmeer bereits von denselben Schalthieren bewohnt war, die wir noch heute darin lebend vorfinden. Gegenüber den ungeheuren Zeiträumen der Geologie sind diese Vulkane von gestern.

Ungeachtet der großen Gleichmäßigkeit im Charakter der heißen Quellen kennen wir doch einige Beispiele, daß in historischer Zeit Aenderungen in ihnen vorkamen. Während heftiger Erdbeben wurden die unterirdischen Zuflüsse der Quellen gehört und die Gestalt der Ritzen und Spalten, durch welche sie hervorquellen, verändert. So änderte sich während des großen Erdbebens in Lissabon im Jahre 1755 die Temperatur der Königinquelle zu Bagnères de Luchon in den Pyrenäen plötzlich von 24° C. in 50° C. und blieb auch bei dieser Temperatur. Eben so ist es bekannt, daß die heißen Quellen von Bagnères de Bigerre, in demselben Gebirge, während des Erdbebens von 1660 plötzlich kalt wurden.

Man hat nachgewiesen, daß die Thermen der Pyrenäen, Alpen und anderer Gegenden Lings der Aufrisse und Falten dieser Gebirge liegen. Aehnliche Veränderungspunkte in der festen Erdkruste betrachtet man als die Orte, wo thätige und erloschene Vulkane Ausbrüche hatten, die oft durch die großen Risse in ihrer Lage bestimmt werden. Eine andere Verbindung der Vulkane mit den heißen Quellen kann in dem häufigen Vorkommen der letzteren in den Ländern gefunden werden, wo Erdbeben an der Tagesordnung sind. Je mehr wir uns aber von den großen Centren der Feuerthätigkeit entfernen, um so mehr nehmen die heißen Quellen ab; sie sind von Bedeutung in den Ländern, wie in Mittelfrankreich und an der Eifel, wo vulkanische Kegel und Krater mit Lavaströmen stehen, die aber seit Kurzem erloschen sind. Ausnahmen von dieser Regel finden wir in einigen Theilen der Alpen und Pyrenäen, die durch verhältnißmäßig neue Erdbeben erschüttert wurden.

Wir können auch das Wasser der heißen Quellen mit den massigen Dampfwolken vergleichen, die oft tage- und wochenlang den Kratern während der Eruptionen entsteigen. Aber ein Unterschied zwischen den Vulkanen und Thermen scheint doch zu bestehen, denn wo finden wir bei den letzteren die Gewalt, welche Schlacken und Lavaströme aus dem Erdinnern entreißen? Aber die Menge der durch heiße Quellen aus dem Innern auf die Erdoberfläche entführten festen Bestandtheile und Gase ist bedeutender, als man sich gewöhnlich vorstellt. Die Quellen von Bath sind gerade nicht durch einen bedeutenden Gehalt von festen Stoffen berühmt, und doch hat Professor Ramsay berechnet, daß, wenn man alle den schwefelsauren Kalk, das schwefelsaure Natron, das Chlornatrium, Chlormagnesium und die anderen Mineralsubstanzen, welche sie aufgelöst enthalten, und die von ihnen nur während eines Jahres aus dem Erdinnern entführt werden, daß, wenn man aus diesen sich eine feste Säule

Digitized by Google

denkt, dieselbe bei neun Fuß Durchmesser 140 Fuß Höhe haben würde! Jetzt aber führt das Wasser sie im klaren, aufgelösten Zustande dem Ozean zu, der sie weiter zum Meere hinleitet — würden sie aber, wie die tiefeligen Lager am Geyser in Island, um die Quellenöffnung herum abgelagert bleiben, so würde sich ein konischer Hügel mit einem Krater in der Mitte bilden.

Dr. Daubeny, welcher die Thermen von Bath im Jahre 1833 untersuchte, fand, daß die tägliche Ausflossung von Stickstoff 250 Kubikfuß betrug. Dieses Gas wird nicht allein von heißen Quellen, sondern auch von den in Thätigkeit befindlichen Vulkanen ausgeathmet. Dr. Daubeny vermuthet, daß dieser Stickstoff aus der atmosphärischen Luft stamme, welche vom Regenwasser aufgelöst und mit diesem durch die Erdkruste tief ins Innere mitgeführt wurde. Dort wurde die Luft durch die große Hitze einem desoxydirenden Prozesse unterworfen, der Stickstoff ward frei und durch die Gewalt der Hitze und des Dampfes oder durch hydrostatischen Druck nach oben getrieben. Diese Theorie ist ziemlich allgemein angenommen worden, da sie am besten das constante Austreten großer Stickstoffmengen erklärte, selbst da, wo die Gebirge, durch welche die Quellen kommen, feuerplutonischer Natur und versteinerungsleer sind. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, was Professor Gustav Bischoff nachgewiesen hat, daß nämlich auch von organischen Substanzen große Massen Stickstoff ausgehaucht werden können.

Auch die Kohlensäure gehört zu den von den Bathquellen ausgeströmten Gasen. Bischoff hat in seiner werthvollen „chemischen und physikalischen Geologie“ nachgewiesen, wie die Kohlensäure-Exhalationen überall vorkommen, daß sie aus sehr großer Tiefe stammen und immer häufiger werden, je tiefer wir eindringen. Er hat ferner beobachtet, daß die Silicate, welche einen so bedeutenden Antheil an der Zusammensetzung der ältesten Gesteine haben, allmälig zersetzt werden, wenn sie in fortwährender Berührung mit der Kohlensäure bleiben, und daß die neuen hierdurch entstehenden Verbindungen einen größern Raum als die alten einnehmen müssen. Diese Massenvermehrung, sagt Bischoff, kann die Ursache von Kraftäußerungen werden, welche die Kruste der Erde mit ihrem Drucke heben, und kann eben so die Zusammendrückung und Verschiebung von Schichten bewirken, welche zu beiden Seiten der von der Kohlensäure umgebenen Masse liegen. Diese Erwägungen des berühmten deutschen Chemikers verdienen im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Geologen, da durch sie der Schlüssel zu den Bodenschwankungen, Hebungen und Senkungen gefunden wird, die in so großem Maßstabe in verschiedenen Perioden vorkamen.

Gewiß gibt es mehrere Ursachen der verschiedenen senkrechten und wagrechten Bewegungen; aber ich glaube, die Ausdehnung und Zusammenziehung fester Gesteine, wenn sie abwechselnd heiß und kalt werden, und die Lösung und darauf folgende Wiederabsetzung der Mineralmassen wird nach wie vor als Hauptursache der Bewegungen angesehen werden müssen.

Die Temperatur der Quellen von Bath wechselt zwischen 47° C. und 49° C. Dies ist in Anbetracht ihrer Entfernung von Vulkanen und Sitzen fortwährender Erdbeben ein hoher Wärmegrad. Die Quellen von Aachen sind noch heißer, nämlich 57° C., aber sie liegen nur 10 Meilen von der vulkanischen Eifel entfernt; Bath dagegen 100 Meilen von dieser und 110 Meilen von der Auvergne, die gleich der Eifel in verhältnißmäßig neuer Zeit erst (doch noch in vorhistorischer) ihre vulkanische Thätigkeit einstellte. Als diese beiden Gegenden Frankreichs und Deutschlands heftigen vulkanischen Zuckungen unterlagen, war England auch von Erdstößen mehr heimgesucht als jetzt, und die Stöße, welche im October 1863 Herefordshire erschütterten, können nur als ein geringes Abbild der alten Erdbeben gelten.

Wenn man die geologische Karte der Umgebung von Bath ansieht, so müssen darauf die vielen eingezeichneten Falten und Gesteinsverwerfungen auffallen, deren eine allein in senkrechter Richtung 200 Fuß beträgt. Ich glaube deshalb behaupten zu dürfen, daß auch die Quellen von Bath, wie viele andere Thermen, eine große Umwälzung und Verschiebung der Erdkruste in nicht sehr weit entfernter Zeit anzeigen. Der obere Theil des Risses, durch den das heiße Wasser strömt, besteht aus 300 Fuß dicken Lias- und Triaslagern, während der untere durch die viel ältere Steinkohlenformation geht. Diese Verhältnisse entdeckte W. Smith, als im Jahre 1817 ein Schacht abgeteuft wurde.

Was nun die Mineralbestandtheile der Bathquellen angeht, so mögen die Wasser, durch welche die Thermen gebildet werden, bei ihrem Niedersickern durch die Risse und porösen Felsen den schwefelsauren Kalk, das Chlorcalcium ꝛc. aus dem Gyps, Salz, den Kalken und anderen Bestandtheilen der Gebirge aufgenommen haben. Der größere Theil dieser Mineralbestandtheile kommt auch im Seewasser vor und ließe auf einen maritimen Ursprung der Quellen schließen. Aber die Analysen von Merck und Galloway zeigen, daß das Verhältniß der festen Bestandtheile zu einander ein ganz anderes als das derjenigen des Seewassers ist, denn eine Gallone Bathwasser enthält 14 Gran Chlormagnesium und 14 Gran gewöhnliches Salz, während eine Gallone Seewasser nur 4 Gran Chlormagnesium auf 27 Gran Salz enthält. Daß aber wirklich einige Quellen ihr Wasser aus dem unterschöpflichen Becken des Oceans erhalten, ist auch wahr.

Die neuesten Analysen der Quellen von Bath durch Professor Roscoe haben noch das Vorhandensein von Kupfer, Strontium und Lithium nachgewiesen. Aber die neuen Metalle Caesium und Rubidium wurden vergeblich gesucht. Die großartige Entdeckung der Spectralanalyse durch die heidelberger Professoren Bunsen und Kirchhoff führte zur Auffindung der beiden genannten Elemente; auf demselben Weg fand 1861 der Engländer Crookes das Thallium und später Dr. Richter in Freiburg das Indium.

Es ist nicht unmöglich, daß die große Heilkraft verschiedener Mineralquellen, welche durch künstlich bereitete Wässer nicht ersetzt werden konnten, von der Gegenwart dieser bisher unbekannten Stoffe abhängt; in größerer Menge dargestellt, könnten diese Stoffe dann als wirksame Heilmittel gegen Krankheiten dienen, die bisher von den Aerzten nicht kurirt werden konnten.

Viel Aufsehen macht die Entdeckung einer Quelle von demselben Wärmegrade wie die zu Bath in der Tiefe einer Kupfergrube zu Red-Ruth in Cornwall. Diese Therme enthält beinahe viermal so viel feste Stoffe, als die von Bath, darunter wenig Gyps und fast keine Magnesiasalze. Aber das Caesium, welches man man bisher in den Mineralquellen Englands vergeblich suchte, kommt darin vor; besonders charakteristisch ist aber die große Menge von Lithium, welche die Analyse des Professor Müller darin nachwies, und die allein den 26. Theil der gesammten festen Bestandtheile einnimmt. Das Lithium ward 1817 zuerst von Arvedson im Petalit aufgefunden. Man hielt es für sehr selten, bis 1860 Kirchhoff und Bunsen mit ihrer Spectralanalyse zeigten, daß es zu den gemeinsten Körpern gehöre, daß es in fast allen Mineralwassern, in dem Meere, der Milch, dem menschlichen Blute und in einigen Pflanzenaschen vorkomme. Es ist nun schon in der Medicin angewandt worden.

Die fast gänzliche Abwesenheit der Magnesiasalze in der Quelle von Red-Ruth leitet zu der Vermuthung, daß diese dem Meerbeswasser ihre Entstehung verdankt, oder wir müssen annehmen, daß das Magnesium zurückbleib und mit den durch die heißen Wässer zersetzten Gesteinen eine Verbindung eingieng. Die beiden Quellen führen meistens alkalische und andere leicht lösliche Salze und sind gewöhnlich frei von Schwermetallen wie

Digitized by Google

Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Platina ꝛc. Und trotzdem liegt es nahe, auf Beziehungen zwischen den Thermen und dem Ausfüllen von Felsenspalten mit Erzen zu schließen. Die Metalle, welche diese Erze zusammensetzen, mögen Anfangs im Zustande der Verflüchtigung oder der Lösung in intensiv heißem Wasser aus dem Innern aufsteigen und dann an den Wänden der Rißen niedergeschlagen oder abgesetzt werden. So läßt die Quelle Alles außer den Alkalien, der Kieselsäure, den Gasen ꝛc. zurück, ehe sie die Erdoberfläche erreicht. Gibt man diese Theorie zu, so folgt daraus, daß die Hauptergänge, die tausende von Klaftern tief liegen, nie von den Bergleuten erreicht werden können, wenn sie nicht durch eine Reihe von Erdrevolutionen gehoben werden. Jahrhunderte, bevor diese Aenderungen vollendet waren, hatten die Thermen aufgehört zu fließen, und so ist der Mangel der eigentlichen Metalle in den Quellen ein Beweis ihrer Verwandtschaft mit den metallführenden Erzgängen.

Aber es gibt noch andere Mysterien in Bezug auf die Struktur der Erdrinde, auf welche die Abwesenheit der schweren Metalle in den heißen Quellen Licht wirft — nämlich die Metamorphose der sedimentären Gesteine. Schichten von verschiedenem Alter, die einst voll organischer Ueberreste waren, sind theilweise oder ganz krystallinisch geworden. Weil hat man angenommen, daß diese Umwandlung durch Einwirkung der Hitze geschah, und daß, wenn sie vollendet war, jede Spur der in die Schichten eingebetteten Versteinerungen verloren ging. Aber da Bergmassen von vielen Meilen Länge und Breite und tausenden von Fuß hoch dieser Veränderung unterworfen waren, so hat man immer nur schwer eine Erklärung dafür gefunden, wie die Hitze fähig sein könne, so große Veränderungen hervorzubringen und jede Spur von Schichtung oder Vorhandensein von Versteinerungen zu vernichten. Die verschiedenartigsten Versuche haben zu dem Schlusse geführt, daß die Mineralien, welche besonders in den metamorphosirten Gesteinen vorkommen, nicht auf trockenem Wege oder im Zustande der Verdampfung auskrystallisirten, sondern daß sie aus flüssigen Lösungen im nassen Zustande entstanden und somit weniger Hitze brauchten. Heiße Quellen, die Kohlensäure oder Säuredampferstoffsäure enthalten, wirken namentlich sehr heftig auf die Felsarten, welche sie durchfließen. Wenn deßhalb große Wassermengen Berge von großer Tiefe im heißen Zustande durchziehen, so können sie im Verlauf der Zeit in ihnen eine krystallinische Struktur hervorbringen, und in besonderen Fällen können tiefer liegende, ältere Schichten unverändert bleiben und ihre Versteinerungen beibehalten, während jüngere, höher liegende metamorphosirt werden.

Die große Wirkung solcher hydrothermischen Kräfte ist erst jüngst durch die Versuche und Beobachtungen von Scharmont, Daubrée, Delesse, Scheerer, Sorby u. A. dargethan worden. Die Veränderungen, welche die alcalischen Wässer von Plombières in den Bogesen hervorbrachten, sind namentlich sehr belehrend. Diese Thermen haben eine Temperatur von 71° C.; schon die Römer benutzten sie und führten sie durch lange Wasserleitungen in Bäder. Die Grundmauerungen ihrer Werke bestanden aus Kalkstein, Sandstein und Ziegelbruchstücken. Jahrhunderte lang wurden diese von den heißen Wassern durchflossen, und dadurch entstanden auf künstlichem Wege viele Mineralien, namentlich Zeolite, besonders Apophyllit und Chabasit; dann Kalkspath, Arragonit und Flußspath, ferner kieselige Mineralien wie Opal, die sämmtlich in den Rißen zwischen den Ziegeln und dem Mörtel aufgefunden wurden.

Das nähere Studium der Bestandtheile des Granites hat gleichfalls zu dem Schlusse geführt, daß ihre Erstarrung durchaus nicht bei einem so hohen Hitzegrade erfolgte, als früher angenommen wurde. Gustav Rose hat das spezifische Gewicht des Quarzes im Granit auf 2,6 bestimmt, welches die aus Flüssigkeiten abgesetzte Kieselsäure charakterisirt. Aber einige Geologen, welche in der jüngsten Zeit auf die große Rolle, welche das Wasser bei der Bildung der Bestandtheile des Granites spielt, aufmerksam wurden, waren zu sehr geneigt, in Bezug auf die Entstehung der krystallinischen und ungeschichteten Gesteine einen zu hohen Hitzegrad anzunehmen. Da das Wasser in den thonerdehaltigen und einigen anderen Mineralien in großer Menge vorhanden ist und deßhalb einen bedeutenden Antheil an der Bildung unserer Erdkruste hat, so folgt daraus, daß, wenn die Gesteine geschmolzen sind, Silikate vorhanden sein muß, ganz unabhängig von dem Regenwasser und Seewasser, welches seinen Weg nach dem Sitz der innern Erdhitze findet. Aber das Vorhandensein von Wasser unter großem Drucke ist kein Beweis gegen unsere Annahme, daß die Masse, mit der es sich vermischt, in dem Zustande einer sehr hohen Temperatur sich befinde. Noch weniger gewährt der Ablöhlungsprunkt, bis zu welchem die schmelzende Masse gelangen mußte, ehe sie zu Lava oder Granit verdichtet wurde, irgend einen Beweis gegen den Hitzegrad, den dieselbe Masse brauchte, ehe sie zum Schmelzen kam.

Bunsens Versuche am großen Geyser in Island haben dargethan, daß bei 74 Fuß Tiefe am Grunde der großen Röhre eine Wassersäule von 120° C. sich im Zustande der Ruhe befindet. Wie groß muß dann die Wärme dieses Wassers bei einigen tausend Fuß Tiefe sein? Es muß bald unter dem Drucke eine Weißglühhitze erreichen! Und diejenigen, welche, wie ich, im Jahre 1858 die Lava am südwestlichen Theile des Vesuvs herabströmen sahen, weiß und glühend wie die Sonne, und die die versengende Hitze derselben fühlten, werden sich gewiß eine Vorstellung von der ungeheuren Wärme machen können, welche diese Lava am Boden einer meilenhohen Säule hat, die mit einem Becken von geschmolzener Materie im Zusammenhang steht, das, wenn es auf einmal abgekühlt werden sollte und keinen weiteren Hitzezufluß hätte, gewiß zu dieser Abkühlung allein die Zeit einer geologischen Periode brauchte.

Heiße Quellen sind sichertlich mit die besten Mittel einer langsamen Abkühlung, sie enthühren der geschmolzenen unterirdischen Masse die Hitze, welche große Dampfwolken in latenter Form auch aus den Kratern der Vulcane entfernen. Aber die wahre Natur der chemischen Veränderungen, welche durch das Wasser und die Hitze im Erdinnern hervorgebracht werden, wird noch lange unserm Auge verschleiert bleiben, da wir nicht zum Sitze dieser Veränderungen vordringen können. Jedoch die Art, wie die Vulkane ihren Wirkungsplatz während langer geologischer Perioden verändert haben, indem sie bald an neuen Orten ausbrachen, an alten erloschen, kann vielleicht dazu dienen, die Zunahme der Hitze nach dem Erdinnern zu erklären, ohne daß wir einen Centralsitz für die Wärme im Kern unsers Planeten annehmen.

Ich wies im Anfang dieser Rede darauf hin, daß die Thermen von Bath wahrscheinlich, vom geologischen Standpunkte genommen, nicht sehr alt seien; positive Beweise liegen hierfür freilich nicht vor, aber ich schließe es aus den großartigen Veränderungen, denen die Umgebung von Bath unterworfen war, seit der Zeit, als die britischen Seen und Flüsse von Testaceen bewohnt waren. Schon vor einem Viertel Jahrhundert sprach Roderich Murchison von der Malvern Straße, welche Wales von England trennte. Daß sich wirklich eine solche Meerenge zwischen den Mündungen des Dee und Severn ausdehnte, ist kürzlich durch die Auffindung von Muschelschalen lebender Species auf der Wasserscheide beider Flüsse bestätigt worden. Zur Zeit, als jene Muscheln lebten, bildeten die Gotswold Hügel, an deren Fuß Bath liegt, eine der vielen Inseln, aus denen damals Großbritannien bestand. So viel wir wissen, findet sich nirgends ein so schlagendes Beispiel der Hebung, wie in Wales. Am Moel Trysarn Hügel, nicht fern vom Snowdon, fand man im Drift 54 fossile Schalthiere, die alle noch

Digitized by Google

in den britischen Meeren oder weiter nördlich leben; ei davon sind ausschließlich arktisch. Die ganze Fauna weist auf ein viel kälteres Klima jener Gegend hin, als heute dort herrscht, doch nicht so kalt, als es die Zunahme der Bäbrelt von Schnellland anzeigt. Die erwähnten Schaltiere wurden in einer Höhe von 1360 Fuß gefunden und beweisen somit eine Hebung des Bodens bis zu diesem Grade.

Ein großer Theil der sogenannten Eiszeit war bereits vorübergegangen, ehe jene Muscheln am Moel Tryfaen abgelagert wurden, wie sich aus der geglätteten und gestreiften Oberfläche der Felsen beweisen läßt, auf welchen die Drift mit den Schalthierresten ruht. Auch kommen gerigte und gleichsam polirte erratische Granitblöcke unter derselben vor. Das Vorhandensein einer Zeit großer Kälte in England und Nordamerika in der erwähnten Epoche wird nun von den Geologen allgemein anerkannt. Eine der Ursachen der Eiszeit, die vor elf Jahren von einem berühmten schweizer Geologen zuerst erkannt wurde, hat nicht die verdiente Aufmerksamkeit erregt. Als ich selbst im Jahre 1833 die Theorie aufstellte, daß Umänderungen in der physikalischen Geographie die Ursachen von klimatischen Revolutionen auf der Erdoberfläche gewesen sein könnten, wurde mir eingeworfen, daß Hebungen und Senkungen von localer Natur wären, als daß sie auf einen allgemeinen Temperaturwechsel Einfluß haben könnten. Aber je mehr wir die Denkmäler untersuchen, welche der historischen Zeit vorangingen, um so mehr werden wir von der allgemeinen Veränderung überzeugt, die in Bezug auf die Lage, Tiefe und Höhe der See, Continente und Bergketten seit dem Beginn der Eiszeit vor sich ging. Auch die Meteorologen haben sich in den letzten Jahren davon überzeugt, daß die Menge von Eis und Schnee in gewissen Breiten nicht allein von der Höhe der Bergketten abhängt, sondern auch von der Vertheilung von Land und Meer rund um dieselben.

Schon 1852 meinte Escher von der Linth, daß, wenn Ritters Ansicht richtig sei, daß die Sahara in der modernen oder nachertiären Zeit unter Wasser stand, diese Ueberfluthung die klimatischen Verhältnisse der Alpengletscher erkläre, und Venetz sowohl wie Charpentier stimmten ihm bei. Seitdem hat man neue Beweise für die einstige Ueberfluthung der Sahara aufgefunden. Escher selbst kehrte vor Kurzem aus dem östlichen Theil der algierischen Wüste zurück, wohin ihn Desor aus Neuenburg und Professor Martins von Montpellier begleitet hatten. Diese drei erfahrenen Geologen überzeugten sich an Ort und Stelle davon, daß die Sahara noch in der Zeit der lebenden Testaceen vom Wasser überfluthet war. Schon 1856 hatte der Franzose Karl Laurent gezeigt, daß der Sand, welcher an den Ufern des Mittelmeers vorkomme, identisch mit dem sei, welcher sich über einen weiten Raum von Ost nach West durch die Sahara hinziehe, und daß man darin, wie artesische Bohrungen nachgewiesen haben, selbst bei einer Tiefe von 20 Fuß die gemeine Herzmuschel (Cardium edule) vorfinde. Diese heute noch lebende Muschel hat man auf Höhen von 900 Fuß und in Tiefen von 300 Fuß aufgefunden; denn sowohl in Afrika als im westlichen Asien finden wir Senkungen des Landes, die tief unter den Meeresspiegel hinabgehen. Dieselbe Muschel ward in verschiedenen Salzseen der Sahara noch lebend angetroffen.

Durch Verdampfung ausgetrocknete Seen im Gebiete der Sahara gedenken keineswegs zu den Seltenheiten. So fand Tristram während seiner Reisen an den Südgrenzen der französischen Besitzungen in Afrika im Jahre 1859 lange Linien von Inlandbrecklippen, mit Höhlen an ihrem Grunde und alte Seebuchten, die Terrassen bildeten, auf denen die Schalreste lebender Weichthiere zusammen mit Sand und Kieseln in Gestalt eines Conglomerates vorkamen. Dieser alte See scheint sich einst vom Golf von Cabes in Tunis bis zur Westküste von Afrika im Norden von Senegambien erstreckt zu haben, und war hunderte von Meilen lang. Die Hochlande der Berberei, Marocco, Algier und Tunis, müssen zu jener Zeit vom übrigen Afrika getrennt gewesen sein. Alles, was bisher Geologen und Botaniker über die Fauna und Flora der ebenerwähnten Länder sagten, läßt sich damit in guten Zusammenhang bringen, denn diese scheinen mit Spanien, Sicilien und dem südlichen Italien einst im Zusammenhang gewesen zu sein.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß auch an den Küsten des Rothen Meeres, mehrere hundert Fuß über dem Seespiegel, Lager noch jetzt lebender Muscheln vorkommen. Auch von Aegypten wissen wir, daß es an den großen Bodenveränderungen seinen Antheil hatte. Dies erhellt schon aus den alten Flußterrassen, die die modernen Alluvialebenen des Nils umgürten, und die und von Adams und Murie beschrieben worden sind. Sie steigen in verschiedenen Höhen von 30 bis 100 Fuß auf.

Wo wir daher auch hinblicken, wir finden die Ansicht bestätigt, daß eine Karte Afrika's in der Eiszeit ebenso wenig der Karte von heute gleicht, wie unsere jetzigen Karten Europa's denen dieses Continents zur Eiszeit. Wenn daher, folgert Escher, die Sahara in der nachtertiären Zeit ein See war, so können wir uns erklären, warum die Alpengletscher so mächtige Verhältnisse annahmen und weshalb sie so große Moränen in Norditalien und den flachen Gegenden der Schweiz zurückließen. Bei den Schweizern geht die Sage, daß die Sonne ohne den Föhn den Schnee nicht schmelzen könne. Dieser Wind weht, nachdem er über den brennenden Sand Afrika's weggegangen ist, tagelang hintereinander über das Mittelmeer, dringt die Höhe der Sahara mit sich und schmilzt den Schnee der Apenninen und Alpen. Denzler, welcher Untersuchungen darüber anstellte, fand, daß ein Föhn in Algier am 17. Juli 1841 stuermartig auftrat und in sechs Stunden über das Mittelmeer nach Marseille gelangte. Bon dort war er in fünf Stunden in Genf und Wallis, wo er einen Wolkenbruch veranlaßte und dann in den Cantonen Zürich und Graubünden die Blätter vieler Bäume von Grün in Gelb versengte. Frisch gemähtes Gras war in wenigen Stunden trockenes Heu; denn wenn auch dieser Scirocco-Föhn aus dem Schnee der Alpen viel Feuchtigkeit aufnimmt, so ist er doch noch lange nicht damit gesättigt, wenn er am Nordfuß der Gebirgskette anlangt. Sowohl Escher, wie auch Denzler haben die Beobachtung gemacht, daß während des Föhns eine südliche Schicht Schnee in vier Stunden verschwand. Es ist also kein Wunder, daß man den Föhn wegen der Ueberschwemmungen, die er im Gefolge hat, fürchtet. Der Astronom Irscher beobachtete von seinem Observatorium in Neuenburg aus, wie die Schneegrenze an den Bergen sichtbar in die Höhe ging, während dieser Wind wehte. Sein Einfluß ist durchaus nicht nur auf den Sommer beschränkt, denn im Winter 1852 schmolz er zur Weihnachtszeit in der Umgebung von Zürich selbst auf den Bergrücken und an schattigen Orten allen Schnee fort. Ich selbst sah, wie im November 1828 aller Schnee vom Aetna verschwand, so daß ich den Gipfel besteigen konnte, zu dem ich sonst erst im Frühjahre gelangt wäre. Und diese Umänderung ward in 36 Stunden bewirkt.

Es ist allgemein bekannt, daß die Zahl der Tage, an welchen bestimmte Winde herrschen, in den verschiedenen Jahren verschieden ist. Schreiben den Jahren 1812 und 1820 wehte der Föhn in der Schweiz seltener als gewöhnlich. Und was war die Folge? Alle Gletscher nahmen an Größe zu und stiegen während dieser acht Jahre tiefer in die Thäler hinab. Andere Beispiele, wie sehr die Einbildungen mit dem Temperaturwechsel im Zusammenhange stehen, lassen sich noch in Menge aufführen. Den Kapitän Godwin Austen erschien kürzlich eine Beschreibung über die riesenhaften Gletscher des westlichen Himalaya, die zwischen 35° und 36° nördl. Br. im Quellengebiete des Indus liegen. Die höchsten Gipfel des Karakorumgebirges steigen dort bis 28,000 Fuß Höhe an. Dort

Digitized by Google

sind die Gletscher so weit herabgestiegen, daß sie bereits die kultivirten Länderein der Eingeborenen erreicht haben; in Folge dessen ist die mittlere Temperatur so gesunken, daß da, wo man sonst alljährlich zwei Ernten machte, jetzt nur noch eine erzielt wird. Wenn man solche Veränderungen in weniger als einem Jahrhundert beobachtet, ohne daß die physikalische Geographie sichtbaren Veränderungen unterworfen war, wie viel mehr mag dann eine Ueberfluthung der Sahara auf die Größe der Alpengletscher eingewirkt haben. Wenn zwischen den Jahren 1812 und 1820 blos dadurch, daß der Föhn weniger blies, schon die Gletscher sich vergrößerten, wie ganz anders müssen diese ausgesehen haben, als er gar nicht vorhanden war. Aber dies würde uns noch keinen Begriff von den Ereignissen der Eiszeit geben; denn wir dürfen nicht annehmen, daß jener Wind überhaupt fehlte; nur war sein Charakter wegen der verschiedenen oben beleuchteten geographischen Bedingungen ein anderer. Denn anstatt daß er jetzt über die zwischen dem 20. und 35.° nördl. Breite liegende brennende Sandwüste streicht, ging er damals über einen See, aus dem er Feuchtigkeit aufnahm; über dem Mittelmeer sättigte er sich noch mehr und wenn er dann die Alpen traf, so ging er in die höheren Schichten der Luft und schlitzte seine Feuchtigkeit auf die Berge als Schnee herab, so daß derselbe Wind, der jetzt als Eiswerfliger gilt, damals ein Eisnährer war.

Wenn wir so Eschers Theorie von der einstigen Größe der schweizer Gletscher annehmen, verwerfen wir keineswegs die Annahme Charpentiers, daß die Alpen in der Eisperiode 2000 bis 3000 Fuß höher als heute waren. Ein so bedeutender Unterschied in der Höhe kam auch der größeren Kälte zu statten, und erscheint eine so mächtige Oscillation um so wahrscheinlicher, seit wir die von Wales kennen.

Es kommt zu der Ueberfluthung der Sahara noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die größere Kälte in früherer Zeit erklärt, daß nämlich der Golfstrom früher einen andern Lauf hatte. Zur Zeit der Eisperiode hatten die Küsten von Nordamerika und Europa eine so entschieden andere Gestalt als heute, daß wir kaum glauben können, der Golfstrom habe damals dieselbe nordöstliche Richtung quer durch den Atlantischen Ocean gehabt wie jetzt. Wenn er eine andere Richtung gehabt hätte, so würde damals Schottland, nach Hopkins Berechnungen, eine bedeutend niedrigere Temperatur gehabt haben. Doch das sind noch nicht alle Ursachen, die einen Unterschied in dem ganzen physischen Zustande des Erdballs hervorbrachten. Wir erinnern nur daran, daß die Höhe und Menge des Landes in der Nähe des Nordpols damals wahrscheinlich größer war als jetzt.

Je mehr wir die geographischen Veränderungen der Eiszeit studiren und die Wanderungen der Thiere und Pflanzen, zu denen sie Veranlassung gaben, desto größer wird unsere Vorstellung von der Dauer jener Zeitperiode, die aber den gewöhnlichen Regeln der geologischen Klassifikation gegenüber nur kurz erscheint. Die Eiszeit war in der That nur eine kleine Episode in einer der großen Epochen der Erdgeschichte; denn die Bewohner von Land und Meer waren vor und nach der Eiszeit dieselben. Bis jetzt haben wir noch keinen sichern Beweis, daß der Mensch bereits zur Eiszeit auf der Erde existirte, aber unsere Nachforschungen über diesen Punkt stehen noch in den Kinderschuhen. Jedoch schon in einer sehr frühen Periode der postglacialen Zeit können wir die Existenz des Menschen mit Sicherheit nachweisen. Die Archäologen wissen, daß in Mitteleuropa das Alter der Bronzewaffen dem Einfall der Römer in die Schweiz vorausging, und den Pfahlbauten des Bronzezeitalters gingen wieder solche voraus, in denen nur Steinwaffen benutzt wurden. Die dänischen Küchenabfälle scheinen aus derselben Zeit zu stammen; was aber Lartet die „Rennthierperiode“ in Südfrankreich genannt hat, war gewiß älter und gehört einer kältern Zeit an. Noch älter sind die rohen Steingeräthschaften, die in der Fluß-Drift von Amiens und Abbeville gefunden wurden und in demselben Riesbette mit den Knochen ausgestorbener Rhinocerosse, Bären, Tiger und Hyänen vorkamen.

Zwischen dem gegenwärtigen Zeitalter und dem ersten Vorkommen von Menschenfuren sind Thäler aufgerissen und erweitert worden; unterirdische Flüsse, die durch Höhlen dahin strömten, haben ihren Lauf geändert, und viele wilde Thiere sind ausgestorben. Der Boden des Meeres ist aber in derselben Zeit an vielen Orten gehoben worden, oft viele hundert Fuß, und die Küstenlinien sind ganz andere geworden. Lartet und de Perneuil haben vor Kurzem fossile Zähne des afrikanischen Elephanten mit Feuersteingeräthschaften wie die von Amiens und Abbeville bei Madrid gefunden. Baron Anca hat nachgewiesen, daß derselbe Elephant Sicilien in der postpliocenen und wahrscheinlich auch in der menschlichen Zeit bewohnt hat. Es wäre somit dargethan, daß zugleich mit den Menschen drei Elephantenarten Europa bewohnten, nämlich das Mammuth und der Elephas antiquus, die beide ausgestorben sind, und der nun noch in Afrika lebende Elephant. In Bezug auf das Mammuth werden wohl Viele anderer Ansicht sein und glauben, daß es nicht schon tausende von Jahren vor unserer Zeit von der Erde verschwand, weil man sein Fleisch im Eis Sibiriens noch so wohl erhalten fand, daß es Bären, Hunden und Wölfen zur Nahrung diente. Als Middendorf im Jahre 1843 in dem gefrorenen Boden Sibiriens Nachgrabungen anstellte, kam er auf den in Eis eingebetteten Körper eines Mammuths, dessen Pupille noch im Museum zu Moskau aufbewahrt wird. Niemand wird leugnen, daß dieser Elephant tausende von Jahren in seiner Eisumhüllung gelegen hat und wenn er nicht berührt worden wäre, dort gelegen hätte, bis eine zweite Eisperiode über ihn weggegangen wäre.

Es liegt theilweise mit in unserer Erziehung, daß wir in Bezug auf die Chronologie der Erde und ihrer Bewohner in früheren Zeitepochen an eine sehr strenge Oekonomie gewöhnt und so in alten Traditionen befangen sind, daß wir selbst, wenn wir größere Zugeständnisse den Zeiträumen der Geologen machen wollen, fühlen, wie sauer uns dies wird. Ich will nur kurz zwei Dinge andeuten, über welche allmälig die Geologen anderer Ansicht geworden sind. Zunächst, ob eine fortgesetzte Reihenfolge von Ereignissen in der organischen und unorganischen Welt ohne Unterbrechung durch heftige und allgemeine Katastrophen stattfand und dann, ob wir eine klare Vorstellung von der Zeit erhalten können, die der Schöpfung organischer Wesen auf der Erde voranging. Ich bin all genug, um mich der Zeit erinnern zu können, in der die Geologen über beide Streitfragen in einer Weise verhandelten, die von der unsrigen sehr verschieden ist. Die Meinungen sind seit dem damaligen sehr abweichend. Was den ersten Punkt betrifft, so muß bemerkt werden, daß, obgleich der Glauben an plötzliche und allgemeine Erschütterungen an Boden verloren hat und es der Lehre von plötzlichen Uebergängen einer Art Thiere und Pflanzen in eine andere von verschiedenem Typus eben so geht, doch die ganze Reihe von Urkunden hierüber, die uns überkommen sind, mehr denn je fragmentarisch erscheinen. Man glaubt, daß sie vollkommen sind, weil viele Lücken ausgefüllt wurden und manches fehlende Glied zwischen den verschiedenen Stufen des Pflanzen- und Thierreichs aufgefunden wurde. Aber die Gesammtheit der Denkmäler, die wir entziffern wollen, erscheint viel lückenhafter als je. Ich meinestheils stimme mit Darwin überein, indem ich sie nur als ein Bruchstück dessen betrachte, was einst vorhanden war, und da nie eine Annäherung zu vollständigen Reihenfolgen gebildet wurde, so lag es nie im Plane der Natur, eine vollständige Uebersicht aller ihrer Werke zurücklassen, damit vernunftbegabte Wesen dieselben nach Jahrhunderten ihrer Kritik unterziehen könnten.

Bezüglich der zweiten großen Frage, welche sich mit dem

Digitized by Google

frühesten Auftreten lebender Wesen auf unserm Planeten beschäftigt, so haben die neuesten Entdeckungen in Canada bewiesen, daß gewisse in Europa aufgestellte Theorien sehr trügerisch waren. Die von W. E. Logan nördlich vom St. Lorenzstrom geleistete geologische Aufnahme hat uns mit mächtigen, geschichteten Lagen von Gneiß, Glimmerschiefer, Quarziten und Kalksteinen von etwa 40,000 Fuß Dicke bekannt gemacht, die Laurentian genannt werden. Sie sind älter als die ältesten versteinerungsführenden Schichten Europa's oder die, welchen man den Namen der „primordialen" so voreilig gegeben hat. Zunächst ist der fünfte Theil dieser großen krystallinischen Ablagerungen nicht zu vereinigen mit den alten, versteinerungsführenden oder sogenannten primordialen Gesteinen, welche sie überlagern, so daß sie führenden Bewegungen unterworfen waren, ehe die primordialen gebildet waren. Dann ist aber auch der ältere Theil des Laurentian mit dem jüngern unvereinbar; denn in dem tiefsten und ältesten System der krystallinischen Ablagerungen ward ein Kalkstein von 1000 Fuß Mächtigkeit aufgefunden, der organische Ueberreste enthält. Diese Versteinerungen wurden von Dr. Dawson in Montreal untersucht und mit Hülfe des Mikroskops wurde in ihnen die bestimmte Form einer grossen Rhizopodenart entdeckt, die den Namen Eozoon canadense erhielt. Wir dürfen annehmen, daß die Schichten, welche dieses Fossil enthalten, gleichaltering mit den azoischen Gesteinen Europa's sind, oder sie sind sogar noch älter und gehen über die Formationen hinaus, von denen man bisher annahm, daß sie vor dem Dasein lebender Wesen abgelagert wurden. Aber ich will nicht weiter eingehen auf Betrachtungen über „die Zeichen des Anfangs" und „die Ausflichten auf das Ende" unserer Erde, — den weiten Ocean wissenschaftlicher Conjecturen, auf dem so viele Theoretiker Schiffbruch gelitten haben.

Das nordfränkische Bauernhaus.

Eine geographische Studie.

Von Archivrath Dr. **Brückner** in Meiningen.

Bodengestalt, zur Hand gegebenes Baumaterial, des Himmels Witterung und menschliches Eigenwesen sind allüberall die hauptsächlichsten Faktoren für Form, Anlage und innere Einrichtung des Wohnhauses, insbesondere des Bauernhauses; städtische Bauregelements können dabei wenig eingreifen. Ob der Grundbau des Bauernhauses aus natürlichem Gestein, aus Backstein oder aus Holz besteht, das wird bestimmt von Reichthum oder Armuth der Gegend an diesem Material; ob er hoch aufzuführt oder ebenerdig angelegt wird, steht unter dem Einflusse des Steilern oder mehr ebenen Bodens; ob die gangbare Breitseite des Hauses diese oder jene Himmelsgegend sucht, darüber gebietet Wind und Wetter, und ob die Außenwände arm oder reich gegiert, ob seine inneren Gelasse groß und prunkvoll, ob Küchen, Kästen, Bettgestelle und Tücher bunt oder farblos sind, hängt vom Sinn und Vermögen des Bauern ab. Wie der nordfränkische Bauer (zwischen dem Thüringerwalde, der Rhön und dem Main) sein Haus gründet und welche Ansichten er über Haus und Hof hegt, zeigt die folgende geographische Skizze.

Haus und Hof sind, wie in allen deutschen Gauen und Provinzen, so auch in Franken zwei Elemente, die zusammengehören. Haus und Hof besitzen, ist nach der bäuerlichen Weltanschauung Tüchtigkeit und Ehre, weil ein solcher Besitz den vollgültigen, gewichtigen Bauer macht und eigen Heerd Goldes werth ist; zu Haus und Hof sein, gilt dem Bauer als Sicherstes, als ein königliches, seliges Gefühl, weil er auf seinem Sonnenlehn der alleinige Gebietende ist und sich sicher im geheiligten Hausfrieden weiß; von Haus und Hof zu Haus und Hof nomadisch umherziehen müssen, hält er für einen Fluch der Welt, weil er nur im festen, stetigen Sitz und Besitz, im wonnigen „Bohemm, bahemm" die Triebkraft und Bürgschaft für Muth, Treue und Vaterlandsliebe findet. Um Haus und Hof kommen oder von Haus und Hof gejagt werden, ist Schmach und Elend, weil für den Bauer das Leben ohne Grundbesitz keinen Werth hat. Denn Haus und Hof bedeuten ihm mehr als den bloßen Boden (Hofreite), worauf sie angelegt sind, und mehr als das, was man allda errichtet und gegründet hat. Wer Haus und Hof besitzt, hat zugleich auch Wonne und Weide oder Feld und Wiese und gerechten Antheil an den vollen Gemeindegütern und Gemeinderechten. Eben darum steht und fällt mit dem Besitz und Verlust von Haus und Hof auch die Würde des Bauern oder der Werth des Mannes und des Menschen. Auf dieser festen, realen Grundlage ruhte in alten Zeiten die Freiheit und Würde des Germanen und ruht heute noch das Vollgefühl des deutschen Bauern.

Kein Bauernhaus kann ohne Hof, kein Bauernhof ohne Haus sein. Das Eine erheischt das Andere als seine Ergänzung. Ihre Lage oder Stellung zu einander ist aber, wie überall in Deutschland, so auch in Franken, bei aller sonstigen Verschiedenheit eine beständige und feste. Der Hof liegt hier nicht vor dem Hause oder in dessen Rücken, sondern stets zur Seite der Hauptfronte des Wohnhauses. Gegen die Dorfstraße ist er in wohlthätigen Dörfern mit einer Mauer oder mit Holzwerk geschlossen, in ärmeren Orten dagegen offen. Beim ummauerten Hofe führen zwei Thore von der Straße zur Hofreite; ein enges, niederes neben dem Hause dient dem Menschen, ein höheres und weiteres, gewöhnlich bogenförmiges, dient dem Vieh und den Wägen zum Ein- und Ausgange, zur Ein- und Ausfahrt. Auf dem Hofe selbst befinden sich ein durch die Mitte laufender freier Raum, zur linken Seite die Miststätte (die „Seete der bäuerlichen Wirthschaft") und der Schweinestall mit überbautem Jühnerstall, zur rechten die Wägen sammt allen größeren Wirthschaftsgeräthen und die nöthigen Holzvorräthe; im Hintergrund die Scheune mit ihrem großen Thore, an dem oft Geier, Guten und Fledermäuse, nicht etwa als Feinde und Aergernisse des bäuerlichen Hofstedes, sondern als vermeintliche Bligableiter und Sicherungsmittel des Hauses und Hofes vor Wetterschlägen, mit ausgebreiteten Flügeln angenagelt sind. In der Scheune selbst befindet sich neben der Tenne der Barn (die Banse) für Heu und Grummet und über der Tenne ein Bretterboden zur Aufnahme des Getreides und zum Lagern des Strohes. Zu diesem Brettergerüste führt eine am „Hädarn" senkrecht aufsteigende Leiter. Für die Zeit, wo die Flachsknoten abzustreifen sind, wird zwischen den zwei Langwänden der Tenne der Reffbalken mit seinen zwei Reffen eingelegt. Ist nun nach der einen Seite die Scheune ein Lagerplatz oder Vorrathsraum, so dient sie, nun zwar ihre Tenne,

Digitized by Google

anderseits zum Dreschen, Brechen, Hecheln, Schwingen, Fruchtstampfen, Flachsrisseln und außerdem ihr Barn zum Heurupfen, — lauter Geschäfte, welche bald mehr, bald minder das Dorf lautvoll durchschallen. Höfe behäbiger Bauern haben häufig auch Brunnen (nach der Niederung Zieh-, nach dem Gebirge hin Fließbrunnen) und Taubenschläge, die auf Böcken ruhen und dadurch gegen den Zugang des schädlichen Gethiers geschützt sind.

Das Hofleben des Bauern ist zwar Mühe und Arbeit, aber auch für ihn Reiz und Freude, weil er hier die sichere Aussaat für seine im Stall und auf Feldern und Wiesen erzielten Einnahmen anlegt. Darum zeigt sich auch der ächte Bauer versessen auf seinen Hof und ist denen abhold, welche „hofiren" gehen, d. h. sich vergnüglich von Hof zu Hof treiben und leichtsinnig Zeit und Kraft vertragen. An Festtagen und sonst, wenn liebe Gäste seinen Hof betreten, „hofirt" er gern mit freundlicher Miene und Rede und mit bester Speise.

Ist der Hof das eine Stück der Hofstelle oder der gesammten Hofsälte, so das Haus das andere, und zwar nimmt dieses in der Regel die linke Seite des Hofes ein. Da der Bauer unmittelbar bei seinem Stall und Dünger, den Goldgruben seines Schaffens und Daseins, wohnen muß und wohnen will, so kann er nicht wie der Städter in die lustige, schwindelnde Höhe bauen, sondern er bleibt mit seinem Hausbau auf dem grundfesten Boden in der Niederung haften und baut niedrig lang, nicht hoch. Es war darum das Bauernhaus früher stets und ist jetzt meist noch einstöckig; nur wo Fabrik und Gewerbe sich auf dem Lande ausbreiten, wird der zweistöckige Bau angetroffen.

Das die Stellung des Bauernhauses betrifft, so ist dasselbe überall mit der Giebelseite nach der Dorfstraße, mit der Hauptfronte nach dem Hofe gerichtet. Nur auf diesen beiden Seiten sind seine Schaufenster angebracht, daher geht der Blick des Bauern auf der Giebelseite ins Dorfleben, auf der Fronte in sein Eigenthum, seinen Hof; dort weiß er sich als Glied des öffentlichen Dorfkörpers, hier fühlt, mißt und schätzt er den Werth und Umfang seines privaten, aber selbständigen, seinen Schaltens und Waltens; dort grüßt er herausschauend seine Nachbarn und wird gegrüßt mit dem landläufigen Ruf: Sätt euch dm! hier ruft er sein Kommando über den Hof hin!

Von unten nach oben betrachtet, besteht das Bauernhaus aus drei Gliedern: einem festen Unterbau, dem Hauptstock und dem hohen, zugespitzten Dache.

Der Unterbau, in dem flachen, ebenen Gegenden niedriger, in den bergigen höher angelegt, bient zwar zum feuerfesten Kellerraum, wo ein wichtiger Theil der eingekreimsten Vorräthe gedorgen wird, vorzüglich alles dasjenige vom Vorräthen, was weder Frost noch Hitze vertragen kann, indeß daneben erfüllt er zwei andere Zwecke, die für den Bauer nicht unerheblich sind, wenn er wohlig und sicher wohnen will. Dadurch, daß sich sein Bau mehrere Fuß über das Niveau der Straße und des Hofes erhebt, entzieht der Bauer sich nicht allein der Feuchtigkeit des Bodens, sondern er gewinnt noch den Vortheil, daß nicht jeder neugierige Blick der auf der Dorfgasse Vorüberwandelnden in die Beburäume bringen kann. Wird demnach nach jener Seite hin seine Wohnung trocken und gesund, so wird sie nach dieser heimlich und traulich.

Es ist ein alter Grundsatz des fränkischen Bauern, daß sein Handgeräthe, sein Feuer und sein Vieh sich in unmittelbarer Nähe seiner Augen und Hände befinden müssen, dies Alles zum leichten Ueberblicken, raschen Ergreifen und sichern Beschützen. Darum rückt er die Räume für Küche, Geräthe und Vieh dicht an seine Wohnstube oder stellt wenigstens Alles mit sich und seinem Gesinde unter ein gemeinsames Dach. Eben deshalb besteht auch sein Hausrbau, das eigentliche Steckwerk seines Hauses, nach uraltem Herkommen aus drei Grundtheilen, aus der Stube sammt der Kammer, aus dem Ern oder Hausern sammt der Küche und aus dem Stalle. Stube und Kammer liegen im vordern, nach der Dorfstraße gerichteten Theil, der Ern und die Küche in der Mitte, der Stall im hintern Theil des Hauses. Der folgende Grundriß zeigt eine solche Gliederung.

Diese Grundform des fränkischen Bauernhauses wird fast überall festgehalten, nur hie und da tegt man noch eine besondere Ernkammer an, wozu man den rechts gelegenen Raum des Ern verwendet, und in den höheren bergigen Landstrichen tritt der Kuhstall aus dem Hauptsteckwerk in den hohen steinernen Unterbau; dies zum leichten, gefahrlosen Ausgang des Viehs.

In früheren Zeiten war dieser einfächige Hauptbau aus wagrecht übereinander gelegten Balken erbaut und hieß Schrotbau (Blockhaus). Das Steinhaus (Kemnate, Castrum, Burg) gehörte damals dem Adel hohen und niedern Ranges, der Holzbau dem Bürger und Bauer. Wie übrigens der Adel hinter seinem Gestein, so saß der Bauer hinter seinen quer gelagerten Bäumen, die in der Stube mit Brettern überkleidet waren, wenn auch nicht gegen Feinde und Raubvöchen, doch gegen Wind und Wetter gedorgen und warm. Freilich hatte eine solche Bauart, abgesehen davon, daß sie ein wilder Fraß in die Wälder war, viel Feuergefährliches und dazu noch das Lästige, daß Ansen, Schwaben, Wanzen, Flöhe und Heimchen in den Sprüngen und Fugen der Balken und Bretter ihr sicheres Lager fanden. Ein Glück, daß der gesunde Bauer, durch Arbeit ermüdet, gewöhnlich zu fest schlief, um das Heer der kleinen Nachtgeister wahrzunehmen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, der in Deutschland bei drei Viertel der Bauernhäuser verwüstet hat, ging der Schrotbau in den Fachbau oder Riegelbau mit Fachwerk über, so daß in unsern Tagen nur noch sehr wenige Schrotbauten in Franken getroffen werden. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch deutlich und mit Vergnügen der zwei alten Schrothäuser in seinem Geburtsorte, einem Dorfe am Südfuße des Thüringerwaldes; es waren dieselben unter 94 Häusern die zwei einzigen, welche den wilden dreißigjährigen Krieg überdauert hatten und als schwarze Gestalten, von Sagen und Gespenstergeschichten reich umsponnen, eben so sehr der Dorfjugen Neugier, als ihre Scheu und Furcht erregten. Auch diese zwei alten Gebäude, deren Insassen von ganz verschiedenem eigenthümlichen Charakter waren, der eine Theil tiefstromm, psalmodisch und patriarchalisch, der andere saufälisch, über alles Reale hohnlachend und verdüstert und durch Hang und Sucht nach dem Ungeheuerlichen verdüstert, sind jetzt verschwunden und durch neue Fachbauten ersetzt.

Bezüglich der äußern Bekleidung des fränkischen Bauernhauses, so hat der gegenwärtig herrschende kalkfahrige Fachbau eine lebendigere, hellere Ornamentik gewonnen, als der alte, einförmige, dunkle Schrotbau sie bieten konnte. Es sind nicht allein die zwischen den Kalkfeldern hindurchlaufenden Balken (Riegel)

Digitized by Google

mit Ockerfarben mannigfach angestrichen und mit schwarzen Linien gerändert, sondern auch die Fensterläden, welche selten fehlen, sind von grüner oder ziegelrother oder, im südlichen Franken, von blauer Farbe und öfters in ihrer Mitte mit einem gemalten Blumenstrauß geziert. Ueberdies wird die Wetterseite gern mit Brettern verschalt oder mit Schiefer bekleidet und geschützt, und in diesem Falle trägt man hier silberweiße Zeichnungen und biblische Sprüche auf. So grell auch oft diese Wandfärbungen erscheinen, so haben doch die Dörfer Frankens durch den Wechsel ihrer bunten Häuser einen lichten, im Ganzen freundlichen Ausdruck. Zu dieser Ornamentik der Fachbauten kommen noch da und dort herüber genommene Züge aus der Ornamentik der Schrotbauten, indem man nämlich durch die Kalkfelder gewundene, bogenförmige, sich durchkreuzende Holzriegel führt und daneben die Eckstöcke und die Riegel der Vorderseite mit mancherlei Figuren besetzt. Oft sieht man auf diesen Eckstöcken und Querriegeln Männer mit gekreuzten Armen und langen Bärten und sonstige Figuren Hautrelief geschnitten.

Ein nordfränkisches Bauernhaus. (Nach einer Originalzeichnung.)

In dieser Verbindung des Alten mit dem Neuen erhält der Fachbau einen romantischen Anstrich, der ihm nicht übel steht.

Auf der Hauptfronte des Hauses (der Breitseite) liegen seine zwei einzigen Thüren, die eigentliche Hausthüre in der Mitte, die Stallthüre etwas rückwärts. Vor und zwischen beiden ist wegen des bald mehr bald minder hohen Unterbaus eine ebene steinerne Vorstufe angebracht, zu der zwei Aufgänge führen, ein gestufter zur Hausthüre und ein ungestufter zur Stallthüre, jener von vorne, dieser von hinten her angelegt. Die Vorstufe ist oft frei und offen, ohne Wetterschirm und Geländer, öfters aber bildet sie einen durch ein brusthohes Bretteegeländer und durch das hier vorgebaute oder vorspringende Hausdach gegen Regen und Schnee geschützten Gang, den man die „Porlém" oder „Porlâm" (Emporlaube)*) nennt. Dieser Vorbau war ursprünglich eine charakteristische Grundform des fränkischen Bauernhauses und wurde bei allen Schrotbauten getroffen. In den gebirgigen Gegenden wird derselbe gegenwärtig oft an der hintern Langseite des Hauses angebracht, hat aber dadurch seinen eigentlichen Hauptzweck (Wetterschirm der Thüren) verloren, indem er nun vorzüglich zur „Trücke" (Trocknung der Wäsche) dient.

Beim ächten Bauernhause gehört die Hausthüre zu seinen Zierstücken, indem nicht allein ihre Umpfostung, sondern auch sie selbst mit mannigfacher Verzierung gearbeitet und oft mit breiten Nägelköpfen besetzt ist. Uebrigens besteht sie stets aus zwei Theilen, aus einem obern, meist bogenförmigen und aus einem untern Stück mit dem Schlosse. Diese Doppeltheilung bietet mehrfachen Vortheil, besonders auch den, daß durch das Offenhalten des obern Flügels Licht und Luft in die Häuser einströmen, dem Hofvieh der Eintritt ins Haus abgeschnitten ist und der Hausbewohner ins Freie sehen kann, ohne ins Freie treten zu müssen. Zudem dient am Tage der obere Flügel zum Telegraphen oder zum Zeichen, daß sich, wenn er geschlossen, Niemand, wenn er offen ist, irgend Jemand im Hause befindet.

Treten wir nun in die inneren Räume des Hauptbaus, zuerst durch die Hausthüre in den Ern oder Hausern (Hausflur). Dieser Vorplatz, je nach der Behäbigkeit des Bauern mit Steinen, Dielen oder Lehm gedrückt, vermittelt die Zugänge zu allen Räumen des Hauses, denn er ist durch seine ihm stets eigenthümlichen sechs Thüren, von denen je zwei einander gegenüber liegen, die das fränkische Bauernhaus charakterisirende Halle oder Gallerie der Thüren. Der Hausthüre gegenüber befinden sich erstens jene zur Küche, zur rechten und linken Seite des Vorderern die zur Wohnstube und zum Stalle und im Hinterern nebeneinander oder genauer übereinander die Keller- und die steile Bodenthüre. Wenn jene vier ersten in ihrer horizontalen Richtung den vier Himmelsgegenden entsprechen, so haben die beiden letzten eine vertikale Aufgabe, in die Tiefe und Höhe führend. Dadurch, daß im Ern auf engstem Raume, wie in einem Brennpunkte, alle hauptsächlichen

*) Auch die in den Kirchen auf Säulen ruhenden Seitenhallen, wo die Männer ihre Sitze haben, heißen „Porlâm".

Digitized by Google

Aus- und Eingänge des Hauses zusammengestellt sind, spricht sich der Grundsatz des fränkischen Bauern, möglichst Alles zur Hand zu haben, auch in seinem Hausrath auf das Bestimmteste aus. Muß wegen des steten Durchgangs der Boden des Ern frei und rein erhalten werden, so doch nicht seine Wände, an denen vielmehr alle seinen Handgerätschaften wie die Bilder in einer Gemäldegallerie wohl und fest geordnet aufgehängt sind. Selbst wenn im Hausern eine sogenannte Ernkammer, die in manchen neuen Bauernhäusern rechts von der Hausthüre angebracht wird und welche in diesem Falle die Stallthüre etwas weiter zurückdrückt, einen Theil der Geräthe aufnimmt, bleiben die Ernwände immer noch mit den übrigen Utensilien reichlich besetzt und geschmückt.

Der traulichste Raum des Hauses ist auch beim fränkischen Bauer die Wohnstube, die ihren Eingang vom Ern aus hat. Sie ist stets eine Eckstube, weil sie den Hof und die Dorfgasse im Auge haben muß, wohin auch je zwei Schiebfenster die Aussicht geben. Da der Bauer zu Hof und Feld viel von der Ungunst des Wetters zu ertragen hat und auch darum das Warmsitzen liebt, so ist seine Stube weder hoch noch breit und lang angelegt; dagegen ist sie sichtbell und reinlich und zudem bei aller Einfachheit und Schmucklosigkeit doch für die Kulturbedürfnisse des Bauern behaglich eingerichtet. An den weißen, mit einfachen Kanten umrandeten, oft am Fuße mit farbigen Brettern beschlagenen Wänden laufen unten ringsum rothe Bänke, und über den Fenstern ruhen schmale Brettchen als Lagerplätze für die Bücher und die geringe Hausbibliothek. An der Stirnwand sind finden wir den kleinen Spiegel, daneben des Hausherrn Mütze, sein Barbierbecken und darunter den Kalender, die Scheere und ein Nadelkissen; an der Kammerwand eine Schwarzwälder Uhr, ein Kammbrett mit bemalten oder beschriebenen Gläsern, zinnernen Kannen, blauen, rothnernen Tellern und Schüsseln und darunter die hölzerne Salznetze; an der Thürpfoste hängt ein blau und roth durchwirktes Handtuch („Handpuckn“).

So die Ausrüstung und der Besatz der Stubenwände. Wohl vermißt hier der feine Residenzler und Großstädter Tapeten, Wandmalereien und kunstvolle Gemälde; indeß dies Alles fehlt nicht darum, weil dem Bauer etwa dafür Sinn und Gemüth abginge, sondern weil ihn die Natur, diese oberste Macht des menschlichen Lebens, zur schweren Arbeit und zum einfachsten Bedürfniß und Genuß hindrängt. Wäre sein Himmel, sein Erdboden und sein staatlicher Organismus günstiger, reicher und für freie Entfaltung des Lebens glücklicher, so würde er bei arbeits- und sorgenfreierem Dasein auch Raum, Drang und Freude für schönere Formen im Hause haben. Was er in seiner Wohnstube neben und um sich hat und gebraucht, entspricht vollkommen den Bedingungen und der Kultur seines Standes und Lebens.

Im ebenen Raume der Wohnstube haben außer den wenigen hölzernen Stühlen zwei wichtige Elemente ihren Platz und ihre Aufgabe: der Tisch und der Ofen; jener links in der obern, dieser rechts in der untern Ecke der Stube. Der hölzerne vierbeinige Tisch, den feine weiß und blank gescheuerte Thornplatte und sein großer Tischkasten mit Messern, Gabeln, Salz- und Gewürzpüchsen aufzeichnen, hat eine materielle und ideale Bedeutung, indem er der Familie nicht blos als Speise- und Gesellschaftstafel dient, wobei der Hausherr stets seinen Sitz vor dem Tischkasten hat, sondern er ist auch der Altar, an dem am Morgen, zu Mittag und am Abend gebetet wird. Den zweiten wichtigen Lebenspunkt der Wohnstube bildet der große Ofen mit seiner tiefen Bratröhre, seiner weidbauchigen Ofenbank, seinen Bänken und Ricken (Ofenstangen), seiner heißen Hölle und seinem warmen Unterraum. Am Ofen hockt und ruht gern der Bauer, am liebsten hinter dem Ofen oder in der sogenannten Hölle*), dem schmalen Raume zwischen dem Ofen und der Wand; am Ofen wärmt und dörrt er sich, trocknet seine Wäsche, Kleider und Früchte und unter demselben hat er im herben Winter sein Jungvieh und seine Hühner und Tauben, um sie gegen die Kälte zu schirmen.

Der Eingang zur Schlafkammer, die unmittelbar an die Stube stößt, ist bald ein offener Bogen, bald eine verschließbare Thüre. Der Schatz und die Hauptsache der Kammer sind die Betten, unter denen gewöhnlich ein Himmelbett (mit Dach und Vorhängen) getroffen wird. Es ist Freude und Ehre der Bäuerin, farbige, hochaufgestapelte Betten in buntgemalten Bettstellen vorweisen und benutzen zu können; denn wie der Bauer bei scharfer Luft gern warm sitzt, so will er auch nach seiner harten Arbeit warm und weich liegen, um einen Ersatz für des Tages Mühen zu haben.

Im Rücken des Hausern hat die Küche ihre Stelle. Ihr Lehmboden und ihre Lehmwände, überdies von Rauch geschwärzt, geben ihr kein freundliches Aussehen. Auch ist sie nicht mit reichen, nur mit den nöthigen Geräthen, mit einem Klop für die Wasserdutte, mit dem „Töpfen- oder Hafendreit“ und mit einem Brotschrank ausgestattet. Wie das Schürloch zum großen Stubenofen, so hat die Küche auch das Schürloch zum Backofen, der auf der Rückwand des Hauses weitbauchig und mit hohem Rauchrohr ins Freie gebaut ist, gleichsam zum Zeichen, daß seine Feuersgefahr außer dem Hause liegt. Das Amt der Küche gehört, wie das der Schlafkammer, ausschließlich der Hausfrau oder Hausehre, und wenn der Bauer die Tüchtigkeit seines Weibes hier an den Betten erkennt, so dort an dem Kochen, Sieden und Backen, besonders an der Bereitung feines lieben Brotes, des Hauptelements der bäuerlichen Nahrung.

Den bestimmtesten und sichersten Ausdruck des reichen oder armen Bauern gibt der Stall, der hintere Theil des Hauses, der zur Seite des Ern und der Küche liegt und mit zwei Thüren versehen ist, von denen die eine in den Hausern, die andere in den Hof leitet. In der Viehstellung wird hier stets die Ordnung festgehalten, daß man das große Vieh näher dem Ausgange zum Hof, das geringere nach dem Hintergrund zu anbindet. Ob der Stall mit Vieh stark oder schwach und wiederum, ob er blos mit Ziegen oder mit Kühen oder mit Ochsen und Kühen besetzt ist, entscheidet über den Güterbesitz und den Reichthum des Bauern. In Franken läuft auf und an den Gebirgen des Thüringer Waldes und der Rhön ein Kartoffel- und Haferstrich, tiefer herab ein Kornstrich und noch tiefer zum Main hin ein setted Weizengebiet. In dem ersten Striche sind die Ziegen, im zweiten die Kühe, im dritten die Ochsen das vorherrschende Stallvieh. In jenen beiden Strichen, wo die Ziegen- und die Kuhwirthschaft zu Hause sind und der Kartoffelkloß seine große Rolle spielt, hat die Hausfrau, dagegen im Ochsenstrich, dem gelobten Lande der Weizenklöße und fetten Tiegelkuchen, hat der Mann die Besorgung und Verwaltung des Stalles; dort treibt der Bauer noch ein Gewerbe neben seiner Landwirthschaft, hier ist er ein ganzer Bauer, der in seinem Stalle und auf seinen Feldern seine Rente hat und der seine schönen Frankenochsen auf den Viehmärkten oder durch Juden nach West- und Norddeutschland absetzt.

Dies die Räume im Hauptdau des Bauernhauses. Und nun zum Dache, dem Abschluße des Hauses. Die hochspitzige Bedachung, im Innern mit zwei Etagen, einem obern und untern Boden, war und ist die Hauptdachform des Bauernhauses in Franken, obschon man jetzt auch mehrfach das Dach niedriger

*) Das Warme und Heimliche der Hölle liebten besonders die alten Weiber, daher ein Fastnachtsspiel vom J. c. 1510:

Nur- und Fleisch essen (in der Basten) ist groß sündt,
Als man das in des Bapsts gesetz findt,
Und hinter dem ofen bey den alten weybern,
Die gar viel geschwetz davon treiben.

Digitized by Google

anlegt und nur eine Etage darin anbringt. Im untern Theil, dem Haupttheil des Daches, gewöhnlich Boden genannt, werden ein geschlossener und ein offener Raum getroffen; jener bildet die nach der Giebelfronte, gegen die Dorfgasse gerichtete, über der Wohnstube angelegte Dachstube, welche die feine Stube oder die Gaststube des Bauern ist. In ihr steht das elegante Gastbett, der spanische Rohrstock des Hausherrn, der Schrank für den Sonntagsstaat und außerdem der Weihkasten, ein Gerüst für dürres Obst und Bretter zum Kästrocknen. Die Gaststube hat in der Regel keinen Ofen, dagegen ein im Fußboden befindliches Wärmeloch, durch das die warme Luft aus der Wohnstube emporgeführt wird. Für gewöhnlich ist das Wärmeloch mit einem Deckel geschlossen. Vor dem Fenster dieser Feststube dringt der Bauer gern ein Blumenbrett an, um seine Lieblingsblumen, braune Nelken, Rosmarin und „Marumvirum" zu ziehen. Der freie untere Bodenraum so wie der obere werden zur Aufbewahrung von Trubeln, Balken, Brettern und Ziegeln benutzt. Uebrigens wird die Giebelwand öfters durch eine Wetterschräge vom Unterbau geschieden.

In der Bedeckung des Daches zeigen sich auch beim fränkischen Bauernhause die nothwendigen Wandlungen, die Alles im Leben der Völker durchschreiten muß. Der Fortschritt vom Zelt mit Fellen zum Laub-, Moos- und Rohrdach, von dem zur Strohbedeckung und dann weiter zu den Schindeln, zu den Ziegeln und zum Schiefer zeigt die verschiedenen aufeinanderfolgenden Kulturstufen, nicht allein des Bauernhauses, sondern auch des gesammten häuslichen Lebens. Nur noch wenige Schindeldächer werden in Franken getroffen, nur zwar ist es der Kartoffelstrich auf den armen Gebirgshöhen, wo sie ihr Dasein fristen; die in den übrigen Gebieten vorherrschende Dachbedeckung ist die Ziegel, doch tritt dazwischen der Schiefer auf, oft blos auf den Wetterseiten der Häuser, aber oft auch als Dachbedeckung. Ob übrigens Schiefer oder Ziegeln die Häuser bedachen, die Dörfer in Franken haben durch beide Dachformen einen freundlichen Anblick, weil die einzelnen Häuser von Gärten und Bäumen umgeben werden, so daß sie wie rothe oder blaue Punkte aus dem Grün herausblitzen und den Wanderer anheimeln und zur Einkehr einladen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Reisende Lejean ist seit Anfang des Septembermonats wieder in Europa. Er landete zu Marseille, und wir erfahren jetzt, daß Kaiser Theodor von Aethiopien ihn nur unter der Bedingung frei ließ, daß er niemals wieder in jenem Staate sich blicken lasse. Im diesem Lande steht es sehr unruhig aus; mehrere Häuptlinge haben sich gegen Theodor aufgelehnt, und dieser hielt den englischen Consul Cameron noch immer gefangen. Wir dürfen von Lejean interessanten Berichten entgegen sehen.

Robert Schomburgk, unser berühmter Landsmann, und britischer Generalconsul in Siam, ist vor Kurzem in England eingetroffen. Er hat bedeutende Sammlungen mitgebracht, mit deren Ordnung und Beschreibung er sich jetzt beschäftigt. Vor Allem aber sucht er Heilung für seine vom tropischen Klima untergrabene Gesundheit. (Athenäum 3. Sept. 1864.)

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil. — Wir gaben in unserer vorigen Nummer allerlei Mittheilungen des Herrn von Heuglin über die abscheulichen Zustände im ägyptischen Sudan. Seitdem haben wir in dem Briefe eines Herrn J. Tinne (Times vom 12. September) die volle Bestätigung der Angaben des Herrn von Heuglin gefunden. Diese waren freilich etwas kurz; dafür gibt Herr Tinne, ein Verwandter der oft erwähnten Damen, welche auf dem Nil bis über Gondokoro hinausgekommen waren und im vorigen Jahre die mißlungene Fahrt auf dem Bahr el Gasal unternahmen, mehr in Einzelnheiten, und diese sind fernerhin für die ägyptisch-türkische Wirthschaft. Der Weiße Nil und die Entdeckungsreisen zur Aufsuchung der Quellen werden noch lange auf der geographischen Tagesordnung bleiben, und wir wollen schon deshalb Alles mittheilen, was zur Orientirung unserer Leser dienen kann.

Herr Tinne schreibt aus der Umgegend von Sivergoel, unterm 9. September, daß er jüngst einen Brief von seinen weiblichen Verwandten aus Chartum erhalten habe. Wir theilen die Hauptsachen mit. Zunächst beklagen sich die Damen, daß sie von den Kaufleuten auf die grausamste Weise behandelt worden seien; dadurch sei ihre Bahr el Gasal-Expedition vereitelt werden, sie hätten nicht, was doch ihr Vorsatz gewesen, bis in das Land der Niam Niam vordringen können, sondern mußten nach Chartum zurückkehren. Besonders schlecht benahmen sich zwei eingeborene Kaufleute, Bifetti und Ali Anmuri, welche Stationen (Seribas) am Weißen Nil besitzen und dort eine ganz willkürliche Gewalt über ausgedehnte Distrikte ausüben. Der ägyptische Gouverneur Musa Pascha taugt ganz und gar nichts.

Die Damen Tinne reichten beim französischen Viceconsul Thibaut eine Klagschrift ein, welche charakteristische Dinge enthält. Als sie im Juni 1863 bei der Seriba Bifetti's anlangten, lag ihnen daran, rasch weiter zu kommen; er stellte es aber so an, daß sie keine Träger bekommen konnten, sollte sich mit ihnen auf einen schriftlichen Vertrag einlassen und bot Alles auf, um sie recht lange bei sich anzuhalten und damit sie, die in Bezug auf eine Menge von Bedürfnissen von ihm abhängig waren, diese recht theuer bezahlen mußten, heur er setzte ganz willkürliche Preise und verbot obendrein den Negern, den Fremden als Führer oder Träger zu dienen; wer diesem Befehle nicht gehorche, solle mit dem Tode bestraft werden. Mit einem Worte, die Reisenden waren völlig in seiner Gewalt und mußten ihm Alles, was sie kauften, mit Wucherpreisen bezahlen.

Als sich einige Neger ihrer annahmen, wurden sie gepräglt und dann erschossen. Als Abu Amuri, an den sie sich um Beihilfe wandten, forderte eine unerschwingliche Summe und verbot auch seinen Negern, ihnen an die Hand zu geben oder etwas an sie zu verkaufen. Von Ali's Verwalter, Selim, wurden sie auf jede mögliche Weise bestohlen, und Bifetti, welcher Boote nach Chartum abschickte, verbot denselben, Briefe der Europäer mitzunehmen; sie besachen aber einen seiner Diener, welcher sich dann bereit fand, die Briefe zu besorgen. Ein Sohdat des Herrn von Heuglin hatte von einem Scheich vier Elefantenzähne gekauft, er wurde aber von den Leuten Ali's überfallen, welche den Scheich gefangen nahmen, dessen Frau ermordeten und die Elfenbeinzähne als Sklaven verkauften ꝛc.

Als die Damen wieder in Chartum angelangt waren und sich dort beim Gouverneur Musa Pascha beschwerten, richteten sie doch nichts aus. Er sandte die französische Beschwerdeschrift zurück, unter dem Vorwande, daß sein Dolmetscher dieselbe nicht lesen könne, und lehnte dann, oft unter ganz kindischen Vorwänden, alle Einmischung ab; z. B. daß man während der Regenzeit der Schuldigen nicht habhaft werden könne. —

Wir gehen in weitere Einzelnheiten nicht ein; aber aus dem Bericht ergiebt sich, daß jener Musa ein Pascha ist, so arg und schlimm er nur gedacht werden kann. Die ägyptische Regierung treibt den Sklavenhandel in großem Stil, oder vielmehr den Menschenraub; und viele Dörfer am Weißen Nil sind völlig verlassen. Es muß nun abgewartet werden, ob die Regierung in Kairo dem himmelschreienden Unfug ein Ende macht.

Digitized by Google

Die Ritan; Anbau der Dattelpalme in Erdteffen. Der schweizerische Professor Desor, derselbe, welcher den Pfahlbauten so große Aufmerksamkeit zuwendet, hat jüngst eine Reise in Nordafrika gemacht. In einem Brief an Liebig schildert er, in der Allgemeinen Zeitung, die Ritan, welche in einigen östlichen Oasen Algeriens und auch in Tunesien vorkommen, in Gegenden, welche weder Bäche noch artesische Brunnen haben. Die Dattel bedarf aber viel Wasser, wenn sie gedeihen soll, und dieses verschafft man ihr vermittelst der Ritan.

Die Oasen des Suf bilden eine kleine Gruppe auf der tunesischen Grenze. Ihre Einwohner, etwa 20,000, vertheilen sich über mehrere Dörfer und Flecken, von denen die meisten befestigt sind. Diese Oasen liegen in der Dünen, gerade denjenigen Theilen der Wüste, der jedem spontanen Wachsthum am ungünstigsten ist. Auch kann man Stunden, Tage im diesen Regionen reisen, ohne nur einem Strauch zu begegnen. Um so mächtiger ist der Eindruck, wenn man, um eine Düne diegend, plötzlich durch den Rudick grünen Laubes überrascht wird. Daß es nur Palmen sein können, die ihm hier ihren freudlichen Gruß zuwinken, weiß der Reisende wohl, denn kein anderer Baum gedeiht ja in diesem unfruchtbaren Boden. Um woher kommen dieselben?

Keinem von uns war die Gegend bekannt, und wir folgten einfach unter Leitung einiger Spahis den von Distanz zu Distanz auf dem Gipfel der höchsten Dünen aufgepflanzten, unter dem Schutze der Regierung stehenden Reisspfahlbündeln, die hier die Stelle der Wegweiser vertreten, ähnlich den Stangen auf unseren schneebedeckten Alpenpässen. Je schneller unsere Ungeduld und den Dünen zuführte, um so bestimmter gestalteten das winkende Land sich zu Palmhaltieren, aber seltsamer Weise waren nur die Wipfel der Bäume zu erkennen. Wie groß war nicht unser Erstaunen, als wir bemerkten, daß sie aus weiten, tiefen und kreisförmigen Löchern hervorragten! Dies sind die Ritan. Die erste dieser eigenthümlichen Dattelpflanzungen, die uns der Magen kam, war in der Nähe des Brunnens Burmes, einer den Karawanen wohlbekannten Station. Unweit derselben befinden sich mehrere dieser Ritan oder Kessel. Wir besuchten sie der Reihe nach und sahen, daß jeder derselben eine Anzahl von Palmbäumen zählte, die sich sommetrisch nach allen Seiten in gleichem Abstand an eine ander reihten, jedoch der Zahl nach (von 12 bis 20 oder 30) in den Ritan verschieden waren.

Die nächste Frage, welche sich uns aufdrängte, war natürlich die nach dem Ursprung dieser Kessel. Die war, die selbstverständlich, auf unsere eigene Anschauung angewiesen. Als Naturforscher suchten wir zuerst nach einer natürlichen Ursache, wir mußten jedoch bald erkennen, daß selbst die größten der Ritan, daß sie alle sammt und sonders Menschenwerk waren. Wie aber?

Wenn auch weithin in der ganzen Gegend kein Wasser zu entdecken war, und es jahrelang in diesen Gebieten nicht regnet, so ist es hier darum nicht ganz abwesend. Nur findet es sich in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß, je nach der Gestalt des Bodens, und bildet dort eine undurchdringliche Schicht, die sich weit unter dem Lande hin zu verlaufen scheint. Diese Wasserschicht muß man erreichen, und da sie keine emporsteigende Kraft besitzt, so genügen natürlich artesische Brunnen oder Sode nicht. Die Leute sind vielmehr gezwungen, auf der ganzen Strecke, die sie zu bebauen gedenken, die oberen Bodenschichten wegzuräumen. So entstehen die meist kreisförmigen Kessel mit ziemlich steilen Böschungen und einem Durchmesser von 100 Fuß und mehr. Der ausgegrabene Schutt wird rings um die Höhlung aufgehäuft und bildet so einen Wall, der die Aehnlichkeit mit einem Kratee nur noch auffallender macht. Daß eine solche Arbeit unter dem Himmel der Sahara keine Kleinigkeit ist, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung. Nachdem man sich unter unsäglicher Anstrengung der Wasserschicht bis auf einen Fuß genähert, wird der Boden geebnet und mit dem Pflanzen der jungen Palmen in regelmäßigen Abständen begonnen. Doch mit dem Ausgraben des Kessels und dem Pflanzen ist nicht Alles gethan. Der bekanntlich hier sehr häufig heftig wehende Wind treibt bei jedem Sturm eine Menge Flugsand wolkenähnlich vor sich hin. Trotz des schützenden Walles geräth dennoch ein Theil des Sandes in die Ritan und muß nach jedem Unwetter fortgeschafft werden. So werden die Ansiedler fortwährend in Athem erhalten und haben gleichsam unaufhörlich auf der Lauer, da der Eintritt eines Sturms sich nicht voraus berechnen läßt. Dieser Umstand hat trotz der ungünstigsten klimatischen Verhältnisse sie an rege Thätigkeit gewöhnt und aus ihnen ein Völkchen von fleißigen, arbeitsamen Leuten geschaffen.

Eine Karte des Amazonenstroms. Die zu Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung" meldet aus Manaos, d. h. der Stadt Baera do Rio Negro, Provinz Alto Amazonas, daß Patrikio José da Costa Azevedo, Vorstand der dortigen Demarcationscommission eine geographische, topographische und hydrographische Karte des Amazonenstroms und seines Flußgebiets beendigt habe, nachdem er, von zwei anderen Ofstieren unterstützt, beinahe sieben Jahre auf diese Arbeit verwandt. Diese Karte hat eine Länge von 50 Spannen und gibt ein Zutreff genaues Bild den ganzen Stromes von Tabatinga an, wo er in Brasilien eintritt, bis zur Mündung. Besondere Aufmerksamkeit ist der Richtung der verschiedenen Nebenflüsse zugewandt, den zahlreichen Inseln, den Wasserfällen, Stromschnellen und der Ufergestaltung. Diese Karte wird in Hinblick auf die bevorstehende Eröffnung des Amazonenstroms für die Flagge aller Völker, welche zu diesem Zwecke Verträge mit der brasilianischen Regierung abschließen, von großem Nutzen für die Schifffahrt sein.

Baumwollenausfuhr aus China. Troy der Taipingrebellen sind die Baumwollenpflanzen in Schanghai ungemein beschäftigt geworden. Sie stellten sich für das Handelsjahr vom 1. Juli 1865 bis 31. Mai 1866 auf 661,466 Pikuls von 133⅓ Pfund. Davon ging ein Posten von 1726 Pikuls nach — Nordamerika, die größere Hälfte direkt nach England, und Indien bezog eine nicht unbeträchtliche Quantität. Der Gesammtwerth der Gesammtausfuhr betrug 12,805,434 Schanghai-Taels (zu 6 Schill. 6 Pence), gleich 4,161,460 Pf. St. — Man verausschlagt (in der Times), daß Aegypten eine Baumwollenernte im Werthe von 20 bis 25 Mill. Pf. St. erzielen werde!

Die direkten Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid haben am 20. August begonnen, die Pyrenäen sind überschritten, und die, allerdings jetzt auf Umwegen hin und her ziehende Bahnlänge beträgt 280 französische Lieues. Man legt die Strecke zwischen beiden Hauptstädten in 35 Stunden zurück.

Neue Karte von Mähren. Herr Prof. Schembera in Wien unternimmt die Herausgabe einer neuen Karte von Mähren und hat sich dabei zur besonderen Aufgabe gemacht, die große Unsicherheit und Inconsequenz in der Bezeichnung der Ortsnamen, worüber von Sprachforschern, Statistikern und Geistlichen seit lange gerechtete Klage geführt wird, zu beseitigen. Der Herausgeber hat 29 Jahre lang die Nomenclatur der Deutschen, Berge und Flüsse Mährens einer kritischen Sichtung unterzogen und die richtige, sowohl historische als diplomatische Form sichergestellt. Auch die deutschschechische Sprachgrenze wird auf der Karte genau verzeichnet sein.

Allerdings sind die meisten Ortsnamen Mährens slavischen Ursprunges, doch besitzen wir, daß der Herausgeber, ein Tscheche von Geburt, auch den deutschen ganz und gäbe geworbenen Namen, die nicht immer treue Verdeutschungen slavischer Namen sind, ihr Recht gewährt. Wie sehr schwankend die Schreibung mährischer Ortsnamen ist, kann aus folgenden Beispielen ersehen werden.

So erschient in einer Schrift ein Dorf im prerauer Bezirke in acht Varianten nachstehend geschrieben: Dobrieg, Dobrie, Dobriez, Dobrzieg, Dobrzij, Dobrzitz, Dobrschig und Dobrschitz; wie soll man bei dieser Schreibart erkennen, daß der Ort Dobrčice heißt? Eben so kann bei den Namen: Gazowitze (bei Brünn), Gzyw (bei Pernstein), Dzowitz (bei Prerau), Jarzowa (bei Mist. Weseritz), Dzezig (bei Ung. Brod), Jerzice (bei Neu-Reusch), wie man diese Orte gewöhnlich geschrieben findet, nur durch örtliche Erforschung festgestellt werden, daß sie nachstehend lauten und geschrieben werden sollen: Gacovice (nicht etwa Gačovice), Stěpí (nicht Gepy), Dřjovice (nicht Dřovice), Jarcová (nicht Jarova), Borsice (nicht Borice), Jeřice (nicht Jeřice) u. s. w.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Pompeji und ſeine Bewohner.

III.

Die Kunſt. — Gemälde. — Theater und Gladiatorenkämpfe. — Die letzten Tage.

Wir bemerkten in unſerm vorigen Aufſatze (S. 48), daß das Haus des Aedilen Panſa als Urbild eines vornehmen pompejaniſchen Hauſes betrachtet werden könne. Es war groß, iſt aber keineswegs reich an Schmuck oder Zierrath und ſteht in dieſer Beziehung hinter manchen anderen zurück. So fand man im Hauſe des Faun, das nach einer meiſterhaften Brongefigur, einem tanzenden Faun, ſo benannt worden iſt, ſchöne Moſaiken; es hatte außer dem Atrium und Periſtyl noch einen dritten Hof, einen Xyſtus, von dem 44 Säulen umſchloſſen iſt. Der Beſitzer war ein Weinhändler. In dem Hauſe des Quäſtors oder des Caſtor und Pollux hat man große Geldkiſten ausgegraben, die mit Kupfer beſchlagen und mit Arabesken verziert ſind; wahrſcheinlich waren ſie ſtädtiſche Truhen. Auch hier ſind die beiden Höfe ſtattlich und die Malereien ſehr hübſch, z. B. eine Niobe, eine Bachantin, die Niobiden und andere. In dem Hauſe des Poeten ſind die Verwürfe zu den Malereien meiſt aus Homer genommen, und unter den Moſaiken zeichnet ſich ein „Hund auf der Schwelle“ aus, neben welchem die Inſchrift Cave ganem die Warnung enthält, daß man ſich vor ihm hüten ſolle. Aus dem Hauſe des Salluſt befindet ſich eine ſchöne Bronzegruppe: Herkules, der eine Hirſchkuh verfolgt, im Muſeum zu Palermo. Doch wir können den Catalog der einzelnen Häuſer nicht weiter verfolgen.

Pompeji hatte außer den beiden ſchon früher erwähnten öffentlichen Plätzen noch ein drittes Forum. Der erſte war ein öffentlicher Platz im eigentlichen Sinne des Wortes; der zweite eine Art von Akropolis, und gleich jener in Athen geſchloſſen; auch lagen auf dem höchſten Punkte der Stadt. Noch ſteht eine Bank am Ende dieſes Forums auf ihrer alten Stelle,

Periſtyl des Hauſes der Quäſtoren in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

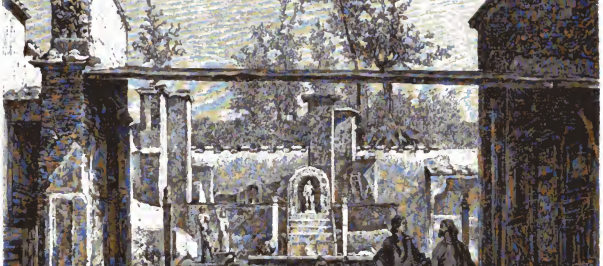
von dort überblickt man das Thal des Sarno, die dunklen Höhen, welche daſſelbe ſchließen, die in Ackerfelder getheilte Landſchaft und die ſanft geſchwungene Küſte, an welcher Stabiae ſich hinſchlängelte. Weiter ſchweift das Auge auf die maleriſchen Höhen von Sorrent, das dunkelblaue Meer und den herrlichen Horizont. Wer dieſe Gegend nicht geſehen hat, wird ſich nie einen vollſtändigen Begriff von all der Pracht machen können. Unter jedem andern Himmelsſtriche ſind alle pompejaniſchen Denkmäler wie Fremdlinge und gleichſam in der Verbannung.

Von einem ſolchen Himmel hob ſich das dreieckige Forum, die Akropolis von Pompeji, ab. Den Eingang zierten acht joniſche Säulen, und dieſe trugen einen

eleganten Porticus; von diesem aus liefen, einen spitzen Winkel bildend, zwei schlanke Colonnaden aus. Die Terrasse, von welcher aus man einen Blick über Gefilde und Meer hatte, bildete die dritte Seite des Dreiecks, innerhalb dessen mehrere Altäre standen, und wo auch die Ustrina war, die Stätte, an welcher man die Leichen verbrannte; sodann ein kleiner, runder Tempel, der einen heiligen Brunnen überdeckte, und dann noch ein griechischer Tempel. Dieses ganze Plateau, das auf sehr festem Grunde ruht und Monumente in gutem Styl enthält, hat mehr Gerettetes, als alles Andere in Pompeji. Leider ist auch hier Alles mit Stuck bekleidet; die Säulen waren bemalt; es war keine Façade von Marmor vorhanden.

Die übrigen Tempel sind in architektonischer Beziehung von keiner besondern Erheblichkeit. Der jetzt sehr verfallene der Fortuna scheint jenem des Jupiter gleichzeitig zu haben und wurde von einem Marcus Tullius erbaut, den man für einen Verwandten Cicero's hält. Seine Standbilder sind von mittelmäßiger Arbeit und die Inschriften fehlerhaft; man sieht, daß die Priester sich auf ciceronianisches Latein nicht verstanden. Am Aesculaptempel fand man ein wunderliches Kapitell, das wohl korinthisch sein sollte; aber statt der Akanthusblätter hat man Kohlblätter angebracht, und diese umgeben einen Neptunskopf. Der noch aufrecht stehende Isistempel ist auch nicht schön, aber deshalb bemerkenswerth, weil er beweist, daß diese ägyptische Göttin, deren Kultus durch Sylla nach Italien kam, auch in Pompeji verehrt wurde. Sie war gleichsam die Schutzpatronin der Stadt und fiel in der Verstellung der Bewohner mit der physischen Venus zusammen. Hinter der Cella stand in einer Nische ein Standbild des Bacchus-Osiris. In einem Winkel des Hofes liegt ein unterirdisches Becken, das Purgaterium, der Reinigungsort, wo man Abwaschungen vornahm, und vor demselben ein Altar, auf welchem noch Opferspenden lagen. Isis-Venus wurde also beim Ausbruche der vernichtenden Katastrophe angefleht und mit Gaben bedacht. Ihr Standbild war bemalt; in der einen Hand hielt sie ein Kreuz, in der andern die ägyptische Klapper (das Sistrum), und das Haar fiel in langen, feinen Ringellocken auf die Schultern herab.

Die Pompejaner hatten als Baustoffe vorzugsweise Lava, Tuff, ausgezeichnete Ziegelsteine, Piperin, den Stein von Sarno, welcher im Fortgange der Zeit eine große Härte gewinnt, manchmal auch Travertin, und bei den Ornamenten kam dann und wann auch Marmor zur Verwendung. Der Mörtel war gut, wiewohl nicht so vorzüglich wie in Rom; fast die ganze Stadt ist mit Stuck überzogen. Einen pompejanischen Baustyl hat es nicht gegeben, eben so wenig einen eigenthümlichen Geschmack und eine besondere Mode oder renommirte Künstler. Man huldigte einem bequemen Eklekticismus und nahm willig beliebige Formen an, wie sie gerade sich darboten. Wir haben schon früher darauf gewiesen, daß Pompeji eben wieder aufgebaut worden war, als die Verwüstung hereinbrach; an sehr vielen Ausbesserungen und Wiederherstellungen zeigt sich ein gewisser Hang nach wohlfeilem Lurus, dem ja auch bei uns Europäern so oft gehuldigt wird; die wahre Kunst kommt dabei immer zu kurz. Der allgegenwärtige Stuck, der Alles schön machen



Das Haus des Lucretius in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Die neuen Ausgrabungen. Grotta im Hause bei Diomed in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

sollte, verdirbt und entstellt das Meiste, das Wesen wird dem Schein geopfert, und die wahre Zierlichkeit jener prunkenden Kargheit, die gern für Fülle oder Verschwendung gelten möchte. Die Malerei trat zumeist an die Stelle der Skulptur, die Kapitelle zeigen wunderliche Formen, die allerdings manchmal recht gelungen sind, aber einem großartig gedachten oder reinen Style nicht entsprechen. Dazu kommen nicht selten offenbare Verstöße gegen die ersten Regeln der Architektur und der Kunst überhaupt, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Pompeji eine kleine Landstadt war und das schönste Haus einem Weinhändler gehörte. Wer wollte in einer solchen ein Parthenon oder ein Pantheon suchen? Die pompejanischen Baumeister arbeiteten für schlichte Bürger, die nette, weder zu große noch zu theure Häuser haben wollten, welche aber einen heitern Anblick gewähren und nicht ohne Schmuck und künstlerische Verzierung

Ariadne und Bacchus. Freskogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

sein dursten. Jedenfalls hatten die Pompejaner mehr Sinn für die Ausschmückungen durch die Kunst, als unsere heutigen europäischen Bürger zeigen. Wo wäre denn heute eine Stadt von 20,000 Einwohnern, die auch nur annähernd so viel Ausbeute für die Kunst gäbe, wie das erst zum dritten Theil aufgedeckte Pompeji? Wer unsers Landsmannes Zahn

Digitized by Google

Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulysses überrascht. Freskogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

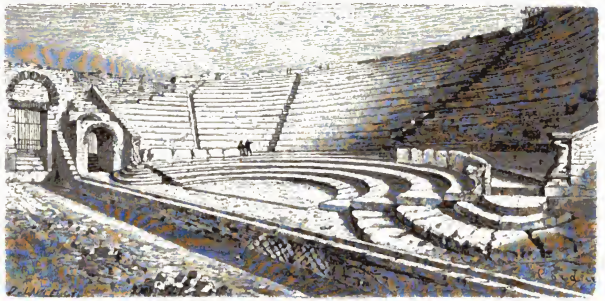
Digitized by Google

herrliche, ganz naturgetreue pompejanische Bilder (diesen Triumph des Farbendrucks) gesehen hat oder auch nur jene in Overbecks Buche ansieht, fühlt sich ergriffen von dieser bunten Fülle und Mannigfaltigkeit und dem Geschmack in der Farbengebung.

Wie sehen denn im Durchschnitt die tapezirten oder angemalten Wände unsers modernen europäischen Mittelstandes, der reichen Leute und auch der aristokratischen Klassen aus? In Pompeji wurde auf den Abputz der Mauern und Wände die größte Sorgfalt verwandt; der Stuck war sorgfältig zubereitet, der Mörtel außerordentlich fein; beide wurden in vielen Fällen mit einem glänzenden Pulver überstreut und in einer Weise geglättet, daß sie dann dem Marmor ähnlich sahen. Diese Wanderzierungen waren und sind noch ein wahres Ergötzen für das Auge, und die Farbengebung ist, wie schon bemerkt, nicht selten entzückend schön. Man theilte die Wände in drei oder fünf Felder, zwischen einem Sockel und einem Fries; jener war dunkelfarbig, etwa schwarz, dieser hellfarbig, z. B. weiß; zwischen beiden folgen Roth und Gelb. In den gewöhnlichen Häusern waren diese Felder durch einfache Linien getrennt; wenn der Besitzer wohlhabend wurde, traten an die Stelle der Linien geschmückte Rahmen, Guirlanden, Pfeiler oder sonstige Verzierungen, wie sie eben dem Maler oder dem Bürger gefielen oder einfielen. Der Sockel erhielt Blattwerk, der Fries Arabesken, jedes Feld eine Malerei, z. B. eine Blume, eine Frucht, eine Landschaft, dann auch eine Figur, eine Gruppe, und in vielen Fällen nahmen geschichtliche oder mythologische Gegenstände eine ganze Wand ein, an welcher Sockel und Fries eine prächtige Einrahmung bildeten.

Die pompejanischen Gemälde werden stets Bewunderung erregen und verdienen dieselbe. Wir haben in ihnen nicht nur werthvolle Beiträge zur Kunstgeschichte, sondern sie sind unschätzbare Dokumente für die Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Trachten und Häuser der Alten. Pompeji ist gewissermaßen ein illustrirtes Journal aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Da sind eigenthümliche Landschaften; da ist eine kleine Insel; da sehen wir eine Uferlandschaft am Nil, wo ein Giel, der zur Tränke geht, den Hals vorstreckt, fast in den Rachen eines Krokodils, das er nicht sieht, während ein Eber gegen einen Bären anrennt, während ein prächtiger Löwe in majestätischer Ruhe auf beide blickt.

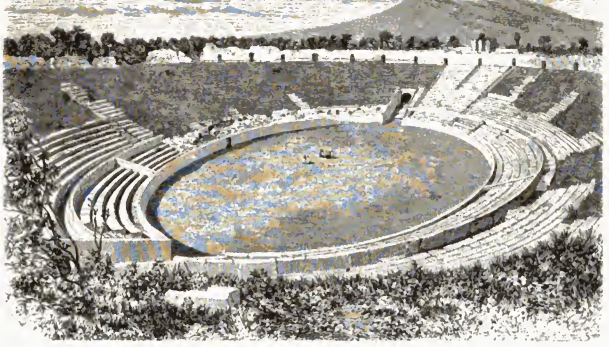
In der Menschendarstellung finden wir eine unendliche Mannigfaltigkeit; die Künstler haben sich in allen Gattungen versucht, vom Zerrbilde bis zur Epopöe. Da ist ein Wagen mit einem gewaltigen Schlauche beladen, aus welchem Sklaven den Wein in Krüge füllen; ein Knabe läßt einen Affen tanzen; ein Amorettenhändler öffnet einen Käfich, aus welchem die geflügelten Liebesgötter hinausfliegen und eine betrübte, nachdenkliche Frau quälen. Wir sehen an den Wänden ganze Schaaren kleiner Genien, die Kränze und Gewinde flechten, mit der Angel fischen, nach Vögeln haschen, Bretter sägen, Tische hobeln, Wägen ziehen oder, einen Thyrsusstab als Balancirstange in der Hand, auf dem Seile tanzen. Der eine sitzt niedergekauert, der zweite fniet, ein dritter gießt Wein aus einem Horn in ein Trinkgefäß, ein vierter spielt auf der Lyra, ein fünfter bläst auf einer Doppelflöte. Aber noch viel schöner, als diese göttlichen Seiltänzer, und in ihrer zwanglosen Haltung und Leichtigkeit wunderherrlich sind die Tänzerinnen in der Luft.



Das kleine Theater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Man gehe nur ins Muſeum zu Neapel; die eine ſchlägt Cymbeln, die andere ein Tamburin, wieder eine hat einen Gedernzweig und ein goldenes Scepter; noch eine andere reicht eine Schüſſel mit Feigen dar; herrlich iſt auch die Geſtalt, welche einen Korb auf dem Kopfe hat und einen Thyrſusſtab in der Hand ſchwingt; ſodann jene, die den Kopf nach rückwärts neigt, das Auge gen Himmel richtet und ihren Schleier ſegelartig bläht, als wolle ſie zum Himmel empor fliegen. Eine andere ſteckt Blumenbüſchel in die Falten ihres Gewandes; manche ſind faſt unbekleidet oder in jene dünnen Gewänder gehüllt, welche man als gewebte Luft bezeichnet hat. Und ſo viele Tänzerinnen, ſo viele verſchiedene Tänzerhaltungen, Bewegungen, Schwingungen und Attribute.

Pompeji ſehr beliebt. Manchmal nahmen ſie dergleichen aus Virgil, aber vorzugsweiſe aus Homer. So iſt der innere Hof im Hauſe des Poeten gleichſam eine illuſtrirte Iliade. Dort ſehen wir die Trennung Agamemnons und der ſchönwangigen Chryſeis und jene des Achilles von der Briſeis. Achill ſitzt auf einer Art von Thron; der Ausdruck ſeines Geſichts läßt den Aerger darüber erkennen, daß er ſich fügen und das junge Mädchen dem Agamemnon zurückgeben muß. Dort fand man auch eine Venus, welche kein geringerer Kenner als Gell an Schönheit der Geſtalt mit der mediceiſchen und an jener der Farbengebung mit der tizianiſchen verglichen hat. In dem Periſtyle dieſes Hauſes wurde auch eine Copie von dem berühmten Gemälde des Timanthes, die Opferung der Iphigenia, aufgefunden.



Das Amphitheater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

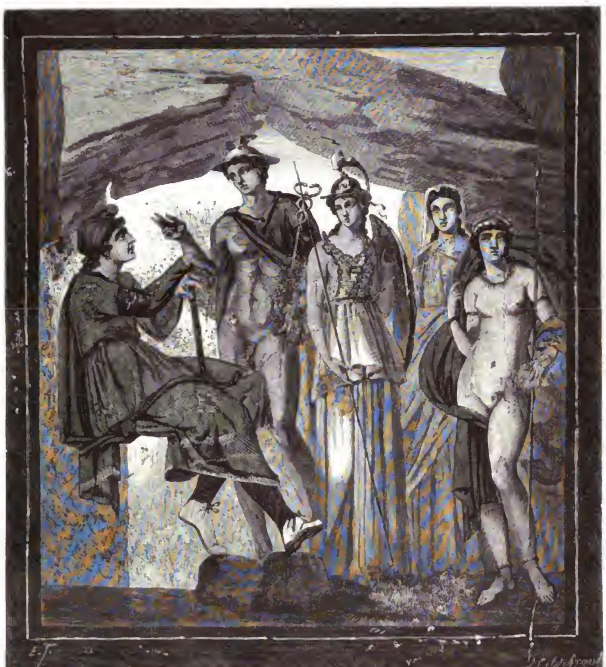
Und wie reich iſt die Mythologie bedacht worden! Keine Gottheit des Alterthums fehlt. Bald finden wir ſie einzeln, z. B. die ſchöne, wahrhaft imponirende Ceres im Hauſe des Caſtor und Pollux, bald in Gruppen. Wir ſehen die Erziehung des Bacchus, den rührenden Roman von der Ariadne, Paris und die drei Göttinnen, Achilles auf Skyros, Apollo und Daphne, den ſterbenden Adonis und manche andere. Auch die Heroen fehlen nicht: Theſeus und Andromeda, Meleager, Jaſon und dann Herkules, ſeine zwölf Arbeiten, ſeinen Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, und in dem neuaufgegrabenen Hauſe des Sirius (ſiehe unſere Abbildung) ſein Abenteuer mit der Omphale; trunken von Liebe und Wein ſinkt er nieder vor Omphale und Bacchus. Solche Verwürfe waren bei den Ziermalern der kleinen Stadt Sie ſteht neben dem Altar, auf welchem ſie geopfert werden ſoll; der Maler hat die tiefe Betrübniß der Umſtehenden, namentlich jene des Menelaus, vortrefflich ausgedrückt; er hat gleichſam alle Abſtufungen des Schmerzgefühles erſchöpft. Was bliebe ihm nun noch für den Vater übrig? Agamemnon verhüllt ſein Haupt.

Dieſe Iphigenie, und dann die Medea im Hauſe des Caſtor und Pollux, ſind die beiden einzigen pompejaniſchen Gemälde, von deren Originalen wir Kunde haben; man darf aber nicht etwa annehmen, daß die übrigen Originale ſeien. Die Maler der kleinen Stadt waren weder ſchöpferiſche Genies, noch bloße Copiſten, ſondern ahmten in freieſter Weiſe nach und componirten nach Gutdünken, ſobald ſie ſich einmal für ein bekanntes Thema entſchieden

hatten. Daher die überraschende Mannigfaltigkeit in der Behandlung eines und desselben Gegenstandes. Mommier sagt, er habe in Pompeji wohl zehn Bilder gesehen, welche den Bacchus darstellen, wie er Ariadne überrascht, und kein einziges gleiche den übrigen. Die pompejanischen Künstler bewegten sich frei; allerdings haben ihre Werke sehr ungleichen Werth, und manche sind durchaus keine Muster von Correctheit. Aber, wir wiederholen es, Pompeji war eine kleine Landstadt. Es war reich und überreich an schönen Gemälden und auch an herrlichen Mosaiken.

Pompeji hatte zwei Theater, ein großes und ein kleines; das eine war für die Darstellung von Tragödien bestimmt und das andere für Lustspiele.

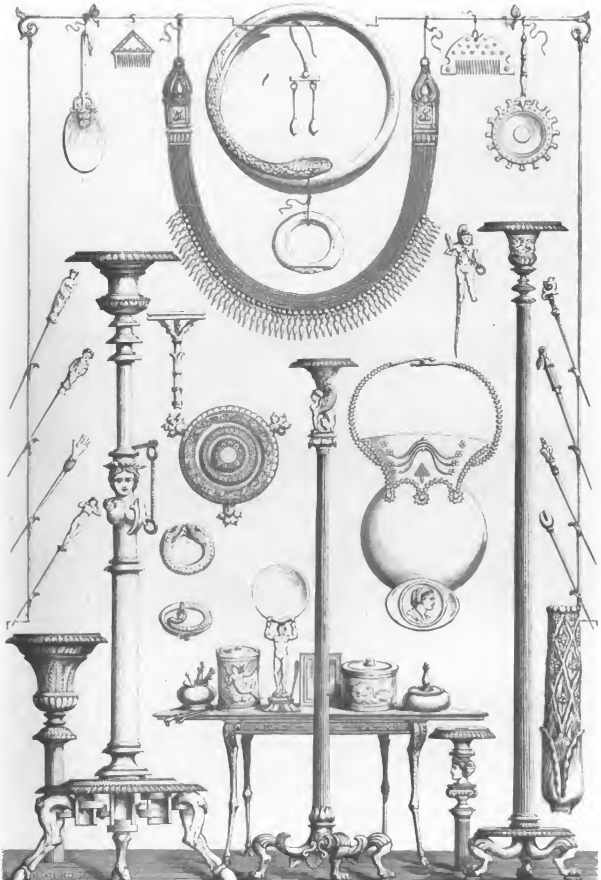
Der Zuschauerraum des großen Theaters bildete einen Halbkreis, der sich so vollkommen an eine Bodenerhöhung



Das Urtheil des Paris. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

anlehnte oder anschloß, daß die Stufen, welche aus dem Parterre zum Paradies hinaufführten, keines massiven Unterbaues bedurften. Die vier oberen Sitzreihen stützten sich auf einen gewölbten Korridor, und von ihm herab hatte man über die Scene hinweg einen Blick auf Land und Meer.

Digitized by Google



Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Die Plätze für das Publikum zerfallen in drei Abtheilungen, Ränge, wie wir heute sagen würden. Alle Sitzstufen hatten eine Anzahl breiterer Umgänge (diazomata, praecinctiones) im Sinne unserer Ränge; sodann war eine Anzahl kleiner Treppen vorhanden, welche von der Orchestra bis zu der Höhe der Sitzreihen emporgehen und diese in Keile (kerkides, cunei) zertheilen. Das pompejanische Theater hatte sechs solcher Treppen und demnach sieben „Keile". So konnten die Zuschauer bequem zu ihren Plätzen gelangen, und das Theater konnte sich rasch und ohne lästiges Menschengedränge entleeren, wenn z. B. Regen einfiel. Jede Treppe hatte auch ihre eigene Ausgangsthür (vomitorium).

Die untersten vier Sitzreihen, welche der Bühne zunächst liegen, bilden den „nobeln Rang"; sie sind breiter und nicht so hoch als die übrigen Ränge. Dort saßen die Behörden und notabeln Männer, welche ihre Stühle und zweisitzigen Ehrensessel (Bisellien) dorthin tragen ließen und es sich bequem machten. Kaiser Augustus hatte für Rom eine auch für die Provinzen gültige Theaterordnung erlassen, der gemäß die untersten Reihen für die Senatoren, die folgenden 14 für die Ritter bestimmt waren; den mittelsten Rang nahm die Bürgerschaft ein, und das Paradies, die Gallerie, blieb dem gemeinen Volk und — den Frauen.

In Pompeji nun waren diese vier Sitzreihen der cavea intima, des ersten Ranges, durch eine niedrige Mauer von den übrigen Rängen getrennt. Dort saßen die Duumviri, Decurionen, Augustalen und Aedilen, dort hatten auch Männer wie Holconius, Cornelius Rufus und Pansa ihre Plätze und waren von anderen, nicht so vornehmen Sterblichen getrennt. Die media cavea, der mittelste Rang, war, wie schon bemerkt, den Bürgern vorbehalten; er enthält 20 Sitzreihen, und die einzelnen Plätze waren durch leichte Linien bezeichnet; man sieht diese noch jetzt. Jeder Zuschauer erhielt ein Theaterbillet, eine Einlaßkarte (tessera) aus Knochen oder Terra cotta oder Bronce, von verschiedener Form, auf welcher cavea, cuneus und Platz angegeben waren, und nach dieser Anweisung nahm Jeder seinen Platz ein oder ließ sich denselben vom Billeteur, dem locarius, anweisen. Overbeck hat (S. 134) zwei solcher Tesserae abgebildet. Auf der einen liest man in griechischen Lettern Aischylos; daneben steht eine XII, darunter ein I R; auf der zweiten, gleichfalls mit griechischen Buchstaben, oben eine XI, in der Mitte das Wort Hämikúklia und darunter IA. Unser gelehrter Landsmann meint, daß die Theater, welche im Erdbeben vom Jahre 63 stark gelitten hatten, noch nicht wieder fertig hergestellt gewesen seien; man habe sie noch keineswegs zu Vorstellungen benutzen können. Tesserae habe man im großen Theater nicht gefunden; Winkelmann kannte dergleichen schon vor der Ausgrabung. Aber die, welche wir kennen, stammen jedenfalls aus Pompeji, und sie liefern den Beweis, daß die griechische Sprache zu Pompeji im Gebrauche war. Allein sie beweisen nichts für die Annahme, daß griechische Tragödien dort aufgeführt worden seien. Man hat den Namen des Aeschylus, welcher auf der ersten der eben erwähnten Tesserae vorkommt (besonders verleitet durch eine nächste Tessera, auf der die Casina, ein Lustspiel des Plautus, genannt wird), auf eine Aufführung einer Aeschyleischen Tragödie oder Trilogie bezogen, ohne sich an das Wunderliche und Absurde der Ausdrucksweise zu stoßen. Bieseler's gewiß richtigere Erklärung erkennt in dem Namen des Aeschylus nur einen Hinweis auf den Platz oder die Sitzreihe und nimmt an, daß die Sitzreihen mit den Standbildern großer Dichter geschmückt waren. So wenigstens wird die Ausdrucksweise verständlich, und die zweite Tessera stimmt in der Bezeichnung „erster Halbkreis" mit dieser Annahme überein. Uebrigens haben beide Einlaßmarken auf der Rückseite eingekratzte Zeichnungen, von denen eine die, allerdings sehr mißlungene, Darstellung einer Cavea gibt.

In der Hinterwand der summa cavea sind noch die mächtigen Steinringe erhalten, durch welche die in der obersten Sitzstufe befestigten Masten gesteckt waren, welche das Zeltdach (velarium) trugen. Es gewährte Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

Die Orchestra war bei den Griechen Tanzplatz des Chors, der nie dauernd die eigentliche Bühne betrat, sondern seinen Platz vor derselben behielt, zwischen Bühne und Auditorium, eben in der halbrunden Orchestra, in der ihm, zur Erleichterung der Tanzbewegungen, eine eigene niedrige Bühne erbaut worden war, die Thymele. In Rom hatte die Orchestra eine andere Bestimmung; sie war für die Sitze des Kaisers, der Vestalinnen und der Senatoren vorbehalten.

Die Skene (Scene, Bühne) lag in Pompeji etwa vier Fuß höher als das Orchester und war breiter, aber weniger tief, als heute bei uns der Fall ist. Aber sie reichte für ihren Zweck vollkommen aus, weil die Personen der eigentlichen Darsteller nie zahlreich waren. Dieser Platz für die Schauspieler lag zwischen einem Proscenium (einer Vorbühne) und dem Postscenium, d. h. den Bühnenwänden, wie wir heute sagen würden: Coulissen. Auch war ein Hyposcenium vorhanden, in welchem sich die Maschinerie befand. Der Vorhang (siparium) war eine römische Erfindung. Die Bühne war unbedeckt; er konnte also nicht, wie bei uns der Fall ist, von oben herabgelassen oder nach oben hinauf gezogen werden, sondern mußte, wenn das Spiel begann, sich senken. Man hatte zu diesem Zwecke sinnreich erdachte Maschinerien.

Das Drama der Alten war einfach und bedurfte verhältnißmäßig weniger Dekorationen. In den meisten Tragödien sind bereits Fürsten die Hauptpersonen; den Ort der Handlung bildet zumeist der Platz vor dem Palast oder der Königsburg; diese war eine Hauptdekoration, und deshalb benutzte man zu ihr die als Palastfaçade hergerichtete Hinterwand der Bühne selbst und hatte auf solche Weise eine scena stabilis. In Pompeji hatten diese Palastmauern drei Eingangsthüren: die regia porta, durch welche Fürsten und deren Angehörige heraustraten; jene im rechten Flügel, welcher die Frauenwohnungen und die Wirthschaft darstellte, und die im linken Flügel, der Gastwohnung, von welcher aus fremde Personen auf die Bühne hinausschritten. Zwischen den Thüren standen in runden oder viereckigen Nischen Statuen.

Aber in vielen Fällen waren doch besonders für die Hinterwand andere Dekorationen erforderlich; diese waren gemalt und bildeten die sogenannte scena ductilis, eine von beiden Seiten zu verschiebende Dekoration. Wir wissen bestimmt, daß Dekorationswechsel vorkam. So bildet im Ajax des Sophokles zu Anfang das Griechenlager den Schauplatz, am Ende dagegen der einsame Strand des Hellespont. Dafür war eine doppelt gemalte Hauptdekoration vorhanden. Die Seitendekoration hatte, der geringen Tiefe der alten Bühne wegen, bei weitem nicht die Wichtigkeit wie bei uns; man bezeichnete sie als scena versilis; die Malereien befanden sich auf den drei Seiten prismatischer Maschinen, welche rasch und leicht auf Kurbeln gedreht wurden.

Das kleinere Theater in Pompeji, das man als Odeum bezeichnet, liegt zur Rechten des größern und ist vom Baumeister La Vega sehr verständig restaurirt worden.

Digitized by Google

Es war ein theatrum tectum; die Ueberdachung von Holz; für eine Steinüberwölbung wären die Umfassungsmauern zu schwach gewesen. Die Sitzstufen sind von Marmor und beinahe noch vollständig erhalten, die einzelnen Sitze waren 16 Zoll breit, und die Orchestra sorgfältig mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt. Man findet an ihr, mit großen Bronebuchstaben, die Inschrift:

M. OLCONIVS. M. F. VERVS IIVIR. PRO. LVDIS.

Also Marcus Olconius war Zweimann und hatte als solcher die Aufsicht über die Spiele. Der Name dieses Olconius kommt sehr häufig vor; der Mann war ein pompejanischer Kieselsack. Das Licht fiel durch zwei sehr große Seitenfenster ein.

An das Odeon stieß die Kaserne der Gladiatoren. Weil man in derselben Waffen gefunden hat, glaubte man, daß sie eine Soldatenkaserne gewesen sei, aber dieser Schluß war falsch. Die Behausung enthielt 60 Zellen, und alle konnten in Pompeji eben so viele Gladiatoren untergebracht werden. Wir wissen aus einem noch vorhandenen Programme, daß den Zuschauern im Amphitheater ein Kampf von 30 Paar Gladiatoren versprochen wurde. Dieses Amphitheater liegt (wie ein Blick auf unsern S. 3 mitgetheilten Plan zeigt) im südöstlichen Theile der Stadt, gleichsam im Hintergrunde Pompejis. Es war ein Circus, der sich hart an die Stadtmauer anlehnt. Von seinen höheren Sitzbänken überfliegt das Auge den weiten, ebenen Platz der Arena, in welcher Menschenkämpfe, Thierhatzen und Thiergefechte abgehalten wurden. Jene Sitzreihen haben fast zwei Jahrtausende leer gestanden; aber vor etwa 15 Jahren gab dort der aus Rom entstiehene Papst dem zahlreich versammelten Volke seinen apostolischen Segen! Aus dem vom Amphitheater aus sichtbaren Vesuv wirbelte 1848 wie Anno 79 eine schwarze Rauchwolke empor. Das Volk von Pompeji saß am letzten Tage, welcher der Stadt vergönnt war, dicht geschaart auf denselben Sitzen und eilte erschreckt von dannen, als der erste Aschenregen fiel.

Hauptstelle dieses Amphitheaters sind die Arena, der Kampfplatz und die Cavea, der Zuschauerraum. Die Arena war mit Sand belegt, und dieser sog die Blutströme auf; durch zwei große Gewölbe und gepflasterte Eingänge kam man in die Arena. Durch diese breiten Thore zogen bei Anbeginn der Spiele die Gladiatoren, zum Theil berittten, zum Theil zu Fuß, in ihrem vollen, mannigfaltigen Waffenschmuck in geschaarten Gliedern unter kriegerischer Musik ein und nach vollendetem Umzug wieder zurück, um dann, gemäß der Kampfordnung, den Platz wieder zu betreten, der inzwischen vermittelst mächtiger Gitterthüren abgeschlossen war. Eine Treppe führte in ein rundes Zimmer des Unterbaues; durch die Pforte des Todes, die porta libitinis, schleifte man die Leichen der gefallenen Gladiatoren an eingeschlagenen Haken aus der Arena in jenes runde spoliatorium, um ihnen dort Waffen und Wehr abzunehmen.

Diese schauderhaften Gladiatorenkämpfe sind eine der dunkelsten Nachtseiten der römischen Imperatorenzeit. Sie stammen aus Etrurien, das blutigen Kultus und düstern Aberglauben hatte. Dort opferte man Menschen auf dem Grabe der Edeln, um den Todten zu verherrlichen und zur Sühne der Manen. Aus diesen Menschenopfern gingen die Gladiatorenkämpfe hervor, indem man die Schlachtopfer, zunächst gefangene Feinde, nicht von Priestern erwürgen, sondern sie paarweise mit einander kämpfen ließ. Später wurden daraus Spiele zur Ehre der Verstorbenen, aber nach und nach trat das religiöse Element zurück, und das gräßliche Schauspiel diente dem Volke zur Betustigung! Zu diesem Zwecke baute man die Amphitheater; jenes in Pompeji war ein Oval von 68 und 36 Meter; das Podium war mit Gemälden und Inschriften bedeckt; aus den letzteren erfahren wir allerlei Lokalnachrichten. Für eine kleine Stadt wie Pompeji erscheint dieses Amphitheater ungemein groß, aber doch nicht zu geräumig, wenn wir bedenken, daß bei den Spielen jedesmal tausende von Zuschauern aus den vielen kleinen Ortschaften der Umgegend herbeiströmten.

Pompejanische Lampen aus Terra cotta und Bronce. (Nach einer Photographie.)

Die Pompejaner feierten am 23. November des Jahres 79 nach Christi Geburt ein großes Fest, als der Aschenregen über ihre Stadt hereinbrach.

Wir können uns einigermaßen eine Vorstellung von der entsetzlichen Katastrophe machen, denn wir haben darüber

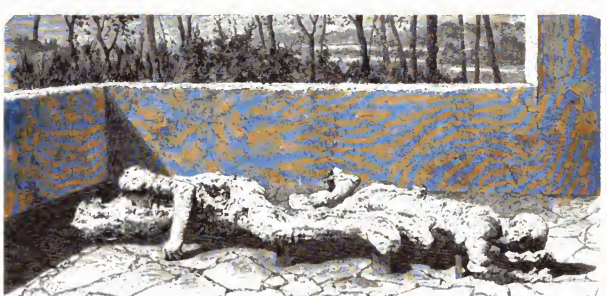
Digitized by Google

Schilderungen alter Schriftsteller; wir sehen die Ruinen der Stadt, die übereinander geschichteten Lagen von Asche und Bimsstein und die Gerippe der Unglücklichen, welchen Rettung unmöglich war. Alle diese Zeugen reden deutlich genug; wir brauchen die Einbildungskraft nicht zu Hülfe zu nehmen, und wer die Straßen Pompejis durchwandert, begreift sofort Alles.

Tausende saßen im Amphitheater; da erbebte die Erde und vom Himmel fuhren Blitze herab. Es schien den Leuten, als ob die Sonne sich hin und her bewege; am Himmel wirbelte eine Trombe von Staub, die immer dicker wurde. Seit einigen Tagen erzählte man sich von Riesen, die bald vom Gebirge, bald von der Ebene aus in die Luft emporstiegen. Jetzt erhoben sie sich in der Gestalt von Qualmwirbeln; zugleich vernahm man ein seltsames Getöse, ein fürchterliches Gebrüll, und dann jagte ein gewaltiger Donnerschlag den andern. So kam die Schreckensnacht, aber in die rabenschwarze Finsterniß glühten entsetzliche Flammenmassen hinein. Die von Angst gepeinigten Menschen rannten in den Gassen umher und riefen: Der Vesuv hat Feuer gefangen! Nun stürmten die vom Schreck Ueberwältigten aus dem Amphitheater heraus, das genug Thüren darbot; Keiner wurde erdrückt. Manche eilten sofort auf das Land und retteten sich.

Gladiatoren. Aber wehe Allen, die etwa Schutz unter den Buden, den Bogengängen der Theater oder in Untergeschossen gesucht haben! Sie werden von der Asche eingehüllt und erstickt. Und wehe auch denen, welche nicht von Hab und Gut lassen wollen, wie die Frau des Proculus, die Geliebte des Sallustius und die Töchter im Hause des Poeten; sie wollten noch Schmuck und Edelsteine retten, verspäteten sich und sanken erstickt neben diesen Schätzen nieder. In dem Atrium neben dem Hause des Faun lief eine Frau aufs Gerathewohl umher; als sie nicht mehr athmen konnte, flüchtete sie sich unter das Tablinum und hielt ihre Hände empor, um die einstürzende Decke abzuwehren. Vergeblich; die Decke sank und riß ihr den Kopf hinweg.

In der Gräberstraße begegneten dichte Menschenknäuel einander, denn viele Leute kamen vom Land in die Stadt, um hier Rettung zu suchen, während Andere aus den brennenden Häusern hinaus unter den freien Himmel flüchteten. Ein Mann stürzte vorne über, seine Füße sind dem herculanischen Thore zugekehrt; ein Anderer sank auf den Rücken



Gypsabgüsse pompejanischer Leichen aus Aschenformen. (Nach einer Photographie.)

Nach der ersten gewaltigen Erschütterung kam eine Sündfluth von Asche, und dann eine feurige Sündfluth. Der Wind trieb leichte, glühende Steine in ungeheurer Menge umher, es war, als ob flammender Schnee die Luft anfülle. Er fiel langsam herab; er hörte nicht auf; er fiel eine Stunde, zwei Stunden, immer fort, ließ nicht nach, war unbarmherzig und wurde verhängnißvoll. Dieses feste Feuer füllt die Gassen an, häuft sich auf den Dächern an, drückt sie ein, die Balken krachen und fangen Feuer. Dieses dringt bis in die Untergeschosse und die Höfe, welche mehr und mehr ausund aufgefüllt werden, da der unbarmherzige, feurige Schnee unablässig hinabfällt. Wer irgend kann, sucht sich zu retten, und Viele, die lediglich für ihr Leben Sorge tragen, sind glücklich genug, einem grausenvollen Tode zu entrinnen. Das Amphitheater ist öde; dort liegen nur die gefeierten und seine Arme hält er weit ausgestreckt; er hatte 127 Silbermünzen und 69 Goldmünzen. Eine Frau hatte ihr Kind auf dem Arme; sie suchte Schutz in einem offen stehenden Grabmal und wurde dort von der Asche und den glühenden Steinen gleichsam eingemauert. Ein Soldat, der am herculanischen Thore Schildwacht stand, blieb auf seinem Posten stehen; in der einen Hand hatte er die Lanze, die andere hielt er vor den Mund, damit die Asche nicht hineindringe. So starb er. Die Familie des Diomedes hatte im Keller eine Zuflucht gesucht; sie alle wurden lebendig begraben, Frauen, Kinder und die Jungfrau, deren Busen einen Abdruck in der Asche hinterlassen hat; sie alle lagen dicht neben einander gedrängt und sind aus Mangel an Luft oder vor Hunger gestorben. Arrius Diomedes selber hatte sein Haus verlassen und nur einen Sklaven mit sich genommen, der die Börse trug; aber gleich hinter seinem Garten fiel er todt nieder.

Noch vieler anderen Menschen tragisches Ende ist uns wohlbekannt. Ein Priester der Isis sah sich von allen Seiten von Flammen her eingeschlossen und auch in den Straßen

Digitized by Google

wallte ein feuriger Strom; da durchschlug er mit einer Hacke zwei Mauerwände; vor der dritten sank er ans Mattigkeit nieder, aber weil ihm der glühheiße Brodem den Athem benahm; aber die Hacke hat er auch im Tode nicht aus der Hand gelegt. Und nun die Thiere, welche angebunden waren und deshalb nicht entfliehen konnten! So der Maulesel in der Bäckerei, die Pferde im Gasthofe zu Albinus, die Ziege des Sirius, welche sich unter den Küchenbeerd flüchtete und die man dort mit einem Glöckchen um den Hals gefunden hat. Die Gefangenen in der Kaserne der Gladiatoren waren an die eisernen Klammerhaken in der Mauer befestigt, und ihnen war also selbst ein Versuch zum Entfliehen unmöglich.

Die Nacht war entsetzlich, und der auf sie folgende Tag nicht minder grauenvoll. Eigentlich kann von einem Tage keine Rede sein, denn die Finsterniß dauerte fort. Es war nicht jene einer mondlosen Nacht, sondern wie das Dunkel eines Gemaches, in welchem Thür und Fenster mit Vorhängen verhüllt worden sind. Plinius der Jüngere befand sich während der Katastrophe, die er vortrefflich beschrieben hat, in Misenum; dort schrien Kinder, Männer und Frauen durcheinander, riefen ihre Namen, konnten einander nicht sehen, erkannten sich aber an der Stimme, wünschten sich den Tod, weinten und wehklagten; sie glaubten, jene ewige Nacht sei hereingebrochen, im welcher Götter und Menschen zumal der Vernichtung anheimfallen sollten. Dann wurde der Aschenregen so dicht, daß, neun Wegstunden vom Vesuv entfernt, jeder im Freien befindliche Mensch unablässig die Asche von sich abschütteln mußte, um nicht erstickt zu werden. Sie soll bis nach Afrika hinüber getrieben worden sein; gewiß ist, daß sie in Rom die Luft verfinsterte. Nach und nach wich das Dunkel dem Lichte, aber die Sonne schien ganz matt und bleich, wie bei einer Finsterniß, und ganz Unteritalien war wie mit einem schwarzen Bahrtuche überdeckt.

Seitdem in Pompeji Ausgrabungen veranstaltet werden, hat man etwa 600 Menschengerippe zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre bemerkten die Arbeiter in einer kleinen Gasse einen leeren Raum, in welchem Gebeine lagen. Fiorelli ließ dort und an anderen Stellen diesen Raum mit Gyps ausgießen und nach einiger Zeit vorsichtig die Kruste von Bimsstein und verhärteter Asche wegnehmen, welche gewissermaßen einen Ueberzug gebildet hatte. Dann kamen vier Leichen zum Vorschein, die sich jetzt im Museum zu Pompeji befinden, wo man sie mit voller Muße betrachten kann. Die eine ist jene einer Frau, neben welcher man 91 Goldstücke, zwei Silbergefäße, Schlüssel und Juwelen gefunden hat. Sie war auf der Flucht in der kleinen Straße, als sie niedersank; sie liegt auf der rechten Seite; man erkennt noch sehr gut ihren Kopfschmuck und das Gewebe ihres Kleides; sie trug zwei silberne Ringe an den Fingern; die eine Hand ist zerbrochen, und man sieht die Porenstruktur der Knochen; der linke Arm ist erhoben und gewunden, die zarte Hand so krampfhaft zusammengeballt, daß man meint, die Nägel müßten ins Fleisch gedrungen sein. Der ganze Körper erscheint wie aufgedunsen und zusammengezogen; nur die Beine sind ausgestreckt. Die Arme muß lange und unsäglich gelitten haben. Hinter ihr waren eine andere Frau und ein Mädchen zu Boden gesunken; die Beine von Mutter und Tochter liegen kreuzweis über einander. Auch bei der letztern erkennt man sehr deutlich Gewebe und Waschen der Kleider, die Aermel reichten bis zu den Handknöchlein; da, wo ein Riß in denselben war, lag das Fleisch bloß; man erkennt auch die Stickerei an den kleinen Schuhen. Das Mädchen hatte, um das Einathmen des Aschenregens zu vermeiden, das Kleid über den Kopf genommen, war mit dem Gesicht auf die Erde gefallen, konnte nicht wieder aufstehen und stützte dann den Kopf auf einen ihrer Arme. Die eine Hand ist geöffnet.

Auf alles das scheint nun die warme italienische Sonne. Die Leiden und Qualen der alten Pompejaner sind vergessen. Aber von den vielen Tausenden, welche alljährlich aus allen Theilen der Welt diese wieder ans Tageslicht geförderte Stadt besuchen, ist keiner, der nicht von menschlicher Rührung über das ungeheure Missgeschick einer solchen Katastrophe tief ergriffen würde. Ja, die Semne scheint, aber der Vesuv donnert und dröhnt und sendet auch heute drohende Qualmwolken zum blauen Himmel hinauf, und glühende Lavaströme dringen noch jetzt bis ins Meer hinein.

Von Oban nach Staffa und Jona.

Von Dr. **Richard Andree.**

Oban. Der Küstencharakter. Durch den Sund von Mull. Tobermory. — Die Trethinish Gruppe. — Oede Küsten der Inseln. — Staffa und die Fingalshöhle. — Zur Flora und Fauna der Insel. — Jona. — Das Dorf und die Bevölkerung. — Das Nonnenkloster, die keltischen Kreuze, der Friedhof und die Kathedrale. — Mulls Südküste.

Schottlands Westküste zeigt den Charakter wilder Erhabenheit. Tiefe Buchten und Föhrden ziehen sich so weit in das Land hinein, daß sie abgeschlossenen Landseen gleichen und, wie diese, auch mit dem gaelischen Ausdruck Loch — See — bezeichnet werden. Unmittelbar vom Ufer derselben steigen hohe, kahle Berge auf, die oft die Höhe von 3000 Fuß erreichen und die in zerrissenen Formen sich hintereinander aufgipfelnd wesentlich den großartigen Eindruck der ganzen Scenerie bedingen. Zwischen diesen, meist vulkanischen Bildungen ziehen sich wüste Thäler — Glens — hin, durch welche Wildbäche über Steingeröll dahinbrausen und in denen man stundenlang wandern kann, ohne auf eine Hochlandshütte oder einen Menschen zu stoßen.

Im Mittelpunkt dieser wilden, hochromantischen Küstengegenden liegt das kleine Städtchen Oban, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts nur aus wenigen armseligen Fischerhütten bestand, jetzt aber schon zum Hauptort der westlichen Hochlande angewachsen ist. Hier herrscht keine Industrie, kein Handel, und der unfruchtbare, felsige Boden hinter der Stadt erlaubt kaum den Anbau des Hafers und der Kartoffeln. Und doch gedeiht Oban; aber nur in derselben Weise, wie bei uns die Badeörter, welche wegen ihrer schönen Lage und Umgebung berühmt sind. Es lebt fast einzig und allein vom Fremdenverkehr. Denn mag der Reisende vom Norden, vom Caledonischen Kanale her, kommen, oder nimmt er Glasgow und Mittelschottlands berühmte

Digitized by Google

Seen zum Ausgangspunkte, stets muß er Oban berühren und er kennt es nicht; er erkennt willig dem kleinen Orte die Palme der Schönheit und Wildheit unter den schottischen Hochlandsstädten zu.

Oban liegt am Ostgestade einer kleinen Bucht. Parallel mit dem Strande ziehen sich einige Reihen schmuckloser, einfacher Häuser hin, unter denen zahlreiche Hotels vorherrschen. Freundlich bewaldete Hügel erheben sich hinter der Stadt und umgeben diese mit einem schmalen, grünen Saume. Nur wenige Schritte von dem Strande nach dem Innern zu finden wir wieder jene halbkahlen, halb mit Haidekraut und dürftigem Gras bestandenen Berge, die, fast menschenleer, nur Schafen zum Aufenthalt dienen. Sieht man die Bucht, den Hafen Obans, an, so glaubt man einen kleinen Teich vor sich zu haben, so abgeschlossen erscheint er. Dicht vor ihm zieht sich das Eiland Kerera mit seinen grasüberwachsenen Hügeln hin und läßt nur nach Süden und Norden zu schmale Wasserstraßen als Eingänge. Die nördliche Einfahrt wird durch die Ruinen von Dunolly Castle beherrscht, das auf jähem, felsigen Vorsprunge hier in das Meer hinausstretend, ehrwürdig und altersgrau, von Epheu umrankt, uns anblickt.

Im Westen hinter Kerera ragen die blauen Gipfel der Hebriden-Insel Mull empor, im Ben Mor (großen Berg) bis zu 3100 Fuß ansteigend. Der Hafen selbst zeigt wenig Leben, aber täglich kommen und gehen ein paar jener großen und gut eingerichteten Dampfer, welche die Reisenden von Nord und Süd herbeiführen. Einige graziöse Segelyachten und wenige plumpe Fischerboote liegen vor Anker. Tang und Muscheln bedecken das felsige Ufer, in der Luft kreischen weiße Möven — aber kein Handelsfahrzeug läßt sich sehen.

Die weithin berühmten Hebriden - Inseln Staffa und Jona werden am besten von Oban aus besucht, und die trefflichen Dampfer, die einen um den andern Tag durch die wilden, gefahrvollen Klippen, um die große Insel Mull herum, derthin segeln, bringen jetzt alljährlich Tausende zu dem großen Wunder der Natur und der heiligen Insel, von wo aus das Christentum nach England eingeführt wurde. Wer aber jene Inseln mehr als blos flüchtig betrachten will, der muß mindestens auf Jona bleiben und einen Dampfer überschlagen, da die Zeit, welche dem gewöhnlichen Touristen zum Besuchen gegönnt wird, viel zu kurz ist, um alle Einzelnheiten genau kennen zu lernen.

Beim herrlichsten Wetter verließ ich am 13. Aug. 1864 mit dem „Pioneer" den Hafen von Oban. Unser Kurs ging nördlich, und nachdem der altehrwürdige Wächter der Bucht, Dunolly Castle, hinter mir lag, bot sich bald, da, wo Loch Linnhe tief nach Westen ins Land hineinzieht, ein prächtiger Anblick dem Auge. Zur Linken erheben sich Mulls blaue Berge, zur Rechten die vielgipfelige Kette der dunklen Morvenhügel des Festlandes, zwischen denen kleinere und größere Buchten einschnitten. Lang hingestreckt, an der Südspitze gekrönt von einem weißen Leuchtthurme, lag die Insel Lismore da; gefährliche Klippen und Felsen schauten aus den grünen, gegen sie anbrandenden Wogen heraus. Und zu den majestätischen Schönheiten, welche die Natur hier bietet, tritt die Sage und Geschichte heran. Ruinen alter Schlösser zu beiden Seiten des Sund von Mull, in den der Dampfer nun einfährt, blicken auf das schäumende Meer herab. Zur Linken, am Ufer Mulls, Duart Castle, zur Rechten auf jähem, felsigem Vorsprunge Ardtornish. Hier befehdeten sich die alten schottischen Clans, jene engverbundenen Sippschaften, welche die alte Geschichte Schottlands so blutig machten, oder saßen kühne Wikingerhäuptlinge, die vom Norden kommend, seeerfahren, bald der skandinavischen Rasse festen Boden auf gaelischer Erde bereiteten. Die ehrwürdigen alten Ruinen, von denen oft nur noch niedrige Mauern stehen, schauen auf Ruinen mehr modernen Ursprungs herab: auf die Wracks gestrandeter Schiffe, die an diesen gefahrvollen Küsten auf die Klippen geworfen wurden und hier Schiffbruch litten.

Aber die zerklüfteten wilden Ufer mit ihren hohen Bergen haben bei alledem etwas Todtes. Hier und da steht eine einsame Hochlandshütte — aber kein freundliches Dorf, kein Städtchen blickt uns entgegen, und selten segelt hier ein Schiff. Kein Baum steht an den Ufern, und nur Schafe erblickt man als kleine weiße Punkte zerstreut auf den Hügeln. So geht es durch den ganzen Sund von Mull, bis endlich am linken Ufer dieser Wasserstraße Tobermory, die Hauptstadt Mulls, in Sicht kommt. Es ist der lieblichste Punkt, den man auf der ganzen Fahrt berührt, ein idyllischer Ort, so ganz verschieden von der wilden Scenerie, die uns bisher entgegentrat. Durch einen engen Kanal, welcher durch Mull und die kleine Insel Calf gebildet wird, segelte der Pioneer in die runde Bucht, an der sich die weißen, sauberen Häuser des Ortes hinziehen. Terrassenförmig steigt die Küste hinter dem Städtchen in die Höhe. Alle Abhänge rund um den Platz sind mit grünem Gesträuch und Nichtenpflanzungen überzogen, durch welche ein Waterfall in graziösem Bogen zum Meere herabrauscht. Wenige Boote lagen im Hafen; eins ruderte heran und holte die Post. Die Einwohner (1600 an der Zahl) wähnen sich meist vom Küstenhandel. Tobermory ist ein keltischer Name und bedeutet Marienquelle. Ich glaube, es gibt keinen zweiten Punkt an der Westküste Schottlands, wo man in lieblicher Umgebung stiller und abgeschiedener von allem Geräusche der Welt leben könnte, als in Tobermory. Und doch war einst hier die See von Wint gerüthet, denn im Jahre 1480 sah eine Bucht bei Tobermory, die noch jetzt die „bloody Bay" heißt, ein großes Seegefecht zwischen zwei feindlichen Parteien der Hebridenbewohner.

Da, wo der Sund von Mull nach Norden zu endigt, dehnen sich die Gewässer des Loch Sunart aus, und weit in die See hinaus ragend liegt Ardnamurchan, die westlichste Spitze Schottlands, vor uns; hinter dieser erheben sich die zackigen Berge der großen Insel Skye. Wir umfuhren die Nordküste von Mull, und der Dampfer rollte nun auf den freien Wogen des Atlantischen Oceans. Die See ist in Folge von Strömungen und der vom Lande und zum Lande wehenden Winde meistens sehr unruhig, und die Brandung schlägt mächtig gegen Mulls Küsten an, die kahl, baum- und häuserlos uns in kühnen Formen entgegenstarren.

Als der Pioneer Galiach Head, eins der nördlichen Vorgebirge Mulls, umfahren hatte, bot sich der überraschende Anblick auf die in südwestlicher Richtung ziehenden Treshinish Islands dar. In eigenthümlichen Formen, bald flach geformt, bald mit kuppelförmigen Domen versehen, steigen sie aus den Fluthen auf. Ihre charakteristischen, meist von der äußern Form hergenommenen Namen sind Fladda, Linga, Cairnburg, Dutchmans Cap und Bachmore. Sie sind alle vulkanischen Ursprungs, werden aber wegen der sehr stürmischen See, und da die Annäherung nicht ohne Gefahr ist, nur selten besucht.

Weiter nach Osten zu schmiegten sich einige andere Inseln an die Küste von Mull: Gometray, Ulva und Goleniay. Sie tragen denselben Charakter wie Mull, Alles auf ihnen erscheint öde und baumlos, und wie hoch der Werth eines Stück Holzes hier angeschlagen wird, erkennt man am besten aus folgender Anekdote. Als Dr. Johnsen und Boswell (die eine der ersten Beschreibungen der Hebriden lieferten) im Jahre 1773 durch Mull ritten, verlor der

Digitized by Google

erstere seinen eichenen Spazierstock. Scherzhaft sagte er zu Bedwell: „Der ist mir sicher gestohlen worden, denn der denke doch den Werth eines solchen Balkens auf dieser baumleeren Insel!“

Nachdem wir zwischen den Treshnish Inseln und Gometrav durchgefahren waren, lag Staffa deutlich vor uns. Der erste Anblick ist durchaus nicht dazu geeignet, besondere Empfindungen in uns wach zu rufen, denn die Insel unterscheidet sich von ferne gesehen, wenigstens von Norden her, wenig von den anderen, an denen wir bereits vorüberfuhren. Sie ist nicht besonders hoch, doch fallen ihre Ufer steil und fast kerzengerade ins Meer ab. Ihre Gestalt ist unregelmäßig eiförmig, die Oberfläche besteht aus einem gewellten Plateau, und das Ganze kann man in etwa ½ Stunden bequem umschreiten. Bis zum Jahre 1772 wußte man wenig von dieser Perle der Hebriden; damals besuchte sie Sir Joseph Banks zuerst und machte sowohl die wissenschaftliche Welt als auch den Verehrer reiner Naturschönheit auf sie aufmerksam. Der alte Name ist skandinavischen Ursprungs und bedeutet Säuleninsel oder Stabinsel.

Der Dampfer fährt an der Ostseite der Küste entlang und hält an der Südspitze der Insel. Die Reisenden werden dann durch die wildfluthende Brandung mit Booten zum Ufer hinübergebracht. Der erste Anblick der senkrecht sich erhebenden Basaltsäulen, welche den mit Weidegras übergogenen Gipfel tragen, ist ein überraschender. Abgetrennt von der Insel steht nicht weit vom Landungsplatz ein kegelförmiger aus Basaltsäulen gebildeter, etwa 30 Fuß hoher Fels in der Brandung, die von allen Seiten an ihm hinauf leckt und dort in isirrende Tropfen zerstäubt. Dieser Felsen, welcher von den Matrosen „der Hirt“ genannt wird, hütet gleichsam den Weg zur Fingalshöhle. Die Gleichmäßigkeit der Basaltsäulen, die ihn bilden, ist hier eine so große, daß man glaubt, sie seien künstlich alle nach demselben Maße ausgehauen.

Am Ufer selbst tritt uns zunächst die unzählbare Masse der abgebrochenen Basaltsäulen entgegen, die, treppenförmig neben einander stehend, einen bequemen Weg zur Fingalshöhle bilden. Da, wo sie von den grünen Wogen des Oceans bespült werden, sind sie kurz, dann nehmen sie allmälig an Größe zu, bis plötzlich aus den abgebrochenen Stümpfen heraus die hohe Südwand der Insel, ein majestätischer Säulenwald, eng geschlossen heraustritt. Die meisten dieser schwarzen Pfeiler sind von sechseckiger Form. Ich sah aber auch fünfeckige und einige wenige viereckige. Geht man über die treppenförmigen Säulenschäfte hinweg und biegt um einen kurzen Vorsprung, so befindet man sich am Eingange der Fingalshöhle, „vor dem Tempel, der nicht von Menschenhand erbaut wurde“. Großartig steht der Thorbogen des weithin berühmten Naturwunders vor uns, hinter ihm blicken wir in die auf schwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, in der unten der Ocean Jahr aus Jahr ein ebbt und fluthet und prallend, mit eigenthümlichem Wiederhall, gegen die Pfeiler schlägt — ein sonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaelischen Hebridenbewohnern den Namen der musikalischen — Uaimh Bhinn — verschafft hat. An der rechten Seite ist ein Seil bis zum tiefsten Punkte hingezogen, und mit Hülfe desselben kann man unter Springen und Klettern bis in den Grund der Höhle gelangen.

Wenn auch die Basaltsäulen nicht alle gleich geformt sind und oft die eine vor der andern hervortritt, so ist doch der Totaleindruck der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein gleichmäßiger; steil steigen sie beinahe 70 Fuß senkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen, und die Schatten, welche durch einzelne Vorsprünge entstehen, bringen eine magische Wirkung hervor. Die Decke scheint, wie bei dem schönsten gothischen Dome, im Spitzbogenstil gewölbt zu sein, und doch besteht sie nur aus abgebrochenen Enden horizontaler Basaltsäulen, die schwarz und düster über unseren Häuptern schweben, aber fest mit der aus amorphem Gestein gebildeten Decke der Insel verwachsen sind. Die Massenverhältnisse der Höhle, die in einem glücklichen, harmonischen Zusammenhang stehen, bewirken es hauptsächlich, daß die täuschende Aehnlichkeit mit einem Dome uns fast zur Wirklichkeit zu werden scheint.*) Was Wunder, daß die Sage diesen Ort zum Aufenthalt Fingals machte! Mag auch der Naturforscher noch so oft an die beregenale Absonderung des Basaltes denken, immer und immer wieder überwältigen ihn die staunenswerthe Regelmäßigkeit des Ganzen, die herrlichen Formen der Wölbung, die Eleganz der gesammten Verhältnisse und die Aehnlichkeit mit den schönsten Bauwerken. Und unten braust das nasse, flüssige Weltmeer, ein seltsamer Kontrast zu den unerschütterlichen, starren Säulen. Blickt man durch die Höhle hinaus, über die Fläche des Oceans hinweg, so erscheint auch Süden zu, gleichsam als Thor vor dem Eingange, blau und duftig aus den Wogen aufsteigend, die andere berühmte Hebriden-Insel, Jona.

Staffa ist gänzlich unbewohnt. Auf seinem Gipfel ziehen sich Wiesen hin, die früher einer Heerde Hochlandsrindvieh zur Weide dienten. In der Einsamkeit wurden diese Thiere aber allmälig so wild, daß Niemand ihnen mehr nahen durfte, ja ein Isländer fand durch einen der wilden Ochsen seinen Tod. An den Klippen bröten zahlreiche Schaaren von Seevögeln, die oft in großen Schwärmen kreischend aufstiegen, um bald hoch in die Lüfte sich zu erheben, bald hinab in die Wogen zu tauchen und einen Fisch aus diesen hervorzuholen. Unter ihnen nimmt die Scharbe oder der Kormoran (Phalacrocorax carbo) einen hervorragenden Platz ein.

Eine eigenthümliche Erscheinung bringen mehrere Weichthiere an den Basaltsäulen hervor. So weit an diesen die Fluthhöhe reicht, sind sie über und über mit diesen meist weißen Thieren bedeckt und erhalten hierdurch ein förmlich gesprenkeltes Ansehen. Besonders häufig ist die gemeine Napfschnecke (Patella vulgata) und ein kleiner Turbo, sowie ein weißer Rankenfüßler (Balanus spec.) vertreten.

Die Flora bietet durchaus nichts von besonderem Interesse dar; sie gleicht der an den Küsten des Festlandes. Ich beobachtete die gemeine Haide (Calluna vulgaris), die Sumpfweide (Salix Lapponum), die Rosenwurz (Rhodiola rosea) ꝛc., die bald an den schwarzen Klippen, bald zwischen dem dürftigen Grase hervorsprossten.

Bei der Abfahrt von Staffa nach Jona bekommt man den schönsten Ueberblick der merkwürdigen Insel — denn nun tritt uns die herrliche Südseite entgegen, welche mit einem Blicke zu überschauen ist. Man sieht deutlich die drei verschiedenen Lagen oder Abtheilungen, aus denen Staffa besteht. Als Basis erscheint ein tuffiges Gestein; aus diesem wächst gleichsam die regelmäßige aus Säulen gebildete Wand empor; in welcher noch einmal die schwarze Oeffnung der Fingalshöhle und entgegenstritt, und über den Säulen folgt als Decke eine etwa 30 Fuß hohe Lage amorphen Basaltes.

Außer der Fingalshöhle hat Staffa noch einige andere Höhlen, die sich aber mit dieser an Großartigkeit nicht messen können und selten besucht werden.

*) Dr. W. Gullech hat im Jahre 1819 die Höhle sorgfältig gemessen und folgende Dimensionen gefunden: Höhe vom Wasserspiegel bei mittlerer Fluth) bis zur Wölbung 66 Fuß; Breite der Höhle am Eingang 42 Fuß; im Hintergrunde 22 Fuß; Länge der Höhle 227 Fuß.

Digitized by Google

Jona, das etwa zwei Stunden südlich von Staffa liegt, war bald so deutlich sichtbar, daß wir den viereckigen Kirchthurm der alten Kathedrale unterscheiden konnten. Es zeichnet sich nicht durch hohe Formen, oder seltsam gestaltete Berge aus, im Gegentheil, es ist ziemlich flach, und der Hügel der Insel, Dunii, steigt zu keiner bedeutenden Höhe auf. Aber als der Punkt, von wo aus das Christenthum über die britischen Inseln verbreitet ward, hat es für die gläubigen Gemüther der Söhne Albions eine unvidersteh liche Anziehungskraft.

Nachdem der Reisende lange Zeit zwischen den Eilanden der Westküste Schottlands umher gefahren ist und fast nur wüste, klippige Ufer gesehen hat, trifft er plötzlich auf dieser einsamen Hebriden-Insel auf die schönen Reste einer alten Kathedrale, auf die Ruinen einer Abtei und auf einen alten Kirchhof, wie er interessanter und ehrwürdiger nicht gedacht werden kann. Und gegenüber diesen Ueberbleibseln des Alterthums, die von einer vergleichsweise hohen Stufe der Kultur Zeugniß ablegen, tritt ihm das jetzige Elend der gaelischen Bevölkerung, ein niedriger Standpunkt der Gesittung entgegen, und er kann es nicht unterlassen, über diesen Rückschritt nachzudenken.

Ueber Granit und Gneißgestein schreitet man dem am Ufer lang hingestreckten Dorfe zu. Es besteht aus etwa 40 elenden Hütten, die eine Bevölkerung von 350 Seelen bergen. Und dieses armselige Dorf führt den gaelischen Namen Baile Mor — große Stadt! Vor ihm zieht sich nach dem Strande zu eine aus rohen Feldsteinen aufgeworfene Mauer hin. Die niedrigen Häuser, die eins wie das andere gebaut sind, bestehen aus zwei Gemächern. Die Schornsteine sind nach Art aller gaelischen Hütten an die Giebelseiten gestellt; das Dach ist, genau wie überall in der nördlichen Hälfte Schottlands, mit Stroh gedeckt, und über dasselbe sind Strohseile hinüber gezogen. Im Innern dieser Hütten ist Alles roh, und Sauberkeit darf in ihnen auch nicht gesucht werden. Die gaelische Sprache ist noch die alleinherrschende, und schon in Folge dessen stehen die Bewohner Jona's auf einer ziemlich tiefen Stufe; noch heute benutzen sie Handmühlen, um ihren Hafer zu mahlen. Dem Reisenden, der Jona betritt, stürzt jetzt sogleich ein ganzer Schwarm Kinder entgegen, die ihm unter flehenden Geberden kleine Schnecken, Muscheln und getrocknete Meereseidaren anbieten. Das einzige englische Wort, was diese Kinder, um sich verständlich zu machen, dabei gebrauchen, ist Penny! Auffallend erscheint es, daß in Jona zwei Kirchen stehen — aber die formelle Spaltung, welche durch die ganze protestantische Kirche Schottlands geht, hat sich bis nach diesem entfernten Orte hin verpflanzt, und so hat Jona eine „free church“ und eine „established church“.

Die Bevölkerung hat doch in den letzten 40 Jahren einige Fortschritte gemacht und wird, wenn erst die englische Sprache die allein herrschende geworden ist, noch mehr sich entwickeln. Man sollte es kaum glauben, wenn man die Berichte des Geistlichen Legh Richmond liest, wie es im Jahre 1820 unter diesen damals halbwilden Leuten aussah. Von Schule und Kirche wußten sie nichts; Richmond stellte sich in die Ruinen der alten Abtei und predigte hier, auf den Grabsteinen alter Könige und Inselfürsten stehend, das Christenthum. Ein Dolmetscher mußte Wort für Wort ins Gaelische übertragen.*)

*) Richmond dichtete auch ein Kirchenlied für die Bewohner Jona's, dessen ersten Vers ich hier englisch nebst der Uebersetzung, als Probe der gaelischen Sprache, herstelle.

Thou god of all grace, o omnipotent Lord,
Fill our hearts with the power of thy soul-saving word.

Have mercy, Jehovah, and be it thy will
To save the poor children of I-columb-Kill.

Gaelisch:

A Dhé uile ghrásmhoir a Thi uile neartmhoir
Le d'phocal 's le d'spiorad gabh seilbh air ar cridh
Dean trocair Jehovah, is deonaich le d'fheartaibh
Lan shaorsadh o'm peacaibh do eileanaich I.

Der einzige Besitzer der Insel ist der Herzog von Argyl, und die armen Leute der „großen Stadt“ sind seine Pächter. Sie geben hier und da auf den Fischfang aus, denn Jona's Boden selbst bietet ihnen wenig. Von den 2000 englischen Ackern Landes, aus denen die Insel besteht, sind etwa 600 kulturfähig und mit Hafer und Kartoffeln bestellt. Der Rest besteht aus Hutweiden, kahlen Felsen und Sümpfen. Bäume wachsen auf der Insel nicht, nur vor dem einen Pfarrhause stehen einige verkrüppelte Eichen. Alles, was noch an Holz in den Ruinen der alten Kathedrale vorhanden war, ist von den Bewohnern längst aus diesen gestohlen worden. Der Name Jona (gaelisch I-shona) bedeutet „glückliche Insel“; häufiger gebrauchen die Einwohner jedoch den Ausdruck I-columb-kill = Insel mit Colmcha's Zelle.

Der heilige Columba war es nämlich, der im Jahre 563 mit 12 Genossen von Irland aus in einem Boote von Flechtwerk nach Jona übersetzte und der wilden Bevölkerung das Kreuz predigte. Bald waren es die Eingeborenen, bald skandinavische Seeräuber, welche die Mönche wieder verjagten, aber stets kehrten diese zurück und behaupteten sich aufs neue. In die alten Zeiten Columba's reichen freilich die Ueberreste der Gebäude, welche uns auf Jona überraschen, nicht zurück; sie sind darum nicht minder ehrwürdig und eines Besuches werth. Ihre Zerstörung datirt aus der Zeit der Reformation, als die fanatischen Anhänger von Johann Knox Alles zerstörten, was an den Papismus erinnerte. Manches kostbare Denkmal des Alterthums ging dabei verloren.

Nördlich vom Dorfe liegen die Ruinen. Zunächst fällt uns das Nonnenkloster auf; es ist im normannischen Rundbogenstyl erbaut, reicht schwerlich weiter als in das 13. Jahrhundert zurück und bietet außer einigen Leichensteinen aus dem 16. Jahrhundert nichts von besonderem Interesse.

Dicht bei demselben trifft man das erste jener keltischen Kreuze, die durch ihre eigenthümliche Form, durch die Art der Skulpturen, welche sie bedecken, und durch das Material, aus dem sie gearbeitet sind, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Einst standen auf Jona so viele dieser Kreuze, wie das Jahr Tage zählt. Aber in der bilderstürmenden Zeit der Reformation verordnete die Synode von Argyl, daß die meisten in das Meer gestürzt würden, und so sind uns denn von allen 365 nur zwei vollständig erhalten geblieben. Ueberreste einiger anderen liegen als Grabsteinplatten auf dem alten Kirchhof. Ueber das Alter dieser Kreuze sind die Archäologen verschiedener Ansicht; jedenfalls ist es ein sehr hohes. Sie bestehen aus einer einzigen Glimmerschieferplatte, und es ist jedenfalls staunenswerth, wie dieses ungefüge Material bearbeitet wurde. Sogenannte Runenknoten — ganz verschieden von den skandinavischen Runen — überziehen die Fläche der Kreuze, um die sich oben ein runder Kranz herumzieht. Mac Cleans Kreuz beim Nonnenkloster enthält ein Bild der Kreuzigung, auf St. Martins Kreuz, dem zweiten wohlerhaltenen, das nahe bei der alten Kathedrale steht, sieht man Schlangen angebracht, die sich um Knaeln winden, heraldische Wappenlöwen und Maria mit dem Christuskuaben. Graue Flechten überziehen diese Denkmäler, und wenn diese ihnen auch ein ehrwürdiges Ansehen geben, so schaden sie doch den Kreuzen selbst, indem sie

Digitized by Google

an dem Gesteine nagen und die Skulpturen auf demselben bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Mit Betrübniß muß auch der Freund des Alterthums erfüllt werden, wenn er auf den berühmten Friedhof tritt, denn alle die kostbaren Grabsteine, die in so großer Anzahl hier einer neben dem andern platt auf dem Boden liegen, sind dem Untergange geweiht; neugierige Touristen treten auf ihnen herum, so daß die feineren Skulpturen bereits alle verwischt sind. Und nichts geschieht, um dieser Barbarei Einhalt zu thun. Regen und Schnee tragen auch das Ihrige dazu bei, diese Denkmäler zu zerstören, welche so ihrem Verfall entgegen gehen.

Reilig Orain, der Friedhof St. Orans, spielt in der alten schottischen Geschichte eine große Rolle. Denn eine alte gaelische Prophezeiung sagt von ihm, daß er noch über den Fluthen stehen werde, wenn Irland und die umliegenden Inseln längst vom Wasser verschlungen wären. So ließen sich denn die Großen Schottlands hier begraben, und allein vierzig schottische Könige von Ferguß II. bis zu Duncan I. und seinem Mörder Macbeth liegen hier bestattet. Die alten „Herrn der Inseln", die Aebte von Jona, zwei irische und ein französischer König fanden ihre letzte Ruhestätte hier. Welcher der vielen Grabsteine sie deckt, man weiß es nicht; denn die älteren Platten sind alle ohne Inschrift und zeigen höchstens heraldische Zeichen, aus denen sich unsichere Schlüsse ziehen ließen. Es ist uns noch eine alte Beschreibung dieses Kirchhofs aus dem Jahre 1594 erhalten geblieben. Der Dechant Donald Monro beschreibt in seiner altschottischen Mundart Reilig Orain: „Quhilk is a very fair kirkzaird, and weill biggit about with staine and lyme. Within this sanctuary are eirdit (beerdigt) the maist pairt of the Lords of the Iles, with their lynage — — because this sanctuary wes wont to be the sepulture of the best men of all the Iles, and als of our kings — — because it was the maist honourable and ancient place that was in Scotland*)."

Die älteren Grabsteine sind wie die erwähnten Kreuze aus Glimmerschieferplatten gearbeitet. Die verschlungenen Verzierungen auf vielen sind höchst geschmackvoll; allerlei Wappenfiguren finden sich angebracht, so z. B. ein Schiff mit gerefften Segeln, genau so wie es heute noch im Wappen der berühmten altschottischen Familie Campbell vorkommt, oder kurze breite Schwerter, geharnischte Ritter, die mannsmal in Lebensgröße, haut-relief ausgemeißelt, in starrer Ruhe daliegen. Jüngere Grabsteine zeigen Inschriften in sächsischen Charakteren, doch schon so verwischt und zerstört, daß ihre Entzifferung schwerlich noch gelingen dürfte.

St. Orans Kapelle, welche auf diesem Friedhof steht, ist wohl das älteste Gebäude der Insel. Sie ist in verschiedenen Styles aufgeführt — ein Theil zeigt den alten normännischen Bogen. Das Dach ist verschwunden und der Regen tropft nun auf die alten Gräber herab, die auch innerhalb dieser Kapelle liegen. „Hic jacet corpus Angusii, filii Domini Angusii Mac Domnill de Ila" sagt uns eine Inschrift in alten Lettern; es ist das Grab des jungen Angus, der in Walter Scott's „Lord of the Isles" unter dem Namen Ronald vertherrlicht ist.

*) Die besten geschichtlichen Nachrichten über Jona hat das Werkchen: Staffa and Jona described and illustrated. Glasgow.

Die Ruinen der Kathedrale Jona's, zu denen wir nun gelangten, traten uns in massigen, durchaus unschönen Formen entgegen. Plump erhebt sich der dicke viereckige Thurm, und wenig Verzierungen schmücken die meist glatten Mauern. Aber im Innern werden wir dagegen durch luftig geschwungene Bogen und die schönen Fenster entschädigt. Aber auch hier begegnen wir wieder den verschiedensten Styles. Die Länge beträgt von Ost nach West 160 Fuß, das Transept ist 70 Fuß lang, und da, wo Hauptschiff und Transept sich schneiden, erhebt sich der 70 Fuß hohe Thurm, ganz in der Weise, wie dies bei vielen schottischen Bauten z. B. bei der Kathedrale von Glasgow, bei Plusgardine Abbey, bei Yorkminster der Fall ist. Seine einzigen Verzierungen sind zwei viereckige Fenster mit zierlichen Maßwerken. Hübsche Verhältnisse zeigt der Chor. Die Knäufe der runden Säulen, welche die spitzbogigen Wölbungen tragen, sind mit einer Fülle grotesker Figuren versehen, welche, wenn auch nicht von der Kunstfertigkeit, so doch von der lebhaften Phantasie der alten Steinmetzen beredtes Zeugniß ablegen. Leider sind auch diese Figuren zum Theil schon arg verstümmelt. Nicht wenig trägt hierzu die Reliquienjägerei der Engländer bei, die nichts unangetastet lassen und überall ihre Namen anschreiben oder einkratzen. Drei verschiedene Farrn aus dem Geschlecht Asplenium (A. ruta muraria, A. Trichomanes und A. adiantum nigrum) überziehen die alten grauen Mauern, in denen einst die Jüngsten der Mönche abgehalten wurden, in denen aber jetzt der neugierige Tourist pietätlos umherzieht.

Jona wird von der Insel Mull nur durch einen schmalen Kanal getrennt, der durch die abgerundeten Granitklippen, die überall aus ihm hervortreten, sehr gefährlich wird. Der am weitesten nach Westen vorgeschobene Theil der Insel Mull, die Halbinsel Roß, besteht vorzugsweise aus rothen Granitkuppen, die vollständig vegetationslos sich eine lange Strecke an der Südküste hinziehen. Es ist ein trauriger Anblick, der nur durch die unzähligen weißen Möven, welche dem Schiff folgen, etwas belebt wird. Nach Süden zu kommen nun die hohen Berge der Inseln Jura, Islay und Colonsay in Sicht. Der Dampfer nimmt einen östlichen Kurs. Auf die kahlen Granitfelsen, die der Küste ein ungemein einförmiges Ansehen geben, folgen vulkanische Gesteine jüngern Ursprungs, und bei Carsaig unterscheidet man wieder die schönsten Basaltsäulen; sie bilden hier einen Bogen, durch den der Ocean hindurchrauscht. Aber auch diese Südküste Mulls erscheint uns beim Durchfahren fast überall todt und unbewohnt.

Es war bereits dunkel geworden, als der Dampfer sich wieder der vor dem Hafen von Oban liegenden Insel Kerera näherte. Herren und Damen hüllten sich in ihre Plaids ein, und nur die unglücklichen Reisenden, welche, um Komödie zu spielen, den schottischen Kilt angezogen hatten, schlotterten bedenklich mit den Knieen. Zwei alte Musikanten an Bord des Pioneer spielten altschottische Weisen; sie banthabten aber die Pfeife entsetzlich, und ich war froh, als die Lichter im Hafen von Oban uns zu Gesichte kamen, ihnen zu entrinnen, wenn auch noch lange die Weise ihres Hauptliedes mir im Kopfe nachsummte:

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to mind?

Digitized by Google

Land und Leute am Frischen Haff.

Von **Friedrich Deutler** in Tolkemit.

Lage und Schiffbarkeit des Haffs. — Die Ufer im Sommer und Winter. Die Kämpen. Die Ortschaften am Haff. — Die samländische Küste. — Die Mennoniten, Katholiken und Protestanten. — Erzeugnisse des Meeres und Bodens. — Gewerbthätigkeit.

Zwischen Elbing, Königsberg und Pillau erstreckt sich das beinahe 15 Geviertmeilen einnehmende Frische Haff parallel mit der Ostsee hin. Es erscheint uns als ein Binnengewässer, denn vom Meere trennt es die lange Zunge der Frischen Nehrung (Globus VI, 333), und nur das 12 bis 14 Fuß tiefe Pillauer Tief verbindet es mit der offenen See. Die Nogat, Alte Weichsel, Elbing, Passarge und die Frisching sind die hauptsächlichen in dasselbe einfallenden Flüsse.

Da, wo sich meilenlange, nackte Sandbänke, sogenannte Haken, unter dem Wasser hinziehen, ist das Haff nicht fahrbar. An anderen Stellen jedoch, wo die Peilung 8 bis 12 Fuß Tiefe ergibt, können kleinere Fahrzeuge — Jachten, Lommen, Sicken, Steinzangerfahrzeuge, Keilel und Angelkähne — dies Wasser beschiffen. Seeschiffe finden jedoch hier keine genügende Tiefe, und selbst die auf den elbinger Schiffswerften gezimmerten müssen mit vielen Kosten und Schwierigkeiten über das Haff nach Pillau gebracht werden.

Meine Beschreibung gilt aber nicht dem einförmigen Wasser, das sich an hellen, windstillen Tagen wie ein Spiegel glättet, sondern den romantischen Haffufern, in denen Berg und Thal, Wiese und Wald wechseln. Laubholz und Kiefernwald ziehen abwechselnd an den Lehnhügeln sich hin, und an den Ufern rauschen die Binsen und Rohreinfassungen uns geheimnißvolle Sagen der alten Heidenzeit zu; aus ihnen steigt dicker, grauer Nebel auf und formt sich zu Gestalten, vor denen der abergläubige Fischer sich bekreuzigt. An die Ueberreste von Heidenburgen, von Hühnengräbern, an Klöster- und Schloßruinen knüpft sich hier manche Erinnerung an die Vorzeit.

Der Sommer am Frischen Haff ist kurz, er dauert nur drei Monate: Juni, Juli und August; aber desto schöner ist er auch, desto entzückender sein Blüthenschmuck. Im April und Mai, September und Oktober gibt es auch noch einzelne schöne Tage, aber ihnen folgen rauhe, kalte Nächte, die nur der Nordländer kennt und erträgt.

Der Winter verändert die Haffufer dergestalt, daß man kaum glaubt, es seien dieselben, die man im Sommer vor sich hatte. Ueber Berg und Thal breitet sich das mehrere Fuß hohe Schneegewand, und das Wasser ist oft von einer ellendicken Eiskruste überzogen. Dann klingt bei starkem Froste häufig ein donnerähnlicher Ton vom Eise zum Strand herüber, um im Bergesecho oder im entlaubten Walde zu verhallen. Die Ausdünstung des Wassers hat sich einen Weg durch die Decke gebildet, und meilenlange, weitklaffende Risse zeigen sich im Eise. Sinkt die Eisdecke um einige Fuß, so schieben sich an diesen Rissen hohe Eisberge zusammen, welche über Nacht entstehen und verschwinden, je nachdem sich das Wasser hebt oder senkt. Der Winter am Haffstrande ähnelt dem Winter im Hochgebirge. Oft ist der Schneefall so heftig, daß er Berg und Thal verschüttet, der heranbrausende Nordwind 10 bis 12 Fuß hohe Schanzen aufwerft und die schneebeschwerten Aeste des Kiefernwaldes unter der Wucht des Druckes zerbrechen.

Wer die Haffufer übersehen will, besteigt eins der von Elbing nach Königsberg fahrenden Dampfboote. Wir verlassen den elbinger Hafen — den Elbingfluß —. Zu unserer Linken liegt eine fruchtbare Niederung, die sich kaum aus den fluthen zu erheben scheint, und deren Einfassung aus Binsen, Kalmus und Röhricht besteht.

Die Nogat und die Alte Weichsel, welche in den westlichen Theil des Frischen Haffs münden, bilden an ihren Ausflüssen deltaartige Arme, Ninnen genannt, zwischen denen sich kleine Inseln oder Kämpen hinziehen. Diese wogenumrauschten, grünen Eilande sind ungemein fruchtbar. Oft werden sie überschwemmt und haben im Frühjahre gewaltige Eisgänge zu überstehen, oft ragen nur noch die höher gebauten Wohn- und Wirthschaftsgebäude aus den Fluthen heraus. Aber desto üppiger entfaltet sich auch im Sommer das mannshohe Getreide, und überall sprießt ein grüner Rasenteppich hervor. Die Kämpen ziehen sich von der Nogat bis zu dem Dorfe Bodenwinkel auf der Frischen Nehrung hin.

Von der Nogat aus nach Osten und Nordosten erstreckt sich längs dem Haff eine Hügelreihe bis Brandenburg, zwei Meilen vor Königsberg. Bald tritt sie vorgebirgartig an die Wasserfläche hinan, bald zieht sie sich mehr zurück, um fruchtbare, oft meilenlange, jedoch nur schmale Niederungen aufzunehmen, die durch Alluvialanschwemmungen entstanden sind. Auf diesen letzteren liegen die Städte und Dorfschaften des Haffs, umgeben von hübschen Buchenwaldungen, ein freundlicher Anblick. Zuerst Steinort, dann Succase, berühmt durch seinen Obstbau, es folgt Panklau, und dicht dabei liegen die Ueberreste einer alten „Heidenburg“, wahrscheinlich Lonsanien; ein Erdwall, der einen vereinzelten Hügel umzieht, ist Alles, was von ihr übrig ist. Eine halbe Stunde weiter erhebt sich aus dunklem Buchenwalde das rothe Kirchdach und schlanke Thürmchen von Cadinen. Am Bergesabhange steht die Ruine eines Klosters, das einst von Bernhardinern bewohnt war und zu der am Feste der heiligen Portiuncula von weit und breit die frommen Wallfahrer herbeiströmten. Unser nächster Zielpunkt ist die Fischer- und Töpferstadt Tolkemit, welche im 13. Jahrhundert erbaut wurde. An die seltsamen altpreußischen Namen dieser Ortschaften knüpfen sich verschiedene Sagen; so soll einst der Heidenkönig Hozgo drei Töchter gehabt haben, denen er nach seinem Tode sein Land vererbte. Mita gab der Wehrburg Tolko den Namen Tolkomita, Cadina erbaute die Burg gleichen Namens und Pogesania, die dritte, wurde Priesterin. Nach ihr hieß früher das ganze Land Pogesanien.

Unmittelbar hinter Tolkemit rückt die Hügelkette, deren höchster Punkt Patershöhe heißt, dicht an das Haff und bildet bis eine halbe Meile vor Frauenburg vorgebirgartige Höhenzüge. Hier beginnt nun Alluvialland; bei Wyck neben Kiefernwäldern, und nicht weit davon am Ufer liegt ein großer, moosbewachsener Stein, der Heiligenstein. Auch an ihn knüpfen sich Sagen von Riesen; nach der Meinung Vieler ist es ein altheidnischer Opferaltar, der zu Ehren Kurchos, des Gottes des Essens und Trinkens, aufgestellt war und dem Fische und die Erstlinge des Frühjahrs geopfert wurden.

Frauenburg, der Sitz des Bischofs von Ermeland, liegt an dem 80 Fuß hohen Domberg, einer Düne, von welcher die sechsthürmige Kathedrale mit dem Grabe des großen Astronomen Copernicus uns entgegenblickt. Bei Passarge treten die Berge wieder hervor. Der Ort besteht aus zwei verschiedenen

Digitized by Google

Dörfern: dem katholischen Neu- und dem protestantischen Alt-Passarge, und hinter diesen zeigt sich das weiter landeinwärts liegende Städtchen Braunsberg.

An Bästerwalde vorüber gelangen wir nach Leysuhnen, hinter dem die Drechslerstadt Heiligenbeil hervordrickt. Es folgen die Güter und Fischerdörfer Banau, Reinshof, Tollendorf und zuletzt Balga, wo die Trümmer einer alten Kreuzherren-Ordensburg an ehemalige Pracht und Herrlichkeit vergangener Tage erinnern. Auf einem von Buchengestrüpp umkränzten Hügel, an den sich wieder Schilf und Rohr anschließen, erhebt sich das alte, verfallene Gemäuer. Früher stand hier die „Heidenburg" Honeda. Hermann Balk eroberte sie und erbaute auf ihren Trümmern Balga. Bei Kahlholz bildet die Küste einen halbinselartigen Vorsprung. An Patersort vorüber kommen wir zu der Stadt Brandenburg, die dicht am Haff liegt. Sie ward 1267 von Kreuzfahrern erbaut und den Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg zu Ehren benannt. Hier hören die Hügel gänzlich auf, denn eine einförmige Niederung beginnt, welche sich wie ein blühender Garten mit grasreichen Wiesen und üppigen Saatfeldern vor uns ausdehnt. So geht es bei Schakuhnen, Wangitt, Heide vorbei nach Königsberg, der Stadt am Pregelstrande.

Zwischen dem Kurischen und dem Frischen Haff und der Ostsee liegt ein Stück Land von beinahe viereckiger Gestalt, das alte „Samland", dessen Ufereinfassung nach der Hafffeite zu noch in unsere Skizze gehört. Der Strand gewährt wenig Abwechslung; doch besitzt er auch seine Eigenthümlichkeiten und Schönheiten. Hinter den Strandorten Rauschwinkel, Heidekrug, Zimmerbude und Pröse dehnt sich die Kopernikische Haide aus, wo einst Martin Gelins Burg, Konowidi, stand. Den Ort, wo vier seiner wackeren Gefährten von Heiden überfallen und erschlagen wurden, bezeichnet eine Holzsäule, die der Landmeister Meinhart von Querfurt setzen ließ. Interessant wird die wilde Haide noch durch die vielen „Hühnengräber" oder „Kapurnen", die in ihr gefunden werden.

Bei der Stadt Fischhausen, die in der samländischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt, erhöht sich die Uferlandschaft wieder. Bei hellem Wetter sieht man vom Haff das bei Tenkitten befindliche Kreuz, welches an den heiligen Adalbert von Böhmen erinnert, der als Glaubensverkündiger im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Wir kommen zu dem Schlußrücke des Haffufers; hinter dem Fischerdorfe Alt-Pillau stand vor nicht viel länger als 200 Jahren nur ein Blockhaus, um die Seeleonen aufzubewahren. Jetzt erhebt sich dort die Festung Pillau, zu der Gustav Adolf den Grund legte, und bei der ein heller Leuchtthurm den sichern Hafen verkündet. Unsere Strandreise um die Hafffüter ist hier beendet.

Die Anwohner des Haffs sind ein gut preußisch-deutscher Menschenschlag, mit nur geringer slavischer Beimischung. Weitbin an den Ostmarken des Vaterlandes lebend, haben sie aber ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit demselben.

Leider theilt das religiöse Bekenntniß die Hafflente in drei sich sehr von einander scheidende Gruppen. Doch sind die religiösen Unterschiede nur bei der Landbevölkerung, nicht bei der mehr buntsamen und civilisirten Stadtbevölkerung zu erkennen. Die drei großen Religionsgemeinschaften sind die der Mennoniten, Katholiken und Protestanten.

Der Mennonit hat seinen Wohnsitz auf den Nehrungen des Haffs und weiter landeinwärts aufgeschlagen. Er ist ernst, verschlossen und gibt sich offen und rückhaltlos nur gegenüber seinen Glaubensgenossen. Seit seiner Einwanderung in Preußen hat er sich sehr verändert; anfangs arm, gelangte er durch Fleiß zur Wohlhabenheit. In seinem Hause herrscht Ordnung und Sauberkeit. Still und geräuschlos, ohne zu fluchen, ohne heftige Worte auszustoßen, vollbringt er sein Tagewerk. Freude und Schmerz äußern wenig in dem Alltagsgange und Einerlei seines Familienlebens.

Die strengen Mennoniten, denen es jetzt nicht mehr so viele gibt wie früher, feiern ihre Familienfeste ohne Tanz, ohne Musik und bringen sich bei den Nachbaren in den Ruf des Geizes.

Der Mennonit, als Inhaber eines Privilegiums, für welches er eine kleine Steuer entrichtet, nimmt in Preußen eine bevorzugte Stellung ein, die keinem Stand, selbst nicht dem hoch bevorzugten Adel, zukommt. Seine Söhne, wohlgebildete, kräftige Menschen, sind nämlich militärfrei. Während der katholische und protestantische Nachbar seine Söhne zum Kriegsheer stellen muß, bewirthschaftet der Mennonit mit den daheim bleibenden Söhnen seine nicht unbedeutenden Güter und gewinnt augenscheinlich dadurch an Wohlhabenheit. Eine Entschädigung für dieses nirgends sonst existirende Vorrecht findet er in seinen religiösen Gesetzen. Warum gebraucht er aber das Feuergewehr auf der Jagd, — er — der Mann des Friedens, der keine Waffen tragen soll? — Gewiß wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, in der auch die Mennoniten, gleich den anderen Staatsbürgern Preußens, an der Landesvertheidigung mit Theil nehmen müssen.

Der Katholik bewohnt den Landstrich von Tolkemit bis zum Fluß Passarge, also das Ermeland. Man erkennt sofort die katholische Gegend an den Kreuzen und Heiligenbildern, welche an den Landstraßen stehen.

Dem Ermeländer ist die Kirche die Hauptsache und der Priester eine Person, der er unbedingtes Vertrauen schenkt; deshalb sieht es der wohlhabende Bauer auch gern, wenn wenigstens einer seiner Söhne Theologie studirt, damit er ein „Herr" werde. Für Klöster, Kirchen und kirchliche Zwecke hat der katholische Bauer auch mehr übrig, als für Vergnügungen, denen er im Ganzen nicht viel nachgeht. Der Volkscharakter ist ein durchweg guter.

Der Ermeländer verheirathet seine Kinder nicht mit Andersgläubigen, deshalb bleibt dieser Strich in sich abgeschlossen, und man kann gerade nicht sagen, daß Ermeland sich dadurch im Nachtheil befände. Denn die Güter bleiben beisammen, und die Landwirthschaft hebt sich.

Aber nicht allein die Kreuze und Heiligenbilder kennzeichnen das Ermeland. Es ist noch etwas Anderes, was in die Augen fällt, nämlich die kleidsame Tracht der Frauen. Das Haupt ist bedeckt mit einer kostbaren, goldgestickten Kappe, welche ein nach hinten gelegter, gefranster, weißer „Nettstrich" wie ein Heiligenschein umgibt. Seidene, möglichst helle Bänder kranzen sich als Bindeband über die Backen, flattern dann aber lang über die Brust. Oben so hängen vom Mützenboden ausgehende, lange Bänder von derselben Farbe über die Schultern. Eine Jacke von hellem Zeug oder Tuch umschließt die Brust, während ein helles Kleid oder ein rother, reich über die vollen Hüften gefalteter Friesrock den übrigen Körper verhüllt.

Die ermeländischen Frauen sind schlank und wohlgebildet, besitzen aber eine Neigung zur Korpulenz. Ihr Betragen ist äußerst zurückhaltend und sittig, so daß ein Fremder sich wundern muß, wie die einfache Bäuerin zu diesem Anstand und den feinen Manieren gelangt ist.

Die Protestanten, bei weitem der überwiegende Theil der Bevölkerung, huldigen durchschnittlich dem fortschreitenden Zeitgeiste; und schon theilweise auf diesem Grunde hat sich nur noch in einzelnen Gegenden am Haff, namentlich auf der elbinger Höhe — zwischen Elbing und Cadinen — die bäuerliche Kleidung erhalten. Diese Bauern tragen eine blaue, mit gelbblanken, glatten Knöpfen besetzte Jacke und eine Weste derselben Art. Die blauen Beinkleider stecken in riesigen, bis an die Kniee gehenden

Digitized by Google

„Schmierstiefeln". Der Hemdkragen enthält ein blau eingewirktes Blumenmuster.

Die Bauernfrau, gewöhnlich klein und nicht hübsch, liebt die dunklen Farben. Ein schwarzseidenes Kopftuch, dessen lange, zusammengebundene Zipfel wie Hörner an den Scheitelbeinen emporstehen, ist über eine darunter gesteckte weiße Kappe gewunden und steht nicht gut zum Gesicht. Die schwarze Tuchjacke mit gelbblanken Knöpfen ist mit nach oben stark gepufften, unten engen Ärmeln versehen und der grüne, blaue oder rothe Friesrock, der kaum bis an die Knöchel reicht, mit buntem Band besetzt. Eine fast den ganzen Rock bedeckende blaue Schürze mit Randverzierung und beschnallte Schuhe vollenden die Tracht.

Der niederunger Bauer ist äußerlich ein Kavalier, er lebt im Wohlstande und Luxus, fast verschwenderisch. Seine Festlichkeiten, Hochzeiten, Schmauserein ꝛc. dauern Tage lang. Seine Gebäude sind prächtig aufgeführt, er selbst aber bleibt der Plattdeutsch sprechende Einfache.

Der Weidenbaum kann von dem landwirthschaftlichen Bild der Niederung nicht getrennt gedacht werden. Er liefert das Material zu den Acker- und Gartenzäunen, zu Hausgeräthen und Körben, Sensen- und Sichelstielen. Das in den Rinnen aufschießende Rohr braucht der Niederunger zur Bedachung seiner Häuser, die Stoppeln zum Brennmaterial. Hauptsächlich betreibt der Bauer dieser feuchtreichen Distrikte Viehzucht, Käse- und Butterbereitung. Seine Produkte gehen weit und breit über die ganze Provinz.

Der Bauer der Höhe sticht gegen den Niederunger wesentlich ab. Er ist geizig, nicht so reinlich, weniger geputzt und hält fester an den alten Sitten und Gebräuchen, von denen er sich ungern trennt. Holz besitzt er im Ueberfluß, deshalb sind seine Ackerumfriedigungen von massivem Holz erbaut; selbst auf die Gebäude legt er zur Befestigung des Strohdaches spitzwinkelige Aststücke. Auf der elbinger Höhe verschacherte er seine Töchter förmlich an den Meistbietenden — ein Unfug, der im Ermeland auch noch vorkommt. Der Bräutigam sieht gar nicht auf Schönheit und Tugenden der Braut, sondern auf Reichthum, auf Vieh- und Pferdestand und nimmt die Braut als Zugabe mit in den Kauf. Wittwen besorgen sich sogar selbst ihren zweiten Mann und freien diesen oder jenen durch einen Werber an. Doch sind diese Ehen auf ihre Weise glücklich — der Mann bekümmert sich auch wenig um seine Frau, und doch kommt Ehebruch fast nie vor.

Die Hauptbeschäftigung der Bauern auf der elbinger Höhe und im Ermelande besteht neben dem Ackerbau im Spinnen und der Leinwandbereitung. Die ganze Bauernfamilie benutzt den langen Winter zum Spinnen und den Frühsommer zum Weben. Der Mann besorgt den Acker, während die Frau und die Töchter am Webstuhl sitzen. Die Leinwand ist leicht in den Städten abzusetzen, namentlich auf dem danziger Dominikmarkte, wohin von weit und breit mit der Leinwand gewandert wird.

Der Schiffer, welcher auf Jachten und Lommen Frachtstücke am Haffstrande von einer Stadt zur andern befördert, sich auch wohl in das Kurische Haff und in die Ströme begibt, macht ganz den Eindruck eines Seemannes. Sein Betragen ist naturwüchsig; er liebt Uebertreibung in seinen Erzählungen und die Ruhe auf seinem Fahrzeuge. Windstille, glattes Wasser kann er nicht leiden, dann muß er ans Ruder; deshalb fürchtet er keine Bö, keinen Sturm, „wenns ihn auch tüchtig aufspielt", wie er selber sagt. Obgleich er viel in größere Städte kommt, schleift er sich doch nicht ab, die Manieren bleiben die alten; er trinkt seinen Branntwein fort und kaut Tabak.

Der Fischer ist ein ernster, ruhiger, bescheidener Mann. Unter diesen Leuten gibt es eisenfeste Naturen, die sich auf Sturm und Arbeit nichts machen und zur Herbst- und Frühjahrszeit hinaus ins Haff segeln, um die Netze auszuwerfen. Und alljährlich kann man die Klage hören, daß wieder einer der Braven in den nassen Fluthen sein Grab gefunden.

Viele Ortschaften besitzen noch alte Fischereigerechtigkeit, andere dagegen haben dieselbe verloren. Das Privilegium der Keitelfischerei ist das merkwürdigste, welches man am Haffe findet. Vom Monat Juni bis Ausgang Oktober hat der Alt-Passarger das verbriefte Recht, sich mit einem Keitel (deren 30 vorhanden sind) auf das Haff zu begeben. Am Sonnabend Abend fährt er aus und kehrt erst am folgenden Sonnabend heim, so daß er volle acht Tage auf dem Wasser bleibt. Der Keitel ist ein einmastiges Schiff, welches ein Treibnetz nach sich zieht, mit dem man Tag und Nacht fischt. Der Keitler wird beehrt von seinen kleineren Concurrenten gehaßt. Er segelt an ihren wenigen Fahrzeugen stolz vorüber, treibt auch wohl deren Netze und Leinen mit sich fort, kurzum, er verursacht den mit kleinem Gezeug Fischenden und dem Staker, der die Fische mit einer Stange „aufstakt", vielen Schaden.

Zur Fischerei hat jeder am Haff Wohnende ein Recht, wenn er die Steuer dafür beim Oberfischmeister in Frauenburg entrichtet. Man unterscheidet die kleine und große Garnfischerei, die feldsverkäuflich in kleineren (Sicken) oder größeren Fahrzeugen (Angelkähnen) und Netzen betrieben werden. Der Oberfischmeister führt die Aufsicht über die Haffischer. Ihm sind die Fischmeister und Fischerschulzen untergeordnet. Alle haben darauf zu sehen, daß nicht zu kleinmaschige Netze in Anwendung gebracht und die jungen Fischbruten vertilgt werden.

Nicht allein im Sommer, sondern auch im Winter macht sich der Fischer hinaus aufs Haff. Er schlägt in das Eis Löcher, welche etwa 15 Fuß von einander stehen und in gerader Linie hinter einander verlaufen. Von Loch zu Loch schiebt er sein Netz unter dem Eise fort und zieht es, nachdem er einige hundert Schritt unter dem Eise damit fortgegangen, empor. Oft ist der Fang bedeutend. Von weit und breit, selbst aus Polen, kommen zur Winterszeit Kaufleute herbei, um die Fische aufzukaufen und zu versenden.

Als Vermittler des Handels auf dem Haff ziehen von Stadt zu Stadt auf ihren „Sicken" genannten Fahrzeugen Handelsleute, welche als ein Mittelding zwischen Fischer und Schiffer angesehen werden. Ihr Hauptartikel sind lebende Fische, die sie in einem durchlöcherten Kasten mit sich führen. Aber sie kaufen auch die verschiedenen Erzeugnisse der Gegend auf und sorgen für deren Absatz.

Im Juli reisen in den Wäldern die Heidelbeeren (Blaubeeren genannt). Alt und Jung, ja ganze Familien wandern hinaus, um die Beeren in Kübeln und Töpfen zu sammeln. Abends kehren sie zum Strande zurück und verkaufen sie jenen Handelsleuten, welche damit in großen Städten bedeutende Geschäfte treiben.

Die Haffufer nach der elbinger Höhe zu bilden, außer der graudenzer Niederung, die Obstkammer Westpreußens. Dieses Obst macht der Handelsmann ebenfalls zum Gegenstande seines Kaufes. Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen erhandelt er und segelt damit in große Städte.

Ein Hauptgeschäft bildet der Brennholz-, Faschinen- und Besenhandel nach der Niederung und der Butter-, Käse- und Gemüsehandel nach der Höhe. Der Handel mit Schweinsborsten für die Bürstenbinder, mit Eschenrinde für die Gerber, selbst der mit Kartoffeln ist gleichfalls zu erwähnen. Der Aufkäufer bildet den Vermittler zwischen Stadt und Land, Höhe und Niederung und macht dabei seine guten Geschäfte.

Im Herbst, September, Oktober, beginnt in der Strecke zwischen Elbing und Frauenburg der Drosselfang, durch den sich viele Familien dieser Ortschaften eine Art Existenz verschaffen. Jeder Bürger Tolkemits, jeder Strandbewohner dieses Landstrichs legt im Walde seine Dohnen und fängt mit den Eberschecken (Quitschen-) Beeren, welche er darin befestigt, täglich 6 bis 20 Paar Drosseln. Wenn die „Quitschen", welche hier aller Orts

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

an den Landstraßen stehen und den Drosselsängern verkauft werden, gut gerathen, dann gibt es, nach der Ansicht der „Dohnensteger", viele Drosseln. Nach der Drosselzeit finden sich Krammetsvögel und zuletzt die Seidenschwänze ein. Ganze Schiffsladungen und Fuhrwerke, welche von den Handelsleuten ausgerüstet werden, gehen, gefüllt mit Vögeln, aus dieser Gegend nach großen Städten, selbst nach Berlin.

Der Steinhandel gibt ebenfalls tausenden von Menschen das Brot. Theils werden die Steine aus den Bergen, momentlich zur Winterszeit, gegraben, theils aus dem Hasse (dem Frischen und Kurischen) und an der sämländer Ostseeküste „herausgegangt". Ein eigenes Gewerbe hat sich gebildet, das nur der Küstenbewohner dieses Landstrichs kennt, das Gewerbe der Steinzanger.

Es sind riesige Leute, welche sich dazu hergeben, denn schwächliche würden zu Grunde gehen. Die Steinschiffer fahren in großen eigens dazu erbauten Lommen an den Ort ihrer Bestimmung, um dort vermittelst großer eiserner Zangen, welche sie vom Maste tief ins Wasser senken, den Stein zu fassen. Wenn derselbe fest im Zangenmaul liegt, dann wird er emporgehißt und in den Schiffsraum gesenkt; ist er zu groß, so spannen wohl mehrere Lommen zusammen, um ihn gemeinschaftlich zu bewältigen. Will aber auch dies nicht gelingen, dann muß der Stein unter dem Wasser durch eigens dazu angefertigte Zündröhren gesprengt werden. Oft liegt der Stein während des Aufhissens fest in der Zange, aber — da reißt die Kette, oder die Zange selbst zerbricht — der Stein fällt in den Schiffsraum und zerschlägt die Wandungen der Lomme. Natürlich ist dann das Fahrzeug, manchmal auch die Bemannung desselben verloren.

Die verschiedenen Gewerbe wirken natürlich auf die körperliche Beschaffenheit der damit Beschäftigten wesentlich ein.

Der Ziegelbrenner, der Dachpfannenmacher, der Kalkbrenner und Töpfer (Hafsner) können nicht so kräftig sein, wie der Wasserfahrer.

Die schlechteste Stellung nimmt der Töpfer ein. Er erreicht auch selten ein hohes Alter. Die Stadt Tolkemit ist der Hauptsitz der Töpferei, die hier von mehr als 60 Familien betrieben wird. Im Winter holt sich der Töpfer das Material aus den Bergen. Zu Ziegelsorn baut er den Thon aus und schafft ihn in seine Werkstatt oder in seine Vorrathsgrube. Vor der Benutzung wird derselbe von Steinen befreit und mit den Füßen geknetet. Nun erst ist er — als Schluf — für die Drehscheibe verwendbar. Schüsseln oder Töpfe kommen als Rohgeschirr zum Trocknen in die Sonne. Der Töpfer bereitet sich selbst das Bleioxyd in eigens dazu konstruirten Kaminen. Er erhitzt das Blei so lange, bis es sich zu Staub verwandelt (Bleischern) und mischt es mit Eisenschlag und Sand zu Glasurpulver, womit er das Rohgeschirr bestreut (glüht). Zuletzt geht Alles in den Brennofen, und endlich ist die Waare fertig. Das Geschirr wird weit und breit in die Provinz und darüber hinaus gebracht, die großen Milchschüsseln gehen in die Niederung, die Töpfe in große Städte. Natürlich leidet des Töpfers Gesundheit am meisten, er setzt sich fast täglich der Bleivergiftung aus. Bleikoliken und Bleilähmungen sind bei ihm häufig anzutreffen. —

Der Böttcher (Anfertiger großer Fässer und Wannen ꝛc.) und der Bechter (Anfertiger kleinern Zeuges, Eimer ꝛc.) ist kerniger und gesünder, aber arm und mittellos, wie die Töpfer. Auch sein Fabrikat findet weit und breit Absatz.

Der alte Kernsamm der Leute am Haff ist blauäugig, blondhaarig; die derbe, große Schwielenhand, das treue Auge verkünden, daß hier an der äußersten Grenzmark unsers Vaterlandes das deutsche Herz so schlägt, wie im Süden, Westen und Osten, und daß der einzige große Gedanke der Zusammengehörigkeit Deutschlands tief in unserer Ueberzeugung wurzelt.

Moskau's öffentliche Gebäude.

(Mit einer Ansicht des Kreml in Moskau.)

Von **B. Lohse.**

Unglücksgeschichte der Stadt. — Die Straßen. — Gouvernementsgebäude. — Promenaden und Vorstädte. — Der Kreml. — Kitai Gorod. — Die Paläste und die Rüstkammer. — Die Kirchen.

„Nach Moskau müssen Sie gehen, um Rußland kennen zu lernen", sagte Kaiser Nikolaus zum Marquis von Custine, als derselbe sich in Petersburg vom Czaren verabschiedete. „Hier sehen Sie nur London, Paris, Berlin, Wien im modernsirten Zuschnitte; in Moskau sehen Sie die ganze russische Geschichte, Sie sehen den Mittelpunkt des Reiches; Sie sehen, was es gewesen ist und was ihm noch werden kann."

Und gewiß, wer Rußland nach seinem Wesen und die Volksthümlichkeit der Moskowiten studiren will, kann nur in Moskau eine klare Anschauung davon bekommen.

Die entsetzlichen Schicksalsschläge, welche die alte Czarenstadt seit ihrer Gründung getroffen, stehen unerreicht in der Geschichte anderer europäischer Städte von gleicher Bedeutung. Im 14. Jahrhundert wurde Moskau unter der Regierung Wasi II. von Tamerlan, dem gewaltigen Mongolenführer, von Grund aus zerstört; kaum wieder erstanden, ertag es aufs Neue den über Rußland hereinfallenden Tatarenhorden, welche es erst nach einem achttägigen Brennen und Morden, vollständig verwüstet, verließen. Ungefähr 70 Jahre später wurde Moskau durch einen Brand heimgesucht, welcher beinahe die ganze Stadt in Asche legte, und bei dem über 2000 Menschen in den Flammen umkamen. Von den russischen Erbfeinden, den beutelustigen Tataren, wurden dann 1571 wiederum die Vorstädte Moskau's erobert, geplündert und verbrannt, wobei ein wüthender Orkan auch in der Stadt große Verheerungen veranlaßte. Bei diesem furchtbaren Unglücke, das die „heilige Stadt" getroffen, sollen 100,000 Menschen durch die Tataren und die Flammen hingerafft worden sein. Im Jahre 1611 wurde ein großer Theil der Stadt durch die eroberten Polen zerstört, und als im Jahre 1812 die Bevölkerung von Moskau sah, daß die russischen Truppen sich vergebens anstrengten, die gegen sie heranziehenden Schaaren Napoleons zu bekämpfen, übergab sie ihre alte heilige Stadt dem Alles verzehrenden Elemente. Eines der größten Opfer, welches jemals der Vaterlandsliebe gebracht wurde. Moskau, das Ideal einer Stadt für jeden Russen, die Schatzkammer der heiligsten Reliquien und Reichthümer der russischen Kirche, welche selbst die Barbaren aus Ehrfurcht nicht anzutasten wagten, wurde opferwillig in Brand gesteckt als das einzige Mittel, um Napoleons Sturz herbeizuführen.

Seit jenem verhängnißvollen Jahre ist die Entwicklung der

Digitized by Google

Stadt in keiner Weise wieder gestört worden; neue Häuser sind an der Stelle der verbrannten wieder erstanden, und nur die Führer zeigen dem staunenden Fremdling noch wie weit einst die Grenzen des ungeheuern Brandes gingen. Alle Spuren von dem Aufenthalt des französischen Heeres sind vollständig getilgt worden, und nur das Fehlen einiger im Brande untergegangenen Merkwürdigkeiten zeugt von dem Vorhandensein der grossartigen Katastrophe.

Die Grossartigkeit der Paläste auf dem Kreml, die Pracht und der Reichthum, welchen die 375 Kirchen und 21 Klöster zur Schau tragen, die Vollständigkeit der Museen und Bibliotheken, die alleedings 1812 theilweise fortgeschafft waren, die eleganten Privathäuser auf den neu angelegten Boulevards lassen das entsetzliche Unglück, welches die Stadt vor erst 52 Jahren getroffen und ihr mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser gekostet hat, nicht mehr ahnen.

Moskau ist eine sehr unregelmäßig gebaute Stadt. Keine Straße ist gerade, die wenigsten sind gepflastert, keine ist mit Beleuchtungsapparaten versehen, doch soll diesem Uebelstande jetzt abgeholfen werden. Die Häuser, große und kleine, öffentliche Gebäude, Kirchen und Klöster, Hospitäler, Schulen und Kasernen stehen in bunter Reihe neben einander. In den benzaun und benzaun ziehenden krummen und winkligen Straßen eröffnen sich oft hübsche Aussichten auf das große Häusermeer mit seinen bunt gemalten Dächern, seinen eingefrenten Gärten und den goldenen und silbernen Kuppeln seiner Dome und Kirchen.

Im Jahre 1813 kam es hauptsächlich darauf an, Moskau so rasch als möglich wieder aufzubauen; es wurden deshalb die Häuser, ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit der Straßen, beinahe alle an derselben Stelle, auf welcher sie niedergebrannt waren, wieder aufgebaut. Das Ganze hat wenig durch die Zerstörung des Alten gewonnen, doch sind die neueren Häuser den anderen Anforderungen mehr entsprechend. Es wurden auch mehrere öffentliche Gärten und Promenaden angelegt; daher verdinet Moskau mit dem Reize einer neuen Stadt die angenehme und malerische Unregelmäßigkeit einer ganz alten. In einer Straße steht man neben einem großen Palaste, welcher in ächt russischer Weise mit korinthischen Säulen überladen, mit großen Auffahrten und reich verzierten Balkonen versehen ist, ein einfaches, geweißtes, einstöckiges hölzernes Haus von orientalischer Bauart mit plattem Dache, das als bescheidene Wohnung einem Kaufmann oder Handwerker dient. Nahe dabei eine kleine Kirche mit einer grünen, silberdesternten Kuppel, dann kommt eine Reihe kleiner Häuser, welche den Tatarenwohnungen im Süden ähnlich sind, und diesen folgen wiederum kolossale Etablissements, sogenannte Gouvernementsgebäude, wie sie wohl in ähnlicher Größe und Anzahl nirgends, außer in Rußland, angetroffen werden.

In Moskau befinden sich ein Arsenal für 100,000 Mann, 22 große Kasernen, 47 vorzüglich eingerichtete Hospitäler und 82 Armenhäuser; ein Findelhaus, das größte in Europa, in dessen hellen, großen und gesunden Räumen ungefähr 6000 von ihren Eltern ausgesetzte Kinder geistige und leibliche Nahrung erhalten. Während des Krimkrieges wurden die Kinder zu Landleuten in Verpflegung gegeben, und das Haus wurde verwundeten Kriegern zur Verfügung gestellt. Man sagt, daß zu einer Zeit 4557 Verwundete und im Ganzen über 40,000 Mann in demselben aufgenommen und verpflegt worden sind.

Auf einem Spaziergange glaubt man sich oft bei dem Gewinde kleiner Straßen in eine sehr unbedeutende Stadt versetzt, bis plötzlich eine Biegung auf einen großen freien Platz führt, welcher mit prächtigen Kirchen und großen Wohnhäusern eingerahmt ist; — oder es eröffnet sich die Einsicht in einen mit Geschmack angelegten Park. Die innere Stadt ist durch eine 30 Fuß hohe, aus weißen Kalksteinen aufgeführte Mauer, die einen Umfang von 30 Werften (etwa 4 deutsche Meilen) hat, durch freie Plätze und neue sehr zierlich bepflanzte Promenaden von den 30 Vorstädten oder Sloboden getrennt. Während im Norden an der Moskwa die Straßen in regelmäßiger dichter Folge beinahe bis an die Grenzen des weiten Stadtgebietes gehen, ziehen sie sich im Süden und Westen nicht viel über die Boulevards hinaus; doch bieten sie hier oft herrliche Aussichten auf die an dieser Seite in großer Menge gebauten Klöster, Kirchen und Villen. Es gehören alle diese, selbst in größerer Entfernung vereinzelt liegenden Gebäude zum Stadtgebiete, welches dadurch eine ungeheure Ausdehnung erhalten hat; daher kommt es denn auch, daß die Bevölkerung Moskau's von beinahe einer halben Million*) eine anscheinend ziemlich spärliche Einwohnerzahl für eine so sehr ausgedehnte Stadt zu sein scheint.

Großartig erhebt sich als Mittelpunkt Moskau's der Kreml, welcher mit seinen Plätzen ein Dreieck von einer halben Meile Umfang bildet. Die ersten Ansiedler hatten sich auf den Kremlhügeln niedergelassen, und von diesem Mittelpunkte aus hat sich die große Stadt entwickelt. Der östlichen Seite des Kremls schließt sich Kitai Gorod an, die Chinesenstadt; sie ist nächst dem Kreml wohl der älteste Theil Moskau's.

Dieser Stadttheil ist der Hauptsitz des Handels mit der Börse, der Münze und dem Gostinoi Dwor, einem Bazar mit 6000 verschiedenen Läden, in welchen Asien und Europa ihre Produkte feil bieten. Die meisten asiatischen Kaufleuten haben hier ihre Waaren mit ihren Vertretern in sehr ihre originellen Nationaltrachten ausgestellt.

Beide Stadttheile, der Kreml und Kitai Gorod, werden eingefaßt durch Beloi Gorod (die weiße Stadt) mit ihren herrlichen Palästen und öffentlichen Anstalten. Eine der angenehmsten Spazierfahrten, auf welcher man einen großen und zugleich den schönsten Theil der Czarenstadt sieht, sind die Umfahrungen der verschiedenen Stadtheile vom Kanal aus durch Kitai Gorod, Semljanoi Gorod durch die Gartenstraße, über die Boulevards nach dem Kreml zurück.

Ehe wir denselben selbst betreten, wollen wir uns der herrlichen Aussicht auf seine großartigen Paläste und Kirchen, welche uns von der Moskwa Reki-Brücke geboten wird, erfreuen. Vom Flusse aus erhebt sich der Hügel, auf welchem der Kreml steht, in pittoresken Formen, mit dichtem Moos und Buschwerk durchwachsen. Ueber Alles ragt der große, 291 Fuß hohe, dünne, achteckige Glockenthurm Iwan Welikij; wie man sagt, nach seinem Baumeister, einem Lübecker, Johann Wilkens, genannt. Auf seiner zwiebelförmigen Kuppel ragt ein hohes, vergoldetes Kreuz, das einst die Franzosen weggeschleppt hatten. Von dem Thurme hat man eine der schönsten Aussichten auf Moskau, welches man rings um den Kreml weit und breit vor sich hingelagert sieht. Ueberall, wohin man blickt, die lebhaftesten Farben, die kolossalen Gebäude in der mit weitläufigen Gebäuden und Gärten durchwebten Stadt. Der Kreml ist mit einer 40 Fuß hohen, unten 26 Fuß dicken Mauer umgeben, welche überall steil abfällt und durch reizende Anlagen begrenzt wird, welches man in sehr gefälligem Geschmack auf den ausgefüllten Festungsgräben angelegt hat.

Der Kreml repräsentirt in seinen Palästen, Klöstern, Kirchen und Museen die ganze russische Geschichte. In seinem Innern ist kein Punkt, der nicht glorreiche Erinnerungen in der Brust eines ächten Russen wach riefe. Er ist auch heute noch, trotz der Uebersiedlung der Czaren und der Regierung nach Petersburg, der Centralpunkt, in dem sich alle nationalen Erinnerungen, Wünsche und Hoffnungen von Rußland vereinen. Darum steht auch diese feste mit Zinnen und Schießscharten versehene Mauer vor ihm, als Schutz der größten Heiligthümer und historischen Reliquien der Nation.

Wenn auch mit der Verlegung der kaiserlichen Hofhaltung

*) Nach dem russischen Kalender für 1864 hat Moskau nur 377,836 Einwohner. R.

Digitized by Google

der Glanz und die Herrlichkeit der alten Czarenstadt bedeutend verdlich, so wird doch jetzt noch immer Moskau von allen Russen (die Petersburger ausgenommen) als die Hauptstadt des großen Czarenreiches betrachtet. Der Kaiser selbst läßt seinen Palast stets zur angenehmlichsten Benutzung bereit halten; in seinen Zimmern läßt nichts auf seine Abwesenheit schließen, sie sind mit allen Bequemlichkeiten, die zum Leben gehören, vollständig versehen. Das geht so weit, daß in den Toiletten sich immer frisches Wasser befinden muß und die Wohnzimmer im Winter stets geheizt sind.

Der Kreml enthält die Reste des alten Czarenpalastes, der von den Franzosen bei ihrem Abzuge theilweise zerstört wurde; der erhaltene Theil ist sehr geschmackvoll restaurirt. „Das große Schloß" ward erst vor wenigen Jahren vollendet, und durch seine Ausdehnung und vor Allem durch seine herrliche Lage ist es wohl eine der großartigsten Residenzen in Europa. Mit diesem hängt der neue Alexanderpalast innig zusammen. In der Granowitaja Palata, nach seiner Bauart der sagettirte (an der Außenseite mit Rauten versehene) Palast genannt, ist die einzige Sehenswürdigkeit der kleine, niedrige Thronsaal, in welchem die neugekrönten Czaren die Huldigungen und Glückwünsche der Großen ihres Reiches und der fremden Gesandten empfingen. Verbunden mit den beiden letztgenannten Palästen ist die Terema, ein viereckiges und achtfächriges Gebäude mit Gallerien außen herum, so gebaut, daß das obere Stockwerk stets zugezogen werden kann, so daß das Ganze einem ausgezogenen Perspektiv gleicht. Es war das Gynecäum der alten Czaren und für deren Frauen und Kinder bestimmt. Alle Zimmer in demselben sind jetzt wieder altrussisch hergestellt. Besonders hervor zu heben ist unter den interessanten Sehenswürdigkeiten auf dem Kreml der Waffenpalast (Oruschejnaja Palata) oder die Rüstkammer, mit ihren Alterthümern und Kostbarkeiten. Die Säle dieses großartigen Museums enthalten Waffen, Fahnen, Rüstungen, viele Kostbarkeiten, Thronsessel, die alterthümlichen mit Pelz verbrämten spitzen Kronen Rußlands und der verschiedenen einverleibten Reiche. Die älteste ist die des Großfürsten Wladimir, ein Geschenk Alexis des Komnenen. Sie hat die Gestalt einer runden Mütze, ist aus dem feinsten Golde und geschmackvoll mit Steinen besetzt. Alle spätern Kronen bis auf die Peter I. haben ungefähr dieselbe Form und sind mit Zobel verbrämt; von da ab nahmen sie die Gestalt der deutschen Kaiserkrone an. Seit 1832 ist hier auch die polnische Krone ausgestellt.

Dicht neben dem sogenannten Kronsaale befindet sich in dem Saale der Waffentrophäen ein Tragsessel, welcher die Aufmerksamkeit aller Reisenden im hohen Grade fesselt; es ist der Stuhl, auf welchem sich Karl XII. von Schweden auf das Schlachtfeld bei Poltawa tragen ließ, und der dort von einer russischen Kanonenkugel zerschmettert wurde. Von der Macht, welche das heilige Rußland auch über die halbbarbarischen Völker des fernen Asiens ausübt, zeugen die prachtvollen Pferdegeschirre, welche reich mit Goldstickereien, Perlen und Juwelen verziert sind, und die häufig mit edlen Pferden als Huldigungen von asiatischen und orientalischen Fürsten dargebracht wurden.

In der Gegend der Rüstkammer steht auch der Patriarchalpalast, der in seinem Innern die heiligen Gold- und Silbergefäße und 700 slavische Codices enthält. In der Kirche desselben wird das heilige Oel in silbernen Gefäßen feierlich unter vierwöchentlichen Gebeten für fast ganz Rußland geweiht.

Prachtvoll, weit über Moskau hinleuchtend, sind auch die mit goldenen Kuppeln versehenen Kathedralen des Kreml. In der Kirche zur Himmelfahrt Maria (Uspenski Sabor) werden die Kaiser gekrönt und wird das vom heiligen Lucas gemalte (!) Bild der heiligen Jungfrau von Wladimir aufbewahrt. Nicht minder heben sich die Kathedrale des Erzengels Michael, in der Iwan I. mit vielen anderen Czaren schläft, und zahlreiche andere Kirchen und Klöster ab, unter denen die 11 Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter alle anderen überstrahlen.

Beim Verlassen des Kremls sehen wir noch nahe der Nikolaikirche die größte Glocke der Welt; bei dem Brande des Glockenturmes im Jahre 1737 stürzte sie herunter und schlug 25 Fuß tief in die Erde; jetzt ruht sie auf einem Postamente mit dem abgebrochenen Stück von 6 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite an ihrer Seite. Die Höhe der Glocke ist 21 Fuß 3 Zoll und der Durchmesser 22 Fuß 5 Zoll. Die dünnsten Stellen der Wände haben die respektable Stärke von 4 Zoll; das Gewicht soll ungefähr 480,000 Pfd. betragen.

Wir verlassen den Kreml durch das Erlöserthor (Spasswortaa), welches für ein wahres National-Heiligthum gilt. Ueber dem Eingange der Pforte befindet sich an der Mauer ein kaum erkennbares Bild Christi, dessen wunderthätiger Kraft die theilweise Erhaltung des Kremls bei der Zerstörung im Jahre 1812 zugeschrieben wird. Dieses Thor darf nur mit entblößtem Haupte durchschritten werden, und eine davor stehende Wache mahnt immer gleich an die schuldige Ehrfurcht. wenn Fremde oder Andersgläubige sich ein Versehen dagegen zu Schulden kommen lassen. Auf der andern Seite des Kremls, wo der Hügel vom rothen Platze aufsteigt, befindet sich die Kapelle der ewerkisehen Mutter Gottes, wohl die verehrteste und heiligste Reliquie der russischen Kirche. Die Wände des Heiligthums sind ganz bedeckt mit Gold- und Silberplatten, welche reich mit Juwelen verziert sind; eine Menge brennender Silberlampen erhellen die düstere Nische, in welcher das wunderthätige Bild durch seine Brillanten in tausend Farben glitzert und blitzt. Die Einrahmung und Bekleidung des Bildes selbst (nach dem Ritus der griechischen Kirche werden auf Heiligenbildern nur die von Kleidung nicht bedeckten Körpertheile frei gelassen, alles Uebrige wird mit gepreßten Metallplatten überdeckt) sind so kostbar, daß ihr Werth sich nur annähernd schätzen lasse, wie man behauptet. Die Kapelle wird fortwährend von den Frommen, welche der heiligen Mutter für gewährte Bitten danken oder von ihr Gnaden erflehen wollen, besucht. Ihr Schrein ist von früh bis Abends spät von Leuten aller Klassen der Bevölkerung belagert, und man sieht die vornehmsten Damen, welche in sechsspännigen Kutschen vorfahren, vor dem Bilde in Demuth neben dem Muschik knien und dieselbe Hand küssen, welche vor ihr schon von Millionen oft sehr unsaubern Lippen berührt wurde. Der Glaube an die Wunderkraft des Bildes ist so groß, daß man zu Kranken oft eine Copie desselben in großem Gepränge führt, damit ihnen Genesenheit werde, der heiligsten Mutter ihre Verehrung, vereint mit den Gebeten um Genesung, persönlich darzubringen. Der Czar und die Mitglieder der kaiserlichen Familie versäumen nie, nach ihrer Ankunft in Moskau, gewöhnlich gleich auf dem Wege vom Bahnhofe nach ihrer Residenz, ihre Ehrfurcht der wunderthätigen Mutter Gottes zu bezeigen.

Am äußersten Ende des rothen Platzes nahe dem heiligen Thore, zwischen dem Kreml und Kitai Gorod, steht das bizarrste Gebäude, welches Moskau aufzuweisen hat. Es ist die berühmte Basiliuskirche, welche unter zwanzig Thürmen und Kuppeln, alle verschieden gestaltet, greß und klein, doch und niedrig, fugel- und birnenförmig, mit allen möglichen Farben bemalt, einen Kapellenkranz vereinigt, der mit einer fabelhaften Menge von Heiligenbildern und Reliquien in übereschwänglichster Weise geschmückt oder besser gesagt, verunziert ist. Iwan der Grausame, welcher diese Kirche erbauen ließ und, seinem Wunsche gemäß, etwas ganz Besonderes erbalten hatte, war durch dies vollendete Werk seines Architekten so entzückt, daß er aus Dankbarkeit dem Künstler die reichsten Belohnungen zuwandte, ihm aber auch

Digitized by Google

zugleich die Augen ausstechen ließ, damit er für immer unfähig sei, ein ähnliches Kunstwerk herzustellen.

Ein höchst interessantes Gotteshaus wird jedem Fremden noch die im Tatarenviertel stehende Moschee sein. Es ist ein einstöckiges ziemlich baufälliges Gebäude, das nur eine große Halle mit einer Nische im Hintergrunde bildet; an beiden Seiten der Nische stehen 2½ Fuß hohe silberne Leuchter und neben dem einen ein hoher hölzerner Stuhl, von welchem der Mollah, sitzend, der muhammedanischen Gemeinde vorsingt. Die Wände der Moschee sind einfach geweißt, nur den Fußboden bedecken unzählige kleine Teppiche in allen möglichen Geweben und Farben.

Sehenswerth ist auch die Armenische Kirche auf der Armajanski Seruloq, sie hat schöne Verhältnisse und eine geschmackvolle reiche Ausstattung.

Ein neuer Tempel zur Erinnerung an die glückliche Errettung von den Franzosen wird auf dem höchsten Hügel Moskau's in ungeheuren Verhältnissen aufgebaut. Obgleich der Bau schon seit zehn Jahren mit regem Eifer betrieben wird, ist doch das Aeußere des kolossalen Domes noch nicht ganz vollendet.

Vorzügliche Sandsteinskulpturen und die herrlichste Bildhauerarbeit, welche die vier Façaden zieren, lassen schon jetzt erkennen, daß diese Kirche alle Gotteshäuser Rußlands, selbst die Isaaks- und die Kasan'sche Kirche in Petersburg und die Kathedralen in Kasan und Kiew an Größe und Pracht übertreffen wird. Die Vollendung des Innern wird, wie man sagt, noch mindestens 15 Jahre in Anspruch nehmen.

Neue Bücher.

Afrikanische Studien von Werner Munzinger. Mit einer Karte von Nord-Abyssinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anseba. Schaffhausen, Fr. Hurtersche Buchhandlung 1864. 584 Seiten.

Die Wissenschaft ist Herrn Munzinger zu großem Danke verpflichtet. Dieser vortreffliche Reisende hat eine nicht sehr ausgedehnte aber im höchsten Grad interessante Region Ostafrika's zum Gegenstande seiner Forschung gemacht, und auf diesem Gebiete ist er zu Hause, wie kein Anderer. Schon vor fünf Jahren (1859) erschien sein Werk über „Sitten und Recht der Bogos", durch welches wir zum ersten Male nähere Kunde über dieses kleine, in einem abgeschlossenen Hochthal hausende Volk erhielten. Jene inhaltreiche Studie war Vorläuferin der uns jetzt vorliegenden größeren Arbeiten. Diese letzteren umfassen ein weiteres Gebiet, nämlich den Strich im Norden Abyssiniens nach Westen hin bis zum untern Atbara; sie schildern in Briefen vom Rothen Meere die Hafenstadt Massua, das Küstenland und die Straße von diesem Samhar aus nach dem Oberstande dis Keren, den Hauptort im Lande der Bogos. Der zweite Abschnitt schildert die Reise ins Land der Marea, welches vom 16° n. Br. durchschnitten, jenem der Bogos nahe liegt, aber noch von keinem Europäer besucht worden war, und die ethnographische Studie, welche Munzinger von dem Volk entwirft, bildet, gleich jener über die Beni Amer, ein wahres Musterstück. Beide Abschnitte werfen helles Licht auf die in ganz eigenthümlicher Weise zerklüfteten und bunt durch einander gesprenkelt wohnenden Volksstämme, welche im Norden Abyssiniens eine Art von ethnographischem Raritätencabinet bilden.

Der Ueberlieferung zu Folge wären die Marea aus Arabien eingewandert und ursprünglich Koreischiten; eine arabische Abstammung ist nicht unwahrscheinlich, und die Leute verschmähen auch heute noch festgebaute Häuser; wir finden sie auf einer eigenthümlichen Stufe der Halbcivilisation; sie sind Ackerbauer und leben, als Halbnomaden, nur in Mattenzelten. Bis in die neuere Zeit waren sie Obristen, in der Art, wie die Völker der abyssinischen Region das eben zu sein pflegen, nämlich in einer ganz rohen Weise, so daß ein paar unverstandene Dogmen, saufdicker Aberglaube und allerlei Formelkram für die Hauptsache galten; jetzt sind sie Mohammedaner. Alle Landschaften zwischen Abyssinien und dem ägyptischen Sudan sind politisch impotent, unfähig ein tüchtiges Volks- und Staatsleben zu bilden, unfähig auch sich zu etwas Tüchtigem und Gemeinsamem zu verbinden; sie alle kommen über das Stammesbewußtsein nicht hinaus und sind, ich möchte sagen, atomistisch zersplittert; es kann niemals etwas Ordentliches aus ihnen werden. Das gilt, so viel sich aus Munzingers Schilderungen abnehmen läßt, auch von den Marea, welche in zwei Massen zerfallen, die rothen und die schwarzen. Die Letzteren müssen Tribut an die Negypter zahlen, die Ersteren an den Beherrscher Abyssiniens. Die Wohnung ist, wie schon angedeutet, ein Mattenzelt, aber halb und halb Haus, und die Lage desselben veränderlich, da sie sich nach den jeweiligen Bedürfnissen des Feldbaues richtet. „Es existirt nichts, was man Dorf nennen könnte; jeder Bornehme errichtet sein Mattenzelt neben seinem diesjährigen Felde, umgeben von seinen nächsten Verwandten und Sklaven. Oft besteht ein solcher temporärer Weiler nur aus drei, in einzelnen Fällen aber auch bis zu 50 Hütten. Die Leute haben trotz des Ackerbaues, und vielleicht gerade deswegen, nomadischen Instinkt, da Jeder seinem Felde nahe zu leben wünscht.

Von dem, was wir Staat oder Regierung nennen, kann bei den Marea keine Rede sein, aber ihre gesellschaftlichen Verhältnisse bieten mehr als eine interessante Seite, und Munzinger hebt die Eigenthümlichkeiten so grell hervor, daß wir einen klaren Einblick in das ganze Leben und Treiben jener nordostafrikanischen Halbbarbaren gewinnen, welche er als „aristokratische Völker" bezeichnet. Ein Beobachter, sagt er, der nicht gerade mit dem Mikroskop arbeitet, würde im Leben der Leute des Samhar, der Habab, Menjia, Bogos, Takue und Marea keinen bemerkbaren Unterschied finden. Bei den Marea z. B. sehen wir einen Stamm, der andere Stämme beherrscht; seine Macht beruht auf seinem Ursprung von Einem Vater, den je der erstgeborne Sohn des Erstgebornen unter dem Namen Schum repräsentirt. Nun ist aber diesem Schum in der Wirklichkeit nur der Name geblieben, die wirkliche Gewalt dagegen dem Zufall und der Faust anheimgestellt, und so zeigt sich uns eine Familie ohne Vater und ohne Haupt. Ferner leben wir denselben Stamm über andere Stämme herrschen, aber die Unterthänigkeit beschränkt sich fast auf den Namen; die gegenseitigen Ansprüche sind nicht scharf begrenzt; wir fühlen, daß die Unterjochung auf halbem Wege stehen geblieben ist. Vom Adel in europäischem Sinne kann keine Rede sein; er ist bei jenen Völkern, und auch bei den Marea, der patriarchalische Adel der Semiten, dessen König der Erstgeborene ist,

Digitized by Google

als nothwendige Spitze des Hauses. Die Marea haben dieses Königthum des Stammvaters aufrecht erhalten und im Gefühl dieser Einheit bilden sie ihre Stellung den Unterthanen gegenüber viel schroffer aus. Der Schum hat ein bestimmtes Einkommen von dem Stamme, und zwar so, daß er bei seinem Amtsantritte von jeder Heerde eine Kuh erhält; außerdem liefert ihm jede von Wald und Flur begrenzte Ackerfläche eine Jahresabgabe von Getreide im Belauf einer großen Ochsenlast. Die Nicht-Marea werden als Fitur bezeichnet und sind Hörige, d. i. Gemeine, Geringe; sie sind sehr gedrückt und fast rechtlos. Jeder Tigre steht in doppelter Abhängigkeit, einmal von seinem eigentlichen Herrn, sodann von jedem Adeligen des ganzen Stammes.

Einen völligen Gegensatz zu allen diesen Verhältnissen bilden die Zustände bei den Beni Amer, welche das ausgedehnte Unterland inne haben. Ihr Gebiet zerfällt in zwei scharf abgegrenzte Striche, in das Barka und das Söhel (Sahel). Dieses Letztere ist die Fortsetzung des Sambar (heißen abyssinischen Gestadebaums), welches sich an das 6000 Fuß hohe Abyssinien lehnt, während das Söhel in das kaum 2000 Fuß hohe Barka übergeht. Es bildet eine große, von einem zerrissenen Bergzuge begrenzte Ebene, die Wasserscheide zwischen Meer und Barka. Dieses letztere lehnt sich an das nördliche Hochland Abyssiniens und ist eine noch oft von Gebirgsausläufern unterbrochene Ebene. Der Doppelcharakter des Bodens prägt sich auch den Bewohnern auf, denn der Beni Amer sind halb aus Abyssiniern und halb aus Bedn oder Bedja (Bedúinen) zusammengesetzt, diesen „Kindern der unermeßlichen Fläche", die vom Flusse Barka durchzogen wird. Die gleichnamige Landschaft, die zum 16.° n. Br. 2000 Fuß hoch, besteht aus großen Alluvialebenen mit schwarzer, fetter Erde, neben einzelnen Bergen und gewellten, steinigen Hügelland; es ist grasreich und bietet vortreffliche Weide dar. Der Name Barka bedeutet eigentlich Wildniß. Der Strom fließt nur ausnahmsweise in der Regenzeit, und auch in dieser hat er, seines beschränkten Quellgebietes wegen, selten viel Wasser.

In diesen ausgedehnten Niederungen, welche Abyssinien im Norden begrenzen, etwa so wie das Meer eine Insel bespült, zieht das nomadische Hirtenvolk der Söhne Amers umher. Zu ihnen gehören im Norden die Hadendoa und Beschariu, welche den großen Raum zwischen Nil und Meer, von den Grenzen Aegyptens an, ausfüllen. Diese Völker, obwohl politisch getrennt, haben ungefähr den gleichen Typus und gleiche Lebensart und sprechen alle das Tobedauie. Sie sind uralt afrikanische Leute. Im Süden der Beni Amer finden wir Semiten; sie haben das Hochland in seiner weitesten Ausdehnung im Besitz und reden Dialekte der äthiopischen Sprache. Die eine dieser Mundarten, das Tigrisa, ist noch immer den Bergbewohnern des eigentlichen Abyssiniens eigenthümlich; die andere, das Tigre, herrscht in den nördlichen und östlichen Abfällen des Hochlandes vor. Sprachlich genommen ist das Land der Beni Amer Kampfplatz zwischen dem Tobedauie, das man gewöhnlich als das Ledja bezeichnet, und dem Tigre, das man auch Hassa nennt. „Das Volk der Beni Amer ist das Erzeugniß von dem Zusammenstoß der beiden Hauptnationen, indem sich die Aethiopier gegen Norden, die Bedn aber gegen Süden ausdehnten." Das Volk besteht aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven. Die Ersteren theilen sich in zwei Stämme, die sich ihrer Verschiedenheit stets bewußt sind, in die Belu und die Nebtab. Die Ersteren waren in früheren Zeiten durch die Nebtab ersetzt worden, haben aber noch immer ihre eigenen Unterthanen und bewohnen mehrere Lager zwischen Barka und dem Gasch. Aber die Nebtab sind das der eigentliche Adel des Landes von den Türken anerkannt und leben in vielen Zweigen über das Land zerstreut.

Globus VII. Nr. 3.

Neben und mit dem Adel bilden die Unterthanen eigene Zeltlager für sich, zerfallen aber in viele Stämme, die sich nach der Sprache gruppiren lassen. Sie selber scheiden sich in zwei Gruppen: Hassa und Bedaui; Hassa ist ein Stamm, der Tigre redet, Bedaui ein Unterwortener, dessen Sprache das Tobedaui ist. Bemerkenswerth ist nun, daß die Herren, die Nebtab, politisch eng zusammenhängen, daß aber die Söhne einer und derselben Familie verschiedene Sprachen reden. Die im Söhel reden nur Hassa (Tigre), welches sie offenbar ihren Unterthanen entlehnt haben; von jenen in Barka sprechen einige Hassa, andere Bedauie. Diese Bedaui, Nomaden, welche sich von Norden her immer mehr gegen Süden ausbreiteten, sind nie Christen gewesen und haben die, nomadischen Völkern so sehr zusagende, mohammedanische Religion angenommen. Die Herrschersstämme der Belu sind Nebtab und bilden übrigens nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Sie haben die alten Völker politisch bezwungen, sind aber sprachlich von ihnen überwunden worden.

Ueber die Beduinensprache, welche in Nordostafrika eine so hervorragende Stellung einnimmt, hat Munzinger specielle Untersuchungen angestellt, welche den Linguisten sehr willkommen sein werden. Wir können nicht näher darauf eingehen und heben nur hervor, daß sie die Originalsprache der alten, sogenannten Bedja ist, sowie aller Bischariu und Hadendoa und eines Theils der Beni Amer; sie reicht also zwischen Meer und Nil von Oberägypten bis an den Fuß des abyssinischen Hochlandes. „Sie hat jedenfalls nichts Afrikanisches an sich; die Conjugation klingt an das Semitische an, dagegen fehlen ihr die eigenthümlichen semitischen Buchstaben; das arabische Cain, ghain, cha, gein, qaf, the, qad und das äthiopische ts und ds. Der Artikel hat geschlechtliche Ausbildung, die Verkalfirung ist mannigfaltig, das Verbum schlecht den Satz; von der semitischen Wurzelregelmäßigkeit und Saphdibung ist keine Spur."

Wir schließen hier folgende Bemerkung an, die vollkommen zutreffend ist. Man darf sich, sagt Munzinger, über die leichte Eroberung großer Landstriche in Oriente nicht wundern. Sie ist aber nur leicht, so lange sie sich mit dem orientalischen Begriffe der Herrschaft und mit dem Tribute begnügt; sobald sie sich Recht und Gericht, Sitten und Verfassung unterwerfen will, wird sie außerste Schwierigkeiten stoßen, und das ganz besonders bei Nomaden. Diese wollen sich mit dem Tribut mit sichere Weide erkaufen; bedroht man aber ihre innere Freiheit mit Eigenthümlichkeit, so haben sie Mittel genug, sich dem drohenden Joche zu entziehen. Sie gehen in die wasserlose Steppe, wohin kein Heer folgen kann; die Kameelmilch ersetzt ihnen das Wasser; ohnedies sind sie an große Wanderungen gewöhnt und zum Transport eingerichtet; alle ihre Habseligkeiten können sie leicht fortschaffen, und ihr Verlust ist kein großer Schaden. Das Haus ist ein mit Matten bedecktes Zelt, und diese Matten können bald ersetzt werden. Grundbesitz hat man nicht, denn wo Weide, da ist des Nomaden Heimath. Die Auswanderung hat für ihn keinen Schreck. Nomadische Völker sind also leicht zu unterwerfen, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Denn in Allem, was nicht den Tribut angeht, werden sie immer unabhängig sein.

Die „Reise durch das Land der Kunama" (S. 374 bis 531) enthält eine Fülle ganz neuer Nachrichten. Vor Munzinger und Kinzelbach, deren Wanderung in die Tage vom 16. November bis 22. December 1861 fällt, war bei den Bazen und Barea, welche einen Theil der Region des Mareb und des Barka bewohnen, noch kein Europäer gewesen. Beide Völker sind Nachbaren, und man könnte sie für ein und dasselbe Volk nehmen, wenn nicht die verschiedene Sprache dagegen wäre; aber in Sitte und Recht sind sie einander gleich. Zu

Digitized by Google

den Völkern, welche weiter oben als aristokratisch bezeichnet wurden, bilden sie einen eigenthümlichen Contrast. Während dort die Familie, wie wollen sagen den Staat bedingt, leben die Barea und Bagen in Gemeinden; die Familie selbst hat keinen politischen Werth und hat einen andern Sinn, da sie im Verhältniß zwischen Oheim und Schwestersohn besteht. Nichter ist nicht der Familienvater, sondern die Aeltesten der Gemeinde; Keiner ist besser als der Andere; keine Idee von Adel, fast keine von Sklaverei; von Religion und Kultur keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Diese Völker sind seßhafte Ackerbauer; die Person steht ihnen hoch, die Sache niedrig, und diesen Principien gemäß entwickelt sich eine ganz eigenthümliche Anschauung von Sitte und Recht, die Munzinger als „damitisch bezeichnen möchte, insofern die aristokratischen Völker wohl alle semitisch seien, und Verhältnisse wie bei den Bagen und Barea nur bei sehr afrikanischen Völkern gefunden werden können. —

Die bisher vielfach unbekannten hydrographischen Verhältnisse dieser großen Region im Norden und Nordwesten Abyssiniens werden durch Munzinger vielfach aufgeklärt. Er gibt nähere Kunde über den Anseba und den Barka; das Gebiet des ersteren ist das Gebirge, und er knüpft nur allmälig in die Ebene hinunter. Die dem Werke beigegebene, sehr übersichtlich gearbeitete Karte veranschaulicht den Lauf; der obere geht bis Kuarike, der mittlere bis Sarawa, der dritte bis zur Vereinigung mit dem Barka, zwei Tagereisen unterhalb Sela bei Ijob; der bislang unbekannte Punkt, wo diese Vereinigung stattfindet, ist nun fest ermittelt worden. Der Barka ist „das Kind der Ebene“; seine fernsten Quellen kommen nur vom Gebirgsabhange, während das eigentliche Hochgebirge der Landschaft Hamasen sein Wasser zwischen dem Anseba und Mareb vertheilt. Munzinger möchte den Anseba dem Nil oberhalb Assuan, den Barka dagegen, der wenig Fall hat, dem Nilbetta vergleichen.

Ueber den Lauf des wichtigsten Flusses, des Mareb oder Gasch, sind wir bis in die neueste Zeit ohne zuverlässige Kunde gewesen. Munzinger nun stellt Lauf und Stromcharakter des Mareb endgültig fest, und er thut es in musterhafter Weise, indem er die Eigenthümlichkeit der Stromläufe jener Gegend schildert. Das Wasser der Flüsse strömt, wenn seine Fälle und die Dichtigkeit des Bodens es erlauben, auf der Oberfläche des Bettes und bildet einen Fluß nach unseren europäischen Begriffen. Diese Form kommt in Afrika viel seltener vor als bei uns. Wo der Boden das Wasser nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchsickernde Wasser erst früh auf einer festen Schicht Widerstand findet, da zeigt sich der Strom als Torrent, d. h. es erscheint ein Sandbett, welches nur zur Regenzeit überfluthet wird und das ganze übrige Jahr scheinbar trocken daliegt, weil der Wasserstrom unterirdisch sich fortzieht. Beweis dafür ist, daß für je einen Strom überall in gleicher Tiefe Wasser gefunden wird; könnte man den Sand entfernen, so würde sich dem Auge ein fortlaufender Fluß darstellen, welcher sich sehr tief gehöhlt hat. Die Strömung hat aber nur im abschüssigen Gebirge Triebkraft genug, um den Sand fortzuschleppen, und dieser letztere kann deshalb als Bett erst da auftreten, wo der Fluß in die Ebene hinläuft, und den Wasserstrom bedecken. Hier kann er nun immerhin den Thon im Wasser aufgelöst forttragen, während der Quarz und die anderen krystallinischen Bestandtheile liegen bleiben. Doch ist auch der Sand in Bewegung, die aber mit der Wasserströmung nicht Schritt hält, weshalb er zurückbleiben und sich ansetzen muß. Wie tief der Wasserspiegel unter dem Sandspiegel sich befindet, das hängt von der Bodenstruktur ab. Bei sehr abschüssigem Gelände wird wenig Wasser von der Erde absorbirt werden, der unterirdische Strom fast ohne Nahrung bleiben und ganz versiechen. Wo aber der Boden mehr eben wird und seinen Theil von Regen- und Flußwasser absorbirt, dort wird es von der Tiefe der unburchdringlichen Thonschicht abhängen, wo die Strömung sich findet. Beim Anseba fließt das Wasser fast das ganze Jahr etwa sechs Fuß tief unter dem Sande, während der Barka durchschnittlich erst 20 Fuß unter der Oberfläche Wasser zeigt. Diese unterirdische Strömung sinkt immer tiefer, je weniger Wasser im Strom vorhanden, d. h. je trockner die Jahreszeit ist; den tiefsten Stand erreicht sie unmittelbar vor der Regenzeit. Nach Eintritt derselben wird nach und nach die Wassermenge derart vermehrt, daß sie bis auf das Niveau des Wasserspiegels hinaufdringt und endlich einen Fluß auf der Oberfläche bilden kann; denn zuerst muß das Sandbett mit Wasser aufgefüllt werden, bevor ein zu Tage tretender Strom entstehen kann.

Wenden wir uns nun zum Mareb. So weit er in Abyssinien strömt, kannte man ihn recht gut. Seine Quelle liegt oberhalb des Dorfes Ay Gebrei, unweit von Adi Baro im Hamasen; bald nachher bildet er sich ein tiefes Thal und heißt nun Mareb, d. h. Sonnenuntergang, bis dahin, wo er zwischen den Landschaften Temkelas und Akaka sich aus Abyssinien hinausdrängt. Dann bildet er um sich selbst eine Spirale, die sich erst bei Gwubet aufwickelt. Er gräbt sich ein sehr tiefes Thal und trennt so von seiner Quelle an das nördliche Hamasen vom Gau Leggan, wendet sich mehr südlich, schneidet das südliche Hamasen und das diesem sich anschließende Sarae von dem Gau Saher und ihrer Fortsetzung, dem Okulekusel, ab; wo er dann, wieder in der Richtung nach Westen und Nordwesten, auf sich selbst zurückkehrt, trennt er das Sarae und dessen Anläufer die Quolla Sarae, von dem Tigre und dessen nordwestlicher Fortsetzung, den Landschaften Schire und Adiabo. Das ist der Oberlauf und so weit gehört er zu Hochabyssinien. Von Arakeln nordwärts tritt er ins Land der Kunama und verändert seinen Gebirgscharakter; er begleitet nur sein Thal, das er verliert, und macht nicht mehr die Geographie des Landes. Er wendet sich gegen Westen und Südwesten und sucht das Niederland; auf seinem Mittellaufe von Arakebu bis etwas unterhalb Ekit heißt er Sona. Er ist hier kein Waldstrom und auch noch nicht Torrent; er zeigt die Wasserströmung in einer breiten Form, erscheint als ein Mittelding zwischen Fluß und Torrent, und diesen Charakter verliert er erst in seinem Unterlauf, in der Landschaft Taka. In der Regenzeit, Juli bis September, wird er regelmäßiger Fluß; in den übrigen Monaten zeigt er sich als Torrent, aber so, daß sein Sandbett hier und da von Teichen unterbrochen wird, wo das Wasser für kurze Zeit an die Oberfläche heraustauillt; er ist gewissermaßen ein Halbtorrent, wie die meisten seiner Nebenflüsse. Seine großen Biegungen und Windungen erklären sich; er kann den Schiefer nicht durchbrechen, sondern muß ihm nachgehen; erst wo er mit seinem Unterlauf als Gasch in die steile Ebene von Taka hinunterstritt, wird er regelmäßiger und verändert damit abermals seinen Charakter. Gasch heißt er von Ekit abwärts; er wird nach und nach förmlich Torrent; in der Ebene strömt er nur in der Regenzeit über der Erde. Schon bei Kassala tritt er nahe an den Atbara hinan. An dieser Stadt geht er an Ebert vorbei in das Gebiet der Hadendoa vordwärts, wird in sehr ausgedehnter Weise zur Bewässerung des Landes benutzt und hat eine Menge künstlicher Stromwehren, vermittelst deren man ihn ausstaut und die Felder überschwemmt. Sobald er ausgetrocknet ist, bestellt man sein Bett mit Durra. Bis eine Strecke weit unterhalb Kassala reicht in gewöhnlichen Jahren sein Winterstrom; dann hört der Fluß auf. Aber in Jahren, wo sehr viel Regen fällt, wird es ihm möglich, sich bis zum Atbara Bahn zu brechen; jedoch seit 20 Jahren ist das nicht mehr der Fall gewesen und wird immer seltener vorkommen.

Digitized by Google

Wir müssen zum Schlusse der 13 einleitenden Kapitel (1 bis 85) erwähnen, die von ganz hervorragender Bedeutung erscheinen. Nie sind die gegenseitige Stellung und der scharfe Antagonismus zwischen Europäern und Orientalen schärfer, gründlicher, wahrer und geistvoller dargestellt worden, als hier durch Munzinger. Wir kommen wohl gelegentlich auf diese Abschnitte zurück und wollen hier unser Urtheil über den Reisenden aussprechen. Er ist ein Mann von raschem, scharfem Blick; er hat eine feine und sichere Beobachtungsgabe, er dringt sicher und tief auch in sehr verwickelte Verhältnisse ein und dringt dieselben zu deutlicher Anschauung. Dabei ist er ungemein rührig, durch und durch praktisch-tüchtig und hat eine fließende, anfprechende Darstellung. Daneben hat er einen sichern politischen Blick, weiten Horizont und bethätigt ein gründliches Verständniß für geschichtliche Verhältnisse. Seine Ansichten über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft einer merkwürdigen Zwischen- und Uebergangsregion sind durchschlagend und treffend, und Munzingers „Studien" gehören unbedingt zu den besten Werken, welche wir über Afrika besitzen.

A.

Menschenseele und Thierseele.

Wie unterscheiden sie sich von einander?

Die Anatomen und Zoologen behandeln den Menschen wie jedes andere Naturobjekt; er gehört für sie in die Klasse der „Säugethiere". Die Anhänger der so viel erörterten Darwinschen Hypothese von der allmäligen Entwicklung der Typen aus ursprünglichen gemeinschaftlichen Formen heraus und der natürlichen Zuchtwahl, leiten den Menschentypus geradezu aus dem Affentypus her und sind eifrig bemüht, die Stalthaftigkeit einer solchen Ableitung nachzuweisen. Von anderen Naturforschern wird dieselbe bekämpft, und die Theologen haben gestaubt, auch ein Wort hineinreden zu müssen, obwohl zoologische Gegenstände völlig außerhalb ihrer Kompetenz liegen. Wir lassen diesen Streit ganz beiseite und geben lieber eine Reihenfolge von Betrachtungen, welche „Philaletes" in der Augustnummer der Anthropological Review über den „Unterschied zwischen Menschen und Thieren" anstellt. Er erklärt, beiläufig bemerkt, daß er nicht zu den Anhängern der Darwinschen Theorie gehöre, für welche noch Beweise fehlen.

Der Mensch gehört ins Thierreich. Owen sagt, es falle dem Anatomen schwer, einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Pithecus (Affe) aufzufinden, so groß sei die Aehnlichkeit beider in Bezug auf ihren Bau. Flourens schreibt: „Ein tiefer Abstand, ein Zwischenraum ohne Verbindung und Uebergang trennt die Menschengattung von allen anderen Gattungen. Keine von diesen nähert sich jener an, keine Art, keine Familie. Allerdings wird Niemand in Abrede stellen, daß die gradweise Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren eine ungemein große ist, und ganz richtig hebt Busson hervor, daß der dünnste Mensch das geistreichste Thier lenken und sich dienstbar machen kann, nicht etwa durch Gewalt oder Geschicklichkeit, sondern durch die Ueberlegenheit der Natur, weil er vernünftig räsonnirt und einen bestimmten Zweck verfolgt. Aber wenn wir von der gradweisen Verschiedenheit zur Artverschiedenheit uns wenden, dann ist eine genügende, bestimmte, scharf abgegrenzte Scheidelinie schwer oder ganz unmöglich zu ziehen. Der Unterschied ist quantitativ, nicht qualitativ.

„Wie sehr auch Affe und Hottentote einander ähneln mögen, so ist doch die trennende Kluft zwischen beiden eine ungeheure; sie ist vorhanden innerlich durch das Bewußtsein, äußerlich durch die Sprache." Diesem Ausspruche Bussons fügen wir einen andern, von Ifidor Geoffroy St. Hilaire hinzu: „Die Pflanze lebt: das Thier lebt und fühlt; der Mensch lebt, fühlt und denkt."

Aber Busson gibt doch zu, daß die Thiere etwas in sich haben, das unserm Denken analog sei, daß sie, wie ein anderer Naturforscher, sich ausdrückt, eine „rudimentäre Intelligenz" haben. Dafür gibt es in den Werken, welche über die Thierseele handeln, eine Fülle von Belegen. Dr. Pyan erzählt als Augenzeuge, daß ein zahmer borneanischer Orang utan ein kleines Mädchen aufnahm, dasselbe mit der größten Aufmerksamkeit physiologisch betrachtete, sich dabei sehr sanft und vorsichtig benahm und sich dann, mit dem Ausdrucke des Erstaunens im Gesichte in einen Winkel setzte, wo er lange Zeit in Nachdenken versunken war. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, wird an Scheidewegen, wo etwa drei Straßen zusammenlaufen oder sich kreuzen, zwei derselben berieche, den dritten aber nicht; diesen schlägt er ohne Weiteres ein, weil er die ganz richtige Folgerung zieht, daß das überflüssig wäre. Ein Hummer wollte eine Auster fressen, die aber allemal ihre Schalen fest schloß, sobald jener mit seiner Klaue hinein wollte. Da nahm er endlich einen kleinen Kieselstein, paßte seine Zeit ab und stieß ihn in die Auster hinein, als diese sich wieder einmal öffnete. Der Necrophorus, welcher ein auf der Spitze eines Stockes befestigtes todtes Thier haben will, untergräbt den Stock und erreicht auf solche Weise seinen Zweck. Eine Katze unter der Luftpumpe hielt ihre Pfote unter die Klappe; ein Elephant gelangte zu einem außerhalb seines Bereiches liegenden Geldstücke dadurch, daß er es durch Blasen heftig gegen die Wand warf; und durch Rückschlag kam es dann an eine Stelle, welche er mit seinem Rüssel erreichen konnte. Solche und ähnliche Fälle sind in unendlicher Menge beobachtet worden.

Wir sehen, mit welcher Berechnung selbst ein Stalthier wie der Hummer zu Werke geht, und es ist durchaus unrichtig, das Thier als „einen Automaten, als eine Maschine" zu bezeichnen, wie Descartes gethan. Vielmehr ist klar, daß die Instinkte der Thiere sich verschiedenen Umständen anpassen, und ihre instinktive Intelligenz ist in ihrer Art nicht verschieden vom Verstande oder Urtheilsvermögen im Menschen.

Die Annahme, daß der Mensch „in mit Vernunft begabtes Thier" sei, und der Versuch, einen generischen Unterschied aufzustellen zwischen dem was beim Thier als Instinkt, und beim Menschen als Vernunft bezeichnet wird, hält keinen Stich. Nach Comte wäre Instinkt ein selbstthätiger und freiwilliger Antrieb nach einer bestimmten Richtung hin und unabhängig von äußerem Einfluß, und im Menschen sei eben so viel oder noch mehr Instinkt als in den Thieren. Wenn andererseits die Intelligenz oder vielmehr der Intellect erklärt wird, als die Fähigkeit, das Verfahren den Umständen der Sache gemäß zu modifiziren, dann ist klar, daß der Unterschied zwischen Menschen und Thier nur in der gradweisen Entwicklung gefunden werden

Digitized by Google

kann. „Die wesentlichen Prozesse des vernünftigen Denkens gehen bei den höheren Thierordnungen eben so vollständig und wirksam von statten, als bei uns Menschen.“

Wir müssen einräumen, daß die Thiere eine Art von Sprache haben. Freilich ist dieselbe sehr rudimentär und besteht zumeist in Interjektionen; sie ist vielleicht weit mehr der Ausdruck des bloßen Gefühls als der freithätigen Intelligenz; aber von der menschlichen Sprache ist sie weder in ihrer mechanischen Erzeugung noch in Bezug auf den Gegenstand oder in ihren Resultaten verschieden. Für alle Absichten und Zwecke besitzen die Thiere allerdings eine Sprache und manche können dieselbe auch artikuliren. Die Biene, welche den verlorenen Weisel wieder aufzufinden hat, gibt allen, welchen sie begegnet, dadurch Kunde, daß sie ihre Taster kreuzweis auf jene der andern legt und leicht auf dieselben schlägt. Franklins Geschichte von der Ameise, welche allein in einem Topfe mit Syrup geblieben war, der an einem Bindfaden in der Luft hing, ist bekannt genug. Diese eine Ameise kletterte an dem Faden hinauf, lief an der Decke hin und an der Wand hinunter und gab den Ameisen am Boden Nachricht. Sofort nahmen alle denselben Weg zurück und leerten den Topf. Ein Chirurgus in Leeds hatte einem Hunde das Bein kurirt; nach einigen Monaten erschien derselbe wieder und brachte einen andern Hund mit, der auch eine Wunde am Bein hatte. Der Hund macht sich in einer sehr mannichfaltigen Weise verneehmbar. Er winselt, bellt, wimmert, schlägt an, kläfft, bellert, knurrt, heult und drückt durch jede dieser Aeußerungen verschiedene Gefühle aus. Er lernt bald verstehen, was sein Herr will, und Gall sagte, sein Hund verstehe Englisch, Französisch und Deutsch. Man weiß sogleich an der Art, wie der Hund anschlägt und bellt, ob er einen Bekannten begrüßt, einen Unbekannten anmeldet, einen Bettler fortreiben will. Bischof Whately sagte: „Der Mensch ist nicht das einzige Thier, welches Gebrauch von der Sprache macht, um auszudrücken, was in seinem Innern vorgeht, und mehr oder weniger das versteht, was auf solche Weise von einem andern ausgedrückt wird.“

Das Abstractionsvermögen bildet keinen Gattungsunterschied zwischen Thier und Mensch. Manchen wilden Stämmen fehlt dasselbe völlig oder ist doch äußerst schwach entwickelt. Die Irokesen haben kein allgemeines Wort für gut; die Mejikaner hatten keinen Ausdruck für ich liebe; den Esimesen fehlt der Ausdruck für Bruder, den Malayen jener für Baum oder Farbe, den Australiern jenen für Vogel, den Esimos für Fisch; wohl aber haben alle diese Völker in ihren Sprachen eine Menge specifischer Bezeichnungen für jede besondere Art von Baum, Vogel, Fisch ꝛc. Und wer hat jemals den Beweis dafür geliefert, daß den Thieren das Abstractionsvermögen mangele? Plato behauptet, der Mensch sei das einzige Thier, welches zählen könne; aber manche wilde Völker haben nur äußerst schwache Begriffe von Zahlen und können nicht über drei bis vier hinauszählen, während andererseits die intelligenteren Thiergattungen sich oft in einer Weise benehmen, daß man annehmen muß, sie seien nicht ohne einiges Verständniß für Zahlenverhältnisse.

Was den anatomischen Bau anbelangt, so ist derselbe bei Mensch und Thier derselbe, und durch die Chemiker und durch die Physiologen, welche mit Hülfe des Mikroskops ihre Untersuchungen anstellen, wird die Identität beider noch eingehender bewiesen, als selbst durch die Anatomen. Die letzteren sagen, es sei die schwierigste Aufgabe für sie, einen Unterschied zwischen dem Bau des Menschen und des Affen zu finden. Karl Vogt hat in seinen „Vorlesungen“ über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde, Gießen 1863, darüber sehr eingehend gehandelt, und S. 143 ff. die photogravhische Abbildung eines Tschimpanse-Gehirnes neben jene eines Menschen gestellt. „Man vergleiche und staune!“ So groß ist die Uebereinstimmung.

Der aufrechte Gang, die vertikale Stellung des Menschen begründet keinen Unterschied; wir finden denselben auch bei den Pinguinen und einigen Enten, und die höheren Affen gehen sehr oft aufrecht.

Auch die Affekte, Leidenschaften und Herzenseigenschaften begründen einen solchen nicht, im Gegentheil, die Thiere gleichen in ihrem moralischen Charakter dem Menschen sehr nahe. Sie lieben, hassen, sorgen für ihre Jungen, haben andauernde Feindschaften und beständige Freundschaften, sind gescheidt oder dumm, lernen durch Erziehung etwas oder auch nicht und zeigen eine ganz entschiedene Individualität. Wie alle kennen zuthunliche, dankbare und liebevolle Hunde, und eben sowohl auch solche, die mürrisch, eifersüchtig, mißanthropisch und leidenschaftlich sind, pfiffige und kriechende, solche von plumpem und gemeinem und andere von feinem Benehmen. Man kann ganz verschiedene Charaktere in einer und derselben Brut von Küchlein beobachten; einige sind freßgierig, andere selbstsüchtig, wieder andere tapfer oder feig, lebhaft oder mürrisch und träg.

Die Thiere haben auch Wallungen und Gemüthsbewegungen. Der Drang utan zeigt, wenn er sich angenehm angeregt fühlt, eine Art von Lachen, und manche andere Thiere lachen und schreien.

Und was das Selbstbewußtsein und die Selbstbetrachtung anbelangt, so sagt zwar Flourens: „Die Thiere denken, kennen, fühlen, aber der Mensch ist unter allen Wesen das einzige, welchem die Fähigkeit verliehen ist, zu fühlen, was er fühlt, zu kennen, was er kennt, zu denken, was er denkt.“ Aber wo wäre der Beweis für diesen Ausspruch? Ohne allen Zweifel haben die Thiere ein individualisirtes Wahrnehmungsvermögen, ein sensorium commune; sie sind sich ihres eigenen, materiellen Daseins ohne Zweifel eben so wohl bewußt, wie der Mensch des seinigen. Freilich werden wir nie nachweisen können, was im Gehirn einer Katze vorgeht, wohl aber dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die einzelne Katze, wenn sie auch nicht sich sagen kann, sich doch bestimmt nicht mit einer andern Katze verwechselt. Die Individualität tritt nicht selten bei den Thieren eben so stark und energisch hervor, wie bei den Menschen, und wenn verschiedene Verschuldtheit, Stolz und Schüchternheit Zeichen von Selbstbewußtsein sind, so finden wir diese bei einigen Thieren in sehr hohem Grade.

Auch die Perfectibilität, die Vervollkommnungsfähigkeit, macht keinen Unterschied. Buffon behauptet, dem Thiere mangele der Fortschritt, der Mensch sei perfectibel; aber das Eine ist so fraglich wie das Andere. Einige Thiere kann man durch Erziehung vervollkommnen; man kann ihren Schaafsinn wecken und steigern und ihnen viele gute Angewöhnungen beibringen; sie sind des Fortschritts fähig und nehmen an Intelligenz zu. Man sieht das deutlich am Hunde. Andere dagegen haben die Anlage zur, wenn man so sagen darf, Civilisation in sehr geringem Grade, oder sie fehlt ihnen.

Moralische Wahrnehmungen finden wir bei den Thieren allerdings, und Aristoteles war im Irrthum, wenn er behauptete, daß allein der Mensch das Bewußtsein von Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht habe. Wir finden bei Thieren alle Tugenden und alle Laster; sie sind getreu, gehorsam, anhänglich, gut genatet und dankbar; sie sind auch falsch, rachsüchtig, hartnäckig, hinterlistig. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß sie auch ein Gewissen haben. Wer hätte nicht schon einen Hund gesehen, der sich einer Schuld bewußt ist und ein böses Gewissen hat? Er weiß sehr wohl, wenn er Unrecht gethan hat und zeigt das durch sein ganzes Benehmen; er sieht Reue und Beschämung. Und angenommen, daß die Thiere keinen Moralitätssinn zeigten, gibt es denn nicht etwa Menschen, Stämme und ganze Völker, von welchen man dasselbe sagen müßte?

Digitized by Google

Das Thier hat Gedächtniß und Willen und zieht Nutzen aus der Erfahrung. Aus ihrem scherzhaften Muthwillen erkennen wir, daß die Einbildung auf sie wirkt; sie handeln häufig in einer Weise, daß wir sehen, wie gut sie das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung erkennen und unterscheiden. Einige Handlungen zeugen von Heuchelei, Falschheit und Hinterlist, andere von bemerkenswerther Empfindungsgabe; manche können die Zeit berechnen oder abschätzen oder zeigen Zahlensinn; sie drücken Erstaunen und Theilnahme oft so deutlich und unverkennbar aus, als hätten sie die Fähigkeit, sich artikulirt zu äußern. Das sind Thatsachen, über welche kein Zweifel aufkommen kann; Thompson hat in seinem Werk: Passions of animals die Belege beigebracht.

Aber das religiöse Gefühl und Bewußtsein? Wir haben gesehen, daß das Thier ein moralisches Gefühl hat, und man kann ihm eben so wenig eine allerdings nur schwache, rudimentäre Empfindung für Religion absprechen, welche etwa in einer Vereinigung der intellectuellen Eigenschaften mit einem Gefühl für Recht und Unrecht besteht. Wer kann den Beweis liefern, daß dergleichen in einigen Thieren nicht vorhanden sei? Und gibt es einen Beweis oder den Schatten eines Beweises, daß dieses religiöse Bewußtsein in höherm Grade bei allen Menschen vorhanden sei? Bei vielen Volksstämmen äußert es sich lediglich als Furcht vor dem Unbekannten, und diese finden wir auch bei den intelligenteren Thieren, z. B. im Hund und Pferde. Die Beweise dafür sind in solcher Menge vorhanden und so bekannt, daß es überflüssig erscheint, dergleichen anzuführen.

Die Thiere haben auch eine Seele, ein „Princip des Gedankens“; und Niemand kann beweisen, daß dieselbe ein specifisches Merkmal des Menschen sei. Aber vielleicht bildet der Glaube an Unsterblichkeit ein solches? Es würde eine sehr vorschnelle Behauptung sein, wenn man sagen wollte, daß alle Thiere unsterblich seien; es wäre aber auch nicht minder voreilig, zu behaupten, daß kein Thier unsterblich sein könne. Moralische und physische Analogien bestimmten den Bischof Butler zu der Annahme, daß ein künftiges Leben für Thiere aus denselben allgemeinen Argumenten gefolgert werden müsse, aus welchen man zu der Annahme gelangte, daß der Mensch unsterblich sei. Was aber im „Jenseits“ mit den Thieren werde, wisse man nicht; es gibt aber „gute Christen“, die da meinen, daß eine Wiedervergeltung den Thieren eben so wohl beschieden sei wie den Menschen.

Nach alle dem hier Gesagten braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß der Mensch in Bezug auf den Grad seiner Entwicklung ganz unermeßlich weit vom Thiere verschieden ist. Aber aus einer gradweisen Verschiedenheit kann man noch keine Artverschiedenheit herleiten, und wenn man sagt: wo ist der generische Punkt der Verschiedenheit zwischen Thier und Mensch, so muß die Antwort lauten: natura non agit saltatim; und: einen solchen Punkt der Verschiedenheit gibt es nicht; der Mensch bildet keine von der übrigen Thierwelt abgetrennte Ordnung; er ist mit der Thierwelt durch unauflösliche Bande der Aehnlichkeit und Connexion verbunden, und der Stoff, welcher sowohl seinen Körper wie jenen der Thiere bildet, ist derselbe, welcher die Bestandtheile der unorganischen Welt bildet. —

Das sind die Ansichten, welche „Philalethes“ aufstellt; sie treffen in Vielem mit jenen des Professors Karl Vogt zusammen, auf dessen oben angeführtes Buch wir Alle verweisen, welche die Polemik über diesen Gegenstand kennen lernen wollen.

Aus allen Erdtheilen.

Kapitän Hanning Speke's Tod. Es ist geradezu tragisch, daß ein Mann, welcher so viele Gefahren in verschiedenen Erdtheilen glücklich überstanden hatte, eines so ordinären Todes sterben mußte, wie Speke. Man sollte meinen, daß er sich auf seinen langen und weiten Reisen unter wilden Völkern einen gewissen Instinkt der Vorsicht und Behutsamkeit hätte aneignen müssen, aber in „frivoler Fahrtäligkeit“ überstieg er mit gespannitem Hahn eine niedrige Mauer auf dem Felde, und der Schuß ging dem Jäger durch das Herz. In den Gletschern wüthern am Himalaya, im Terai, hat er hunderte von Tigern und Elephanten erlegt; in Wiltshire fand er sein Ende, als er Hasen und Hühnern nachstellte! Er war zu Jordans in Somersetshire 1827 geboren, trat schon 1844 ins Heer, ging nach Indien und war Richard Burtons Begleiter zuerst auf dessen Reise nach Harrär und durch das Somali-Land in Ostafrika, und dann auf der großen Wanderung nach dem Tanganyika- und nach dem Nyanza-See. Er ist der Entdecker dieses letztern, welchen er für die „Quelle des Nils“ hielt. Um eine Bestätigung für diese Behauptung zu finden, unternahm er seine zweite Reise zu diesem See, begleitet vom Kapitän Grant, und kam im Frühjahr 1863 glücklich heim. Wir gehen hier auf die vielfach von uns im Globus erörterte Controverse über die Nilquellen nicht ein; es ist Schade, daß Speke an demselben Tage starb, an welchem er seinem früheren Reisegefährten Burton, der ihm planmäßige Beeinflussungen nachgewiesen hatte, Rede stehen sollte. Speke hatte einen sehr mäßigen Fond von Kenntnissen, aber er besaß in hohem Grade jene dreiste Ruhmredigkeit und eigensinnige Zuversicht, welche man bei begabten Autodidakten nicht selten antrifft. „Ich habe dem Nil auf das Haupt getreten“; „ich habe den Nil in das Mittelländische Meer getrieben“; solche und ähnliche Aussagen ließ er mehrmals verlauten. Kritische Einwendungen ließ er unbeachtet, denn: „ich habe die Quelle des Nils entdeckt“, oder: „ich kenne den ganzen Nyanza-See genau!“ Sein Buch enthält manches Neue und Interessante, aber es ist confus, sackenhaft, planlos und löst nicht im Mindesten das große Problem. Speke kokettirte mit den Missionären und Missionsfreunden, welchen er „am Kopfe des Nils“ große Erfolge vorspiegelte; er feinerseits stellte, gleich Livingstone, ein Baumwollenparadies in Aussicht; zugleich forderte er die Franzosen auf, Obokreka in Besitz zu nehmen, damit dasselbe so nicht in die Hände Oesterreichs falle, welches gierige Blicke dorthin richte! Auf seiner ersten Reise nach dem Nyanza überwarf er sich mit Burton, namentlich weil dieser Speke's planmäßigen Schwindel in Betreff der angeblichen, hufeisenförmigen, hohen Mondgebirge im Norden des Tanganyika-Sees im Interesse der geographischen Wahrheit gegenüber trat; denn diese angeblichen Mondgebirge sind ein Phantasiegebilde Speke's. Auf der zweiten Reise verunreinigte er sich mit seinem Gefährten Grant. „Er war eine edige, unliebenswürdige Persönlichkeit, an deren scharfen Kanten sich Alle wund rieben, die mit ihr in Berührung traten. Daher der unerquickliche Zank mit allen seinen Reisegefährten, und welchen er in rohester Weise ausbrekete.“ So sagt ein Nachruf. Seine Leiche ist in der Dorfkirche von Dowlish Wake bei Ilminster beigesetzt; unter den Leidtragenden befanden sich Grant, Livingstone und Murchison, der sein besonderer Protektor war. Man hat beschlossen, Speke ein Denkmal zu setzen, „zur Erinnerung an die Heldenthaten des Mannes, der, unter allen Europäern der erste, das tropische Centralafrika von Süden nach Norden mit seinem Gefährten Grant durchwandert und der, wenn wir auch alle Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Nilquellen bei Seite lassen, ohne Frage die Existenz und die geographische Lage des großen Wasserbeckens, aus welchem der Nil hervorströmt, bestimmt hat“. Murchison vertraut auf die „Opferwilligkeit der Nation“, die sich aber jüngst in Sachen des Shakespeare-Monumentes ein

Digitized by Google

arges Armuthszeugniß ausgestellt hat und, kleinere Kreise abgerechnet, um den Nilendecker sich wenig bekümmerte.

Richard Burton hat seine Stelle als Konsul auf der französischen Insel Fernando Po in der Bisafa-Bay aufgegeben und ist vorerst nach Europa zurückgekehrt. Vor einigen Wochen erschien von ihm ein zweibändiges Werk über seinen dreimonatlichen Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomé. Burton war im amtlichen Auftrage der englischen Regierung bei dem schwarzen Potentaten, über welchen wie in den letzten Jahren so viele wundersame Berichte gelesen haben. Im Allgemeinen erfahren wir über die Zustände in Dahomé wenig mehr, als was uns schon durch Forbes bekannt war. Indessen enthält Burtons Werk manche leidliche Berichtigung früherer Angaben; es ist, wie alle Bücher des anstrengendsten Aufsuchens, anspruchend und lesbar geschrieben. Man sollte meinen, daß Burton, nachdem er so manches Jahr in den ungesundesten Gegenden von Ost- und Westafrika verweilt hat, sich einige Zeit Ruhe und Erholung gönnen werde; er will aber seine Muße benutzen, um nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimath eine jedenfalls gefährliche und gewagte Expedition zur Entdeckung der Nigerquellen zu unternehmen. Dasselbe Problem wollte bekanntlich der Schwedenfürst Gerard aufsuchen, aber seine Anstrengungen waren vergeblich. Von der Westküste Afrika's wird Burton als Konsul nach der Hafenstadt Santos in Südbrasilien gehen, wo er dann nach langer Zeit wieder einmal in einem gesunden Klima leben wird.

Samuel Baker am Nyanza-See. Vor einigen Monaten wurde aus Alexandria gemeldet, daß dieser Reisende vom oberen Weißen Nil nach Chartum zurückgekehrt und auf dem Wege nach Europa sei. Diese Notiz war unrichtig, denn in der geographischen Abtheilung der British Association wurde ein Brief Petherick's aus Chartum vom 23. Mai 1864 mitgetheilt, der folgende Angaben enthält:

Eine Anzahl der vom Chedive nach Ajas, der hoch am oberen Bahr el Abiad Handel treibt, waren von Gondokoro nach Chartum gekommen und meldeten, daß Baker bis zum König Kamrasi gekommen sei, dessen „Palast“ unweit von der Nordküste des Nyanza-See's liegt, und wo Steke und Grant längere Zeit verweilten. (So weit waren uns die Nachrichten bekannt, und wir haben sie früher mitgetheilt.) Baker entließ dort jene Leute, weil er während der Regenzeit bei Kamrasi bleiben und dort Vorbereitungen zu Reisen in die nächsten Jahreszeit treffen wollte. Von Baker selbst war kein Schreiben eingegangen.

Burton über das Problem der Nilquellen. In derselben Sitzung der British Association sprach Burton, der Entdecker des Tanganika-See's, über dasselbe und erläuterte seine Ansichten an einer Karte von Thafiela. Der Nyanza-See, sagte er, ist nicht das südliche Ende oder Haupt des Nils, wohl aber ist es der Tanganika-See, welchen ich für den westlichen See des Ptolemäus halte. Es bleibt übrig, eine Angabe für einen tüchtigen Forscher, zu ermitteln, ob das dem Nordende des Tanganyika ein Fluß abströmt, der sich in den Luta Nzige (Albert-See) ergießt und aus demselben in den Nil geht. Ein Reisegefährte Livingstone's, Dr. Kirk, war mit diesen Ansichten Burtons theilweise einverstanden. Der Tanganyika, sagt er, hat sichtlich seinen Abfluß zum Nyassa, diesem nach Süden hin von Livingstone besuchten See. Er, Kiel, habe diesen beschifft und zwar bis fast zum nördlichen Ende, und könne versichern, daß nach Norden hin kein großer Strom aus ihm abfließe. Es sei auch ermittelt worden, daß die Süßwassermuscheln des Nyassa und des Tanganyika von ganz verschiedener Art seien; zu bedauern bleibe, daß Burton seine Zeiche aus dem Tanganyika-See mitgebracht habe, damit man sie mit jenen aus dem Nyassa vergleichen könne; dadurch würde die Frage, ob beide Seen durch einen Fluß mit einander in Verbindung ständen, sofort ihre Lösung erhalten.

Schiffahrt auf dem Nyagua und dem Tocantins. Es scheint, als ob die großen Flüsse, welche aus dem Herzen des großen Reiches Brasilien in den gewaltigen Amazonenstrom, auf dessen rechter, südlicher Seite, einmünden, dem Verkehr dienstbar gemacht werden sollen. Wir meldeten vor mehreren Monaten, daß Gentinho den Purús dampfgefahren sei; jetzt lesen wir in Nr. 51 der zu Pesto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung“ Nachstehendes über eine Beschiffung des Araguay. „Von Belem, in der Provinz Para, schreibt man, daß der Erprüdent von Goyaz, Dr. José Vierra Couto de Magalhães, nachdem er die Regierung seinem Nachfolger übergeben hatte, von Goyaz zu Lande bis zum Flusse Araguaya ging, auf welchem er sich in einem Boote einschiffte. Er befuhr denselben in einer Länge von ca. 400 Leguas, wobei er mit unendlichen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten, sowie natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte; er gewann jedoch die Ueberzeugung, daß dieser Fluß in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar ist, so wie der untere Theil des Tocantins. Dank dem lobenswerthen Unternehmen des Dr. Magalhaes, existirt jetzt die Gewißheit, daß man zu Wasser von Goyaz (und mithin Matto Grosso) nach Para gelangen kann.

Dr. Magalhães hat eine Beschreibung seiner Reise auf dem Araguaya herausgegeben.“

Der Blick auf eine Karte von Südamerika zeigt sofort, von welcher Wichtigkeit jene Wasserstraße ist. Der Araguay oder Araguaya entspringt etwa unter 18° südl. Br. auf der Serra Cayará, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto Grosso und Goyaz von Süden nach Norden durch ein ungemein fruchtbares aber noch sehr menschenleeres Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als jener des Rheins, unter 6° südl. Br. mit dem Tocantius, der oberhalb der Stadt Para (oder Belem, wie man jetzt sagt) mit dem Mündungsgewässer des Amazonas sich vereinigt und dort gewissermaßen ein Zwillingswasser desselben bildet.

Fossile Knochen im Delta des Sambesi. In der londoner geographischen Gesellschaft wurde am 11. April 1864 von Dr. Kiel ein Bericht über fossile Knochen aus dem Alluvium des Sambesi-Deltas in Südostafrika erstattet. Die Knochen, welche im Delta gefunden wurden, scheinen aus dem Innern durch das Wasser dorthin geführt worden zu sein. Es waren Zähne und Knochen großer Ansiedern, Theile vom Rüssel, vom Nilpferde und Löwen. Von Nestlisneresten fand man Panzer der Wasserschildkröte und Krokodilknochen. Vermischt mit diesen Knochen kamen Bruchstücke von irdenen Gefäßen vor, die an ihren Ecken abgerundet waren, auf der frischen Bruchfläche aber genau so aussehen, wie das dahgebrannte Geschirr, welches die Eingeborenen jener Gegend noch heute benutzen. Aber die Zeichen auf der Oberfläche waren ganz verschieden von diesen. Die Diefer der Neger stehen in der Gegend des Sambesi gewöhnlich an Seen oder Bächen, und in diese wirft man, einem abergläubigen Gebrauche zufolge, alle Knochen der geschlachteten Thiere. Die in Frage stehenden Knochen waren augenscheinlich nicht lange der Sonne und der Luft ausgesetzt gewesen, weil sie sonst schwerlich ihre Form so gut bewahrt hätten, wie es der Fall ist. Sie gehören sämmtlich Thierspecies an, welche heutzutage noch am Sambesi leben.

Der Präsident der Gesellschaft, Roderich Murchison, knüpfte hieran einige Bemerkungen über das Alterthum der physikalischen Geographie in Innerafrika. Die Knochen, sagte er, erhielten namentlich dadurch ein erhöhtes Interesse, weil sie ihre Identifikation verloren hätten und in den Zustand vollkommener Versteinerung übergegangen wären. Dies unterstütze die Theorie, welche er bereits 1852 ausgesprochen habe, daß nämlich Südafrika seit den Zeiten der Secundärperiode in seinen Centraltheilen ungetrübt seinen Oberflächencharakter bis auf unsere Tage beibehalten habe. Die Forschungen Burtons, Speke's, Grants und Livingstone's haben diese Ansicht bestätigt, denn nirgends trafen diese Reisenden auf eine verneinungsführende Formationen. Sie fanden keine Kalke mit Meeresmuscheln, obgleich sie auf diese besonders aufmerksam gemacht worden waren. Die einzigen Meeresschalthiere, die man fand, kamen nahe den Küsten in den verhältnißmäßig jungen Schichten der Nummulitenformation vor. Nach Thorntons Beobachtungen kann man als sicher annehmen, daß das Küstengal Afrika's aus alten, paläozoischen Felsen besteht; von dem Verhandensein secundärer und tertiärer Bildungen im Innern dieses Continents verlautet jedoch nichts. Murchison setzt dann weiter auseinander, daß im Innern Südafrika's keine großen Vulkane thätig waren, welche das Land mit Lavaströmen übergossen, anstellen aber in Schwingungen versetzten, welche andere Continente unter die Wogen des Ozeans brachten oder mit erratischen Blöcken überschreiten. Uebergehend zu den Beobachtungen

Digitized by Google

Dr. Kirk, schlägt Marchisen auf ein hohes Alter der Neger in Afrika, wenn es ihm bewahrheitet, daß die zugleich mit den erwähnten Knochen aufgefundenen Scherben mit jenen von gleichem Alter sind. Mit Rücksicht auf dieses Alter der Negerrasse erscheint es sehr bemerkenswerth, daß diese im Vergleich zu den Amerikanern und Polynesiern so geringe Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, daß sie sich nicht einmal zur Züchtung von Hausthieren aufschwingen konnte.

In der Debatte, welche sich an diesen Gegenstand knüpfte, bemerkte Herr Galton, daß ihm der Verlust der leimhaltigen Substanz in jenen Knochen wirklich als ein Zeichen hohen Alterthums gelten könne, da es ja bekannt sei, wie leicht Knochen in heißen Klimaten ihre organische Substanz verlören. Dr. Kirk erwiederte hierauf, daß diese Knochen durchaus fossil seien, daß sie schwerer als gewöhnliche Knochen wären, daß ihre Bruchfläche an der Zunge hafte, und daß beim Verbrennen keine Spur von Geruch zu entdecken sei. Alles weise darauf hin, daß sie einem chemischen Proceß durchgemacht hätten, und somit ihr hohes Alterthum außer Frage stehe.

Neue Nachrichten aus Madagaskar. Wir müssen die Dinge, welche auf dieser „Perle des Ozeans" sich begeben, auch ferner im Auge behalten, denn es will uns bedünken, daß über kurz oder lang eine Einmischung Frankreichs gar nicht ausbleiben könne. Bekanntlich betrachtet man in Paris diese Insel als eine „Besitzung seit 1643", und in diesem Sinne spricht sich die Presse aus. Die „Revue du Monde colonial" hat auf St. Denis auf Réunion einen Correspondenten, welcher unterem 4. Juli einige Nachrichten über die neuesten Vorgänge auf Madagaskar gibt; er verlangt einen definitiven Bruch mit den Howas und eine Besitznahme der Häfen Bobemar, Diego Suarez, Bavatube und der umliegenden Landschaften, welche der „Französischen Madagaskar-Compagnie" abgetreten worden sein. Die Sache verhält sich aber so, daß Lambert, „Herzog von Emirne", die gesetzige Absperrigkeit des Königs Radama benutzt hatte, um von demselben so excessive Concessionen zu erwirken, daß nach des Königs Ermordung dieselben für unzulässig erklärt werden mußten. Dadurch sind allerdings die Pläne der Speculanten und Abenteurer, welche Madagaskar als ihre Domäne betrachteten, durchkreuzt worden, und sie bieten Alles auf, um die französische Regierung zu einem bewaffneten Einschreiten zu drängen. Diese würde wohl auch schon in die „Interessen der Civilisation" auf Madagaskar in ihrer Weise gestört, d. h. sich eingemischt haben, wenn sie nicht in Mexico und Algerien vollauf zu thun hätte.

Seit Radama's Ermordung ist die Insel nicht zur Ruhe gekommen. Am 14. Mai 1861, dem Jahrestage, an welchem Radude oder Rabodo als Königin von Emirne (d. h. der Centralprovinz, welche den Hauptsitz des herrschenden Volkes der Howa bildet) den Thron bestieg, war großes Fest am Hofe im Palaste Mahusarieu, der eine Meile Wegstunde von der Hauptstadt Tananive entfernt liegt. Alle hohen Würdenträger und vornehmsten Ebelleute waren versammelt und eine große Menge Volkes anwesend. Als die Gäste aber an der Tafel Platz nehmen wollten, kam ein Adjutant des Premierenministers (der jetzt Gemahl der Königin ist) und meldete, daß eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt worden sei. Etwa dreihundertundzwei Howas lägen, verhaftet, in den Kellergewölben des Palastes versteckt und wollten die Königin und ihren Gemahl ermorden. Dieser letztere, eben der Premierminister Rainivoninahaitrimo, sprang auf, ließ den Palast umzingeln und befahl, alle Verschworene, ohne weiteres Verhör, mit Lanzen zu tödten. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Ramoraz, welcher Anhänger des Complotes war und die Minister, welche auch um dasselbe gewußt zu haben scheinen, erhoben Einsprache gegen ein solches Abschlachten, und der Streit wurde so heftig, daß der Premierminister dem Oberbefehlshaber Ohrfeigen gab. Nun wurde die Bewirrung allgemein, und die Gegenseite nahm Partei für den Geschlagenen, der aber für den Augenblick sein Rachegefühl beherrschte. Während der Verwirrung wurden die Tische umgeworfen, Alles drängte wild durch einander, und so gelang es den Verschworenen, in die Felder zu entfliehen. Die erschreckte Königin begab sich sofort nach Andubumanga, von wo sie erst am 4. Juni, um die Vollmondszeit, nach Tananarive zurückkommen wollte; diese Hauptstadt wurde aber in Belagerungszustand erklärt. Unter solchen Umständen dürfen wir uns auf Nachrichten von Mord und Revolution gefaßt halten.

Von den Inseln der Südsee. Wir haben eine Anzahl von Berichten aus verschiedenen Theilen Polynesiens, denen wir das Nachstehende auszugsweise entnehmen.

Auf Tahiti empfindet man den Mangel an Arbeitskräften so sehr, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, um vorerst einhundert chinesische Arbeiter einzuführen. Diese Kulis sind verpflichtet, sieben Jahre lang zu dienen und werden, falls sie es wünschen, nach Ablauf dieser Zeit auf Kosten der Gesellschaft nach China zurückgebracht. Die französischen Behörden haben sehr zweckmäßige Verfügungen über die Behandlung dieser Leute getroffen und einen eigenen Einwanderungskommissär angestellt.

Auf den Markesas-Inseln haben die Blattern in der ersten Hälfte des Jahres 1861 große Verwüstungen angerichtet. Auf Tai hae, wo die französischen Behörden und die katholischen Missionäre wohnen, erhielten die Kranken einige Pflege und die Todten wurden begraben, aber auf anderen Inseln war der Zustand entsetzlich. Die Krankheit griff immer weiter um sich, die Menschen wurden massenweis von ihr hinweggerafft, und der Ueberlebenden bemächtigte sich eine dumpfe Verzweiflung. Sie ließen die Leichen unbegraben liegen, als Fraß für hungrige Hunde und Schweine. Das sahen manche Kranke mit an; um nicht in solcher Weise aufgefressen zu werden, wälzten sie sich Gruben und erwürgten sich selbst. Manche erhalten als Grabe, mit den Leichen ihrer Verwandten lebendig begraben zu werden.

Die Tuamotu-Inseln. Die Regierung der unter Frankreichs Schutzherrschaft stehenden Gesellschaftsinseln hat zu Papeete, der Hauptstadt Tahiti's, einen Bericht über die französischen Besitzungen in Oceanien herausgegeben. Es ist darin unter anderm die vollständige Liste der zum Papeete- (oder niedrigen Archipel) gehörigen Inseln, welche unter Frankreichs Protectorate stehen, aufgeführt; ihre Zahl beläuft sich auf 80. Die Bevölkerien dieses Archipels haben aber bei einer Zusammenkunft in Papeete unter dem Vorsitze des Vicealmirals Bonard gegen den bisher üblichen Namen Pomotu (unterwerfene Inseln) Verwahrung eingelegt und verlangt, daß dieser in Tuamotu geändert werde. Tuamotu bedeutet: entfernte Inseln. Ihrem Wunsche wurd entsprochen, und somit soll Tuamotu nun als der offizielle Name für den niedrigen Archipel. Zwischen diesem und Papeete findet nun allmonatlich eine Postbeförderung statt.

Auf Neu-Caledonien ist im Frühling ein Transport französischer Verbrecher für die dortige Strafkolonie angekommen. — Die Eingebornen zeigen in mehreren Theilen der Inseln große Widersetzlichkeit, namentlich gegen die Bevölkerung mit der europäischen Waffen. Auf der Oktäfte bei Wagap ist ein Schiffbruch entdeckt worden, aus welchem ganze Ladungen Schiefes nach Australien gehen, wo derselbe sehr gut bezahlt wird. — Die Strafansiedlung befindet sich auf der Insel Nu, diese ist „Sitz der transportirten Arbeiter"; so nämlich heißen im Amtsstyl die Verbrecher.

Am 1. Mai 1861 hat Frankreich nun auch die Loyalty-Inseln in Besitz genommen. Man hat an der Sandelbay auf der Insel Lifu oder Ouvéol einen Militärposten angelegt.

Die neue Verfassung in Venezuela ist vor Kurzem in den meisten Staaten eingeführt worden. Ihre Hauptbestimmungen sind: Die „21 unabhängigen Staaten Venezuela's" bilden einen Bund, welcher den Titel: Vereinigte Staaten von Venezuela führt. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Sklaverei darf nie wieder eingeführt werden, und alle Sklaven sind frei. Alle Bürger über 18 Jahr alt (!) sind stimmfähig. Die Freiheit aller Religionen ist garantirt. Die Einkerkerung wegen Schulden ist abgeschafft. Kein Bürger darf verbannt werden, und die höchste Geldstrafe beträgt 12 Dollar. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten, dem Senat und der Kammer der Abgeordneten. Der Präsident darf keinen Staat ohne dessen Erlaubniß militärisch besetzen und sich nirgends in die inneren Angelegenheiten eines solchen mischen, ausgenommen in offenbarer Weise. — Gegenwärtig ist General Falcon Präsident. — Diese Verfassung ist wieder eines jener abstrakten Machwerke, deren die südamerikanischen Republiken sich zu Dutzenden gegeben haben, und welche nach ein paar Jahren von ihnen selber wieder über den Haufen geworfen werden. Man muß bedenken, daß sechs Siebentel der Bevölkerung von

Digitized by Google

Venezuela aus Indianern, Mestizen, Negern, Mulatten und Zambos bestehen, von denen die wenigsten wissen, was lesen, Schreiben und Unterricht heißt. Und dabei das allgemeine Stimmrecht für jeden Burschen, der sein 18. Jahr zurückgelegt hat! Anzuerkennen ist, daß man allen Religionen Freiheit gewährt; so weit ist man in Spanien, Portugal und im Kirchenstaate noch lange nicht.

Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay. Diese Regionen, wo gegenwärtig, mit alleiniger Ausnahme von Montevideo, vollkommene Ruhe herrscht, entfernen sich jetzt einer gedeihlichen Lage und haben sich mit Eifer auf die Künste des Friedens geworfen. So glücklich sind die Verhältnisse, daß von englischen Kapitalisten Gedanklagen von Millionen Pfund Sterling in den La Platastaaten gemacht werden; auch ist erfreulich zu sehen, daß die europäische Einwanderung nach Südamerika immer beträchtlicher wird. Sie hat dort eine sehr erfreuliche Gegenwart und eine vortreffliche Zukunft.

Die „Tribuna", welche zu Buenos Ayres erscheint, gibt in ihrer Nummer vom 27. Juli folgende Uebersicht:

„Wir können mit Genugthuung melden, daß überall Ruhe herrscht; auf die Tage bürgerlicher Fehden ist eine Zeit des Friedens und der Wohlthätigkeit gefolgt. Wir bauen Eisenbahnen, Brücken und Straßen, ermuntern die Einwanderung, sorgen für Unterricht und Erziehung, verbessern und vermehren unsere Heeren, geben zweckmäßige Gesetze, ordnen eifrig alle moralischen und materiellen Fortschritte des Landes und zeigen uns jeder Unternehmung, welche den allgemeinen Nutzen im Auge hat, nach Kräften förderlich."

Der argentinische Kongreß hat die Anlage eines Telegraphen zwischen Buenos Ayres und Montevideo bewilligt und einer Gesellschaft, welche den obern Uruguay mit Dampfern befahren will, eine Jahresunterstützung von 9600 Dollars zugebilligt. — In Buenos Ayres werden schwimmende Docks gebaut; in Cordova wird eine enge steile Bahn mit 200,000 Pf. St. Kapital gegründet; sie wird für eine halbe Million Banknoten ausgeben. — Die Regierung in Buenos Ayres trat Maßregeln, um eine Menge ihres einlaufenden Papiergeldes einzuziehen und den Papiergeldfuß so zu fixiren, daß 25 derselben einen Silberdollar gelten; sie will dadurch den bisherigen Kurschwankungen ein Ende machen. — Die Silbergruben in San Juan liefern eine unmein reiche Ausbeute. — Der Viehstand in den Provinzen Buenos Ayres und Entre Rios hat sich während der beiden letztverflossenen Jahre immer mehr vergrößert; in der letztgenannten Provinz und in Santa Fé siedeln sich jetzt viele Engländer an, weil die argentinische Centralbahn durch Santa Fé ziehen wird. Jetzt ist Land noch so billig, daß man eine Quadratlegua für 500 Pfr. St. kauft.

Einem andern argentinischen Blatte, dem Ferro carril, entnehmen wir folgende Notizen:

Zwei Kongreßabgeordnete, Orono und Zuviria, betreiben den Plan, je 1000 Einwandererfamilien im Süden am Rio Negro, im Norden am Rio Bermejo anzusiedeln und beide Linien durch eine Reihe von Forts gegen die Indianer zu schützen. Bei der allgemeinen Ruhe glaubt man die argentinischen Soldaten nicht nöthigenfalls verwenden zu können.

Die Einwanderung in Santa Fé nimmt mertwürdig zu. Die Leute kommen aus England, aus dem vom Bürgerkrieg zerrütteten, mit unerschwinglich hohen Steuern und Abgaben überbürdeten Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus Buenos Ayres und Uruguay. Alle sind wohlhabend und bringen bedeutende Kapitalien mit. Die der Eisenbahngesellschaft (zwischen Rosario und Cordova, eine Strecke von 240 Miles) gehörenden Ländereien werden jetzt vom Herrn Phibbs aus Liverpool genauer untersucht und vermessen; die Kompagnie gewährt Ansiedlern die günstigsten Bedingungen. Gleichzeitig hat die Bundesregierung eine Einwanderungsbehörde in Rosario niedergelegt und dieselben beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt; Secretär derselben ist ein Engländer, Perkins. Die Provinzialbehörde von Santa Fé überreichte bereits über ein Heimstättegesetz nach dem Muster des nordamerikanischen. In der nächsten Umgegend der Stadt Santa Fé sind schon jetzt etwa 700 Einwandererfamilien ansässig, denen es, nach dem Berichte des englischen Konsuls Hutchinson (desselben, der drei vortreffliche Werke über Westafrika geschrieben hat und Burtons Vorgänger auf Fernando Po war), ausgezeichnet wohl ergeht. Absahrer und Steuern sind in den argentinischen Ländern nicht der Rede werth.

In Paraguay sind drei Aktheilungen der Bahn von Asuncion nach Villarica eröffnet, die nach Piraju; die vierte, nach Cerro Leon, soll noch im Laufe dieses Jahres eröffnet werden. An den Telegraphenlinien wird eifrig gearbeitet; im Land war ungestörte Ruhe.

Erdbeben. Briefe von Silikria berichten von einem heftigen Erdbeben, welches am 14. August, von starken Stürmen begleitet, in Kallipolis an der Donau stattfand. Die Kirche, die Schule und viele andere Gebäude wurden in Ruinen verwandelt. Im Hafen haben mehrere Schiffe Schaden erlitten. Auch aus Aleppo erfahren wir, daß am 15. August ein überaus heftiger Erdstoß verspürt wurde.

Der Tunnel durch den Mont Cenis. Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung" aus Genua vom 14. September: Die französischen und die italienischen Kommissäre, welche mit der Inspektion der Riesenarbeit am Mont Cenis beauftragt sind, haben bei ihrem letzten Besuch über den Fortgang dieses Werks, welches ein Ruhm unserer Jahrhunderts sein wird, die befriedigendsten Eindrücke erfahren. Vom Juli 1863 bis Juli 1864 ist auf der Seite von Bardonnèche allein die Arbeit um 560 M. fortgeschritten. Nun werden weit dem festern Eindringen die zu überwältigenden Schwierigkeiten immer größer; aber des Ingenieurs Sommeiller bewährtes Genie findet dadurch nur Gelegenheit, die erkannten physischen Kräfte in immer neuen wunderbar verbesserten Combinationen stets den größten Hindernissen entgegen zu stellen, so daß das Werk, anstatt verlangsamt zu werden, immer rascher fortschreitet. Der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter sind jetzt 4000, und das bisherige Gesammtresultat beträgt in Metern ausgedrückt 2917 auf der italienischen und 1448 auf der savoischen Seite. Dieß ist ungefähr ein Drittel des ganzen Tunnels, welcher 12,220 Meter lang werden soll. Daraus läßt sich berechnen, daß dieser Wunderbau bis zum Jahr 1872 vollendet sein wird.

Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien. Ein florentiner Blatt, welches den Titel „Ragione e fede" führt, bringt folgende Angaben über den Ordensklerus in Italien. Die Zahl der religiösen Orden beträgt nicht weniger als vier und achtzig. Für dieselben sind 2382 Klöster, von denen 658 den Bettelorden gehören. Man zählt 15,491 männliche und 18,198 weibliche Professen; dazu kommen noch 4668 Laienmitglieder dieselbst Geschlechts. Also hat man im Ganzen 38,357 Klosterbewohner. Dazu kommt dann noch die ungemein zahlreiche Abtheilung der Geistlichkeit, welche nicht in Klöstern wohnt, die „Weltgeistlichkeit". Italien hat in diesen Beziehungen noch den Vorrang vor Belgien; in diesem kleinen Lande ist die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen seit 1830 von etwa 4000 auf nahezu 16,000 angewachsen.

Die Produktion der Edelmetalle. Die Produktion der Edelmetalle berechnet man nach der neuesten statistischen Aufstellung auf jährlich 379,054,000 Thlr., und davon kommen auf das Gold 285,489,000 Thlr. (75,32 Prozent), und auf das Silber 93,565,000 Thlr. (24,68 Prozent). Dazu trugen bei: Kalifornien 99,750,000 Thlr., die übrigen Staaten der Union 42,750,000 Thlr., Britisch-Columbia 8,550,000 Thlr., Mexiko 35,625,000 Thlr., Südamerika 18,525,000 Thlr., Rußland 31,350,000 Thlr., das übrige Europa 9,975,000 Thl., Asien und Afrika 8,550,000 Thlr., Australien 166,879,000 Thlr. Neuseeland 17,000,000 Thlr. Amerika liefert für 137,298,750 Thlr. Gold und für 67,901,250 Thlr. Silber, also 48,09 Prozent der Gold-, und 72,57 Prozent der Silberproduktion. Seit dem Anfang unsers Jahrhunderts ist die Goldproduktion um mehr als das 15,6fache gestiegen, und seit 1848, bevor die reichen Goldlager in Californien entdeckt waren, um mehr als das 6fache. Können wir unserer Zeit auch nicht eine goldne nennen, so hat doch unsere Erde solche Reichthümer seit ihrem Erstehen nicht gesehen. Der Goldreichthum der früheren spanischen Colonien in Amerika und Brasilien, der im Mittelalter so angestaunt wurde, ist im Vergleich zu dem der Gegenwart ärmlich zu nennen. Von hier kommt seit der Entdeckung der neuen Welt bis zum Jahr 1809, also in 318 Jahren, nach A. v. Humboldt, 2,071,330,000 Thlr. nach Europa, während Australien allein in den 12 Jahren von 1851 bis 1862 für 702,953,925 Thlr. Gold ausgeführt hat, so viel wie Amerika in 108 Jahren.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

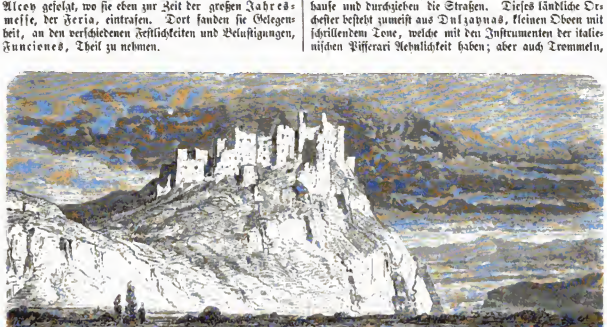
Digitized by Google

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche.

Festlichkeiten auf dem Jahrmarkte zu Alcoy. — Kämpfe der Christen und Mohren. — Xativa und Almansa. — Ueber Chinchilla nach Albacete. — Die Messerfabrikation. — Duelle mit der Navaja. — Villena und der Troubadour Macias. — Alicante. — Die heilige Agathe. — Das Mandelgebäck. — Eine Bürgerrechtgeit. — Nach Elche.

Wir haben die beiden Reisenden Doré und Davillier neulich (Band VI, Nr. 7 und 8) auf ihren Streifzügen in der spanischen Provinz Valencia begleitet und sind ihnen bis Alcoy gefolgt, wo sie eben zur Zeit der großen Jahresmesse, der Feria, eintrafen. Dort fanden sie Gelegenheit, an den verschiedenen Festlichkeiten und Belustigungen, Funciones, Theil zu nehmen.

Schon am Tage vor dem Feste kommen aus jedem Dorfe der Comarca, d. h. des Landbezirkes, Musikanten zur Stadt, versammeln sich am andern Morgen vor dem Rathhause und durchziehen die Straßen. Dieses ländliche Orchester besteht zumeist aus Dulzaynas, kleinen Oboen mit schrillendem Tone, welche mit den Instrumenten der italienischen Pifferari Aehnlichkeit haben; aber auch Trommeln,



Ruinen der Burg bei Chinchilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schutzpatron der Stadt ist der heilige Georg, und zur Ehre desselben wird alljährlich zur Meßzeit ein großes Nationalfest gefeiert, bei welchem die Mohren, die ungläubigen Saracenen, gar übel wegkommen und Püffe in ungezählter Menge erhalten. Im Jahre 1257 unternahmen die Mauren einen Angriff gegen die Stadt, und Alcoy wäre, so wähnt das Volk, eine Beute der Ungläubigen geworden, wenn nicht der Heilige Sanct Jürgen sich der Christen erbarmt und allerhöchstselber Antheil am Kampfe genommen hätte. Er schlug die Mohren zurück.

Trompeten, Paudurias, Gitaras und die unvermeidliche Guitarre fehlen nicht. Hinter den Spielleuten ziehen dann die Mohren und die Christen einher, welche am folgenden Tage beim Fest eine Rolle zu spielen haben.

Bei diesem schreitet die Geistlichkeit voran und belebt sich in stattlichem Zug auf den großen Marktplatz, die Plaza mayor. Dort ist eine Burg errichtet worden, ein Castille, aber nicht aus Steinen, sondern aus Brettern und Leinwand. Nachdem die Geistlichen in die Burg eingezogen sind, defiliren die Christen und die Mohren zu Fuß und zu Roß an ihnen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN
Digitized by Google

vorüber, ziehen gemeinschaftlich durch mehrere Straßen, theilen sich dann in verschiedene Gruppen und führen Tänze auf, besonders vor dem Hause des Bürgermeisters und anderer angesehenen Bürger.

Am nächsten Morgen werden die im Stadthause versammelten Behörden von den Spielleuten abgeholt und schließen sich dem Zug an, welcher in Prozession nach dem Oratorium des heiligen Jakob geht. Man holt dort das Bild und die Reliquien dieses Heiligen ab, bringt dieselben nach der Pfarrkirche, in welcher eine musikalische Messe abgehalten wird, und schafft sie dann wieder ins Oratorium.

Nun erscheint der dritte Tag, und an diesem findet El Alarde statt, d. h. die Parade, der Kampf zwischen Christen und Ungläubigen. Schon früh am Morgen versammeln sich beide Parteien auf der Plaza mayor, und dann ziehen die Mohren in guter Ordnung zur Stadt hinaus, welche sie belagern müssen. Nachdem sie dann vor den Thoren sich gelagert, schicken sie einen Abgesandten an den Befehlshaber der christlichen Streiter; dieser Parlamentär reitet auf einem prächtig angeschirrten Rosse bis an das Kastillo hinan, grüßt nach morgenländischer Art und überreicht sein Schreiben. Der Anführer der Christen nimmt das Papier entgegen, wirft einen Blick hinein und — zerreißt es, weil er nun und nimmermehr mit den Feinden des christlichen Glaubens kapituliren werde. Der Abgesandte kehrt zu seinen Mohren zurück, welche troz jener Beschimpfung nicht sofort die Stadt angreifen, sondern eine zweite Gesandtschaft mit großem Gefolge an den Christengeneral absenden; es verſteht sich von selbſt, daß auch sie eine abschlägige Antwort erhält. Da schwören dann die Mohren, daß Alcoy durch Feuer und Schwert verwüstet werden solle.

Die Novoja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

In der That beginnen sie nun den Angriff, dringen in die Stadt ein, werden aber mit einem lebhaften Musketenfeuer empfangen. Allerdings hatten die Krieger im Jahre 1257 noch keine Feuerwaffen, aber was schadet ein solcher Anachronismus? Die Mohren fürchten sich nicht, rücken in geschlossenen Reihen vorwärts, werden dann aber von den Christen, unter dem Schlachtrufe: Santiago, y a ellos! — St. Jakob, und drauf! — zurückgedrängt, besonders nachdem die Reiterei gegen sie eingestürmt ist. Wie lustig sprengen die Ritter und Paladine einher! Man glaubt ein Fastnachtspiel vor sich zu sehen, denn diese Paladine sind in die spanische Tracht des Mittelalters gekleidet und sehen etwa aus wie Jahrmarktspuppen; die Pferde sind aus Pappe verfertigt, aber reich mit Decken behangen. Der Anputz der Mohren ist nicht minder gelungen; sie sehen aus wie die Türken auf unseren Maskeraden.

Das Handgemenge wird bald allgemein; die Ungläubigen müssen zurückweichen, denn sie haben ja keinen Heiligen, der für sie kämpft, und die Christen bleiben Sieger. Diese stimmen Triumphgesänge an, führen unter Musik die gefangenen Saracenenhunde in der Stadt umher, und das Springen, Pfeifen, Tanzen und Trommeln dauert bis zum Abend.

Mit einem dreitägigen Fest ist dem Spanier keineswegs gedient, er will mehr haben, und am vierten Tage nimmt die Sache ihren weitern Verlauf. Man führt die Gefangenen und angeblich Verwundeten in der Stadt umher; sie jammern und flehen das Mitleid der Leute an; die Christen sind auch großmüthig und geben Almosen, welche dann an die Kasse des Stadtkrankenhauses abgeliefert werden. Am Ende marschiren Mohren und Gläubige je zu zweien Arm in Arm hinter den Reliquien des Heiligen her, welche in der St. Georgs-Einsiedelei beigesetzt werden, die Feindseligkeit hat ein Ende und der Tanz beginnt. Erst nach Mitternacht wird es in Alcoy allgemach ruhig.

In Spanien ist der altererbte Haß gegen die „Mohren“ noch heute lebendig; das hat sich in dem letzten Kriege gegen Marokko wieder einmal gezeigt. Das Volk liebt die Mohrenkämpfe eben so leidenschaftlich wie die Stiergefechte, und ein Fremder thut wohl, sich dieselben anzusehen; denn sie gewähren ihm einen interessanten Einblick in das Leben und in die Sitten und Bräuche des Volkes. Auch strömen von weit und breit die Landleute herzu, über deren eigenthümliche Trachten man bei solchen Gelegenheiten allerlei Studien machen kann.

Während der vier Festtage wird in Alcoy eine ungeheure Menge von Turrones genossen. Dieses Mandelgebäck von Honig ist weit und breit berühmt; auch die Verkäufer der Orchata de chufas machen gute Geschäfte. Wein und

Digitized by Google

Branntwein spielen eine höchst untergeordnete Rolle, und ein betrunkener Mann gehört zu den größten Seltenheiten; auf einen Borracho würde Jeder mit den Fingern zeigen, und ein solcher gilt in dem klassischen Lande der Nüchternheit für einen entehrten Menschen.

Wir verlassen Alcoy und fahren durch die kleine Stadt Concentayna, wo se Vieles an die glänzenden Tage der Mauren-Herrschaft erinnert, namentlich ein großer, viereckiger Thurm, der jenem in der Alhambra gleicht, und gelangen bald nach Jativa (15,700 Einwohner), einer der annuthigsten Städte Spaniens. In den mohammedanischen Zeiten hat sie sich einer hohen Blüthe erfreut, aber in christlichen Zeiten viel gelitten, namentlich während des spanischen Erbfolgekriegs im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Damals wurde sie in San Felipe umgetauft; aber der alte Name ist doch geblieben, eben so viel von dem maurischen Charakter in der Bauart. Das Gartenfeld, über dessen Fläche Palmen gleich hohen Masten emporragen, ist ungemein fruchtbar.

Jativa ist Geburtsort des berühmten Malers Ribera, den man gewöhnlich Spagnoletto nennt. Von Jativa ab fuhren wir gen Westen landein in die Gebirgsgegend und kamen aus der Provinz von Valencia in jene von Albacete, nach Puerte de Almansa. Dort ist der Knotenpunkt der Bahnen von Madrid, Valencia und Alicante; die Stadt mag etwa 7500 Einwohner zählen und liegt schon 2200 Fuß über dem Meeresspiegel. Sobald man über diesen Punkt hinauskommt, verspürt man sofort einen Wechsel im Klima; Aloe, Cactus und andere südliche Pflanzen verschwinden und machen einer mehr nordischen Vegetation Platz. Unweit von Almansa erhebt sich ein Obelisk zum Andenken an die Schlacht, in welcher 1707 der Erbfolgekrieg zu Gunsten der Bourbonen entschieden wurde; in Folge derselben gewann Philipp V. das Königreich Valencia. In dieser Schlacht wurden die Franzosen von einem Schotten, dem Herzoge von Berwick, befehligt, die englischen Truppen dagegen von einem protestantischen Franzosen, de Ruvigny. Die Burg von Almansa war früher von großer Bedeutung; sie galt für einen der Schlüssel zum Königreiche Valencia.

Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Provinzialhauptstadt Albacete, 12,000 Einwohner, wird auf der Eisenbahn binnen zwei Stunden erreicht. Die Gegend bildet zu der schönen und üppigen Region Valencia's einen scharfen Contrast und gibt schon einen dürren Vorgeschmack von der Mancha und Castilien. Das Klima ist im Sommer brennend heiß, im Winter eisig kalt. Bäume sieht man nur selten, desto mehr aber riesenhohe Disteln und ausgedehnte Getreidefelder; auf den öden Hügeln stehen Windmühlen, und beim Anblick derselben denkt man unwillkürlich an den Kampf, welchen der sinnreiche Junker Don Quixote mit einer derselben bestanden hat. Das Land bleibt einförmig bis zur Station Chinchilla (3500 Einwohner, 2555 Fuß über dem Meere), von welcher man nur das Schloß erblickt. Von dort gelangt man nach einer nur halbstündigen Fahrt nach Albacete.

Auf dem Bahnhofe werden dem Reisenden sofort Messer verschiedener Art angeboten, denn Albacete ist ein spanisches Iserlohn oder Sheffield, und versertigt Navajas, Cuchillos und Puñales in großer Menge. Das Fabrikat ist plump und erinnert an arabische Mache. Aber die Navaja gehört zu den „Cosas de España", und der Mann aus dem Volke trägt dieses lange Messer (dessen Gestalt aus unserer Abbildung klar wird), je nach der Größe desselben, in der Tasche, im Gürtel oder an der Jacke. Der Griff ist von Holz und gewöhnlich mit einer Kupferplatte beschlagen, auf der allerlei unwüchsige Figu-

Digitized by Google

ren eingegraben werden, die ausgeſchweifte, nadelſpitze Klinge ſieht aus wie ein Fiſch, und die längsſtreifigen Vertiefungen in derſelben ſind roth bemalt. Dieſe Klingen von Albacete werden aus grobem Eiſen verfertigt und haben mit denen von Toledo nichts gemein. Aber wir finden auf ihnen eingeätzte Inſchriften und kabberiantaliſche Verzierungen. Manche Deviſen ſind alten caſtilianiſchen Waffen entlehnt, z. B. folgende:

No me saques sin razon,
No me embaines sin honor,

oder Alfiler, alſo: Federmeſſer, Zahnſtocher, Stecknadeln. Schöne Stecknadeln!

Man geht mit der Navaja nach Principien und Regeln um, in denen Unterricht ertheilt wird, wie im Fechten. Spanien hat Navaja-Profeſſoren von großem Ruf, namentlich in Cordova. Solch ein Dieſtro bedient ſich beim Unterricht zu Anfang eines Rohrſtockes und legt beſondern Werth auf den klaſſiſchen Schnitt; dieſer beſteht darin, daß man dem Gegner gleich ein Paar Schwarten im Geſicht beibringt und hinterher, ehe man ihm den vollen Hiebſchnitt von oben nach unten verſetzt. Man hat dann den Troſt,

Auf dem Jahrmarkte in Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

„Zieh mich nicht ohne Urſache und ſtecke mich nicht ohne Ehre in die Scheide.“ Oder:

Si esta vivora te pica,
No hai remedio en la botica.

„Wenn dieſe Viper dich ſticht, dann gibt es in der Apotheke kein Mittel dagegen.“ Wahrſcheinlich bezeichnet man deshalb eine gewiſſe Art von Navajas als Navajas del santolio, Meſſer der letzten Oelung. Die Navajas haben gewöhnlich eine ſehr ſtarke Feder; manche Meſſer haben bis zu drei Fuß Länge, gewöhnlich beträgt die letztere aber nur eine halbe Vara, etwa 45 Centimeters, und das iſt für ein Meſſer immerhin reſpektabel genug. Die Spanier geben denſelben allerlei Scherznamen: Certaplumas, Mondadientes daß man ihm eine Schebecke malte; denn pintar una javeque iſt ein Ausdruck, welchen man der langen, ſchlanken Geſtalt jener Schiffe im Mittelmeer entlehnt hat, die als Schebecken bezeichnet werden. Manche Leute aus den niedrigſten Klaſſen, Charranes oder Barateros (Bummler und Raufbolde), haben ſolche Schrammen und Schnitte im Geſicht. Der gemeine Mann in Spanien zieht ſeine Navaja, wie wir das Schwert ziehen, und dieſe Zweikämpfe ſind oft fürchterlich. Ein paar Barateros treten in einen engen Hof und ziehen das Meſſer; ſie haben zum Schutze weiter nichts als ihre Jacke oder einen Mantel, welchen ſie über den linken Arm werfen; damit pariren ſie, und der Kampf dauert, bis einer der Beiden am Boden liegt.

Der ſpaniſche Puñal hat Aehnlichkeit mit dem corſiſchen Dolche; manchmal iſt die Klinge durchlöchert und hat ſägen-

Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Digitized by Google

artige Kerben oder Zacken, damit die Wunde recht ſtark und gefährlich werde!*)

Unſere Reiſenden fuhren mit dem von Madrid kommenden Bahnzuge in ſüdöſtlicher Richtung wieder dem Meere zu, nach Alicante. Unterwegs bei der Venta de la Encina, dem Gaſthof zur grünen Eiche, theilen ſich die Linien; die eine geht nördlich, nach Valencia, die andere in ſüdöſtlicher Richtung nach Alicante, und zwar über Cande und Villena. Das letztere (8500 Einwohner) iſt Stammort einer berühmten Adelsfamilie. Der erſte Marquis von Villena galt bei ſeinen Lebzeiten für einen Zauberer und Hexenmeiſter; nach ſeinem Tode ließ der König von Caſtilien die ganze Bibliothek dieſes Zauberers durch einen Dominikanermönch verbrennen!

An die Geſchichte des Don Enrique de Villena knüpft ſich jene des berühmten Trovador Juan Macias. Er

Ein Mann aus Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Tarr.)

war ein Ritter im Gefolge des Marquis und liebte ein junges Mädchen; das dem Großmeiſter des Calatravaordens nahe verwandt war. Die Dame verſprach ihm ihre Hand, mußte

*) Davillier ſagt von Albacete, es ſei eine der abſcheulichſten Kloaken, über und über voll von Unrath und Schmutz; von Straßen könne eigentlich gar keine Rede ſein, ſondern nur von Bächen flüſſigen Schlammes, wenn es regnet, und von unendlichem Staube, wenn das Wetter trocken iſt. Aber allezeit verſinken die Wagenräder bis an die Achſe, und wenn man im Sommer am Staub erſticken kann, ſo läuft man im Winter Gefahr, im Schlamme zu ertrinken. Dagegen ſagt Moritz Willkomm in ſeinem Werk über das pyrenäiſche Halbinſelland (S. 186), Albacete ſei „eine wohlbauende, regelmäßige und gut gebaute Stadt".

Digitized by Google

Straße in Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

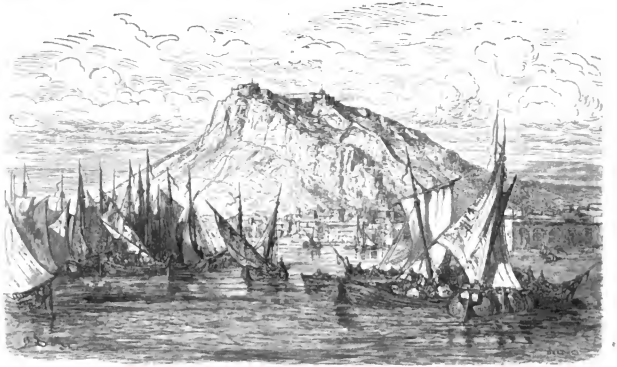
Digitized by Google

aber, während Macias in der Ferne weilte, einen andern Edelmann heirathen. Sie wollte und so erzwang es der Marquis. Macias kam zurück und war in Verzweiflung; auf Antrieb des eifersüchtigen Ehemannes wurde er in die Burg Arjoncilla bei Jaën eingesperrt. Als er dort eines Tages ein Lied zu Lob und Preis seiner Dame sang und am Fenstergitter seines Kerkers stand, wurde er von dem eifersüchtigen Gemahl von außen her mit einer Lanze durchbohrt und starb. Die große spanische Romanzensammlung enthält mehr solcher Geschichten; jene des Macias ist Gegenstand eines Dramas (Porfiar hasta morir, d. h. Ausharren bis zum Tode) von Lope de Vega.

In den krummen und engen Straßen Villena's sind manche alte Häuser, die mit solchen Legenden wohl harmoniren; die alte Burg, welche in verschiedenen Kriegen viel gelitten hat, ragt stolz über die Stadt empor. Die nächste Station, Sax, ist die letzte Ortschaft in der Provinz von Albaecte, und in dieser Gegend zieht die Bahn über mehrere tiefe Schluchten und durch einen langen Tunnel. Sobald man denselben hinter sich hat, liegt zur Linken das üppige Thal von Elda; dann kommt man nach Monovar, 6500 Einwohner, und Novelda. Die Gegend ist sehr uneben. In ihr liegt das berühmte Pantano de Tibi, ein großes Becken, in welchem man das vom Gebirg herabkommende Wasser sammelt; die Einfassungsmauer ist 60 Fuß dick und 150 Fuß hoch. Das großartige Werk gibt in den trockenen Monaten Wasser an die Felder ab; es ist zu Ende des 16. Jahrhunderts erbaut worden.

Der Pflanzenwuchs im Königreiche Murcia hat einen fast tropischen Charakter; Feigen- und Mandelbäume treten in mächtiger Größe auf, und in den Rebgeländen prangen ungeheuere ambragelbe Trauben. Alles strotzt in dieser, man kann sagen halbafrikanischen, Oase von üppiger Fruchtbarkeit. Hier ist eine Region nicht nur der Südfrüchte, sondern auch der Palmen.

Wir sind in Alicante, einer Handels- und Hafenstadt von etwa 18,000 Einwohnern, und obwohl in die Römerzeit hinaufreichend (als Alona oder auch als Lucentum?), von ganz modernem Aussehen; selbst mittelalterliche und arabische Denkmäler fehlen durchaus, obwohl französische Dichter von stattlichen Minareté gesungen haben. Auch das Stadthaus hat nichts Orientalisches an sich. Das Wappen der Stadt ist ein „Castell über dem Wasser". In der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kathedrale fällt unter der Masse von Bildern ein Martyrium der heiligen Agathe auf, die in Spanien eben so hoch verehrt wird, wie in Süditalien. Die palermitanische Jungfrau weigerte sich standhaft, die heidnischen Götter anzuerkennen. Da ließ der heidnische Landpfleger Siciliens ihr die Brüste abschneiden, und dabei war sie sehr standhaft; sie muckste nicht einmal. Die spanischen Maler, die sehr viel und sehr Starkes im Verfertigen sogenannter „Schinderei- oder Fleischbank-



Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Heiligenbilder" geleistet, haben auch das Martyrium der heiligen Agathe mit einem haarsträubenden, Ekel erregenden Realismus dargestellt; bei dem Bild im Dom zu Alicante erscheinen die Stellen, an welchen die Brüste abgeschnitten wurden, als zwei echsenblutrothe Kugeln, aus welchen das Blut am Leib herabströmt!

Von den Molen im Hafen hat man einen Gesammtüberblick über Alicante, ein völliges Panorama. Zur Rechten, auf hohem Felsen, liegt das Kastell, seit dem Erbfolgekriege theilweise in Ruinen, deren Umrisse sich gegen den heitern Himmel sehr scharf abheben. In der Stadt ragen die Thürme des Rathhauses über die weißen Häusermassen empor. Auf einem dem Kastell gegenüber liegenden Hügel steht die Eremitage von San Blas; die schlanken Palmen bezeugen das warme Klima; einen Winter kennt man nicht, und der Thermometer ist seit Menschengedenken nicht unter Null gefallen (38° 20' n. Br.).

Alicante ist berühmt durch seinen Wein und seine

Digitized by Google

Turrones de almendras (Mandelgebäcke), welche mit den Peladillas (Dragée's) von Alcoy den Vergleich aushalten. Diese gastronomischen Notizen sind nicht überflüssig, denn im Uebrigen ist Spanien arm an Delikatessen.

Die unvermeidlichen reisenden Engländer mit ihrem „my Luggage!“ und ihren grau beschleierten Damen von Karawanserai und hat unten Läden und Magazine; die Wohnzimmer sind im ersten Stockwerke und gehen auf eine um den Hof (den Patio) herumlaufende Gallerie.

Als wir, sagt Davillier, gegen Abend in unsere Herberge zurückkehrten, ließen wir unsere Stühle auf die Gallerie tragen und schlürften mit Behagen die frische Seeluft ein.

Frauen in Alicante. (Nach einer Zeichnung von M. Doré.)

machen auch Spanien unsicher; und auf dem Zuge, mit welchem Davillier und Doré nach Alicante kamen, befanden sich solche Insulaner. Diese begaben sich nach der Fonda del Vapor; unsere beiden Reisenden suchten, um nicht weiter mit ihnen in Berührung zu kommen, ein anderes Gasthaus auf und trafen es in der Posada de la Balseta recht gut. Sie liegt am Meeresstrand, ist eine Art

Da hörten wir das Klimpern einer Guitarre und das Klappern von Castagnetten. Unten wurde es sehr lebhaft und wir erfuhren, daß eine Hochzeit gefeiert werde. Als wir bescheiden näher traten, wurden wir frank und zuvorkommend eingeladen und in einen großen Saal geführt. Dort drehten sich etwa 15 sehr aufgeputzte Paare beim Tanz, und das Ganze bot einen sehr malerischen Anblick. Allerdings

Digitized by Google

war das Orchester von recht bescheidener Art und bestand nur aus einer Geige und einer Guitarre; die Spielleute waren, was sich eigentlich von selbst versteht, blinde Männer, Ciegos. Wir unserseits standen bald mit allen Hochzeitgästen auf freundschem Fuß, denn als ich einem Blinden die Geige abnahm und sie an Dorés gab, und dieser nun den Bito sevillano, eine sehr beliebte Tanzmelodie, aufspielte, war die Freude groß, und ich that dann auf der Guitarre, was in meinen Kräften stand.

Die Braut hieß Conchita; sie war eine Schöne von bräunlicher Hautfarbe, großen schwarzen Augen und etwas melancholischem Blick, ein wahres Urbild des ächt spanischen Typus, mit wunderbar kleinen Händen und Füßen. Conchita dankte uns in freundlicher, verbindlicher Weise und bat uns, länger zu bleiben. Das thaten wir gern, denn die wackeren Leute benahmen sich gegen uns mit einer wahrhaft gewinnenden, weil ungekünstelten, einfachen und wahren Herzlichkeit. Am andern Tage zeichnete Doré die schöne Conchita und erregte im höchsten Grade die Bewunderung und Verwunderung aller Muchachas (jungen Mädchen) in der Posada, die alle porträtirt sein wollten. —

Das ging nun freilich nicht an, denn die Zeit zur Abreise nach Elche (sprich Eltsche) war gekommen. Diese durch ihre Palmenhaine berühmte Stadt liegt nur etwa sechs Leguas in südwestlicher Richtung von Alicante, an der Straße nach Murcia. Der Posadero de la Parada war zugleich Posthalter und der Fahrpreis sehr hoch, weil der Mann sich dafür schadlos halten mußte, daß auf der über alle Beschreibung abscheulichen Fahrstraße ihm nicht selten der Wagen, die Coche, in Stücken zerbrach. Die Reisenden stiegen todesmuthig in ein Coupé, fuhren eine Strecke weit am Meeresstrande hin und kamen bald auf eine dürre, sandige Ebene. Nach etwa einer Stunde brach im Innern des Wagens in Folge der heftigen Stöße eine Bank entzwei; bald darauf gab eine Thür nach, und zwei Reisende wurden hinaus in den Sand geworfen; hinterher ereigneten sich noch ähnliche „Kleinigkeiten“, aber am Ende kam der Wagen doch an seinen Bestimmungsort.

Lastträger im Hafen von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

No hay mas que un Elche en Espana! Es gibt in Spanien nur ein Elche, — so sagt das Sprüchwort, und man kann hinzufügen: in Europa. Das alte Altice war eine der wichtigsten römischen Pflanzstädte auf der Halbinsel; das heutige Elche hat ungefähr 11,000 Einwohner, und sein größter Ruhm ist der Hain von Dattelpal-

Digitized by Google

men. Zwar sieht man auch sonst in Andalusien, wie auf Sicilien und in Süditalien Palmbäume, aber nur vereinzelt und in kleinen Gruppen, während Elche von einem Palmenwald umgeben ist. Man glaubt sich wie mit einem Schlag in eine afrikanische Oase versetzt.

Die Mauern und Gebäude der Stadt waren von den letzten Strahlen der Sonne mit Roth förmlich übergossen; Brücke, welche über eine tiefe Schlucht gespannt worden ist, die jetzt trocken lag, und hielten vor einer vortrefflichen Posada.

Am andern Morgen besuchten sie die Santa Maria-Kathedrale, bestiegen den Glockenthurm und erfreuten sich an der weiten Rundschau. Links, jenseits der Palmen, dehnte sich die Ebene nach Alicante hin aus, und den fernen Hori-

Bauern aus der Umgegend von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

die Reisenden wähnten sich im Orient auch dann noch, als sie sich im Innern befanden. Die Straßen sind schmal, die Häuser haben flache Dächer und erhalten Licht durch enge Fenster, vor denen Esteras, Binsenmatten von verschiedenen Farben, hängen. Dann kamen sie an eine prächtige zont bildete das Meer; zur Rechten lag die Huerta von Orihuela, hinter welcher die Gebirge Murcia's emporsteigen.

Den Palmenhain und die Wanderung der beiden Reisenden über Orihuela nach Granada schildern wir ein anderes Mal.

Digitized by Google

Die Wettrennen und die Messe in Algier.

Von Alfred Lommatzsch.

Wenn man in den ersten Tagen des October 1863 durch das Thor d'Isly der Straße folgte, welche in gerader Linie bis zur Vorstadt Agha führt, bis dahin, wo sie sich links nach dem gewerbreichen Dorfe Mustapha inférieur und rechts nach dem Sommersitze der algierer vornehmen Welt, nach Mustapha supérieur, abzweigt, so erblickte man rechts vom Wege und nicht weit von einander drei große Zeltlager, für den Fremden von eigenthümlich hohem Interesse. Noch schöner gewann man einen Gesammtüberblick aller drei Lager, wenn man die Mühe des Steigens und das überall sichtbar gemachte Verbot nicht beachtete und von der Kasbah, dem alten Residenzschlosse des Dey, die neuen, von den Franzosen erbauten Wälle hinabstieg bis zum Fort Babazun. Viele tausende von Arabern sah man dort gelagert, um den alljährlich im Herbste stattfindenden Wettrennen als Zuschauer oder selbstthätig beizuwohnen.

Die Zelte waren einfach aus Leinwand oder Kameelhaaren geferligt und geräumig genug, einer genügsamen arabischen Familie als Sommer- oder Winterwohnung zu dienen.

Nicht wenige konnten durch einen dichten Vorhang geschlossen werden; dies, so wie der aus dem Innern hervorquellende Rauch bezeugten, daß der gastfreie Besitzer sein Weib mitgebracht hatte, um ihn oder seine Pferde zu bewundern, oder besser gesagt wohl, um den Cuscussu zu formen und den wohlschmeckenden arabischen Kaffee — kaua — zu bereiten. Zuweilen wohl, wenn fremde Besucher sich zeigten, lauschte ein schmutzig gelbes Gesicht, alt oder jung, aber selten hübsch, an der Oeffnung des Zeltes, erschrocken zurückfahrend, wenn es vom Auge eines Mannes getroffen wurde.

Beiläufig gesagt, sind nur in der Stadt oder in der Nähe die Araberinnen so spröde, das Gesicht und die Gestalt vollständig zu verhüllen; man erlangt oft schon den Anblick einer maurischen Schönheit auf den Kirchhöfen, dem gewöhnlichen Spaziergang, und überzeugt sich, daß die dunklen, mandelförmigen Augen wirklich keine Unzierde sind. Zuweilen bei Atlas trifft man die Frauen der ärmeren Klasse fast durchgängig unverschleiert.

Vor den Zelten saßen gravitätisch die Männer in zerlumpten, schmutzigen Haiks. Die Unterhaltung war ziemlich laut und von so lebhaften Gestikulationen begleitet, daß man hätte meinen können, eine Prügelei sei unvermeidlich. Wer Platz nehmen wollte, wurde immer freundlich begrüßt und ein Kaffee, sowie als Zugabe viele kleine unverdaubare Geschöpfchen, waren ihm sicher. Abgesondert, ernster und stiller verhielten sich die einzelnen Gruppen der Fürsten des Landes, der Scheikhs, Kaids, Aghas und Baschaghas, in leicht erkennbarer Kleidung, im rothen oder schwarzen, öfters mit Gold und Seide gestickten Burnus, nicht Wenige geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion.

Die Kleidung des gewöhnlichen Arabers ist einfach genug. Der Haik, ein langes weißes Gewand, wird auf dem bloßen Leib getragen und durch einen braunen kameelhaarenen Strick um das kahle Haupt befestigt. Ueber den Haik zieht der Araber einen weiten, wallenden Mantel (Burnus) mit einer Kapuze versehen, die Beine sind vom Burnus umhüllt, die Füße nackt oder mit Fellen umwickelt; nur die Vornehmen tragen rothe oder braune Reiterstiefel.*)

Wir können das Lager nicht verlassen, ohne die Hauptbelden des Schauspiels der nächsten Tage, die Pferde, zu besuchen. Sie waren außerhalb der Zelte, den einen Vorderfuß gefesselt, sämmtlich an einander gebunden. Kümmerliches Stroh und wenig Gerste war ihnen vorgeworfen. Ohne Stall, ja ohne Decke hatten sie mehrere Tage im Freien campirt, ausgesetzt dem heftig stömenden Regen, dem scharfen Wind und den kalten Nachtthau. Die Ausdauer dieser armen Geschöpfe ist nicht genug anzuerkennen. Das arabische Pferd, ohne Reiter und ungezäumt, sieht fast kümmerlich aus.

Der Araber liebt sein Pferd, er schätzt es höher als sein Weib, weil es sein Vermögen, seinen Hauptschatz bildet. Das hindert ihn jedoch durchaus nicht, es schlecht zu behandeln. Selten sieht man ein Pferd, dem nicht die harte Faust des Reiters das Maul blutig gerissen, der lange spitze arabische Sporn die Weichen grausam verwundet hat. Trotzdem sieht und kennt das Thier seinen Reiter. In Bewegung gesetzt, wird sein ganzes Ansehen ein anderes; es richtet den Kopf empor, die Nüstern schnauben, das Auge sprüht Feuer, der Fuß scharrt ungeduldig den Boden, und der leiseste Wink genügt, es im schnellsten Carrière wie einen Pfeil fliegen zu machen.

Wie schon gesagt, drohte das Wetter dem Volksfeste, das einen so zahlreichen Kranz von Besuchern aller Stände und Nationen zu vereinigen pflegt, ungünstig zu werden. Der Sommer war sehr heiß gewesen. Von Mitte Mai bis Mitte September war nicht ein einziges Mal ein nur erwähnenswerther Regen gefallen. Von Mitte September an trat eine merkbare Veränderung der Temperatur ein. Oestere und starke Regengüsse und die kalten Nächte fühlten bedeutend die Luft ab.

Für die Zelttage aber schien ein besonderer Glücksstern sorgen zu wollen; die Sonne strahlte hell und nicht zu heiß, der Himmel war rein und blau wie an unseren schönsten deutschen Herbsttagen, nur daß hier in Algier ein zweiter Frühling anzubrechen schien, so knospeten und dufteten wieder die frischen Blüthen der Orange, der Rosen und der Myrthe.

Die Stunde des Beginnens war für beide Tage auf 1 Uhr Mittag festgesetzt worden. Der Fremde wird indeß gern früher hinauswandern, da die wunderbar schöne Lage des Platzes und die seltsame Mischung der Bevölkerung wohl geeignet sind, Aug' und Sinne gefangen zu nehmen.

Die Straße von Mustapha inférieur theilt sich hinter diesem Dorfe in zwei Arme, deren nördlicher nach Maison carrée, dem Zuchthaus der Eingebornen, führt, südlich aber nach dem Dorfe Kuba emporsteigt. Beide Arme schließen das große Champ de Mars oder Champ de Manoeuvres ein, auf dem die jährlichen Wettrennen abgehalten werden.

Nördlich begrenzt das dunkelblaue Mittelländische Meer den Horizont, auf dem die Schiffe gleich weißen Schwänen

*) Ueber die Organisation der Araber und ihre Chefs siehe den Aufsatz: „Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs" (Globus VI, S. 313 ff.).

Digitized by Google

ihre glänzenden Gleise ziehen. Der Golf von Algier wird in seiner ganzen östlichen Hälfte sichtbar. Wir bemerken das freundliche Dörfchen Hussein-Dey, den ersten Anhaltepunkt der Algier-Blidaer Eisenbahn. Weiterhin mündet der Fluß Harrasch in das Meer, der, nachdem er bei den heißen Salzquellen von Hammam Meskutine das Gebirge des Kleinen Atlas durchbrochen, in fast gerader Linie die fruchtbare Ebene Metidscha durchläuft, deren helles Grün, mit unzähligen weißen Punkten, den Häusern der Ansiedler übersäet, dem Auge sichtbar ist. Das Städtchen Maison carrée am Fuße des gleichnamigen Forts, das weiße mahonesische Dorf Fort de l'eau, berühmt durch den Fleiß und die Nächternheit seiner Bewohner, sowie durch die Schönheit seiner Frauen und Mädchen, treten besonders hervor. Die östliche Spitze des Golfs krönt das Fort Matifou, ein altes türkisches Gebäude, jetzt den Douaniers zur Wohnung dienend, vielfach von Fremden besucht wegen der nahe gelegenen Ruinen der alten Römerstadt Rusgeniun.

Jenseits der Ebene Metidscha erheben sich in drei Terrassen amphitheatralisch aufsteigend die grünen Berge des sogenannten Kleinen Atlas, darüber in scharf ausgezackter Form der Djerdjera, das Gebirge der großen Kabylie, dessen Gipfel nur wenige Monate des Jahres von Schnee und Eis befreit sind. Es ist die Heimath eines wilden, tapfern Bergvolks, das erst im Jahre 1857 nach tapferer Gegenwehr vollständig den französischen Bajonetten unterlag. Den südöstlichen Rahmen dieses Naturgemäldes in der Nähe der Küste fassen die Höhen und Schluchten des Massifs*) von Algier ein, ein ungeheurer Garten, prangend im üppigsten Schmucke der südlichen Vegetation, der selbst im glühendsten Sommer sein frisches Ansehen nie verliert. Reizende Villen, meist in maurischem Geschmack, ziehen sich hinauf bis zur Höhe. Der Dem von Kuba im Osten, mit einer großen Kuppel in maurischem Styl, das Kaiser-Fort im Westen, der Sage nach an der Stelle erbaut, wo Kaiser Karl V. bei seiner unglücklichen Expedition im Jahre 1541 seine Zelttager aufgeschlagen hatte, bilden die Grenzpforten dieser paradiesischen Gegend.

Vom Fort de l'Empereur ziehen sich bis zum Hafen die neuen Befestigungen der Stadt Algier herab, von welchen namentlich nur der obere maurische Theil mit seinen weißen, fast viereckigen Häusern sichtbar wird.

Die Mittagssonne spiegelt sich in den kleinen Gitterfenstern, welche die einzige Aussicht auf die engen, schmutzigen Straßen gewähren. Die aufgezogene Fahne auf dem Minaret der Moschee Safir bedeutet die Gläubigen, welche die Mahnrufe des Muessin nicht zu hören vermögen, daß die Stunde des Gebets gekommen sei.

Das Mannöverfeld war zum Zweck des Festes besonders eingerichtet worden. Zwei Barrièren in einer Entfernung von 20 Metres von einander schlossen einen Raum ein, dessen Peripherie ungefähr 2000 Metres betrug. Für die Zuschauer waren an der rechten Seite Tribünen errichtet, jede etwa 200 Schritte lang. In der Mitte beider, mit einem Intervalle rechts und links für den Eintritt und das Abreiten der Reiter, befand sich die Tribüne des Marschalls, mit vielen Fahnen geschmückt, wie jene, sonst aber durch nichts als seine Größe ausgezeichnet. Dem Sitze des Marschalls gegenüber stand ein mit Guirlanden verzierter Wagen für die Preisrichter, daneben zwei Musikchöre der blauen Husaren von Blidah und der Chasseurs d'Afrique.

Trommelwirbel verkündete die Ankunft des Vicegouverneurs, Generals Martimprey; der Gouverneur selbst, Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, war durch Unwohlsein abgehalten.

General Martimprey ist, im Gegensatze zu Marschall Pelissier, von großer und imponirender Statur, sein Wesen höchst leutselig und gewinnend, und seiner Freundlichkeit verdanke ich namentlich die vielen „Agrements", welche meine Reise in das Innere des Atlas so sehr erleichterten.

In seiner Begleitung war der General Youssuf erschienen, bekannt durch seine wunderbaren Schicksale und seine abenteuerliche Liebschaft mit Kahnrah, der Tochter des Bey von Tunis, die Fürst Pückler-Muskau in seinem Semilasso so anziehend beschrieben hat. Youssuf ist klein und unterseßt, der Ausdruck des Gesichts lebhaft, das Auge feurig; die Bahn durchwandernd, hatte er für den und jenen aus der Menge ein freundliches Wort.*)

Die Rennen des ersten Tages waren, mit Ausnahme eines Haieereitens der Unteroffiziere, lediglich für die Pferde der Eingebornen, und darauf folgend der niederen und höheren Chefs bestimmt. Die Pferde mußten von dem Eigenthümer selbst oder einem Verwandten desselben geritten werden, und fünf bis acht Reiter traten zu gleicher Zeit an.**)

Das Maximum der Zeit für eine Tour im Hippodrom war festgesetzt auf 2 Minuten 13 Sekunden, für zwei Touren auf 4 Minuten 40 Sekunden. Die größte Geschwindigkeit wurde erzielt mit 1 Minute 55 Sekunden für eine und mit 4 Minuten 4 Sekunden für zwei Touren. Beide Pferde gehörten den Tribus jenseits des Atlas und der Gegend der Steppen an.

Gestürzt fühlte sich der Fremde, welcher erwartet hatte, die Chefs der Eingebornen in ihrer reichen Tracht zu Pferde zu sehen. Diese waren bunte unter den Zuschauern und versparten das Zeugniß ihrer Reitfertigkeit bis zur großen Fantasia des zweiten Tages auf. Indessen war das wilde Reiten der Anderen interessant genug. Nach vorn gebeugt, die Knie herangezogen, treiben sie mit den langen Spitzen ihrer Sporen die Pferde zur schnellsten Gangart. Der Sattel hat, wie bekannt, rückwärts eine Art Lehne wie ein Stuhl, vorn eine Erhöhung mit Knopf. Die Schabracken waren meist schmutzig, ja zerrissen, das Pferd selbst unordentlich gezäumt, mit Schnelleborn versehen und nur selten mit nur einiger Sorgfalt gepupt und gereinigt.

*) Man nennt die Höhen, welche sich vom Meere aufwärts ziehen und auf denen die Stadt Algier, die Dörfer Mustapha Kuba östlich, St. Eugène und Bowzareah nordwestlich der Stadt liegen, den Massif von Algier. Er bietet eine Fülle schön bewaldeter Höhen und üppig grüner Thäler, von klaren Bächen durchfreßt und mit reizenden Villen und Dörfchen geschmückt. Die mittlere Höhe des Massif beträgt etwa 480 Fuß. Der Hauptberg Bowzareah (d. i. „Vater des Samens") liegt 1221 par. Fuß über dem Meere.

Die Fortsetzung des Massif bildet der Sahel, ein unregelmäßiges, meist mit niedrigem Gestrüpp bedecktes, nicht sehr wasserreiches Plateau, welches der Massafran umweit Koleah durchbricht; sein Abfall gegen die Ebene Metidja ist sanft im Osten, ziemlich steil dagegen südlich.

*) Martimprey wie Youssuf haben in dem gegenwärtigen Kriege, letzterer noch fortdauernd, eine wichtige Rolle gespielt.

**) Das Programm des ersten Tages lautete vollständig:

1 Cours der Eingebornen, getheilt nach den Subdivisionen der Provinz Algier: Tellds, Medeah, Aumale, Orleansville, Milianah. 14 Rennen von je 5 bis 8 Reitern.

1 Tour, Eintrittspreis und Gewinn je 50 Frs.

1 Cours der Pferde von Kuba, von diesen selbst oder einem Verwandten geritten. 8 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 100 Frs.

1 Cours der Pferde von Aghas, Baschaghas und Khalifas. 2 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im ersten Rennen (Eingeborne). 5 Rennen. 2 Touren. 3 Preise zu je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im zweiten Cours (Kaids). 5 Rennen. 2 Touren mit je 200 Frs. Gewinn.

Digitized by Google

Ein Haïereiten der Unteroffiziere — exact und gewandt ausgeführt — bildete den Schluß.*)

Der Sieger präsentirte sich regelmäßig vor der Tribüne des Gouverneurs, begrüßt von einem Kranze schöner, eleganter Damen, und empfing darauf unmittelbar den Preis von den Preisrichtern.

War am ersten Tag des Wettrennens das Publikum von Algier nur sehr spärlich vertreten, so bereitete man sich am zweiten Tage, einem Sonntage, das Versäumte nachzuholen. Die ganze Bevölkerung der Stadt schien eine große Wallfahrt nach der Vorstadt Agha zu sein. Ein überaus buntes Bild. Offiziere und Soldaten aller Regimenter zu Fuß und zu Pferd in glänzenden Uniformen, Beduinen in gewöhnlicher, schmutziger Tracht, Mauren in reichstem, seidenem Kostüm, Zidinnen mit langen, kunstseidenen, reich mit Geld gestickten Gewändern, den Kopf mit einem goldenen Mützchen bedeckt, Maurinnen, dicht verschleiert, gleich weißen Gespenstern, die kokette, elegante Französin, lachend und plaudernd mit der gluthäugigen, ernsten Spanierin.

Das Alles drängte sich wild durcheinander, um einen Platz in den Omnibussen zu erhalten, die eine fast ununterbrochene Reihe von Algier bis zu dem Champ de Manoeuvres bildeten. Wie bei allen französischen Volksfesten waren Gensdarmen und Polizei sehr zahlreich vertreten.

Unser Platz in der Tribüne, nachdem wir uns glücklich hineingeschoben, war doch nur mit vieler Mühe zu erlangen. Die Schüler des Collège arabe-français hatten ungemein einen großen Theil der Plätze weggenommen, hübsche arabische Jungen, in violetter Jacke, blauer Weste und Beinkleid, deren Viele ihren Vater selbstthätig im Circus sahen. Mit lebhaften Zurufen und Gestikulationen folgten sie den Bewegungen der Reiter.

Die ganze rechte Seite des Platzes war, wie auch am ersten Tage, von den arabischen Tribus zu Pferde eingenommen, geschaart um bunte Fahnen und heute versehen für die Fantasia mit dem langen, mit Einlagen von Silber und Perlmutter verzierten Gewehre. Sie waren nicht minder theilnehmende Zuschauer.

Dem Rennen selbst ging ein Defiliren der Zuchthengste — etwa 60 Stück für den Kreis Algier — voraus. Seit Marschall Randon ist diesem Zweige der Volkswirthschaft ein besonderes Augenmerk zugewendet worden, um dem drohenden Verfall der arabischen Pferderage vorzubeugen. Die Kolonisten haben mit Vortheil davon Gebrauch gemacht; schwieriger hält es, die Vorurtheile der Eingebornen in dieser Hinsicht zu bekämpfen.

Die Rennen des zweiten Tages wurden theils nur von Europäern, theils von diesen und Eingebornen gemischt ausgeführt. Die Prämien waren zum Theil sehr hoch und wurde z. B. der vom Kaiser bestimmte Preis von 1500 frs. von einem Eingebornen gewonnen.

Das Reglement bestimmte ein Gewicht von 63 Kilogramms für Pferde von fünf Jahren und darüber, 60 für Pferde von vier Jahren, Reiter und Zäumung inbegriffen.

Zu Schluß folgte die beliebte Fantasia, für deren Zweck das ganze innere Feld geräumt werden mußte. Die Fantasia bestand diesmal in einem Geschicklichkeitswettstreit zwischen französischen Truppen und Eingebornen, ein Spiel, bei dem natürlich die Letzteren auch scheinbar gewerfen werden mußten. Dem Nationalstolz der Araber wird durch ein derartiges Schaaspiel eben nicht geschmeichelt, und erzählt man, daß die Chefs oft zu allen möglichen Mitteln greifen müssen, Theilnehmer der Festlichkeiten aus ihren Stämmen zu gewinnen.

Die Araber hatten die ganze rechte Seite des Platzes in zwei Linien besetzt, beute Reiter und Roß in vollem Schmuck. Die Chefs der Bureaux arabes, einzelne Offiziere der Spahis und die Chefs der Eingebornen kommandirten die einzelnen Abtheilungen — Gruns — welche sich um etwa 30 Fahnen gesammelt hatten. Die Farben der Fahnen waren ziemlich bunt, am öftersten grün-roth-gelb, Farben, die auch in der türkischen Moschee Djedid am Gouvernementsplatze in Algier sich vielfach wiederholen.

In der Mitte der Linie machte die berittene Musik mit Querpfeife, Trommel und Tamtam einen ohrzerreißenden Lärm. Die eingebornen Chefs in ihren rothen und schwarzen Burnussen, bei den Grandchefs reich mit Geld gestickt und mit goldenen Schnüren und Quasten verziert, nahmen sich unter ihren weißen Schaaren recht stattlich aus. Sie waren sämmtlich noch junge und meist schöne Männer, mit blassen Gesichtern, feurigen, schwarzen Augen, schwarzem Kinn- und Knebelbart und von stolzer, imponirender Haltung. Ihre Sättel, mit rothem Sammet ausgeschlagen und mit Geld fast überladen, ruhten auf prächtigen, seidenen Schabraken. Das Gebiß der Pferde, die breiten Steigbügel, der spitze Sporn waren ebenfalls von reinem Golde. Nicht weniger vortheilhaft zeichneten sich die Spahis aus in ihrem rothen, schwarz bordirten Spencer, blauen Pantalons und rothem Ueberwurf.

Die Spahis, zum größten Theil aus Eingebornen bestehend, doch meist von Franzosen kommandirt, bilden gewissermaßen die Gensdarmerie im Innern des Landes, wo sie in großen sorstähnlichen Gebäuden, Smalahs genannt, zusammen wohnen.

Diesen Abtheilungen der Eingebornen gegenüber marschirten jetzt zwei Bataillone Infanterie, Zuaven und Turkos, auf. In ihrem Intervalle stand ein Geschütz, und beide Bataillone wurden flankirt von rechts zwei Escadrons blauer Husaren, links zwei Escadrons Chasseurs d'Afrique.

Die Zuaven, ursprünglich nur für den Dienst in Algerien bestimmt, haben in den letzten Kriegen, und namentlich in Italien, durch ihre wilde Tapferkeit einen europäischen Ruf erlangt, der sie zu einer Elitetruppe gestempelt hat. Sie rekrutiren sich neuerdings nur aus Franzosen, und nicht wenige Unteroffiziere der Linie streben nach der Ehre, bei den Zuaven als Gemeine eintreten zu dürfen. Gekleidet sind die Zuaven ganz nach arabischem Schnitt: grüner Turban, dunkelblaue Jacke, blaue Weste und Schärpe, rothe Pantalons; sie sind mit guten Gewehren und Haubajonetten bewaffnet, die sie für gewöhnlich in einer Metallscheide als Seitengewehr tragen.

Ihre Nachbaren, die Turkos, sind dagegen wenig von Franzosen wie Eingebornen geachtet, ihre Tapferkeit ist nicht durchweg anerkannt, ihre Grausamkeit und Beutelust selbst von ihren Offizieren angeklagt. Sie bestehen fast nur aus Eingebornen; doch sind die Chargen der Subalternen zum Theil, die höheren nur von Franzosen besetzt. Sie tragen weiße Turbane, dunkelblaue Jacken, Beinkleider und Weste, karmoisinrothe Schärpen.

Die Ausrüstung endlich der Chasseurs d'Afrique besteht aus rothem Keppi, blauem Spencer, rothen Beinkleidern mit blauen Streifen; der Husaren von Bildad aus Kalpak, himmelblauem Dolman und rothen Pantalons.

Die Eingebornen begannen das Gefecht. Einzelne Reiter aus der Linie sprengten in der Carrière vor, stehend im Sattel, das Gewehr hoch im Anschlag. Dicht vor der feindlichen Linie gaben sie Feuer, um darauf in vollster Carrière zurück zu jagen. Man schickte gegen sie zwei Kom-

*) 6 Hasen, je ungefähr 2 Meitres hoch. 1 Tour. Größte Schnelligkeit 1 Minute 59 Sekunden. 2 Preise zu 500 Frs.

Digitized by Google

pagnien Zuaven und Turkos aus, die vor der Fronte ihrer Bataillone eine dichte Plänklerkette bildeten. Die Angriffe der Reiter wiederholten sich, ihnen folgten Angriffe von Trupps aus zwei, drei oder vier Mann bestehend. Mit Blitzeschnelle werfen sie sich auf die schwächsten Punkte, wo das feindliche Feuer stockte, und durchbrechen nicht selten die Tirailleurlinie, die es nicht für nöthig hielt, dichte Plänklertrupps, wie die deutsche Infanterie, gegen die Reiter zu formiren. Eben so rasch kehrten sie hierauf in ihre ursprüngliche Stellung zurück.

Die weißen Gestalten, unordentlich durcheinander sprengend, die lange Flinte hoch erheben, die Mäntel im Winde flatternd, machten einen originellen, fast unheimlichen Eindruck.

Man begreift recht wohl, daß im Anfang des Krieges diese ungewohnten, mit furchtbarem Geschrei ausgeführten Attaquen den französischen Truppen Schrecken einzuflößen vermochten. Um so schrecklicher, verderblicher wurden sie, da sie meist nur dann erst begannen, wenn die Armee, durch Hitze, Hunger, Durst und Müdigkeit überwältigt, den Rückzug antrat. Auf allen Seiten umschwärmten dann die Beduinen den Feind, und ihrem Patagan erlag, wer sich unvorsichtig aus der dichten Marschkolonne entfernt hatte. Der Araber kämpft nur zu Pferde, den Fußdienst überließ er den Bergbewohnern, den Kabylen. Nur der Emir Abdel-Kader hatte eine kleine europäisch organisirte Infanterie aus Arabern und Kabylen sich gebildet.

Ein Kanonenschuß gab jetzt das Zeichen des eigentlichen Gefechts. Die Plänkler wurden zurückberufen, und die Chasseurs d'Afrique gingen zum Angriff vor. Die Araber stoben, sammelten sich aber bald wieder in dichteren Trupps und griffen nun übereilig von allen Seiten die Franzosen an, die sich eilig zurückzogen. Gegen die gedrängte Masse der verrückenden arabischen Reiterei eröffnete die französische Infanterie ein Heckenfeuer, an welchem alle Attaquen der Eingeborenen scheiterten. Ein Gesammtangriff der Husaren und Chasseurs d'Afrique auf den Seiten, das Fußvolk in der Mitte, verursachte endlich eine allgemeine Flucht der Gums. Sie bildete den Schluß des Manövers, dem ein Defiliren der Truppen folgte. Zuaven und Turkos im Geschwindschritt in offenen Kompagniekolonnen, die Musik voran, der Tambourmajor mit seinem Stab geschickt alle möglichen Schaustückchen producirend.

Die Linie der französischen Reiterei avancirte hierauf im Trabe, schwenkte rechts in Zugskolonnen und ritt, etwas ungeordnet, im Galopp ab.

Die arabische Reiterei formirte einen dichten Knäuel, die Fahnen und die Musik, die entsetzlich lärmte, in der Mitte, die Chefs voran; vor dem Zelte des Gouverneurs gaben sie eine volle Charge.

Es war zum ersten Mal seit vielen Jahren, daß kein erheblicher Unfall die Reiter betreffen hatte; im Jahre 1862 hatte man mehrere tödtliche Stürze zu beklagen.

Das Schauspiel war zu Ende. Die Menge wogte in bunten Massen auseinander, die Eingeborenen ritten in ihre Hellager zurück, wo jetzt ganze Heerden von Kameelen zum Transport der Weiber und Zelte eingetroffen waren.

Die Sonne neigte sich unterdeß zum Untergange. Es war Eile nöthig, wollte man noch mit dem algierer Publikum die Messe besuchen, die sich vom 1. bis 15. Oktober auf dem Quai des neuen Hafens entfaltet hatte.

Vom Gouvernementsplatze aus an der Seite der Moschee Djedid stiegen wir die Hafentreppe hinunter. Diese Moschee ist in Form eines griechischen Kreuzes erbaut worden, wie man sagt, von einem genuesischen Christensklaven, der für diese Insulte an dem Glauben Mohammeds den Feuertod erlitten haben soll. Ihr Inneres mit vier gewölbten Schiffen, die kreuzförmig in eine große Kuppel zusammenlaufen, ist wunderschön, besonders zur Zeit des Rhamadan, wenn sie von Kronleuchtern, Lampen und Kerzen erleuchtet ist. Einer feenhaften Illumination des Aeußern der Moschee haben wir am 13. August beigewohnt. Die große Kuppel, die vier kleineren in den Armen des Kreuzes, sowie die Zinken, welche rings um das Dach des Gebäudes laufen, waren mit vielen tausend bunten Lämpchen erleuchtet. Diese Beleuchtung, entsprechend der des Gouvernementsplatzes selbst, welcher von Besuchern aller Stände und Nationen wimmelte, erinnerte an die Märchen von Tausend und einer Nacht.

Die frühere bequeme Hafentreppe ist durch die großartigen Bauten des Boulevard de l'Impératrice verdrängt und durch eine hölzerne Nothtreppe ersetzt worden. Die Kaiserin Eugenie legte bei dem Besuche der Majestäten im Jahre 1860 den Grundstein zu dem Boulevard, der ihren Namen trägt. Riesige Decks erheben sich längs des Quai, von dem aus mehrere breite Auffahrten und Treppen nach der Stadt führen. Der Bau, von einer englischen Actiengesellschaft unternommen, ist ziemlich weit vorgeschritten. Er würde eine Hauptzierde jeder europäischen Stadt bilden; in Algier wird durch ihn der orientalische Anstrich noch mehr verwischt, als es schon durch die großen europäischen Gebäude und breiten Straßen der unteren Viertel geschehen ist.

Auf dem Quai angelangt, glaubt man plötzlich auf den Roßplatz von Leipzig während der Messe versetzt zu sein. Es begrüßen uns die herzerreißendsten Dissonanzen der Leierkasten vor den Schaubuden, welche in fortlaufender Reihe am Sanitätsgebäude aufgepflanzt sind. Auch diese erinnern durch ihre Ausstattung und die beiseren Anlockungen ihrer Besitzer an die theure Heimath. Ein Affentheater beginnt den Reigen, Panoramas, Stereoskopen, mechanische Theater, ein Wachsfigurenkabinet folgen, die dicke, riesige Frau fehlt ebenfalls nicht.

Auf den hölzernen Pferden der Karoussels, deren eines die französische Nationalhymne spielt, tummeln sich christliche und maurische Knaben; kleine jüdische und französische Mädchen, diese in buntfeidener Tracht mit dem goldenen Mützchen, letztere in eleganter Kleidung, schon die Dame spielend, nehmen hinter den Knaben in schwebenden Wagen Platz. Der Jubel der jungen Seelen spricht sich, wiewohl in fremder Zunge, doch überall gleich herzig aus.

Für die Errachelnen ist durch einen Circus gesorgt; ein wenig erfreulicher Anblick, die künstlichen Reiterstückchen zu sehen in einem Lande, wo jeder Eingeborne von Haus aus geborner Reiter ist.

In den vielen Cantinen rechts und links vermißt man nichts, als die unermüdlichen Harfenspielerinnen aus Prießnitz. Die eigentlichen Verkaufsbuden sind nur spärlich vertreten: einige Schmuckladen, einige Bazars, die man in Leipzig Zweigreschenbuden nennen würde. Nur der Maure Mustapha hat eine hübsche Auswahl tunesischer, algerischer und marokkanischer Gegenstände aufgestellt. Man kauft hier seltene Waffen, bunte Shawls und Tücher, Goldschmuck in allen Nüancen ꝛc. Nicht Benzaze ist jedoch in Frankreich selbst fabricirt worden. Das ist die algierer Messe.

Wir haben in einer Cantine Platz genommen. Vor uns eine Flasche Dümbier aus der Brauerei von Kolb, besser Abuen, deutschen, ächt bayrischen Bieres, schwerlich die Erfindung eines derartigen Getränks geahnt haben. Die Schiffe des Hafens schaukeln im leichten Abendwind. Ueber dem Quai thürmt sich terrassenförmig die Stadt auf, unten europäisch, oben maurisch. Das goldene Kreuz der Kathedrale auf der Place Napoleon erglänzt im letzten Strahl

Digitized by Google

der untergehenden Sonne, ihm gegenüber auf dem Minaret der Moschee Djedid ruft der Muezzin zum Preise desselben Gottes, der ein Vater Aller und ein Vater der Liebe ist. Die Terrassen der maurischen Stadt füllen sich jetzt mit geschmückten, schönen Frauengestalten.

Unsere Phantasie, geweckt durch den wonnigen Abend, überfliegt Zeit und Raum und malt uns das Bild eines künftigen Algier nach Verlauf von einem Jahrhundert. Wie wird es sein, träumen wir, wenn Algier ein Weltbasen geworden ist, wie Marseille im Norden, so im Süden der Mittelpunkt des Verkehrs zweier großen Welttheile? Der große Hafen faßt dann kaum die Zahl der Schiffe, welche ankommen sind, die europäischen Fabrikate gegen die Erzeugnisse Afrika's austauschen. Die riesigen Docks des Boulevard de l'imperatrice bergen die Fülle des europäischen Marktes. Längs des südlichen Quais lagern große Negerkaravanen aus Sudan und Senegambien mit Goldstaub, Elfenbein und Straußenfedern. Unter den Arkaden des Gouvernementsplatzes schimmern reiche Bazars in einer Ausstellung persischer Perlen, türkischer Waffen und tunesischer Gold- und Seidenstoffe. Welches Drängen von Käufern aller Nationen, welche Farbenpracht, welches Sprachengewirr! Die alte Römerstadt Jrosium fiel in Trümmer, eine einfache Inschrift in der Rue bab-a-zun gibt allein noch von ihr Kunde. Et Djesâve, „die Kriegerische", brachte Blut und Schrecken den Nationen, an deren Küsten die Piratenschiffe kreuzten. Algier, die Perle der französischen Eroberungen, war allein bestimmt, den Orient dem Occident, Humanität und Bildung einer rohen, aber bildungsfähigen Völkerschaft nahe zu bringen. — — —

Vom Bord der Corvette der Mouffet indigines donnert ein Kanonenschuß, das Signal zum Schluß des Hafens. Auf den wenigen Schiffen, die dort ankern, werden Laternen angezündet, die französische Retraite durchteilt im Sturmschritt jetzt die Straßen. Auf dem Quai spielt eine französische Regimentsmusik arabische, lieblich wehmüthige Weisen. Die Nacht ist urplötzlich und ohne Dämmerung hereingebrochen. Die großen, halbvollendeten Gebäude der Docks sehen in der Dunkelheit recht finster und unheimlich aus; die Arkaden des Platzes erklingen dumpf unter den Schritten einsamer Wanderer.

Nur von oben her leuchtet das Sternenheer in ewiger Schöne, der Mittelpunkt des Verkehrs der Religionen und der Herzen aller Völker. Die Orangenbäume des Gouvernementsplatzes erfüllen mit süßem Duft die weiche Luft. Wie flatternde Bänder verklingen die langgezogenen Töne der Musik in der stillen Nacht.

Aus dem Leben des Volkes in China.*)

Gesetze, Recht und Gerechtigkeitspflege.

Die nachstehenden Mittheilungen sind dem Tagebuch eines Herrn Treves entlehnt, der sich in den Jahren 1861 und 1862 in Peking und Tientsin aufhielt. Sie geben ein sehr anschauliches Bild des Verfahrens in einem chinesischen Kriminalgerichte; wir werden einzelne Erläuterungen hinzufügen.

Die Umgegend von Tientsin war seit Monaten durch mehrere Räuberbanden sehr unsicher gemacht worden. Sie bildeten eine wahre Landplage und standen ebenbein mit dem weitverzweigten Geheimbunde der Weißen Teichrose in Verbindung. Nun kam aus Peking ein kaiserlicher Befehl an Herrn Tschung heu, den Gouverneur der Stadt, um jeden Preis die Sicherheit wieder herzustellen. Sofort schickte er nach allen Richtungen hin Truppen aus, welche in den verdächtigen Dörfern eine Menge von Menschen aufgriffen, unter denen sich wahrscheinlich viele ganz unschuldige oder doch solche Leute befanden, welche den Räubern durch Nichtanzeige Vorschub geleistet hatten. In Tientsin selber verhaftete man eine Anzahl von Bettlern.

Der Gouverneur hielt in eigener Person Hochgericht und beobachtete dabei ein höchst summarisches Verfahren. Vielen Angeklagten wurde der Kopf abgeschlagen, andere kamen in den Halsblock; kein Einziger kam ohne Bastonnade davon. Dieses Durchgreifen des Gouverneurs wirkte wohlthätig; man hörte längere Zeit nichts von Diebstählen und Raubanfällen. Tschung heu konnte nach Peking berichten, daß er seine Schuldigkeit getham habe.

Einigen Verhandlungen habe ich beigewohnt und kann deshalb als Augen- und Ohrenzeuge sprechen. Der Gouverneur ließ mir ein Seitenzimmer anweisen, von wo aus ich das Ganze beobachten konnte, ohne selber gesehen zu werden.

In architektonischer Beziehung bot der Gerichtshof nichts Merkwürdiges dar; seine Umfassungsmauern waren faß so hoch wie das Gebäude selbst. Im Eingangshofe liegen Gefängnisse mit niedrigen Räumen, die mit mächtig dicken Bambusstäben vergittert sind. Dort werden die abzumurkelnden Verbrecher Nachts eingesperrt. In jenem Hofe bemerkte ich eine nicht unbeträchtliche Menge unglücklicher Menschen, halb verhungerte, abgemagerte, bleiche Gestalten, welche sich von der Sonne bescheinen ließen. Einige waren mit den Beinen an eiserne Kegel befestigt, konnten sich nicht von der Stelle bewegen und hatten nur einen Raum von ein paar Ellen frei, etwa so wie ein wildes Thier in einem Menagerieküfig. Anderen waren Beine und Arme zusammengebunden, sie konnten nicht gehen, sondern höchstens sazweise hüpfen, und das war offenbar sehr schmerzhaft. Einem Unglücklichen hatte man eine Hand und einen Fuß durch ein Brett gezwängt; ein Polizeisoldat zog ihn an einer Kette nach sich, während ein Henker ihm mit Ruthenhieben verwärts peitschte. So schleppte der Dieb auf einem Bein und mit gekrümmtem Leibe sich jämmerlich fort. In einer Ecke des Hofes trugen mehrere Verbrecher den Halsblock oder waren in einen Holzkäfig gesperrt. Dort beobachtete ich einen Aufseher, der mich rührte und ergriff. Eine große Kufe oder ein Bottich war über einen Mann gestülpt worden; oben sah der Kopf heraus und die beiden Hände hatte man ihm durch je enge Löcher gesteckt, daß von Bewegung keine Rede sein konnte. Dieser Holzkäfich belastete seine Schultern, und er mußte ihn mit sich schleppen, falls er sich überhaupt fortbewegen wollte; und wenn es ihm einfiel, auszuruhen, mußte er in einer höchst qualvollen Weise sich auf seine Knie niederlassen. Und eine so barbarische Strafe mußte der Mann einen ganzen Monat lang ausstehen! Speise oder Trank konnte

*) Vergl. S. 23 u. ff.

Digitized by Google

er natürlich nicht zum Munde bringen, aber seine Frau hatte ihn nicht im Stiche gelassen; sie nahm aus einem Korbe Reis und Stückchen Schweinefleisch, fütterte ihn und wischte ihm den von seiner Stirn herabrieselnden Schweiß weg. Ihr kleines, sorglos lächelndes Kind trug sie auf dem Rücken.

Der Eingang zum eigentlichen Gerichtsgebäude führt durch ein Portal, das in grellen Farben allerlei Gemälde aus der chinesischen Mythologie zeigt. Im Vorderhofe wartet eine dichtgedrängte Menschenmenge; jetzt werden die beiden Flügel der großen Thür geöffnet und das Publikum erhält Einlaß. Der Gouverneur Tschung hat sitzt auf einer Emporbühne, trägt seine Staatskleidung und hat mehrere Justizräthe und untergeordnete Gerichtsbeamte zur Seite. Auf dem großen, mit einem rothen Teppich überdeckten Tische liegen die Untersuchungs-Schriftstücke stecken. An den Wänden sind allerlei Gedenkzettel angebracht, auch fehlen mächtig große Laternen nicht.

Mein Kabinet lag hinter der Emporbühne, und ich konnte mir ganz gemächlich Alles betrachten. Man hatte etwa ein Dutzend Angeklagter zur Aburtheilung vorgeladen. Wer leugnete, unterlag der Tortur, die ich aber nicht im Einzelnen beschreiben will. Der Verlauf war folgender. Sobald der Angeklagte nichts eingestehen wollte, warf der Richter dem Henker eines der obenerwähnten, mit Ziffern bezeichneten Täfelchen zu; die Zahl bezeichnete, wie viele Bambusruthen ausgetheilt werden sollten. Das peinliche Verfahren erfolgte dann unmittelbar vor den Augen des Richters, und die Gerichtsschreiber notirten emsig das ganze oder halbe Eingeständniß, welches der schreiende und heulende Angeklagte etwa von sich gab. Die Unglücklichen

Chinesische Gerichtssitzung. (Nach einer Zeichnung von Baumert.)

akten, Pinsel und Tusch zum Schreiben und die Gesetzbücher, welche in einem mit Seidenzeug überzogenen Kasten verwahrt werden. Dort steht noch ein kleines Fächerstell mit bezeichneten Holztäfelchen. Hinter dem Mandarin stehen seine Fächerträger und zwei in Seide gekleidete Knaben, welche hinter seinem Haupte die Insignien seines Ranges emporhalten. Auf den zwölf Stufen zur Emporbühne steht der Henker, den man an seinem aus Eisendraht geflochtenen Hut und seinem rothen Rock erkennt; er hat einen mächtigen Bambusknüttel und auch einen Säbel. Seine Gehülfen und die Gerichtsbeamten machen sich an verschiedenen Marterwerkzeugen allerlei zu schaffen, zeigen dieselben den Angeklagten, rasseln laut und erheben dann ein wildes Geschrei, um den Bösewichtern Angst einzujagen. Auch Polizeisoldaten fehlen nicht; sie sind Mandschu, mit einer kurzen Pike und zwei Säbeln bewaffnet, die aber in einer und derselben

wurden in ganz unbarmherziger Weise entsetzlich gepeinigt, erlangen aber auch die größten Qualen, weil sie ihre Mitschuldigen nicht verrathen mochten. Das Publikum spielte eine eigenthümliche Rolle. Ein Angeklagter, der Etwas eingestand, wurde als Feigling einem lauten Hohngelächter preisgegeben; dagegen hob gepriesen, wenn er nichts verlauten ließ. Manche Zuhörer verlassen den ganzen Tag über das Gericht nicht; sie bringen Speise und Trank mit, verzehren ihre Mahlzeit und betrachten den Justizsaal als einen geeigneten Platz zur Unterhaltung, wie wir etwa ein Kaffeehaus.

Der Chinese ist gleichgültig gegen Körperschmerz und gegen den Tod. In Peking sind mir mehr als einmal Banden von Verurtheilten auf ihrem Wege zur Richtstätte begegnet; sie zeigten nach mir mit dem Finger und unterhielten sich über

Digitized by Google

meine Person. Und doch sollten sie wenige Minuten nachher ihren Kopf einbüßen!

Ich will hier einige Bemerkungen über die Polizei in Peking einflechten. Sie ist sehr wohl eingerichtet und hält im Allgemeinen gute Ordnung. Der Polizeiminister ist allemal ein Mandschu und führt den Titel: General der neun Thore. Zu seiner besondern Verfügung hat er mehrere Brigaden Polizeisoldaten und dann auch Ti pao, Nachtwächter, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Häusern zu überwachen hat. Die Soldaten patrouilliren bei Nacht in den Straßen und halten bei Tage gute Ordnung, und baden außer dem Doppelsöbel und der langen Pike auch noch eine Peitsche; die Ti pao haben eine Rattenschwarre am Gürtel. Diese Nachtwächter sind für Diebstähle oder Feuersbrünste und sonstige Unglücksfälle in ihrem Bezirke verantwortlich. Der französische Consul in Tientsin hatte eine Festlichkeit veranstaltet und vor der Ehrenthür zwei Beleuchtungsgestelle anbringen lassen. Diese wurden gestohlen und dem betreffenden Tipao wurde von seinem Vorgesetzten aufgegeben, die Diebe binnen drei Tagen zu ermitteln, widrigenfalls er selber die Bastonnade bekommen werde. Es gelang ihm nicht, die Schuldigen auszukundschaften, und so schleppte er am dritten Tage zwei Beleuchtungsgestelle herbei, die er auf seine eigenen Kosten hatte verfertigen lassen.

Das chinesische Strafrecht nimmt weder auf das Ehrgefühl, noch die Eigenliebe oder auch nur auf das Eigeninteresse des Menschen Rücksicht; sie sieht in ihm nur ein für leibliche Schmerzen empfängliches Wesen. Das Bambusrohr spielt die Hauptrolle, und der Angeklagte oder Schuldige erhält, je nach Befund der Sache, 10 bis 200 Hiebe. Andere Strafen sind das Halseisen, der Pranger und die Einsperrung. Mandarinen, welche sich einen politischen Fehler haben zu Schulden kommen lassen, werden auch wohl nach der chinesischen Tatarei verbannt. Eigentlich soll jedes Todesurtheil von dem höchsten Gericht in Peking bestätigt werden; darin liegt aber nur ein geringer Trost für den Angeklagten, denn vor den Untergerichten erleidet er entsetzliche Qualen, und die Henker sind äußerst sinnreich, ihn arg zu martern, ohne daß die Tortur unmittelbar den Tod zur Folge hat, und das Gefängnißwesen liegt ganz und gar im Argen.

In früheren Zeiten gab es eine große Anzahl verschiedener Todesstrafen, z. B. auch die Zerhackung des Körpers in einzelne Theile, jetzt sind aber nur noch drei im allgemeinen Gebrauche. Die Erwürgung geschieht vermittelst einer seidenen Schnur, welche von zwei Henkern angezogen wird, oder mit einem Halseisen, welches man vermöge einer Schraube immer enger anzieht, etwa so wie die heute noch in Spanien übliche Garote. Die seidene Schnur ist ein Privilegium für die Angehörigen des kaiserlichen Hauses; mit der Garote thut man Gefangene ab, nach denen weder Huhn noch Hahn krähen soll.

Die Enthauptung wird, allemal öffentlich, an gemeinen Verbrechern vorgenommen. Das Verfahren ist einfach und schnell, und gewöhnlich findet diese Hinrichtungsart gleich an einem ganzen Rudel von Verbrechern statt.

Die Messerstrafe trifft Hochverräther, Vatermörder und Blutschänder. Man bindet den Schuldigen mit Händen und Beinen an einen Pfahl und steckt ihm den Kopf durch ein Halseisen. Dann zieht der Richter, welcher die Execution überwacht, aus einem verdeckten Korb ein Messer, auf dessen Stiele derjenige Körpertheil namhaft gemacht ist, welchen der Henker abschneiden soll. Das geht dann so fort, bis eine Stelle an die

Strafe des Halseisens. (Nach einer Zeichnung von Gilbert.)

Reihe kommt, wo der Schnitt tödtlich ist. Doch sorgen gewöhnlich die Verwandten dafür, daß gleich zu Anfang dem Herzen eine Wunde beigebracht wird.

„Niemand hat ein so anschauliches Bild von der chinesischen Strafrechtspflege gegeben, als der Lazarist Abbé Hue, dessen Wanderungen durch das chinesische Reich überdauert ein anziehendes, inhaltreiches Buch sind. Er kam nach Kuang tsi huen, einer Stadt dritter Klasse; sie liegt unweit vom blauen Strome. Der Präfekt hatte gerade einen peinlichen Prozeß zu entscheiden; der Europäer begab sich in den Gerichtssaal und sah, daß der Angeklagte mitten im Saal aufgehängt war, gleich einer jener kolossalen Laternen, die man in den Pagoden findet. Er war an Händen und Füßen dergestalt an einen freihängenden Balken gebunden, daß sein Körper sich wie ein Bogen krümmte. Ein halbes Dutzend Henker standen unter ihm und hatten mit Rohrstäben und Peitschen ihn so arg geschlagen, daß das Fleisch in Fetzen vom Leib herab hing. Das Publikum zeigte sich nicht im Geringsten mitleidig. Der Richter unterbrach die Verhand-

Digitized by Google

lung, begrüßte den Fremden und führte ihn in sein Kabinet. Während des Gesprächs äußerte er, daß er nicht etwa grausam verfahre; auch selle der Beamte allezeit Vater des Volkes sein. Jener Verbrecher sei ein berüchtigter Strompirat, der unzählige Handelsschiffe ausgeraubt, und mehr als ein halbes hundert Mordthaten begangen habe. Nun wolle er aber seine Spießgesellen nicht nennen, und das solle er. „Wer einen Baum zerstören will, darf nicht blos den Stamm niederhauen, sondern muß auch die Wurzeln ausreißen, damit sie nicht neue Zweige tragen.“ Die Bande, deren Hauptmann der Gefolterte war, sand ein Vergnügen daran, Männern, Weibern und Kindern die Zunge abzuschneiden und die Augen auszureißen; sie waren ganz und gar Kuan Kuen, d. h. Erzbanditen. Man bezeichnet als solche eine Menschenklasse, welche es sich als Ehre und zum Ruhm anrechnet, den Behörden Trotz zu bieten und Gewaltthätigkeiten aller Art zu verüben; solch ein „wahrer Held“ theilt Schläge aus und empfängt dergleichen mit der äußersten Unempfindlichkeit. Die verschiedenen Genossenschaften der Kuan Kuen leisten einander gegenseitig Unterstützung; manche aber, und dies sind die allerwildesten, treiben ihr Handwerk auf eigene

das Urtheil. Die Zeugen sind manchmal in einer nicht beneidenswerthen Lage, denn wenn sie Aussagen machen, welche dem Richter nicht gefallen, so kommt es vor, daß er sie ausprügeln oder ohrfeigen läßt; und das Letztere geschieht vermittelst dicker, ledener Sohlen.

Das Reichsstrafbuch, Ta tsing lu li, d. h. Gesetze und Verordnungen der großen Dynastie der Tsing, zerfällt in sieben Abtheilungen: Allgemeine Gesetze, bürgerliche Gesetze, fiskalische Gesetze, Ritualgesetze, Militärgesetze, Criminalgesetze und endlich solche über öffentliche Arbeiten. Die ganze Gesetzgebung trägt einen Strafcharakter; jede Vorschrift oder Verordnung enthält eine Strafbestimmung, auch dann, wenn es sich um bürgerliche oder administrative Angelegenheiten handelt. Unregelmäßigkeiten oder dergleichen Verstöße, welche bei uns in Europa etwa Richtigkeit oder Schadenersatz nach sich ziehen, werden in China mit einer Anzahl von Prügeln bestraft. Aber andrerseits steht wieder das ganze chinesische Leben auf einem einzigen Princip, welches gewissermaßen den Angelpunkt des Ganzen bildet, nämlich dem Satz von der kindlichen Pietät, einer Ehrfurcht, die

Eingeschärft Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt. (Nach einer Zeichnung von Jamel Lange.)

Faust, verlassen sich auf ihre eigene Kraft, und nichts geht über die Kühnheit dieser Bösewichter, für welche eine Schandthat, je gräßlicher sie ist, einen um so unwiderstehlicheren Reiz hat. Es kommt vor, daß sie trotzig und in hochmüthigem Dünkel sich der Behörde stellen, alle ihre Verbrechen eingestehen, die Beweise dafür beibringen und ein Urtheil verlangen. Die chinesische Gesetzgebung verlangt vor der Verurtheilung das Eingeständniß des Angeklagten. Das weiß der Kuan Kuen; wenn er nun vorgeführt wird, um dasselbe öffentlich abzugeben, leugnet er Alles ab, was er gesagt hat. Dann martert man ihn, er aber erträgt mit unerschütterlicher Ruhe alle Folterqualen; es scheint fast, als ob er eine Art von Gefallen daran fände, wenn ihm die Glieder zerquetscht werden. Die Hauptsache für ihn bleibt, der Justiz Trotz zu bieten und die Mandarinen zu ärgern.

Bei dem summarischen Rechtswesen bedarf China nur einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Richtern; Advokaten sind nicht vorhanden. Leben und Vermögen des Angeklagten liegen fast immer in der Hand des Mandarinen. Während der Verhandlung muß gewöhnlich der Angeklagte knien; ein und derselbe Richter verhört, ermißt den Werth der Aussagen und fällt auch auf den Kaiser und dessen Beamten übertragen wird, oder doch werden soll.

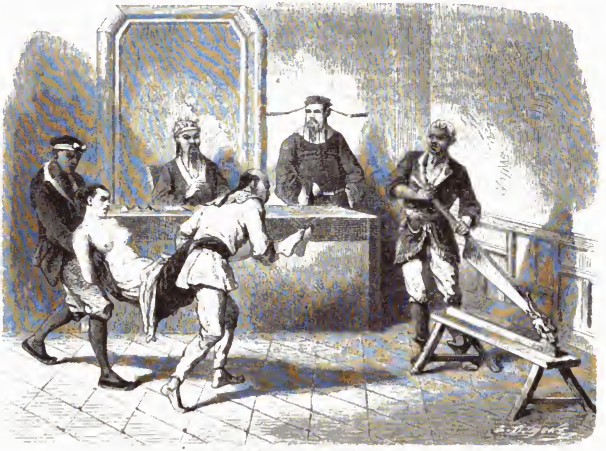
Den mit Vollziehung der Gesetze beauftragten Mandarinen ist ein sehr weiter Spielraum gelassen, denn das Strafgesetzbuch hat viele nicht häufig gefaßte, unbestimmte Stellen, gibt oft weder Definition noch Qualifikation eines Verbrechens, oder diese ist mangelhaft und ungenau. Manche Bestimmungen sind geradezu absurd. Dahin gehört folgende: „Wenn ein Kaufmann, nachdem er sich mit dem Geschäftsbetriebe seiner Nachbaren bekannt gemacht hat, Waaren einlegt und für diese solche Preise ansetzt, daß seine Nachbaren ihre Waaren dafür nicht verkaufen können, und daß er daran einen höhern als einen gewöhnlichen Nutzen macht, dann soll er mit 40 Bambushieben bestraft werden.“ Sodann Folgendes: „Wer sich unschicklich und gesetzwidrig aufführt, soll, obwohl sein Betragen nicht gerade gegen eine besondere Bestimmung des Gesetzes verstößt, mit 40 Bambushieben bestraft werden; er soll deren 80 erhalten, wenn seine Unschicklichkeit von schwererer Beschaffenheit war.“

Die Gesetzgebung stellt ein System der Solidarität auf, durch welches sie Jeden verantwortlich macht für das Betragen

ſeines Nachbars, Verwandten, ſeines Vorgeſetzten und Dieners. Je 100 Familien ernennen einen Bezirksaufſeher, welcher, von ſechs Beiſitzern unterſtützt, die Abgaben eintreiben ſoll; er hat aber noch manche andere Verantwortlichkeit; wenn z. B. die Aecker in ſeinem Bezirke nicht ſorgfältig beſtellt ſind, muß er 80 Bambushiebe bekommen.

Es iſt klar, daß die meiſten derartigen Vorſchriften nicht ausgeführt werden können und ein todter Buchſtabe bleiben müſſen. Andererſeits enthält das Strafgeſetzbuch vortreffliche Sachen. Es erkennt mildernde Umſtände an, verwirft eine rückwirkende Kraft der Strafgeſetze, hat das Begnadigungsrecht, der Angeklagte kann Berufung einlegen, der Beamte ſoll verantwortlich ſein für die Strafen, welche er auferlegt, und offenbar wollte der Geſetzgeber das Volk vor Beamtendruck und gegen Willkür ſichern. Aber gerade das Gegentheil iſt der Fall. Schon oben wurde geſagt, daß China keine Advokaten habe; nicht minder auffallend und bemerkenswerth erſcheint, daß ein geiſtig ſo begabtes Volk nie eine Rechtswiſſenſchaft gehabt hat. Jeder Richter legt das Geſetz aus nach der Weiſe, wie er es eben auffaßt, und im Geiſte der allgemeinen Geſetzgebung. Eigentliche Juriſten hat China nie gekannt.

In China bekommt ein Richter dafür, daß er ſich geirrt hat, eine tüchtige Portion Prügel. Ein Gericht erſcheint ſtrafbar nicht blos wegen eines ungenauen Urtheils über eine Thatſache, ſondern auch die Berufungsinſtanz iſt verantwortlich.



Die Strafe der Körperzerfleiſchung. (Nach einer Zeichnung von Janet Lange.)

Ein niederer Beamter kann unter Umſtänden mit dem Tode beſtraft werden, lediglich deshalb, weil ein Brief nicht ganz vorſchriftmäßig zugeſiegelt worden iſt; wird ein Amtsſiegel ungehörig aufgedrückt oder verkehrt geſtellt, dann bekommen alle Beamten, welche für die Aufdrückung des Siegels verantwortlich ſind, 80 Hiebe mit dem Bambusrohr!

Digitized by Google

Reisebilder aus dem Etschlande.*)

Von **Friedrich Brinkmann.**

III.

Bozen.

Der Thalkessel, welchen die drei aus Norden kommenden Alpenflüsse, die Etsch, der Eisack und die Talfer sich bei ihrer Vereinigung in den Südsaum der Tyroler Alpen gegraben haben, und wo im Laufe der Geschichte die Stadt Bozen sich angesiedelt hat, ist ein reich und mannigfaltig ausmodellirter Kreis von Bergen, der im Thale und an den Abhängen bis zu mehreren tausend Fuß Höhe mit einer Vegetation ausgekleidet ist, die den Himmel Italiens wiederspiegelt, während von den darüber sich erhebenden, zumeist gefärbten, zum Theil mit Schnee bedeckten Felsenwänden und Zacken der kalte Norden in das heiße, hart an seinen Fuß gerückte Hespelien herabschaut. Diese Grenzmark deutscher Erde nimmt unter den schönsten Städtelagen Deutschlands eine hervorragende Stelle ein; Bozen darf nicht fehlen, wenn man aus diesem Juwelenschmucke unsers Vaterlandes auch nur die köstlichsten Perlen herausheben will.

Leider findet der Naturfreund auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt gar zu wenig Punkte, wo ihm ein freier Blick auf das einzig schöne Bild, von dem er sich umgeben weiß, gewährt würde. Nur zu selten trifft er solche an, wie die Brücke über die Talfer, der nahe Kalvarienberg, der Friedhof des eine halbe Stunde entfernten Dorfes Gries und der Spazierweg auf dem langen, vier Fuß hohen Steindamm sind, womit sich die Stadt gegen die Ueberschwemmungen der Talfer geschützt hat. Dieser Mangel an schönen Fernsichten, der Einen auf allen Spaziergängen zur Verzweiflung bringen kann, rührt davon her, daß alle die Gärten, welche weit und breit die Stadt umgeben und an allen Wegen, die man einschlagen kann, sich hinziehen, von hohen Mauern eingeschlossen sind, über die Niemand hinwegsehen kann. Es ist dies ein sehr empfindlicher Uebelstand, wodurch man sich leicht bestimmen lassen kann, für einen längern Aufenthalt Meran den Vorzug zu geben, wo die Mauern nur halb so hoch sind und der Aussicht nicht im Wege stehen.

Mit um so größerm Interesse wendet man sich aber der Betrachtung des Einzelnen und Besondern zu, was die Natur Bozens bietet, insbesondere der Kenntnißnahme seiner reichen Vegetation. Sie ist noch üppiger, als die der meraner Gegend, da das Klima merklich wärmer ist, als das dortige, so daß es in den Sommermonaten dem Deutschen fast unerträglich wird, und daher die Sitte, diese Zeit auf den nahe gelegenen Bergen, besonders auf „dem Ritten", in sogenannten Sommerfrischen zuzubringen, seit alten Zeiten eingebürgert ist und viel länger besteht, als Aehnliches in andern Theilen Deutschlands.

Mirgendwo kann man eine schönere und unterhaltendere Musterſammlung der bozner Vegetation finden, als in dem Garten des Gerbers Moser (an der Pfarrkirche). Er ist nicht groß, aber geschmackvoll angelegt und auf reichste mit den der italienischen Zone angehörigen, in der hiesigen Gegend sich schon findenden Bäumen geschmückt. Insbesondere macht sich die große Anzahl der prächtigsten Orangen- und Citronenbäume bemerklich. Sie sind dort in jeder Größe zu finden, von dem kleinen, noch nicht zur Höhe eines Rosenstocks gediehenen Gewächse an bis zu den Riesen, welche wie ziemlich stattliche Apfelbäume aussehen und theils frei im Erdboden stehen, theils an hohen Spalieren hinaufgezogen sind. Und welch köstliche Früchte hangen in der größten Fülle an ihnen! Selbst die allerkleinsten Schößlinge von kaum zwei bis drei Fuß Höhe tragen manchmal Früchte von der Größe eines kleinen Kindeskopfes. Und dicht daneben, an demselben Stöckchen, stehen wieder Blüthen, die sich erst zu solch einer schönen Frucht hinaufbilden wollen, so daß dann oft eine und dieselbe Pflanze die Frucht in allen Stadien ihrer Entwicklung darstellt. Alle diese Orangen- und Citronenbäume bleiben auch den Winter durch im Freien stehen. Außer ihnen enthielt der Garten noch viele andere südliche Pflanzen, als Feigenbäume, Cedern und Pinien. Das Ganze wurde durch trefflich angelegte Fontänen belebt, und große Lauben von Weinranken schlossen als Rahmen es ein. Mit Neid mußte man des Besitzers gedenken, der so glücklich war, auf den rings im Dunkel des Gebüsches, neben den plätschernden Springbrunnen aufgestellten Bänken die kühlen Abende zubringen zu können, und doch auch wieder mit Dank, da er ja einem jeden Fremden ohne alle Förmlichkeiten den Genuß seiner Schöpfung gestattet, als wäre es eine öffentliche Anlage.

Im Allgemeinen tritt in der bozner Vegetation der Weinstock am stärksten hervor, und unter all den köstlichen Baumgattungen, die hier sich schon heimisch gemacht haben, die überaus großen und kräftigen Feigenbäume.

Auch die Stadt nimmt sich von Weitem gar nicht übel aus. In dem grünen Schmucke ihrer Berge erscheint sie als die Herrscherin der so zahlreich in allen Höhen um sie herum gestreuten Dörfer, Bauernhöfe und Burgen, als der Brennpunkt des kraftvollen Lebens, das sich in der ganzen Gegend regt. Treten wir ihr aber näher, stehen wir draußen auf dem Bahnhofe oder auf dem Kalvarienberge, so erscheint sie in einem weniger vortheilhaften Lichte, sofern wir von der Umgebung absehen und nur die Stadt als solche ins Auge fassen. Namentlich fällt uns der Mangel an Farbe sehr unangenehm auf. Alle Häuser, insbesondere ihre Ziegeldächer, sehen äußerst verblichen aus, daß wir fast vermuthen, eine schon halb verfallene Stadt vor uns zu haben. Eine Ausnahme macht nur die Pfarrkirche, die ein Dach von ungefähr demselben grünlichen, farrirten Anstriche hat, wie die Auerkirche in München und einen auch zierlichste durchbrochenen gothischen Thurm, wie die Dome von Freiburg im Breisgau und von Meißen.

Der ganze Eindruck, welchen die Stadt von außen gesehen auf uns macht, bewirkt, daß wir nicht viel von ihr erwarten. Wie freudig fühlen wir uns daher überrascht, wenn wir eingetreten sind und sie uns von innen anschauen! Zwar im Anfange spricht sie uns keineswegs angenehm an. Trotz Allem, was wir schon in Tyrol und außerhalb Tyrols von engen und dunklen Straßen gesehen haben, stutzen wir doch beim ersten Anblicke der Hauptstraße, deren hohe Häuser ihr so wenig Raum lassen, daß ein Wagen einem andern nur in der Weise ausweichen kann, daß er ganz dicht an eine Seite fährt und da so lange ruhig stehen bleibt, bis der Andere im langsamsten Schritte vorbeigefahren ist. Dadurch wir aber einmal einige Straßen behaglich durchwandert, so werden wir unser Interesse an der Stadt mit jedem Schritte wachsen fühlen. Der Grund ist der, daß wir in ihr immer mehr Züge entdecken, die uns an unsere alten,

*) Vergl. Globus VI, S. 277 und 301.

Digitized by Google

mittelalterlichen Handelsstädte und an diejenige, welche sich dies Gepräge am reinsten erhalten hat, an Nürnberg, erinnern, so daß denn endlich selbst die unglaublich engen Straßen in unseren Augen auf einem Mangel ein Vorzug werden, eine Eigenschaft, die einmal zur mittelalterlichen Physiognomie einer Stadt gehört.

Sehen wir uns diese hohen, immer in ein schräges, scharfwinkliges Dach auslaufenden Häuser etwas näher an, so werden wir zwar nicht jenen Reichthum in der Ausschmückung und charakteristischen Individualisirung bemerken, welcher die Gebäude Nürnbergs auszeichnet, aber doch sofort einige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Bauart erkennen. Vor Allem wird wohl die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf die Erker und erkerähnlichen Ausbauten gelenkt werden. Sie sind so allgemein zur Anwendung gekommen, daß nur höchst selten ein Haus ohne einen solchen angetroffen werden möchte. Am häufigsten sind sie in der Mitte der Vorderseite angebracht. Aber auch Ecker sind oft zu finden. Sie ersheben sich manchmal mit einer stattlichen Ausdehnung in die Breite bis oben zur Dachfirst und sind dann mit einem besondern Dache, einer kegelförmigen Spitze, gekrönt, so daß sie dann zu einer Art von Eckthürmen werden, wie sie in Nürnberg und Linz so häufig sind.

Die Eigenthümlichkeit der Straßen Bozens aber, welche uns mehr als irgend eine andere gerade Nürnberg wieder ins Gedächtniß zurückruft, ist die Art und Weise, wie die Häuser ihre Fronten dem Straßenbaume zukehren. Bei der Beschreibung Nürnbergs (in meinen „Studien und Bildern aus süddeutschem Land und Volk") habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die so malerischen Vorsprünge, welche dort fast jede Straße gewährt, unter anderm von der eigenthümlich schiefen Stellung des Hauses zur Straße herrühren. Seltsam ist es nun, zu sehen, daß hier die Häuser oft in gerade solch einer eigensinnigen Weise gegen die Straße gerückt sind, daß ein jedes nur mit der einen Ecke diese berührt, und alle zusammen die eigenthümliche Zickzacklinie bilden, wovon ich a. a. O. gesprochen habe.

Eine Besonderheit, die Bozen mit anderen alten deutschen Städten gemein hat, die aber Nürnberg fehlt, sind die Bozengänge, die sogenannten Lauben, die neben allen Straßen sich hinziehen. Was dem eigentlichen Damme an Breite mangelt, das besitzen sie. Auf ihnen bewegen sich die Fußgänger, und an ihnen liegen die Verkaufsgewölbe.

Einen recht liebenswürdigen Zug, der wohl im Gegensatze zu dem so nahen Welschlande auch als ein deutscher bezeichnet werden darf, finde ich noch in der Liebe zur Reinlichkeit und zum Wasser, die sich in der Einrichtung ausspricht, daß durch alle Straßen frisches Wasser rinnt, ähnlich wie in Freiburg im Breisgau, und in der Anlage manches schönen Brunnens, der auch Nürnberg keine Schande machen würde.

So entschieden nun auch für uns, die wir vom Norden kommen, die Stadt im Allgemeinen das Gepräge einer alten deutschen Stadt hat, so müssen wir doch etwas anstehen, dies Prädikat ihr zu geben, wenn wir bedenken, daß sie Italien so nahe liegt, und manche von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer alten Städte auf Italien als ihren Ursprung hinweisen, z. B. von denen, welche wir so eben bei Bozen hervorgehoben haben, die Laubengänge an den Straßen. Sie haben sich, wenngleich sie auch in so manchen Höfen deutschen Städten sich finden, und der italienische Name dafür (loggia) aus dem deutschen Worte (lauba, laubja) entsprungen ist, doch wohl aus Italien nach Deutschland verbreitet, eben so wie das meist so malerische, besonders durch seine Lauben (Gallerien) sich auszeichnende Bauernhaus der ganzen Alpenkette (das sogenannte Schweizerhaus). Für Italien müssen diese kühlen, kellerartigen Räume besonders berechnet worden sein; in deutschen Städten, z. B. in Bern, findet man sie manchmal zu kühl. Darum nun möchte es wohl richtiger sein, Bozen von diesem Gesichtspunkte aus mehr als eine mittelalterliche Stadt, denn als altdeutsche, zu charakterisiren.

Aber nicht das geringste Bedenken können wir haben, es eine deutsche Stadt zu nennen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Bevölkerung richten, welche auf diesen Grenzmarken deutscher Erde sitzt. Sie ist dem Kerne nach eine durchaus deutsche.

Keinen Augenblick ist es mir zweifelhaft gewesen, daß das hiesige Volk von reinerem deutschen Blute ist, als das meraner. Besonders deutlich kam mir das aber zum Bewußtsein, als ich einige meraner Bauern in den Straßen Bozens umherstreichen sah. Wie stechen diese spindelbeinigen, traitslosen Gestalten mit den bunten Fetzen, die sie auf dem Leibe tragen, mit ihren schlaffen Gesichtern und dem ungeheuern Phlegma, das in Gang und Haltung sich ausspricht, gegen den bozener Volksschlag ab! Was für ein ganz anderer Geist lebt in diesem, welch ein anderes Blut muß in seinen Adern pulsiren! Welch ein ganz anderer Körper- und Muskelbau ist hier zu sehen! Da ist Kraft, Fülle und Elasticität, daß es das Auge erquickt nach den dürren, eckigen Formen, deren man so viele in Meran sieht.

Da ist wieder das frische, volle Antlitz, die eigenthümliche weiß-rothe Hautfarbe und das flachgelbe Haar des Germanen (Lehteres namentlich bei den Bäuerinnen aus der Umgegend) massenhaft vertreten, während in Meran blasse, fahle oder gelbe Gesichter und schwarzes Haar die Regel bilden. Da sind endlich wieder die blendend weißen Hemdärmel, wie wir sie vom Unter-Innthale her kennen, bei den Frauen und Mädchen aus dem Volke, und da ist überhaupt die Reinlichkeit in der Bekleidung des weiblichen Geschlechts wieder zu finden, die ich nicht nur in Meran, sondern auch in anderen Theilen Tyrols, besonders im Vintschgau, so sehr vermißt habe. Die ganze Erscheinung des Volkes endlich, der Bau der Gestalt und der Gesichter und das Temperament, das Wesen der Leute weist offenbar darauf hin, daß wir hier den äußersten, nach Süden vorgeschobenen Ausläufer des unterinnthaler, d. h. des bajuvarischen Schlages (bayrischer Schlag im ethnographischen Sinne des Worts) vor uns haben.

So sehen wir denn in der Physiognomie des bozener Volkes, wie sie uns besonders im Gegensatze zum meraner entgegentritt, so bestimmt wie nur möglich die geographische Lage der Stadt sich spiegeln.

Bozen ist der Punkt, wo das aus dem Unterinnthale über den Brenner nach Süden kraftvoll vordringende germanische (bajuvarische) Volksthum auf den aus größeutheils fremden, besonders römisch-rhätischen Elementen bestehenden Kulturstrom aus dem Westen (Vintschgau) und auf den romanischen aus dem Süden (Welschland) gestoßen ist. Aus dem Kampfe dieser Elemente ging das deutsche als Sieger hervor, eine ethnographische Thatsache, welche der politischen entspricht, daß Bozen der Sitz eines bajuvarischen Grenzgrafen wurde. Das Deutsche setzte sich an diesem Knotenpunkte dreier Straßenzüge und auf dem Wege, auf welchem es höher gelangt war (im Eisackthale und Eisackthale), in völliger Reinheit fest und flaute sogar die beiden anderen Strömungen auf eine große Strecke zurück, die römisch-rhätischer die Etsch hinauf bis über Meran hinaus und die romanische die Etsch hinunter gegen Trident, besonders energisch und dauernd die erstere, woher es denn kommt, daß das meraner Volk ein bei weitem deutscheres Gepräge hat, als das des Vintschgaus, jedoch hinter dem bozener in diesem Betrachte zurücksteht.

Gegen Süden sind die Eroberungen des germanischen Volksthums von minderer Dauerhaftigkeit gewesen. Das zurückgedrängte Romanische hat langsam aber stätig von dem verlorenen Terrain ein Theilchen nach dem andern zurückerobert und macht sich auch in Bozen, freilich als fremdes, aber ziem-

Digitized by Google

lich kräftig" gedeihende „Piropreis neben dem deutschen bemerklich.

Als Vertreter des südlichen, italienischen Etschlandes fallen uns nämlich zunächst die vielen bräunlichen, schwarzäugigen Leute in dem niedern Volke auf, welche sich auf den Straßen umhertreiben und als Tagelöhner bei schweren Handarbeiten ihr Brot verdienen. Dann sind aber auch, wenn wir uns genauer umsehen, unter den besser gekleideten Personen, die uns auf der Straße begegnen, viele Italiener, theils Fremde, theils in Bozen ansässige Kaufleute, die sich im Laufe der Zeit hier niedergelassen haben. Wir können nicht eine Minute lang unter einer der Lauben an der großen Hauptstraße hingehen, ohne italienische Unterredungen zu hören, und diese vertreten das italienische Element um so kräftiger, als sie immer mit viel lauterer Stimme und lebhafteren Geberden gehalten werden, als die deutschen. Und umsehen wir endlich etwas die Schilder an dieser Straße, so stoßen wir auf viele italienische Namen.

Demgemäß zeigen sich denn auch auf dem Gebiete der Volkssitte manche italienische Einflüsse, von den Formen an, in denen das Brot gebacken wird, bis zu den Formen des Gottesdienstes. Unter den Brotformen gibt es eine, die in Meran noch nicht auftritt, aber im italienischen Tirol und wohl noch weiter in Italien zu Hause ist und im Allgemeinen sich dadurch charakterisirt, daß die vier Theile, aus denen der Laib besteht, zusammen ein Kreuz bilden. Im Gottesdienste aber ist es offenbar schon als ein Einfluß des musikliebenden Italiens zu betrachten, daß nicht nur an Sonntagen, sondern auch an allen Wochentagen die Messe des Morgens mit schöner Orchester- und Gesangbegleitung abgehalten wird. Freilich solche Dinge, wie dies, daß man an Freitagen im Gasthofe kein Fleisch bekommen kann, sondern sich mit einer magern Wasserſuppe und Mehlſpeise begnügen muß, darf man nicht hieher rechnen. Das kann Einem so ziemlich überall innerhalb der Grenzen des kirchlich frommen Tyrols begegnen, im Norden vom Brenner- und Finstermünz-Passe eben so gut wie im Süden, in Innsbruck wie in Bozen, auf deutscher wie auf welscher Erde. —

Trient.

Der Weg von Bozen nach Trient, den man auf der Eisenbahn in stark zwei Stunden zurücklegt, ist sehr reich an Naturschönheiten und fesselt das Interesse des Fremden in hohem Grade, besonders wenn er aus dem Norden kommt und Italien noch nicht gesehen hat. Die Thalwände und die Ebene theilen sich in gleicher Weise in unsere Aufmerksamkeit. Beide sind so reizend, daß wir nicht wissen, wohin wir unsere Blicke vorzugsweise richten sollen, und stets in Bereitschaft uns fühlen, in so kurzer Zeit bei solch einer Schnelligkeit so viel Herrlichkeit in uns aufzunehmen.

Zu beiden Seiten des Thales ziehen sich gleich von Bozen an ziemlich hohe, kahle und zum Theil abkallende Felsenwände hin. Wenigstens tritt dieser wilde Charakter bei dem zu unserer Linken liegenden, östlichen Abhange hervor. Um so schroffer und kahler ist der gegenüberliegende, aber auch um so malerischer. Namentlich nehmen seine Felsen von Neumarkt an, wo das Thal sich bedeutend erweitert, einen großartigen Charakter an, und sie entwickeln sich zu den schönsten Gruppen bei dem Durchbruche des Nonsberges, bei der sogenannten Rochetta, und endlich bei Trient selbst. Sie sind theils von röthlich gelber (Porphyr), theils von dunkler, graulicher Farbe und treten theils als geschlossene Wände, theils als vorgeschobene, oder losgerissene, in Kuppeln sich abschließende Massen auf, wodurch sie manchmal riesigen Festungs-Bastionen gleichen. Letzteres ist namentlich bei Trient der Fall, wo sich ein wunderbar schönes und originelles Panorama entfaltet.

Auf dem ersten Theile der Fahrt, etwa bis Neumarkt, treten indessen diese Felspartien noch nicht in solch imponirender Weise auf, daß sie es sein könnten, was unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Da ist es die Vegetation, die selbst denjenigen, welcher von Meran und von Bozen kommt und an beiden Orten sich gehörig umgesehen hat, in hohem Grade überrascht und fesselt. Die Thalsohle ist theils mit Weingärten, theils mit Maisfeldern bedeckt, theils auch wachsen Wein und Mais dunt durcheinander. Diese Pflanzungen sind jedoch selbst sehr wenig bemerklich. Ueber sie ragen Maulbeerbäume in unermeßlicher Menge empor, und ihre Reihen sind regelmäßig so dicht an einander gerückt, daß ihre dichten, grünen Kronen alle darunter liegende Vegetation beinahe völlig verstecken, ja daß sie oft in ganzen, geschlossenen Wäldern zusammen stehen. Wenn wir nun sehen, wie das Erdreich alle diese gleichsam mehrfach über einander geschichteten Pflanzen, Mais und Wein und Maulbeerbäume, die auch zuweilen mit Quitten- und Nußbäumen, Aepfel- und Birnbäumen abwechseln, aufs üppigste gedeihen läßt, werden wir so recht lebhaft inne, daß wir uns auf heißem italienischen Boden befinden, und wir können nicht umhin, dann und wann zu fragen, was wohl so ein norddeutscher Bauer sagen würde, wenn wir ihm von jener bunten Vermischung von Bäumen, Kornfrüchten und Reben erzählten. Zu einem Bilde solcher Fruchtbarkeit würde sich seine Phantasie wohl nicht verstehen, selbst wenn sie sich den Garten Eden ausmalen wollte. Findet doch selbst ein Goethe, als er auf seiner Reise nach Italien in diese Gegend kommt, nicht Worte genug, um sein Staunen auszudrücken „Alles", sagt er, „ist so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse Eins das Andere ersticken", und es entschlüpfen ihm jene bekannten Worte: „Die Sonne scheint heiß und man glaubt wieder einmal an einen Gott."

Ein noch reizenderes Bild gewährt aber, wenigstens nach meinem Gefühle, die eigenthümliche Bepflanzung des Bodens, die bei Trient selbst beginnt. Dort ist die ganze Fläche mit Mais bestellt, und die Maulbeerbäume stehen dazwischen in der so eben geschilderten Weise. Außerdem ziehen sich jedoch noch hohe Hecken von Weinreben durch das Feld. Statt Lauben zu bilden, wie es im übrigen Süd-Tyrol gebräuchlich ist, ranken sich hier die Reben an hohen Stöcken hinauf und haben ihre Hauptstütze in den Maulbeerbäumen, zwischen denen sie sich wie Festons von dem einen zum andern winden, aufs reizendste ihre üppigen, langen, blätterreichen Ranken unter einander und in die Kronen jener Bäume verschlingend. Fast noch schöner sehen diese Weinhecken aus, wenn sie die Grenze eines Feldes an der Straße bilden. Da stehen als Stützen zwischen ihnen nicht Maulbeerbäume, sondern schöne Weiden, deren zartes, grausiches Laub auf das anmuthigste gegen das in ihnen sich verschlingende Weinlaub abſticht. —

Von den Orten, welche die Bahn berührt, nehmen sich Trauin, etwas hoch am Fuße des Gebirges gelegen, und St. Michele lombardo besonders vortheilhaft aus. Dicht vor dem letztern liegen die beiden Dörfer Mezzo tedesco und Mezzo tembardo (jetzt „Deutsch Metz" und „Welsch Metz" genannt, eigentlich aber „halb deutsch" und „halb welsch" zu übersetzen, d. h. eine halb aus Deutschen, halb aus Welschen bestehende Gemeinde), welche dadurch interessant sind, daß sie, wie der Name besagt, die Sprach- und ethnographische Grenze zwischen Deutschen und Welschen früher bezeichneten. Jetzt sind beide gemäß dem oben angedeuteten Entwicklungsgange längst welsch geworden.

Was die Stadt Trient selbst betrifft, so kann man von ihr etwas Aehnliches sagen, wie von Bozen: ihre Lage im Umkreise der Berge ist prachtvoll, als Stadt aber bietet sie einen weniger ansprechenden Anblick dar. Steht man auf der einige Minuten von ihr entfernten Etschbrücke, so muß man sich festlegen, daß

Digitized by Google

dies malerische Ganze von alten Thürmen, Mauerresten und hohen, oft palastähnlichen Häusern in dem von der Etsch durchströmten Felsenkessel seines Gieichen sucht. Richtet man aber seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Stadt selbst, so machen ihre verwitterten Dächer und Mauern noch einen melancholischern Eindruck, als die Außenansicht von Bozen. Alles erscheint wie grau in Grau gemalt, und diesen wenig zum Bleiben einladenden Charakter behält die Stadt auch, wenn wir in sie eintreten.

Der Dom ist ein Gebäude, welches seiner Schönheit wegen besucht zu werden verdient. Er läßt sofort in seinem Style erkennen, daß er seiner Entstehung nach einer sehr alten Zeit angehört, nämlich derjenigen Periode der Baukunst, in welcher sich der sogenannte romanische Styl und der gothische noch nicht bestimmt gesondert hatten, der sogenannten Uebergangsperiode. Er hat rundbogige Fenster, aber ein Kreuzgewölbe, und dieses wird durch Säulenbündel getragen, die jeder gothischen Kirche zur Zierde gereichen würden. Endlich hat die Renaissance des 15. Jahrhunderts, in welchem der Dom erst vollendet wurde, noch zwei Kuppeln hinzugefügt. Leider sind die Fenster ungemein klein, und so herrscht denn im Innern eine Dunkelheit, wie ich sie bis jetzt in keiner Kirche gefunden habe. Als ein besonderer Vorzug muß aber hervorgehoben werden, daß das Innere nicht, wie man es leider so häufig in den alten Kirchen findet, durch unwesentliches, geschmackloses Bauwerk verunstaltet ist, sondern Wände, Gewölbe und Pfeiler in edler Einfachheit gelassen sind und der Eindruck der reinen, architektonischen Schönheit durch nichts verkümmert wird.

Ein nicht geringeres Interesse hat für den gebildeten Fremden eine zweite Kirche, freilich kein ästhetisches, sondern ein historisches. Es ist die chiesa di Santa Maria maggiore, merkwürdig wegen des tridentiner Concils, das in ihr gehalten wurde.

So wenig die Stadt uns anspricht, so wird bei einem Gange durch ihre Straßen doch immer Manches unsere Aufmerksamkeit fesseln. Sie trägt noch sehr deutlich ein mittelalterliches Gepräge und erinnert dadurch an den Glanz ihrer frühern Geschichte, in der sie sogar als furchtgebietende Feindin einer Stadt wie Venedig erscheint. Darauf weisen die an vielen Stellen erhaltenen Mauerreste hin, die kleinen und großen, runden und viereckigen Thürme, die sich theils im Umkreise dieser alten Mauern, theils unten am Flusse, theils mitten in der Stadt erheben, und ganz besonders die von einer wohlerhaltenen Mauer umzogene, mit einem stattlichen Thurme gezierte, etwas höher als die Stadt gelegene Burg, der ehemalige Sitz der Fürstbischöfe von Trient.

Noch interessanter werden uns die Straßen, wenn wir uns das auf ihnen sich umherbewegende Volk ansehen. Für den von Norden kommenden Fremden ist dies die erste Stadt, die ihm ein ganz italienisches Volksleben darbietet. Schon auf der Fahrt mit der Eisenbahn bisher sehen wir uns von meistentheils italienischen Physiognomieen, gelben Gesichtern mit kohlschwarzem Haar und blitzenden schwarzen Augen, von kleinen, höchstens mittelgroßen Gestalten in Manchesterjacken und oft auch in Hosen von demselben Stoffe umgeben, und noch viel eindringlicher werden wir an Italien gemahnt durch die lauten, heftigen, leidenschaftlichen Conversationen, welche rings um uns erschallen und in demselben Maße anschwellen, als wir uns Trient nähern. Uns ruhigen Deutschen kommt es vor, als seien diese Menschen immer auf dem Punkte, sich in die Haare zu fahren. So heftig geberden sie sich, so wild leuchten ihre Augen, so rapide und schreiend werden die Worte herausgestoßen. Nur das eben so energische Lachen, von dem so oft unser Temperament erschüttert wird, kann uns davon überzeugen, daß diese heißblütigen Menschen in einem ganz freundschaftlichen Gespräche mit einander begriffen sind. In Trient empfängt uns ein Eisenbahnbeamter, dem wir beim Ausgange des Bahnhofs unsere Billete abgeben müssen, der sich aber durch diese amtliche Beschäftigung nicht abhalten läßt, eine Bellinische Arie vor sich hin zu trillern. Auf dem Hauptplatze Trients wurde gerade Markt gehalten. Einen solchen hatte ich am Tage zuvor auch in Bozen beobachtet. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden Orten, welch eine Stille dort, welch ein Lärm hier! Und dieser kommt nicht nur vom Platze selbst her, sondern auch von den anliegenden Verkaufsbuden. Besonders zeichnete sich darunter ein Fleischerladen aus, wo der Metzger das den Kunden zugewogene Gewicht des Fleisches mit einer Stentorstimme ausrief, als sollte die ganze Stadt von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntniß gesetzt werden. So erschell es denn immer in kurzen Unterbrechungen aus jener Thüre: una libbra! — una! — due! — una e mezza! ꝛc.

Das italienische Volk hat hier wieder, wie an anderen Orten, wo ich ihm früher begegnete, in Italien und außerhalb Italiens, den Eindruck einer kräftigen Natur auf mich gemacht. Es ist zwar nicht selten, deutsche Schriftsteller in dem Tone über die Italiener sprechen zu hören, wie jenen unter ihnen, der da meint: „In Italien ist Alles im Zustande der Fäulniß, von oben und von unten.“ Ich glaube aber, daß es noch immer seine Richtigkeit hat, was Alfieri sagt: „La pianta uomo nasce piu robusta in Italia che in qualunque altra terra — e gli stessi atroci delitti che vi si commettono, ne sono una prova.“ (Die Pflanze „Mensch“ gedeiht kräftiger in Italien als in irgend einem andern Lande, und selbst die schauderhaften Verbrechen, die dort begangen werden, sind ein Beweis dafür.) Man beobachte nur diese Menschen in ihrem Thun und Treiben und man wird wohl nichts grundloser finden, als ihnen den Vorwurf der Schwäche zu machen, wenngleich sie den der Faulheit oft verdienen mögen. Schon das Temperament, das ihnen eigenthümlich ist, in der Regel das choleriche oder sanguinische, weist eher auf Kraft als auf Schwäche hin. Bei allen schweren Handarbeiten, die in Oesterreich ausgeführt werden, in Steinbrüchen, bei Maurer- und Erdarbeiten, bei den Eisenbahnbauten (z. B. bei den kolossalen Arbeiten am Semmering) sind keine Arbeiter so gesucht als Italiener. Sie arbeiten länger und schneller als alle anderen und begnügen sich trotz der ungeheuren Anstrengungen mit der erbärmlichsten Kost, mit ihrer Polenta, um den Lohn fast unversehrt in ihre Heimath bringen zu können. Und wie können die Maler und Bildhauer aller Nationen seit Jahrhunderten unausbleiblich nach Italien ziehen, um von dort die Vorbilder für ihre Götter und Göttinnen, ihre Heiden und Heidinnen zu holen, wenn nicht „die Pflanze Mensch“ dort so vortrefflich gedieh und zu eben so kraftvollen als schönen Gebilden sich entwickelte?

Noch in manchen anderen Beziehungen fand ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Trient und seiner Umgebung Gelegenheit, das italienische Volk kennen zu lernen. Eine Veranlassung dazu war scheinbar so geringfügiger Art, daß man sie wohl schwerlich erwähnen würde. Ich ging von Trient nach Laris zu Fuße, um dort den nächsten nach Bozen zurückkehrenden Zug abzuwarten. Unterwegs sprach mich ein Bettler um ein Almosen an. Er war blind und streckte den Hut gegen mich aus, richtete aber seine direkte Bitte an mich, sondern sprach ein Gebet zur Maria. Hier nun, im Munde dieses Bettlers, frappirte mich einestheils die wunderbare Schönheit der italienischen Sprache, dieser „Sirenensprache“, wie Byron sie nennt,

the Tuscan's siren tongue,
That music in itself, whose sounds are song,

anderntheils der Umstand, daß selbst dieser Bettler, der niedrigste der niedrigen Stände, sie so tadellos rein sprach, daß auch das feinste Ohr nichts daran auszusetzen gefunden hätte. Wie festgebannt stand ich da vor diesem blinden, in die schlechtesten Lumpen gekleideten Armen und sog mit wahrem Entzücken die Musik seiner Sprache ein, wie er sein Gebet: Santa Maria, madre di

Digitized by Google

Dio, ꝛc. in langsamem, feierlichem, etwas flehendem Tone vortrug. Auch die Bettler sind die Vertreter ihrer Nationen, in ihrer Art gerade so gut wie die Könige und Kaiser. Wie erröthete ich vor diesem Italiener, wenn ich bedachte, wie selten unsere deutsche Sprache durch eine untadelhafte Aussprache in derjenigen Schönheit erscheint, deren sie fähig ist, wie schlecht sie so oft selbst von solchen Leuten gesprochen wird, die sich zu den sogen. gebildeten Ständen rechnen. Insbesondere lag es mir nahe, an das seltsame Wort mich zu erinnern, womit ich im Oesterreich regelmäßig angebettelt wurde. Es ist das Wort „Bigšche“, ein schauderhaft schönes Exemplar im Sprachschatze der deutschen Mundarten, welches beweist, bis zu welchem Grade die Verstümmelung der Worte getrieben wird. Denn es ist die Abkürzung eines ganzen Satzes: „Ich bitte (ich) gar (ege) schön (sche).“

Ich will nun freilich hiermit nicht sagen, als ob alle, auch die niedrigen Stände in Italien ein reines Italienisch, die italienische Schriftsprache, sprächen, wenngleich Alfieri zu sagen pflegte, er gehe in Florenz auf den Markt, um gutes Italienisch zu lernen, und man von Rom dasselbe rühmt*); ich weiß vielmehr sehr wohl, daß auch das Italienische in eine Menge von Mundarten zerfällt, und selbst der Gebildete es nicht verschmäht, seine Muudart zu sprechen, falls nicht die Sitte den Gebrauch der lingua litteraria verlangt, so daß sich Foscolo sogar zu dem Ausspruche verstehen konnte: „L'italiana è lingua litteraria, scritta sempre e non mai parlata“ (das Italienische ist eine Sprache der Literatur, es wurde immer geschrieben und niemals gesprochen). Aber das so tief dem italienischen Volke eingewurzelte Gefühl für das Schöne wird sich in allen den Aesten und Zweigen, in welche seine Sprache sich gliedert, mächtig offenbaren; dieses Gefühl treibt die niedrsten Stände an, da, wo sie mit den höheren in Berührung kommen, namentlich in den Städten, sich die reinere Sprache derselben anzueignen, und wirkt der Nachlässigkeit in der Aussprache, der Maulfaulheit, dieser Lieblingsstände des Deutschen und des Engländers, und der daraus hervorgehenden Verstümmelung der Worte siegreich entgegen. Auch die Sprache des Bauern wird als ihren Ursprung das Land der Schönheit nicht verleugnen, auch in der Sprache des Bettlers werden wir die edle Sprache desjenigen Volkes erkennen, das sich als die Enkel und Erben der alten Herrscher der Welt betrachtet.

*) Alfieri disait, qu'il allait à Florence sur le marché public, pour apprendre le bon Italien. Rome a la même avantage; et ces deux villes sont peut-être les seules du monde où le peuple parle si bien, que l'amusement de l'esprit peut se rencontrer à tous le cans des rues. Mad. de Staël, Corinna IX, 1.

Pflanzenleben der ungarischen Wälder.

Waldlose Steppen und bewaldetes Randgebiet. — Die knieholzartige Wachholderformation. — Mangel immergrüner Gewächse. — Der Eichenwald und dessen untergeordnete Begetation. — Die Pappelwälder auf den sandigen Landrücken. — Die Ulmenwälder von Csehen und Erlen.

Wenn man aus einer der Bergländschaften, welche das ungarische Tiefland in weitem Bogen umranden, heraustritt und gegen die Mitte der Theißebene zu reist, so begegnet der Blick anfangs unzähligen niederen meist langgestreckten dünenartigen Sandrücken, welche dem Randgebiete des Tieflandes eine wellenartige Oberfläche geben, und über welche man halbe Tage lang, Hügel auf Hügel ab, dahinfährt. So weit diese Hügelwellen reichen, fehlt es der Landschaft nicht an Abwechslung. Grasige Pußten, öde, fast pflanzenleere Flugsandhügel, dann wieder üppig grünende Wiesen und Röhrichte oder kleine Teiche, welche aus den Mulden des Bodens zwischen Schilf und Binsen hervorblicken, weiterhin wallende Kornfelder und Weingärten, aus denen sich blühen- oder fruchtbeladene Obstbaumgärten erheben, endlich noch schattige, die Hügelzüge krönende Wälder — das sind die landschaftlichen Elemente, welche an dem Reisenden dort vorüber ziehen und die sich zu Bildern gestalten, denen es nicht an einem eigenthümlichen Reiz fehlt, und welchen gewöhnlich die im Hintergrunde auftauchenden Gebirge einen prächtigen Abschluß geben.

Je mehr man aber den Ufern der Theiß sich nähert, desto mehr verflachen sich die Hügelwellen, die Landschaft wird immer einförmiger und öder, und nur ferne am Horizont dämmern noch wie aufsteigende Gewitterwolken die Berge der Matra, der Hegyalya oder des Biharia-Gebirges. Endlich sind auch diese unter den Horizont hinabgesunken, und die meeresebene, waldlose Fläche dehnt sich in ihrer ganzen Trostlosigkeit aus. Kein Strauch schmückt sich da mit dunkelgrünem Laube, kein Baum erhebt mehr seinen schattigen Wipfel, kein Wald unterbricht mehr die einförmige Fläche der Steppe, und nur weite, weite Moräste, Sandebenen, Wiesen und Ackerfelder überkleiden die Erde. Nur hier und da erhebt sich ein schlanker, weißer Kirchthurm, eine einsam stehende Tanya oder ein hochragender Ziehbrunnen über die Linie des Horizontes, die in entsetzlicher Geradheit und Einförmigkeit Himmel und Erde abgrenzt. Kein Hügel, kein Fels ragt mehr über das Land empor, kein Stein erklingt unter den Hufen des Rosses, und der Boden wird aus einer tiefgründigen, bald mehr bald weniger mit Humus gemengten Erde gebildet, die in manchen Gegenden durch Zersetzung ihrer Bestandtheile Salz ausschwitzet und dann nicht selten weißschimmernd, wie mit Schneeflocken bedeckt erscheint. Das wesentliche Merkmal dieser Steppen ist die ursprüngliche Baumlosigkeit.

Aber neben diesem waldlosen Steppengebiete des ungarischen Tieflandes läßt sich ein bewaldetes Randgebiet wohl unterscheiden. Ueberall dort, wo das Tiefland eine wellige Oberfläche zeigt, oder wo der Boden zu einer, wenn auch noch so unbedeutenden Landhöhe anschwillt, treten Wälder auf, die den Umfang des Steppengebietes einschränken. So ist auf der im Nordosten des Tieflandes sich ausdehnenden welligen Landhöhe von Debrezin das Waldgebiet weit gegen die Steppe vorgeschoben, und auch das hügelige Sandland zwischen Donau und Theiß füllt noch größtentheils in das Bereich des Waldgebietes.

Der waldfeindliche Einfluß der Sommerdürre, welcher in der Steppe die Bäume nicht aufkommen läßt, wird in diesen Gebieten dadurch unterdrückt, daß an den geneigten Höhen atmosphärische Niederschläge viel leichter ersolgen, als in den ganz flachen Gegenden, und wenn die oben bezeichneten Landrücken des Tieflandes auch nur einige Klafter erreichen und dem Auge des Reisenden wegen ihrer nur allmäligen, langsamen Höhenzunahme manchmal kaum wahrnehmbar sind, so spielen sie doch dort im Tieflande in Beziehung auf die atmosphärischen Niederschläge dieselbe Rolle, wie anderwärts hohe, steilabfallende Gebirge. Nur wenn man diese Erscheinungen

Digitized by Google

entsprechend würdigt, vermag man sich erklären, warum in jenem Theile des ungarischen Tieflandes, der als ein welliges Hügelland in einer Breite von 12 Meilen zwischen Donau und Theiß hinabzieht, auf dem dürftigen Boden schöne Wälder gedeihen, während östwärts auf der viel fruchtbareren, aber tiefer gelegenen und fast ebenen Erde am linken Theißufer die Wälder fehlen.

So wie aber nach dem Mitgetheilten der Verlauf jener Linie, die Wald und Steppe scheidet, von der Plastik des Bodens abhängt, so ist andererseits auch ein Zusammenhang desselben mit den Strom- und Flußläufen nicht zu verkennen.

Wenn man es versucht, die Grenzen des Wald- und Steppengebietes kartographisch darzustellen, so fällt sogleich die Erscheinung auf, daß sich aus dem Waldgebiete des östlichen Randes schmale Waldstreifen längs den linken Theißzuflüssen Körös und Maroſch zungenförmig in das waldlose Steppengebiet vorschieben, und offenbar erklärt sich diese Erscheinung aus dem Einflusse des in den Ufergebieten herrschenden größern Feuchtigkeitszustandes, indem die Dürre des Hochsommers, welche den in der Steppe zum Wachsthum der Bäume nothwendigen Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre zu frühe unterbricht und darum eine Baumvegetation in denselben nicht aufkommen läßt, hier an den feuchten Ufern der Flüsse sich nicht geltend machen kann. Der Wasserreichthum des ungarischen Tieflandes trägt daher gleichfalls wesentlich bei, die Grenzen des waldlosen Steppengebietes zu verengen.

Die Wälder des Tieflandes zwischen Donau und Theiß haben färglich in dem Prospekter der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Innsbruck, A. Kerner, einen ausgezeichneten Beschreiber gefunden.*) In beleder Darstellungsweise, die überall auf eigene scharfe Beobachtung gegründet ist, führt uns der Verfasser durch die Ebenen und Gebirge Ungarns, Mährens und Oesterreichs, und es gelingt ihm vortrefflich, den Eindruck, welchen Gegend und Pflanzenwelt auf ihn gemacht, auf den Leser zu übertragen. So sehen wir auch die ungarischen Wälder greifbar vor uns stehen, als deren Vorklaster die Wachholderformation zu betrachten ist.

Wenn man im Bereiche des Unterlaufes der Theiß vom Uferlande aus in westlicher Richtung gegen die Donau reist, so schwillt der Boden allmälig zu einer Landhöhe an, die, in Zazygien beginnend, südlich bis an den Bacser Kanal hinabreicht. Die höchsten Punkte dieses von dünenartigen Sandrämmen durchzogenen Landrückens steigen im Mittel 200 Fuß über das Niveau der Theiß und Donau, und sie sind es, auf denen sich eine Gesträuchformation entwickelt hat, die das Mittelglied zwischen Wald und Steppen bildet. Als vorherrschender Bestandtheil dieser Formation erscheint der Wachholder. Mit unglaublicher Ueppigkeit wuchern die Gebüsche dieses Nadelholzes dort auf dem wenig, lockern Sande; die einzelnen Stämme erreichen in der Regel die Höhe einer Klafter, und zahlreiche fast baumartige Sträucher wachsen selbst bis über anderthalb Klafter empor. Die Büsche stehen bald vereinzelt, bald erscheinen sie heckenförmig aneinander gereiht, bald bilden sie in dicht geschlossener Massenvegetation undurchdringliche Dickichte, in welchen sich als untergeordnete Bestandtheile Sauerdorn und Liguster, Hasel- und Geißkleesträucher, Weißdorn- und Rosenhecken, seltener auch einzelne weißstämmige Birken und Eichen mengen. Während sonst weit und breit ein weicher, schwellender Moosrasen im ungarischen Tieflande vergeblich gesucht wird, überkleidet in diesen Wachholderwäldern eine üppige Moosvegetation den weißen Sandboden, und zahlreiche Flechten weben sich in den weichen Teppich hinein, aus welchem schattenliebende Waldblumen und Goldruthen emporsprießen. Harzgeruch weht aus den dichten Gebüschen, und der Ruf von Drosseln, Waldtauben und Goldamseln ertönt aus dem Dickicht.

Von einem erhöhten Punkte überblickt, mahnt ein solcher zwergiger Nadelwald lebhaft an die Knieholzwälder der Alpen, um so mehr, als die unteren Aeste der einzelnen Wachholdersträucher dem Krummholz gleich auf dem Boden aufliegen und auch zahlreiche verkrümmte, entrindete und wettergebleichte Stämme mit einseitswendigen Repräsentanten der Nadelhölzer im Tieflande abgibt. Die dunklen Fichten und Tannen, die Stechpalmen und den Epheu, die Preiselbeeren und die Wintergrüne sucht man vergebens in Niederungarns Gelände. Auch die immergrünen Föhrenwälder des nordteutschen Tieflandes und die duftige Haide sind der ungarischen Niederung fremd, und gerade in dem Fehlen dieser immergrünen Gewächse liegt der wesentliche Unterschied zwischen der Physiognomie des nordteutschen und des pannonischen Tieflandes.

Im nordöstlichen Winkel des Tieflandes muß sich der Waldwuchs in historischer Zeit wesentlich verändert haben. Jedem, der die Gegend dort besucht, fallen die zahlreichen Ortsnamen dort auf, welche nach dem magyarischen Namen der Birke „Nyir“ gebildet wurden; ja der ganze im Norden von Debrecin zwischen der Kraszna und Theiß ausgebreitete sandige Landstrich wird von den Magyaren geradezu die Nyir genannt — was wohl darauf schließen läßt, daß dort die Birke in früherer Zeit ein häufiger Baum gewesen sein muß. Jetzt sind in den dortigen Wäldern die Birken fast vollständig verschwunden, und nur im Süden von Nyir-Bator sieht man noch ihre weißen Stämme in den Gebüschen aufsaugen.

Aber trotz aller Waldverwüstungen und Waldumänderungen haben sich im Randgebiete des ungarischen Tieflandes noch ansehnliche Forste erhalten, unter denen namentlich Stieleichenwälder häufig sind. Selten aber werden ganz reine Bestände aus dieser Holzart getroffen, und gewöhnlich sind zahlreiche Ulmen, Eschen und Holzbirnen beigemengt. Nicht weniger wechselnd erscheint auch das Unterholz; Hasel, Weißdorn, Liguster, Hollunder, Hartriegel und Spindelbaum sind am häufigsten. In der Regel mengt sich das aus diesen Sträuchern gebildete dichte Gestrüppe mit krautartigen Stauden, hochausgeschossenen Doldengewächsen, Disteln und Nesseln und bildet dann ein fast undurchdringliches Dickicht. Ueppiges Geschlinge aus Waldreben und Hopfen rankt sich über dieses Gestrüpp und spinnt sich von ihm manchmal bis an die höheren Bäume, bald Guirlanden bildend, bald sich zu förmlichen Lauben verflechtend. Auch der wilde Weinstock, der höchstwahrscheinlich als eine ursprünglich in diesen Wäldern heimische Pflanze anzusehen ist, schlingt seine schlanken Reben bis zu den Wipfeln der Eichen hinan. Moose sind in dem Waldgrunde eine Seltenheit, und Farnkräuter so wie immergrüne Pflanzen fehlen gänzlich. Darum behalten auch die Wälder des ungarischen Tieflandes noch lange, nachdem der Schnee geschmolzen ist, ein winterliches Aussehen. Erst wenn die Eichen ihre jungen Blätter entwickeln, was gewöhnlich in der Mitte Aprils geschieht, drängt sich auch das Laub des Unterholzes aus den Knospen, und zugleich entfaltet sich eine Fülle von Pflanzen in dem Waldgrunde. Aber zur Zeit der Eichenblüthe ist auch der Culminationspunkt der Waldflora schon erreicht.

Die Eichenwälder Niederungarns werden der großen Mehrzahl nach als Niederwälder behandelt, und Hochwälder sind verhältnißmäßig selten. Am schönsten sind sie noch in den Ufergebieten der östlichen Theißzuflüsse und an der untern

*) Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck. Wagner. 1863.

Digitized by Google

Donau. Niemals aber findet man die Flora, welche den Grund des Hochwaldes zusammensetzt, in ihrem ursprünglichen Zustande, denn immer werden diese Gehölze als Viehweide benutzt und im Herbste von unzähligen Schweinen durchwühlt, die man zur Eichelmast eintreibt.

Ueber größere Strecken ausgedehnt trifft man neben den Eichenforsten nur die Wälder aus Pappeln, Eschen, Erlen und Weiden an. Die Verbreitung und Erneuerung dieser Wälder ist jedoch von jener der Eichenwälder wesentlich verschieden. Die schweren und plumpen Nüsse der Eichen sind für die Verbreitung durch Windströmungen natürlich ganz ungeeignet, und da auch ein Transport derselben durch Wasserstrümungen nur in der Nähe von Flüssen vorkommen kann, so ist es erklärlich, daß in den von den Ufern entfernten Theilen des Tieflandes sich die Eichenwälder nur da selbständig zu erneuern vermögen, wo sie bereits seit uralter Zeit vorhanden sind.

Die winzigen Samen der Pappeln und Weiden hingegen, die in eine leichte, flockige Hülle von Wollhaaren eingewickelt sind und die durch den Wind oft meilenweit fortgeführt werden, machen die Verbreitung dieser Baumarten außerordentlich leicht. Auf den öden Flugsandflächen, weit weg von hochstämmigen Wäldern, kann man die vom Winde herbeigetragenen Pappelsamen antreffen. Gerade diese Orte, welche fast alle anderen Gewächse fliehen, wählt sich die Pappel zu ihrer neuen Heimath. Die angeflogenen winzigen Samen keimen und treiben dort trotz Dürre und Hitze und schießen mit reich belaubten Schossen und Ruthen aus dem öden Lande empor. Haben sie nur einmal in die tieferen, immer feuchten Landschichten die Wurzelfasern hinabgesenkt, so ist auch die Zukunft der Pappelsprossen schon geschert. Die Wurzeläste kriechen dann mit klafterlangen, wagrecht sich ausbreitenden Armen nach allen Seiten im Boden herum und suchen den losen Sand mit ihren feinen Fasern zu umstricken und zu befestigen. Rasch wachsen dann die jungen schlanken Ruthen zu kräftigen Stämmen empor und bilden oft schon nach wenigen Jahren ein kleines Gehölz, dessen zähelichen bedeutenden Zuwachs man mit Staunen betrachtet. Doch der Sturm ist ein böser Feind dieser jungen Wälder, und nicht selten sieht man nach einem sturmbewegten Tage die Wurzeln der Pappeln auf weißen bloß gelegt. Die schlanke, braune Taue liegen sie auf dem weißen Sand, hierhin und dorthin sich ausspannend und in mannigfachen Kreuzungen zu maschigem Gitterwerk sich verschlingend. Aber allen Elementen zum Trotz kämpft der junge Pappelwald sich durch, und die Wipfel seiner Stämme ragen höher und höher über den Flugsand empor. Wenn wir bei bewegter Luft in seinen dünnen Schatten eintreten, so rauscht es über uns, als ob ein heftiger Regen oder Hagel niederfiele. Dieses Spiel der schwankenden Blätter gibt dem Pappelwalde überhaupt sein eigenartiges Gepräge; es verleiht ihm ein bewegtes, immer frisches Ansehen, und namentlich dann, wenn sich zwischen die schimmernden Kronen der Schwarzpappeln einzelne hochstämmige, weißblätterige Silberpappeln einflechten, bietet der Farbenwechsel der bewegten Blätter einen unvergleichlichen Anblick dar.

Fast regelmäßig kommt die Weide im Pappelwalde mit vor; aber sie bildet nur einen untergeordneten Bestandtheil. Sie kämpft sich aus dem dürren Sandboden in ähnlicher Weise wie die Pappel durch. Als hochstämmige Formen erscheinen die Silber- und die Bruchweide und zahlreiche Bastarde zwischen beiden. Von niederen Buschweiden trifft man nur die rosmarinblättrige Weide als untere Schicht des Gehölzes an. Sie ist neben einigen Halmgewächsen oft die einzige höhere Pflanze, welche den sandigen Waldgrund bedöllert, und es scheint, daß sich die meisten anderen Pflanzen in dem aus den gerbsäurereichen Pappeldlättern gebildeten Humus des Waldbodens nicht gut befinden. Nur ein Gewächs muß als bezeichnend für die untergeordnete Flora des über dem Flugsande entwickelten Pappelwaldes angesehen werden. Es ist dies ein unscheinbarer kleiner Pilz (Peziza arenaria), der bisher nur auf den Dünen der Nord- und Ostsee gefunden worden war, der im ungarischen Tieflande aber regelmäßig im Halbschatten der Pappeln auftaucht. Sein fadiger Thallus, der die umgebenden Sandkörnchen in sein zartes Netz einwebt, entwickelt einen rundlichen, napfförmigen Fruchtkörper, der fast gänzlich im Flugsande eingebettet erscheint, und wenn man diesen aus einiger Entfernung besieht, glaubt man einen jener grubendrömigen, wunderbaren Baue vor sich zu haben, welche die Ameisenlöwen errichten, um damit die kleinen durch den Sand flüchtenden Insekten zu fangen.

Wenn man die eben geschilderten Wälder, welche sich auf dem Landrücken zwischen Theiß und Szamosch im Vorboden und zwischen der Theiß und Donau im Westen des Tieflandes ausbreiten, durchstreift hat und dann zum ersten Male die dunklen Waldsäume aufdämmern sieht, die sich fleckenweise längs den Ufern der Flüsse linienhen und zungenförmig gegen das Steppengebiet vorschieben, so erwartet man in den letzteren jedenfalls einen bestimmten Gegensatz zu der bisher besprochenen Waldformation zu finden. Diese Erwartung wird aber gründlich getäuscht, denn man sieht in den Uferwäldern alle die Bäume wieder, deren Schatten man auf den sandigen Landhöhen verlassen hat. Dieselben Stieleichen, dieselben Pappeln, Ulmen, Eschen, Erlen und Weiden.

Der Unterschied zwischen den Wäldern der welligen Landhöhen und den Wäldern des ebenen Uferlandes liegt auch nicht in dem Gegensatze der Baumarten, sondern höchstens darin, daß in dem einen Gebiete diese, in dem andern jene Bäume mehr vorherrschen, daß namentlich im niedrigen Ueberschwemmungsgebiete auch die Eschen und Erlen, die auf den sandigen Landrücken nur eingesprengt in den Wäldern vorkommen, hier selbständige, ausgedehnte Gehölze bilden, und daß endlich in den Uferwäldern, auf welche die feuchte Atmosphäre des angrenzenden Flusses oder Sumpfes Einfluß übt, fast die meisten jener orientalischen Pflanzenformen, welche der untergeordneten Flora der Wälder auf den Sandhöhen einen öfflichen Anstrich geben, verschwunden sind. Darum nähern sich auch diese Uferwälder am meisten den analogen Formationen der Auen im österreichischen Donaugelände. Nur fehlen die Kiefern und Fichten, die Tamarisken und der Sanddorn. An ihre Stelle treten der schwarzfrüchtige Rothdorrstrauch (Crataegus nigra), ein paar Gräser und zwei federblättrige Süßholzarten (Glycyrrhiza echinata und glandulifera). Diese letzteren scheinen noch am meisten charakteristisch für die ungarischen Uferwälder zu sein, und namentlich die Glycyrrhiza echinata, die stellenweise sehr häufig vorkommt und nicht selten als untere Gebüschschichte den Grund der Weiden- und Pappelgehölze erfüllt, erzeugt dann ein Vegetationsbild, das an die nordamerikanische Uferflora erinnert, wo Weiden und Pappeln ihre Kronen über das zarte Laub zierlicher Akazien erheben.

Vielversprechend blickt und dort der dichte Eschenwald entgegen, der sich als ein schwarzer Saum am Rande des Rohrsumpfes hinzieht. Wir treten neugierig in seine schattigen Hallen ein und spähen nach allen Seiten auf die Pflanzenwelt, die etwa den Waldgrund bedöllert. Doch wie sehr werden wir in unseren Erwartungen getäuscht! Einige hochaufgeschossene Stauden, namentlich Sumpfkreuzkraut, Wolfsmilch und Doldengewächse bilden mit dem Gesträuche aus Schneeball und Kreuzbeeren streckenweise ein schwer zu durchdringendes Buschwerk; Binsen und Röhricht umsäumen die von faulendem schwarzem Schlamm und Wasser erfüllten Lachen des Waldgrundes; sie und da ringt sich wohl auch der Schaft einer Wasserlilie empor, an dem sich ein paar große, hellgelbe, im Waldesdunkel fast unheimlich leuchtende Blumen entwickeln — damit haben wir auch schon die ganze Waldflora erschöpft, und wir sind herzlich

Digitized by Google

froh, den düstern, dumpfigen Eschenwald und seine verpestete Sumpfluft verlassen und den zahlreichen Mückenschwärmen entrinnen zu können.

Anziehender ist jedenfalls der Erlenwald. Wo die Erlen auf weitere Strecken in geschlossenen Massen erscheinen und den sumpfigen Boden mit dichtem Schattendach überlanden, ist zwar die Vegetation des Waldgrundes noch so ziemlich jener des Eschenwaldes ähnlich, wo aber die Erlen mehr vereinzelt stehen, entwickelt sich eine üppige und reiche Pflanzendecke als untere Schicht des Gehölzes. Gräser und Riedgräser bilden dann einen dichten Rasen, über dem sich unzählige Sumpffarrn (Aspidium Thelypteris), Münzen und Dotterblumen erheben.

Die hochstämmigen Erlen (Alnus glutinosa) sind gewöhnlich verkettet und umstrickt von den Gewinden des Hopfens und an mehr trockenen Stellen auch von Geschlingen des Weinstocks und der Waldrebe, wodurch dann die ganze Pflanzenformation einen höchst eigenthümlichen Ausdruck erhält.

Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen.

Die Präsidentschaft Bombay hat eine Bevölkerung von 12,038,113 Seelen, die verschiedenen Sprachen und Glaubensverhältnissen angehört. Aber zu diesen 12 Millionen Einwohnern des britischen Gebietes müssen noch jene gerechnet werden, die in den Schutzstaaten Khairpore, Kalsch und Baroda wohnen, in den kleinen Staaten von Gudscherat, in Kattiwar, Kolapore, Sawant Wari; sodann die maharattischen Lehnsbezirke; ihre Bewohnerzahl beträgt noch $1^1/_4$ Million.

Sie sind mit wenigen Ausnahmen Hindus, Mohammedaner oder Parsis. Mit der Bekehrung dieser 16,500,000 „Heiden" sind 40 christliche Missionäre beschäftigt, welche sieben verschiedenen protestantischen Kirchen angehören und in 26 Stationen über das Land vertheilt sind. Unterstützt werden sie von 11 eingebornen christlichen Priestern. Die ganze Zahl der eingebornen Christen beträgt gegenüber jenen 16 Mill. nur 2231. Die Missionäre haben 62 Knaben- und 32 Mädchenschulen errichtet und sind die Vorschritte, welche sie in der Bekehrung machen, nach ihren eigenen Berichten (im Church Missionary Intelligencer, dem wir hier folgen, 1864, Nr. 7.) sehr gering.

In Sindh leben nur 50 eingeborne Christen. Hier liegt die rasch und kräftig aufblühende Stadt Karratschi, in welcher die Secretäre der verschiedensten Nationen zusammentreffen, und die als großes Handelsemporium von Wichtigkeit ist. Die Stadt zählt jetzt 70,000 Einwohner, eine verhältnißmäßig geringe Zahl gegenüber den großen indischen Städten; wächst sie aber so fort, wie es bisher geschah, so wird sie in 10 Jahren 200,000 Einwohner haben. Die Eingebornen sind dort in ihren eigenen religiösen Verhältnissen sehr thätig. Die Mohammedaner, an deren Spitze ein dänischer Renegat steht, haben ihre alte Moschee wieder aufgebaut und eine sehr prachtvolle neue errichtet. Auch die Hindus sind thätiger denn je, feiern ihre religiösen Feste mit immer größerm Pompe und vermehren die Zahl ihrer Fakirs. Die Sikhs, welche große Proselytenmacher sind, vermehren sich täglich. Die Parsis haben eine sehr wichtige Stellung inne. Ihr zunehmender Reichthum erfüllt sie mit „weltlichen Bestrebungen"; „ihr Hauptgedanke ist, Geld zusammen zu scharren. Dann denken sie an Essen, Trinken, Spielen und allerhand weltliche Fröhlichkeit, ganz nach europäischer Art. Aber es gibt unter ihnen, das muß anerkannt werden, hochherzige Männer, welche die Armen bei jeder Gelegenheit unterstützen." Am rechten Ufer des Tapari liegt die größte Vorstadt Karratschis, welche hauptsächlich von Afrikanern und Brahuis, etwa 10,000 an der Zahl, bewohnt wird. Alle bekennen sich zum Islam, gehören den arbeitenden Klassen an und sind sehr roh und unwissend. Interessant erscheinen auch die tausende von Pilgern, welche alljährlich durch Karratschi ziehen, um das Heiligthum von Hinglaj zu besuchen. Ihr Rastplatz ist dicht bei dem Missionsplatze unter einem dreiten Bananenbaume. Bengalen, Hindustaner, Maharatten, Leute aus Madras und Gudscherat treffen dort zusammen und lassen sich ruhig von den Missionären etwas vorpredigen, nehmen die Traktätchen an — und ziehen zu ihrem Hindu-Heiligthume weiter.

Das Territorium Gudscherat oder Gudscharashtra, das Land der Gudscharas, nimmt einen Flächenraum von 41,000 englischen Geviertmeilen ein. Es zerfällt in zwei Theile: das Festland und die Halbinsel. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf drei Millionen und darüber. Die Sprache dieses Landes ist weil über dessen Grenzen hinaus in den umliegenden Landschaften verbreitet; in Bombay selbst und an der Küste von Matabar wird sie viel gesprochen. Eine besondere Wichtigkeit erhält sie dadurch, daß sie als Handelssprache zwischen den westlichen und mittleren Theilen Indiens gilt. Im Ganzen kann man annehmen, daß etwa sechs Millionen Menschen sich des Gudscherati bedienen; aber die Leute, welche diese Sprache reden, gehören verschiedenen Rassen an.

Im Allgemeinen hält das Volk, was äußere Erscheinung, Charakter, Intelligenz und Wohlhabenheit betrifft, den Vergleich mit den meisten Bewohnern Indiens aus. Außer Hindus und Mohammedanern finden wir auch, wie schon bemerkt, tausende von Parsis in Gudscherat. Die Mohammedaner sind durchgängig ein unwissender und entarteter Theil der Bevölkerung. Wenn sie sich auch Monotheisten nennen, so sind sie doch in der That Polytheisten, da sie die höchste Verehrung ihren verstorbenen Heiligen zuwenden.

Fast alle Abarten des Hinduglaubens haben ihre Vertreter; oft entstehen neue Sekten und finden einen fruchtbaren Boden. Unter letzteren nehmen die Swami Narayen eine bedeutende Stellung ein. Als diese Sekte vor einiger Zeit auftauchte, glaubte Bischof Heber, daß sie für das Christenthum gewonnen werden könne; allein er fand sich bitter enttäuscht; die neue Sekte gehört gerade zu den bittersten Feinden des Christenthums und hält streng an den alten Kasteneinrichtungen.

Das Kastensystem selbst ist bei den Gudscheratis bis zum Aeußersten ausgebildet. Unter den Brahminen allein rechnet man 84 verschiedene Kasten, und diesen kommen die Banias, Kaufleute, in Bezug auf die Zahl der Kasten gleich oder übertreffen sie noch. Das übrige Volk ist in so viel Kasten und Unterabtheilungen getrennt, daß es einem Europäer völlig unmöglich wird, sich in diese verschiedenen Trennungen und Systeme zu finden. In einzelnen Fällen ist es erlaubt, daß diese verschiedenen Kasten zusammen essen und trinken; Mischheirathen dagegen sind streng untersagt.

Nirgends wird die Lehre von der absoluten Unverletzbarkeit

Digitized by Google

und Heiligkeit des Lebens höher gehalten, als in Gudscherat. Das Tödten der Thiere gilt für die größte Sünde, und schon deshalb blickt man mit Schrecken und Abscheu auf die Christen, welche Fleisch als Nahrungsmittel gestatten. Aber nicht unter allen Klassen der Bevölkerung herrscht diese Achtung vor dem Leben. Bei den Radschputen z. B. ging der Kindermord in großer Ausdehnung im Schwange; bei einem Stamme derselben blieb kein weibliches Kind am Leben*), doch ist dieser scheußliche Gebrauch nun so ziemlich abgestellt, wenn auch, wie statistische Nachweise ergeben, die Zahl der Knaben jene der Mädchen noch weit überwiegt und somit gerechte Ursache zu der Annahme vorhanden ist, daß diese abscheuliche Sitte im Geheimen theilweise noch fortbestehe.

Gudscherat war früher auch mit allerlei Raubgesindel überschwemmt. Die Kathis auf der Halbinsel und die Kolis und Bhilis auf dem Festlande erhielten das Land in fortwährender Aufregung. Aber Dank der britischen Regierung, welche hier mit kräftiger Hand einschritt, ist diese Plage ausgerottet worden; die wilden Stämme wurden zur Ruhe gebracht, und man kann jetzt das Land vollkommen sicher bereisen.

Dieser Theil Ostindiens ist so fruchtbar, daß er in dieser Beziehung kaum von einem andern Lande übertroffen werden dürfte, und mit Recht hat man ihn daher den Garten von Indien genannt. Doch steht der Landbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und die Geräthe, welche man benutzt, sind von der rohesten Art. Viele Gegenden sind mit herrlichen Waldungen bestanden und die einzelnen Bäume so schön und prächtig gewachsen, daß man zuweilen sich in einen alten englischen Park versetzt glaubt. Baumwolle wird jetzt viel gebaut, und der Anbau derselben nimmt in Folge des amerikanischen Krieges von Jahr zu Jahr zu. Die Ausfuhr ist nicht unbedeutend, und die Grundbesitzer gewinnen reichlich.

Bei allen diesen Vorzügen leidet Gudscherat aber viel von dem höchst ungesunden Klima, welches den Europäer leicht sortrafft. Das Gudscheratfieber ist als ein böser Gast an der ganzen Westküste verschrien. Auf die heißen Sommer folgt aber eine angenehme, kühle Wintersaison.

Eisenbahnen und Pferdebahnen durchziehen schon große Strecken des Landes und erleichtern den Absatz von Bodenerzeugnissen. Die Bahn von Surat nach Ahmedabad ward im laufenden Jahre eröffnet, und die von Surat nach Bombay ist im Bau begriffen. Dabei tritt uns ein höchst merkwürdiger für die Verhältnisse des Landes nicht zu unterschätzender Umstand entgegen: die Eisenbahn kennt keine Kastenunterschiede, und so sieht man denn hier Leute der verschiedensten Klassen zusammen sitzen, die bei anderen Gelegenheiten sich, wie etwas Unreines, fliehen. Die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens vermittelst Eisenbahnen überwiegt alle religiösen Vorurtheile. Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie viele Hindus den wunderbaren Dampfmaschinen ihre Verehrung bezeugen. Sie stellen sich in andächtiger Stellung vor denselben auf und bringen der mächtigen Gottheit Kokosnüsse als Opfergabe dar.

*) Vergl. Globus IV, 178, über den Kindermord in Surabaj in Ostindien.

Neue Bücher.

Die preußische Expedition nach Ostasien von Gustav Spieß. Zweite Abtheilung. Berlin und Leipzig. O. Spamer. 1864.

Wir haben die erste Abtheilung dieser Schrift bereits früher im Globus besprochen und können das damals gefällte Urtheil auch auf diese zweite Hälfte beziehen. Der Schmuck der meist gut gearbeiteten Holzschnitte, ein Vorzug des Spieß'schen Werkes vor den anderen über die gleiche Expedition erschienenen, ist in diesem Theile fast noch reicher als in dem ersten, und möchte dadurch auch das etwas späte Erscheinen zu Genüge erklärt sein. Herr Spieß behandelt in der zweiten Abtheilung zunächst China, gibt die neuesten Nachrichten über die Taipings, Peking und die wichtigen Hafenorte Hongkong, Kanton und Makao; dann wendet er sich mit der Expedition nach Bangkok, beschreibt den siamesischen Hof und schließt den eigentlichen Theil der Reise mit Java und Bombay. Das Werk mag zur Vervollständigung auch denen noch empfohlen sein, welche bereits die anderen Werke über die preußische Expedition besitzen.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Dritter Band. Erste Abtheilung. München. Literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 1864.

Mit dem Tode des Königs Maximilian II. von Bayern ist dieses ausgezeichnete Werk keineswegs ins Stocken gerathen, wenn auch der edle Fürst, auf dessen Veranlassung es erscheint, bereits seine Augen geschlossen hat. Der vorliegende Band behandelt in gleich ausführlicher Weise wie die vorigen Ober- und Mittelfranken; namentlich sind die trefflichen Abhandlungen über die Mundart der drei Franken, das Kapitel über Volkssitte und Volkssage hervorzuheben. Wir werden auf diesen reichhaltigen Band der Bavaria näher eingehen.

Atlas zur Industrie und Handelsgeographie. Mit erläuterndem Texte von Dr. W. F. Klun und Dr. H. Lange. Zweite Lieferung. Leipzig. Hoffmann. 1864.

Die zweite Lieferung, welche sich der ersten, von uns bereits früher besprochenen, ebenbürtig anreiht, behandelt die skandinavischen Länder und britischen Inseln. In Bezug auf Dänemark ist noch die alte Eintheilung und der alte Umfang beibehalten worden, der durch die neuesten politischen Vorgänge bedeutend verändert worden ist. Großbritannien mit Irland nimmt den größten Theil des beigegebenen Textes ein, und wir können dabei hervorheben, daß alle mitgetheilten statistischen Daten ꝛc. auf den neuesten Ermittelungen beruhen. Auf der Karte Großbritanniens ist das bedeutende Industriegebiet um Manchester, Leeds und Sheffield durch eine Nebenkarte im vergrößerten Maßstabe angegeben. Die ziemlich bedeutende Baumwollenindustrie am obern Clyde, in der Gegend von Lanark, ist auf der Karte nicht eingetragen.

Digitized by Google

Oesterreichische Revue. Zweiter Jahrgang. Bd. 2 bis 5. Wien. Gerolds Sohn. 1864.

Diese gediegene, von uns bereits mehrfach erwähnte Zeitschrift führt fort, in ihren Spalten schätzbare Beiträge zur Länder- und Völkerkunde Oesterreichs mitzutheilen. In den angezeigten Bänden finden wir von hier einschlagenden Arbeiten: Eine Fortsetzung der sehr eingehenden Studien über das Adriatische Meer von Dr. J. R. Lorenz, welche eine Charakteristik des ästro-dalmatinischen Archipels bringt. Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen von Prof. Dr. A. Kerner mit einer großen Anzahl hypsometrischer Angaben zur Feststellung der Pflanzengrenzen. Prof. Dr. Karl Zittel schildert die Morlacki in Dalmatien und ihre Bewohner. Einen tiefen Einblick in die Verhältnisse Ungarns und die Beziehungen der verschiedenen Nationalitäten, die dort auf einander treffen, geben und die deutschen Städtebilder aus Oberungarn von Dr. F. A. Lehner, der in höchst anschaulicher Weise die Zips schildert. Ueber die Eintheilung der Ostalpen handelt der k. k. Oberstlieutenant C. von Sonklar und zeigt hierbei wieder, wie sehr er in den Alpen zu Hause ist. Die Gotschever in Krain, welche in der letzten Zeit vielfach besprochen wurden (so von Erge), haben wieder an P. v. Radics einen eingehenden Schilderer gefunden, der im Auftrage des Fürsten Carlos von Auersperg das diesem gehörige Ländchen bereiste. Ueber die Seen der Alpen finden wir eine Fortsetzung der Aufsätze von Prof. Simony, und Dr. A. v. Domin Petrushevecz gibt uns lebhaft gehaltene Reisebriefe aus Kroatien.

Der große norddeutsche Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte. Kiel. Schwers' Buchhandlung 1864.

Die Literatur über das wichtige Kanalunternehmen, das, so hoffen wir, endlich seiner Verwerklichung entgegen geht, ist im Steigen begriffen, und saft allmonatlich erscheinen neue dahineinschlagende Schriften. Die angezeigte Broschüre geht rein vom nationalen Standpunkte aus, mit Berücksichtigung der Handels- und militärischen Interessen, und läßt alle lokalen Ansprüche, die in letzter Zeit sich wohl hier und da geltend gemacht haben, bei Seite. Die Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte ist in so klarer und anschaulicher Weise gegeben, daß für und Wider bei denselben so eingehend und gewissenhaft abgewogen, daß sich jeder Leser sein Urtheil selber bilden kann. Die in Vorschlag gekommenen Linien sind: 1) von Husum nach Ekernförde, welche den Vorzug großer Kürze hat, an der Westküste jedoch nördlich der Eidmündung in Watten mündet. 2) Kiel-Tönning, wobei gleichfalls die Unbrauchbarkeit der westlichen Mündung hervortritt. 3) Kiel-Rendsburg-Brunsbüttel, eine Linie, die gegenüber den zwei folgenden als unvortheilhaft aufgelassen wurde. 4) Ekernförde-Büttel, von den Gebrüdern Christensen projektirt und im Jahre 1848 auf 11½ Millionen Thaler berechnet. Die früheren Dimensionen sind aber jetzt nicht mehr maßgebend, die Kosten würden sich bedeutend höher stellen und die Westmündung, welche wieder in das Gebiet der Watten fällt, wird für fortifikatorische Anlagen unbrauchbar sein. 5) Brunsbüttel-Kiel, welches von den nördlichen Kanalprojekten als das vortheilhafte empfohlen wird. 6) Störmündung-Kiel unterscheidet sich von der vorigen nur durch die andere innere Richtung. 7) Alster-Trave. Dieser ältere Vorschlag ist nicht mehr in Betracht zu ziehen, weil das Fahrwasser der Elbe oberhalb Glückstadt für die große Schifffahrt unbrauchbar ist. 8) Brunsbüttel-Hafftkrug mit vielen technischen Schwierigkeiten. 9) Stördorf-Hemmelsdorfer See. Dieser See an der Ostküste würde in einem Hafen umgeschaffen werden können, welcher dem tiefer an Vortrefflichkeit nichts nachgibt, und hat den Vorzug vor letzterm, daß er am lübischen Fahrwasser liegt. — Dem Projekt Kiel-Brunsbüttel wird schließlich von dem Verfasser der Vorzug eingeräumt. Eine sehr übersichtliche Karte mit Profilen, Plan des kieler Hafens ꝛc. erläutert die verschiedenen Kanallinien.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina. Ueber dieselbe meldet die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 10. August 1864 Folgendes: Die Colonie ward am 18. Juni 1860 durch ein kaiserliches Aviso gegründet. Das Gesammtgebiet beträgt 43 Millionen Quadratbrassen, von denen bis Ende 1863 beinahe eine Million kultivirt und weitere 216,000 entbolzt waren. Die Bevölkerung zählt gegenwärtig 338 Personen, sämmtlich Deutsche, und zwar 659 Katholiken und 279 Protestanten. In der Colonie sind 146 Palmitenhäuser und 72 gezimmerte. Geboren wurden 1863: 59 Personen; es starben nur 13. Der Ort der Ansiedlung ist gesund, und die meisten Handwerke werden bereits betrieben. Die Ernte des verflossenen Jahres bestand aus Tabak, Zucker, Branntwein, Mandiokmehl, Mais, Bohnen, Reis. Der Boden ist eben und saft steinlos; seine Fruchtbarkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Mühlen, Bierbrauereien sind deren etwa 50. Flaschen Bier jährlich erzeugt werden), Gasthäuser und Kaufläden sind zu Genüge vorhanden. Die Ausfuhr beschränkte sich auf 312 Arroben Tabak und 48,000 Stück Gurgarren. Eingeführt wurden Nahrungsmittel, Schnittwaaren und Eisenzeug. Eine Kirche gibt es noch nicht; doch haben sich die Colonisten vier katholische und eine protestantische Kapelle aus Palmiten erbaut. Das beste Haus der Colonie ist das Schulhaus. Außerdem gibt es noch fünf Sonntagsschulen, deren jede von etwa 30 bis 50 Kindern besucht wird. Die Colonisten haben viel von den Wilden zu leiden, so daß die Präsidentur Soldaten zu ihrem Schutze aufstellen mußte. Die Landwege der Colonie sind gut angelegt, doch fehlt eine Hauptverbindungsstraße noch gänzlich, da nur ein schlechter Waldweg nach Itajahy führt, der außerdem von Ueberschwemmungen zu leiden hat, die auch der Colonie selbst großen Schaden verursachten.

Weinbau in Canada. Die Anpflanzung der Weinrebe nimmt in Amerika immer mehr zu, allein mit Ausnahme der californischen Weine, die den portugiesischen ähneln, hat man noch nicht viel Gutes erzielt. In Canada nimmt man sich, wie der Toronto Leader schreibt, jetzt der Weinkultur sehr an und hat auch bereits leibliche Erfolge aufzuweisen. Schon im Jahre 1859 wandte man sich um Unterstützung für die Sache an die Colonialregierung unter Hinweisung auf das Klima Canada's, wo ein kurzer heißer Sommer herrscht und die Früchte schnell reifen. Man pflanzte sowohl wilden einheimischen Wein als auch seine europäische Reben in Ober- und Untercanada, und der daraus gekelterte Wein hatte den Geschmack des gewöhnlichen französischen.

Digitized by Google

Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- und Südamerika's. Wir finden darüber in einer pariser Zeitschrift folgende Zusammenstellung von L. F. Clavairoz:

		Einnahmen Francs	Ausgaben Francs
Brasilien	1861	138,081,065	139,524,400
Bolivia	1857	8,900,000	8,805,000
Chile	1860	31,412,740	40,812,775
Costa Rica	—	5,000,000	5,000,000
Guatemala	—	6,417,020	6,361,400
Honduras	—	1,250,000	1,250,000
Nicaragua	1857	610,000	610,000
San Salvador	1850	3,549,795	3,245,770
Ecuador	1865	4,958,750	5,000,000
Neu Granada	1860	9,698,311	9,698,311
Venezuela	1866	20,562,875	20,562,875
Argentina	1859	37,500,000	37,500,000
Paraguay	1860	12,441,325	12,000,000
Uruguay	1859	17,898,040	17,898,040
Haïti	—	9,612,500	4,862,900
Mexico	1866	42,500,000	42,500,000
Peru	1859	105,464,250	101,928,280

Haïti hat doppelt so viel Einnahmen als Ausgaben. Warum? Clavairoz fragte dort einen Neger, weshalb man das Geld nicht nützlich verwende, und erhielt zur Antwort: „Wozu? Der liebe Gott hat für uns Bananen wachsen lassen, und Schatten finden wir unter den Palmen!“

Australische Nachrichten. In Adelaide, Südaustralien, sind am 8. Juni 1864 Nachrichten aus dem Nordinnere eingegangen. Ein großer Süßwassersee ist entdeckt worden, welcher sich in den Spencer-See ergießt und an seiner Mündung 200 Ellen breit ist. Die dortigen Eingebornen sagten, die Quelle dieses Flusses befinde sich auf einem hohen Gebirge und von der Mündung weit entfernt. In Adelaide wird eine Expedition ausgerüstet, um den Fluß bis zu seiner Quelle zu verfolgen.

Die „Tanunda deutsche Zeitung“ gibt die jetzt in Südaustralien mit Wein bepflanzte Ackerzahl auf 5779 an; die Summe der tragenden Weinstöcke war 3,848,016 und 3,316,484 noch nicht tragende Stöcke. Es wurden 606,365 Gallonen Wein und außerdem 31,359 Centner Trauben exportirt. Der Fortschritt der Weinkultur in Südaustralien ist großartig und namentlich dem Fleiße der Deutschen zu verdanken.

In der Kolonie Queensland wurde, wie die melbourner „Germania“ vom 21. Juli 1864 meldet, der erste Zucker zu Cleveland bei Brisbane gesiedet. Der Zucker ist zwar ziemlich dunkelbraun, jedoch von großer Süßigkeit und ein ermuthigendes Resultat als erster Versuch, das Zuckerrohr in Queensland anzubauen.

Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts. Die Frage über das Alter des Menschengeschlechts und unsres Erdballs kam auch wieder in der letzten british Association in Bath zur Sprache. Der bekannte Geologe Prof. Phillips erörterte dieselbe. Sind wir denn sicher, daß die Periode des Auftretens von Menschen auf der Erde später als in die Zeit fällt, in der die Höhlenbären und Rhinocerosse lebten, oder blieben die Hasen und Rehe in Europa bis in die neuste Zeit Bewohner unserer Gegenden, oder war endlich der Mensch schon selber auf der Erde als unsere historischen und übereinkommenen Meinungen uns zu denken erlauben? Im Allgemeinen ist man jetzt der Ansicht, daß, wenn bemerkenswerthe Veränderungen an alten Pflanzen- und Thierresten vorkommen, diese eine sehr lange Zeit zu den Umwandlungen bedurften. Wenn während der paar tausend Jahre, in welche unsre Erfahrung zurückreicht, keine wesentlichen Veränderungen bei unseren wilden Thieren und Pflanzen, Getreidearten und Hausthieren vorkommen, so liegt es auf der Hand, daß diese überhaupt nicht durch Ursachen, wie sie heutzutage wirken, bewerkstelligt werden können. Die Zeit der Existenz des Menschen bildet in der ungeheuern Reihe von Jahren, seit unser Erdball vorhanden ist, nur eine kurze Episode; doch in all' den Jahrtausenden wirkten stets dieselben Kräfte auf dieselben Materien; dieselben Gesetze wie heute herrschten bei organischen und unorganischen Körpern und zeigten den Planeten ihre Bahn um die Sonne. Die geologischen Erscheinungen, wie das Emporsteigen der Gebirge, das Absetzen der Flötzformationen und der ewige Wechsel in den Lebensformen bedürften ungeheure Zeiträume, die nach gewissen Bedingungen berechnet werden können. Aber die Endergebnisse dieser Berechnungen weichen sehr von einander ab. Prof. Thomson, ein tüchtiger Physiker und Mathematiker, nimmt nach seinen Calculationen an, daß 98 Millionen Jahre verflossen sein mußten, um die Erde vom schmelzenden Zustande durch allmälige Abkühlung in den der Erstarrung überzuführen. Dagegen berechnet Prof. Haughton 1,018 Millionen Jahre als die Zeit, welche nöthig war, um die Erde von 200° C. bis zu 50° abzukühlen, bei welcher Temperatur das Wasser bereits lebenden Wesen zum Aufenthalte dienen konnte, und fernere 1,280 Millionen Jahre waren nach demselben nöthig, um die Abkühlung von 50° C. bis zu 25° C. zu bewirken, welche Temperatur man als die der Eocen-Epoche annimmt. Die größte Schwierigkeit aber zur Bestimmung des Alters entschwundener Perioden zeigte sich in Bezug auf die känozoische Periode der Fluß- und Seeanschwemmungen, in welche die Entstehung des Menschengeschlechtes fällt, weil gerade hier so viele verschiedenartige Faktoren zusammenwirkten, daß die Ergebnisse höchst zweifelhaft werden.

Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. Zu dem von uns noch der „Nigaischen Zeitung“ Globus VI, 320 erwähnten Alterthümerfund gibt das genannte Blatt in Nr. 192 noch einige Nachträge. Zwei Archäologen, die Herren von Thiersenhausen und Weisl, untersuchten den sogleichen Hügel bei Nowolscherkask. Sie fanden einige Fuß tiefer ein Grab, das aber leider nur einige wenige Knochen enthielt und schon in ältester Zeit beraubt zu sein scheint. Von diesem Hügel führt in südwestlicher Richtung eine niedere, flache Hügelkette weiter. Der größte derselben, etwa ¼ Werst vom ersteren entfernt, wurde nun der Nachgrabung unterzogen, und gleich bei der Durchgrabung dieses Hügels fand man obenan, mit Erde bedeckt, drei Steinsärgen. Die erste, mit Hamisch und spitz zulaufendem Helme, stellt eine männliche Gestalt vor; die zweite, eine weibliche, ist ohne besondere Verzierung; beide Figuren sind aus weißer Steinart und in Gestalt und Form ganz abweichend von allen übrigen bereits vorhandenen, die dritte ist über häufig gebrochen und weiter nicht kenntlich. Ungefähr fast sind dieselben im Verlaufe der Zeit umgefallen und allmälig versunken. Diesen Anzeichen gemäß ließ sich demnach voraussehen, daß hier ein sogenanntes Königsgrab vorhanden sein müsse, und diese Voraussetzung bewährte sich freilich dadurch, daß gestern Nachmittag (23. Juli) zwei andere Gräber, etwa 20 Fuß von einander, entdeckt wurden. Auf den entgegengesetzten Seiten sind ebenfalls zwei Gräber bemerklich, so daß sich annehmen läßt, daß diese letzteren die Gräber mitbegrabener Sklaven sind, das Ruhestätchen des Häuptlings selbst aber sich im Centrum befindet. Das erste der entdeckten Gräber enthielt in einem sehr kleinen Raume die Ueberreste menschlicher Gebeine; doch schien der Begrabene vorher einer besonderen Prozedur unterzogen zu sein: die Hände waren über der Brust gefreuzt und die Beine so zurückgebogen, daß die Füße zu beiden Seiten des Kopfes standen. Der obere Theil des Schädels, und zwar von den Augenhöhlen an, sowie die übrigen Gebeine sind so ziemlich erhalten. Nahe bei demselben war an der rechten Seite des Kopfes sich ein kleines irdenes Geschirr (Töpfchen) befand, war sonst nichts zu ermitteln. Das zweite Grab dagegen enthielt gänzlich verweste menschliche Knochen in der gewöhnlichen Lage; der Schädel trab bei der geringsten Berührung; doch wurde derselbe, so viel als möglich, behutsam der Erde entnommen, so daß der größte (edenfalls der obere) Theil desselben der wissenschaftlichen Beurtheilung übergeben werden kann. Auch hier war in naher Gegend des Kopfes ein größeres, gleichfalls zerbrochenes thönernes Töpfchen befindlich. Ein paar Perlen aus Thon und eine kleine Muschel, die wahrscheinlich zum Schmuck gedient haben, sowie die zartere Gestalt und Form des Schädels lassen folgern, daß hier ein weibliches Wesen begraben sein könne. Am 24. Juli fand man in einem der bezeichneten Gräber einen Schädel, der ein wenig besser als die früheren erhalten war; in der diesem entgegengesetzten Gruft waren einige Ueberreste eines Pferdekopfes befindlich. Anstatt in der Mitte wurde seitwärts ein größeres Grab bemerklich, welches nach vorgenommener Untersuchung tiefer als alle übrigen befunden wurde und außer einigen Thonscherben und Knochensplittern nichts weiter enthielt.

Digitized by Google

Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse. Diesen interessanten vor den Akademien zu Brüssel und Paris bereits mehrfach behandelten Gegenstand machte der auf dem Gebiete der Erdkunde unermüdlich thätige Prof. Dr. B. Kinn zu Wien zum Vorwurfe einer gelehrten Arbeit, die im VI. Jahrgange (1864) der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft abgedruckt ist. Durch viele Beispiele gelangt Prof. Kinn zu dem Schlusse: je gerader der Lauf eines Flusses, je größer seine Wassermasse, je stärker seine Strömung ist, je mehr sie sich der Richtung des Meridians nähert, je zerklüfteter endlich der Boden ist, desto entschiedener tritt als allgemeines Gesetz der Uferbildung hervor, daß auf der nördlichen Hemisphäre das rechte, auf der südlichen das linke Ufer das steilere, unterwoschene, angegriffene, das entgegengesetzte aber das überschwemmte ist. Als besondere Ergebnisse können noch hingestellt werden:

1) Daß bei Krümmungen eines Flusses das Wasser an der convexen Seite der Krümmung stärker fließt und das einschließende Ufer angreift, wodurch dies abschüssiger wird, d. h. an den Windungen der Flüsse ist das ausgehöhlte Ufer das angegriffene und steilere; das vorspringende aber das abgeflachte und niedere.

2) Krümmungen der Flüsse sind Hemmnisse, welche das allgemeine Gesetz für die Uferbildung modificiren.

3) In Großstromthälern mit den größeren Windungen, welche sich gegen die Mündung zu allmälig verlieren, tritt jedoch der Druck nach rechts viel auffälliger hervor, und das für Krümmungen aufgestellte Gesetz wird dahin abgeändert, daß die allgemeine Gesetz für die Uferbildung wieder stärker hervortritt.

4) Bei Wasserfällen und Stromschnellen scheint ebenfalls das rechte Ufer mehr angegriffen zu sein, als das linke.

5) Selbst bei Meerengen (wie bei Kerisch und bei Konstantinopel) ist häufig ein rechtes abgerissenes und ein linkes verflachtes Ufer bemerkbar.

6) Bei Theilungen eines mehr oder weniger nach dem Meridian verlaufenden Flusses behalten innerhalb des Mündungsdeltas die nach rechts abgedrehten Arme andauernd eine stärkere Strömung, als die linken.

Die k. k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien, welche 1856 gegründet wurde, zählt jetzt etwa 440 Mitglieder, darunter Männer von bedeutendem Rufe. Von den „Mittheilungen" sind bereits sechs Jahrgänge veröffentlicht, deren Durchsicht den besten Ueberblick über die Thätigkeit der Gesellschaft gewährt. Mehr als zwei Drittheile der Abhandlungen behandeln Vaterländisches und ein Drittheil außerösterreichische Gebiete. An der Expedition der k. k. Fregatte Novara nahm die Gesellschaft durch Entwürfe von Instructionen Theil, förderte auch wichtige andere Reiseunternehmungen: Dr. Kotschy ging nach Cilicien, dem Taurus u. s. w., Dr. Friesach nach Amerika und Tahiti. Die Bibliothek besteht gegenwärtig aus nahezu 2000 verschiedenen Werken mit fast 6000 Bänden und 500 Kartenwerken.

Die Lungauer im Salzburgischen. Ueber dieses in vieler Beziehung eigenthümliche Völkchen finden wir in dem „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines" Bd. II. (Wien 1864) eine eingehende Beschreibung von Dr. Wallmann. Lungau bildet den südöstlichsten Theil Salzburgs, der durch hohe Gebirgskämme von der übrigen Welt fast abgeschlossen und nur durch zwei schmale Schluchten gegen Steiermark zugänglich ist. Die ersten Einwohner des Gaues waren Taurisker, welche durch die Römer unterjocht wurden; Römersteine, Meilensteine, Straßeine u. dgl. haben sich als Ueberreste aus jener Zeit erhalten. Zur Zeit der Völkerwanderung drangen Slaven verheerend ins Lungau ein und vermischten sich mit den Deutschen, die allmälig wieder die Oberhand gewannen. Noch heute findet man bei vielen Einwohnern slavischen Rassentypus. Slavisch sind die Ortsnamen: Gurpitschek, Lasaberg, Leisnitzdach, Lignitzwinkel, Mischlitz, Husa, Kradob, Granitz u. s. w. — Die Lungauer bedeutet Geschiedts erfreuen sich eines kräftigen, dauerhaften Körperbaues; doch gibt es in manchen Gegenden auch Cretinen, Feren. Der Name Drutsch oder Dost gilt für männliche und Dumper für weibliche Cretinen. Eine eigene Klasse bilden im Lungau die Schweineschneider, deren es 300 gibt, welche im Frühjahre ihren Gau verlassen und bis Preußen und an die türkische Grenze reisen, um ihre einträgliche Kunst zu betreiben. Im Durchschnitt ist der Bauer wohlhabend, die Kleinhäusler dagegen — Keuschler — zeigen in ihren Häusern große Armuth; denn sie bewohnen noch, wie die alten Slaven in der Regel, aus wenig behauenen Bäumen gezimmerte, altersthümzige, rußige Hütten oder Keuschen, mit kleinen Oeffnungen statt der Fenster und mit niedrigen, finsteren, rauchigen Stuben. Der Unreinlichkeit ist sehr oft. Erwähnenswerth erscheint die Thatsache, daß es im Lungau noch gebräuchlich ist, Wäsche und Kleider mit Urin zu waschen, welcher in einem Gefäße — Waitfrenne — gesammelt wird; man will so die Seife ersparen!! Die Kost ist im Lungauers ist gleichfalls nicht sehr einladend. Das Brot besteht häufig nur aus Gerstenmehl, mit Bohnenmehl und Kleie untermengt, und ist zu einem unförmigen Klumpen gebacken. Sehr beliebt sind auch Fettstuten. Man läßt verschiedene Fleischsorten so lange stehen, bis sie in die Fettsäurebildung übergehen, und formt dann Kugeln daraus. Die Zubereitungsweise ist außerdem sehr unreinlich. Was die Kleidung betrifft, so liegt die allgemein in den Bäuerschnitt. Neben getragene mit einigen Abänderungen und Besonderheiten zu Gemüde.

Volksschulunterricht in Leipzig. Wie sehr der Schulunterricht in Deutschland zugenommen hat, läßt sich an dem Beispiele der Stadt Leipzig deutlich erkennen. Im Jahre 1831 zählte Leipzig bei 43,000 Einwohnern 8 öffentliche Schulen mit 108 Lehrern und 3576 Schülern, sowie 16 Privatschulen mit 83 Lehrern und 1477 Schülern. Im Jahre 1864 gibt es in dieser Stadt bei 80,000 Einwohnern 14 öffentliche Schulen mit 307 Lehrern und 10,414 Schülern, sowie 11 Privatschulen mit 160 Lehrern und 913 Schülern. Im Jahre 1831 besuchten somach 11,7 Procent der Einwohnerschaft die Schule, im gegenwärtigen Jahre 14,2 Procent.

Zahl der Fremden in England. Nach dem letzten Census lebten in England und Wales 84,090 Fremde oder auf je 100 Engländer 0,041 Fremder. Gegenüber den vielen Fremden, die in Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten leben, ist diese Zahl klein zu nennen, denn die statistischen Berichte geben auf 37 Millionen Franzosen über eine halbe Million Fremde an, und in den Vereinigten Staaten leben auf 27,489,461 gar 4,136,175 Fremde. Unter den 84,090 Fremden Englands waren 73,500 Europäer, 2000 Armenier, 500 Asiaticer und 500 Afrikaner aus verschiedenen Ländern Angehörige. Unter den Europäern nehmen die Deutschen mit 30,000 den ersten Platz ein, 13,000 sind Franzosen, 5000 Niederländer, 4500 Italiener, 7500 Skandinavier, 5000 Russen und Polen, 2000 Spanier u. s. w. Die Hälfte aller dieser Fremden lebt in London.

Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris. König Mongkut von Siam hat dem Kaiser der Franzosen eine ganze Ladung von Säugethieren, Pflanzen und seltenen Thieren zum Geschenk gemacht. Unter den letzteren befindet sich ein tibetanischer Bär, ein Affe aus Cambodscha, der bisher nie in Europa gesehen worden ist, ein mongolischer Fasan mit ganz prachtvollem Gefieder; ein winzig kleines Reh aus Pegu; ein prächtiger Tiger aus Malakka; ein ungemein großer und äußerst wilder, ganz schwarzer Panther aus Siam; ein Fasan aus Burma; ein paar Handentauben, die mehr brüten als irgend eine andere Taubenart, und die man in Europa einzugewöhnen hofft, und eine schwarze Wasserschlange, deren Biß epileptische Anfälle nach sich zieht. Dazu kommen noch zwei Kennhündsel aus Siam; in diesem Lande richtet man die Hündsel zum Wettrennen ab, wie bei uns die Pferde.

Bevölkerung der Stadt Algier. Diese „Hauptstadt des französischen Kriegs-V" hatte am 1. Juli 1863 eine Einwohnerzahl von 58,693 Seelen. Davon kamen auf die eigentliche Stadt 47,710; auf Aaha und Mustapha 5186, El Biar 1678, Budjaraah 1581; Pointe Pescade 585; St. Eugene 817; Gite Bugaud oder Bouzaid Bab el Oued 502 Köpfe. Von der Gesammtzahl sind 38,356 Europäer und 18,705 Eingeborene, und diese wieder zur Hälfte Juden. Die alten mohammedanischen Besitzer der Stadt bilden nur noch ein Sechstel der Bevölkerung.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos.*)

Die Reise nach Korat. — Petschabune. — Die siamesische Zufluchtscitadelle Khao Khok. — Besoldung der Mandarinen. — Die Gefahren im Walde des Feuerkönigs und die Pforten der Hölle. — Abenteuer mit einem Leoparden. — Aufenthalt in Tschaiapun. — Stämme der Kariens. — Korat als Mittelpunkt für den Handel; die Chinesen. — Das östliche Laos. — Ruinen von Pan Brang. — In Pukieau. — Der Elephant als Transportthier in dem Ocean von Waldgebirgen. — Die Laos mit schwarzem und mit weißem Bauche. — In Lenye. — Geographische Notizen über die Ströme. — Handelsverbindungen. — In Thobna und Luang Phraban. — Die wilden Lars. — Empfang bei den Königen. — Bemerkungen über das Volk. — Reise nach Norden bis Nale. — Rhinocerosjagd. — Tod des Reisenden.

Wir folgen heute dem kühnen Reisenden bis weit ins Innere der hinterindischen Halbinsel hinein, in Gegenden, welche vor ihm keines Europäers Fuß betreten, und über welche wir erst durch ihn manche werthvolle Kunde erhalten haben.

Wir haben früher erzählt, daß Mouhot nach seiner Erforschung der Prachtruinen von Ongkor in Cambodscha nach Bangkok in Siam zurückging. Im Oktober 1860 trat er von der alten siamesischen Hauptstadt aus eine neue Reise nach Nordosten an, zunächst um Korat zu besuchen, einen kleinen Staat, dessen Herrscher von Siam abhängig ist. Am 22. Oktober befand er sich zu Soahaïe, welches den Ausgangspunkt für die nach Korat ziehenden Karawanen bildet, und wurde von dem dortigen Obermandarin sehr gut aufgenommen. Die Provinzen Saraburi, Boatium und Petschabune, also das Land von Süden her bis etwa zum 17° n. Br., haben überwiegend siamesische Bevölkerung und werden auch von siamesischen Mandarinen verwaltet; das eigentliche Laos beginnt erst bei Lom, welches etwa nördlich vom 17° n. Br. liegt. Petschabune ist durch seinen vortrefflichen Tabak berühmt. In Soahaïe erhielt Mouhot vom Gouverneur eine Barke, die ihn nach Khao Khok bringen sollte. Dies war ein erst vor wenigen Jahren gegründeter Ort, bei welchem die Könige von Siam eine Festung anzulegen gedachten; diese sollte ihnen zum Schutze dienen, wenn es einmal den zudringlichen Europäern einfallen würde, gegen sie in ähnlicher Weise zu verfahren, wie gegen die Herrscher von Barma, Annam, China und Japan. Zum Dank dafür bekam der Mandarin eine Brille, eine Flasche mit kölnischem Wasser, eine andere mit Cognac und noch ein paar andere Kleinigkeiten. Wir wollen hier bemerken, daß die siamesischen Beamten schlecht bezahlt sind und ihr Gehalt alljährlich nur einmal erhalten. Prinzen u. Minister bekommen jeder 20 Gewichtspfund Silber, also etwa 7000 Francs; Mandarinen von der ersten bis zur dritten Klasse 3600 bis zu 500, und jene der vierten und fünften Klasse von 360 bis 180 Francs herab. Unterbeamte müssen sich mit 120, ja mit 50 Francs begnügen; Soldaten, Trabanten, Aerzte ꝛc. mit 30 bis 36 Francs. Unter solchen Verhältnissen müssen Nebenverdienste das Beste thun.

Hütte in Laos. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

Während der Fahrt stroman nach Khao Khok fiel an jedem Nachmittag ein starker Platzregen, und Mouhot besorgte, das Fieber zu bekommen, welches in der Regenzeit lebensgefährlich ist, namentlich in der ganzen Region des Dony Phya Phaie, d. h. in des Feuerkönigs Walde. Eine zwölftägige Fahrt in einer engen mit Gepäck überladenen Barke war höchst angreifend, die Luft feucht, ungesund und äußerst schwer; während es Einem inwendig fröstelt, brennt der Kopf und der Schweiß rieselt am Leib herab. Endlich kam Khao Khok in Sicht, ein armseliger Ort, in einer schlecht ausgewählten Lage, der nicht einmal eine Anlände

*) Siehe Mouhot's Besuch in Bangkok, Bd. V, S. 193, 225 ff., seine Wanderungen in Siam, Cambodscha und Laos, Bd. VI, S. 65, 225 u. 257 ff.

Digitized by Google

hat. Der Kern der Bevölkerung für diese zukünftige Citadelle, oder das Bollwerk des siamesischen Reiches, bestand aus acht Laosfamilien, friedlichen Landleuten, die in Hütten wohnten. Mouhot fand nicht einmal ein Unterkommen und mußte sich selber ein Obdach aus Bambuszweigen herrichten. Fast alle Dorfbewohner waren leidend und verlangten von dem Europäer Mittel gegen Dysenterie, Fieber und Rheumatismus. Aussatz kam nicht vor, aber die Kinder waren über alle Beschreibung unsauber und buchstäblich mit einer so dicken Schmutzborke überzogen, daß sie schwarz aussahen, wie kleine Neger; das Fieber durchschüttelte sie gewaltig.

Das Thal, in welchem Mouhot's Bambushütte stand, wird gebildet von einem Gebirgsgürtel, der sich von Nophabury und Phrabat bis hierher zieht; diese Höhen sind Widerlagen der Kette, welche sich um das Becken des Menam schwingt und mit den Gebirgen Barma's und der malayischen Halbinsel zusammenhängt. Der Berg Khok liegt nur etwa eine halbe Wegstunde vom Fluß entfernt, bildet einen Halbkreis und stößt dann an Berge, welche nach Osten hin bis Gherat und nach Norden bis M'Lom und Tibet ziehen. Gegenüber dem Khok, auf dem rechten Ufer, erheben sich gleichfalls Berge und zwar ungemein steil; sie schließen sich in ihrem Zuge an andere Ketten an. Der Fluß, an welchem Khao Khok liegt, strömt von Nordosten her dem Menam zu; er war jetzt sehr niedrig und wird weiter aufwärts sehr schmal. Die ihn einschließenden Kalkgebirge sind mit prachtvollem Wald bestanden, aber aller Orten sieht man Beweise für die Annahme, daß sie in einer verhältnißmäßig neuen geologischen Epoche unter Wasser gestanden haben. Von ihrem Gipfel kann man deutlich erkennen, welche Grenzen das Meer damals gehabt hat, und sieht auf den ersten Blick, daß es die nach Süden hin sich ausdehnende Ebene einst überdeckte; die Ausläufer der Gebirge bildeten Meerbusen, Vorgebirge oder Inseln. Mouhot fand unweit von ihrer Basis unter einer Lage von Dammerde fossile Korallenbänke und sehr wohl erhaltene Meermuscheln.

In dieser Gegend hielt Mouhot eine reiche entomologische Ausbeute. Gegen Ende Novembers wurde dann die Luft etwas frischer, und im December sank der Thermometer manchmal bis auf 15° C. Der Reisende warf Abends einen Mantel über und fühlte sich glücklich bei einer Temperatur, welche ihm erlaubte, unter einer wollenen Decke zu schlafen.

Die Laosleute in Khao Khok sind eben so abergläubig, wie die Cambodschaner und vielleicht noch mehr, als die Siamesen. Alle Krankheiten werden durch einen bösen Geist hervorgebracht; dieser ist auch Schuld, wenn Fischfang und Jagd nicht gut von statten gehen. Jeder hat einen Talisman; als solcher dient etwa ein Stück Holz, oder eine beliebige Schmarozerpflanze, welche irgend eine Aehnlichkeit mit dem einen oder andern Gliede des menschlichen Körpers darbietet; sie wird deshalb gleichsam zum Hausgötzen erhoben.

Ueberraschung durch einen Leoparden. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

Mouhot schweifte oft in den Wäldern umher und war mit seiner Ausbeute an Vögeln und Insekten zufrieden, aber dann und wann bestand er auch ein gefährliches Abenteuer. Einst ruhte er mit seinen beiden Dienern Mittags in einer Waldlichtung unter einem schattenspendenden Baume. Plötzlich hört er ein verdächtiges Geräusch; es war, als ob irgend ein wildes Thier durch das Dickicht schleiche. Sofort steht er auf, nimmt sein Gewehr und stellt sich hinter den Baum, unter welchem seine Leute schlafen. Es war die höchste Zeit, denn in demselben Augenblicke tritt ein großer Leopard aus dem Gestrüpp und bereitet sich zum Sprung vor, um einen der schlummernden Diener zu packen. Mouhot drückt ab, und die Kugel zerschmettert die linke Schulter des wilden Thieres, das einen hohen Satz in die Luft macht und

Digitized by Google

Frauen aus Laos. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

Digitized by Google

dann im Gestrüpp niederfällt; ein zweiter Schuß ging ins Herz und machte seinem Leben ein Ende.

Dieses Abenteuer bestand der Naturforscher am Neujahrstag 1861. Er stellte Betrachtungen über seine Lage an, und wir heben aus seinem Tagebuche folgende Stellen hervor. „Ich bin jetzt erst im Anfange meiner neuen Campagne. Umkehren will ich nicht; denn ein guter Soldat nimmt seinen Abschied nicht am Tage vor der Schlacht. Ich stehe vor den Pforten der Hölle, denn so bezeichnen die Siamesen und Laos diesen Wald. Alle geheimnißvollen Wesen schlafen unter dem Dickicht in diesem Gebiete des Todes, wo so viele Knochen verunglückter Reisenden bleichen. Ich habe kein Mittel, die Dämonen einzuschüchtern, keinen Tigerzahn, keine krummgewachsenen Hirschgeweihe, überhaupt keinen Talisman; aber ich habe meine Liebe zur Wissenschaft und meinen Glauben an Gott. Soll ich aber einmal hier mein Leben lassen, nun, ich bin bereit."

„In der Stille dieses Waldes, in der Ruhe dieser gewaltigen tropischen Natur liegt jetzt, um Mitternacht, etwas unbeschreiblich Majestätisches, das auf mich einen tiefen Eindruck macht. Der Himmel ist heiter, die Luft frisch, das Mondlicht dringt durch das Gezweig der Bäume, und die hellen Plätze am Boden gleichen Papierblättern, welche der Wind umhergestreut hat. Kein Lüftzug geht, und es wäre völlige Stille vorhanden, wenn nicht dann und wann ein dürres Blatt herabfiele, und wenn ich nicht das Gemurmel des Baches vernähme, der unweit von mir in einem felsigen Bette plätschert. Dann und wann läßt auch ein Frosch sich vernehmen; sein Quaken ist rauh, wie die Stimme eines heisern Hundes. Auch macht sich ein Nachtvogel bemerklich, und Fledermäuse flattern um die Fackel, welche ich an einem Baumaste befestigt habe. Jetzt eben vernehme ich den Ruf eines Pantherweibchens, das seinem Männchen ein Zeichen gibt und die im hohen Gezweig sitzenden Affen aufschreckt."

Etwa drei Stunden Weges von Khao Khok liegt der Berg Sake; jenseit desselben findet man bis Boatium keine menschliche Wohnung mehr, aber die Thier sind ungemein malerisch, Tiger und Krokodile in großer Menge vorhanden.

Ein Mann aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Am 28. Februar 1861 erreichte Mouhot die Stadt Tchaiapun (nach der Kartenskizze zwischen 100 und 101° ö. L. v. P. und nahe dem 16° n. Br.), wo er trotz aller Empfehlungsschreiben vom Gouverneur sehr unfreundlich aufgenommen wurde. Wenn er, hieß es, Ochsen und Elephanten zu seiner Weiterreise haben wolle, so möge er sich dieselben aus den Wäldern holen. So blieb ihm nichts übrig, als wieder nach Bangkok zurück zu reisen und beim französischen Konsul zu reklamiren; der zwischen Frankreich und Siam abgeschlossene Vertrag bestimmt ausdrücklich, daß die Landesregierung allen Franzosen und insbesondere den Naturforschern und Missionären Schutz zu gewähren habe. So verlor der Reisende eine kostbare Zeit, doch ging die Wanderung leidlich von statten, weil er sie im Gefolge eines neu eingefangenen weißen Elephanten machte.

In Bangkok verkehrte er viel mit dem amerikanischen Missionär Dr. House, dem einzigen weißen Manne, der seit einer Reihe von Jahren Korat besucht hatte. Auch er war durch den Wald des Feuerkönigs gezogen, durch jene fast undurchdringlichen Dickichte, aber Mouhot kannte dieselben doch besser, denn er hatte noch jüngst 10 Nächte hintereinander in ihnen campiren müssen. Er erzählt, daß namentlich die Chinesen, welche zur Karawane gehörten, bei jeder Rast einander beglückwünschten, weil sie noch am Leben seien. Dann fingen sie an, herzhaft zu essen und zu trinken, und nachdem sie sich gesättigt, verbrannten sie viele Räucherstäbchen und goldenes Papier, fielen auf die Knie und murmelten lange Gebete. Beim Eintritt in den großen Wald und beim Ausgange legten sie Blätter und Räucherstäbchen in kleine Kapellen, welche sie auf vier Bambuspfähle stellten; durch diese Opfer wollten sie die bösen Geister unschädlich machen und den Tod abwenden.

Manche Laos machen die Reise durch den Wald des Feuerkönigs acht bis zehn Mal im Jahre und sind so dreist geworden, daß sie in demselben auf Tiere und Wild Feuer geben. Aber in dem entsetzlich ungesunden Klima fordert der Tod an jedem Tage seine Opfer, selbst in der guten Jahreszeit; von je 10 Leuten, welche zum ersten Male durch den Wald

Digitized by Google

wandern, sterben mindestens zwei, und in der nassen Jahreszeit viel mehr. Dann stinkt die Atmosphäre förmlich, sie ist so heiß wie ein Backofen und ganz und gar mit sauligen Miasmen durchschwängert. In Mouhot's Karawane befamen auch zwei Chinesen das Fieber; einen rettete er durch Chinin, der andere starb.

Das erste Nachtlager in Dong Phrá Phave wurde am westlichen Abhange der Gebirges gehalten, von wo der Fluß herabkommt, welcher die Stadt Korat bespült. Auf dem Hügel am andern Ufer rasteten eine andere aus 200 Ochsen bestehende Karawane. Auf beinahe unzugänglichen Höhen, in Schluchten, wo das Fieber einheimisch ist, fand Mouhot einen kleinen Stamm der Kariens, welcher früher in der Umgegend von Patawi wohnte. Er hat sich hierher gezogen, um unabhängig zu bleiben, und die Siamesen lassen ihn nun in Ruhe, weil sie das Fieber fürchten. Sie haben weder Tempel noch Priester, bauen vortrefflichen Reis und einige Arten von Bananen, die überhaupt nur bei den Kariens vorkommen. Dann und wann bezahlen sie an Siam einen kleinen Tribut in Naf, d. h. Gummilack.

Der Weg führte über mehrere Gebirgsketten, die Luft wurde etwas frischer; Gibbonaffen ließen sich häufig blicken; die Jagd auf Pfauen und Fasane war ergiebig; auch ein Adler wurde geschossen, und das Fleisch mundete den Laos. Dann kam man an die letzte Höhenkette vor Korat. Die Laos in der Karawane benahmen sich sehr gut; sie führen ein hartes Leben voller Beschwerden und Gefahren, begnügen sich mit wenig Reis und schlafen nicht viel, weil ihre Nachtruhe durch die weißen Ameisen gestört wird. Täglich begegnete der Reisende Karawanen zu etwa 80 bis 100 Ochsen; sie beförderten Hirsch- und Pantherhäute, Rohseide aus dem östlichen Laos, seidene und baumwollene Langtis, Pfauenschweife, Elfenbein und etwas Zucker.

In Korat wurde Mouhot vortrefflich vom Gouverneur aufgenommen; dieser hat Gewalt über Leben und Tod und übt dieselbe umfänglich genug aus. Gensdarmerie oder Polizei ist nicht vorhanden. Der Bestohlene hat den Dieb, falls er ihn ertappen kann, vor den Richter zu führen; weiter bekümmert sich Niemand um die Sache.

Der Reisende nahm Wohnung im chinesischen Quartier, das zugleich Bazar ist; jenseit desselben beginnt die eigentliche Stadt, in welcher er auch ein Karawanserai fand. Korat zählt nicht über 6000 Einwohner, und von diesen sind etwa 600 Chinesen, welche zum Theil direkt aus dem himmlischen Reiche gekommen sind; alle beschäftigen sich mit Handel. Mouhot, der sich oft über die Unverschämtheit der Siamesen geärgert hatte, lobt die Chinesen; er fand zwischen beiden den Gegensatz von Barbarei und Civilisation, den Abstand zwischen trägen und arbeitsamen Menschen. Aber auch in Korat fröhnen die Chinesen dem Spiel und dem Opium. Korat bildet den Absatzmarkt für das ganze östliche Laos, Uben, Bassac, Tschafutum und für die Laosdörfer in der Provinz Korat; Seide kommt in Menge zum Verkauf, ist aber von feiner besonders guten Beschaffenheit. Die Siamesen sind ohne Betriebsamkeit; das Volk sagt: „Sie verstehen weiter nichts, als Reis zu bauen."

Frau aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Wir sagten schon oben, daß Korat ein dem Könige von Siam zinspflichtiger Staat sei. Es muß in Kriegszeiten eine Anzahl Truppen stellen und den Tribut in Geld oder Silber abliefern; einige Bezirke zahlen denselben auch in Seide; die Mandarinen wiegen denselben mit der Waage ab und sehen zu, daß sie persönlich Profit dabei machen. Elephanten sind in großer Menge vorhanden; sie kommen aus den östlichen Gegenden, aus Cambodscha und ganz Laos nach Norden hin bis Muang Lang. In Korat wird ein großer Elephantenmarkt abgehalten.

Etwa zwei deutsche Meilen von Korat, nach Osten hin, liegt ein Tempel, Renom Wat, der bemerkenswerth, obwohl nicht so schön und großartig ist, wie jener von Ongkor. Er hat 36 Meter Länge und bildet ein Kreuz. Wir können auf eine Schilderung der Einzelnheiten nicht eingehen und bemerken nur, daß sich an ihm die Architektur, die Kunst und der Geschmack von Ongkor wiederholen.

Alle bisher über das östliche Laos entworfenen Karten sind ungenau, weil vor Mouhot kein europäischer Reisender jene Gegenden besucht oder Kunde über dieselben gegeben

hat. Die Eingebornen wissen über entfernetere Gegenden wenig Zuverlässiges. Unser Naturforscher wollte auf dem Landwege bis Luang Phraban verdringen, die nördlich von diesem Staate wohnenden Stämme besuchen und dann auf dem Mekong bis nach Cambodscha hinabfahren. Von Korat mußte er, so weit die Wege es erlaubten, eine mehr nördlich nördliche Richtung inne halten. Er erhielt vom Vicekönig vier Elephanten, Empfehlungsschreiben an die Mandarinen in den Provinzen und machte sich dann gen Tschaiapun auf den Weg. Der Chinese, bei welchem er in Korat gewohnt hatte, gab ihm die nachfolgenden guten Regeln mit auf den Weg: — „Kauf dir ein Tamtam, und wo du anhältst, paute tüchtig darauf los. Dann wird man sagen: Es ist ein Beamter des Königs! Die Diebe werden fortlaufen und die Behörden dich mit Aufmerksamkeit behandeln. Wenn dir aber trotzdem die Beamten in Laos nicht zu Willen sind, so nimm ein tüchtiges Rohr, je länger, desto besser, und wenn ein Mandarin dir nicht unbedingt gehorcht, so bearbeite damit seinen Rücken. Sei aber ja nicht etwa nachsichtig, denn Laos ist nicht Europa, sondern folge meinem Rathe; du wirst gut dabei fahren."

Tiesmal wurde Mouhot in Tschaiapun, wo er, wie schon oben bemerkt, hatte umkehren müssen, gut aufgenommen; der Mandarin war gefchmeidig wie ein Handschuh und gab ihm drei Elephanten, so daß er die nur etwa vier Wegstunden nördlich von der Stadt liegenden Ruinen von Pan Brang besuchen konnte. Die Laos behaupten, man finde in denselben Gold, wer aber danach suche, verliere den Verstand.

Auf dem Wege von Tschaiapun nach Puleau zog Mouhot bei Regenwetter, ohne irgend eine menschliche Wohnung anzutreffen, fünf Tage lang durch einen dichten Wald. Die Bäche waren angeschwollen, der Boden bildete eine Schlammmasse, die Elephanten konnten nur vier bis sechs Wegstunden im Tage zurücklegen, und der Reisende, welcher während dieser ganzen Zeit seine Kleider nicht wechseln konnte, bebt hervor, daß jene Nächte die fürchterlichsten gewesen seien, die er jemals erlebt habe; er sehnte sich nach den Burancu, den Schneestürmen in den pontischen Steppen Rußlands zurück. Im Uebrigen bot der Gebirgsübergang, der ganz sanft war, keine Schwierigkeiten.

Pukeau ist eine noch unbedeutendere Ortschaft, als Tschaiapun und sehr armselig; der Reisende fand nicht einmal einen Fisch oder etwas Fett zu kaufen; nur etwas Reis war zu haben. Der Mandarin benahm sich gut, die Leute riefen abwechselnd: „Da ist ein weißer Mann!" und: „Da ist ein kleiner Hund." Dieser treue Begleiter Mouhot's erregte ihre ganze Aufmerksamkeit; sie hatten ein solches Thier zuvor nie gesehen.

Als der Reisende zum zweiten Mal in den Wald des Feuerkönigs (Donn Phya Phaye) kam, hatte der Regen begonnen und hörte dann nicht auf. Es kam nun darauf an, durch eine Gegend zu ziehen, welche von den Stiamesen noch mehr gefürchtet wird, als selbst der Wald des Feuerkönigs, nämlich die Gebirgskette, welche von den Ufern des Menam in der Provinz Sarakuri sich dem Golf von Siam entlang nach Süden erstreckt, Cambodscha gürtelartig umspannt, allen Küstenbiegungen des Meerbusens folgt und dort buchte von Jnsein und kleinen Eilanden bildet, während sie andrerseits gerade nach Norden hin geht, dort an Breite immer zunimmt und nach Osten hin Verzweigungen aussschickt; diese bilden dann eine unzählige Menge von Thälern, deren Gewässer in den Mekong fließen.

In allen diesen Gegenden bewährt sich der Elephant als Transportthier in wahrhaft bewundernswürdiger Weise; jedes Dorf besitzt eine Anzahl dieser nützlichen Geschöpfe, und kleine Städte oder Flecken haben deren bis zu 100 Stück. Mouhot bezeichnet den Elephanten als die Fregatte dieser tropischen Gebirge und Wälder; ohne ihn wäre sieben Monate im Jahre gar keine Verbindung möglich; aber mit ihm kann man auch durch die fürchterlichsten Gegenden reisen. Man muß ihn, so schreibt der Reisende, auf diesen „Teufelswegen" gesehen haben, in diesen drei bis vier Fuß tiefen Schlammfeldern, um ihn nach Gebühr zu bewundern. Er zieht die Füße zusammen und läßt sich hinabgleiten von schlammigen Abhängen oder von geknetetem Thon; manchmal steckt er bis zum Bauch im Morast, klettert gleich nachher steile Höhen hinan, bricht in den Wäldern durch das Bambusgestrüpp und legt sich platt auf den Bauch, damit seine Treiber eine etwa aus dem Gleichgewicht gerathene Ladung wieder zurecht legen können. Sobald er an eine schlammige, mit Wasser überdeckte Stelle kommt, prüft er mit dem Rüssel, wie tief sie sei, und niemals macht er einen Fehltritt. Er fühlt sich gewissermaßen frei und ist doch, wohl abgerichtet, dem Menschen dienstbar; er zeigt sich intelligent, gelehrig, gewandt und benimmt sich vortrefflich. Uebrigens trägt er nur drei kleine Ochsenladungen, d. h. etwa drei Centner, und macht in einer Tagereise allerhöchstens vier deutsche Meilen.

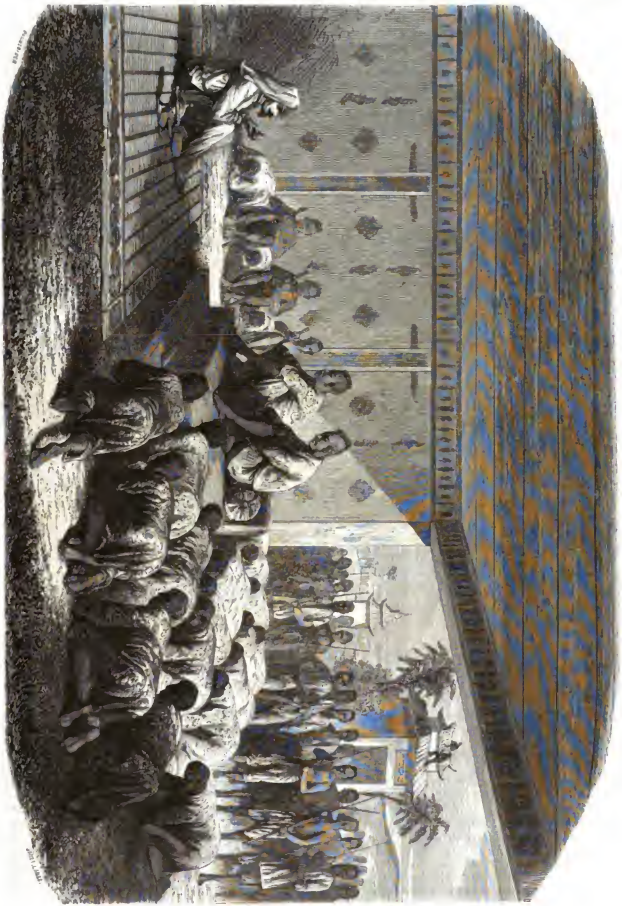
Mouhot überschritt diesen „Ocean von Waldgebirgen" mit vier bis sieben Elephanten und legte in Laos 100 deutsche Meilen zurück, bevor er Luang Phraban erreichte.

Dieser ganze Ostabhang wird durchgängig von Laos (Laotiern), mit weißem Bauche, bewohnt. Sie selber nennen sich Lao und sind unter diesem Namen den Nachbarvölkern bekannt. Doch findet man in jenem Bezirk auch einige wilde mit schwarzen Bäuchen. Diese stammen aus dem westlichen Laos, und diese westlichen Schwarzbauch-Laotier werden von ihren östlichen Stammbrüdern als Stiene oder Lao-Stiene bezeichnet und heißen so auch bei den Stamesen und Cambodschanern. Beide Abtheilungen des Laosvolkes unterscheiden sich von einander lediglich blos dadurch, daß die einen den untern Theil des Leibes und namentlich die Schenkel tättowiren und das Haar in einen Knoten über dem Hinterkopfe zusammenbinden. Die Sprache der Schwarzbäuche ist im Wesentlichen ganz dieselbe und unterscheidet sich vom Siamesischen und jener des östlichen Laos nur durch die Aussprache und einige besondere Ausdrücke.

Mouhot folgte den weiter oben erwähnten Rathschlägen seines chinesischen Hauswirthes, denn sie waren in der That zweckmäßig. Die Mandarinen zeigten sich, aus Furcht vor dem Bambus, sogar gegen seine Diener gefügig; diese hatten einen Fächer auf einer Lanzenspitze befestigt und schlugen gewaltig auf den Tamtam. Die Dörfer liegen gewöhnlich eine Tagereise weit auseinander; doch trifft es sich auch, daß der Reisende drei oder vier Tage lang wandert, ohne auch nur eine einzige Menschenwohnung zu sehen, und er muß dann im Wald übernachten. In der guten Jahreszeit geht das leidlich an, aber während der Regenmonate ist die Qual groß, namentlich auch wegen der unglaublichen Menge von Stechmücken, welche durch das Licht der Fackeln angezogen werden, wegen der Zecken, welche sich an den Menschen anfangen, und der kleinen Flöhe, deren Stich ungemein schmerzhaft ist; dazu kommen dann noch die Blutigel, die bei jedem Regen in Myriaden aus der Erde hervorkommen, den Menschen auf 20 Schritte weit wittern und mit unglaublicher Geschwindigkeit herbei kriechen. Gegen diese Plagegeister gibt es nur ein Mittel: man muß sich den ganzen Körper dick mit Kalk bestreichen.

Mouhot hatte am 12. April 1861 Bangkok verlassen; am 16. Mai kam er in Lenve an, dem Hauptort eines Bezirks, der gleichzeitig von den beiden Provinzen Petscha-

Digitized by Google



Heinrich Mouhot's Audienz in Luang Phraban bei den beiden Königen von Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Digitized by Google

bune und Lom abhängig ist; er liegt, gleich allen Törfern und Flecken, welche der Reisende von Tschaiyun her gesehen, in einem engen Thal, und die ganze Umgegend ist ungemein reich an magnetischem Eisenerz, Spießglanz, silberführendem Kupfer und Zinn; aber nur das Eisen wird ausgebeutet, und die ziemlich betriebsamen Einwohner verfertigen daraus Ackergeräthschaften und Messer, welche weit und breit, bis über Korat hinaus, Absatz finden. Der Reisende fand an mehreren Stellen goldführenden Sand, die Ausbeute ist aber so gering, daß die Leute, wie sie sagen, nicht einmal ihren täglichen Reis dabei verdienen. Mouhot bemerkt, daß er von Korat bis Lenye durch mehr als 60 Dörfer gekommen sei, die von 20 bis zu 50 Feuerstellen zählten, und durch sechs Flecken oder sogenannte Städte, die beide Ströme sind durch die zwischen ihnen liegenden Gebirgszüge durchaus von einander getrennt.

Die Laos haben große Aehnlichkeit mit den Siamesen. (Sie gehören mit ihnen zu der großen hinterindischen Gruppe der Schans oder Thaï, welche von den Grenzen der indischen Landschaft Manuipur bis in das Innere der chinesischen Provinz Yünnan und vom Assamthale bis tief in Cambodscha hinein wohnen.) Die Sprache ist bei beiden dieselbe, nur die Aussprache verschieden. Die Frauen tragen langes Haar und einen langen Rock; beides steht ihnen recht gut, wenn sie sich gewaschen und gekämmt haben; jung sehen sie ganz hübsch aus, aber mit zunehmendem Alter werden sie sehr häßlich.

Der Handelsverkehr ist in diesem Theile von Laos

Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

aber höchstens 400 bis 600 Einwohner hatten. Er hat eine Kartenskizze von dieser ganzen Region entworfen. Von Korat her kam er über fünf beträchtliche Flüsse, die sich alle in den Mekong ergießen und, je nach der Jahreszeit, mehr oder weniger Wasser haben. Der erste, Menam Tschie, 15° 45′ n. Br., ist 35 Meter breit; der zweite, Menam Lenye, 90 Meter, 18° 3′ n. Br.; der dritte, Menam Uan bei Kenne Tao, 100 Meter, 18° 35′ n. Br.; der vierte, Nam Puye, 60 Meter, 19° n. Br., und dann der Nam Hun, 80 bis 100 Meter, 20° n. Br. Der Tschie ist, etwa von der Breite von Korat ab, vom Mai bis December schiffbar; der Lenye, Uan und Hun haben viele Stromschnellen. Eine Wasserverbindung zwischen dem Menam und dem Mekong ist nicht vorhanden, denn nur unbedeutend, weil der Transport nach Siam zu große Kosten erfordert. Doch kommt so ziemlich in jedem Jahr eine Karawane aus Yünnan und Kuang-si, die aus ein paar hundert Mauleseln besteht; sie geht aber nicht über Kenne Thae und über Tschieng Mäe hinaus. Der Maulbeerbaum gedeiht in dem oben bezeichneten Distrikte nicht, also fehlt auch die Seidenzucht, dagegen züchtet man das Insekt, aus welchem das Gummilack gewonnen wird. Das Gummi-Benjoin, welches zu Bangkok in den großen Handel gelangt, kommt aus dem nördlichen Theile des Fürstenthums Luang Phraban und einem Bezirke, der zugleich von Cochinchina und Siam abhängig ist und von Tonkinesen bewohnt wird.

Am 24. Juni kam Mouhot in Paklaï an (19° 16′ 58″ n. Br.). Das ist für den Reisenden, welcher von

Süden her kommt, der erste Flecken im Fürstenthum Luang Phraban, der am Mekong liegt, ein hübscher sehr wohlhabender Ort, mit geräumigen, gut gebauten Häusern und wohlhabenden Einwohnern. Der Mekong ist hier viel breiter als der Menam bei Bangkok und bricht sich mit gewaltigem Getöse seine Bahn durch das Gebirge. Aufwärts von Pallai und bis nach Luang Phraban folgt eine Stromschnelle der andern. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 14 Tagereisen, die Mouhot, welcher nun der lästigen und beschwerlichen Reise zu Land überdrüssig war, gern zu Wasser gemacht hätte, aber die landeskundigen Leute riethen ihm dringend ab. Er bestieg also wieder einen Elephanten und ritt acht Tage lang bis Thedüa, 90 Miles weit, durch Thäler und über Berge, deren Höhe immer bedeutender wurde, und wo überall die Blutigel eine wahre Landplage bildeten. Aber er brauchte doch nicht im Walde zu übernachten, sondern fand an jedem Abend ein Haus, ein Karawanserai oder eine Pagode; in der letztern war freilich Ruhe nicht zu finden, weil die Mönche die ganze Nacht aus allen Tonarten geistliche Lieder sangen. Auch hier, in diesen oberen Landesgegenden, hat der Mekong, selbst da, wo er am engsten ist, immer noch mindestens 3000 Fuß Breite; er strömt zwischen hohen Gebirgen, aus deren Thälern ihm unzählige, über Kaskaden herabfallende Nebengewässer zufließen; die Landschaft ist großartig und ungemein malerisch.

Luang Phraban wurde am 25. Juli erreicht. Es ist eine hübsche kleine Stadt, die aber nicht (wie Bischof Pallegoix in seinem Werk über Siam schreibt) 80,000, sondern höchstens 8000 Einwohner zählt. Sie liegt äußerst anmuthig, denn die Berge, welche den Mekong einschließen, bilden ein fast kreisrundes Thal, das einer Arena gleicht und wohl früher ein See gewesen ist. Das Ganze erinnert an den Genfer oder Gomer See und wäre ein kleines Paradies — ohne die tropische Hitze. Die Stadt liegt auf beiden Ufern; ein etwa 100 Meter breiter Fluß mündet am nordöstlichen Ende der Stadt, und etwas aufwärts an ihm stehen einige Dörfer der wilden Laos, welche man hier als Lieh bezeichnet. Es sind dieselben Stämme, welche von den Cambodschanern Penoms genannt werden, von den Siamesen Khas und von den Annamiten Mois. Alle diese Ausdrücke bezeichnen Wilde.

Der protestantische Friedhof in Bangkok. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Die ganze Gebirgskette, welche sich aus dem nördlichen Tonkin bis ins südliche Cochinchina, etwa 100 Miles oberhalb Saigong, erstreckt, wird von diesem primitiven Volke bewohnt. Es zerfällt in mehrere Stämme, die verschiedene Dialekte reden, aber die Sitten sind bei allen dieselben. Jene nicht gar zu weit von Mekong abliegenden Dörfer sind tributpflichtig, indem sie Frohnarbeit zu leisten oder Reis zu liefern haben. Die Wohnungen liegen im dichtesten Walde, die Aecker oben auf den Bergen oder am Abhange derselben. Diese Lieh haben gleichsam den Instinkt der wilden Thiere und suchen sich von ihren Feinden so weit als möglich zu entfernen.

Nachdem Mouhot schon 10 Tage in Luang Phraban verweilt hatte, bekam er am 5. August beim König oder

Fürsten eine Audienz. Der Thronsaal bestand in einem Schuppen oder einer Bude, dergleichen man auf unseren Jahrmärkten sieht, war aber sehr groß. Der Herrscher lag im Hintergrund auf einer Art von Diwan, und neben ihm kauerten vier fäbeltragende Leibwächter, hinter ihm lag eine ganze Schaar von Prinzen am Boden; weiter hin sah man die Senatoren; sie drehten dem Publikum den Rücken zu und berührten fast die Erde mit ihrer Nase. Mouhot setzte sich auf einen Teppich, der Majestät gegenüber, und hatte alle Mühe, sich das Lachen zu verbeißen. Ohne Geschenke ging es natürlich nicht ab; der erste König erhielt eine Flinte, die Prinzen bekamen allerlei andere Sachen. Am folgenden Tage war Audienz beim zweiten Könige, der auch etwas haben wollte, und mit einer Lenpe, einem Stück marmorirter Seife, die ihm sehr noth that, einer Flasche kölnischen Wassers und einer Bouteille Cognac zufrieden gestellt wurde. Außerdem bekam er eine altmodische Brille mit runden Gläsern, und als er diese aufsetzte, sah er aus wie ein unbehaarter Affe.

Uebrigens benahm sich der König recht gut und besorgte Mouhot's Briefe selber nach Bangkok; er ging derthin, um seinen Huldigungseid zu leisten und sich als Vasallen des Königs von Siam zu bekennen. Die Prinzen waren bedeutend, als der Europäer ihnen eine Anzahl von Bildern schenkte, Kunstwerke von der Art, wie sie auf Jahrmärkten für einen Groschen feilgeboten werden.

Einer von Mouhot's Dienern ging mit dem Könige nach Bangkok; er hatte Heimweh. Der Reisende schildert auch die Laos von Luang Phraban als friedliche, unterwürfige Menschen; sie sind gedultig, nüchtern, abergläubig und leichtgläubig, anhänglich und sehr einfach. Der Diebstahl wird von ihnen auf das äußerste verabscheut; man erzählte, der König habe einmal einige Diebe in einen Kessel siedenden Oels geworfen. In der neuern Zeit sind jedoch, in Folge der Kriegsunruhen, dann und wann Diebe aufgetaucht.

Die Laos bauen Reis und Mais, Kürbisse, süße Kartoffeln, rothen Pfeffer, Melonen und noch andere Gemüse auf Aeckern, die im nahen Walde liegen; dort stecken sie Gesträuch und Bäume an und bestellen den ungemein fruchtbaren Boden. An die Chinesen verhandeln sie Elfenbein, Felle von Tigern und anderen wilden Thieren, etwas Gelbstand, Silber und Kupfererz, Gummi Guttä, Färbehölzer, Baumwolle, Kardamomen, Lak, Wachs, Seide und sonstige Landeserzeugnisse gegen grobes Porzellangeschirr, Glaswaaren u. dgl. m.

Die Laos sind durchaus unkriegerisch und deshalb in Abhängigkeit von den großen benachbarten Monarchien; Aufstandsversuche sind allemal mißlungen. In ihrer Medicin spielt der Aberglaube eine große Rolle. Für ein Universalmittel gilt geweihtes Wasser, das dem Kranken eingegeben wird; es nützt aber nichts, wenn man ihm nicht zuvor um Arme und Beine Baumwollenfäden bindet, über welche ein Bonze den Segen gesprochen hat. Uebrigens heilen sie sehr schnell manche Krankheiten durch Mittel, welche den europäischen Aerzten unbekannt sind. Nebenher spielen Knochen von Geiern, Tigern, Schlangen und Eulen, sodann Galle von der Boa, dem Tiger, dem Bären und dem Affen, Krokodilfett, Rhinoceroshorn, Bezoarstein u. dergl. m. eine große Rolle. Ihre Musik ist weich, harmoniös und sentimental; gewöhnlich machen drei Männer ein ganzes Concert.

Am 9. August verließ Mouhot Luang Phraban, um die Gegend nach Norden und Nordosten hin näher kennen zu lernen. Sie besteht aus einer unablässigen Reihenfolge von Bergen und Thälern, die, je weiter nach Norden hin, um so steiler und tiefer werden. Alles ist dichter Wald; man vernimmt dort sehr oft den klagenden Schrei des Gibbon und das Brüllen des Tigers. An den Abhängen der Berge wird viel Harz und Pech gewonnen, und überall in den heißen Thälern wächst die Lan-Palme, deren Blätter, seit tausenden von Jahren, den indochinesischen Völkern statt des Schreibpapiers dienen. An den Ufern des Nam Kan, am 13. August, verbrachte Mouhot eine herrliche Nacht. Der Mond spiegelte sich im Wasser wieder, das zwischen hohen Gebirgswällen dahin floß, und ein Blick auf die matt beleuchtete, wie mit Silber übergossene Landschaft war entzückend. „Aber ich kann mich doch an solcher Pracht nicht mehr so wie einst erfreuen; ich fühle mich betrübt, werde nachdenklich, bin auch nicht glücklich und sehne mich nach der Heimath. Ich möchte etwas mehr Leben um mich haben. Es drückt mich nieder, daß ich immer allein bin." —

„Ich bin hier nun mindestens 1600 Kilometer von der Mündung des Mekong entfernt. Aus der ungeheuern Fülle von Wasser, welche er durch die Widerlagen der großen Gebirgskette herabwälzt, welche der indochinesischen Halbinsel gleichsam als Rückgrat dienen, kann ich abnehmen, daß er nicht, gleich dem Irawaddo, Salwen und Menam, am Südabhange dieser Gebirge entspringt, sondern weit höher, ohne Zweifel von den tibetanischen Hochebenen herabkommt."

Mouhot gibt keine eingehenden Bemerkungen über die Laosstämme im Gebirge; sie kleiden sich so ziemlich wie die Siamesen, tragen ein Languti und eine rothe Jacke; die meisten gehen barfuß, und die Frauen, welche bis zum 18. Jahre recht hübsch sind, werden dann stark beleibt und sehen nach dem 35. Jahre wie Hexen aus; ohnehin sind sie durch gewaltige Kröpfe verunstaltet. Unter den Männern gibt es viele wahrhaft herkulische Gestalten. Diese Laos erinnerten den Reisenden an die nordpolynesischen Typen, insbesondere an die Insulaner der Carolinen, an die Tagalen auf Luzon und die Harafaras auf Celebes.

Die Wohnungen sind ungemein einfach; man findet in ihnen weder Stuhl noch Tisch, und nicht einmal irdenes Geschirr. Als Jagdwaffen haben sie Armbrust und Blasrohr, auch wohl eine Lanze aus Bambusrohr und nur selten ein Schießgewehr, mit dem sie aber sehr gut und gewandt umzugehen wissen.

Im Weiler Na le traf der Reisende am 3. September ein; dort schoß er eine Tigerin, welche weit und breit große Verwüstungen angerichtet hatte. Am andern Tage veranstaltete der Dorfhäuptling zu Ehren des fremden Mannes eine Jagd auf ein Rhinoceros. Dieses Thier war dem Reisenden in jenen Wäldern noch nicht begegnet. Die Laos benehmen sich auf dieser Jagd sehr geschickt. Die Gesellschaft bestand aus acht Männern; Mouhot und seine Diener trugen Flinten und er selber hatte auf sein Gewehr ein geschärftes Bayonnet gesteckt; die Laos trugen eine Bambuslanze mit einer eisernen Spitze, die etwa zwischen Dolch und Bayonnet mitten inne steht; an der Bambuslanze des Häuptlings befand sich übrigens ein langer, ausgezackter, starker und doch sehr biegsamer Degen, der nicht abbrach und gerade deshalb eine äußerst gefährliche Waffe bildete.

Sie bewaffnet zogen die Jäger in den dichten Wald, welcher dem Häuptlinge genau bekannt war. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt hatten, vernahmen sie das Krachen von Zweigen und das Rascheln dürren Laubes. Der Häuptling trat vor und gab den Uebrigen ein Zeichen mit der Hand; sie sollten langsam nachfolgen, aber die Waffen bereit halten. Gleich nachher deutete ein gellender Schrei des Führers an, daß sich das Thier in der Nähe befinde; er schlug auf zwei Bambusrohre, und nun schrien auch die anderen Laos aus Leibeskräften, um das Rhinoceros

Digitized by Google

aus seinem Schlupfwinkel aufzuscheuchen. Das gelang; es war wüthend, weil man es in seiner Ruhe gestört hatte, und ging gerade auf die Jäger los. Der Laoshäuptling trat dem Ungeheuer, einem großen, völlig ausgewachsenen Männchen, unerschrocken entgegen; es kam näher, hob und senkte abwechselnd seinen gewaltigen Kopf und sperrte einige Male den Rachen auf. In diesen hinein rannte der Laos wohl sechs Fuß tief seine Lanze, und er that es so ruhig, als ob er eine Kanone abgefeuert hätte. Die Waffe ließ er im Rhinoceros stecken und ging dann zu den übrigen Jägern zurück. Das Thier röchelte entsetzlich und wälzte sich auf dem Rücken herum, während die Laos laut aufjubelten. Meuhot versetzte dann dem Thier einen Bavonnetstich in die Kehle und schenkte dem muthigen Jäger einen sehr schönen europäischen Dolch.

Am 5. September schließt das Reisetagebuch Meuhots. Bis zum 25. Oktober hat er alle meteorologischen Beobachtungen getreulich aufgezeichnet. Aus einer Notiz geht hervor, daß aus Luang Phraban Befehl gekommen war, ihn nicht weiter reisen zu lassen. Am 19. Oktober schreibt er: „Das Fieber hat mich gepackt.“ Am 29: „O Herr Gott, erbarme dich meiner!“ Diese seine letzten Worte schrieb er mit zitternder Hand, welcher die Feder entfiel; er litt entsetzlich an Kopfschmerz. Aber sein Vertrauen auf die Körperkraft war so groß, daß er an ein nahes Ende nicht dachte. Wenn sein getreuer Diener Phraï ihn fragte, ob er etwas an seine Familie zu melden habe, entgegnete er: „Sieh, step! Warte; fürchtest du dich?“ Am 7. November übermannte ihn Schlafsucht, und manchmal redete er irre. Am 10. November Abends 7 Uhr hauchte er seinen Geist aus. Bei den Laos herrscht der Brauch, die Leichen an Bäume zu hängen, aber den Europäer begruben sie unter Anweisung seiner beiden Diener Phraï und Deng nach abendländischer Weise.

Nach Verlauf von drei Monaten gelangte durch diese Diener die Trauerkunde nach Bangkok. Die ehrlichen Burschen lieferten auch alle Habseligkeiten und Papiere des Verstorbenen ab.

Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome.*)

I.

Abreise von Barra. Melancholischer Anblick des Flusses. — Die Cuyuma-Indianer und ihre geistigen Befähigungen. — Manatifang. — Die Uferfeuerie. — Bimsstein auf den Flußen. — Erdbürte an den Ufern. — Ankunft in Ega. — Die Bewohner der Stadt und Leben daselbst.

Am 26. März 1850, drei Jahre bevor die ersten Dampfer auf dem obern Amazonenstrom zu fahren begannen, schiffte ich mich zu Barra an der Mündung des Rio Negro in den Amazonenstrom ein, nun das 370 englische Meilen westlich liegende Ega zu erreichen. Unser Schiff war eine „Cuberta“, und die Mannschaft desselben bestand aus Indianern. Am nächsten Morgen waren wir bereits auf den weiten Fluten des hier Solimoens genannten Amazonenstroms, an dessen linkem Ufer wir hinfuhren. Die Regenzeit war schon eingetreten, und die Sandbänke und niedrigen Landstriche standen alle unter Wasser; auf dem reißenden, zwei bis drei englische Meilen breiten Strome flutheten große entwurzelte Bäume und allerlei Pflanzentheile. Der Anblick war höchst melancholisch, denn außer dem murmelnden Wasser war kein Ton zu vernehmen, und überall stießen wir auf Baumstämme. Die Motuca (Hadrus lepidotus), eine große zur Tabanidenfamilie gehörige Fliege, peinigte uns bis aufs Blut; sie schob uns ihr Bündel borniger Lanzetten dermaßen ins Fleisch hinein, daß kleine Ströme Blutes hervorquollen. Da sie aber nicht sehr flink ist, so kann man sie leicht fangen und tödten.

Den obern Fluß, Alto-Amazonas oder Solimoens, betrachten die Brasilianer als einen für sich bestehenden Strom. Die Eingebornen, welche keinen Ueberblick über das ganze Flußsystem haben, können sich nicht vorstellen, daß jenseits der Gabel des Rio Negro der Fluß noch fortsetzt. In der That zeigen auch beide Flußhälften einige durchgreifende Verschiedenheiten. Se weht der Passatwind nur bis zu der etwa 100 englische Meilen von der Küste liegenden Mündung des Rio Negro am untern Strome; nie aber auf dem obern. Deshalb ist auf dem letztern meist eine dicke, flagnirende Luft anzutreffen, denn die dort wehenden Winde sind nur von kurzer Dauer und sehr unregelmäßig. Die Ufer des untern Amazonenflusses sind meist hügelig, große Campos oder offene Ebenen ziehen sich an ihnen, wechselnd mit dünn bewaldeten, sandigen Flächen, hin, und das Klima ist trocken. Ganz anders am Solimoens. Dort gehört eine Dauer von 14 trockenen Tagen zu den Seltenheiten, und zu beiden Seiten ziehen sich auf hunderte von Meilen Breite großartige Wälder hin. Nirgends trifft man auf Sandboden, überall findet man Alluvium, fettes Thon und Humusboden, der, wie verschiedene Wasserrisse zeigen, oft eine Mächtigkeit von 30 Fuß erreicht. Je mehr wir westwärts vordrangen, deste üppiger gediehen Pflanzen und Früchte, und einige Bäume, die in Para und Santarem nur alljährlich einmal blühen, tragen in der Gegend von Ega das ganze Jahr hindurch Früchte. Das Klima ist gesund, obgleich man sich in einem fortwährenden Dampfbade befindet. Aber in dieser großartigen Wildniß spielt der Mensch die kleinste Rolle; von dem Fuße der Anden bis nach Barra hin sind nur wenige Acker Landes bebaut, und tagelang kann man reisen, ohne auf eine Seele zu stoßen.

Unsere Fahrt ging am Ariaun und dem Guariba vorüber, zwei Abflüssen des Solimoens, die sich dem Rio Negro zuwenden. Dann kamen wir am 31. März nach Manacapuru, einer auf dem hohen, festigen Ufer gelegenen Ansiedlung. Hier haben viele Einwohner von Barra ihre Sitios oder Landhäuser, obgleich der Ort 80 englische

*) The Naturalist on the River Amazons. By H. W. Bates. London 1864.

Digitized by Google

Meilen von der Stadt entfernt liegt. Hier hört nun jede Spur von Bergen auf. Die Ufer sind auf hunderte Meilen zu beiden Seiten flach, ausgenommen da, wo die Tabakingaformation 20 bis 40 Fuß hohe Thonhügel bildet. Wochenlang sieht man nicht einmal einen armseligen Kieselstein. Unsere Reise ward nun sehr einförmig. Von Manacapuru fuhren wir 19 Tage in westlicher Richtung, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, und nur ein einziges Schiff kam uns in Sicht.

Dabei gestaltete sich unser Leben an Bord sehr regelmäßig. Das Schiffsvolk bestand aus Cucama-Indianern, die am obern Theil des Stromes in der Nachbarschaft von Nauta in Peru zu Hause sind. Sie sprechen die Tupisprache, jedoch mit einem etwas härtern Accent, als die halbcivilisirten Indianer von Ega abwärts. Sie sind tüchtige Arbeiter und der einzige Indianerstamm überhaupt, der sich gern und als eine Art Gesellschaft von den Handelsleuten zu Schiffsdiensten mieten läßt. Der Lootse Vicente erzählte mir, daß er bereits mit seinen Leuten 15 Monate von Weib und Kindern fern sei. Eigenthümlich erschien mir die große Verschiedenheit dieser Leute; einige waren groß und schlank gebaut, andere wieder kurz, breit und dick. Vicente hatte ein ovales Gesicht mit hübschen Zügen, während ein Anderer ganz die breiten Backen und geschlitzten Augen der Mongolen zeigte. Keiner war tätowirt und Keiner hatte die leiseste Bartspur. Bekannt sind die Cucamas auch wegen ihrer haushälterischen Natur, die um so auffallender erscheint, da sonst die Indianer an die Erlangung von Eigenthum nicht zu denken pflegen. Jeder der Schiffer besaß eine Kiste mit Schloß und Schlüssel daran, in welcher er sorgfältig seine kleinen Habseligkeiten, Kleider, Beile, Messer, Harpunen, Nadeln und dergleichen aufbewahrte. Ihr Lohn betrug täglich etwa fünf Groschen, und da sie oft dafür Waaren im doppelten Werthpreise angerechnet erhielten, so brauchten sie lange Zeit, ehe ihre Truhe sich füllte.

Als Schiffsvolk sind sie unvergleichlich. Während der 35 Tage, die meine Reise dauerte, kam nie ein Zank unter ihnen vor. In ihren Mußestunden nähten sie mit Nadel und Zwirn, und Jeder besaß einen stählernen Fingerhut.

Ihre Gutherzigkeit jedoch kann mehr als ein Mangel an wirklich schlechten Eigenschaften aufgefaßt werden, da sie auch keine wirklich guten zeigten; es war Alles bei ihnen mehr negativer als positiver Art. Ihr phlegmatisches und apathisches Temperament, ihr Mangel an jeder Neugierde und ihre schlechte Auffassungsgabe machen sie zu sehr langweiligen Reisegefährten. Gemüthsäußerungen, wie Liebe, Mitleid, Bewunderung, Furcht, Freude scheinen ihnen ganz unbekannte Dinge zu sein. Besonders fiel mir der außerordentliche Mangel an Wißbegierde auf. So lachten sie bei einem starken Gewitter nach jedem Donnerschlage laut auf und riefen: „Da ist mein alter Onkel wieder auf der Jagd.“ Auf die Frage aber, was der Donner wohl sei, antworteten sie: „Timaa icheauaa?“ — Wer weiß es? Sie hatten nie darüber nachgedacht; eben so waren sie erstaunt über meine Fragen, wer Sonne, Mond und Sterne geschaffen habe. Dergleichen war nie bei ihnen erwähnt worden. Die Tupisprache hat wohl — wenigstens sie lehrten die alten Jesuiten — das Wort Tupana für Gott, doch keinenfalls ist damit der Begriff des Schöpfers verbunden. Es war meinen Indianern nur die Bezeichnung für eine sichtbare Gottheit oder ein Bild, das die Weißen verehrten. Kein einziger Indianerstamm am obern Amazonenstrom hat eine Idee vom höchsten Wesen, und also auch kein Wort dafür, um es in seiner Sprache auszudrücken.

Die Passagiere müssen sich bei Fahrten auf dem Amazonenstrom selbst mit Lebensmitteln versehen. Verschiedene gute Freunde hatten mir meine Vorräthe aber aufzehren helfen, lange bevor Ega erreicht war. Ich mußte daher mit der Schiffskost vorlieb nehmen, in der Pirarucu (halbverfaulter, gesalzener Fisch), Kaffee und Maniocmehl den Hauptstamm ausmachten. Die Fischerei der Indianer war nicht immer von Erfolg gekrönt, da durch die Ueberschwemmung der Uferlandschaften der Strom so vergrößert war, daß die Fische nun über ein zehnmal größeres Reich als früher zu gebieten hatten und daher sparsamer an einzelnen Stellen vorkamen. Ein Festtag wurde durch den Fang eines Manati oder der Meerkuh bezeichnet. Das Schiff wurde sechs oder sieben Stunden lang festgelegt, und Alles lief in den Wald, um das Thier abzuhäuten und zu kochen. Das Fleisch wurde in viereckige Stücke zerhackt, und Jedermann erhielt 12 davon an einem langen Stecke. Bald prasselte ein lustiges Feuer und drehten sich die Bratspieße, trotzdem fortwährend Regen fiel und Schaaren von Ameisen heraufkrochen und über die zerfressen Eingeweide des Thieres herfielen. Der Geschmack des Fleisches gleicht dem groben Schweinefleische, aber das grünliche Fett hat einen unangenehmen Fischgeschmack. Unser Thier war ziemlich groß, es war 10 Fuß lang und hatte an der breitesten Stelle neun Fuß im Umfange. Obgleich der Manati im Amazonenstrom häufig vorkommt, so ist er doch eins von den wenigen Thieren, das die Aufmerksamkeit der Indianer im hohen Grade erregt hat, denn sie können sich nicht erklären, wie es seine Jungen säugt, da sie es für einen Fisch halten.

Ich benutzte alle Haltepunkte zu Ausflügen in die Wälder und zur Bereicherung meiner Sammlungen. Wie oft aber mußte ich dabei umkehren, denn gewöhnlich war das Dickicht so geschlossen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Entwurzelte Bäume, dichtverschlungene Gewebe riesiger Kletterpflanzen, stachliche Bambusgebüsche, Sümpfe, Hindernisse aller Art traten mir entgegen. Trockenere Landstrecken waren oft herrlich durch die Wälder der Urucuri-Palme (Attalea excelsa) geschmückt, die zu tausenden unter den Kronen der anderen hohen Waldbäume wuchs. Ihre glatten, schlanken Stämme waren beinahe alle gleich hoch (40 oder 50 Fuß), und oben nickte ein Büschel der graugrünen gefiederten Wedel. Die Frucht dieser Palme reift im April; sie liegt in ungeheuren Massen am Boden umher, wird aber von den Indianern nicht gegessen, trotzdem der Geschmack des Fleisches sehr einladend ist. Als ich eine Menge der dattelgrossen Pflanzen verzehrte, schälten die Indianer mit dem Kopfe, und ich bin ungewiß, ob Verdauungsbeschwerden, an denen ich nachher litt, nicht die Folgen davon waren. —

Indem ich wochenlang an den bewaldeten Flußufern hinfuhr, lernte ich drei ganz verschiedene Arten der Küste und der damit im Zusammenhang stehenden Wälder unterscheiden. Zunächst die niedrigen Alluvialablagerungen, die aus einer Mischung von Sand und Schlamm bestanden und mit breitblätterigen, hohen Gräsern bewachsen waren, unter denen sich das Pfeilgras mit seinem 14 bis 15 Fuß hohen, federartigen Blütenstengel auszeichnete. Als einziger größerer Baum zeigt sich auf diesem Boden der Trompetenbaum (Cecropia peltata), dessen Blätter denen der Roßkastanie ähneln, nur daß sie größer sind. Zweitens unterschied ich die mäßig hohen Ufer, die nur theilweise in der Regenzeit überflutet werden; sie sind mit verschiedenartigen Bäumen bedeckt, unter denen Palmenarten und

Digitized by Google

breitblätterige Marantaceen verherrlichen. Der Blattschmuck ist meistens von lichtgrüner Farbe. Drei Viertheile des Landes, das den obern Amazonenstrom begrenzt, gehören zu dieser Klasse. Die dritte Abtheilung wird durch den noch höher liegenden, welleförmigen Lehmboden gebildet, der aber nur in großen Zwischenräumen auftritt und sich dann einige englische Meilen lang hinzieht. Der Wald, der auf diesem rothen und verschiedenartig gefärbten Thone wächst, hat einen ganz andern Anblick, als der in den Niederungen, seine äußere Form ist mehr abgerundet, Palmen sind in ihm seltener oder von eigenthümlicher Art, wie die mit einer bauchartigen Erweiterung am Stamme versehene Iriartea ventricosa und die schlanke Bacaba-i (Oenocarpus minor); auch das Thierleben tritt in diesen Wäldern sehr in den Hintergrund. Diese „Terra firma", und eben so ein Theil der Niederungen scheinen mir für Ansiedlungen sehr geeignet. Früher hatten hier Eingeborne ihren Sitz aufgeschlagen, aber sie sind ausgerottet worden, oder haben sich mit den Weißen vermischt. Später erfuhr ich, daß auf der 280 englische Meilen langen Strecke von Manaeapuru bis Quary nicht mehr als 18 oder 20 Familien seßhaft sind, doch wohnen diese nicht am Hauptstrome selbst, sondern an dessen Nebenarmen und Seen.

Einige Mal brachten mir meine Fischer sehr poröse Bimsteinstücke, die sie aus den Fluthen herausgezogen hatten. —

Da sie nur von den entfernten Vulkanen der Anden, dem Cotopaxi, Llanganete oder Sangay, die im Quellgebiete des Amazonenstroms stehen, kommen konnten, so betrachtete ich sie mit besonderer Aufmerksamkeit. Die Steine hatten mindestens einen Weg von 300 geographischen Meilen zurückgelegt. Später fand ich sie noch sehr häufig und sah, wie die Brasilianer sie zum Putzen ihrer verrosteten Flinten gebrauchten; sie glaubten fest, daß es verhärteter Flußschaum sei. In Santarem erhielt ich durch einen Freund ein Stück solchen Bimssteins, das bei Monte Alegre, also noch etwa 225 Meilen weiter flußabwärts aufgesucht worden war. Wenn aber diese Steine so weit den Amazonenstrom herabschwimmen, so kann auch mit Sicherheit angenommen werden, daß viele das offene Meer erreichen und dort mit den nordwestlichen Strömungen des Atlantischen Oceans noch weiter befördert werden. Höchst wahrscheinlich dienen diese Bimssteine als Transportmittel von Samen, Insekteneiern oder Fischrogen, wodurch manches bis jetzt unerklärte Problem über das Vorkommen von Pflanzen und niedrigen Thieren fern von ihrer eigentlichen Heimath erklärt werden kann. Die abgerundete, wassergeschliffene Oberfläche der Steine beweist, daß dieselben lange Zeit am Fuße der Vulkane und an den Quellen der kleinen Zuflüsse umhergerollt wurden, ehe sie in den Hauptstrom gelangten. Bei ihrer porösen Beschaffenheit konnten sie leicht im Umberrollen Sämereien und Insekteneier mit Erde gemischt in ihre Höhlungen aufnehmen, und da die Geschwindigkeit des Flusses während der Regenzeit etwa vier bis fünf Miles in der Stunde ist, so konnten Samen und Eier vom Wasser sehr weit geführt werden, ehe sie zerstört wurden. Leider machte ich hierüber an Ort und Stelle keine eingehenden Beobachtungen. —

Die Schiffer am obern Amazonenstrom befinden sich in fortwährender Angst vor den Erdstürzen oder „Terras cahidas", die zuweilen an den steilen, erdigen Ufern stattfinden, besonderd dann, wenn das Wasser im Steigen begriffen ist. Selbst große Schiffe sind schon von diesen Erdlawinen verschüttet worden. Ich glaubte, daß meine Leute in ihren Erzählungen übertrieben, doch ward ich durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugt. Eines Morgens erwachte ich früher als gewöhnlich durch ein Geräusch, das dem Feuern von Artillerie glich. Die Töne, die, immer schwächer werdend, auf einander folgten, kamen aus ziemlicher Entfernung. Ich dachte zunächst an ein Erdbeben, denn die Luft war ruhig, und trotzdem tobte der Fluß und das Schiff rollte stark. Bald wurden neue Explosionen hörbar, nur viel näher als die früheren. Bald hier, bald da, bald nah, bald fern hörten wir das furchtbare Krachen, doch konnten wir wegen der finstern Nacht nichts sehen. Es war eine Terra cahida. Als der Morgen dämmerte, sahen wir mit Erstaunen das Zerstörungswerk, das sich in der Länge von drei englischen Meilen längs des andern Ufers hinzog. Große Waldmassen, darunter Bäume von 200 Fuß Höhe, wankten hierhin und dahin und stürzten dann prasselnd eine über die andere in den Fluß. Nach jedem Fall bäumten sich die Wogen hoch auf und schlugen zum gleeckerten Ufer zurück, wodurch neue Erdstürze veranlaßt wurden. Es war ein großartiger Anblick, denn bei jedem Sturz spritzte der Schaum in großen Wolken empor und als uns der Schauplatz der Zerstörung durch eine Insel entzogen wurde, hörten wir noch lange nachher das schreckliche Krachen.

Am 22. April fuhr ich durch den Parana-mirim oder Arauana-i, eins der schmalen Nebenwasser des Hauptstroms. Etwa eine halbe englische Meile lang ruderten wir fortwährend durch eine förmliche Wiese von schönen Victoria-Wasserlilien, die gerade ihre Knospen entfalteten. An der Mündung des Catua, der einen der zahlreichen Landseen, die sich in den Ebenen des Amazonenstroms befinden, mit dem Hauptflusse verbindet, wird der Strom sehr breit. Dort fuhren wir drei Tage lang durch eine Weitung, in der wir nichts als den Himmel und Wasser sahen, denn der Fluß, obgleich 1200 englische Meilen von seiner Mündung, hat kaum an Breite verloren. Weiter westlich beginnen Inseln, die den Strom in mehrere Kanäle theilen, deren jeder über eine englische Meile breit ist.

Am Abend des 30. April fuhren wir in einen engen Kanal ein, der leicht für einen unbedeutenden Nebenfluß angesehen werden konnte. Es war aber die Mündung des Teffé, an dessen Ufern Ega, unser Reiseziel, lag. 35 Tage hatte ich auf den schlammigen Fluthen des Solimoens, und gequält von unzähligen Insekten, zugebracht; um so erfrischender erschien mir die dunkle, glatte Wasserfläche des Teffé, über der keine plagenden Insekten schwebten. Erst am nächsten Morgen wollten wir in Ega landen; die Leute legten sich schlafen, ohne Anker zu werfen, denn der Fluß ist hier ohne Strömung; ich saß aber noch lange auf Deck, um mich der erhabenen Ruhe der Nacht zu erfreuen. Kein Laut ließ sich hören, tief blau stand der Himmel über mir, aus dem die goldenen Sterne gleichsam herausbreten wollten, so deutlich erschienen sie. Schweigend lagen die Wälder da, und nur selten ließ sich der Ruf eines nächtlichen Vogels vernehmen.

Mit Sonnenaufgang griffen die Indianer zu den Rudern; es war der erste Mai. Eine Stunde lang fuhren wir durch den engen nur 100 bis 500 Ellen breiten Kanal, passirten einen bewaldeten Vorsprung und schwammen bald auf dem herrlichen fünf englische Meilen breiten See von Ega, der durch eine Erweiterung des Teffeflusses gebildet wird. Zur Linken auf grasigem Abhange lag die kleine Ansiedlung, die aus etwa 100 mit Palmblättern gedeckten Hütten und weißen mit rothen Ziegeldächern versehenen Häusern besteht, deren jedes in einem hübschen Garten liegt, in dem Orangen, Citronen, Bananen und Guavebäume

Digitized by Google

prächtig gedeihen. Palmengruppen mit schlanken Stämmen und zartgefiederten Wedeln überschatteten die Hütten und niedrigeren Bäume. Eine breite mit grünem Gras überwachsene Straße führt von der weißen Sandbucht zu der roten Kirche inmitten der „Stadt“. Vieh graste vor den Häusern, und zahlreiche dunkelhäutige Eingeborne nahmen ihr Morgenbad zwischen den verschiedenen Kanoes im Hafen. Zum Willkommen ließen wir Raketen steigen und feuerten Begrüßungsschüsse ab, als wir das Ufer betraten.

Meine erste Pflicht in dem neuen Wohnorte war, mit den hervorragenden Persönlichkeiten Bekanntschaft zu schließen. Da war der Polizeidelegirte Senhor Cardoso, ein sehr gewinnender und herzlicher Mensch, der für einen Weißen galt, obgleich er ein gut Teil Negerblut in seinen Adern hatte. Den Militärkommandanten, der ein Mulatte war, und den Vikar traf ich in der einfachsten Morgenkleidung zusammen beim Frühstück. Letzterer war ein reiner Indianer und stammte aus einem Dorfe in der Nachbarschaft. Es war ein sehr umgänglicher Mann, ein eifriger Leser und frei von den Vorurtheilen seines Standes; dabei durchaus gewissenhaft und ehrlich. Obgleich er kein großes Einkommen hatte, so unterstützte er doch seine alte Mutter und seine unverheirathete Schwester. Im Ganzen bildete dieser ehrwürdige Geistliche einen erfreulichen Gegensatz zu den meisten übrigen brasilianischen Priestern. Ferner bestand die „gute Gesellschaft“ aus dem „Direktor der Indianer am Japura“, einem dürren Mamelucо-Indianer, der aber als die unternehmendste Persönlichkeit der ganzen Ansiedlung gelten konnte. Jeder der zahlreichen Indianerstämme in der Nachbarschaft steht unter der Controle eines Direktors, der von der kaiserlichen Regierung ernannt wird. Da es keine Missionen am obern Amazonenstrom gibt, so stehen die „Gentios“ oder heidnischen Indianer unter dem Regimente dieser Despoten, die sie zu ihren Zwecken ausbeuten. Der Indianerdirektor von Ega war ein Halbindianer und trotzdem schlimmer gegen die armen Menschen, als je ein Weißer sein konnte. Den Schluß der Leute, die ich besuchte, bildete ein alter Kaufmann, Senhor Remao de Oliveira, der außer von den Bildnissen am Sesimeens und den Eingebornen nichts von der Welt wußte, von mir sich aber über alle europäischen Verhältnisse Rathes erholte.

Ega wurde für vier und ein halbes Jahr mein Hauptquartier, und ich machte von da aus Excursionen auf 300 bis 400 englische Meilen in die Runde. Meine Hütte, die zum Präpariren der naturwissenschaftlichen Sammlungen eingerichtet wurde, hatte gewöhnliche Wände. Der Boden bestand aus Erde, und die Luft konnte durch Löcher im Dache und der Thür eindringen. Mit der Sonne stand ich auf, nahm ein Bad im Flusse und zog fünf bis sechs Stunden in den Wald, um meine Sammlungen zu bereichern. Am Nachmittage ordnete ich die erbeuteten Schätze, schrieb und zeichnete. Mit den Einwohnern stand ich im besten Einvernehmen. Die bessere Gesellschaft bildete eine seltsame Mischung von römischer Etikette und häuslicher Naivetät, und da alle Mitglieder derselben trotz ihrer Unwissenheit für gebildet gelten wollten, so bemühten sie sich dem Europäer gegenüber, bei dem sich Civilisation von selbst verstand, höflich und anständig zu erscheinen. Was ich mit meinen Sammlungen bezweckte, darüber war man nicht recht im Klaren. So glaubten die Indianer, daß ich die Schmetterlinge wegen ihrer glänzenden Farben als Muster für Kattunbrucke benutze. Auch die bessere Klasse begriff nicht, daß ich zum Zwecke meiner Studien hier sammle; als ich aber sagte, das londoner Museum bezahle mich für die gesammelten Thiere und Pflanzen, waren sie befriedigt. Während der letzten Zeit meines Aufenthalts kamen drei Franzosen und zwei Italiener nach Ega, die über die Anden herabgestiegen waren. Für mich gewiß eine angenehme Abwechslung, zumal drei von ihnen an dem herrlich gelegenen Orte blieben und eingeborne Frauen heirathten.

Lebensgefährlich war der Aufenthalt in Ega auch nicht. Die Indianer waren stets höflich, nie angreifend, und nur ein einziges Mal stattete uns ein Jaguar einen nächtlichen Besuch ab, und dies wurde als ein außergewöhnliches Ereigniß betrachtet. Dagegen sind die Alligatoren viel lästiger. Während der trocknen Jahreszeit lauern sie auf die Badenden, und zuweilen wurden ihnen Hunde, Schafe, Schweine, Kinder oder ein betrunkener Indianer zur Beute. Das Thier lag im Wasser verborgen, und nur ein Theil des Rückens, sowie die unheimlichen Augen waren sichtbar. Machte er eine Bewegung mit dem Schwanze, so flüchtete Alles lachend nach dem Ufer zu. Obgleich diese Feinde leicht mit der Harpune zu fangen sind, so fiel dies doch selten den sorglosen Indianern ein. Giftige Schlangen sind in den Wäldern häufig, doch ereignete sich während meines ganzen Aufenthalts kein einziger lebensgefährlicher Fall durch dieselben.

Am meisten litt ich durch die mangelhafte Verbindung mit der Heimath. Die Unregelmäßigkeit, mit der ich Briefe, Zeitungen und Packete empfing, waren neben der schlechten Nahrung für mich am empfindlichsten. Der Mangel an geistigem Austausch wurde mir oft unerträglich, und ich kam zu dem Schluß, daß die Betrachtung einer herrlichen Natur allein nicht genügend für das menschliche Herz und Gemüth ist. Die neuen Zeitungen las ich langsam hintereinander und oft dreimal durch, selbst die Ankündigungen darin. Einmal blieb ich ein ganzes Jahr ohne alle Nachricht, und mein Gemüthszustand litt dadurch außerordentlich.

Digitized by Google

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von Karl Andree.

III.*)

Die westafrikanische Küste im Süden des Aequators. — Das alte Königreich Loango und die Bemühungen der Missionäre. — Die Kabindastämme und die ländereichen Muschongo. — Der heutige König von Loango und seine Hofhaltung. — Die Pahgamie und die Geheimbünde. — Zur Kennzeichnung der äquatorialen Negervölker. — Fetischwesen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sich im Süden der Gabon-Region eine Küstenlandschaft ausdehnt, die sich etwa 12 bis 15 deutsche Meilen ins Innere erstreckt und als Loango bekannt ist. Vallon nimmt als Grenze im Norden den Fluß Kilongo, im Süden den Kalongo an; wir unserseits sind aber geneigt, dem Land eine größere Ausdehnung zu geben und die ganze Gestaltregion zwischen Majumba im Norden und dem Congofluß im Süden als Loango zu bezeichnen.**)

Die westafrikanische Küste im Süden des Aequators bietet dem Schiffer, welcher aus dem Busen von Guinea kommt, einen ganz neuen Anblick. Zuerst sieht er noch an den Strommündungen lange sandige Streifen und Mangrowegebüsch, bald aber treten, oft bis ans Meer, grüne Hügel auf, und die Landschaft wird anmuthig. Am Strande liegen Dörfer zerstreut, und der Schiffer kann sich ohne Gefahr der Küste so weit nähern, daß er deutlich die Menschen erkennt, welche ihm ein Zeichen geben. Sie möchten gegen europäische Waaren Landeserzeugnisse und Sklaven vertauschen. Der Sklavenhandel ist in Loango einst sehr schwunghaft betrieben worden und hat den Bewohnern so viel Nutzen abgeworfen, daß sie, ohnehin der Trägheit ergeben, sich wenig um Ackerbau bekümmern.

Auch an dieser Küste sind die Menschen zersplittert und zerklüftet. Wenn es wirklich einmal ein „großes Königreich Loango" gegeben haben sollte, so ist doch jetzt keine Spur von demselben übrig. Die Missionen haben aber viel Aufsehens davon gemacht. Merolla erzählt, der König habe einen Hofhalt von mehr als 300 Personen gehabt, und Alle seien in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Bernardus Ungard zur römischen Kirche bekehrt worden; in einem einzigen Jahre seien mehr als 12,000 Loangesen getauft worden. Die Geschichte lehrt aber, namentlich auch an Congo, woraber wir später einmal reden, was für eine Beschaffenheit es mit solchen Negerbekehrungen hat; sie sind und bleiben oberflächlich und machen dem unwissenden Fetischdienst wieder Platz, oder vielmehr, sie haben diesem gar nichts anhaben können. So war es auch in Loango. Der Nachfolger des getauften Königs vertrieb die Missionäre und machte dem neuen Wesen sofort ein Ende. Späterhin soll ein schwarzer Priester, „Pater Leonard" einmal 5000 Stück Neger an einem Tage getauft haben, und zum Lohn dafür wurde er zum Bischofe von Loango ernannt; als aber 1770 französische Missionäre ins Land kamen, fanden sie keine Spur von Christenthum. Sie blieben mehrere Jahre im Land, überzeugten sich aber, daß alle ihre Bemühungen vergeblich seien, und verließen Afrika.

So lange die Missionäre in ihrer Wahnhoffnung auf Erfolg verharrten, lobten sie Land und Leute und brachten manche merkwürdigen Angaben in Umlauf. Wir wollen anführen, was Proyart ihnen über den großen König von Loango nacherzählt, weil wir nachher zeigen, wie es sich mit diesen Potentaten verhält. Also: die Person des Monarchen ist geheiligt; er selber ist aber in Bezug auf Essen und Trinken ganz eigenthümlichen Beschränkungen unterworfen, indem er Beides in einem ganz verschiedenen Hause besorgen muß. Ein Ausrufer verkündet, daß des Königs Speise herbeigetragen werde; dies ist für Jedermann ein Zeichen, daß er sich zu entfernen habe. Die Gerichte werden in das Speisehaus gebracht, in welchem sich der König befindet, und die Thüren verriegelt. Kein lebendes Wesen darf, bei Todesstrafe, sehen, daß und wie der Herrscher Speisen zu sich nimmt. Einst war ein Hund so unglücklich und so mutige sterken; ein anderes Mal befand sich ein schlafendes Kind, das unbemerkt geblieben war, im Eßgemache; es wachte auf und sah den König speisen. Nach sechs Tagen wurde es geschlachtet, und mit seinem Blute besprengte man des Königs Fetische. Mit dem Trinken wird es nicht so streng genommen; nur müssen die Anwesenden ihr Gesicht verhüllen, wenn der König den Becher erhebt.

Ein König von Loango halte, den Berichten der Missionäre zufolge, nahe an 6000 Frauen. Das kann recht wohl der Fall gewesen sein, es hat aber damit eine eigene Bewandtniß. In Loango erbt ein Mann, gleichviel ob er Häuptling ist oder nicht, alle Frauen seines Vaters, seiner älteren Brüder oder Oheime und bekommt auf solche Weise manchmal eine beträchtliche Anzahl zusammen, alte und junge. Auch werden die unverheirathelten weiblichen Verwandten und alle seine Sklavinnen, auch die verheiratheten, als eines Mannes Frauen bezeichnet.

An der Jumbaküste, wo der Hafen Majumba liegt, wird noch immer dann und wann eine Ladung Sklaven über See verschifft. Südlich vom 5.° s. Br. wohnen die unabhängigen Kabindas, welche sich von den umwohnenden Schwarzen wesentlich unterscheiden und an der Südwestküste eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die Krukneute in Oberguinea. Gleich diesen sind sie dem Seedienste zugethan, und man findet sie als Matrosen auf allen Küstenschiffen; sodann erhalten sie Beschäftigung in den europäischen Faktoreien; sie sind gewandte Fischer und verstehen sich trefflich darauf, Sklaventransporte geräuschlos und unbemerkt von den englischen Kreuzern an die Einschiffungsplätze zu bringen. Alle Buchten und Strömungen sind ihnen bekannt, und für manche Dienstleistungen sind sie unschätzbar.

Aber sie haben unversöhnliche Feinde an den Mufflongs, am untern Congostrome, vor denen sie sich dermaßen fürchten, daß sie an Widerstand nicht denken und Rettung lediglich von ihren Fetischen erwarten. Diese Mufflongs benannen große schaluppenähnliche Piroguen, die durch das Wasser gleichsam fliegen, legen sich in Hinterhalte, fallen in großer Menge über vorbeiziehende Kabindas her, werfen sie in die Fahrzeuge und verschwinden, wie sie gekommen sind, bei Nacht und Nebel. Es

*) Vergl. Bd. VI, S. 375 f. wo wir den Mangel an Gliederung, die Zersplitterung der Völker in der Gabon-Region und am Ogowestrom schilderten. Sodann: Bd. VII, S. 16 ff., die Bemerkungen über die Fanus (Pahnu) und über die Stammeszeichen der verschiedenen Negervölker.

**) Vallon, La côte occidentale d'Afrique, S. 500. Dagegen Wilson, Westafrika, S. 306.

Digitized by Google

ist keineswegs selten, daß man in den Flußmündungen Leichen von Kabindas treiben sieht, welche von gefräßigen Seehaien umschwärmt werden. Die in Sicherheit gebrachte Beute wird von den Räubern getheilt; im Dorfe wird ein großes Fest veranstaltet, und Alles betrinkt sich in Rum.

Die den Kabindas abgenommenen Sklaven werden nicht etwa freigegeben, sondern an andere Negerhändler verkauft. Zuweilen trifft es sich, daß in einer Kabinda-Schaluppe auch ein weißer Mann mit gefangen wird, der natürlich nicht als Sklav verkauft werden kann, aber gewöhnlich eine verzweifelte Gegenwehr leistet und ein paar Musketons niederschießt, bevor er sich ergibt. Am Ende wird er aber überwältigt, gefesselt und sofort an einen Baum gebunden, wo er dann als Zielscheibe aller möglichen Mißhandlungen dasteht und ein Opfer des Todes ist, wenn er sich nicht mit 3 bis 4000 Dollars loskaufen kann. Dallon kennt Sklavenhändler, die sich auf solche Weise dreimal aus den Krallen der Musketons frei gekauft haben. Die Letzteren wissen sich der Feuerwaffen vortrefflich zu bedienen; sie sind auch schlau und erfahren Alles, was in den Faktoreien vorgeht, weil sie mit den „Linguisters“ d. h. Dolmetschern derselben, Einverständnisse unterhalten. Am liebsten greifen sie mit Waaren beladene Schiffe an, seltener Fahrzeuge mit Sklaven, weil sie den Handel mit diesen nur ungern hören, denn er bringt ihnen allerlei Vortheile. Doch trifft es sich manchmal, daß die Sklavenhändler eine teufelisch-raffinirte Rache nehmen. Es ist vorgekommen, daß sie, selbst ohne Vorwissen der Kabinda-Matrosen, eine Schaluppe mit vergiftetem Rum beluden und diese den Musketons in die Hände spielten. Natürlich fielen die Piraten über das Feuerwasser her, und die Folge kann man sich denken.

Die Zustände an der Küste von Loango sind überhaupt ganz roh und barbarisch. Viele Stämme kennen nicht einmal den Werth geprägter Gold- und Silbermünzen. Ein Neger war in den Besitz einer goldenen Dublone gekommen (etwa 23 Thaler werth) und wollte dafür von einem europäischen Handelsmann Waaren kaufen. Dieser besah sich das Goldstück und äußerte verächtlich, was ein weißer Mann mit einem solchen Ding anfangen solle? — „Aber die Weißen verfertigen doch diese Stücke und müssen wissen, wozu sie gut sind“, sagte der Schwarze; worauf der Handelsmann entgegnete: „Gewiß machen sie diese Stücke; aber glaubst du denn, daß sie hierher kommen, um das, was sie hergebracht haben, wieder mit fort zu nehmen?“ — „Nein.“ — „Nun, was soll ich mit dem Dinge hier anfangen?“ — Der Schwarze stand verblüfft da, war aber sehr zufriedengestellt, als der Weiße sich scheinbar seiner erbarmte und ihm sagte: „Da ich doch einmal mit dir Geschäfte mache, so will ich dir diesmal etwas geben; andere Leute würden nicht so gefällig gegen dich sein; aber höre, wenn du wiederkommst, bringe mir viel Elfenbein mit.“ Er gab ihm dann für die Dublone etwas Zeug im Werthe von etwa dritthalb Thalern und zwei Beutelchen verfälschten Rums! Demselben Handelsmanne (1859) gab ein Neger für zwei leere Weinflaschen zwei Fünftrankenstücke!

Betrachten wir uns nun den „König von Loango“*); sein kleines Gebiet liegt eine kleine Strecke nördlich vom 5.° s. Br. Der Monarch gilt bei den Seinen für einen gewaltigen Krieger, aber Kapitän Ballon erklärt ihn für einen unverschämten Bettler, mit dem ein Europäer Alles anfangen kann, wenn er ihm ein Faß Branntwein gibt. Seine Residenz hat er in einem armseligen Dorfe, das etwa drei Wegstunden nordnordöstlich von den Faktoreien an der Loangobay entfernt liegt*). Dort hält er, inmitten seiner Lüchterlichen, unzüchtigen Fetische seinen „Hof“ und empfängt die Fremden, welche mit ihm handeln wollen. Seine Gewalt theilt er mit einem vom Volk erwählten Häuptling, welcher den portugiesischen Titel Capitan Mor, Oberhauptmann, führt; dieser leitet die politischen Angelegenheiten, wenn von solchen die Rede sein kann, und vermittelt den Verkehr mit den Fremden, welche sich ihm vorstellen und Geschenke geben müssen, damit sie ungehindert Handel treiben können. Weder König noch Capitan Mor dürfen jemals das Meer sehen; so will es der Landesbrauch.

Die drei anderen höchsten Beamten sind der Mayordomo, den wir etwa als Haus- und Hofmarschall bezeichnen können; der Mafuk, welcher die Obhut über des Königs Sklaven hat, und der Mambuk; dieser Letztere besorgt die Landesangelegenheiten außerhalb des königlichen Dorfes. Der Linguister, Dolmetscher, ist gleichfalls eine wichtige Person.

Mafuk und Linguister sind gewöhnlich durch Sklavenhandel wohlhabend geworden. Dann kaufen sie, für etwa 100 Thaler, vom Könige den Titel Prinz und erhalten obendrein noch ein kleines Gebiet mit dem Rechte, dort ein Dorf zu gründen, in welchem sie sogleich als unbeschränkter Gebieter auftreten. Solch ein Gewalthaber bekommt dann als Zeichen seiner Würde vom König eine Mütze und einen aus Ananasfasern verfertigten Mantel. Solche Dörfer füllen sich bald mit Einwohnern, weil die armen Leute dort einen gewissen Schutz genießen und nicht so leicht von den Sklavenmäklern hinweggeführt und verkauft werden können; der Gewalthaber hat nämlich ein Interesse daran, sie bei sich zu behalten, denn er zieht von ihnen Vortheil. Diese „Prinzen“ legen ihre Dörfer zumeist nahe der Küste an, sind von einander unabhängig und kümmern sich auch nicht viel um den „König“, dessen Gewalt sich kaum 10 Meilen weit über sein Dorf hinaus erstreckt.

Wir haben schon in einem frühern Aufsatze darauf hingewiesen, daß in diesen Gegenden Afrika's noch weniger als in anderen von Familie und Familienleben die Rede sein kann. Nicht einmal Polygamie waltet vor, sondern ein geschlechtliches Durcheinander, Promiscuität. Jede Sklavin ist des Gebieters Frau, und er verkauft sie, wenn die Laune dazu ihn anwandelt, mit ihren Kindern. „Weib und Kind sind die gangbarste Verkaufswaare; der Mann selber ist heute Herr, morgen Sklav; heute Verkäufer, morgen Verkaufter, und der eine Zustand ist ihm so gleichgültig, wie der andere. Er hat nicht das mindeste Bewußtsein von einer eigenen Menschenwürde oder von der anderer Leute. Er ist wie ein Vieh, und wer ihn zum Menschen und zum gesellschaftlichen Verkehr erheben will, muß ihn aus seinem Lande entführen und anderwärts zur Arbeit anhalten.“ (Ballon. S. 592.)

Von Religion ist bei diesen Schwarzen keine Rede; sie fleben im gröbsten Fetischdienste; aber für eine Flasche Branntwein geben sie willig ein Fetischbild hin, das sie vielleicht jahrelang verehrt haben. Ein Häuptling wurde gefragt: „Du betrachtest das Meer und die Fische als heilig; weißt du, wer sie gemacht hat?“ Antwort: „Ja wohl, die Fische!“

In ganz Afrika herrscht die Polygamie vor, und wir finden dieselbe sogar, wenn auch nicht allgemein, bei den christlichen Abyssiniern. Sie übt auf das ganze Leben und auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse einen so tiefen und bestimmenden Einfluß, daß man ohne nähere Würdigung derselben das Wesen und Treiben der urafrikanischen Völker nicht verstehen wird. Wir können hier aus leichtbegreiflichen Rücksichten der Delikatesse nicht allseitig auf den wichtigen Gegenstand eingehen; es wird aber angemessen sein, einzelne Thatsachen hervorzuheben.

Von Anbeginn der Geschichte bis auf den heutigen Tag finden wir, daß die unendlich überwiegende Mehrzahl des

*) Ballon spricht als Augenzeuge. Wilson schreibt. S. 307: The king resides at a large town, called Boaro, six or eight miles from the seacoast.

Digitized by Google

Menschengeschlechts die Vielweiberei hat, nicht die Einweiberei; diese letztere ist auch in unseren Tagen noch ganz entschieden in der Minderheit, gleichsam eine kulturgeographische und ethnologische Ausnahme. Wir können sie als specifisch europäisch und nebenher auch als christlich bezeichnen; wir finden sie nur bei den europäischen Kulturvölkern und bei den Nationen anderer Erdtheile, welche von diesen abstammen, z. B. in Amerika und Australien. Bei uns wird sie durch Sitte und Herkommen geboten; sie ist auch schon wegen der Erwerbsverhältnisse nothwendig und bildet die Hauptunterlage für das Leben der Familie, der Gesellschaft und des Staates, welcher die Polygamie verbietet. Auch halten sich bei uns, in den gemäßigten Klimaten und bei den Völkern der sogenannten kaukasischen Rasse, männliche und weibliche Geburten so ziemlich das Gleichgewicht. Aber die Polygamie ist nicht etwa, wie manchmal behauptet worden ist, auf die heißen Klimate beschränkt, denn wir finden sie auch im hohen Norden bei Samojeden und Ostjaken, bei Kamtschadalen, Tungusen, und in Amerika auch bei den nördlichsten Indianerstämmen. Alle Völker auf unentwickelter Gesittungsstufe finden wir polygam; im Alterthume machten unter den „Barbaren“ nur die Germanen und die Gallier eine Ausnahme. In Athen war die Bigamie erlaubt; Sokrates z. B. hatte zwei Frauen.

Aber in den polygamischen Ländern ist, namentlich bei den Nomaden, die Vielweiberei bei weitem nicht so allgemein, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann sagen, daß in Asien von je 1000 Männern nur etwa 50 mehr als eine Frau haben, und nur 10 mehr als zwei oder drei. Frauen sind kostspielig, wo sie nicht, wie in Afrika und bei wilden amerikanischen Völkern, als Arbeitsthiere verwandt werden. Die Polygamie wird auch in Ländern, wo sie gesetzlich erlaubt ist, nie allgemein. Bei den Kulturvölkern widerstreitet sie den Bedürfnissen wie den Sitten; bei ihnen erscheint es unstatthaft, das Weib in jene niedrige und abhängige Stellung zu drängen, welche überall mit der Polygamie verbunden ist; durch sie wird der Despotismus in die Familie gebracht und geht dann auch mehr oder weniger in das Staatswesen über; er duldet keine Gleichberechtigung von Weib und Mann.

Aber „unnatürlich“ ist die Polygamie nicht, und die Völker des Alterthums hatten die Monogamie nur ausnahmsweise. Bei den Juden, dem Volke Gottes, hatten Samuel und die Patriarchen mehrere Frauen, David und Salomo hielten einen großen Harem. Das Gesetz verlangte jedoch, daß der Oberpriester nur eine Frau haben solle, und diese Bestimmung ist ins Neue Testament übergegangen, das verlangte, ein Bischof solle nur eines Weibes Mann sein. Allen anderen war das nicht geboten. Im Oriente begreifen die Völker die Monogamie nur schwer; das kann uns befremdlich erscheinen, jenen aber erscheint es sonderbar und ungeheuerlich, wenn sie von dem Systeme der Prostitution hören, das in allen christlichen, menagemäßen Ländern eine so beklagenswerthe Ausdehnung gewonnen hat. Der gewöhnliche Hebräer durfte vier Frauen nehmen, und diese Bestimmung hat Mohammed auch den Bekennern seiner Lehre eingeschärft; ein König durfte 18 Frauen haben. Der Geschichtschreiber Josephus sagt ausdrücklich, daß Polygamie Landesbrauch bei den Juden sei; in Europa aber kamen diese allmälig zur Monogamie, welche z. B. im 11. Jahrhundert von den Rabbinen in Frankreich und Deutschland, unter Androhung der Excommunication, streng eingeschärft wurde.

Der heilige Augustin stellt den Satz auf, und der berühmte Hugo Grotius pflichtet ihm bei, daß Polygamie natürlicher sei als Monogamie; beide meinen aber, daß jene den Anwachs der Volksmenge hindere. Unbedingt ist das nicht der Fall. Napoleon erklärt im Code civil sogar: Le mariage ne dérive pas de la nature! In den ersten Jahrhunderten des Christenthums wurde von keiner Kirchenversammlung die Polygamie für Sünde erklärt, aber der Satz, daß der Bischof nur eine Frau haben solle, ging bald auf die Geistlichkeit im Allgemeinen über. Der heilige Hieronymus sagt ausdrücklich, daß er die Polygamie nicht verdamme; es heißt in seinem Brief an Pammachius: non damno polygamos; und eine Stelle des heiligen Augustinus wollen wir lateinisch hersetzen: „Quando mos erat, plures habere uxores, crimen non erat; nunc propterea crimen est, quia mos non est.“

Im römischen Reiche wurde die Polygamie im Jahre 393 durch kaiserliche Decrete verboten, aber bald nachher führte Kaiser Valentinian die alte Freiheit in Bezug auf die Ehe wieder ein; jeder könne sich nach der Religion und den Sitten seines Landes richten. Im fränkischen Reiche nahmen die merovingischen Könige gleichzeitig so viele Frauen, als ihnen beliebte, und Karl der Große hielt einen Harem trotz einem türkischen Sultan. Die Ehe wurde allgemein lediglich als ein bürgerliches Uebereinkommen betrachtet; die Geistlichkeit aber strebte danach, ihr die Weihe der Kirche zu geben, und im siebenten Jahrhundert wurde allen Christen die Trauung geboten. Das tridentinische Concilium verbot in seiner 34. Sitzung die Polygamie, denn ercommunicirt soll Jeder werden, der da sagt, daß es dem Christen erlaubt sei, mehr als eine Frau zu haben. Uebrigens hat die Polygamie während der letzten Jahrhunderte in Europa eine beträchtliche Anzahl von Fürsprechern gefunden und durch die Mormonen ist sie in Nordamerika aus religiösen Gründen wieder ins praktische Leben eingeführt worden. Auf die Gründe für und wider können wir uns hier nicht einlassen, und kommt es nur darauf an, hervorzuheben, wie eng sie mit dem ganzen Leben der Afrikaner zusammenhängt.

Dasselbe bietet überhaupt eine Menge von Erscheinungen dar, die uns Europäern seltsam erscheinen. Einige derselben hat Winwood Reade in seinem schon früher von uns erwähnten Werke (Savage Africa, S. 243 ff.) nach eigenen Wahrnehmungen zusammengestellt. Auch er hält die Polygamie im äquatorialen Afrika für nothwendig, weil das Klima dörrartig, die Nahrung der Menschen dürftig, das Volk verderbt sei; die Fortpflanzung sei gering, und selbst bei der Polygamie habe man weniger Kinder als Frauen. Kleine Kinder werden täglich mit Palmöl eingerieben, und die Mutter bleibt, so lange sie das Kind nährt, d. h. gewöhnlich bis ins dritte Jahr, von aller Arbeit frei, auch lebt sie nicht mit ihrem Manne zusammen.

Kinder beiderlei Geschlechts werden schon in früher Jugend an das Trinken von Palmwein gewöhnt, und die Mädchen werden schon nach dem dritten Jahre zum Tanzen angehalten. „Diese Kinder sind fächerlich frühreif; Afrika ist ein ein ungeheures Treibhaus, wo Alles rasch emporschießt, aber auch früh welkt. Sie können schon sprechen, wenn sie kaum ein Jahr alt sind; im fünften oder sechsten Jahre horchen sie schon mit Aufmerksamkeit den schlüpfrigen Liedern der Alten und nach dem neunten Jahre geben sie in die Pubertät über.“ Unsre europäischen Begriffe von Aeltern- und Kindesliebe finden auf diese Afrikaner keine Anwendung. Der Vater ist damit zufrieden, daß er einen Sohn hat, denn dieser ist ihm beim Jagen und Fischen und Rudern behülflich; im Alter bekommt er auch von ihm etwas zu essen. Eine Tochter verkauft er an einen Bewerber; ein krankliches oder verkrüppeltes Kind tödtet er, denn es bringt ihm keinen Nutzen.

Junge Leute werden in gewisse Mysterien eingeweiht, ehe sie sich beheirathen, beirathen und zu den Erwachsenen gerechnet werden dürfen. Ein Führer Reade's, Namens Mengilomba, erzählte dem weißen Mann unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß man ihn in ein Feischhaus gebracht, dort entkleidet, stark gegeißelt und nachher mit Ziegenblinger eingerieben habe. Dazu wurde Musik gemacht, und dann ließen sich hinter einem Vorhange schreckliche Töne vernehmen, welche vom Geist Ulul kamen. Das Instrument, welches Reade sah, be-

Digitized by Google

ſteht in einer Art Pfeife aus Mangrovehol; und iſt an einem Ende mit einem Federnmausflügel überzogen. Der Eingeweihte muß fünf Tage lang eine Art Schürze aus Palmblättern tragen.

Mädchen werden durch alle Frauen, Ngembi, eingeweiht. Sie gehen in den Wald und reinigen ſehr ſorgfältig eine Stelle, auf der ſie eine heilige Hütte bauen; dieſe darf kein Mann betreten. Dann kommen ſie ins Dorf zurück und holen die Igondſchi, Novize, welche nie zuvor an jener Stelle geweſen ſein darf und während der Einweihungszeit, d. h. drei Tage lang, faſten muß. So lange wird auch ein Feuer im Wald unterhalten, neben welchem ſtets eine Einweihungsfrau ſitzt, daſſelbe unterhält und dabei ſingt: „Das Feuer wird nie ſterben.“ In der dritten Nacht wird die Novize in der Hütte mit ſchwarzer, rother und weißer Farbe bemalt; ſie ruft Okanda! yo, yo! yo! und draußen ſtehen Männer, welche auf eine Trommel ſchlagen. Alles, was in der Hütte vorgeht, wird vor den Männern geheim gehalten; man weiß nur, daß die Gebräuche phalliſcher Art ſind. Die Ngembi bilden eine einflußreiche Genoſſenſchaft, vor welcher die Männer ſich fürchten; die ihr Angehörenden behaupten, daß ſie die Geheimniſſe ihrer Feinde entdecken und Diebe ausfindig machen könnten. Wahrſcheinlich bildete ſich dieſer Werberbund, um die Frauen gegen allzuharte Behandlung von Seiten der Männer zu ſchützen.

Nach der Einweihung folgt ein Noviziat. Während desſelben lehrt man den Mädchen religiöſe Tänze, und die jungen Männer werden in dem unterwieſen, was zum Feiſchweſen gehört. Sie erfahren z. B. welche Speiſen ihrem Stamme verboten ſind, z. B. Fleiſch vom Krokodil, oder Büffel, oder vom Hippopotamus. Die Sache ſelbſt beutet wohl auf eine frühere Thierverehrung. Der Geiſt Ukuk lebt in den Eingeweiden der Erde, kommt aber auf die Oberwelt, wenn er hier Geſchäfte hat. Dann wohnt er in einem eigenthümlich geſtal'en Feiſchhauſe, das ganz dunkel und mit dürren Bananenblättern gedeckt iſt. Aus dieſer Hütte kommen ſeltſame Töne, welche an Tigergebrüll erinnern.

Im äquatorialen Afrika werden auch die Geiſter der Vorfahren verehrt, und das hängt mit der Achtung vor dem Alter zuſammen. Junge Leute laſſen ſich auf ein Knie nieder, wenn ſie einem Alten die Hände reichen; ſie reden ihn als Nera an, d. h. Vater, und eine alte Frau als Ngue, Mutter. Den Leichen wird Ehrfurcht erwieſen; in Congo werden ſie manchmal mumificirt; am Gabon ſammelt man die Knochen, welchen man zu gewiſſen Zeiten Ehrfurchtsbeſuche abſtattet. Eigenthümlich iſt Folgendes. Das in Verweſung übergehende Haupt eines Mannes, der ſich beſonders klug und weiſe galt, wird abgeſchnitten und derart aufgehängt, daß Alles, was davon herabträufelt, auf unten ausgebreitete Kreide fällt. Mit dieſer Maſſe reibt man ſich dann die Stirn, in dem feſten Glauben, daß etwas von der Klugheit des Verſtorbenen in die Köpfe Anderer übergehe. Der Schatten der Vorfahren übt wohlthätigen Einfluß; durch die, welche ſterben, ſendet man Botſchaften an ſie; ein Sohn hat einmal ſeine alte Mutter todt geſchlagen, weil er wähnte, daß ſie ihm als Geiſt mehr Nutzen bringen werde, als wenn ſie noch lebe! Träume, die eine große Rolle ſpielen, kommen von den Geiſtern.

Die Völker am Gabon haben Geiſter, welche Berge, Wälder und Waſſer bewohnen, alſo Dryaden und Najaden; ſie haben den böſen Geiſt Mbuiri, der ihnen für den Herrn dieſer Welt gilt, und den ſie verehren, um ſeinen Zorn abzuwenden; um den guten Geiſt kümmern ſie ſich nicht viel, weil dieſer Nſchambi ihnen ja nichts zu leide thut. Epileptiſche ſind vom Mbuiri heimgeſucht, den nur der Feiſchprieſter austreiben kann. Er iſt ein rechter Exorciſt und Teufelsbanner, aber in einer ſehr aufrechenden Weiſe. Ihm iſt bekannt, daß Mbuiri ſich über nichts ſo ſehr ärgert, als wenn die Leute luſtig ſind und recht flott leben. Alſo wird ihm zum Trotze ein paar Wochen lang Muſik gemacht, getanzt und geſchmauſt, und der Beſeſſene ſpielt dabei eine hervorragende Rolle. Die Feiſchprieſter kennen die Eigenſchaften mancher Kräuter und heilen Krankheiten, und das Volk glaubt an die übernatürlichen Kräfte dieſer Männer, welche auch Hexen ausfindig machen. Dadurch haben ſie eine große Gewalt in ihren Händen.

Der Hexenglaube iſt bekanntlich bei allen Negern in ſchreckenerregender Weiſe vorwaltend, nicht minder der Giftkrank als Schuld- oder Unſchuldprobe. Bei den Völkern am Aequator iſt er nicht das „rothe Waſſer“ Nord-Guinea's, ſondern wird aus der Wurzel des kleinen Strauches Nkaya oder Cu'al bereitet. Der Angeklagte muß einen Abguß davon trinken; in einer kleinen Entfernung von ihm werden kleine Stäbe zwei Fuß weit aus einander hingelegt, und über dieſe muß er ſünfmal hin und her ſchreiten. Wirkt der Trank auf den Urin, dann gilt der Mann für unſchuldig; aber manchmal ſtellt ſich Schwindel ein, dem Menſchen erſcheinen die Stäbe wie große Balken, welche ſich in die Luft erheben; er verſucht über dieſelben hinweg zu kommen, ſtolpert und gilt dann für ſchuldig.

Wenn bei den Völkern in der Gabon-Region von einer Regierung die Rede ſein könnte, ſo müßte man ſie als patriarchaliſch bezeichnen. Aber das iſt eigentlich ſchon zu viel geſagt, denn die Stämme zerfallen in Sippen, deren jede ein eigenes Dorf oder eine Gruppe von Dörfern bewohnt. Der Häuptling oder „König“ unterſcheidet ſich z. B. bei den Bapuku durch eine aus Gras geflochtene Mütze und einen Stab; gewöhnlich iſt er ein bejahrter Mann durch Beſitz beſtahlt in Anſehen, aber zu befehlen hat er ſo gut wie gar nichts.

Die Eishöhle bei Roth in der Eifel.

Von Dr. **Ernſt Boll** in Neu-Brandenburg.

Bei Leſung des kurzen Berichtes, welchen der Globus Bd. VI, S. 350 über das Eislager bei der Dornburg am ſüdlichen Fuße des Weſterwaldes bringt, und auch der ausführlicheren Schilderung deſſelben, die Thomä ſchon im J. 1849 im 4. Hefte der Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Naſſau gegeben hat, iſt es mir ſehr aufgefallen, daß in beiden Berichten gar kein Bezug auf eine jener Gegend ſehr nahe liegende verwandte Erſcheinung genommen wird, nämlich auf die merkwürdige Eishöhle bei Roth, unweit des petrefactenreichen Städtchens Gerolſtein in der Eifel. Sollte dieſe nur 10 bis 12 Meilen von der Dornburg entfernte Höhle etwa den naſſauer Forſchern ganz unbekannt geblieben ſein? Unmöglich wäre dieß keineswegs, da ich ſie in deutſchen Schriften nur ſehr ſelten und gelegentlich erwähnt gefunden und ihre erſte Bekanntſchaft ſelbſt nur aus Garnier's traité de Météorologie (Brüſſel 1837) gemacht habe, welches Werk mir während meiner Studienzeit in Bonn zufällig in die Hände fiel. Was ich darin über jene Höhle las, intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich beſchloß,

Digitized by Google

einen Ausflug, den ich von Bonn aus im J. 1841 durch die Eifel unternahm, bis nach Roth hin auszudehnen. Ich benutzte dazu die Pfingstferien, durchstreifte vom 29. Mai bis zum 6. Juni die Eifel nach verschiedenen Richtungen hin und fand dort des Sehenswerthen so viel, — namentlich einen solchen Reichthum an vulcanischen Bildungen, daß ich noch immer mit Vergnügen an diesen Ausflug zurück denke und jedem Naturfreunde, der Gelegenheit haben könnte, dies Gebirge zu besuchen, rathen möchte, dieselbe nicht zu verabsäumen.

Durch das mit zusammen geschwemmter vulcanischer Asche (dem sogenannten Trass) bedeckte Brohlthal ging ich über Tönnisstein, woselbst sich ein an Kohlensäure sehr reicher Mineralquell befindet, zu den romantischen Ufern des Laacher Sees, bestieg dann die aus regelmäßigen Basaltsäulen gebildete pyramidale Spitze des hohen Acht (des höchsten Berges der Eifel, 2400'), durchwanderte die an vulcanischen Gesteinen reiche Gegend von Hillesheim und kam dann endlich nach Roth zur Eishöhle. Dieselbe befindet sich in einer Einsenkung auf einem lang gestreckten Bergrücken, welches sich etwa 600' über den Dosbach erhebt. Der enge, von überhängenden Gebüschen beschattete Eingang zur Höhle liegt in einer aus großen Blöcken von porösser, dasaltischer Lava aufgethürmten Felswand, nur 28' unter dem Gipfel des Berges und 1700' über dem Meeresspiegel. Da die Höhle selbst etwas tiefer als der Eingang liegt, so geht der zu ihr führende schmale und niedrige Gang auch etwas abschüssig hinab, erweitert sich aber schon nach einigen Schritten zu einem Höhlenraume von der Größe eines kleinen Zimmers, von dessen hinterer Wand dann noch einige sehr enge und unerforschliche Gänge in den Berg hineinführen; Sohle und Decke der Höhle bestehen aus eben solchen Lavablöcken, wie sie in der äußern Felswand zu Tage treten. — Als ich am 31. Mai bei einer äußern Lufttemperatur von mindestens 22° C. die Höhle besuchte, waren alle Wände derselben bis vorn zum Eingange mehr als zolldick mit ganz klarem, durchsichtigem Eis überkleidet. Nach Aussage der Anwohner ist dasselbe in dieser Jahreszeit beständig noch im Wachsen begriffen und erreicht erst im August seine größte Dicke, die dann nicht selten mehr als einen Fuß betragen soll. Späterhin im Jahre aber, — so wurde mir von glaubwürdigen Leuten in dem nahen Städtchen Daun berichtet, — vermindert es sich wieder, verschwindet im Winter sogar vollständig, und statt der eisigen Atmosphäre, wie ich sie dort im Mai antraf, herrscht dann warme Luft in der Höhle.

Die Phänomene, welche diese Eishöhle bei Roth und jenes Eislager an der Dornburg zeigen, haben offenbar die größten Analogien mit einander. Beide Localitäten liegen in zu geringer Meereshöhe, als daß man das dort im Sommer so reichlich vorhandene und der Bodenfläche so naheliegende Eis noch als einen Ueberrest der winterlichen Eisbildung ansehen könnte. In beiden Oertlichkeiten herrscht im Sommer und Winter eine Temperatur, welche der äußern Lufttemperatur völlig entgegengesetzt ist. Denn wie in der Rother Höhle (nach der Versicherung von Augenzeugen), im Winter das Eis verschwindet und die Luft sich erwärmt, schmilzt auf dem im Sommer eisbaltigen Boden der Dornburg im Winter stellenweise der Schnee überraschend schnell hinweg, und die und da dringen warme Luftstellwungen aus dem Boden hervor. Endlich besteht auch an beiden Localitäten der Boden selbst aus vulcanischen Gesteinsfragmenten, bei Roth aus einer porösen Lava, und an der Dornburg aus kleinen Basaltgerölken, welche mit ihren Zwischenräumen gleichfalls eine Art von sehr grobzelliger poröser Felsbildung darstellen.

Auch noch aus anderen Gegenden sind einige ähnliche Erscheinungen bekannt geworden. Eichwald, welcher die Rother Höhle einige Jahre nach mir (nämlich 1846) besuchte, erwähnt in seinem Reisebericht, daß er eine ähnliche Höhle bei Gori im Kaukasus gesehen habe, und zwar auch in einem porösen Gesteine! Ferner berichtet H. B. Saussure, dessen „Alpenreisen" noch immer eine Fundgrube mannigfaltiger und sorgfältiger Beobachtungen bilden, von mehreren Grotten und Klüften, worin es zwar nicht zur Eisbildung kommt, in denen aber trotz ihrer geringen Tiefe eine auffallende, mit Zunahme der äußern Lufttemperatur zunehmende Kälte sich zeigt. Dies ist z. B. in dem gänzlich aus Scherben von Urnen und anderen ledenen Gefäßen bestehenden Monte Testaccio, einem kleinen isolirt liegenden Hügel bei Rom, der Fall. In demselben sind fast an seinem ganzen Umkreise Keller angelegt, in welche aus dem Innern des Hügels durch die Zwischenräume der Scherben ein so kaltes Luftstrom eindringt, daß Saussure in dem einen dieser Keller eine Temperatur von une 5¼° R. fand, während sie draußen im Schatten 20° betrug. Aehnliche Verhältnisse fand Saussure in gleich finsterer Weise bei Capvino am Luganer See und bei Herzigswil unweit Luzern benutzt. An ersterem Orte hatte man an dem mit eckigem Kalkfeinergölle bedeckten Fuße eines steilen Berges in der Weise Keller angelegt, daß nur die hintere Wand und ein Theil der Seitenwände derselben in dies Gerölle hineingriffen, die vordere Wand aber und das Dach der Luft ganz bloßgestellt waren; demnach ward auch hier durch die zwischen den Gerölken hindurchströmende Luft die Temperatur so erniedrigt, daß sie bei einer im Freien herrschenden Wärme von 21° im Keller nur 2½° betrug. Die zu Herzigswil gleichfalls in lose Geröllmasse stehenden Keller zeigten bei 18,3° äußerer Lufttemperatur im Innern auch nur 3°; im Winter, so berichtete man ihm, feiere es in diesen Kellern zwar später, dann aber auch stärker, als in der freien Luft, was bei dem leichten Zugang, den die Kälte dann von außen in die so wenig bedeckten Keller findet, auch sehr erklärlich ist. In der Ventarola dello Funero, einer Grotte auf der ganz und gar aus vulcanischen Gesteinen bestehenden und an Thermalquellen überreichen Insel Ischia sah Saussure das Thermometer, welches im März draußen im Schatten 14° gezeigt hatte, freilich nur auf 6° hinabgehen, man sagte ihm aber, daß es, wenn draußen die Wärme größer sei, in der Grotte auch noch tiefer sinke.

Kälte und Eisbildung treten in allen diesen Fällen da auf, wo der Boden, in welchem sich die Höhlen, Grotten oder Keller befinden, entweder aus porösen Felsarten, oder aus solchen Gesteinen besteht, die keine compacte, solide Masse bilden, sondern von einer Menge kleiner Canäle durchzogen sind. Enthält nun ein solcher Boden Feuchtigkeit, so muß die eben bezeichnete Beschaffenheit desselben die Verdunstung ganz ungemein befördern, welche bekanntlich ein Mittel ist, durch welches sehr hohe Kältegrade hervorgebracht werden können. Erklärt dies nun zwar auch noch nicht alle Einzelheiten der oben geschilderten Erscheinungen, so liegt doch aller Wahrscheinlichkeit nach in der durch Porosität des Bodens beförderten Wasserverdunstung der Schlüssel zu diesem merkwürdigen Naturräthsel, dessen endlicher Lösung recht sorgfältig nachzuspüren, gewiß im Interesse der Wissenschaft läge. Dazu fordert auch schon im J. 1796 Saussure die Naturforscher auf und räth Beobachtungen an, welche wenigstens ein Jahr lang allmonatlich drei Mal zugleich über die Temperatur jener kalten Räume und auch der freien Luft in der Nähe derselben anzustellen wären. — Meines Wissens hat sich aber bis jetzt noch Niemand einer solchen Arbeit unterzogen.

Digitized by Google

Die Chinesen in Australien.

Der Census der Kolonie Victoria in Australien weist 26,223 „Heiden“ auf, unter denen die Chinesen verstanden werden, welche in jener Kolonie eine eigenthümliche Stellung einnehmen. W. Westgarth schildert diese in seinem vor Kurzem erschienenen Buche: The Colony of Victoria: its History, Commerce and Gold Mining; its Social and Political Institutions; down to the End of 1863.

Sowohl die wilden Eingebornen als die Söhne des himmlischen Reiches werden von den australischen Ansiedlern als eine Art Zwischenglied zwischen Mensch und Thier betrachtet. Die allgemeine Unkenntniß der Kolonisten wurde erst durch einen Bericht der Kommissäre, die mit der Beaufsichtigung der Goldfelder in Victoria betraut waren, auf die Chinesen gelenkt. Als bereits 10,000 dieser „John Chinamen“ angesiedelt waren, erklärten die Kommissäre: „daß die Gegenwart derselben in so großer Menge entschieden auf die Bevölkerung der Kolonie einwirke durch den niedrigen Stand ihres häuslichen Lebens sowohl, als durch ihre unheilbare Spielsucht und andere lasterhafte Angewohnheiten.“ Um alle „mongolischen Einwirkungen“ von den Kolonisten fern zu halten, dekretirte die Regierung von Victoria, daß jeder über See einwandernde Chinese einen Zoll von 10 Pfund Sterling bezahlen müsse. Diese Maßregel erwies sich aber als gänzlich unwirksam, die massenhafte Einwanderung der Chinesen dauerte fort, nur nahmen die schlauen Zopfträger nicht mehr wie bisher den Weg durch die Häfen von Victoria, sondern landeten in der Guichen Bay in Süd-Australien und gingen von da über Land nach den Goldfeldern. Aber bald darauf führte auch die Kolonie Süd-Australien den Chinesenein gangszoll ein, und nun gingen diese nach Sydney und gelangten von dort auf gefährlichen und langen Wegen nach Victoria. Nichts schien sie abhalten zu können, und dadurch, daß sie über fremde Häfen kamen, ging für Victoria auch der Vortheil des Handels mit China verloren. Die Legislatur von Victoria verordnete nun im Jahre 1859, daß jeder „Bardar“, der über Land nach den Goldfeldern komme, dort vier Pfund Eintrittsgeld bezahlen und extra vierteljährlich ein Pfund Steuer entrichten solle. Dies letzte war zu viel für die Chinesen. Ueber 1400 kamen in einer öffentlichen Versammlung zu Castlemaine unter dem Vorsitz von Pou-sa zusammen, um Verwahrung gegen jene Maßregeln einzulegen. Man suchte die gegen sie gerichteten Vorwürfe zu entkräften und gab als Grund dafür an, weil sie ohne Weiber kämen, daß diese wegen ihrer kleinen Füße nicht gehen und Beschwerden ertragen könnten, und daß sie lieber daheim blieben, um nicht in die Gefahr zu gerathen, von den Engländern gemißbraucht zu werden.

In Neu-Süd-Wales, wo sich auch tausende von Chinesen angesiedelt hatten, wurden ähnliche Gesetze erlassen, während Süd-Australien die Chinesenthore wieder aufhob. Auch die Handelskammer von Melbourne trat im Jahre 1862 gegen die Chinesenkopfsteuer auf, indem sie die Sache vom rein geschäftlichen Standpunkte betrachtete. Sie wieß nach, daß alle Chinesen auf der Provinz Kuang-Tong kämen und daß ihre Zahl in Folge der Steuern und der damit verbundenen Auswanderung sich von 40,000 auf 24,000 vermindert habe, daß aber statt dieser, wenn die Einwanderung ihren ruhigen Verlauf gehabt hätte, 75,000 in Victoria angesiedelt gewesen wären, die einen jährlichen Umsatz von drei Millionen Pfund Sterling verursacht und eine Zolladgabe von 300,000 Pfund eingebracht hätten.

Der größte Theil der Chinesen lebt und arbeitet in den Goldfeldern; aber beinahe ein Drittel derselben ist in den Städten seßhaft, namentlich in Melbourne, wo sie in Little Bourke Street East ein eigenes Chinesenviertel gibt, dessen Bewohner in Bezug auf Glücksgüter sich in sehr verschiedenen Umständen befinden. Es gibt unter ihnen Großhändler, Droguisten, Opiumverkäufer, Fleischer, Schnitzwaarenhändler und Zimmervermiether. Die meisten sind sehr betriebsam, sparsam und im Allgemeinen achtungswerth. Eigenthümlich ist ihre Sitte, unter angenommenen Namen, welche den Charakter ihres Geschäfts bezeichnen sollen, zu handeln. So gibt es eine Firma Kong Meng et Comp, die „strahlendes Licht“ bedeutet; Sun Kum Lee et Comp oder „die neue goldene und unantastbare Firma“; Gee On et Comp, „die rechtmäßige und friedfertige Gesellschaft“; Kwong Tu Tye, „die breite, blühende und friedfertige Compagnie“ ꝛc.

Durch ihre Nüchternheit geben die Chinesen den übrigen Kolonisten ein gutes Beispiel, doch sind sie dem Laster des Spieles in Australien nicht minder ergeben als innerhalb der Grenzen ihrer alten Heimath. Auch als Schmuggler sind sie mit Recht verschrieen, und die Verschlagenheit und Pfiffigkeit, mit welcher sie die Zollbeamten zu täuschen verstehen, geht weit über alle Gränzen, die wir in Europa von unseren Paschern kennen. Im Laufe des Jahres 1863 ward mit großer Mühe ein lang fortgesetzter Schmuggelhandel entdeckt, der dem Gouvernement viel Kopfzerbrechen verursachte. Die Opiumpreise der chinesischen Händler standen plötzlich sehr niedrig. Dies erweckte Verdacht, und da zu gleicher Zeit der Zoll für eingeführtes Opium immer geringer wurde, der Verbrauch aber eher stieg, als abnahm, so war es klar, daß hier ein Schmuggel vorlag. Die Chinesen verfuhren dabei folgendermaßen. Das Opium wurde in Kisten verpackt, und zwischen diese wurden ganz gleiche Kisten gestellt, die aber einen nicht zollpflichtigen Artikel enthielten und durch eine geheime Marke bezeichnet waren. Kam nun das Schiff in den Hafen, so wurden einige der besonders bezeichneten Kisten den Beamten geöffnet, die dann das Ganze unverzollt durchpassiren ließen. Als dieser Betrug entdeckt wurde, stiegen die Opiumpreise in Melbourne augenblicklich.

Noch schlauer verfuhren die Chinesen in Kalifornien beim Opiumschmuggeln. Sie zerschnitten Eier auf eine sehr künstliche Weise, verpackten in diese das Opium und überzogen sie dann mit einer dicken Schicht Firniß, augeblich um das Ei vor dem Verderben zu schützen. Aber die ungeheure Menge eingeführter Eier erregte den Verdacht der Zollbeamten, und so ward auch diese Schmuggelei entdeckt.

Digitized by Google

Merkwürdige religiöse Erscheinungen unter den Eingebornen Neuseelands.

Wir haben im Globus schon oftmals darauf hingewiesen, daß unsere europäische Civilisation mit dem, was an ihr hängt, bei Völkern, denen man sie aufwingt, das größte Unheil anrichtet. Sie vernichtet mit ehernem Tritte das Alte und zwingt den Menschen eine Menge Sachen und Begriffe auf, während sie doch für die ersteren kein Bedürfniß und für die zweiten gar kein Verständniß haben. Unsere Civilisation, welche wir über die ganze Welt verbreiten wollen und als die alleinberechtigte hinstellen, ist durch und durch radikal und despotisch. Wenn wir in diesen Blättern schon einmal gesagt haben, daß sie alljährlich mehr Menschen hinopfere und aufresse als alle Anthropophagen der Welt zusammengenommen, verzehren, so sprechen wir nur eine Wahrheit aus, für welche wir Thatsachen in großer Menge aus allen fremden Erdtheilen anführen können.

Wie viele Völker und Stämme sind schon allein in Nordamerika während der letztverflossenen dritthalb Jahrhunderte verschwunden? Und der Vernichtungsprozeß nimmt dort ununterbrochen seinen Fortgang. Ein Gleiches ist auf den Südseeinseln der Fall, wo die eingebornen Menschen völlig aus dem Gleichgewicht gewesen worden sind und sich durchaus in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden können, weil ihre ganze psychische Anlage nicht so beschaffen ist, daß sie im Stande wären, das ihnen zugebrachte und aufgezwungene Fremdartige in seinem Wesen zu begreifen, zu verstehen, daßselbe zu packen und in sich einzuarbeiten. Sie gehen, je nach Umständen, rascher oder langsamer darauf zu Grunde.

Wieder andere Völker, welche unserer europäischen Civilisation eine besondere, aus langer geschichtlicher Kulturentwicklung hervorgegangene Civilisation entgegenstellen können und dabei zäh und mehr oder weniger mächtig sind, leisten Widerstand und lassen sich nicht bezwingen, sondern nur anstreifen; so die Hindu, die Chinesen und Japaner; aber wir bringen auch sie mindestens in Verwirrung, aus welcher sie eher alles Andere als Vortheil ziehen.

Wir sagten, daß unsere Civilisation anders geartete Menschen, welche nicht im Stande sind, dieselbe zu begreifen, und doch nicht mächtig und stark genug, manche ihrer Einflüsse völlig von sich abzuwehren, aus dem Gleichgewichte werfe. Die Hewas auf Madagaskar liefern dafür den Beweis; bei ihnen geht Alles aus den Fugen, und auch die Ramenanzas, deren psychische Absurizität wir in den früheren Bänden unserer Zeitschrift sehr eingehend geschildert haben, sind neuerdings wieder aufgetaucht. Damit ist der Beweis gegeben, daß die innere Erregung der Gemüther noch immer fortdauert. Jüngst haben wir wieder Berichte aus Madagaskar erhalten, die von erheblichem Interesse sind; wir versparen aber eine Erörterung derselben auf eine spätere Nummer, weil wir jetzt von einer höchst merkwürdigen Erscheinung reden wollen, die bei den Ureingebornen Neuseelands, den Maoris, zu Tage tritt.

Unter den Insulanern der Südsee sind diese Maoris entschieden die bildungsfähigsten; sie haben sich im Verlaufe der letztverflossenen 25 Jahre eine Menge europäischer Dinge angeeignet, und die Missionäre waren doch erfreut, daß ihre Dogmen, wie sie meinten, so rasch und tief in das Gemüth der Maoris eingedrungen seien. Unbefangene, nicht geistliche Beobachter machten freilich eine Menge, wie sich nun ergibt, wohlbegründeter, Zweifel gegen diese Auffassung geltend. Es zeigt sich, daß die christlichen Lehren nur sehr schwache Wurzeln bei den Maoris getrieben und in den Köpfen derselben eine seltsame Verwirrung angerichtet haben.

Eine zu Auckland auf Neuseeland erscheinende Zeitung, „The southern Cross“ vom 3. Juni 1864, erzählt Folgendes.

In einem Gefechte, das zwischen den Engländern und Maoris bei Ahuaha statt fand, erschlugen die Eingebornen den Kapitän Lloyd. Nachdem sie sein Blut getrunken hatten, schnitten sie ihm den Kopf ab, welchen sie dann begruben. Denen, welche Blut getrunken hatten, erschien, wie sie behaupteten, in der folgenden Nacht der Erzengel Gabriel; er gebot ihnen, den Kopf wieder auszugraben und nach alter Maori-Weise zu trocknen. Alsdann werde der Geist des Kapitäns aus diesem Kopfe sprechen und als Mittel des Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gotte dienen. Dieser Kopf solle das Banner sein, welches den Schaaren der Maoris im Kriege gegen die Pakehas (d. h. Europäer) vorausgetragen werden müsse.

Man grub also Lloyds Kopf wieder aus. Dieser Kopf fing, so behaupten die Maoris, zu sprechen an; er verkündete einen neuen Glauben und ernannte zu Oberpriestern desselben den Te Ua aus Ngatiruanui, den Hepamaia aus Taranaki, und den Matene Rangitauira aus Wanganui.

Die Grundlehren dieses neuen Glaubens sind folgende: — Alle Bekenner desselben werden als Pai marire bezeichnet, d. h. als gut und friedfertig.

Das Wort Hau (kurz, und so ausgesprochen, wie wenn ein Hund bellend ausschlägt), ist das heilige Erkennungswort. Wer daßselbe recht schnell herausstößt, wendet dadurch alle Gefahren von sich ab, und im Kampfe wird dann selbst die schärfste Waffe seinem Körper nichts anhaben können; die gegen ihn gezielten Kugeln treffen nicht, sondern gehen hoch in die Luft.

Die Proselyten werden dadurch eingeweiht, daß sie Wasser trinken, in welches Lloyds Kopf getaucht ist; auch wird ihnen dergleichen Wasser über den Kopf geschüttet (Taufe). Sie leisten dann einen Eid, jeden Weißen, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, zu tödten und nicht eher zu ruhen, als bis alle Weißen auf den neuseeländischen Inseln vertilgt seien.

Die Bekenner des neuen Glaubens verkünden, daß sie unter dem besondern Schutz der Jungfrau Maria stehen; diese Gottesmutter werde persönlich unter ihnen erscheinen. Bei dem Werke der Austilgung aller Pakehas werden der Erzengel Gabriel und eine Schaar von Engeln den Maoris Beistand leisten; wenn das Werk geschehen ist, treten die Engel als Lehrer auf und unterweisen die Maoris in allen Künsten und Fertigkeiten, durch welche die Europäer sich auszeichnen.

Jeder Gläubige wird im Stande sein, in einem einzigen Tage die englische oder jede andere Sprache zu erlernen, wenn er gewisse Vorschriften befolgt, z. B. eine bestimmte Zeit lang eine besondere Stellung seines Körpers nicht verändert, und wenn dabei eine eigenthümliche Art von Flagge mit besonderen Farben über ihm weht.

Die Priester behaupten, daß sie diese Fertigkeit sich bereits angeeignet haben. Matene war neulich in Waitotara. Dort nahm er ein Zeitungsblatt, in welches irgend eine Kaufwaare gewickelt worden war, las laut englische Sätze vor und über-

Digitized by Google

trug sie dann in die Maoripsache. Dabei ging er so geschickt zu Werke, daß er sofort mehrere Proselyten machte.

Alle europäischen Glaubenssätze gelten für falsch und sollen abgeschafft, Bibeln und Gebetbücher müssen vernichtet werden, die Sabbathfeier gilt nichts mehr, weil alle Tage gleich heilig sind. Die Einweiherei ist abgeschafft, weil sich bei derselben die Zahl der Gläubigen nicht rasch genug vermehrt. —

Man sieht, welche Verwirrung in Folge unverdauter europäischer Vorstellungen und Glaubenssätze in den Köpfen dieser Maoris herrscht. Daß sie die Europäer zu vertilgen trachten, ist sehr begreiflich, denn die Geschichte der Besitznahme oder sogenannten Colonisation Neuseelands ist eine Geschichte unübersoboner Niederträchtigkeit und der scheußlichsten Infamien, der sich die christlichen Engländer schuldig gemacht haben. Nie ist das gemeinste Räubersystem, unter dem Deckmantel der Civilisation, so schmachvoll und so bandittenmäßig offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland. Niemals hat sich ein Volk schamloser benommen. Man muß das sagen, weil es wahr ist. Der Krieg scheint jetzt zu Ende zu sein, denn die neueste Depesche des Generals Cameron und Tauranga vom 6. August an das Ministerium des Auswärtigen lautet: „Am 5. und 6. August hat der Gouverneur von Neuseeland eine Zusammenkunft mit den Eingebornen von Tauranga gehabt, wobei Letztere sich unbedingt der Herrschaft der Königin unterwarfen und ihren Landbesitz dem Gouverneur zur Verfügung stellten. Es ist ihnen erlaubt worden, auf ihre Ländereien, von welchen nur ein kleiner Theil eingezogen werden soll, zurückzukehren."

Ein englischer Consulatsbericht über Peru.

Die nachfolgenden interessanten Mittheilungen sind dem Bericht des englischen Consuls Cor an das englische Ministerium des Auswärtigen entnommen. Sie sind in der „Brazil and River Plate Mail" vom 21. Okt. 1864 abgedruckt.

Das Territorium Montana. Das Territorium Montana ist mit den reichsten Gaben der Natur ausgestattet. Die Vegetation ist dort eine ungemein üppige; die schönen, schiffbaren Ströme stehen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung; die Thierwelt ist eigenthümlich und ungemein mannichfach entwickelt, namentlich kann man sagen, daß die Ornithologie nirgends eine bessere Ausbeute halten kann, als gerade in diesem Theile Peru's. Auch das Mineralreich bietet uns werthvolle Produkte in Hülle und Fülle. Eine große Quelle des Reichthums liegt auch in den immensen Wäldern, den heilkräftigen Droguen und genießbaren Früchten dieses Landstrichs, der sich vom östlichen Abhange der Cordilleren nach den Grenzen von Bolivia, Brasilien und Ecuador hin erstreckt und die Pampas von Sacramento zwischen den Flüssen Pachitea und Huallaga umfaßt.

Die Pampas von Sacramento werden in Bezug auf Fruchtbarkeit von keinem Lande der Erde übertroffen. Sie liegen zwischen den Flüssen Huallaga, Ucayali, dem Amazonenstrom und Pachitea. Ihre Ausdehnung beträgt von Süd nach Nord 300 engl. Meilen; ihre Breite wechselt zwischen 40 und 100 engl. Meilen. Viele kleinere Flüsse entspringen inmitten dieses Gebietes und wenden ihren Lauf dem Huallaga und Ucayali zu; die meisten derselben können mit kleinen Booten befahren werden, wie z. B. der Aiguaitia, Curiabatai und Santa Catharina. Im nördlichen Theile der Pampas finden sich viele Verbindungskanäle zwischen dem Huallaga und Marañon. Der Boden ist mit Bäumen von ungeheurer Höhe bestanden, und Kräuter und Gras gedeihen zu solch üppiger Höhe, daß ein Mensch sich darin verlieren kann. Aber diesem fruchtbaren Lande fehlt noch fast gänzlich die Bevölkerung. Man kann sagen, daß hier noch völlig jungfräuliches Land vor uns liegt, welches Millionen von Menschen ernähren könnte.

Das Departement des Amazonas wird im Norden von Ecuador, im Süden vom Departement Junin, im Osten von der Provinz Loreto und im Westen von den Departements Cajamarca und Libertad begrenzt. Die Scheide nach den beiden letzteren hin bildet der Amazonenstrom. Die Hauptstadt des Departements ist Chachapoyas. Außer einer Menge kleinerer Flüsse wird dieser Theil Peru's vom Amazonenstrom, Ucayali und Huallaga durchflossen. Oestlich und westlich von Chachapoyas durchziehen zwei Cordilleren das große und fruchtbare Land. Unter den wichtigsten Handelspflanzen und vegetabilischen Produkten sind zu erwähnen: die Numa-huactana oder das Sauerrohr, welches dem Mais gleicht und auf eine eigene Art präparirt gegen Wechselfieber angewandt wird. Ferner Chima, Saffapraille, Tamarinden, Leinsamen, Ingwer, Cascarille und Ipecacuanha. Der dort geernetete Kaffee steht in Güte dem von Caravaya gleich, der vielleicht der beste in der Welt ist. Cacao, Yucca, Camotes oder süße Kartoffeln, Rüben, Reis, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Portulak, Münze, Mais gedeihen prächtig. Ferner folgende weniger bekannte Gemüsche: die Guanna, welche den Orangen von Quito gleicht; Maschachuesi, Früchte, die so groß wie eine Apfelsine werden; Ruchuesi oder gelbe Kartoffeln und Sachapapa, weiße Kartoffeln. Aus den Blättern der Bombanaje Palme flicht man Hüte; die lange Pejuco liefert Oel. Agaven wachsen in Menge, und Vanille, Baumwolle und Tabak werden kultivirt. Die Wurzel einer Barbasco genannten Pflanze ist sehr giftig; die Indianer werfen sie ins Wasser und betäuben damit die Fische. Die Blätter der Sami- und der Llanguapflanze geben einen blauen Farbstoff. Der Bejuco, welcher ungemein elastisch ist, wird bis dreißig Fuß lang und kann anstatt eines Seiles benutzt werden. Die Blätter und Früchte eines Arac-mullaca genannten Dornbusches dienen als Seife. Aus dem Holz des Huito oder Jaguastrauches macht man Pösel, und mit den Früchten färbt man die Haare schwarz. Den Bast des Llanchamabaumes verwendet man wie Leinwand; die Frucht des Quimbabaumes liefert eine Art Baumwolle, und aus den grünen runden Sedo oder Necca-Früchten gewinnt man durch Kochen und Pressen ein Fett. Aus den harten Blättern der palmenähnlichen Sapaja macht man Kämme, eine Art Schildpatt (Tamsi), das sehr dauerhaft ist, und gelbe Farbe. Unter den Mineralien finden wir viel Waschgold, Quecksilber, Kupfer, Eisen und Blei. Das Klima des Departements ist ziemlich verschieden, was schon durch die beiden es durchziehenden Gebirgsketten bedingt wird. Aber selten steht das Thermometer niedriger als 27° C. und höher als 30° C. Ungesund ist es nur in der Nähe der großen Ströme.

Die Provinz Loreto liegt im Norden Peru's; sie ist so groß, wie fast alle übrigen Theile Peru's zusammen genommen. Ihre Grenzen sind noch nicht genau festgestellt; doch kann man im Allgemeinen Ecuador als Nordgrenze, Brasilien als Ostgrenze, die Departements Cuzco, Apacucho und Junin als

Digitized by Google

Südgrenze, und die Departements Junin, Libertad und Amazonas als Westgrenze annehmen. Die Producte dieser Provinz gleichen in dieser Beziehung denen des Departements Amazonas. Mehl und Brod sind in Loreto unbekannt, und an ihre Stelle tritt die Banane und Maubioca (Manihot-aipi). Zuckerrohr wächst sehr viel wild, aber es wird nirgends kultivirt. Coca (Erytroxylon Coca) wird bei allen Dörfern, die längs des Huallaga liegen, kultivirt; von dieser ganz außerordentlichen Pflanze werden jährlich sechs Ernten gemacht; ihre Wirkungen auf den Organismus sind bekannt. In Loreto trinkt man häufig einen Theeaufguß von diesen Blättern. Tabak, Baumwolle, Kaffee und Cacao werden kultivirt und gedeihen mit seltener Ueppigkeit. Die Früchte der Pischuayopalme (Guilelmia speciosa) werden wegen ihres guten Fleisches gekocht genossen.

Der Handel Loreto's steht noch in den Anfängen und nimmt erst, seit die Dampfschiffe der brasilianischen Compagnie den Amazonenstrom bis nach Peru hinaufgehen, einigen Aufschwung; aber es müssen erst noch gute Wege nach den Häfen am Amazonenstrom und den Nebenflüssen angelegt werden. Die Ausfuhr ist bedeutend größer als die Einfuhr, die meist von den Häfen des Stillen Oceans her über die Cordilleren auf sehr schlechten Wegen erfolgt, weil Brasilien an der Grenze von Peru eine sehr hohe Ausgangsgebühr erhebt und deshalb die prächtige Wasserstraße des Amazonenflusses weniger zur Ausfuhr nach Peru als zur Einfuhr benutzt wird. Was die Schifffahrt auf den größeren Strömen betrifft, so sind die Pongos oder Stromschnellen bei weitem nicht so gefährlich, als man bisher allgemein annahm.

Die Geologie Canada's.

Seit de la Beche den Anstoß zu geologischen Aufnahmen in England gegeben hat, schreitet man unermüdlich auf dem von ihm angebahnten Wege fort, veröffentlicht geologische Karten, Durchschnitte und werthvolle Abhandlungen über die Geologie und den Mineralreichthum Großbritannien's und Irlands. Zu gleichem Eifer folgen die Colonien dem Mutterlande, und geologische Aufnahmen Westindiens, Neuseelands (hier wirkten namentlich Deutsche, wie Hochstetter und Hasll), Australiens, Ostindiens und Canada's sind theils vollendet, theils noch im Gange. Trotz aller Opposition, welche diese wissenschaftlichen Arbeiten in England von Seiten der großen „frommen" und kurzsichtigen Partei zu erleiden haben, nehmen sie einen immer größern Aufschwung und führen zu praktischen, segensreichen Ergebnissen. Auf Neuseeland z. B. ist schon Kohle entdeckt worden. Ueber die Insel Trinidad liegt ein ausgezeichneter geologischer Bericht vor; die geologischen Karten Indiens erregen die Bewunderung aller Sachverständigen, und Australien verschwindet schnell aus der Liste der geologisch unerforschten Gegenden, während die neue geologische Aufnahme Canada's*) beweist, mit welchem Eifer die wissenschaftliche Erforschung dieses Landes vorgenommen worden ist.

Diese Aufnahme ward im Jahre 1843 von der Provinzialregierung Canada's angeordnet und von dem Director Sir W. Logan, einem geologischen Assistenten, einem Chemiker und einem Paläontologen ausgeführt. Das Buch ist beinahe 1000 Seiten stark und berührt in eingehender Weise eine Menge der wichtigsten geologischen Fragen, die jetzt alle Männer der Wissenschaft bewegen.

Nicht weniger als 330,000 englische Geviertmeilen vom hydrographischen Becken des St. Lorenzstroms gehören zu Canada. Zwei Hauptgebirgsketten durchziehen das Land zu beiden Seiten der Mündung des großen Stromes, die Systeme der „Laurentides" und von „Roter Dame". In dem letztern sind paläozoische Gesteine aller Alter entdeckt worden, ausgenommen die Schichten der Trias (Zechstein und Rothliegendes). Die meisten der organischen Ueberreste, welche man in diesen ältern Formationen entdeckte, stimmen vollkommen mit Arten überein, die man unter den Versteinerungen Europa's findet, während andere ganz neu sind. Die Schichten dieser Kette sind stark gefaltet; Hügel und Thäler stimmen meistens mit dem allgemeinen Verlauf des Gebirges überein. Gewöhnlich sind die Berge etwa 1200 Fuß hoch; doch einzelne steigen auch bis zu 3000 und selbst 4000 Fuß auf. In einem Lande wie Canada, wo so viele Seen vorkommen, kann diese Kette gerade nicht seenreich genannt werden, obgleich 16 verschiedene Wasserbecken in ihr vorkommen, deren Entstehung mit der Eisperiode im Zusammenhang steht.

Die Lorenzogebirge in Canada sind aus zwei verschiedenen Gebirgsformationen zusammengesetzt, die die Namen „Laurentianische und Huronische Schichten" erhalten haben. Sie gehören zu den azoischen Gebirgsarten, die im nordwestlichen Schottland, in den Vereinigten Staaten, in Norwegen und Schweden ꝛc. in so großer Ausdehnung auftreten, und denen man den Namen der azoischen gab, weil bisher darin keine Spur organischer Ueberreste aufgefunden worden war. Jetzt hat man aber unzweifelhafte Versteinerungen im Laurentianischen Gneiß aufgefunden, der den ältesten Theil des Lorenzogebirges in Canada ausmacht. Auf die Theorie von den metamorphischen Gesteinen wird hierdurch ein ganz neues Licht geworfen. Wir wissen, daß im nordwestlichen Schottland sich mächtige Ablagerungen krystallinischer und metamorphischer Gesteine ausbehnen, die mit den unteren silurischen Schichten von Wales und Westengland von gleichem Alter sind. Diese bezeichnete man bis zum Jahre 1859 nebst vielen anderen Schichten von ganz verschiedenem Alter unter dem Namen „metamorphische Gesteine". Als man aber in den Kalksteinschichten, welche diese Gesteine durchziehen, Versteinerungen von ächt untersilurischem Charakter entdeckte, erlitt die ganze Geologie Schottlands eine vollkommene Umwälzung. Ohne die Entdeckung dieser Fossilien wäre es und nie möglich gewesen, das Alter jener verdrücklen krystallinischen Schichten zu bestimmen, in denen jede organische Spur vertilgt schien. In Canada ging es genau so.

Den langjährigen, mühevollen Nachforschungen von Logan ist es nun im Verein mit seinen Gehülfen gelungen, nachzuweisen, daß der Laurentianische Gneiß Canada's aus zwei ganz verschiedenen Formationen besteht, die durchaus nicht conform abgelagert sind, und deren tiefere und ältere Versteinerungen enthält. Die Höhe der Lorenzo-Bergkette wechselt zwischen 1000 und 4000 Fuß, die durchschnittliche Erhebung scheint aber 1600 Fuß nicht zu überschreiten; die Oberfläche derselben besteht aus einer Menge halbkugelförmiger Hügel.

Nach Westen von den beiden beschriebenen Bergketten dehnt

*) The geological Survey of Canada. Report of progress from its commencement to 1863. Montreal. Dawson brothers; London, Baillière 1863.

Digitized by Google

sich eine ungeheure Ebene aus, die erst an den Rocky Mountains endigt; diese große Fläche ist nur wenig unterbrochen. Im östlichen Canada treten sechs oder sieben isolirte Trapberge auf, welche nicht höher als 500 bis 1800 Fuß werden; die Adirondack-Berge erheben sich in Neuyork zwischen dem Champlain- und Ontario-See bis zu 5000 Fuß. Hier und da verursachen auch einige Flüsse Durchbrüche durch die einförmige Ebene, wie z. B. der weltberühmte Niagara. Zwischen dem St. Lorenz und dem Ottawa, angrenzend an den Gneiß der „tausend Inseln", nimmt ein Theil dieser Ebene nicht weniger als 10,000 englische Geviertmeilen ein; sie besteht ganz aus muldenförmig abgelagerten untersilurischen Schichten, die auch jenseits der „tausend Inseln" 23,000 englische Quadratmeilen einnehmen. Schon hieraus geht hervor, welche kolossale Ausdehnung die paläozoischen Gesteine in der alten Welt haben. Mit Ausnahme von einigen miocenen Schichten und den allerjüngsten Ablagerungen, sind in Canada keine Gesteine aufgefunden worden, die jünger als die Steinkohlenzeit wären.

Die folgende Tabelle zeigt das Vorkommen der Flötzformationen in Canada an. Logan hat bei ihrer Benennung so viel als möglich lokale Namen beibehalten.

1. Paläozoische Gebilde.

1. Laurentianisches System.		
2. Labrador-Schichten.		
3. Huronische Schichten.		
4. Potsdam-Gruppe.		
5. Calciferen oder Lewis	Taconic-Gruppe	Unter-Silurisch.
6. Chazy oder Tétéren		
7. Birb's eye und Black River Formation		
8. Trenton-Formation		
9. Utica-Formation.		
10. Hudsonfluß-Formation		
11. Medina-Formation	Anticosti-Gruppe	Mittel Silurisch.
12. Clinton-Formation		
13. Niagara-Formation		
14. Weisen-Formation		
15. Onondaga-Gruppe		Ober-Silurisch.
16. Untere Helderberg-Gruppe		
17. Oriskany	Obere Helderberg-Gruppe	Devonisch.
18. Corniferen		
19. Hamilton-Gruppe		
20. Portage- und Chemung-Gruppe		
21. Bonaventure-Formation		Steinkohlen.

2. Känozoische Gebilde.

22. Bermont-Schichten	Miocen.
23. Pliocänformation und Geröllband von Ostcanada . . .	Nachpliocen.
24. Eriethone, Regosia-Sand, St. Moritz-Sand und Thon	?
25. Muschelbänke, Kalktuffe, Torf und moderne Bildungen.	Alluvium.

Einige kurze Nachrichten über diese zum Theil ganz neu in die Wissenschaft eingeführten Formationen mögen hier am Platze sein.

Die Laurentianischen Gesteine Canada's sind die ältesten bisher bekannten Schichten der Erde und liegen an der Basis aller anderen Flötzformationen. Ihren Namen haben sie vom St. Lorenzstrome, an dem sie in mächtiger Entwicklung vorkommen. Sie bestehen größtentheils aus Gneiß, granitartigem Gneiß, Quarzit, Hornblende, Glimmerschiefer und ächten Kalksteinen. Vielfach werden sie von Grünsteingängen und Syeniten durchsetzt. Ihre größte Mächtigkeit ist, zusammen mit den auflagernden Labradorschichten, 4000 Fuß; der Raum, den sie in Canada einnehmen, wird auf 200,000 englische Quadratmeilen geschätzt. Es war im Jahre 1860, als John M'Mullen, welcher bei den geologischen Aufnahmen Canada's mit beschäftigt war, in den zwischenlagernden Kalkschichten des Laurentianischen Gneißes eine Versteinerung fand, die genau der Stromatopora rugosa der silurischen Formation glich. Niemand glaubte aber, daß hier eine wirkliche Versteinerung vorläge, denn man wußte ja, daß die Laurentianischen Schichten azoisch seien! Aber dieses Mißtrauen gegen die Entdeckung M'Mullens sollte bald verschwinden, denn im Frühjahre 1863 entdeckte Dr. Dawson in den Laurentianischen Kalken von Grenville eine neue Rhizopode, deren organische Natur Niemand mehr bezweifeln konnte. So steht denn fest, daß die ältesten geschichteten Gesteine der Erde organische Ueberreste enthalten, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, welch mächtiger Anstoß diese Entdeckung wieder für die Geologen wurde.

Die Labrador-Schichten, welche in ziemlicher Mächtigkeit im östlichen Canada vorkommen, wurden bis vor Kurzem mit zu dem Laurentianischen Systeme gerechnet; sie weichen aber von dem letztern besonders durch andere Schichtung ab und sind durch eine Lage von grobkörnigen Grünsteinen oder Dioriten von den nächstfolgenden Huronischen Schichten getrennt, die namentlich am Huronsee stark entwickelt sind und aus Quarziten, Schieferconglomeraten und Kalksteinen bestehen, welche aber vielfach durch Ausbrüche von Granit und Grünstein gestört wurden. Die Dicke der huronischen Schichten gibt man auf 2000 Fuß an.

Am Obern See überlagert die Huronischen Schichten eine starke Lage von kupferführenden Gesteinen, die wieder in zwei Gruppen getheilt werden. Die untere wird als ein Aequivalent für die Potsdam-Sandsteine in Neuyork angesehen, die dort bei dem Orte Potsdam mächtig auftreten. Es sind Schiefer und Sandsteine, zwischen denen von 2 bis 300 Fuß sich säulenförmig abgesonderter Trapp einschiebt, und auf die endlich bei der Thunder Bay 8000 Fuß starke Sandsteine, Kalke und Conglomerate folgen. Besonders wichtig werden diese Gesteine durch den großen Mineralreichthum, den sie führen. Logan bemerkt, daß jedenfalls dem Bergbau hier eine großartige Zukunft bevorstehe, denn Kupfer, Blei, Zink und Silber werden sehr häufig angetroffen. Auch Versteinerungen findet man in den Potsdamschichten; vor allem sind die fossilen Thierfährten, welche Owen Protichnites nennt und Crustaceen zuzuschreiben, höchst merkwürdig.

Von den Potsdamschichten bis zur Hudsonfluß-Formation scheinen alle Flötzlagen gleichförmig abgelagert zu sein. Es sind Kalksteine, Sandsteine, Thone, schwarze Graptolithenschiefer und Conglomerate, die nach ihrem verschiedenen paläontologischen Charakter in verschiedene Schichten eingetheilt sind, wie aus der oben angeführten Tabelle zu sehen ist. Im Ganzen können sie als Vertreter der untern Silurformation Europa's angesehen werden, mit der sie auch viele Versteinerungen gemein haben, wie den Orthoceras occidentalis und Trinucleus concentricus. Die Gesammtmächtigkeit der untersilurischen Gesteine Canada's beträgt 9900 Fuß. Das, was man in England Wenlockkalke nennt und Llandoveryschichten nennt, ist in Canada durch eine Reihenfolge von Kalken, Schiefern und Dolomiten vertreten, die eine Mächtigkeit von 1500 Fuß erreichen und in denen man den in Europa so gemeinen Trilobiten Calymene Blumenbachii, einen geringelten Kopffüßler, Orthoceras annulatum und Favosites gothlandica findet. Diese Schichten stellt Logan zum mittlern silurischen System. Auf sie folgten die Onondaga-Gruppe und die untere Helderberg-Gruppe, welche in einer Mächtigkeit von 150 Fuß die obere Silurformation Canada's bilden; es sind Dolomite und Kalksteine.

Eins der höchsten Glieder der mittlern Silurformation ist die Niagaraformation, durch welche sich der Niagara sein Bett gewaschen hat. Es ist eine der interessantesten Aufgaben, zu berechnen, wie lange wohl das Wasser zu diesen Aushöhlungen gebraucht hat. Bakewell gab bereits 1830 im „Magazine of natural history" hierüber einige Aufklärungen. Man hatte beobachtet, daß die weltberühmten Wasserfälle immer mehr zurücktreten, nämlich, daß das Gestein, über welches sie dahinbrausen, allmälig fortgewaschen wird. Nach der Aufsage eines

Digitized by Google

alten Mannes, der lange Jahre am Niagarafall gelebt hatte, waren vom Jahre 1790 bis 1830 die Fälle um 50 Ellen zurückgegangen. Nun beträgt die Entfernung von Queenstown bis zu den Fällen sieben englische Meilen oder 12,520 Ellen und dies ist die ausgewaschene Strecke, zu welcher der Fluß nach Bakewells Berechnung 9836 Jahre gebraucht haben mußte. Als aber Sir Ch. Lyell in Amerika die Niagarafälle untersuchte, kam er zu ganz anderen Ergebnissen als Bakewell. Er sammelte gewissenhaft alle Angaben über das Rückschreiten der Fälle und fand, daß ein Zurückgehen von einem Fuß pr. Jahr das Richtige sei, und daß hiernach 35,000 Jahre für das Rückgehen der Fälle von Queenstown bis zu ihrem jetzigen Standpunkte als die annähernde Zeitdauer anzusehen seien, vorausgesetzt, daß diese rückgängige Bewegung stets vollkommen gleichförmig erfolgt sei, wofür aber kein Beweis vorliege.

Die höchsten Schichten der obern Silurformation in Canada gehen allmälig in die obere Helderberg-Gruppe über, die aber schon zur Devonformation gehört. Die meisten der charakteristischen Versteinerungen kommen gerade, wie in Europa, in beiden Systemen vor, so daß eine genaue Abgrenzung sehr schwierig wird.

Man unterscheidet in Canada vier Abtheilungen der devonischen Formation: die Portage-Gruppe, die Hamilton-Gruppe, die Gorniferen-Gruppe und Oriskany-Gruppe. Sie bestehen hauptsächlich aus Sandsteinen, Schiefern und Kalksteinen, die zusammen eine Dicke von 2400 Fuß erreichen, und auf die dann die Devontransformation, der canadische Repräsentant der Steinkohlenzeit, folgt. Von praktischer Wichtigkeit ist diese Steinkohlenbildung nicht, denn obgleich sie an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 3000 Fuß hat, so besteht sie doch fast nur aus rothen Sandsteinen und Conglomeraten.

Mit Ausnahme einiger Sand- und Kiesbetten des miocenen Zeitalters kennt man in Canada keine festen Gesteine, außer denen, welche der paläozoischen Zeit angehören. Diese letzteren aber sind vielfach mit lockeren Mineralbestandtheilen bedeckt, welche das Drift oder Diluvium bilden. Es sind Thone und Sande, in denen größere Blöcke und Kiesel mehr oder weniger häufig vorkommen. Sie wechseln in ihrer Mächtigkeit sehr und enthalten selten organische Ueberreste. Die alten Gesteine, auf welchen dies Drift aufliegt, zeigen sehr häufig Ritzen, polirte Flächen und Streifen, wie sie die Alpengletscher bei ihren Wanderungen an den benachbarten Felsen hervorbringen. Der Prozeß, welcher diese Schrammen, Ritzen und polirten Flächen auf den Gesteinen hervorbrachte, muß gleichzeitig mit der Auflagerung des Drift auf dieselben erfolgt sein. Es läßt sich in Canada nur annehmen, daß hier Gletscher die wirkende Ursache waren. Längs der ganzen Südgrenze der Hurowischen und Laurrentianischen Berge vom Obern See bis nach Labrador sind abgerundete Felsen oder „roches moutonées" sehr in die Augen fallend, und die runde Oberfläche dieser Hügel wird am besten der Wirkung von Gletschern zugeschrieben.

Auch der Zusammenhang zwischen den Gletschern der Lorenzo-Bergketten und den unzähligen großen und kleinen Landseen ist sehr bemerkenswerth und wirft ein helles Licht auf die Frage über den glacialen Ursprung jener Seen. Professor Ramsay suchte schon am 5. März 1862 vor der londoner geologischen Gesellschaft zu beweisen, daß viele der bedeutendsten Seen Europa's der Thätigkeit großer Gletscher ihre Entstehung verdanken, die allmälig jene Becken ausschliffen, in denen jetzt große Seen stehen. Er bemerkte, daß die großen alpinen und italienischen Seen nirgends in einfachen synclinischen Mulden liegen, noch daß die Felsenbecken der Alpen durch einfache Ueberschwemmung gebildet werden konnten. Auch Logan nimmt für die canadischen Seen eine vorhergehende Ausböhlung ihres Beckens durch Eis an. Er stützt sich dabei auf die Schleifrisse an den Ufern der Seen. Damals waren die Lorenzogebirge, die Adirondacks und die Grünen Gebirge hohe Alpen mit ewigem Schnee, von denen sich Gletscher bis weit in die Ebenen erstreckten und durch ihre Bewegungen das Eisdrift hervorbrachten und die Flußthäler und Seebecken aushöhlten.

Neue Bücher.

Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Skizzenbuch von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Georg Wigand. 1864.

Das ist ein Buch, welchem wir einen recht ausgedehnten Kreis von Lesern wünschen. Es ist belehrend und unterhaltend, die Darstellung anregend und lebhaft, der Styl im Allgemeinen gut, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß manche Schilderungen an jene Alexander von Humboldts erinnern. Wir wissen kein anderes Werk, das in so ansprechender Weise die Natur- und Volksverhältnisse Central-Amerika's schildert. Dort hat Herr von Scherzer vortrefflich beobachtet, er ist mit den Sachen vertraut, während seine Betrachtungen über Westindien und ohne erheblichen Werth erscheinen, wenn man etwa den Abschnitt über die alten Kaziken Haiti's ausnimmt.

Wir wollen auf den reichen Inhalt des Werkes näher eingehen, um unser Urtheil zu rechtfertigen und dem Leser zu zeigen, wie Herr von Scherzer seinen Gegenstand behandelt. Er ist ein vielgewanderter Mann und hat seine Reisen in Amerika, wohl vorbereitet, zumeist in Gesellschaft des trefflichen Naturforschers Moritz Wagner gemacht. Zuerst durchstreifte er ein Jahr lang Nordamerika, über welches er ein Buch geschrieben hat, das an Werth hinter dem vorliegenden weit zurücksteht; dann besuchte er Nicaragua, Costa rica, Honduras und San Salvador (1854), verweilte nachher längere Zeit in Guatemala und besuchte auf der Heimreise mehrere westindische Inseln. Daß er später hin an der Expedition der österreichischen Fregatte Novara Theil nahm, ist bekannt.

Der tropische Urwald wurde schon von hundert Reisenden geschildert; Herr von Scherzer aber versteht den Gegenstand in so fesselnder Weise darzustellen, daß man ihm mit Spannung und Vergnügen folgt. Er schiffte den San Juanfluß in Nicaragua hinauf. Sehr richtig bemerkt er, daß auf einer tropischen Bergstala mit den verschiedensten Temperaturgraden und klimatischen Verhältnissen, auf den stufenartig verbreiteten Terrassen, Hochthälern und Hochebenen die Natur den größten Wechsel in der größten Nähe zeige, und daß bei die sonderbarsten Gegensätze neben einander zu finden seien. In Centralamerika ist der Küstenstrich am Stillen Ocean oft so schmal und der Lauf der Flüsse so kurz, daß man von der Quelle bis zur Mündung in Einem Tage gelangen kann. Dort baden die gesenkten Kronen vieler Palmenarten, von Lianbäumen umwunden, ihre gefiederten oder geschlitzten Blätter im brakigen

Digitized by Google

Wasser; der Jaguar klettert den kleinen Affen auf der schwanken Leiter der Baubinien nach, und die großen Kaimane schwimmen mit dem gefräßigen Hayen um die Wette durch die tosende Brandung in das Strombett hinein oder von da zurück in das Meer. Aber an der Quelle desselben Flusses, im Hochthal, wachsen Tannen und Eichen, Pflanzengeschlechter von ähnlichen Formen, wie in der Schweiz, aber nie dieselben Arten. Der nordische Wanderer glaubt die wohlbekannten Steinklee und Blumen: Erlen- und Himbeerbüsche, Sternkraut und Enzian wie auf den Bergen seines Vaterlandes zu sehen und Sylviaden- und Drosselarten singen zu hören, die ihn an die Stimmen seiner Heimath erinnern.

Der Reisende verweilte nicht selten längere Zeit in indianischen Ranchos, z. B. in der Waldgegend von Jesus Maria, oder in Punian und Jyanguasate in Guatemala, wo deutsche Ansiedler mitten im üppigsten Dickicht der Cedrelen- und Mahagonibäume sich angesiedelt haben.

Die folgende Schilderung ist vortrefflich. „Das wohlige Gefühl, welches man in diesen offenen Hütten bei dem Erwachen an einem sonnenheitern Morgen empfindet, durch Worte wieder zu geben, geht über unsere darstellende Kraft. Man muß dieses unnennbare Behagen selbst genossen haben, um seinen Zauber würdigen zu können. Es ist besonders in der Regenzeit, dem sogenannten Winter der Aequatorialzone, wo die mit Wasserdünsten reich gesättigte Atmosphäre den athmenden Körper in einer ganz eigenthümlichen Weise erquickt, völlig verschieden von jenem, das man an lieblichen Sommertagen in der gemäßigten und nordischen Zone empfindet. Das Geheimniß dieses Behagens liegt wohl zumeist in der größern Gleichmäßigkeit der Temperatur; die Wärme ist unter dem Schatten der Bäume, selbst in der Tiefregion der Küsten selten drückend. Der Organismus gewöhnt sich leicht und gern an alles Gleichmäßige. Eine feuchtwarme Luft reizt und ebnöht die Thätigkeit der Hautnerven, und man spürt hier, trotz der höhern Wärme, nach Bädern weniger Verlangen, als in der trockenen Atmosphäre des Nordens. Die Vegetation trägt viel zu diesem Lustgenusse bei, nicht nur durch die aromatischen Stoffe, welche sie den Gasen der Atmosphäre beimischen, sondern auch durch die beständige Erneuerung des Sauerstoffes, welchen sie aushaucht. — —

Die reiche Tropenluft sagt dem Gefühlssinne mehr zu, als dem Denkvermögen. Ungleich stärker, als der zu viel gepriesene Himmel Italiens, kehrt diese Zone das Geheimniß jenes Genusses kennen, welchen der Bewohner des Südens in der Ruhe empfindet. Klet nennt es der Orientale; dolce far niente der Italiener; dem spanischen Bewohner des tropischen Nordamerika fehlt seltsamer Weise das bezeichnende Wort für jenes süße, selige Nichtsthun, das er doch in einer weit mildern Atmosphäre mit weit mehr Behagen genießt, als der Sicilianer und Türke. — — Diesen Genuß des Gefühls steigert hier eine Augenweide, welche die nördliche Zone nicht kennt. Es ist das täglich sich erneuernde, unendlich malerische Schauspiel der meteorischen Prozesse und der wechselnden Dekoration des Himmels. Der Bewohner der Tropenländer sieht, ohne die schaukelnde Hängmatte im offenen Rancho zu verlassen, im Lustkreise Scenen, welche empfänglichste Augen wunderbar ergötzen. Die Sonne geht, mit seltenen Ausnahmen, das ganze Jahr hindurch an einem klaren Horizont auf. Im Norden dagegen fehlt der Atmosphäre jene Durchsichtigkeit des südlichen Lustkreises, welche in der Regenzeit tägliche Niederschläge von Dünsten reinigen. Trockene Nebel, die trübe Erscheinung des Höhenrauchs, der selbst oft an den schönsten Sommertagen den nordischen Aether verdüstert, sind hier unbekannt. Leichte Wolkengruppen, die auch unter den Tropen jeden Morgen in wechselnder Höhe am Himmel schweben, scheinen vor der Sonne zu fliehen. Sie dienen ihr als verschönerndes Gehänge, nicht als neidischer Schleier. Das dauert jedoch nur in den ersten Frühstunden. Dann ändert sich allmälig die Scene; die leicht schwebenden Wölkchen gestalten sich zu mächtigen Wolkengebirgen, welche scheinbar unbemeglich am fernen Horizont über dem Gebirge hängen. Jene leichteren Dunstgestalten gehen in die dichtere und massivere Form über, welche der Meteorolog als die gehäuften Haufenwolken bezeichnet. Die Sonne verschwindet jetzt oft länger dem Blicke, während das Ansehen des Himmels noch an Schönheit gewinnt. Der Süden kennt nicht jenes Purpurkolorit, welches unter dem nordischen Himmel das Verschwinden und Verschwinden des Tagesgestirns begleitet. Dagegen ist das pittoreske Wolkenspiel und das tiefe, edle Blau des firmamentes zwischen den Wendekreisen dem Norden fremd. Was ist alle Lieblichkeit der nordischen Aurora gegen das großartigsten Gebilden, welche die Umrisse der Alpen mit ihren zackigen Hörnern und Firnen, prächtig kontrastirend gegen das Blau des Tropenhimmels, oft so schaudervoll darstellen!

Die Wirkung dieses bezaubernden Gemäldes auf den Beschauer ist nach ersten Standpunkt verschieden. In den halboffenen Gradebenen (Llanos), wo die Baumgruppen isolarig vertheilt sind, ist sie anders, als im dichten Wald oder auf baumlosen Hochebenen. Je mannigfaltiger die Deforation des laubschattigen Prosceniums, um so überraschender ist gewöhnlich die Augenweide. Vom baumreichen Vordergrund steht sich das Spiel der Wolken, die schichtenweis übereinander, wie ein Amphitheater schweben, am günstigsten an. In Gegenden, wo Pflanzengewächse mit zart gewebten, seidenartig schimmernden Riesenblättern den Rancho umgeben, wo durch das gefiederte Laubdach der Mimosen die tiefe Himmelsbläue blickt, oder wo baumartige Farrn und Palmen mit ihren edlen Kronen den Prospekt des Lustkreises als verschönernde Coulissen zieren, da ist der Anblick jenes hohen Himmelsgewölbes oft von unbeschreiblicher Herrlichkeit." Man muß gestehen, das heißt Natur malen!

Wir können uns nicht versagen, noch folgende Stelle mitzutheilen.

„Unvergeßlich sind uns die ersten Eindrücke der Tropenphysiognomie während unseres Nonadenlebens am Sarapiquifluß im Staate Costa rica geblieben. Der Naturcharakter in der Flora wie in der Fauna tritt hier stellenweis in einer Großartigkeit hervor, welche fast die Phantasie zu übermächtigen droht. Die meiste Mannigfaltigkeit aber zeigt die Thierwelt in Gegenden, wo Wald, Gebirge und offene Llanos in der Nähe eines Flusses sich berühren, wie am Bulkan Miravalles in Costa rica oder zu Punian in Guatemala. Die größte Fülle von tropischen Erscheinungen fanden wir an den einsamen Waldufern des Rio grande de Costa rica zwischen Los Trojas und seiner Mündung. Hier, in einer einsamen, höchst selten von Menschen betretenen Wildniß steht man in der Luft und auf dem Wasser ein eigenthümliches wundervolles Zusammentreffen der schönsten, wie der scheußlichsten Geschöpfe der heißen Zone. Prächtige Araße, scharlachroth mit blau und gelben Schwungfedern, und Tukane mit Riesenschnäbeln, eben so buntschäckig in der Farbe wie grotesk in der Form, wiegen sich, schreiend und zankend, auf Palmenkronen, an deren schwanke, gefiederte Blätter der gelbschwänzige Montezumavogel (Cassicus Montezuma) sein beutelförmiges, kunstvolles Hängenest geknüpft hat. Wunderschöne, bunt geringelte Korallenschlangen, so giftig, daß ihr Biß in wenigen Minuten tödtet, sonnen sich unter den Büschen, auf welchen behelmte Riesenjguane nach glänzenden Insekten haschen. Ganz

Digitized by Google

in der Nähe dieser verschiedenen Uferbewohner treiben auf dem Flusse ruhig schwimmend die grünen Krokodile. Man besucht selten die Mündung, ohne daß man mehrere dieser häßlichen Saurierkolosse, deren schuppiger Rücken einige Zoll aus dem Wasser hervorragt, erblickte, eben so häufig wie die Rückenflossen der Haysische, welche mit der Fluth zu hunderten in das Strombett hineinschwimmen, und über die Wellen der Brandung hervorragen. Man fürchtet die Haye ungleich mehr als die feigen Krokodile, welche höchst selten Menschen angreifen und sich hier nicht oft an die Ufer wagen."

Der Abschnitt über die Feuerberge schildert lebendig und eingehend die Vulkane Centralamerika's, ihre Thätigkeit und den verschiedenen Charakter ihrer Bildung wie ihrer Ausbrüche. Ergreifend ist die Darstellung des fürchterlichen Erdbebens, durch welches in der Osternacht 1854 die Stadt San Salvador in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Herr von Scherzer kam eben von einer Reise aus Honduras zurück, um in San Salvador mit Moritz Wagner, welcher die gräßliche Katastrophe erlebte, wieder zusammen zu treffen. Erst als er der genannten Hauptstadt bis auf eine Tagereise nahe gekommen war, hörte er, daß sie nicht mehr existire. Wir verweisen auf die meisterhafte Darstellung des großartigen Naturereignisses, welche Herr von Scherzer S. 125 ff. gibt; sie verdient einen Platz in geographischen Chrestomathien oder in Lesebüchern für Schulen.

Mit wahrem Vergnügen lasen wir das Kapitel über die Indianerstämme. Hier zeigt sich Herr von Scherzer als tüchtigen unbefangenen Beobachter, und wir finden ihn auf der Höhe der ethnologischen Forschung. Das heben wir um so lieber hervor, weil dieser Abschnitt, mit seinen gesunden Anschauungen und seinem positiven Inhalt einen erfreulichen Gegensatz zu den windigen Deklamationen und den lustigen Phantasmen bildet, mit welchen Scherzer in den Abschnitten über Weltindien und die Neger hervortritt. Wir werden später darauf eingehen, hier aber die Indianer näher ins Auge fassen.

Sehr richtig betont Scherzer den Gegensatz zwischen den indianischen Jägernomaden Nordamerika's, welche eben deshalb allmälig zu Grunde gehen, weil sie von Natur unfähig sind, sich einem seßhaften Leben anzubequemen, und den ackerbautreibenden Indianern, die sich dauernd erhalten, so viel sie auch unter dem Drucke der spanischen Kolonialherrschaft gelitten haben. In Centralamerika, wie in Mexico, Neu-Granada, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia übersteigt ihre Zahl nicht nur ganz ungeheuer jene der Weißen, sondern auch jene aller anderen Farben. Auf die höchstens zwei Millionen Menschen in den fünf centralamerikanischen Staaten kommen mehr als eine Million Indianer; in Guatemala, das Scherzer genau aus eigener Anschauung kennt, sind von den 900,000 Bewohnern des Staates kaum 10,000 reine Weiße. Uebrigens zeigen die braunen Menschen äußerlich zumeist einen Anfluß von europäischer Civilisation, z. B. in Tracht und manchen Gebräuchen, die sie angenommen haben. Aber im Innern und Wesentlichen sind sie, in überwiegender Mehrzahl, noch gerade so, wie der spanische Eroberer Alvarado zur Zeit der Eroberung sie fand; vierthalb hundert Jahre haben wenig an und in ihnen umgewandelt.

Guatemala ist klassischer Boden für Jeden, welcher den Indianer gründlich studiren will; das hat, außer Herrn von Scherzer, auch der Abbé Brasseur wohl gewußt, aus dessen Werken wir früher im Globus Manches mitgetheilt haben. „In Quesaltenango, Santa Catalina Istlávacan, Utatlán, Totonicapán, Santa Cruz del Quiche und in manchen anderen Gegenden haben die Ansiedlungen der Eingebornen, so wie diese selber, ihre Urthümlichkeit bewahrt, wenn schon weder ihre Tracht, noch ihre Wohnsitze jenen barbarischen Anstrich haben, wie der Anzug und die Wigwams der nomadisirenden Jägervölker des Nordens. Die Männer, kräftige Gestalten von lohbrauner Körperfarbe, mit edig hervorstehenden Backenknochen, schmaler Stirn, tschechend schwarzen Augen und struppigem, dunklem Kopfhaar, tragen in der Regel kurze, braune Jacken und weite, weiße Hosen, die nur bis zum Knie reichen und um die Hüften mit einer buntfarbigen Binde befestigt sind. In diesem Anzuge besuchen sie die Märkte der größeren Städte.

Wir haben im Globus sehr häufig betont, daß das europäische Wesen und das Christenthum den Indianern noch nicht einmal durch die Haut gedrungen sei; darin stimmen alle unbefangenen Beobachter überein, und auch Herr von Scherzer bestätigt es aus eigener Wahrnehmung. Sie halten, sagt er, obwohl sie sich dem Anschein nach zur katholischen Lehre bekennen, noch immer fest an den rohen Sitten und Gebräuchen ihrer götzenanbetenden Vorfahren. Und Herr von Scherzer, selber Katholik, sagt hinzu: „Ja, es ist überraschend, zu sehen, welch geringen Einfluß die katholische Kirche seit drei Jahrhunderten, trotz dem Zauber ihres kirchlichen Apparates und der gewaltigen, oft grausamen Mittel, welche ihr zu Gebote standen, auf die Herzen und die Ueberzeugung der Indianer zu üben im Stande war. Noch fortwährend erscheinen diese lohbraunen Menschen der Mehrzahl nach unglaublich und unbelehrt; sie würden, wenn sich selber überlassen, wohl bald wieder ins Heidenthum zurückfallen. (Wir fügen bei: wie der Neger wieder in die Barbarei zurückfällt, sobald er sich selbst überlassen wird.) Das fühlen auch die weltlichen wie die geistlichen Autoritäten des Landes, allein es liegt nicht in ihrer Macht, diesem Uebel entgegen zu wirken. Indem sich die Indianer alle Lasten und Bürden der katholischen Kirche geduldig gefallen lassen, und sich stillschweigend ihren Geboten fügen, üben sie ihren Götzendienst und ihre heidnischen Gebräuche gleichwohl im Geheimen fort. Es hält bei ihrem unbeugsamen Starrsinn und der Verschlossenheit ihres Charakters unendlich schwer, ihnen in dieser Beziehung auch nur die geringste Mittheilung zu entlocken."

Die Kirche gestattete anfangs die Beibehaltung einzelner heidnischer Ceremonien, um desto mehr und rascher Täuflinge zu gewinnen, und aus heute noch ist jedes Kirchenfest „mit einem gewissen abgöttischen Nimbus umgeben". Fast in jedem Monate finden mehrmals kirchliche Processionen statt; dabei trägt man eine Holzfigur, die einen Schutzheiligen vorstellt und geschmacklos aufgeputzt ist, unter Vortritt des Ortspfarrers mit dem Allerheiligsten, um den Hauptplatz des Dorfes herum. Ein solcher Umzug ist gewöhnlich von häßlich maskirten Tänzern und Tierlarven begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenspiel und wilden einförmigen Trommelschlägen auf burleske Weise vor dem Heiligen einherhüpfen. Das Ganze gleicht einem ausgelassenen Fastnachtszuge.

„Bei Gelegenheit der Frohnleichnamsprocession im Dorf Istlávacan sah ich die Holzfigur des Erlösers in orientalischer Kleidung, mit breitem, rothem Turban und gelben Pantoffeln, auf einem plump geschnitzten Maulthier reitend, mitten unter Masken, Geigern und Tänzern einhertragen." Wir wollen hinzufügen, daß Processionen ähnlicher Art in fast allen indocreolischen Republiken stattfinden, namentlich auch in Peru, wo das wilde, ganz heidnische Schaugepränge aber wo möglich noch ärger ist, als in Centralamerika. Noch jüngst hat Marcoy darüber erbauliche Schilderungen in Wort und Bild gegeben.

Die Tänze, welche nach Beendigung der Procession im Pfarrhof aufgeführt werden, sind gleichfalls altheidnisch; nachher beginnt das Trinken, und das Kirchenfest artet in eine wilde Orgie aus. Herr von Scherzer erlebte in der guatemaltekischen Ortschaft Patin, welche etwa 5000 Seelen zählt, daß dort im Durchschnitt beim Thereserfeste 3000 Flaschen Branntwein ausgetrunken werden. „Leider", so fügt er hinzu, „haben die Geist-

Digitized by Google

lichen nur selten so viel Macht und Einfluß über ihre indianischen Pfarrkinder, um solchem Uebel abhelfen zu können. Sie stehen in Folge der vielfachen Grausamkeiten, welche die ersten Mönche in ihrem religiösen Fanatismus sich zu Schulden kommen ließen, bei den braunen Eingeborenen noch heute in üblem Rufe. Die Habsucht und der Egoismus späterer Missionäre haben nicht dazu beigetragen, diese Abneigung zu vermindern." Noch heutzutage nennt man den Pfarrer in der Quiche-Sprache Ki sot re le af uch, d. h. Aufseher der Hühner, denn die Indianer hatten von diesem Geflügel einen unerschwinglichen Tribut zu leisten. So müssen die Bewohner des Sprengels von Illtáhuacan, etwa 25,000 Seelen, jährlich 7000 Hühner und 15,000 Eier dem Pfarrer als Zehnten abliefern! Es gibt keinen einzigen wichtigen Moment im Leben eines Indianers, von dem nicht der Dorfpfarrer irgend einen erheblichen Nutzen zöge. Am empfindlichsten ist das bei ehelichen Verbindungen der Fall, wo das künftige Paar erst monatelang auf dem Besitzthum des Pfarrers zubringen und umsonst arbeiten muß, bevor der Pader dasselbe für hinlänglich bewandert in der heiligen Lehre erklärt, um heirathen zu können. In der That benutzt der Pfarrer diese sogenannte Lehrzeit nur, um die Arbeitskraft des jungen Ehepaars nach allen Richtungen hin auszubeuten und sich von den Brautleuten Geschenke machen zu lassen. —

Karl V. erließ die ganz widersinnige Verordnung, daß die katholische Glaubenslehre den Eingebornen ausschließlich in der spanischen Sprache beigebracht werden solle!

Aus dem grundverkehrten Systeme, welches Regierung und Kirche befolgten und bei dem schmachvollen Drucke, welchen beide um die Wette Jahrhunderte hindurch übten, erklärt sich, daß die braunen Menschen starrsinnig an ihrem alten Glauben festhalten und ihren alten Göhen treu bleiben, denen sie nur andere Namen beigelegt haben. „Sie verehren scheinbar Gott und meinen im Innern die Sonne; sie rufen die heilige Jungfrau Maria an und denken dabei an den Mond; sie beten laut zu den Heiligen und stellen sich unter jeden Schutzpatron einen andern Stern vor. Es ist gar nicht etwa selten, daß Götzenbilder unter dem Hochaltar angebracht werden.

Die wichtigste Person ist noch immer der Ach itz, Sonnenpriester. Allein in der Gemeinde Illtáhuacan, welche doch ausnahmsweise einen gebildeten, wohlwollenden und klugen Geistlichen hat, gibt es deren jetzt mehr als sechzig; und jener Geistliche nannte die Namen dieser „Abivinos" (Zauberer), dem deutschen Reisenden. Sie sind Wahrsager, prophezeien Glück und Unglück, gute Gendten und Mißwachs, Finsternisse und Kometen; sie citiren und beschwören den Teufel und heilen Kranke. Als Nagualisten haben sie großen Einfluß im Dorfe, denn sie erhalten von der Geburt eines Kindes eher Kunde als der Priester. Erst wenn dem braunen Kinde durch den Ach itz das Horoskop gestellt worden ist, der Name irgend eines Thieres beigelegt, citronengelbes Harz verbrannt, ein Lieblingsgötze angerufen worden ist, und nachdem mancherlei heidnische Bräuche vollzogen worden sind, — erst dann wird das Kind zur christlichen Taufe getragen. Das Thier, dessen Name vom Sonnenpriester beigelegt wird, gilt als dessen Schutzgeist, als Nagual, für das ganze Leben.

Unter den Gottheiten, denen die „heidnischen" Indianer von Illtáhuacan ingezehrn, im Dunkel des Waldes Mais, Blumen und Früchte opfern und Feste begehen, befinden sich Noch, Genius der Vernunft; Achmak, Genius der Gesundheit; Ik, der Mond; Kanil, Genius der Aussaat und Chuiup, der Gott der Erde, welcher das böse Prinzip vorstellt, im Gegensatze zu Kich, dem Gotte des Lichts, welcher das gute Prinzip bildet.

Wir können hier nicht weiter auf einen Gegenstand eingehen, den Herr von Scherzer sehr verständig und anziehend behandelt hat.

Vom praktischen Standpunkt aus verdient der Abschnitt über „Handel und Emigration" entschieden Beachtung. Herr von Scherzer erörtert in demselben die Bedeutung Centralamerika's für Handel, Industrie und Auswanderung Deutschlands, und wir schließen denn, was er darüber beibringt, um so lieber und um so entschiedener bei, da wir und schon vor einem Jahrzehnt und früher oftmals genau in demselben Sinn ausgesprochen haben. Die Länder der heißen Zone sind für ihren Manufakturbedarf auch an die fabricirenden Länder der gemäßigten Zone hingewiesen. Sie sind es weit mehr als die Staaten der nördlichen Yankee-Union. (Die Unabhängigkeit der Consöderirten, welche vorzugsweise der Agrikultur obliegen, ist entschieden im Interesse Deutschlands). Im Yankeelande erstarkt die Manufaktur-Industrie mit jedem Tage mehr, und man wird doch den eigenen Bedarf bald durch eigene Produktion befriedigen. „Während der deutschen Nation von ihren nach Nordamerika auswandernden Söhnen gar keine (wenigstens verhältnißmäßig geringe) Vortheile erwachsen; während nicht nur ihre materielle Produktion von höchst untergeordnetem Nutzen für das Mutterland bleibt, sondern sogar ihre Persönlichkeit der deutschen Nationalität für immer verloren geht, vereinigten die Staaten Mittelamerika's durch ihre glückliche geographische Lage, durch die Vortheile ihrer physischen Verhältnisse und durch die Race, welche in ihnen wohnt, alle Bedingungen, um deutschen Auswandrern in vollkommen gesunden, fruchtbaren Gegenden eine vortheilhafte Existenz und die Erhaltung ihrer Nationalität zu sichern."

Im Yankeelande sind von den Deutschen, welche in dem Eroberungskriege gegen die Consöderirten die Waffen ergriffen, seit drei Jahren etwa 60,000 getödtet oder zu Krüppeln geworden, halb so viele Menschen, als z. B. der Staat Costa rica zählt. Man denke sich jene 60,000 Deutsche auf die Hochebene jenes Landes und beantworte sich, was aus diesem und was aus ihnen geworden wäre!

A.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von Du Chaillu. Der bekannte Reisende veröffentlicht in der „Times" vom 15. Okt. einen Brief vom Fernando-vaz-River, Aquatorialen West-Afrika, an seinen Freund Silver in London. Er war im Begriff, am 20. August nach dem Innern abzureisen, hatte 13 Tons Kaufschaft gesammelt und eine Menge Gorillas, darunter einen lebenden, nach London abgeschickt. Du Chaillu war vollkommen gesund, doch nahm er viel Chinin als Präservativmittel ein und hielt zum Schlusse, daß man ihn nur nicht gleich für todt halten solle, wenn ein oder zwei Jahre seine Nachrichten von ihm einliefen, denn die Postverbindungen seien herzlich schlecht.

Samuel Bakers afrikanische Reise. Seit unsrer letzten Nachricht über diesen kühnen Reisenden (Globus VII, 94) ist

Digitized by Google

wieder ein Schreiben Consul Petherick's aus Ghartum bei Murchison eingetroffen, welches in der „Times“ vom 24. Oct. mitgetheilt wird. Baker's glückliche Ankunft in Kamrasi's Residenz am Karl bestätigt sich; nur hatte er all sein Vieh verloren; übrigens befand er sich wohl. Mit 10 Gefährten brach er zur Erforschung „eines See's“ auf, ob dies aber der nach Weben hin liegende Luta Nzigi oder der große Nyanza im Süden ist, darüber weichen die Angaben der Leute Ghurschid Aga's, auf die sich Petherick's Brief stützt, ab.

Miani's Expedition ist auf große Hindernisse gestoßen; namentlich sind verschiedene der Gebodaellen, auf welche der Bewetianer sich stützen zu können glaubte, nicht flüssig geworden. Insbesondere sind die ägyptische Regierung und Dr. G. Schweinfurth zurückgetreten. Seine Boten und Vorräthe hat Miani in Alexandria zurückgelassen; er selbst traf am 18. Oktober in Triest wieder ein, wo er aufs Neue sein Expedition wirken will.

Die Austrocknung des Innern von Süd-Afrika. J. F. Wilson hielt in der British Association über diesen Gegenstand einen höchst interessanten Vortrag, der einen sehr lebhaften Austausch der Meinungen unter verschiedenen Mitgliedern der geographischen Section hervorrief. Es ist nämlich in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht worden, daß große Strecken Landes in der Trans Gariep Region allmälig austrocknen. Die Calahari-Wüste nimmt fortwährend an Ausdehnung zu und verschlingt förmlich große Strecken bewohnbaren Landes. Die Wasserquellen in jener Gegend werden immer ärmer, und Seen, wie z. B. der von Livingstone beschriebene Ngami, sind nun ausgetrocknet. Diese große Umwandlung ist aber, wenn man den Berichten der Eingebornen Glauben schenken darf, schon vor der Ankunft der Europäer eingetreten, und massenhafte Stämme und Wurzeln von Akazien, die in solchen Gegenden sich finden, wo nun kein Baum zu sehen ist, scheinen dies zu bestätigen. Sucht man nach der Ursache dieses Faktums, so darf man zunächst nicht an kosmische Veränderungen oder Erdbeben denken, von denen wir in Süd-Afrika keine Spur entdecken können. Der Grund liegt vielmehr in den physikalischen Verhältnissen des Landes und in den Gebräuchen der Eingebornen. Das Land, welches vom Orange-Fluß bewässert wird, ist von Natur dürr, weil die Hauptregenwolken, die vom Indischen Ocean kommen, durch die dazwischenliegenden Quathlamba-Berge abgeleitet werden. Die verheerenden Winde kommen von Nordwesten. Die Wolken, die der vom Indischen Ocean sich mit Wasserdämpfen gesättigt haben, werden über Cafraria hingetrieben und bewässern dieses Land reichlich; wenn aber die feuchtigkeitschwangeren Wolken an den Gipfeln der Bergkette anlangen, die Cafraria von dem innern Lande trennt, so sind sie nicht allein schon eines Theils ihrer Feuchtigkeit beraubt, sondern sie treffen auch auf die verdünnte Luft der Centralebenen zusammen, steigen in Folge dessen höher und gehen in noch dünnern Dampf über. Freilich gibt es nur wenige Gegenden, die ganz ohne Vegetation sind, und große Räume findet man häufig. Nirgends fehlen Heerden wilder Thiere, und doch sieht man die Verminderung des Regens um ein oder zwei Zoll im Jahre sehr empfindlich. Wissen kann zu dem Schlusse, daß, wie aus einer sorgfältigen Untersuchung der geologischen Verhältnisse und der Quellen hervorgeht, tief unter der Erdoberfläche auf weite Strecken hin sehr viel Wasser vorkommen muß, das durch Bohren von artischen Brunnen der weitern Austrocknung adgeholfen werden kann. Auch empfiehlt er, das sorgfältige Niederschlagen der Wälder und Abbrennen der Weiden, wie es sowohl von den Eingebornen, als auch Europäern betrieben wird, mehr zu beschränken.

Der Handel Zanzibars im Jahre 1863. Ueber denselben enthält die „Times“ vom 15. Octbr. 1864 einen Bericht, welcher einen bedeutenden Aufschwung constatirt. Der britische Handel mit dieser afrikanischen Insel wird meistens über Indien geführt und beläuft sich auf die Summe von 200,000 Pfund Sterling für Einfuhren, etwa zwei Drittel des gesammten Imports. Die Ausfuhr hatte einen Werth von 300,000 Pfd. Sterling und ging zur Hälfte nach Indien. Unter den eingeführten Waaren befanden sich im Jahre 1862 auf 1863 für 889,716 Dollars Schnittwaaren, die früher meist aus Amerika kamen; doch seit dem Ausbruche des Bürgerkrieges haben die Engländer in diesem Artikel die Ueberhand bekommen, und namentlich macht Manchester gute Geschäfte. Glasperlen werden von Bombay eingeführt und gehen dann weiter nach dem Innern, wo Sklaven und Elfenbein für sie eingetauscht werden. Kaurimuscheln werden am Festland gesammelt, von den Eingebornen in ihren Booten nach der Insel hinübergebracht und dann von hamburger Schiffen nach der afrikanischen Westküste und von indischen Händlern nach Indien geführt; doch ist dieser Handelsartikel seit im Abnehmen begriffen und macht immer mehr dem Gebrauch der edlen Metalle Platz. Oel und Oelsamen wurden im Jahre 1862 auf 1863 für 158,116 Dollars ausgeführt. Besondern Aufschwung nimmt der Handel mit Sesam, der an der afrikanischen Ostküste wächst und nach Hamburg und Frankreich ausgeführt wird. Eine Haupthandelsware sind auch die Gewürznelken; es werden jährlich 1,000,000 Pfund im Werthe von 85,000,000 Pfd. Sterling erzeugt. Im Jahre 1863 mißrieth die Ernte; doch hofft man den Ausfall durch Zucker zu decken, für dessen Kultur der Boden Zanzibars ungemein geeignet ist.

Die Einkünfte des Sultans, die hauptsächlich in 5 Prozent Abgaben von den eingeführten Gütern bestehen, sind für 189,000 Dollars jährlich an ein indisches Handelshaus verpachtet worden; doch muß man die davon einen Tribut an den Imam von Maskat entrichten, und um den Ausfall zu decken, hat er eine Grundsteuer angeordnet, die ihm 40,000 Dollars jährlich abwirft. Der Sklavenhandel scheint im Abnehmen begriffen zu sein, denn im Jahre 1860 bis 1861 wurden noch 19,000, im Jahre 1862—63 dagegen nur 12,000 Sklaven eingeführt. Kinder werden auf dem Markte mit 5 bis 10 Dollars, kräftige Burschen mit 10 bis 30 Dollars und erwachsene Mädchen mit 10 bis 150 Dollars bezahlt.

Der Telegraph zwischen Indien und Australien bietet mehr Schwierigkeiten dar, als irgend eine andere Linie auf der Welt. Ein englischer Ingenieur, welcher den fernen Osten kennt, stellt folgende Betrachtungen an.

Ein Herr Bright hatte behauptet, daß eine Linie über Singapore, Java und Timor nach Australien auf keine bedeutenden Hindernisse stoßen werde. Nun verhalten sich aber die Dinge in folgender Weise. Bis jetzt reicht der indische Telegraph gegen Südosten bis Rangzun in Pegu; aber er geht, die Flußübergänge ausgenommen, nirgends unterdem Wasser hin. Die Entfernung zwischen Rangzun und Singapore beträgt etwa 1000 Miles. Ein Telegraph, der auf dieser Strecke auf dem festen Land angelegt wird, geht faß überall durch unbewohnte Wälder und die Besitzungen von fünf unabhängigen halbbarbarischen Fürsten. Wollte man den Draht unterseeisch legen, so fände er fast überall im Meere Korallenbeden. Von Singapore nach Hongkong beträgt die Entfernung 1500 Miles, oder etwa drei Viertel der Breite des Atlantischen Oceans; man müßte den Draht submarin legen und nicht in seichte Meeresbeete, sondern in einen, nicht selten von Wirbelstürmen heimgesuchten Ocean. Da ist durchgängig Tiefe und fast ohne Zwischenstationen. Aber es gibt noch größere Schwierigkeiten. Von Singapore bis Batavia, 650 Miles, ist das Meer allerdings nicht sehr tief, hat aber faß durchgängig Korallenboden. Die Holländer legten vor etwa drei Jahren ein Telegraphenkabel, das auch ein paar Tage lang benutzt werden konnte; dann aber wurde es in Folge der Reibung auf den scharfen Korallen durchschnitten; nachdem man es reparirt hatte, gelhah gleich wieder dasselbe, und man gab die Sache als hoffnungslos auf. Von Batavia über Timor nach Kap York in Australien sind 2500 Miles, ein Viertel mehr als die Breite des Atlantischen Oceans zwischen Irland und Neufundland beträgt. Die zwischenliegende Meeresfläche ist sehr tief. Es handelt sich also darum, auf einer Strecke von etwa 1000 deutschen Meilen, theilweise auf Korallenboden, theilweise in ungemein tiefen Meeren ein Kabel zu legen. Damit wird es noch gute Weile haben.

Fortschritt Tasmania's. Diese ehemalige Verbrecherkolonie, welche amtlich nicht mehr als Van Diemensland bezeichnet wird, macht zwar keine sehr raschen, aber doch sichere Fortschritte. In klimatischer Beziehung ist diese Insel günstiger gestellt als das australische Festland. Im Jahre 1863 betrugen die Einfuhren den Werth von 902,940 Pfd. St., 45,527 mehr, als im Vorjahre; die Ausfuhren 999,511 Pfd. St., beinahe 80,000 Pfd. St. mehr. Im Jahre 1862 stellte sich die Trächtigkeit

Digitized by Google

der eingelaufenen Schiffe auf 107,664 Tonnen, 1863 auf 117,681; jene der ausgelaufenen auf respective 108,315 und 116,143 Tonnen. Die Zahl der Schafe betrug 1,800,811, und 267,173 Acres Land wurden unter Anbau. Die Volksmenge betrug zu Ende des Jahres 1863 erst 91,549 Seelen; der Wunsch nach einer starken Einwanderung technisch-gebildeter Leute war sehr lebhaft. Wir wollen bemerken, daß die Versuche, den Lachs auf Todmanien im Flusse Derwent einzubürgern, durchaus gelungen sind.

Zur Statistik von Neusüdwales. Einem Blaubuche dieser ältesten Colonie Australiens zufolge betrug zu Ende des Jahres 1862 die Volksmenge derselben 367,495 Seelen. In der ersten Hälfte des Jahrzehntes von 1852 bis 1862 betrug der Zuwachs 47, in der zweiten Hälfte 29 Procent; aber das letztere erklärt sich, wenn man bedenkt, daß in diesen Zeitraum die Ausscheidung von Queensland fällt, welches nun eine selbständige Colonie bildet, und dazu kam noch die Auswanderung nach den Goldgruben von Otago in Neuseeland. Noch immer ist das Gleichgewicht zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung nicht hergestellt, denn 1862 kamen auf je 1000 männliche nur 788 weibliche Seelen. Auf je 1000 Köpfe entfielen 42 Geburten und 17,83 Eheschließungen. Der natürliche Zuwachs betrug 8910, die Einwanderung 15,386, die Auswanderung 15,079 Köpfe. Einnahmen 1,628,885 Pfd. St., Ausgaben 1,668,810 Pfd. St. (bei beiden Posten die Anleihe ausgeschlossen). Einfuhren 20 9,334,640 Pfd. St., Ausfuhren 7,102,562 Pfd. St.; Wollerzeugung 2,212,534 Pfd. St., durch 25,038 Personen, welche Erlaubnißscheine (Licenzen) genommen hatten; auf den Kopf kamen also in diesem Jahre, 1862, durchschnittlich 68 Pfd. St. Von dem Hauptzeugnisse der Colonie, Wolle, wurden 21,000,000 Pfund ausgeführt; Anzahl der Schafe 6,145,651; sie hat sich wegen mehrjähriger Dürre etwas vermindert und selber schon einmal die Zahler von acht Millionen erreicht. Der Hornviehstand, der stetig zunahm, betrug 2,620,383 Häupter; unter Anbau waren 302,138 Acres Land; davon mit Weizen bestellt 117, 854, mit Mais 78,232; die übrigen mit Gerste, Hafer und Gras. Neu ist, daß 54 Acres mit Baumwolle bestellt waren, die durchschnittlich 143 Pfund lieferten, obwohl das Jahr kein günstiges Wetter hatte; Weinerzeug 144,888 Gallonen; Kohlenförderung 476,522 Tonnen, wovon auch beträchtliche Theile nach anderen Colonien ausgeführt wurden. — Etwa 42,000 Kinder besuchten die Schulen.

Goldfelder in Catamarca entdeckt. Der „Buenos Ayres Standard" vom 10. September 1864 meldet: In der Provinz Catamarca sind ungemein reiche Goldfelder entdeckt worden, und schöne Gold- und Silbererzstufen sind nach Buenos Ayres von drei gebracht worden. Die Minen von San Juan werden dadurch vollständig in Schatten gestellt. Bis jetzt war Catamarca nur sehr wenig von Bergleuten besucht worden; nun aber entsteht eine förmliche Völkerwanderung von Chile aus und den anderen Provinzen der Argentina dorthin.

Was hat der Unterschlagungskrieg in Nord-Amerika schon gekostet? Darauf gibt die Zeitung „The New-Yorker Woche" folgende Antwort: — Wir haben veranlagt vom Ausbruche des Krieges bis September 1864: für Heer und Flotte rechnet sich 3000,000,000; für Kanonenbrücken (namentlich auch für ausländisches Abenteurergesindel, auf welchen ein großer Theil der „Freiheitsarmee" besteht) 450,000,000. Der Verlust an Menschenleben und jener an produktiver Arbeit, welcher durch die Geldleeren und Verstümmelten verursacht worden, stellt sich auf mindestens 2000,000,000, was jener der Privatschäden auf 8000,000,000; an Eigenthum auf See und zu Lande sind für mindestens 300,000,000 zerstört und verwüstet worden. Der Handel hat mindestens 700,000,000 eingebüßt, und die Pensionen an Verwundete, Wittwen und Waisen, von denen es im Lande wimmelt, betragen an 400,000,000 Dollars. Summa Summarum in kaum vierhalb Jahren fünfzehn Milliarden Dollars. Dazu kommen noch die Schulden, und was ist von dem „glorreichen republikanischen System" übrig geblieben? Allgemeine Zerrüttung und eine Dynastie von Stellenjägern, namentlich Advokaten und Soldaten.

Die Cucujskäfer in Mexico. Es ist in letzterer Zeit vielfach davon die Rede gewesen, diese Leuchtkäfer auch in Europa, wie es im Mexico geschieht, als Damenschmuck einzuführen. W. v. Müller meldet über dieselben im seinem vor Kurzem erschienenen Werke: Reisen in Vereinigten Staaten, Canada und Mexico: Unter den eleganten Spaziergängerinnen in Vera Cruz befanden sich einige, welche sich schon von Weitem durch einen eigenthümlichen Schmuck auszeichneten. Sowohl in dem mit Blumen und Bändern durchflochtenen schwarzen Haar, als auf dem weißen Kleidern trugen sie kleine, so stark leuchtende Gegenstände, daß man in deren Licht auf mehrere Fuß im Umkreise Alles unterscheiden konnte. In der Gegend von Vera Cruz findet sich nicht selten ein leuchtender Käfer, von den Spaniern Cucujo genannt, den die Damen bereits seit wie ein Jahrhundert benutzen, um ihn jedergeit zum Putz verwenden zu können. Der Käfer wird von den Indianern eingefangen, indem sie Abends eine helllenchtende Kohle an einem Stock in der Luft hin und herschwenken, auf die der Käfer zufliegt. Das Dutzend dieser Thiere wird auf dem Markte für zwei Realen verkauft. Man hält sie in eigens dazu gefertigten Käfichen von feinem Draht, füttert sie sorgfältig mit Schnitzchen von Zuckerrohr und dabei sie täglich zwei Mal. Abends werden sie in kleine Säckchen von feinem Tüll gesteckt und diese in Form von Reifen längs des Bildes befestigt; oder man steckt dem Käfer zwischen Kopf- und Bauchschild eine Nadel durch, was geschehen kann, ohne ihn zu verletzen, und trägt ihn so als Kopfnadel, um die Mantille zu halten. Am schönsten aber nimmt sich dieser Schmuck aus, wenn er, mit kleinen, künstlich aus Kolibrifedern gebildeten Blumen und einzelnen Brillanten verbunden, als Kranz in den Haaren getragen wird.

Der Cucujo (Pyrophorus clarius) gehört zur Familie der Elateriden, welche sich, wenn man sie auf den Rücken legt, in die Höhe schnellen. Er ist einen Zoll lang, braun, mit zwei hellfarbigen transparenten Buckeln in der Nähe der Augen und einem ähnlichen Membran am Bauche. Der Käfer kann den von diesen Organen ausgehenden Lichtglanz erhöhen, vermindern oder ganz erdrücken, indem er andere Membrane darüber zieht, was stets der Fall ist, wenn er schläft. Während des Fliegens dagegen entwickelt er den höchsten Glanz. Das ausgestrahlte Licht ist so hell, daß man dabei lesen kann. Wenn man den leuchtenden Stoff aus den Blächen, welche ihn enthalten, herausnimmt, stellt er eine weiße, mehlige, leichtlebrige Substanz dar, die ihre leuchtende Eigenschaft noch kurze Zeit beibehält. In den östlichen Küstengegenden Mexico's ist diese Art nicht selten. Die Indianer legen diesen Thieren, wenn sie sie eingefperet halten, faules, leuchtendes Holz in den Käfig, weil sie behaupten, der Käfer sauge die phosphorescirende Materie desselben ein.

Silberabzug nach dem Orient. Während in Deutschland tausende kleiner Kapitalisten, umlundige, verdienende Leute, die Thorheit begehen, in Bonds der nordamerikanischen Yankee-Staaten Millionen auf Millionen anzulegen, weil sie wähnen, daß die Yankees ihnen 17 bis 20 Procent Zinsen zahlen würden — ist auch der Abzug von Edelmetallen nach dem Orient ungebeuer. Nach Nordamerika ist, den Berechnungen der Handelsblätter zufolge, allein aus Deutschland für 80 bis 90 Mill. Dollars Gold und Silber gegangen. Dadurch entstand eben eine empfindliche Lücke. Nun aber muß Europa einen großen Theil der Baumwolle, welche es früher aus den conföderirten Staaten bezog und mit Fabrikaten bezahlte, baar kaufen, in China, Japan, Indien, Syrien, Aegypten ꝛc., ein lauter Ländern also, die bekanntlich Silber nicht wieder herausgeben, sondern was sie einmal haben, fest an sich behalten. Dieser Abzug nach dem Orient, der immer beträchtlich war, ist kolossaler als je und wird am Ende des Jahres eine ungeheure Summe ergeben. Am 7. September ging ein Eintrag von London nach Folkestone; er zählte 17 Wagen, auf denen in 1316 Kisten 2632 Silberbarren verladen waren. Das Gesammtgewicht derselben betrug 61 Tons 10 Centner, also 1230 Centner Silber, im Werth von 333,191 Pfd. St. Auch in Marseille dauern die Silberverschiffungen fort; man meint, daß allein Aegyptien für seine diesjährige Baumwollenernte an 100 Millionen Thaler einnehmen werde. Der Unterjochungskrieg der Yankees gegen die Conföderirten, welche die beste und billigste Baumwolle der Welt producierten und dafür unsere Fabrikate nahmen, wird mehr und mehr nachtheilig auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Europa's und auch Deutschlands wirken.

Digitized by Google

Die Sklaverei im osmanischen Reiche. Der Sklavenhandel wird dort nach und nach auf Mangel an Waare aufhören; Neger werden kaum noch importirt, und durch die Entvölkerung Tscherkessiens ist der große kaukasische Markt für immer geschlossen. Eine Mittheilung aus Konstantinopel, welche wir in der Allgemeinen Zeitung finden, enthält folgende Bemerkungen:

„In der Türkei, wie überhaupt im Orient, sind die Sklaven nach dem Civilcoder Mukteh in sechs Klassen eingetheilt. Die erste Kategorie (Kuleleit) gehört unbedingt demjenigen, der sie um baares Geld oder im Tauschhandel von den eigenen Eltern oder Sklavenhändlern erworben hat. Dieselben verrichten je nach ihrer Fähigkeit verschiedene Dienste in den Häusern und werden, da sie zur Familie gehören, theilweise besser behandelt als Thiere, die gegen einen gewissen Preis aufgenommen sind. Nach Verlauf von neun Jahren müssen sie in Freiheit gesetzt werden, bleiben aber unter allen Umständen bis zu ihrem Tod in einer gewissen Abhängigkeit von ihren frühern Herren. Die zweite Klasse, Mezum genannt, gehört bereits zu den Vertrauten, genießt das Privilegium, für eigene Rechnung arbeiten zu dürfen, kann aber das Erworbene nicht ohne Erlaubniß ihrer Herren veräußern. Die dritte Kategorie, bekannt unter dem Namen Mukiatib, ist contractmäßig an ihre Herren gebunden und darf während dieser Periode nicht verkauft noch verheirathet werden. Die vierte Kategorie sind die Muttebir; diese haben bereits ihre Freilassung erhalten, genießen vielfache Privilegien, können selbst wieder eigene Sklaven besitzen und sind durch ein sehr lockeres Band an ihre frühern Herren geknüpft. Dieselben übrigens verkauft oder übertreten werden, jedoch stets mit Vorbehalt ihrer Rechte, bilden also, so zu sagen, eine Art Vasallenschaft. Die beiden letzten Gattungen, welche den Tedbir (Freilassung) und Kiatiber (Schuldigsein) erhalten, bilden die fünfte Kategorie. Endlich die sechste Klasse, Ummul Walide, Sklavinnenmütter und Kinder, welche adoptirt wurden. In der Regel sind dies solche Sklavinnen, welche ihrem Herrn Kinder erzeugt und dadurch Ansprüche auf Emancipation erhalten haben. Der größte Theil der weiblichen Sklaven gehört in diese Kategorie. Die gesammte Kaste der Sklaven wird übrigens vom Gesetz beschützt. Jeder hat das Recht, wenn er seine Lage unerträglich findet, sich anderweitig verkaufen zu lassen. Meine Leitaxe erhalten häufig die Töchter ihrer Herren zu Frauen. Noch vor 30 Jahren bestand der größere Theil der höchsten Großwürdenträger aus ehemaligen Sklaven, auch noch gegenwärtig befinden sich in der Marine und in der Landarmee viele hohe Offiziere, die dieser Kaste einst angehörten. Die Zahl der Sklaven beider Geschlechter ist auf 100,000 (zu klein angegeben, dies ist in der Residenzstadt befinden sich so viel) geschätzt. Charakteristisch ist es, daß jeder niedere Orientale dem höhern gegenüber das Wort Kölenisch, „dein Sklave", gebraucht; selbst der Großvezier bedient sich dem Großherrn gegenüber dieses Ausdrucks.

Eine gerichtliche Statistik Irlands ist für das Jahr 1863 zusammengestellt worden, deren Resultate im Vergleich mit den kriminalistischen Personen, Landstreicher — zählen in Irland 22,290 Vertreter, in England und Wales 126,126, während das Bevölkerungsverhältniß 1 : 3,7 beträgt, also in Irland auf je 260, in England schon auf je 159 Einwohner ein Verbrecher kommt. Die Zahl der notorischen Diebe in Irland, 3254, erreicht verhältnißmäßig nur die Hälfte der für England ermittelten; für weibliche Personen sind die öffentliche Dirnen ist das Verhältniß ein ähnliches, wie für die Diebe; liederliche Häuser sind verhältnißmäßig zwei Drittel weniger als in England. Dagegen ist die Zahl der Hehler eine etwas größere, die der Landstreicher gleichfalls (wie 100 : 90); unter letzteren figurieren besonders jugendliche Vagabunden (3399 auf 1975 in England) aus Mangel an industriellen Schulen. Trotz der kleinern Zahl verbrecherischer Individuen ist demnach die Zahl der Gesetzesübertretungen in Irland größer als in England. Das Jahr 1863 kontrastirt für Irland überhaupt ungünstig mit dem Jahr 1862. Zwar nahm die Zahl der Mordthaten ab, von 41 auf 22; doch mehrten sich andere grobe Verbrechen, vorzugsweise solche, welche mit den agrarischen Verhältnissen der Insel zusammenhängen: schriftliche Mordandrohungen (meist gegen große Gutsbesitzer und deren Inspektoren) vermehrten sich von 10 auf 22, gewaltsame Inbesitzhaltung von Land (seitens ausgewiesener Pächter) von 83 auf 105, gewaltthätige Verwundungen von 65 auf 107. Das Uebermaß von Gesetzesübertretungen in Irland gegen diejenigen in England beruht übrigens auf Vergehen leichtern Charakters. Mehr als 60,000 Fälle bestanden in Anklagen wegen Trunkenheit und daraus entspringender Ruhestörungen; auf diese 60,000 kommen im Verhältniß 25,000 in England. Die zuerkannten Strafen sprechen ebenfalls für den harmlosern Charakter der Gesetzesübertretungen in Irland. Die Anzahl der zu mehr als drei Monaten Gefängnißstrafe Verurtheilten beträgt für Irland nur den vierten Theil, die der mit Peitschenstrafe bedachten Verbrecher den vierzehnten Theil von der Gesammtzahl für England, die Zahl der Mordthaten und Mordversuche, 17½, ist verhältnißmäßig viel kleiner als in England; höchwüchtiger Vergehen gegen Eigenthum dagegen werden viermal so viele und Angriffe gegen die Person (der spezielle Flecken der grünen Insel und ihrer leidenschaftlichen Bewohner) vier- bis fünfmal so viele in Irland angezeichnet, als in einer entsprechenden Bevölkerung in England. Es ist bemerkenswerth, daß das Verhältniß der Irländer, welche in England auf die Anklagebank kommen, zu den in der Heimath selbst zur Untersuchung gezogenen gleich 2 : 1 ist. In Irland gibt es durchschnittlich doppelt so viele Politiken, als deren auf eine entsprechende Einwohnerzahl von England und Wales kommen.

Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern. Dr. Decaisne, ein Franzose, hat in Paris vor Kurzem mehrere Schriften herausgegeben, die gegen den Mißbrauch, der mit alkoholischen Getränken getrieben wird, gerichtet sind. Er weist deren bedeutende Zunahme im Verbrauch nach und damit ein Steigen der Verbrechen und eine allgemeine Verschlechterung des Gesundheitszustandes. Dr. Decaisne geht in dieser Beziehung verschiedene Länder durch und beginnt mit Frankreich. Dort vermehrte sich binnen 18 Jahren, von 1828 bis 1846, die Branntweinerzeugung um zwei Drittel. Wie groß seitdem die Zunahme war, wird nicht angegeben, aber der noch viel gesundheitlichere Abfluß wird nun in bedeutend größeren Mengen genossen. Der bekannte Chemiker Dumas gab 1861 einen Bericht über das Abfuhrthinken heraus und verlangte, daß man seinen Genuß geradezu verbieten solle. Ein Kirchspiel an der untern Seine von 9000 Einwohnern verkaufte nicht weniger als 3000 Destillerien. Im Hospital zu Rouen wurden 1857 allein 176 Personen, die in Folge des Genusses geistiger Getränke irre geworden waren, aufgenommen, und 60 als geheilt entlassen. Im folgenden Jahre nahm man 171 auf und entließ 42. In Genf hat der Verbrauch in den letzten 20 Jahren um zwei Drittel zugenommen; in Bern dagegen stieg derselbe 25 mal so hoch im Jahre 1860, als er 1811 gewesen war. In Norddeutschland ist der Verbrauch von Branntwein noch ziemlich hart, namentlich in den Küstengegenden; doch macht hier bereits das Bier seinen heilsamen Einfluß geltend und verdrängt den Schnaps immer mehr, ganz anders als in England, wo durch die starke Besteuerung des Bieres diese Einwirkung nicht erzielt wird. Je weiter wir nördlich kommen, desto stärker wird auch der Verbrauch, und namentlich leidet man in Jütland im starken Grogtrinken Extravagantes. In Schweden beträgt die Erzeugung von Branntwein jährlich zwei Millionen Liter, und diese ungeheure Masse wird von der geringen Bevölkerung ganz allein verbraucht. M. Magnus Huß, ein Schwede, sagt hierüber: „Der Branntweingenuß ist zu einem solchen Grade gediehen, daß, wenn der schrecklichen Gewohnheit nicht bald Einhalt gethan wird, die schwedische Nation großen Uebelständen entgegen geht." Decaisne behauptet, daß in Folge des Spiritusgenusses die skandinavische Rasse sich in geistiger und körperlicher Beziehung verschlechtere, und daß es höchst dringend geboten sei, dem Uebel Einhalt zu thun, selbst wenn wichtige Handelsinteressen darunter leiden sollten.

Die Statistik der Trunkenheit in Großbritannien fällt auch einige Seiten mit unerbaulichen Daten. Nach den offiziellen Angaben beträgt der Verbrauch an Spirituosen jährlich die furchtbare Summe von 180 Millionen Liter. Die Londoner allein geben jährlich drei Millionen Pfund Sterling für starke Getränke aus; die Einwohner von Manchester eine Million, die Glasgower 1,200,000 Pfund. Branntweingenuß erzeugt zwei Drittel der englischen Armen und drei Viertel

Digitized by Google

aller kritischen Verbrecher, und englische Aerzte haben nachgewiesen, daß von 1200 Irren mehr als die Hälfte ihren Zustand durch Branntweintrinken verschuldet haben.

Die aus Nordamerika mitgetheilten Zahlen sind etwas alten Ursprungs. 1827 verbrauchte man 72 Millionen Gallonen Branntwein im Werth von 48 Millionen Dollar; man zählte 375,000 Trunkenbolde, deren jeder wenigstens 100 Arbeitstage durch Trunkenheit verlor. 37,000 derselben starben jährlich, und man kann annehmen, daß sie ihr Leben um mindestens 10 Jahre verkürzten, wodurch dem Staate ein Schaden von 15,000,000 Dollars nach den niedrigsten Berechnungen zugefügt wurde. Die Ausgaben für die Kriminalpflig betragen jährlich sieben bis acht Millionen Dollars, davon entfallen sechs Millionen auf Verbrechen, die in der Trunkenheit begangen wurden. Rechnet man die durch Branntweingenuß Verarmten hinzu und den durch ihre Unthätigkeit dem Staate erwachsenden Schaden, so stellt sich die durch Trunkenheit verursachte Schadenssumme auf 20 Millionen Dollars, und damals betrug die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten noch nicht halb so viel wie heute. — Vermehrung der Verbrechen und des Selbstmordes, Entstehung erblicher Trunkenheit und erblicher Epilepsie, Skrophulu, Blödsinn und anderer Krankheiten, Abnahme und Elend der Bevölkerung sind die gewissen Folgen des starken Branntweintrinkens.

Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands. Da, wo im schönen Kärnthnerlande der Gail in die Drau fällt, liegt das Städtchen Villach und bei ihm die Villacher Alpe, oder wie die Slawen sie nennen, der Dobratsch, ein Berg, der unser Interesse in mehrfacher Beziehung beanspruchen darf.

Sein nördlicher Abhang liegt in seinem Innern reiche Bleierzlagerstätten, welche in der Gebirgsschlucht, wo Bleiberg liegt, schon seit Jahrhunderten ein eigenthümliches, reges Leben hervorgerufen haben. Auf seiner höchsten Kuppe, 6844 Fuß über dem Meere, steht eine weithin sichtbare Kirche, die höchste in Deutschland. Ja, als die Grenzscheide zweier Nationalitäten hat die Villacher Alpe sogar wie kein anderer Berg zwei Kirchen, eine etwas tiefer liegende windische und die erwähnte an der höchsten Spitze liegende deutsche; von dieser letzteren führt der Berg hoch senkrecht in Schauder erregende Tiefe; es ist dies die Stelle, wo zur Zeit des Erdbebens im Jahre 1348 ein Theil des Gebirges sich losstürzte und in furchtbarem Sturze zur Tiefe zahlreiche Trümmer mit seinen Trümmern begrub. Höher als diese Kirchen liegen in Europa nur noch zwei andere: St. Maria am Stilfserjoch, 7854 Fuß und die Kirche am St. Bernhardsberge 7668 Fuß über dem Meere.

Wie soll von allen Wallfahrtskirchen erzählt die Sage auch hier von der Himmelskönigin, welche Hirtenknaben auf dem Felsen sitzend erblickten. Der taubstumme Sohn einer Frau aus Waisserloenburg ward an der Stelle wieder „redend", und die Mutter ließ aus Dank dafür im Jahre 1620 die windische Kirche am jetzigen Wallfahrtsorte erbauen. Später erbauten auch die deutschen Gemeinden die deutsche Kirche am Orte der Erscheinung, der höchsten Spitze. Die späteren Reparaturen in den Jahren 1852 und 1853 zeigten, wie beschwerlich ein solcher Bau war; alle Materialien, jedes Stück Holz, die Lebensmittel der beim Bau Beschäftigten mußten sehr weit den vier bis fünf Stunden langen Weg heraufgeschleppt werden; dort waren die Arbeiter den in dieser Höhe oft plötzlich hereinbrechenden Stürmen Preis gegeben und fanden kaum schützenden Obdach. Am 18. Juli 1853 konnte aber diese neue deutsche Kirche, die höchste Deutschlands, feierlich eingeweiht werden. (J. Prettner in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins. Bd. II.)

Der österreichische Alpenverein hat am 15. April 1864 sein zweites Vereinsjahr abgeschlossen, in dem er rüstig fortgeschritten ist. Zweck desselben ist: „Die Kenntniß der Alpen, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern." Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnen die Statuten: „Geselige Zusammenkünfte, Vorträge, Herausgabe von literarischen und künstlerischen Arbeiten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, der Transport- und Unterkunftsmittel und Förderung aller übrigen dem Vereinszwecke dienenden Unternehmungen." In Folge der vom Vereine ausgehenden Anregungen sind auch bereits die Stattbalterein in den Alpenprovinzen des Kaiserthums auf die Verbesserung und Erhaltung der Wege in den höheren Alpen eingegangen und wird hierfür jedenfalls in Zukunft noch mehr geschehen. In Salzburg hat man eine Pregführer-Ordnung erlassen und in Tirol die Führer-Taxen festgestellt. Ferner wurden photographische Gletscher-Expeditionen und ein gemeinschaftlicher Ausflug nach dem Oetscher unternommen. — Das beste Mittel der Gesammtthätigkeit des Vereines liefern die zwei Bezeichnungen „Verhandlungen des österreichischen Alpenvereins" und die „Mittheilungen", auf die wir im Gledus näher zurückkommen werden. Viel hat der Verein auch seinem thätigen Vorstand Dr. A. v. Authner zu verdanken.

Baumwollenkultur in Oesterreich. In der Wiener Zeitung finden wir die Versuche angeführt, die das Ministerium für Handel und Volkswirthschaft bisher zur Einführung der Baumwollenpflanze in Oesterreich machte. 1862 wurde in Dalmatien damit begonnen; man fuhr damit im folgenden Jahre namentlich in der Gegend von Zara fort und pflanzte die Baumwolle bis 1500 Fuß über der Seefläche. Bei der großen Dürre des Sommers 1863 war der Erfolg kein glänzender, aber am Meer und den Flußufern, wo die Feuchtigkeit größer war, gedieh doch ein Theil der Kulturen. Auch auf einer Domainsel bei Ossen erzielte man gute Resultate. Im laufenden Jahre wurden an verschiedenen Orten 1500 Pfund Samen ausgelegt, und die Gemeindebehörden und Kreisvorstände überwachen den Anbau; für die besten Erzeugnisse sind Preise ausgesetzt worden. Außerdem macht man Versuche in der reterwaredener Militärgrenze bei Mitrowitz und im Banatischen von der Pomündung an bis nach Trestiz hinauf.

Kroatische Tischsitte. Dr. A. v. Domin-Petrushevecz erzählt in seinen Reisebriefen aus Kroatien (Oesterr. Revue 1864, V.) folgendes Beispiel kroatischer Tischsitten, das er bei einem Mittagsmahl in Agram beobachtete. Spelit nämlich ein Gast zum ersten Male bei einer kroatischen Familie, so erhebt sich, nach dem Gemälde, der Hausherr, füllt das Glas bis zum Rande und trinkt mit dem Spruche: — „Bog živij prihodnike" — Gott erhalte den Angekommenen — dem Gaste zu, welcher das Zutrinken dankend erwiedern muß. Man nennt dies Prihodnike-Trinken. Verschieden ist das gewöhnliche, im Lande allgemein übliche Bog zdrži-Trinken. Bei jedem größern Gelage ist ein Tischherr angestellt, der gegen Ende des Mahles die Gesundheit aller Anwesenden und zwar jedesmal mit einem vollen Glase ausbringen hat. Man kann sich leicht vorstellen, daß es keine kleine Aufgabe ist, allen Gästen ein- oder mehrmal zuzutrinken, und daß ein gewiegter Trinker dazu gehört, um die Rolle mit Anstand zu Ende zu führen. Aber je besser er trinken kann, je witziger seine Sprüche dabei lauten, desto größer ist auch die Ehre.

Das militärisch-geographische Institut zu Wien. In Oesterreich läßt sich ein Aufschwung der geographischen Wissenschaft nach allen Seiten hin nicht verkennen. Nach den Berichten des k. k. Instituts machten namentlich die für Zwecke der mitteleuropäischen Gradmessung bestimmten geodätischen Arbeiten erfreuliche Fortschritte. Im Erzgebirge ward durch einen gemischten Ausschuß sächsischer und österreichischer Sachverständigen die Verbindung der sächsischen und der österreichischen Triangulirung sichergestellt; eben so strebte man (im Sommer 1864) dahin, die Verbindung mit dem bayrischen Dreiecksnetze zu vermitteln. Die Militär-Landesaufnahme in Ungarn bis an die Marosch und die Aufnahme der Bukowina auf Grundlage des Katasters wurde vollendet. Die Herausgabe der Karten (aus Wiens Umgebung, Maßstab 1" = 200 Klafter) schritt rüstig vorwärts, und zur Förderung der Kriegsoperationen der österreichischen Truppen in Schleswig wurden Pläne der bedeutendsten Orte in jenem Herzogthum in großem Maßstabe angefertigt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Serbien und seine Bewohner.

Von A. Leist.*)

Zur Charakteristik des serbischen Volksstammes. — Mangelhafter Anbau des Landes. — Die Leidensgeschichte des Landes unter den Türken. — Die Erhebung des Volkes; Tscherni Georg. — Befreiung durch Milosch Obrenowitsch. — Religiöse Verhältnisse. — Türkische Serben; Mohammedanismus und der Stillstand. — Das deutsche Element und der Fortschritt. — Der Serbe als Kaufmann und als Landmann. — Landstraßen und Karanten. — Die Guslars. — Moralität. — Das Thal der obern Morawa. — Die Stadt Uschitza. — Die Bergvene Sokol. — Serbische Namengebung. — Volks- und Familienleben. — Belgrad. — Das Budget und die Handelsverhältnisse. — Ein Blick auf Türkisch-Serbien. — Gebirge, Ströme, Wälder und Bergbau. — Landesgrenze.

Dem neuen Fürstenthum Serbien ist ohne Zweifel jene glückliche Zukunft vorbehalten, für welche die Vorsehung dasselbe durch die Verleihung eines fruchtbaren, von mildem Klima begünstigten Bodens und durch die fast paradiesische Schönheit seiner Gegend auserkoren hat. Als ein von der Natur in vieler Hinsicht so sehr begünstigtes Land verdient

Das letzte türkische Medschlis in Uschitza. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

*) Wir bemerken, daß der Herr Verfasser aus dem südlichen Ungarn gebürtig ist und die Verhältnisse der Völker in den Südbonauländern, überhaupt des ganzen „Illyrischen Dreiecks" aus langjähriger, eigener Erfahrung kennt. Red.

Digitized by Google

Serbien um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als es das verzüglichste jener Südeuropäischen Länder ist, wo zur Verbreitung der Civilisation und Kultur, nach dem wenigstens vorläufig zurückgedrängten Einflusse Rußlands, das deutsche, sich immer mehr ausbreitende, Nationalelement vorzugsweise die Mission zu haben scheint.

Der kräftige, viel Ursprünglichkeit besitzende serbische Volksstamm ist zwar seinen rumänischen und bulgarischen Nachbaren in geistiger Beziehung weit überlegen, aber seine Anlagen und Fähigkeiten sind trotz der Lernbegierde im Allgemeinen noch so unentwickelt, daß die Kulturstufe der Serben nur als eine geringe bezeichnet werden muß. Jene äußeren, die Bildung vermittelnden Impulse, welche der häufige Verkehr mit civilisirten Nationen gibt, sind in dem meist zwischen uncivilisirten Völkern eingekeilten und keine genügenden Verkehrsmittel besitzenden Fürstenthume noch nicht in erwünschter Weise vorhanden. Die Volkserziehung durch die Schulen ist ungenügend, da Geistliche und Lehrer die zu ihrem Berufe erforderliche Ausbildung keineswegs besitzen, die Familie aber, welche noch an den Nachwehen der vierhundertjährigen Türkenherrschaft leidet, nur herkömmliches Formwesen, aber kaum eine nothdürftige häusliche Erziehung zu geben im Stande ist.

Dieser geringen Stufe geistiger Bildung ganz entsprechend ist natürlich auch die Kultur des Landes, dessen noch immer traurige Verwahrlosung gleich beim Eintritt in Serbien selbst gegen die ungarischen Länder einen grellen Kontrast bildet. Jene lachenden Bilder des Fleißes und der Fruchtbarkeit, welche in Südungarn in der viel von deutschen Colonisten bewohnten Tolna und Baranya, in der von den Ungarn scherzweise benannten „schwäbischen Türkei“ und auch in Syrmien in reizenden Mischungen und Abwechslungen von Feld und Weinbergen, von Wiesen, Gärten, Obstpflanzungen und anderen Zweigen der physischen Kultur unser Auge so wohlthätig erfreuen, sind in Serbien nur selten zu bemerken. Die schöngeformten Berge, die reichbewässerten Thäler bilden in Serbien anmuthige Gegenden, aber es fehlt der Oberfläche fast überall jener Schmuck, den nur die erhöhte Kultur zu verleihen im Stande ist. Die Einförmigkeit ist vorherrschend. Ungeheure Wälder bedecken die Berge und Abhänge, unübersehbare Kukuruz- (Mais) Felder ziehen sich über die Anhöhen und Ebenen hin, Weiden und Haideland nehmen große Strecken ein, während Weinberge und Obstplantagen viel zu wenig, jene Kennzeichen einer erhöhten Landeskultur, die Gärtnerei und der Gemüsebau, aber nur ausnahmsweise zu sehen sind. Der Wald ist hier vorherrschend; der Wald, von der Beschaffenheit des Landes unterstützt, ist das Kapital und der Reichthum Serbiens, wie dies der gegenwärtige Fürst Michael in der Eröffnungsrede der unlängst abgehaltenen Skupschtina sehr richtig betont hat. Leider ist derselbe in Ermanglung fast aller Forstkultur jetzt auch schon vielfach der Verwüstung preisgegeben.

Nach einer unlängst in Belgrad erschienenen Statistik — Terjacopis Serbije — zählt Serbien auf seinen 800 Quadratmeilen nach der letzten Volkszählung von 1859 1,078,281 Bewohner, mit Einschluß der Fremden und Zigeuner. Im Jahre 1854 hatte es nur 985,000 Seelen. Es kommen also 1347 Bewohner auf eine Geviertmeile, während Belgien auf demselben Flächenraume 8000 ernährt.

Die Grenzen des heutigen Serbiens sind gegen das eigentliche Serbien des ehemaligen Czarenreichs sehr beschränkt, denn es ist bei der Unabhängigkeits-Erklärung ein großer Theil desselben, mit dem gleichfalls von Serben bewohnten Raszien, den Türken verblieben. Ein Theil des Fürstenthums erstreckt sich im Süden über den 43.° hinaus, während der nördliche Theil den 45.° n. Br. nicht erreicht. Länder, welche weniger gebirgig und kultivirter als Serbien sind, haben unter gleichen Breitengraden ein milderes Klima, z. B. das ehemalige Großherzogthum Toskana und Gegenden im südlichen Frankreich, Nizza ꝛc.

Das ehemalige serbische Reich hatte eine zwar glorreiche, aber sehr kurze Geschichte. Seit der Niederlage auf dem Hochebene des Amselfeldes — Kossowe — 1389, wo die Serben ihren Kaiser Lazar, die Türken aber auch den Sultan Amurat verloren, war Serbien bis zum Passarowitzer Frieden 1718 ein Bestandtheil des türkischen Reichs, in dem unter dem Titel Despoten nur dem Namen nach noch eigene Fürsten regierten. Die Herrschaft Oesterreichs war schnell vorübergehend, denn schon 1739 kam Serbien wieder unter das harte türkische Joch. Da aber Serbien nicht aus Versunkenheit, sondern nur wegen erfolgter Theilung seiner Kräfte untergegangen war, so hatte sich der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit im Verlauf der Jahrhunderte hindurch im Volke bewahrt und wurde durch Traditionen und Volkslieder, welche mit epischer Färbung die wunderbaren Thaten der alten Helden besangen, genährt und in lebendiger Frische erhalten.

Als im Jahre 1804 der Frevel und Uebermuth der Janitscharen den höchsten Grad erreicht hatten, erwachte der alte Heldengeist der Serben wieder, und Tscherni Georg, welcher sich mit tapferen Männern verbunden hatte, rief in dem Waldlande Schumadia die dortigen kräftigen Waldbewohner zum Kampfe gegen die verhaßten Unterdrücker auf. Mit Ingrimm fiel Tscherni Georg die im Dorfe Sibnija hausenden Türken an und vernichtete dieselben sammt ihrem Subaschi. Nach diesem Erfolge erhob sich das ganze Land und griff zu den schon in Bereitschaft gehaltenen Waffen. Da Tscherni, oder wie ihn die Türken nannten, Kara Georg (der schwarze Georg), sich den Anschein gab, nur gegen den Uebermuth der disciplinlosen Janitscharen, welche sich unlängst gegen die Pforte selbst empört hatten, zu kämpfen, so schlossen sich ihm selbst viele Türken an, ja, es erhielt sogar der Vesir von Bosnien aus Konstantinopel den Befehl, die Serben zu unterstützen und die Zügellosigkeit der Janitscharen zu bestrafen. Der Pascha kam mit seinem Heere, und die Häupter der Janitscharen entstehen bei seiner Annäherung aus Belgrad. Als aber die sprach- und religionsverwandten Russen 1806 in die Walachei einrückten und den Serben ihre Hülfe verhießen, da erhob sich Tscherni Georg, der sich bisher mit den Serben zufrieden stellte, aber nur den Schein der Unterwürfigkeit bewahrt hatte, mit seinen Landsleuten wieder, erstürmte am 12. December desselben Jahres Belgrad und vernichtete den letzten Rest der türkischen Herrschaft. Doch dauerte der Kampf abwechselnd mit geringer Beihülfe der Russen fort, bis im Jahre 1812 Rußland sein Corps von 3000 Mann aus Serbien zurückzog. Schon im folgenden Jahre brachen die Türken mit Uebermacht in Serbien ein und unterjochten das Land abermals. Furchtbar war das Blutgericht der barbarischen Türken. Der Vorsteher des Klosters Trnaw, der Neugriechen Abigas, wurde im Schloßhofe zu Belgrad zersägt, und 36 Serben wurden daselbst gespießt. Vor den Thoren der Stadt Belgrad wurden über 100 Serben enthauptet und ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt. Ich habe selbst Leute gesprochen, welche dieses gräßliche Schauspiel auf den Feldern von Belgrad gesehen haben.

Nun waren die Früchte aller serbischen Siege verloren. Tscherni Georg selbst entfloh mit vielen Anderen nach Oesterreich. Aber ein Mann von gleich niedriger Abkunft, doch mit allen Eigenschaften eines Führers begabt, stellte sich 1815 an die Spitze der Verzweifelten. Milosch

Digitized by Google

Obrenowitsch siegte und befreite neuerdings sein Vaterland. Im Jahre 1817 wurde Miloſch zum Oberhaupte erwählt, und Aufstand nahm die Rechte der Serben in die Traktate von Akjerman und später in den Friedensschluß von Adrianopel auf.

Laut dieses Friedensschlusses mußten die Türken den Serben alle Städte einräumen, und dem Sultan blieb nur das Recht übrig, die Festungen Belgrad, Uschitza, Tjupria, Semendria, Schabaz und Palanka mit Garnisonen zu besetzen. Nirgends auf dem Lande oder in den Städten durfte ein Türke verbleiben, oder sich niederlassen. Die Folge war, daß die Türken sich in die Festungen zurückzogen, oder Serbien gänzlich verließen. So waren die von denselben bewohnten Stadttheile der Verödung und dem Verfalle überlassen. Solche verlassene Stadttheile stellen unsere Bilder von Belgrad und Uschitza dar.

Obgleich Miloſch Obrenowitsch mit Klugheit und Besonnenheit die Regentschaft führte, gelang es ihm doch nicht, die Umtriebe einer gegen ihn, meist aus Senatsmitgliedern bestehenden Partei zu verhindern. Ein Ukas, welcher die Gewalt des Fürsten durch den Senat beschränkt, wurde als Staatsgrundgesetz ausgearbeitet. Die hierauf folgenden unruhigen Vorgänge, welche das begonnene Reformwerk mehrfach unterbrachen, der Wechsel der Regenten, so wie die neueste Geschichte Serbiens sind nicht unbekannt.

Der gegenwärtige Fürst Michael III. (geb. 1825, regiert seit 7. Oktober 1860) sucht die bereits von Miloſch gemachten Anfänge zur Hebung der Volksbildung nach Kräften zu vermehren. Derselbe ist gegenwärtig mit der Gründung einer Universität zu Belgrad beschäftigt, wozu der Schulfond von 60,000 Dukaten verwendet werden soll. Das bisherige Lyceum soll aufgehoben, und die Professoren sollen bei der Universität angestellt werden. Vorläufig wird aber die medizinische Fakultät fehlen.

Die Serben bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche und haben eben so wie die Russen den alten julianischen Kalender im Gebrauche. Daß sich bei den Religionsgebräuchen der Serben noch manche Erinnerungen und Anklänge aus dem Heidenthume vorfinden, ist gar nicht zu leugnen, und dasselbe kommt ja auch bei anderen Völkern und Religionsgenossen vor. Der sehr häufige Brunnen- und Quellen-Kultus erinnert wohl an das Heidenthum, oder auch an den türkischen Gebrauch, das in jenen Gegenden sehr wohlthätige Quellwasser zu Religionszwecken zur Verwendung zu bringen. Wie die Türken ihre oft schönen mit Bassins versehenen Tschesmen, so haben auch die Serben ihre gemauerten Quellen, „Vodiza“ genannt, die gewöhnlich in anmuthigen Gegenden liegen und auch dem Naturfreunde eine erfreuliche Erscheinung sind. Die Behauptung aber, daß die Religion der Serben aus einem Gemisch leerer Förmlichkeiten und heidnischer Erinnerungen bestehe, wie dies in einigen Büchern zu lesen ist, zeugt von einer oberflächlichen Beurtheilung der griechisch-katholischen Religion. Die wesentlichsten Religionsgebräuche der Serben sind auch bei den Katholiken wieder zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß die Liturgie der Serben viel länger dauert, als die Messe der Katholiken, daß die Bekreuzung weit häufiger geschieht, und daß die Fasten außerordentlich strenge beobachtet werden. Mit Ausnahme des Frohnleichnamsfestes haben die Serben ganz dieselben Feste, welche von den Katholiken gefeiert werden; doch wird das Fest der Wasserweihe (das heilige drei Königsfest der Katholiken) wie bei allen orientalischen Christen öffentlich beim nächsten Flusse oder Bache sehr feierlich und mit großem Pompe begangen. Die schönen Gebräuche am Weihnachts- und Auferstehungsfeste übergehen wir hier nur ungern.

Die serbischen Kirchen und Klöster erreichen allerdings nicht die wunderbare Pracht der Glaubensgenossen in Moskau und Kiew, aber man bemerkt doch recht ansehnliche Gebäude, und eine Kommission von österreichischen Architekten hat dort jüngst sehr beachtenswerthe Denkmäler der byzantinischen Baukunst aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Bei den orientalischen Christen wird außerordentlich viel geläutet; den Serben wurde aber der Gebrauch der Glocken erst in Folge der Traktate von Adrianopel zugestanden. —

Es ist bekannt, daß die Serben von großem Hasse gegen die Türken erfüllt sind; daher gehörte schon früher der Fall, daß sich Serben freiwillig zum Islam bekannten, zu den Seltenheiten. Gegenwärtig aber, wo die Türken vertrieben und nur auf die Festungen beschränkt sind, kann ein solcher Uebertritt gar nicht mehr stattfinden.*) In Bosnien aber, wo die Christen unterdrückt und ihre ehemaligen Glaubensgenossen, jetzt serbischen Mohammedaner Edelleute, Spahi (Gutsbesitzer) und Soldaten sind, dort gehört auch heut zu Tage der Abfall vom Christenthume nicht zu den Seltenheiten. Unser Bild stellt die Typen serbischer Türken vor und zwar 1. 2. Osmanli, und 3. 4. zwei Türken serbischer Abkunft.

Dem Türken ist der Koran nicht allein die Richtschnur seiner religiösen Handlungen, sondern auch des gesitteten Lebens und der bürgerlichen Verwaltung. Alles, was zum Koran in keiner Beziehung steht, wird vom Türken nicht gefördert, daher der Stillstand oder doch nur kaum bemerkbare Fortschritt in allen Zweigen der Civilisation, in welchen das übrige Europa rasches vorwärts schreitet. Die türkischen Meere werden nur von fremden Dampfschiffen befahren, von Eisenbahnen sind erst geringe Spuren vorhanden; die den Verkehr durch Saumthiere vermittelnden Wegesind in schrecklichem Zustande, und Fahrstraßen gibt es gar keine. Man hat in der Türkei zwar die Briefmarken ebenfalls eingeführt, aber wie vor Jahrhunderten, so werden die Briefe noch heute durch Tataren und Packpferde befördert. Alle unparteiischen Beurtheiler der türkischen Zustände stimmen darin überein, daß dort eine wesentliche Besserung nur mit dem Verfalen des Mohammedanismus eintreten könne, da wie denn auch in der Türkei die Neuerer und Fortschrittsmänner den Mohammedanismus nur äußerlich und zum Scheine zeigen. Mit dem Koran ist die unbedingt nothwendige Regeneration der Türkei nicht möglich. Mit dem gesitteten Stillstande der Türkei hängt auch die politische Unfähigkeit zusammen, welche gegenwärtig so groß ist, daß das morsche Gebäude nur durch die Eifersucht der europäischen Mächte erhalten werden kann. So wie Serbien, Griechenland, die Moldau und die Walachei sich von der Türkei losgerissen haben, so werden sich auch die übrigen der Mehrzahl nach von Christen bewohnten Länder befreien, sobald dieselben den apathischen Zustand, in welchen sie der nachtheilige Einfluß des Islamismus eingekullt hat, werden überwunden haben. Die Oberherrschaft wird dort sonder Zweifel in dem unausbleiblichen Kampfe, vielleicht schon in nicht ferner Zeit, dem Christenthume zufallen.

Unter solchen Umständen hat Serbien die wichtige Aufgabe, seinen Nachbarländern Vorbild und Anhalt zu sein, und diesem Beruf ist es auch schon bisher, trotz der sehr bedauerlichen inneren Wirren, nach Kräften nachgekommen;

*) Serbien steht jetzt mit der Pforte in Unterhandlung, welche die Besetzigung der Türken auch aus den Festungen des Landes, mit Ausnahme von Belgrad, bezweckt, weil diese Festungen fortwährend nur den Haß zwischen Türken und Serben erhalten und nähren. Dagegen dürfte man den Türken den verlassenen türkischen Stadttheil von Belgrad wieder einräumen.

Digitized by Google

Die Prinz Eugen-Raine im verlassenen Türkenstadttheile Belgrads. (Originalzeichnung von A. Konitz.)

Digitized by Google

Typen ſerbiſcher Türken. (Originalzeichnung von F. Kamy.)

1. und 2. Osmanli in Serbien. 3. und 4. Türken ſerbiſcher Abſtammung.

Digitized by Google

die Serben sind, vermöge ihrer geistigen Anlagen, vorzugsweise dazu befähigt. —

Gegen das deutsche Element hat der Serbe durchaus nicht jene Abneigung, wie solche bei einigen anderen slavischen Völkern zu finden ist. Viele Gebildete sind der deutschen Sprache mächtig, und die deutsche Literatur ist denselben nicht fremd. Der deutsche Handwerker findet in Serbien günstigen Boden zur Verwerthung seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, denn leider ist die technische Kultur dort noch sehr zurück, obgleich die Bewohner auch hierin gute Anlagen, aber, wie es scheint, weniger Neigung besitzen. Wenn die Bildung dort allgemeiner wird, werden auch Bedürfnisse, Bequemlichkeit und Luxus zunehmen und den Handwerker und Künstler nothwendiger machen. Jetzt verfertigt der Landmann in Serbien noch immer sein Lehmhaus selbst; sein Wagen und seine Ackergeräthe sind sein oder seines Nachbarn Werk. Er braucht keinen Schlosser und keinen Glaser, denn seine Habe ist bei hölzernem Riegel sicher, und die Papierfenster genügen ihm. In den aufblühenden Städten aber findet der Handwerker Beschäftigung, daher lassen sich manche eingewanderte Deutsche dort nieder, gelangen zur Wohlhabenheit und dürften den Kern des künftigen Bürgerthums bilden, wie dies ja auch in den südungarischen Städten der Fall ist. Tischler, Sattler, Uhrmacher, Schlosser und die Verfertiger von Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus sind Deutsche. Die unentbehrlichsten, einfachsten Dinge verfertigt der Serbe. Die Saudalen macht der Opanschar; der Cheperia macht die gebräuchlichen Kotzen; das grobe Tuch aus Zackelwolle, die Thongefäße ꝛc. verfertigen die serbischen Handwerker. Manche aus Macedonien und Albanien herstammenden Zinzaren sind Bäcker, Fleischer, Steinsetzer und Architekten. Daß auch das nördliche Deutschland schon ein Contingent Gewerbsleute in die serbischen Städte geschickt hat, beweist die Thatsache, daß sich in Belgrad eine deutsch-protestantische Gemeinde gebildet hat, welcher der Prediger Daniel von Köln vorsteht.

Der Handelsstand wird von den Serben gern ergriffen, und sie sind für denselben vermöge ihrer Intelligenz, Strebsamkeit und der sprichwörtlich gewordenen Knauserei vorzugsweise befähigt. In ganz Serbien gibt es nur 300 Juden, welche sich meist in Belgrad aufhalten. Die für das Handeln und Feilschen sehr befähigten Serben lassen die Juden nicht aufkommen. Zur Charakteristik der Serben in dieser Beziehung erzählt die Sage Folgendes: Als Jesus Christus am Kreuze hing, kamen die Nationalitäten Ungarns dort zusammen und beriethen sich, auf welche Weise sie in Besitz des Leichnams kommen könnten. Der Magyar sagte: „Wir nehmen den Leichnam mit Gewalt.“ Der Walache rieth, die Wächter zu berauschen, und wenn die Betrunkenen schliefen, Jesum zu stehlen. Der Slave wollte den Leib Christi durch Bestechung gewinnen, und der Deutsche wollte denselben durch eine unterthänige Bittschrift von der Behörde erlangen. Der Serbe aber sagte: „Wir wollen den Leichnam Christi kaufen, denn vielleicht können wir ihn später mit Profit wieder verkaufen.“

Die serbischen Kaufleute sind weithin verbreitet; sie haben in Bukarest, Triest, Pesth und Wien ihre Firmen und in den Städten Südungarns und Slavoniens zeichnen sich dieselben durch Wohlstand vor ihren katholischen Kollegen aus. Auf allen größeren Jahrmärkten Südungarns erscheinen Handelsleute aus Serbien mit ihren Waaren, welche freilich nicht aus Fabriken, sondern nur aus Rohprodukten, z. B. aus Häuten und Schaffellen besteben.

Den serbischen Landmann beschäftigten der Wald und die Viehzucht viel mehr, als der Ackerbau, welcher mehr Mühe und Fleiß erfordert, aber auch mehr bildet und die Sitten mildert. Die Bewohner der Schumadia (von Schuma, der Wald) sind viel ungebildeter und roher, als jene im Nordwesten, welche mehr als andere Bewohner dieses Landes dem Ackerbau ergeben sind. Leider aber ist es hier wieder der Kukuruz (Mais), welcher mit besonderer Vorliebe gebaut wird, und der auch auf dem fetten Boden Serbiens außerordentlich gut gedeiht, aber erfahrungsmäßig den Wohlstand nur schwer aufkommen läßt. Und doch ist der Weizen, welchen Serbien erzeugt, von ausgezeichneter Schönheit.

Serbien ist von einigen Touristen als Weinland bezeichnet worden, was es im weitern Sinne auch ist, und der rothe serbische Wein wird ja auch schon in den alten Heldenliedern gepriesen. Nach unserer eigenen Anschauung aber müssen wir bekennen, daß Serbien in der Weinproduktion quantitativ und qualitativ gegen Ungarn und Slavonien noch sehr zurück ist. Wir glauben nicht, daß ganz Serbien so viel Wein erzeugt, als das einzige ofner Weingebirge; der Fruschka-Gora oder der paradiesischen Hegyalja in Oberungarn gar nicht zu gedenken. Im Waldlande gedeiht der Wein nicht; erst dann, wenn die Wälder gelichtet sind und eine allgemeinere Kultur das Klima der Hochebenen gemildert haben wird, dürfte sich der serbische Wein einen Namen erwerben. Indeß die Weine von Ritopek, Jagodina und besonders von Semendria sind gute Erzeugnisse, schwer und feurig. —

Es ist ein günstiger, sehr zu beachtender Umstand für Serbien, daß die von Wien nach Konstantinopel führende Hauptstraße, welche den Handel beider Kaiserreiche vermittelt, durch das Land geht. Hätte die Türkei fahrbare Straßen, der Eisenbahnen noch gar nicht zu gedenken, so müßten sich die Handelsverhältnisse Serbiens längst günstiger gestaltet haben, da die Bedürfnisse zum gegenseitigen Waarenaustausch vorhanden sind und Serbien außer der großen Hauptstraße auch einige andere Straßen mit Aufwand von Kosten und vieler Arbeitskraft hergestellt hat oder neu auffübren ließ. Solche Straßen sind: von Belgrad nach Widdin, von Belgrad nach Kragujewatz, und von Kragujewatz über Posjeka nach Uschitza, welche letztere den Hauptverkehr mit Bosnien vermittelt.

Die Handelswege in Serbien werden durch sogenannte Karaulen (sprich Kara-ulen), d. h. Wachthäuser, geschützt, welche zur Aufrechthaltung der Sicherheit, besonders in menschenleeren Gegenden, an den Straßen angebracht sind. Die Serben haben diese türkische Einrichtung ihrer Nützlichkeit wegen beibehalten, und es sind die Karaulen auf allen Verkehrsstraßen anzutreffen. Wie unser Bild zeigt, besteht die Besatzung einer Karaule nur aus wenigen, höchstens 10 Mann, mit einem Offizier oder in den meisten Fällen einem Unteroffizier, türkisch Subaschi genannt. Die Wachtmannschaft ist, mit Ausnahme des Offiziers, aus Gründen der Oekonomie in der landesüblichen Bauerntracht, wie dies in Serbien auch bei anderen militärischen Dienstleistungen vorkommt und auch in der österreichischen Militärgrenze bei den dienstthuenden und wachthabenden Posten üblich ist. Solche Landwehren haben Serbien bestreit; alle waffenfähigen Männer werden einercirt und haben die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen. Stehende und uniformirte Truppen hat Serbien nicht viel. Der in der Karaula sitzende Wehrmann hat das beliebte serbische Nationalinstrument, die „Gusle“, zur Seite, welche den sehr oft und gern singenden Serben zur Begleitung ihrer Lieder dient. Die Gusle ist ein sehr einfaches Instrument und reicht in jenes tiefe Alterthum zurück, wo die edle Tonkunst mit ihren Instrumenten noch in der Wiege lag. Der hohle

Digitized by Google

hölzerne Leib der Gusle ist mit einem feinen Lammfelle bespannt und mit einer einzigen aus 8 oder 10 Pferdehaaren bestehenden Saite bezogen, welche mit einem krummen Pferdehaarbogen gestrichen wird. Die Gusle hat einen sanften, etwas näselnden Ton, der sich in wenigen Molltönen fortbewegt. Fast jeder Serbe spielt dieses Instrument. Oeffentlich wird es vor den Kirchen und Klöstern, auch an den Straßen von alten oder blinden Bettlern gespielt, die ihren Gesang mit der Gusle begleiten. Diese Guslars werden, wenn sie das einfache Instrument mit Kartheit und Geschmack zu spielen verstehen und in ihrem Gedächtnisse eine Auswahl von Liedern besitzen, vom Volke gern gehört und in Ehren gehalten. Ihnen verdanken die Liedersammler manchen werthvollen Schatz alter Heldenlieder. Ein Lied des Guslars beginnt so:

„Weiße Wila,*) du mein hehres Wesen,
Deine Stimme laß zur Gusle hören,
Deine Stimm' zum süßen Laut der Gusle."

Serbien ist in Deutschland vorzugsweise durch die Schilderungen Ranke's und Otte v. Pirchs bekannt geworden, und namentlich hat Letzterer über Land und Leute so günstig geurtheilt, daß demselben kaum ein Wort des Tadels entschlüpft ist, zugegeben natürlich, daß die Kulturzustände des von der Türkenherrschaft befreiten Serbiens erst die Anfänge zu ihrer Entwicklung gemacht haben. Das außerordentlich günstige Urtheil von Pirchs über die Serben läßt sich aber auch in Beziehung auf die Verhältnisse, unter welchen derselbe Serbien bereiste, sehr wohl rechtfertigen. Als preußischer Premier-Lieutenant eines Garderegiments reiste er als Cavalier unter sehr günstigen Umständen. Er wurde dem Fürsten Milosch vorgestellt, weilte und lebte bei demselben als Gast, reiste später als solcher mit der vom Fürsten ihm beigegebenen Begleitung und wurde überall von den Knesen und den Gebildeten des Landes mit Auszeichnung behandelt und bewirthet. Auf diese Weise sah Hr. v. Pirch Alles im Rosenlichte der serbischen Gastfreundschaft, während die Schattenseiten verborgen blieben, oder, wenn sie sich offenbarten, durch den Reiz des Fremdartigen oder der Neuheit wohl gar gefielen. Gewiß, dieser Tourist hat die Gunst, die man ihm bewiesen, nicht mit Undank belohnt, und seine Nachschreiber haben, gestützt auf die günstigen Aussagen, sogar die große Sittenreinheit des serbischen Volkes gepriesen. Wir unterschreiben dies bei Volksleben weniger im Kenak (Herrensitz) des Hochgestellten, als im Han und wohl auch in der Hütte des Landmannes kennen gelernt, und obgleich wir dem serbischen Volke mit Vorliebe zugethan sind, müssen wir doch gestehen, daß jene, in den Büchern gepriesene Sittenreinheit beim gemeinen Volke gar nicht existirt, denn man sieht in Serbien in Bezug auf die Sittlichkeit gar nicht auf dem Standpunkte unserer Begriffe. Die Sitten des fröhlichen serbischen Volkes sind namentlich in einer Beziehung sehr lax und es ist sehr wahr, was ein Reisender gesagt hat, daß mit dem Laufe der Donau die Schlüpfrigkeit immer mehr zunimmt, bis dieselbe in der Walachei und besonders in Bukarest bis zur größten Extravagaz ausartet. Es ist wohl auch natürlich, daß bei einem auf so niedriger Kulturstufe stehenden Volke die Ergebnisse einer guten Erziehung fehlen, und daß daher Rohheit, Unwissenheit und krasser Aberglaube beim gemeinen Volke noch vorherrschend sind! — Wahr ist es, daß man Messer und Gabeln fast in jedem Hause vorfindet (früher rupfte man das Fleisch auf türkische Weise mit den Fingern), aber dies thut es noch nicht, — es muß alles Türkische, was noch so reichlich vorhanden ist, verschwinden; das kann aber nur dann geschehen, wenn sich dort die deutschen Kultureinflüsse größere Geltung verschafft haben werden, und das ist nur wieder erst möglich, wenn in Serbien durch andauernde innere Ruhe größere Sicherheit und ungestörte Berücksichtigung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eintreten werden.

*) Wila ist die serbische Berg- und Waldnymphe.

Der Italiener kann mit seinem Sprüchworte: Vedi Napoli, e poi muori kaum steiger auf Neapel sein, als der Serbe auf das wunderbare, wildromantische Uschitza ist, welches auch in jedem Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck zurücklässt. So wie der Walache von seiner Metropole „Bukuresicht" behauptet, daß, wer auch nur einmal das süße Wasser der Dumbowitza getrunken hat, den ziehe es nimmer von dannen, eben so soll auch das köstliche Wasser von Uschitza die geheimnißvolle Kraft besitzen, daß es den Fremden, der es getrunken, an die zwischen hohen Felsbergen gelegene, merkwürdige Stadt fesselt.

In den schönsten und interessantesten Gegenden des heutigen Serbiens gehört unstreitig das Thal der obern serbischen Morawa, welches sich von der Stadt Tschatschak aufwärts gegen Uschitza hinzieht und sich durch Fruchtbarkeit und Kultur auszeichnet. Jedenfalls haben die dort zahlreichen Klöster von jeher zum Anbau der Gegend beigetragen. Hier erhebt sich der alle anderen Bergkuppen überragende und weithin sichtbare Berg Kablar, welcher in der ganzen Gegend den Landleuten als Wetterprophet gilt und mit dem viel niedrigern, aber durch seine isolirte Lage gleichfalls imponirenden Berg Owtschar ein Gegenstand sinnreicher Sagen ist. Der Böttcher heißt nämlich serbisch Kablar (vom deutschen Kübel) der Owtschar heißt der Schäfer. In der alten glücklichen Zeit Serbiens nämlich war hier, der Sage nach, an Wein und Milch ein solcher Ueberfluß, daß der Böttcher, welcher als Weinkäufer die Kellerwirthschaft leitete, eine große Rinne verfertigte, mit welcher der an den Geländen des Kablar wachsende Wein und die Milch der zahlreichen Schafe nach dem Owtschar geleitet werden konnten. Die Morawa windet sich nämlich in mäandrischen Krümmungen durch die Felsen beider Berge hindurch. In Wirklichkeit ist aber auch die fruchtbare Gegend reich an Schafheerden und Weinbergen, obgleich das Klima wegen der ziemlich hohen Lage weniger mild, als in den meisten anderen serbischen Flußthälern ist. Nur wenige Stunden weiter hinauf hört auch aller Weinbau auf. Von den Klöstern am Owtschar zeichnet sich jenes zu Treitza (Dreieinigkeit) aus, dessen Kalojeren (d. h. Geistliche) sich auch mit Ackerbau beschäftigen und daher auch die malerische Wirkung der Gegend erhöhen.

Je romantischer aber die Gegend wird, desto seltener werden die angebauten Punkte, aber nicht etwa wegen einer Ungunst des Bodens und des Klimas, sondern wegen der zu geringen Bevölkerung. In Deutschland werden höhere Gebirgsgegenden unter weit ungünstigeren klimatischen Verhältnissen angebaut, und deutsche Ansiedler würden diese Strecken sehr bald in eine blühende Landschaft verwandeln. Bisweilen macht hier das in einem schönen Thale liegende Kloster Godowik eine Ausnahme mit seinen Feldern und Kulturanlagen; bemerkbar sind hier überall die Wälder vorherrschend. Je mehr man sich Uschitza nähert, desto höher werden die Berge und desto mehr treten die Felsen hervor.

Uschitza (auch Ushize) mit seiner großartigen Umgebung gewährt einen überraschend fremdartigen Anblick und soll in Bezug auf seine seltsame Lage zwischen kolossalen wilden Felsmassen von den Türken mit der Mutter der

Digitized by Google

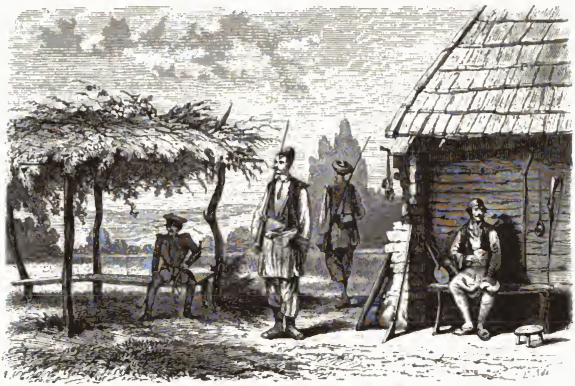
Städte, dem heiligen Mekka, verglichen werden, welches gleichfalls in einem engen, von düsteren Höhen umgebenen Thale liegt.

Wir sehen auf unserm Bild Ušchitza von dem äußersten Vorsprunge der hohen Poschegauer Straße. Die Festung und Stadt liegen in einem tiefen Einschnitte zwischen wilden Felskolossen mit dunklen Bergen im Hintergrunde. Links in der Kluft steigt ein Felskegel auf, der Festungswerke mit Thürmen trägt. Auf dem steilen Felsgrat rechts sehen wir eben einen Thurm, und die vom Felsgrat abwärts gehenden Mauern schließen sich an einen tiefer liegenden Thurm an. Im Vordergrunde fließt die Djettinja und windet sich bei hohem Wasserstande, den sie beim Schmelzen des Schnees der Gebirge erreicht, rauschend durch die Felsmassen. Ušchitza ist der Hauptverbindungsort zwischen Serbien und Bosnien und steht namentlich mit Serajewo im Verkehr, weshalb der Ort von vielen Kaufleuten und auch einigen deutschen Handwerkern bewohnt wird. Nach Pösters Geographie soll Ušchitza 6000 Einwohner haben, und Otte von Pirch nennt sie die größte und volkreichste Stadt in Serbien nächst Belgrad. Beides ist aber unrichtig, denn nach den neuesten statistischen Nachrichten Serbiens zählt Ušchitza nur 3383 Einwohner, während Passarowitz 5309, Schabatz und Jagodina jedes über 4000 Einwohner haben. Allerdings zählte vor 35 Jahren Ušchitza noch 2000 türkische Einwohner mit Einschluß der Besatzung; nachdem aber der türkische Stadttheil verlassen dasteht, hat sich auch die Einwohnerzahl vermindert.

Während des Unabhängigkeitskrieges spielte die Festung Ušchitza eine Rolle, und es konnte das Kastell von den Serben gar lange nicht eingenommen werden. Als aber nach langer Umzingelung der Hunger die Besatzung fast ganz aufgerieben hatte, nöthigten die Flammen des in Brand geschossenen Kastells die geringe Besatzung zur Uebergabe.

Als die Bedingungen des Adrianopeler Friedens es den Türken noch nicht verwehrten, serbische Städte zu bewohnen, hatten dieselben zur Leitung ihrer Gerichtspflege in den Städten einen Mufselim, welcher aber mit den serbischen Rechtsangelegenheiten nichts zu thun hatte. Mit dem Abzuge der Türken aus den Städten hatte auch die Verrichtung des Mufselims ihr Ende erreicht. Wir sehen auf unserm Bilde den Mufselim, wie er mit dem Schreibrohr in der Hand zum letzten Male sein Amt ausübt, bevor er von dem geliebten Ušchitza scheidet. Der Ofen, den wir auf dem Bilde bemerken, zeigt die Rauhheit des hochgelegenen Ortes an.

Vor 1830 hatte das befreite Serbien nur einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen. In diesem Jahre aber wurden unter großem Widerwillen der Türken noch sechs fruchtbare Bezirke vorzugsweise durch die Vermittlung Rußlands dem Fürstenthume einverleibt. Als zu diesem Zwecke der türkische Commissarius aus Konstantinopel in Serbien



Serbische Karawla in der Drina. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

eintraf und sich mit den serbischen Bevollmächtigten in Verbindung setzte, um die Uebergabe der sechs Distrikte und die Grenzregulirung zu leiten, fand derselbe mit den Bevollmächtigten in dem Drinaischen Bezirk, welcher damals zu Bosnien gehörte, den größten Widerstand. Die türkischen Beamten und die zum Islam übergetretenen Sipahi (Lehnsherren) widersetzten sich der Abtretung. Der Paschа von Swornik warf die serbischen Bevollmächtigten ins Gefängniß und war nahe daran, dieselben tödten zu lassen. Endlich entließ er sie, nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen hatte, daß sie niemals wiederkehren würden.

Auch die hohe Bergfeste Sokol, welche an dem zwischen Waljewo und Swornik sich hinziehenden rauhen Gebirgsrücken liegt, und die damals schon zu Serbien gehörte, aber von einer türkischen Besatzung besetzt war, weigerte sich schon früher, die Feste den serbischen Commissarien vertragsmäßig zu übergeben. Der Fürst von Serbien mußte damals in

Konſtantinopel mit Ernſt auf die Erfüllung der Traktate dringen, wonach den Türken nur ſechs Feſtungen verblieben.

Sokol heißt Falke und es iſt in Serbien eine poetiſche Erſcheinung, daß die Ortsnamen dort ſehr oft eine mit

Auch bei Ertheilung der Namen an ihre Kinder richten ſich die Serben nicht immer nach dem Kalender, ſondern wählen dieſe nach Gefallen, weshalb man auch ſehr poetiſch klingende Namen hört. So iſt der Name Miloſch (Lieb-

Die Bergfeſte Uſchitza in Serbien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Thieren und Pflanzen in Beziehung ſtehende Bedeutung haben. So heißt Kragujewaz der Sperberort, von Kraguj, der Sperber, Jagodina — Erdbeerthal, von Jagod, die Erdbeere, Koſſowo-polje — Amſelfeld und Orlowaz — Adlerberg ꝛc.

ling) kein Kalendername, eben ſo Miliza, Ljubiza — Geliebte, beides auch bitteriſch berühmte Frauennamen, Kwieta, die Blume, Jagoda, die Erdbeere und andere. Dieſe Sitte findet man auch bei den Türken, deren Frauen gewöhnlich bedeutungsvolle und wohlklingende Na-

Digitized by Google

men haben, z. B. Lulu, die Perle, Zahra — Blume, Derifa — anmuthig, Saida — glücklich, Tschemila, — schön, Labna — milchweiß ꝛc.

Das Reisen in Serbien bietet dem Fremden nicht allein deshalb Anziehendes, weil ihn die malerischen, durch Farbenherrlichkeit ausgezeichneten Gebirgslandschaften entzücken, sondern auch, weil hier das Volks- und Familienleben viel Eigenthümliches und Interessantes darbietet, was anderweitig nicht zu sehen ist. Viele Gebräuche und Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben sind in Serbien heute noch eben so, wie vor vier- oder fünfhundert Jahren. Wie damals Marko Kraljewitsch, wenn es ihm beliebte, mehrere Tage hintereinander Wein zu trinken, von seiner Mutter bedient wurde, so müssen auch heute noch die Frauen bei den Gastereien Männer und Gäste bedienen, ohne an den Mahlzeiten selbst Antheil zu nehmen. Das alte patriarchalische Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen hat sich bis heute erhalten und bietet dem Ethnographen viel Anziehendes, besonders wenn es ihm gelingt, in der Familie selbst zu weilen, was allerdings nicht schwer ist, denn die Gastfreundschaft ist die schönste Blume der serbischen Tugenden. Es ist aber zum Studium dieses Volkslebens die Kenntniß der serbischen Sprache unbedingt erforderlich. Wer irgend einer slavischen Sprache ohnedies schon kundig ist, dem wird das Verständniß des Serbischen sehr leicht, besonders wenn er sich vornherein mit den sehr zahlreichen türkischen Wörtern, welche die serbische Sprache angenommen hat, vertraut machte. Man kann annehmen, daß ein Fünftel der serbischen Hauptwörter von den Türken entlehnt sind. Diese ausgenommen, ist der Russe am meisten befähigt, sich mit dem Serben zu verständigen.

Die wenigen Reisenden, welche das Land zum Vergnügen, oder, was wohl öfter geschieht, zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung besuchen, machen gewöhnlich mit dem Betsuch der weltberühmten Stadt Belgrad den Anfang, weil sie von derselben meist große Erwartungen hegen, die sich hier im Anschauen der Wirklichkeit aber fast gänzlich in Enttäuschungen auflösen. Die welthistorischen Begebenheiten von Belgrad sind uns von Jugend auf aus den Erzählungen und alten Ballsäledern bekannt, und unsere Einbildungskraft hat sich mit denselben von Kindesbeinen an sehr rege beschäftigt. Belgrad! — Hier war es, wo der brauste Mann einem „Bassen“ die Türkenpfeife einst abgemann! — Dies ist die Stadt und Festung, die der edle Ritter Prinz Eugenius dem Kaiser wiederbrachte! — (1717.)

„Und das feste Belegrad
War die allerletzte Stadt,
So sich Laudon hat ergeben,
Eh er hörte auf zu leben!“ (1788.)

Die welthistorische Bedeutung hat Belgrad seiner wichtigen strategischen Lage am Zusammenflusse der Save und der Donau zu verdanken. Die Eroberung dieser Bergfestung zog auch gewöhnlich die Entscheidung des Feldzuges nach sich. Die Festungswerke sind aber nie so stark gewesen, daß sie einem ernsten Angriffe auf die Dauer Widerstand geleistet hätten, deshalb ist dieselbe auch sehr oft gefallen. Schon in den Kriegen zwischen den Ungarn und den griechischen Kaisern spielte Belgrad — die weiße Burg — eine Rolle, weil sie damals, vor der Einführung der Geschütze, auf dem Felsberge nicht leicht einnehmbar war. Im Jahre 1427 trat der Despot von Serbien und Rasjien, Georg Brankowitsch, Belgrad an Ungarn ab und erhielt dafür andere Besitzungen in Ungarn, nach welchen auch viele Serben auswanderten und die ersten serbischen Niederlassungen in Ungarn gründeten. Im Jahre 1456 belagerte es Sultan Mahmud gegen das ungarische Heer und die Kreuzfahrer unter Hunyadi Janes und Johann von Kapistrano vergeblich, erlitt auch hier am 22. Juli eine große Niederlage. Ein Theil der Türken war schon in die untere Festung eingedrungen und ein gigantischer Türke eben im Begriff, vom Fenster eines Thurmes den Halbmond als Siegeszeichen aufzustecken, als der edle Titus Dugonitsch die Fahne ergriff, dieselbe aber nicht entwinden konnte und mit dem ringenden Türken sich durch das Fenster in den Abgrund stürzte; dadurch belebte er den sinkenden Muth des Christenheeres aufs Neue. Dieser Sieg und die vielen späteren Belagerungen und Eroberungen haben Belgrad einen weltberühmten Namen gegeben.

Das Interessanteste ist der überraschende Gesammtanblick, welchen die 100 Fuß hohe Festung und die fast eben so hohe Oberstadt mit ihren Wällen und Mauerwerken, mit dem steilen Felsabhange und dem berüchtigten Gefängnißthurm „Nebojse“ (serbischer Ausdruck „Fürchte dich nicht“) gewähren. Als erste Stadt des Orients mit der schlanken Minarets, gebaut auf einem weit in den Winkel zwischen Donau und Save vorspringenden Felsenkamme, imponirt die Stadt durch den fremdartigen Eindruck und die interessante Lage. Ein Besuch der Festung ist aber der Kosten und Umständlichkeiten nicht werth, welche die Erlaubniß des Besuches erfordert, weshalb denn auch den Fremden hier gewöhnlich angerathen wird, auf die schmutzige Festung zu verzichten.

Die oberste und eigentliche Festung Belgrad wird nur von türkischen Beamten und Kaufleuten und der türkischen Besatzung bewohnt. Ein schlecht gepflasterter Weg führt über den steilen Felsabhang zu derselben hinauf. Die alte Hauptmauer, welche die Festung umgibt, ist hoch und stark, aber kein Widerstand leistendes Objekt für unsere heutigen Belagerungsgeschütze, was auch der Türke sehr wohl weiß. Doch sind die Wälle und Gräben in ziemlich gutem Zustande und mit Kanonen versehen. Im Innern fanden wir alle Gebäude, selbst die Kommandantur, in schlechtem Zustande und die einst von den Osterreichern aufgeführten Magazine und Zeughäuser gänzlich im Verfall. Schmutz und Trümmerhaufen überall. Die Senkung oder der Zwischenraum, welcher sich zwischen der obern Festung und der Oberstadt befindet, ist etwa 600 Schritte breit. Mit Ausnahme der Seite gegen die Festung hin, ist die Oberstadt ebenfalls mit festen Werken, mit Wällen und Mauern umgeben und liegt nicht viel niedriger, als die obere Festung. Dies ist der Hauptttheil von ganz Belgrad, obgleich derselbe nur aus einer großen Hauptstraße besteht, mit welcher einige schmale Gassen in Verbindung stehen. Das fürstliche Palais, die Regierungsgebäude, öffentlichen Anstalten ꝛc. liegen hier und bilden den schönsten Theil. Von der Oberstadt führt ein steiler mit Häusern besetzter Abhang in die untere Stadt, welche am Ufer der Save liegt und daher Save- oder Wasserstadt genannt wird. Diese wird natürlich von der befestigten obern Stadt durch Mauerwerke und ein Thor getrennt. Die Wasserstadt, welche sich zwischen dem Feldberge und dem Savefluß der Länge nach hinzieht, hat einen europäischen Anstrich und zeichnet sich vortheilhaft aus. Hier sind viele neue Häuser und gut eingerichtete Gasthöfe. Hier findet man auch deutsche Handwerker, deren es in Belgrad allerdings noch lange nicht so viel, als in Bukarest gibt. Auf der Südseite liegt eine schlecht gebaute, aber sehr ausgedehnte Vorstadt, welche unter dem Namen Razenstadt, also als die eigentliche alte Serbenstadt bekannt ist. Die Serben werden in diesen Gegenden nämlich von den

Digitized by Google

Ungarn und Deutschen überall nur Raazen genannt, welcher Name von dem ehemaligen Rasizen entlehnt ist.

Obgleich Belgrad der Stapelort des Handels zwischen Wien, Pesth, Neusatz, Semlin einerseits und Konstantinopel, Saloniki, Nissa rc. andrerseits ist und sich gegenwärtig daselbst der Sitz des Fürsten, des Metropoliten und der höheren wissenschaftlichen Anstalten befindet, so zählt die Stadt jetzt doch noch nicht mehr als 18,900 Einwohner, die geringe türkische Besatzung in der Festung nicht mitgerechnet. Die Einwohnerzahl wird also selbst in den neueren geographischen Büchern mit 30 bis 35,000 gegen die officiellen statistischen Ziffern viel zu hoch angegeben.

Die amtliche serbische Zeitung hat das Budget für 1863 mitgetheilt und die Einnahmen mit 11,931,933, die Ausgaben aber nur mit 2,400,000 Frcs. veranschlagt. Die Steuern belieben sich auf 4,863,933 Frcs., wozu aber noch eine außerordentliche Kontribution von 4,580,000 Frcs. kam. Einem Beschluß der in diesem Jahre abgehaltenen Skupschtina zufolge sind die Steuern erhöht worden, und es ist die sogenannte Zunggesellensteuer je nach der Steuerkraft des Zahlenden auf 3 bis 12 Zwanziger festgesetzt worden. So wenig auch in Serbien der Militär-Etat absorbirt, so werden doch die in verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorzunehmenden Reorganisationen, die Hebung des Volksunterrichtswesens, die Straßenbauten rc. künftig zum Wohle des Landes an die Steuerkraft des Volkes größere Ansprüche machen.

Die Summen, welche Serbien für seine Ausfuhr erhält und die größtentheils in die Hände des Landmannes fließen, stellen sich sehr günstig gegen die geringe Einfuhr, welche mit Ausnahme von Salz und einiger Colonialwaaren meist in Dingen besteht, deren Gebrauch noch gar nicht im Bedürfnisse des serbischen Landmannes liegt. Die Hauptartikel der serbischen Ausfuhr sind: Horn- und Schwarzvieh (besonders stark nach den österreichischen Ländern), Bau-, Nutz- und Brennholz, Häute, Schaffelle, Schweinsborsten, Pelzwaaren, Unschlitt, Wachs und Honig, welch letzterer trotz der geringen Industrie, die in der Bienenzucht angewendet wird, auf den jenningen und sehr blüthenreichen Gefilden Serbiens sehr gut gedeiht und ein Lieblingsartikel der Serben und, wie es scheint, aller Slaven ist. Der Meth, welcher besonders gern getrunken wird, heißt Scherbet, bekanntlich eine türkische Bezeichnung. Hätte Serbien Forstkultur und mehr Straßen, so müßte es sehr große Summen für das im Ueberfluß vorhandene Bau- und Schiffbauholz lösen, während jetzt die Wälder oft nur als ein die Vieh- und besonders die Schweinezucht begünstigendes Mittel betrachtet werden. In der Schumadia z. B. werden die Eicheln als die Hauptrente betrachtet, weil dort eben mit denselben die meisten Schweine gemästet werden. Die Knoppern werden in den Wäldern auch gesammelt und bilden einen Ausfuhrartikel. Die größten Donauschiffe sind es, welche gewöhnlich von Schabatz aus mit Knoppern beladen werden, weil diese Waare leicht ist. —

Wie wir bereits erwähnt, ist das heutige Serbien nur ein kleiner Theil des alten serbischen Reichs, das auch nichtserbische Provinzen besaß, und enthält auch kaum zwei Drittel von dem eigentlichen Lande Serbien, indem das sogenannte „Türkisch-Serbien" noch zur Türkei gehört. Und gerade die klassisch-serbischen Städte, Burgen und Gegenden, die so oft in den alten Volksliedern gepriesen werden, gehören noch den Türken. So Prisren (Perserin), die alte Residenz der Kneseen und Kaiser; Prilip, die Burg des Marko Kraljevitsch; das Amselfeld rc.

Das heutige Serbien war schon unter den Römern ein Kulturland mit zahlreichen Städten, Burgen und Colonien, welche beim Einbruche der Barbaren verwüstet worden sind. Die noch in den schlecht gebauten Städten und Dörfern sichtbare Verwilderung ist aber erst später unter den Türken eingetreten, denn die zahlreichen Ruinen und der altserbischen Zeit sind großartig und imponirend. Namentlich an der Donau und in dem Winkel, welchen dieser Strom mit dem Timok bildet, waren die römischen Niederlassungen zahlreich, wie dies aus den vielen Alterthümern, welche hier gefunden worden sind, ersichtlich ist. Hier, unweit Gladowa, stand ja auch die berühmte Trajanbrücke, welche eine Länge von 3300 Fuß hatte, und von welcher einige Pfeiler bei niederm Wasserstande noch sichtbar sind. Die schöne und wichtige Lage von Belgrad hat auch die Römer schon angelockt, denn an dieser Stelle stand Singidunum, ein Hauptort in Moesia superior.

Die serbischen Gebirgsketten durchziehen das Land nach verschiedenen Richtungen, haben oft zackige Häupter, die ihnen in der Entfernung das Ansehen der Alpen geben, welche sie aber an Höhe bei weitem nicht erreichen, denn die höchsten serbischen Berge messen kaum über 4000 Fuß. Das Jastrebazer-Gebirge zieht von Südosten nach Westen und ragt mit schön gerundeten Kuppen empor. An die bulgarischen Gebirgsrücken sich anschließend, gehört dieser Gebirgszug zu den Ausläufern des Balkan. Dagegen gehört der von Gladowa nach Tjuprija sich hinziehende Gebirgskamm zu den Gebirgszweigen der Karpathen, welche die Donau beim eisernen Thore durchbricht. Das Omolje-Gebirge und das schroffe Belaniza Planina (das weiße Gebirge) sind mit demselben verzweigt. Dies ist die wildeste und unwegsamste Gegend von Serbien. Bären und Wölfe sind hier nicht selten, und die wilden Haiduken waren hier heimisch, weshalb auch dieses ganze Gebirge auf den Karten Haiduki-Gebirge genannt wird, eine Benennung, die in Serbien nicht bekannt ist und wahrscheinlich nur mit Rücksicht auf die Haiduken (Räuber) gebraucht worden ist. Das Rudniker-Gebirge liegt ziemlich in der Mitte der Schumadia und bildet scheinbar einen isolirten Gebirgsstock. Doch erreicht die höchste Kuppe dieser Gebirgsmasse, der Sturaz, kaum 3000 Fuß. Die Aussicht, welche diese alle anderen Berge der Umgegend überragende Kuppe gewährt, ist nach allen Richtungen hin unvergleichlich schön und unvergeßlich dem Beschauer. Das Rudniker-Gebirge war im Unabhängigkeitskriege mit den steilen Abfällen, engen Zugängen, felsspaltten und Schluchten die natürliche Festung des Landes. Mit Ausnahme des kahlen Sturaz ist die ganze Oberfläche desselben mit dichten Wäldern bedeckt.

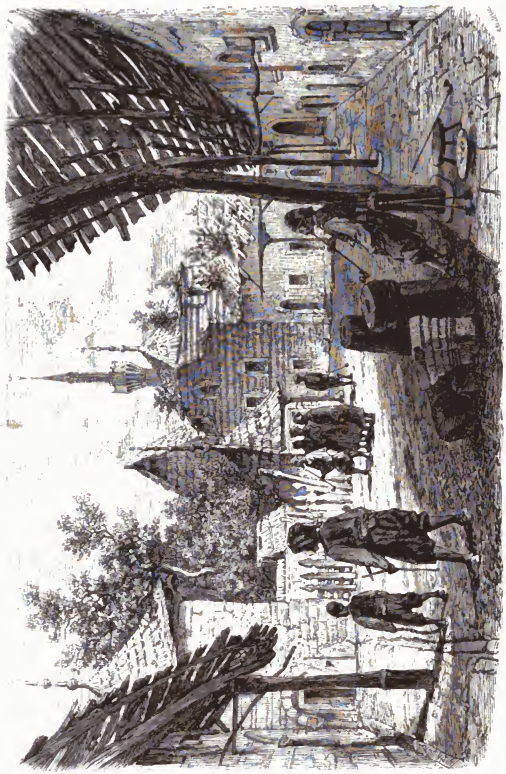
Alle diese Gebirge nähren zahlreiche Flüsse und Bäche, welche sich durch romantische Thäler winden, und die Ruinen von Burgen und Klöstern erhöhen den malerischen Reiz der Gegend.

Der Hauptfluß von Serbien ist die Morawa, welche aus der Serbischen Morawa mit dem Ibar links und der Bulgarischen Morawa mit der Nischawa rechts entsteht. Bei der Festung Tjuprija (eigentlich Köpri, im Türkischen die Brücke) führt eine Brücke über die Morawa und verbindet die westlichen Handelswege Serbiens mit der großen konstantinopler Straße. Nächst den genannten Flüssen ist nur der Timok noch von einiger Bedeutung; die Mlawa, Ressawa, Kolubara, der Pek, die Topliza und viele andere sind kleine, aber meist sehr fischreiche Flüsse. —

Die Eichen sind in den serbischen Wäldern vorherrschend, man trifft aber auch viele Buchen- und Birkenwälder an; in den gemischten Wäldern findet man viel Linden, Eschen (Jelowza), Ahornbäume (Jablan), alle drei in den Volksliedern vorkommend, und zahlreiche wilde Birn- und

Digitized by Google

Apfelbäume. Ueberall Bäume von außerordentlicher Größe und ausgezeichneter Schönheit, deren viele schon vor der Schlacht bei Kossowo (1389) gegrünt haben. Sehr mannigfaltige Gattungen von Sträuchern bilden das Unterholz der Wälder. Wodurch aber die serbischen Wälder sich vor allen anderen europäischen auszeichnen, ist die außerordentliche Belebung derselben durch Vögel im Frühjahre, die, in unzähligen Stimmen der mannigfaltigsten Art sich offenbarend, den Naturfreund mit unaussprechlichem Entzücken erfüllt. Als Land der Amseln und Drosseln bekannt, findet



Der türkische Gerichtshof in Belgrad. (Originalzeichnung von H. Kauffy.)

man in Serbien eine diesem Lande angehörende Art, welche unter dem Namen Medrek es (Maulamsel) bekannt ist. Der Bienenfresser ist hier schon häufig.

Der Bergbau Serbiens liegt noch darnieder. Die

Silber- und Kupfergruben der altſerbiſchen Zeit wurden während der Türkenherrſchaft verlaſſen, weil die Türken den Bergbau nicht geſtatteten. Man hat in neuerer Zeit verſucht, deutſche Bergleute heranzuziehen, es iſt aber von erheblichen Fortſchritten in dieſer Beziehung nichts Erfreuliches laut geworden. Die inneren Unruhen und der öftere Regierungswechſel haben auch hier ihren nachtheiligen Einfluß geübt. Mit Ausnahme von Alexince hat Serbien kein namhaftes Bad. Das nahe, weltberühmte Mehadia läßt die ſerbiſchen Bäder nur ſehr langſam aufkommen.

Die Grenzen des heutigen Serbiens ſind folgende: Im Norden Slavonien und Ungarn, geſchieden durch die Save vom Einfluß der Drina bis Belgrad, und dann durch die hier 3000 Fuß breite Donau bis Alt-Orſchowa, wo ſich der Strom auf 200 Fuß verengt. Im Oſten wird Serbien von der ſüdwärts ſich wendenden Donau von der Walachei und durch den untern Timok von Bulgarien getrennt. Die fernere anſehnliche Grenzſtrecke zwiſchen Serbien und Bulgarien iſt trocken und gebirgig. Dieſen öſtlichen, beſonders aber den nordöſtlichen Theil von Serbien bewohnen meiſt

Weigerung der Turken, Sokol zu verlaſſen. (Originalzeichnung von F. Kanig.)

Digitized by Google

Walachen, deren Anzahl sich auf 123,000 beläuft. Sie stehen gegen die Serben sehr zu ihrem Nachtheile ab und beschäftigen sich meist mit der Schaf- und Ziegenzucht. Im Süden grenzt Serbien an den türkischen Antheil von Serbien und das ehemalige Königreich Raszien. Im Westen bildet Bosnien die Grenze mit einer großen Strecke des Drinalaufes. Sie wird in 18 Bezirke eingetheilt, deren jeder von einem Oberknes verwaltet wird, unter welchem wieder mehrere Unterknese stehen. Die Würde eines Knesen ist keineswegs erblichen Ursprungs, wie behauptet wurde, sondern ächt serbisch, wie dies auch aus den alten Liedern ersichtlich ist, in welchen z. B. auch Stander-Beg der Knes von Epirus genannt wird. Allerdings haben die Türken nach der Unterjochung Serbiens die von ihnen eingesetzten serbischen Dorfrichter mit spottender Verachtung Knejen genannt, welchen Namen die Dorfrichter in Slavonien auch heute noch führen, aber in Serbien Kmet genannt werden.

Die Serben bedienten sich früher in Ermanglung serbischer Landkarten gewöhnlich der deutschen oder italienischen Karten. Seit etwa 12 Jahren aber haben sie ihre eigenen mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen Landkarten, die freilich ein Ausländer, ein französischer Ingenieur, welcher sich Jahre lang im Land aufgehalten, herausgegeben hat.

Wir nehmen hiermit von dem schönen Serbien mit dem aufrichtigen Wunsche Abschied, daß es zur Hebung seiner inneren Zustände gründliche Reformen einführen und den Kulturein flüssen, für welche seine Bewohner so viel Sinn und Befähigung besitzen, immer zugänglicher werden möge, damit es bald den europäischen Kulturländern zugezählt werden könne.

Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome.

II.

Zustände in Ega. — Die Indianerbevölkerung und ihre Sterblichkeit. — Handel mit Kindern. — Tupisprache. — Festtage und Maskeraden der Eingebornen. — Schildkröten und andere Nahrungsmittel. — Die Jahreszeiten in Ega.

Im Jahre 1850 war Ega nur ein armseliges von dem 1400 englische Meilen entfernten Para abhängiges Dorf. Als 1852 die neue Provinz Alto Amazonas geschaffen wurde, erhob man es zur Stadt; es wurde Sitz der Schwurgerichte und Hauptort der Comarca oder des Distriktes, der einen Abgeordneten in das Provinzialparlament von Barra sandte. Ein Jahr darauf gingen die ersten Dampfer auf dem Solimoens, und 1855 lief regelmäßig alle zwei Monate ein Dampfschiff zwischen dem Rio Negro und Nanta in Peru. Handel und Bevölkerung hoben sich aber durch diese Neuerungen nicht. Die Leute wurden allerdings mehr „civilisirt“, das heißt, sie kleideten sich nach der neuesten pariser Mode, fingen an Strümpfe zu tragen und legten die Holzschuhe ab. Zugleich bekamen sie Geschmack am Gelde, trennten sich in Parteien und verloren ihre früheren einfachen Sitten — doch blieb Ega ein halb indianisches Dorf. Der Platz ist gesund und fast ganz frei von Insektenplagen. Immergrüne Wälder umgeben ihn; der Boden ist außerordentlich fruchtbar; der Strom und die unzähligen Kanäle wimmeln von Fischen und Schildkröten; der See kann als Hafen für eine große Flotte dienen, und die Wasserverbindung mit dem Ocean ist ununterbrochen. Welche Zukunft steht diesem Orte bevor! Die Einwohnerzahl beträgt jetzt aber nur 1200; 107 Häuser, von denen die Hälfte aus Erdwällen gebaut und mit Palmenblättern gedeckt ist, bilden die Stadt. Der vierte Theil der Bewohner ist fortwährend abwesend, um dem Handel auf dem Flusse obzuliegen. In einem Umkreis von 30 englischen Meilen wohnen höchstens noch 3000 Menschen. Ega ward im Jahre 1688 von einem böhmischen Jesuiten, Samuel Frix, gegründet, der verschiedene der gelehrigeren Indianerstämme um sich versammelte. Einige hundert Acker Landes wurden entheilt und ein Gesetz wurde gegeben, daß jeder Eigenthümer derselben bei Strafe seinen Grund frei von Bäumen halten solle, denn die üppige Vegetation würde sonst die freien Flächen bald wieder in Wald verwandelt haben. Und noch jetzt überzeugt sich allmonatlich ein Inspekter davon, ob dieses Gesetz eingehalten wird, und bestraft die Säumigen. Ueber die Hälfte der Einwohner sind Mamelucos; es gibt höchstens 40 bis 50 Weiße; die Zahl der Neger ist noch geringer, und der Rest besteht aus reinen Indianern. Jeder Hauseigenthümer, Indianer und Neger eingeschlossen, ist bei den Wahlen stimmfähig, dient in der Nationalgarde und kann Geschworner werden. In den Schwurgerichtsverhandlungen sah ich Neger, Weiße, Mischlinge und Indianer würdevoll nebeneinander sitzen und Recht sprechen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie die Farbigen sich als freie Bürger benehmen. Die brasilianischen Staatsmänner haben schon lange den Gedanken aufgegeben, in diesem tropischen Lande ein Reich von Weißen mit einer arbeitenden Sklavenbevölkerung herzustellen. Aber die größte Schwierigkeit bieten die Indianer am Amazonenstrom. Die Unbeugsamkeit ihres Charakters und der Abscheu vor jeder Civilisation machen sie gänzlich unwandelbar. Einzelne, die Lesen und Schreiben lernten, sind recht gute Bürger geworden. Am liebsten laufen sie wieder in ihre Wälder zurück und sie werden eher aussterben, ehe sie in großen Massen sich selbst machen. Weniger Schwierigkeit bieten die Mamelucos, die ja auch weißes Blut in ihren Adern haben.

Viele Ega-Indianer, besonders die Dienstboten, stammen von wilden Stämmen ab, die vom Japura, Iça und Solimoens einwanderten. Ich sah heute von 16 verschiedenen Stämmen; die meisten waren als Kinder von den einheimischen Häuptlingen gekauft worden. Die Gesetze verbieten dies freilich, doch drücken die Behörden ein Auge zu, weil man sonst keine Dienstboten erhalten würde. Wenn sie groß werden, sind sie ihre eigenen Herren, und Keinem fällt es ein, in die Wälder zurück zu laufen. Die Burschen ziehen aber gewöhnlich mit den Handelsleuten davon, und die Mädchen werden von ihren Herrinnen, den eifersüchtigen, leidenschaftlichen und schlecht erzogenen Brasilianerinnen, übel behandelt. Die meisten Streitigkeiten unter den Einwohnern Ega's werden durch Dienstboten veranlaßt. Unter den armen

Digitized by Google

gefangenen Kindern herrscht eine große Sterblichkeit. Eigenthümlich ist der Umstand, daß die Indianer, welche am Japura und anderen Nebenflüssen wohnen, stets krank werden, wenn sie an den Hauptstrom kommen, und umgekehrt werden die Anwohner des Hauptstromes stets von intermittirenden Fiebern geplagt, wenn sie in das Gebiet der Nebenflüsse reisen; sie werden aber gleich wieder gesund, sobald sie zurückkehren.

Die schönsten Indianerstämme, welche die Gegend von Ega bewohnen, sind die Juris und Passés; aber sie sind schon beinahe ausgestorben, und nur wenige Familien leben noch an den Ufern einiger kleinen Nebenarme des Teffé und an den Flüssen zwischen Teffé und Jutahi. Sie sind ein friedfertiges und arbeitsames Volk, das von Ackerbau und Fischerei lebt und nie gegen die Weißen feindselig auftrat. Die Passés sind ein schlankgebauter, unter den Indianern sehr hervorragender Stamm. Sie unterscheiden sich durch einen großen tättowirten viereckigen Flecken mitten im Gesichte. Der hauptsächlichste Grund ihres Aussterbens scheint eine Krankheit zu sein, die stets dann unter ihnen ausbricht, wenn ein Mensch aus einem civilisirten Orte eins ihrer Dörfer besucht; ein schleichendes Fieber entsteht dann und endigt mit Auszehrung. Die einfachste Berührung mit civilisirten Leuten reicht aus, um diese Erscheinung hervorzubringen. Die Brasilianer nennen die Krankheit „Destnro", und die armen gebuldigen Indianer fragen stets die Schiffer in jedem Kanee, das ihren Dörfern naht: „Bringt ihr Destnre?"

Mein Assistent, José, „resgaten" d. h. kaufte zwei Indianerkinder, einen Knaben und ein Mädchen, von einem Japura-Händler. Der Knabe war 12 Jahre alt und ungewöhnlich dunkel von Farbe; er hatte ganz den Teint eines Cafuzo, d. h. eines Mischlings von Indianer und Neger. Man glaubte, daß er zu einem wilden nomadischen Stamme, den Pararanates am Tapajós, gehöre. Sein Gesicht war regelmäßig, oval; die Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, wie bei einem wilden Thiere; seine Hände und Füße waren klein und hübsch geformt. Da kein Indianerkind in der Nachbarschaft ihn verstand, so wurde er bald sehr mürrisch und zurückgezogen. Wochenlang sprach er kein Wort, bis er plötzlich ganze portugiesische Sätze redete. Seine Leber und Milz waren in Folge von Wechselfieberm geschwollen. Es war unmöglich, ihn zu heilen, weil er fortwährend Erde, gebrannten Thon, Pech, Wachs und derlei Substanzen aß. Sehr viele Kinder am obern Amazonenstrom haben diese üble Angewohnheit; nicht nur Indianer, sondern auch Neger und Weiße. Dieser Gebrauch findet sich also nicht allein bei den von Humboldt beschriebenen Otomaken; er scheint durch den Hunger hervorgerufen zu werden.

Unser kleiner Wilder erhielt den Namen Sebastian. Er mußte die Wasserkrüge am Fluß füllen, Brennholz im Walde sammeln, kochen und beim Rudern helfen. Oft begleitete er mich bei meinen Ausflügen, holte die kleinen Vögel, die ich schoß, aus dem Dickicht, fing Eidechsen und kletterte mit wunderbarer Geschicklichkeit an den schlanken Stämmen der Palmen in die Höhe. Die Gesellschaft der anderen Indianerkinder mied er und war stolz darauf, der Diener eines wirklich weißen Mannes zu sein. Später nahm ich ihn mit nach Para, aber er zeigte keinerlei Erregung beim Anblicke all der neuen Dinge in der Hauptstadt. Die Dampfschiffe, Pferde und Wagen, der Pomp der Kirchenfeierlichkeiten, Alles war ihm gleich. Dabei lernte er aber tüchtig und machte Fortschritte in den mechanischen Fertigkeiten. So wurde er später Goldschmied und zeigte mir, nachdem er drei Monate gelernt hatte, mit Stolz einen selbst gemachten Ring.

Ganz anders war das Schicksal des kleinen Mädchens. Sie kam eines Nachts zu uns; es war gerade die nasse Jahreszeit, und der Regen goß in Strömen. Dabei saß das Kind furchtbar am Wechselfieber. Eine alte Indianerin, die sie bis zur Thür begleitete, sagte nur „eeui encommenda", da habt ihr euer Packet! Dies Mädchen war viel heller als Sebastian und gehörte zum Miranha-Stamme, der sich durch Einschnitte in die Nasenflügel auszeichnet, in welchen an Feiertagen große Knöpfe aus Flußperlmutter getragen werden. Wir pflegten die kleine Patientin gut, gaben ihr Chinin und die beste Nahrung; allein sie wurde immer schwächer. Ihre Leber war ungeheuer angeschwollen und so hart wie ein Stein. Ihr heimischer Name war Oria. Die ersten zwei Wochen konnte sie nicht ihren Wortschatz auffrischen, das war ihr in einem trockenen Winkel bereitet hatten. Beim Erbeben durfte nur ich ihr helfen, und dann rief sie mich „Caryiva" — weißer Mann — das einzige Wort der Tupisprache, das sie verstand. Ehe das Kind starb, hatten wir es getauft, und ich bestand darauf, daß es mit denselben Ehren, wie das Kind eines Weißen begraben würde, nämlich als „Anjinho" oder Engelchen nach dem hübschen Gebrauche der katholischen Kirche. Massenhaft starben die armen Kinder, wie unsere Oria in Ega oder auf dem Wege dorthin; gewöhnlich nimmt man sich ihrer während der Krankheit gar nicht an.

Die Kaufleute in Ega erhalten die Kinder von den Häuptlingen eines der Miranha-Stämme, welche auf ihren Raubzügen in das Gebiet anderer Indianer diese armen Geschöpfe fangen. Die Dörfer der angefallenen Indianer werden überrumpelt, Männer und Frauen getödtet oder in die Wälder gejagt, ehe sie ihre Kinder retten können. Es ist unzweifelhaft, daß die Miranhas Kannibalen sind, und daß daher der Verkauf der Gefangenen diese vor einem schlimmern Schicksale schützt.

Bemerkenswerth ist, wie schnell die wilden Indianer, die alle ihre sehr verschiedenen Sprachen haben, wenn sie nach Ega kommen, dort das allgemein gesprochene Tupi lernen. Dies kommt wohl daher, daß die grammatischen Formen dieser Sprache dieselben sind, wenn auch die Worte anders lauten. Alle setzen die Präposition hinter das Stammwoort, so daß sie in der That eine Postposition wird, also z. B. „Er kommt dem Dorfe aus" oder „Geh ihm mit."

Der Kreis ihrer Lebensanschauungen und Gedanken ist ein sehr beschränkter und ihr Wortvorrath daher sehr klein. Aber alle Indianer haben dieselbe Weise zu denken und sprechen stets über dieselben Gegenstände, und das trägt mit dazu bei, daß Einer des Andern Sprache leicht lernt. Horden, die an demselben Nebenflusse wohnen, sprechen unter einander unverständliche Sprachen, während das Tupi längs des Amazonenstroms auf 2500 englische Meilen Länge gesprochen wird. Im Allgemeinen wird es sehr rein geredet, und diese Reinheit wird durch den fortwährenden Verkehr, der längs des ganzen Flusses herrscht, aufrecht erhalten. Wie vollständig und lang anhaltend muß die Isolirung gewesen sein, in welcher die kleinen Indianergruppen gelebt haben, um eine so durchgreifende Trennung der Mundarten hervorzubringen! Es ist wahrscheinlich, daß die starre Unbeugsamkeit der indianischen Organisation, sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung, an der Vereinzelung, in welcher die kleinen Stämme lebten, schuld ist, und daß der enge Kreis ihres Lebens und ihrer Gedanken und die durch unzählige Generationen fortgeführte Inzucht hiervon abhängen. Ihre Fruchtbarkeit ist gering; selten findet man

Digitized by Google

Familien, die mehr als vier Kinder haben; ihre Neigung zu Krankheit und Tod, wenn sie an einen andern Ort wandern, haben wir bereits erwähnt. —

Das Klima der äquatorialen Gegenden wirkt auf Neger und Indianer ganz verschieden, und die Europäer selbst widerstehen der hohen Temperatur besser, als die Landeseingebornen; denn ich selbst ertrug Sonne und Hitze besser, als die Indianer. Ihre Haut war stets brennend heiß und die Ausdünstung gering. Kein Indianer von Ega blieb lange hintereinander im Orte, wo die Hitze größer ist, als an den Uferwäldern. Sie badeten mehrmals des Tages, doch stürzten sie sich nicht ins Wasser, sondern nahmen nur eine Art Sitzbad, um die untere Körperhälfte abzukühlen. Weiber und Kinder, welche zu Hause bleiben, wenn die Männer zum Fischen gegangen sind, finden stets einen Verwand, um die heißen Nachmittagsstunden im kühlen Schatten des Waldes verbringen zu können. Bei trockner Witterung sind sie unzufrieden und unruhig, während sie an kühlen Tagen, wenn der Regen auf ihren nackten Körper fällt, lustig werden. Wenn sie am Fieber leiden, dann muß man sie streng überwachen, daß sie nicht in den Fluß zum Baden gehen oder große Mengen saftiger Früchte verschlucken, worauf gewöhnlich bald der Tod erfolgt. Leberleiden, Dysenterie und andere Krankheiten des heißen Klimas sind bei ihnen häufig, und wenn eine Epidemie eintritt, so werden sie rascher von derselben hinweggerafft, als die Neger oder selbst die Weißen. Die verschieden verhält sich dem gegenüber der Neger, der ächte Sohn der Tropen! Mir drang sich stets unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß die rothen Indianer hier als Fremdlinge lebten oder Einwanderer in dieser heißen Gegend seien, für welche ihre Constitution nicht geschaffen ist.

Bei den Belustigungen des Volkes in Ega nehmen die Indianer eine hervorragende Stellung ein. Alle römisch-katholischen Festtage wurden mit großem Eifer inne gehalten, und die rohen indianischen Feierlichkeiten mischten sich mit den portugiesischen Ceremonien. Außerdem feiern die Eingebornen ihre eigenen Feste und zwar alle die verschiedenartigen Stämme zusammen, denn die Belustigungen scheinen bei allen ursprünglich gleichartig zu sein. Ein Feiertag ist dem Indianer gleichbedeutend mit Freudenfeuern, Prozessionen, Maskeraden, mimischen Darstellungen verschiedener Thiere, Musik, eintönigem Tanzen und besonders mit Trunkenheit. Er legt allen diesen Sachen jedoch eine abergläubische Bedeutung bei und glaubt, daß die Belustigungen der Portugiesen an den Festtagen der katholischen Kirche ein wesentlicher Theil der religiösen Ceremonien sind. Doch sind sich in diesem Punkte die ungebildeten Weißen, die Mischlinge und die uncivilisirten Indianer völlig gleich. Alle betrachten einen religiösen Feiertag wie eine Belustigung, bei welcher der Priester die Dirigentenstelle vertritt.

Aber auch jede andere schickliche Gelegenheit wird ergriffen, um einen Festtag zu machen. Begräbnisse, Taufen, Hochzeiten, die Ankunft von Fremden, Alles wird gefeiert. Der Gebrauch der Todtenwachen wird streng eingehalten. Kurz nachdem ich angekommen war, ward ich in einer dunklen Nacht in das Nachbarhaus gerufen, wo gerade die Frau gestorben war. Der Leichnam lag auf dem Tisch, am Kopfende standen ein Kruzifix und brennende Wachslichter; auf den Stühlen im Zimmer kauerten Weiber und Mädchen. Die Männer saßen vor der offenen Thür, rauchten, tranken Kaffee und erzählten sich Geschichten. Der Wittwer gab sich alle mögliche Mühe, um die Gesellschaft bei guter Laune zu erhalten. Man liebt es in Ega, den Tag in Nacht zu verwandeln; dann ist es kühler und angenehmer, man kann die freie Luft genießen, trägt blos Unterbeinkleider und Hemden und leidet nicht so sehr vom Schweiße.

Stadtpatronin ist die heilige Theresia; ihr Jahresfest wird mit großem Prunke 10 Tage lang gefeiert. Es beginnt mit den Abendlitaneien, die in der Kirche abgesungen werden und wobei die ganze Bevölkerung, rein und sauber in Kattun und Musselin gekleidet, zugegen ist. Die Mädchen tragen Jasmin und andere Blumen im Haare; ein anderer Haarputz wird nicht angelegt. Alle Abende ist man vergnügt. Die Kirche strahlt von Wachskerzenlicht und ist außen mit kleinen Oellämpchen beleuchtet, die entweder aus Thon oder aus einer halben Orangenschale gebildet sind. Die Pessenreiserei beginnt erst gegen Ende des Festes. Tag und Nacht dauern das Tanzen, Singen, Guitarreklimpern und namentlich das Trinken beider Geschlechter, alt und jung. Alle diese Lustbarkeiten sind nicht sehr verschieden von denen der ungebildeten Klassen in Europa. Die schweigsamen Indianer werden gesprächig und erzählen sich alte Geschichten, die man längst vergessen glaubte.

Am St. Johannistage, gegen Ende Juni und zu einer andern Festzeit, finden die hauptsächlichsten Mummenschanze statt, und viele Männer und Burschen verkleiden sich als grotske Thier- und Menschengestalten. Zwei oder drei erschienen als Riesen; ein andrer als Capor, die Waldgottheit der Indianer, die bei allen Tupistämmen vorkommt. Dieser Capor wird als ein mißgestaltetes Ungeheuer mit rother Haut und langem rothen Haar dargestellt; man glaubt von ihm, daß er unterirdische, wohl mit Wild versehene Jagdgründe habe. Jedoch ist er kein Gegenstand der Furcht oder der Verehrung, und nur Kinder sucht man mit ihm zu schrecken. Die meisten Masken erscheinen aber in Thiergestalt, bald als Ochsen, Hirsche, Störche, Jaguare und dergleichen. Zur Maskirung dient leichtes Lattenwerk, das mit alten Kleidern überzogen wird, die man mit der Farbe des dargestellten Thieres bemalt. Die Nachahmungen gelingen oft sehr gut; so stellte ein Bursch einen Tapir höchst natürlich dar, sogar die bewegliche Rüsselschnauze fehlte nicht. Ein Andrer copirte zum allgemeinen Ergötzen meine Persönlichkeit und hatte sich dazu Kleidungsstücke von mir selbst geborgt. Es fehlte ihm weder die Brille, noch das Insektennetz. Meist gingen die Maskirten zusammen und zogen von Haus zu Haus; als Führer galt ein alter Musikant, welcher die verschiedenen Masken erklärte. Bemerkenswerth dabei ist, daß die meisten der europäischen Einwanderer statt der Civilisation den Indianern diese Dinge mitbrachten und allmälig selbst auf das Niveau derselben hinabgesunken sind.

Während des größten Theils des Jahres lebten wir in Ega von Schildkröten. Die Süßwasserschildkröten erreichen hier eine ungeheure Größe; ganz ausgewachsen sind sie drei Fuß lang und zwei breit und sie schwer, daß ein Indianer gebörig an einer einzigen zu tragen hat. Hinter jedem Hause liegt ein kleiner Teich, den man Curral oder Einzäunung nennt, in welchem man während der trockenen Monate eine Anzahl dieser Thiere hält. Wer Indianer zu seiner Verfügung hat, schickt sie während des niedrigen Wasserstandes aus, um diese Thiere zu sammeln. Der Werth der Schildkröten als Nahrungsmittel ist, seit Dampfer auf dem Amazonenstreme fahren, sehr gestiegen. Als ich im Jahre 1850 in Ega anlangte, kostete das Stück neun Pence; 1859 dagegen schon neun Schilling; es hatte sich der Preis also verzwölffacht. Am leichtesten fängt man sie bei niedrigem Wasserstande in den Buchten der Flüsse und den Waldlagunen. Das Fleisch ist ungemein zart, wohlschmeckend und gesund, doch wird man so schnell davon gesättigt, daß es leicht zum Ekel wird. Mir wurde es nach

Digitized by Google

zweijährigem Genusse zu zuwider, daß ich es nicht einmal riechen konnte und daß ich lieber Hunger litt, ehe ich einen Bissen davon anrührte. Die Eingebornen bereiten die Schildkröten auf verschiedene Weise zu. Die Eingeweide werden als Suppe (Sarapatel) in der obern Schale des Thieres, die wie ein Kessel benutzt wird, gekocht. Das zarte Brustfleisch wird klein gehackt und mit Mehl in der Brustschale über offenem Feuer geröstet. Ein sehr gutes Gericht bildet auch der mit gebackenem Fleisch gefüllte Magen; am besten munden jedoch die am Spieße gebratenen mageren Theile, wenn sie mit Essig gewürzt werden.

Eine kleinere Schildkrötenart, die Tracaja, welche im Hauptstrome vorkommt und die ihre Eier einen Monat früher als die große Süßwasserart legt, ist von geringerem Nutzen, da sie sich in der Gefangenschaft nur wenige Tage am Leben erhält. Ihr Fleisch jedoch ist wohlschmeckender, als das der großen Schildkröte.

Diejenigen, welche Schildkrötenfleisch nicht mehr vertragen können und die selbst sich auf die Jagd und den Fischfang nicht verstehen, sind schlimm daran. In der guten Jahreszeit sind Fische, und namentlich gute Lachsarten, sehr häufig; doch sicht jede Indianerfamilie nur immer so viel, wie sie zu ihrem eigenen Bedarf nöthig hat, und verkauft nichts davon. Für die Eingebornen hat auch der Manati oder die Meerkuh großen Werth, aber nur sehr wenige Europäer können sein Fleisch genießen. Man fängt ihn während der trockenen Jahreszeit sehr künstlich mit Harpunen oder in Netzen, die aus dicken Strängen gearbeitet sind und zwischen den kleinen Flußinseln aufgestellt werden. Rindvieh gibt es auf den herrlichen Weiden bei Ega genug; aber man kann das Fleisch desselben nur dann genießen, wenn ein Stück durch Zufall getödtet wurde. Gewöhnlich stammt das Fleisch aber von vergiftetem Vieh her, das in die Pflanzungen des armen Volkes verwüstend eindringt und hier die aufgestellten Schalen mit Tucupisaft aus der Maniocwurzel aussäuft. Trotzdem das Fleisch dann der Gesundheit schädlich ist, wird es mit Begierde gegessen. Wild aller Art ist mit Ausnahme des Juni und Juli in den Wäldern bei Ega häufig. In diesen Monaten erscheinen aber ungeheure Schaaren schöner Tukane (Ramphastos Cuvieri). Sie werden dann in großer Menge geschossen, sind sehr fett und dienen wochenlang in jeder Familie als Nahrungsmittel. Das Fleisch des Tapirs ist eins der feinsten und nahrhaftesten, das überhaupt vorkommt. Doch wird er nur selten erlegt. Frisches Brod bekommt man in Ega nur, wenn einmal amerikanisches Mehl von Para aus dorthin kommt, und dann kostet das Pfund neun Pence. Ich habe gefunden, daß für Europäer dieser Mangel an Brod auf die Gesundheit derselben sehr nachtheilig einwirkt. Das Maniocmehl ist dafür nur ein schlechter Ersatz; wegen seines hohen Klebergehaltes läßt es sich nicht zu ordentlichem Brot verbacken, und die daraus bereiteten Kuchen werden in wenigen Stunden sauer. Besser ist das Mehl der süßen Mandioca (Manhiot Aypi), das mit dem Stärkegehalt dieser Wurzel versehen ist. Butter kam von Para aus oft nach Ega; doch war dieselbe erst von Liverpool aus dorthin gesandt worden! Auf demselben Wege gelangte Thee nach Ega, der hier ein Lieblingsgetränk der Eingebornen wurde, die ihn zuerst in einer Pfanne mit Zucker gekocht und mit einem Löffel gegessen hatten.

An tropischen, herrlich schmeckenden, saftreichen Früchten war kein Mangel und namentlich an solchen, die nur im Innern und nicht an den Küsten des Atlantischen Oceans vorkommen. Als die feinste Frucht gilt die ananasartige Japuti-puhe oder der Schildkrötenfuß. Sie ist von Apfelgröße, hat eine dünne Schale und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Ihr nahe im Geschmack kommt die Cuma (eine Collophora), die von der Größe eines Pfirsichs ist und eine milchige Schale hat. Kultivirt werden die Umari und die Wischifrucht, deren fettes, bitteres, um einen großen Stein sitzendes Fleisch mit Farinha zusammen ein sehr nahrhaftes und beliebtes Gericht bildet. Durch Farbe und Form ist die Uiki ausgezeichnet. Diese Früchte sitzen wie ein Hammer kreuzweise am Stiel und öffnen zur Zeit der Reife ihre dicke grüne Schale in der Mitte derart, daß der schön rothe, etwa pflaumengroße Samen sichtbar wird. Man benutzt ihn zur Färbung der aus Bananen bereiteten Speisen, welche hierdurch ein rosenrothes Ansehen bekommen.

Sehr gemein ist die Pfirsichpalme oder Pupunha der Tupis (Guilelmia speciosa) in der Gegend von Ega. Der Name stammt wohl vom Aussehen und nicht vom Geschmack der trockenen und mehligen Früchte her, der sich mit dem von Käse, vermischt mit Walnüssen, vergleichen läßt. Dieser Palmbaum hat eine ungemein noble und lustige Erscheinung; er wird gegen 60 Fuß hoch. Geier und Hunde fressen die Früchte leidenschaftlich gern, die so groß werden, daß eine Traube derselben eine Mannsladuug ausmacht. Die Pupunha wächst am Amazonenstrom nirgends wild. Sie ist eine von den wenigen Pflanzen, die nebst den drei Arten Manioc und der amerikanischen Banane seit undenklichen Zeiten von den Indianern kultivirt und bei ihrer ersten Einwanderung nach Brasilien mitgebracht wurden. Aber nur die mehr vorgeschrittenen Indianerstämme haben ihren Anbau beibehalten. Die am Solimoens gezogenen Früchte sind weit besser, als die vom untern Amazonenstrome oder die von Para. In Ega erreichen sie die Größe eines Pfirsichs und sind im gekochten Zustande so mehlig wie Kartoffeln. Bei Para dagegen haben sie eine faserige Schale und sind nur nußgroß. Samenlose Früchte kommen in beiden Gegenden vor. In Ega sind sie ein Hauptnahrungsmittel, ein Dutzend reicht zur Mahlzeit für eine Person hin; als Zuthat genießt man Syrup oder Salz.

Die Jahreszeiten in den Gegenden am obern Amazonenstrom sind in vieler Beziehung von denen am untern Strome und im Distrikte Para verschieden. In Ega theilt man das Jahr nach dem Steigen und Fallen des Stromes ein, womit die nasse und trockene Jahreszeit in Verbindung stehen. Alle Hauptbeschäftigungen der Einwohner richten sich nach der Wiederkehr dieser Erscheinungen. Die Eigenthümlichkeit der obern Region besteht darin, daß der Fluß zweimal steigt und zweimal fällt. Das große Steigen beginnt gegen Ende Februar und dauert bis Mitte Juni, während welcher Zeit der Fluß und die mit ihm in Verbindung stehenden Seen allmälig anschwellen und alle Niederungen überfluthen. Die Ueberschwemmung steigt langsam Zoll auf Zoll; aber man bemerkt sie selbst im Innern des Landes meilenweit vom Hauptstrom, denn die vielen Gräben, welche sich durch die Wälder hinziehen, werden dann alle in breite, schiffbare Kanäle verwandelt, durch welche die ungeheuren Schaaren von Schildkröten nach den Inlandlachen ziehen. Die Sandbänke stehen dann unter Wasser, und die Seitzvogelschwärme ziehen weiter nördlich nach den Nebenflüssen, die von dort kommen, oder nach dem Orinoco hin, die alle während der nassen Jahreszeit des Amazonenstromes gerade ihre trockene Zeit haben. Die Fischerfamilien, welche vier oder fünf Monate lang mit dem Harpuniren und Einfalzen von Pirarucu (Fischen), sowie mit dem Schildkrötenschießen beschäftigt waren, kehren in die Städte und Dörfer zurück, und die provisorischen Fischer-

Digitized by Google

hütten, welche sie auf den Sandbänken aufgebaut hatten, werden allmälig überschwemmt. Dies ist die Zeit, in welcher in Brasilien Nüsse und der wilde Cacao reifen, und viele Leute ziehen aus, um sie einzusammeln. Die Regen sind während dieser Periode nicht anhaltend; zuweilen fallen sie sehr stark, doch selten länger als 24 Stunden, und viele Tage sind klar und sonnig.

In der ersten Junihoche steht die Fluth am höchsten, und das Wasser hat sich etwa 45 Fuß über den niedrigsten Punkt erhoben, doch wechselt es in verschiedenen Jahren oft um 15 Fuß. Die „Cuchente“ oder Fluth, welche die Eingeborenen für identisch mit der Meeresfluth halten, ist dann vollendet, und die „Vasante“ oder Ebbe beginnt. Die Vorräthe, die man für die nasse Zeit eingesammelt hatte, sind aufgezehrt; Fisch ist schwer zu erlangen, und viele Eingeborne müssen sich von Früchten und Farinha nähren.

Die schöne Jahreszeit beginnt mit einigen ungemein heißen Tagen. „As agoas estao paradas“, das Wasser hat aufgehört, heißt es dann. Die schlammigen Straßen sind in wenigen Tagen trocken. Die jungen Burschen sitzen gruppenweise im Schatten der Hütten, machen Pfeile und stricken Netze; andere kalfatern die Canoes, und überall sieht man Vorbereitungen für den lang ersehnten „Verao“ oder Sommer, denn die Wanderung der Schildkröten und Fische aus den Waldbächen geht zum Hauptstrome zurück. Mitte Juli erscheinen die Sandbänke wieder über dem Wasserspiegel, und große Schaaren von Sandpfeifern und Möven stellen sich ein. Das Geschrei der Möven gilt hier, wie bei uns das des Kuckucks, für den Boten der schönen Jahreszeit.

Das Fallen des Wassers dauert bis Mitte Octobers und nur einmal in der Mitte des trockensten Wetters, im September, tritt ein theilweises Steigen von wenigen Zoll Höhe (Repiquet) wieder ein. Nie aber wird die Schifffahrt, selbst große Fahrzeuge, gehemmt. Für Jedermann ist die trockene Zeit günstig; denn dann wimmeln die seichten Buchten von Schildkröten und Fischen. Alt und Jung verläßt die Dörfer und geht einige Wochen auf die weiten Sandbänke im Fluß, um zu fischen, zu jagen und Schildkröteneier zu sammeln. Die Eingebornen baten stets um eine „vasante grande“ oder große Ebbe.

Von Mitte October bis Anfang Januar herrscht die zweite nasse Jahreszeit. Das Steigen ist zuweilen nicht höher, als 15 Fuß, zuweilen aber auch bedeutender, so daß selbst die hohen Sandbänke überschwemmt werden, bevor die Schildkröteneier ausgekrochen sind.

Die zweite trockene Zeit beginnt im Januar und dauert den Februar hindurch. Gewöhnlich sinkt der Fluß nur einige Fuß, und das ist der Sommer der Umari, weil dann diese Frucht reift. Fällt der Fluß bedeutend, so ist der Schildkrötenfang am ergiebigsten. Im Jahre 1856 wurden bei Ega in wenigen Tagen über 200.) dieser Thiere gefangen.

So zerfällt das Jahr in Ega in vier Jahreszeiten; zwei mit trockenem Wetter und fallendem Wasser und zwei, bei denen das Gegentheil der Fall ist. Abgesehen hiervon tritt im Mai eine kurze, sehr kalte Jahreszeit ein, die ihre Ursache in den kühlen Winden hat, die von Süden über die feuchten Wälder blasen, welche sich ohne Unterbrechung vom Norden des Aequators bis zum 18. Breitengrade in Bolivia ausdehnen. Unglücklicherweise hatte ich in Ega kein Thermometer, da das meinige in Para zerbrochen war. Die Temperatur war so niedrig, daß Fische im Teffé starben und in großer Menge an das Ufer geworfen wurden. Der Wind ist nicht sehr stark; doch bringt er viele Wolken und hält fünf bis sechs Tage alle Jahre an. Die Einwohner leiden sehr von der Kälte; sie legen ihre wärmsten Kleider an und machen sich ein Feuer von Holzkohlen in ihre Hütten. Wir war diese Kälte sehr angenehm, und ich litt von der „tempo da friagem“, kalten Zeit, durchaus nicht. Der Mai ist der Wintermonat in der südlichen gemäßigten Zone, und die kalten Winde, die von dort nordwärts zum Aequator ziehen, werden nur mäßig warm, indem sie durch die großen theilweise überfluthelten Ebenen ziehen, die mit feuchten Wäldern bedeckt sind.

Der südwestliche Theil von Ceylon.

(Hierzu der Stahlstich: Gillemalle, nach einer Originalzeichnung von Königsbrun.)

Von **Ludwig K. Schmarda.**

I.

Erster Anblick. — Geologisches. — Vegetation. — Die Coospalme und ihre Nutzanwendung. — Das Thal von Gillemalle.

Mit Freuden begrüßt der aus dem Abendland kommende Seefahrer nach langer monotoner Reise die waldige Küste der sagenreichen Insel, die als unbegrenzte grüne Laubmasse vor ihm liegt, hinter welcher die Berge aufsteigen, die in blauer Ferne der Gipfel des heiligen Samanala überragt. Für denjenigen, der zum erstenmal ein Tropenland betritt, sind die Eindrücke überwältigend; aber auch der aus dem Sunda-Archipel kommende Reisende*), der an lebhafte Empfindungen, die Betrachtung und Studium der Vegetation der Sonnenländer erzeugen, gewöhnt ist, erstaunt die Landschaft um Galle für eine der schönsten auf unserer Erde. Wer auf langen Wanderungen aus der Natur mannigfaltige Genüsse und geistige Anregungen geschöpft hat, bewahrt unvergänglich dem zuerst betretenen Boden sein historisches Recht; die ersten Bilder tauchen mit ungeschwächter Lebendigkeit, verbunden mit einem Gefühl wie Heimweh immer wieder auf, das nur derjenige begreiflich finden wird, der die Schönheit und Majestät des tropischen Pflanzenwuchses genossen hat.

Unter allen Theilen Ceylons ist der Südwesten der schönste und vegetationsreichste, denn der centrale Bergstock scheidet die Klimate der Insel in der Richtung von

*) Junghuhn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Südost nach Nordwest. Wenn die Sonne dem nördlichen Wendekreise sich nähert und das asiatische Festland stärker erwärmt, beginnt der Südwest-Monsun, d. h. die Luftschichten rücken vom Indischen Ocean nach, die eine große Menge Wasserdunste mit sich führen, welche sich überall, wo bedeutende Bodenerhebungen in ihrer Richtung liegen, condensiren. Es treten dann mit der Heftigkeit unserer Platzregen jene regelmäßigen Schauer ein, die im Anfang nur kurze Zeit währen, jeden folgenden Tag aber früher eintreten und länger dauern, bis sie ihr Maximum erreicht haben, worauf sie im umgekehrten Rhythmus wieder abnehmen. In ähnlicher Weise tritt nach dem Herbst-Aequinoctium der Nordwest-Monsun auf.

Der in der Richtung des Monsuns gelegene Strich erhält nicht auf allen Punkten die gleiche Menge der atmosphärischen Niederschläge. Diese ist an den beiden Endpunkten der Temarealionslinie am geringsten, am Fuß der Berge bedeutender und in den hoch gelegenen Bergthälern am größten. Die jährliche Regenmenge für Paradenia in der Nähe von Kandy beträgt etwas über 90″, in Colombo nur 72″. Interessant ist es, daß diese Demarcationslinie oft auf einem Berge die Klimate so scheidet, daß die verschiedenen Abhänge auch verschiedene Regenzeiten haben.

Die Grundlage des südwestlichen Ceylons ist, wie auf der ganzen Insel, Gneiß. Die Reliefbildung des Bodens ist eine sehr wechselvolle; nördlich von Galle wird das Ufer flach und sandig, und die Klippen, die um Galle und an der Südküste nicht selten sind, fehlen fast gänzlich. Auf das sandige Ufer folgt ein Tiefland, welches, mit Ausnahme der relativ kleinen Kulturstrecken, mit Wald bedeckt ist, aus dem nur einzelne flache Höhenzüge hervorragen. Dann werden die Hügel häufiger und treten in Reihen zusammen, die rankenartig vom Centralstock ausgehen und nur in dessen Nähe das sanft geründete Ansehen gegen etwas schroffere Formen vertauschen. Zwischen den Hügelketten liegen breite Thäler von großen Flüssen durchströmt, die bei einem kurzen Lauf eine ansehnliche Breite und im untern Theil ein schwaches Gefäll haben. Das Erdreich ist vorwaltend ein rother und rothbrauner, eisenhaltiger Thon, der Kabuck, der aus der Zerbröckelung und Verwitterung des Gneißes entstanden ist. Die Humusschicht ist nirgend von bedeutender Mächtigkeit, da bei der raschen Verwesung der organischen Theile die Erzeugung flüchtiger Producte vorwaltet und die häufigen Regen die festen Rückstände sehr leicht abschwemmen. In Niederungen finden sich Stellen von moorigem Aussehen bedeckt mit niedrigen Cyperaceen, deren dicke in einander verfilzte Wurzeln eine torfartige Masse bilden, die gestochen und getrocknet sogar als Feuerungsmaterial gebraucht werden kann.

Der Ufersand hat eine eigenthümliche Vegetation von kurzen Gräsern, kriechenden Ipomeen mit violetten Blumen, Crinum Pancratium und Pandanus. An vielen Stellen sind die Gräser durch kleine dunkelgrüne Rasen krautartiger, kriechender Mimosen ersetzt. Ueber dieser kärglichen Vegetation erhebt sich die Cocos-Palme, durch deren massenhaftes Auftreten die Ufer zone ihre bestimmte Physiognomie erhält. Ihre eleganten, zierlich geschwungenen Stämme, die Krone aus langen, gefiederten Blättern, die Menge Licht, welche sie zurückwerfen, und ihre Stellung, die theils horizontal, theils unter sehr spitzigen Winkeln aufstrebend ist, bedingen einen gegen die Einförmigkeit unserer Waldbäume angenehmen Gegensatz, und das Zusammenstoßen der Kronen bildet ein vielfach gewölbtes Laubdach — ein Vorbild unsrer Spitzbogen-Architektur. Der ganze Ufer-

strich vom Donderah head, der äußersten Südspitze der Insel, bis Negombo im Norden ist ein zusammenhängender Cocoswald, in dessen Schatten Städte und Dörfer liegen, und der den natürlichen Monocotyledonen-Wald, der auf Ceylon fehlt, ersetzt. Die Gesammtzahl der Palmen wird auf 18 bis 22 Millionen geschätzt*) und vermehrt sich noch täglich, da die Cocospalme nicht nur sehr viele Bedürfnisse der Eingebornen unmittelbar befriedigt, sondern durch den Ueberschuß der Producktion, der exportirt wird, auch baares Geld liefert. Der Stamm dient zum Bau der Hütten und Kähne, die Blätter zur Anfertigung des Daches, der Körbe und Matten, zusammengedreht als Fackel, als junges Blatt zum Schmuck von Ehrenpforten und des Brautgemaches. Die junge noch nicht entfaltete Blattknospe liefert ein gesundes und angenehm schmeckendes Gemüse, und die angezapfte Blüthe spendet einen reichlich fließenden süßen Saft, den Toddy, der sowohl frisch als gegohren, in welchem Zustand er die Stelle des Beins vertritt, angenehm schmeckt. Aus ihm wird aber auch Zucker, durch Destillation der feinste Arak und endlich Essig und Hefe gewonnen. Eine bedeutende Zahl von Palmen, ungefähr 1/7 bis 1/10 wird ausschließlich zum Betriebe dieser landwirthschaftlichen Gewerbe verwendet. Die Nüsse liefern im Zustande der Halbreife ein süßliches Wasser, das durch seinen schwach zusammenziehenden Beigeschmack den Durst viel besser löscht, als gewöhnliches Wasser. Zu dieser Zeit hat sich schon an der innern Wand der Nuß eine Schicht halbfesten Fruchtfleisches gebildet, welches weiß und in dünnen Scheiben geschnitten schwach durchscheinend ist; es hat einen mandelartigen Geschmack und wird entweder für sich allein oder mit Zucker in Backwerken und Kuchen, am häufigsten jedoch wegen seines bedeutenden Oelgehalts zur Bereitung des Curry, der gewürzhaften Nationalbrühe, die bei keinem hindu'schen Mahle fehlt, verwendet. Im Zustande der vollkommenen Reife liefert die äußere dreikantige ovale Fruchthülle eine starke Faser, welche abgelöst und wie unser flachs und Hanf gerötet wird. Diese Faser heißt Coir und ist sehr wichtig für den Haushalt des Singhalesen, denn an seiner Hütte und an seinem Kahn findet sich kein eiserner Nagel, und Balken und Sparren werden mit Coir zusammengebunden. Sie bildet einen wichtigen Export-Artikel, der auch außer Ceylon zu Tauen, Matten, Säcken u. dergl. verarbeitet wird. Zur Zeit der Reife der Cocosnuß hat sich die Quantität des Wassers verringert, die des Fruchtfleisches und somit des Oels vermehrt. Da sie nun erst am werthvollsten sind, so wird nur der kleinere Theil zum Trinken und für die Küche benutzt. Die angelesensten Kerne werden an der Sonne getrocknet und heißen dann Copperah, von denen vor der Anstellung der hydraulischen Oelpressen eine ansehnliche Menge ausgeführt wurde. Das Cocosöl dient dem Singhalesen nicht allein zur Beleuchtung und im reinen Zustande als Speiseöl, sondern auch zum Einsalben der Haare und der Haut, um die Transpiration zu vermindern, und in Verbindung mit anderen Stoffen als Arznei- und Schönheitsmittel. Die ausgepreßten Oelkuchen (Tunac) haben noch einen Werth als Viehfutter und Dünger.

Da in günstiger Lage eine erwachsene Cocospalme jährlich 80 bis 100 Nüsse trägt und 40 Nüsse eine Gallone Oel und 5 bis 6 Pfund Coir liefern, ist es erklärlich, daß die Kultur dieser Palme bedeutend angenommen hat und auch von europäischen Pflanzern betrieben wird, obwohl ihr Ertrag erst

*) Das mit Palmen besetzte Areal dürfte 200,000 Acres betragen, da man auf 1 Acre in den Pflanzungen der Eingebornen 100 Palmen rechnet.

Digitized by Google

nach dem fünften Jahre beginnt und nur allmälig steigt.*) Während meiner Anwesenheit in Ceylon 1853 waren ungefähr 1,700,000 Palmen auf 21,000 englische Acres europäischer Plantagen gepflanzt. Während 1851 der Export des Cocosöls 445,699 Gallonen im Werthe von 31,444 Pfd. St. betragen hatte, erreichte er 1857 schon die Höhe von 1,767,413 Gallonen im Werthe von 212,184 Pfd. St. 1851 waren 37,512 Centner Coir im Werth von 18,284 Pfd. St., 1857 wurden 42,000 Centner Coir im Werthe von 39,000 Pfd. St. ausgeführt. Die Erträgnisse von 1857 scheinen das Maximum zu bilden, denn seitdem haben weder die Gewichtsmenge, noch die Werthe diese Höhe wieder erreicht.

Selbst die Schale dieser Nuß ist dem Singhalesen unentbehrlich, denn sie dient als Schale, Büchse, Becher und Löffel, und nachdem sie in diesen verschiedenen Verwendungsweisen unbrauchbar geworden, in letzter Instanz als Feuerungsmaterial. Die Cocos als wahre Steuer-Palme kommt landeinwärts weniger gut fort, als unter dem Einfluß des Seewindes, und im dichten Walde fehlt sie gänzlich.

Die Pflege dieser schönen Palme ist nicht blos eine landwirthschaftliche; sie steigert sich zum ästhetischen Baumkultus, sie versorgt nicht blos Küche, Keller und Speicher des Singhalesen, sondern bietet auch seiner Poesie zahlreiche Bilder und Gleichnisse. Mit ihr vergleicht er die weibliche Schönheit im Ganzen und in einzelnen Theilen, und von ihr glaubt er, daß sie fern vom Rauch seiner Hütte und seinen Gesprächen, denen sie gerne lauscht, nicht mehr gedeihe. Sie ist für ihn ein lebendes und sympathisches Wesen, und die zur Anthropomorphose gesteigerte Auffassung des Pflanzenlebens offenbart uns einen Zug von Volkspoesie, die auf ein tieferes Gemüthsleben und eine wärmere Naturanschauung zu schließen erlaubt, als wir sie orientalischen Völkern zuzugestehen geneigt sind.

Ist die Cocospalme für die Strandbevölkerung auch die wichtigste Pflanze, so ist sie doch nicht die einzig kultivirte; ja die Hütten liegen fast überall in kleinen Fruchthainen begraben. Die Arekapalme wird kultivirt, denn sie liefert sein unentbehrliches Kaumittel, die Arekanuß. Sie ist nicht so hoch, ihr Stamm dunkelgrün, gerade und minder graziös, als jener der Cocospalme. Neben verschiedenen Spielarten der Banane pflanzt der Singhalese Mango-, Melonen-, (Papaya) und Orangenbäume, den Kaffeestrauch, den Brotfruchtbaum und den verwandten Jeck, der ein süßes, aber durch seinen Geruch dem Europäer unangenehmes Fruchtfleisch enthält, das die nahrhaften Samenkerne einschließt. Fast um jede Hütte wirft er seinen breiten Schatten und ist nach der Cocospalme der beliebteste Baum wegen seiner reichen Ernten und wegen des schönen, gelblichen, harten Holzes. Neben den Nußbäumen stehen auch ausschließliche Zierpflanzen, und an mancher armen Hütte wird man durch blühende Hibiscus, Rosa sinensis, Ixora coccinea und Gloriosa superba angenehm überrascht und sieht die nützliche Lebensfülle tropischen Lebens mit der Schönheit vereint, die dem Pflanzer fast unbewußt das menschliche Dasein veredelt.

Die Grundsträuche, welche Callachium, Dioscoreen und Convolvulaceen liefern, werden nicht in größerer Ausdehnung angepflanzt, trotzdem daß ihre Bearbeitung leicht und ihr Ertrag verhältnißmäßig groß ist. Darin zeigt sich der Unterschied zwischen wirklichen Kulturvölkern und den der Civilisation noch ferne stehenden Menschenstämmen, daß diese von Baum- und Grundfrüchten, jene hauptsächlich von Cerealien leben. Das Hauptnahrungsmittel des Singhalesen ist der Reis, den er wegen seiner größern Nahrhaftigkeit und seiner leichten Verdaulichkeit den Vorzug vor allen anderen Nährstoffen gibt.

Einen schönen Ueberblick der tropischen Vegetation Ceylons bietet uns das Thal von Gillemalle, welches in einem getrennen Statistisch nach dem Oelgemälde von Königsbrun's den Lesern hier vorgeführt wird. Dieses Thal ist einer der schönsten Punkte in Ceylon. Gillemalle liegt in geringer Entfernung von Rasnapura, der ehemaligen Metropole des Saffragum, einst ein berühmter Ort durch seine Volkszahl, seinen Reichthum und seine Edelsteine, dem Rasnapura bedeutet der Etymologie nach die Stadt der Edelsteine. Bis hierher ist der Kelnganga, über den wir im nächsten Artikel sprechen werden, schiffbar, aber weiter aufwärts wird sein Bett enger und seicht. Bei Gillemalle liegt sein Bett erst 104 Fuß über dem Meeresspiegel; aber von hier aufwärts wird sein Gefäll so bedeutend, daß er den Charakter eines Bergstromes annimmt. Seine nur wenige Stunden entfernte Quelle liegt an den Abhängen des Adampik in einer Höhe von 4077 Fuß. Die wenigen Häuser, welche den kleinen Ort bilden, liegen zerstreut zwischen sammtgrünen Feldern und Wiesen im Schatten von Fruchthainen, die aus Bananen-, Orangen- und Melonenbäumen, Cocos- und Arekapalmen bestehen. Zwei solche reizende Baumpflanzungen sind auf dem Bilde von Königsbrun's dargestellt. Ueber der rechten Baumgruppe erhebt sich auch hier der hohe, gipfelständige Blüthenstand der Talipot-Palme (Corypha umbraculifera), unter dem nur noch einige Reste der großen Blattfächer hängen. Der eigenthümliche Baumschlag an der Vorderseite der Gruppe, welcher wie riesige Strauchfedern überhängt, gehört den 30 bis 40 Fuß hohen Bambusgebüschen, die hier nicht spontan wachsen, sondern angepflanzt sind. Diese kannartigen Gräser sind für den Haushalt aller Tropenbewohner von Wichtigkeit, denn die Stämme empfehlen sich zu mannigfachem Gebrauch beim Bau der Hütten und Brücken, zu Einfriedigungen, als Tragstangen, der Länge nach gespalten und brettartig breit gedrückt als Latten und Substitut für Bretter zur Herstellung von Dielen, Plafonds und leichten Wänden. Die über und unter dem Knoten durchgäßten Stücke werden als Flüssigkeitsbehälter, die der Länge nach gespaltenen ganzen Stämme als Leitungsröhren benutzt. Zu allen diesen und anderen Verwendungen eignet sich der Bambus, denn er verbindet Leichtigkeit mit Festigkeit, und ist er gleich nach dem Fällen getrocknet worden, so bewahrt er eine fast unverwüstliche Dauer.

Vor der zweiten Gruppe stehen Bananen und neben diesen ein in diesen Gegenden seltener Gast, eine baumförmige Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum), wie ein Kreuzleuchter die nackten Aeste horizontal vom sich streckend. Diese Pflanzenform ist im trockneren nördlichen und östlichen Theil der Insel eine häufige Erscheinung.

Hinter der Kulturlandschaft erhebt sich der Wald, der zuerst sanft gerundete und dann höhere Berge mit steileren Böschungen bedeckt. Die zwei höheren Gipfel, zum Theil mit steil abstürzenden Gneißwänden, sind Vorberge des Adamspiks. Dieser ist von dem Standpunkte, von welchem das Bild aufgenommen und überhaupt von Gillemalle nicht sichtbar. Von Katnapura, das auf einer kleinen Erhöhung hinter der Stadt liegt, sieht man den Pik in ganzer Majestät hinter den nördlichen Bergen aufsteigen, und auf seiner Spitze erscheint dann bei klarem Himmel selbst der kleine, offene Tempel wie ein niedriges Prisma mit einer aufge-

*) Diese Kultur begann seit 1841, der Zeit des Rückganges der Zimmtkultur und der vorübergehenden Panique, welche der Kasseekrisis gefolgt war.

Digitized by Google

setzten stumpfen Pyramide. Dieser Tempel ist eigentlich nur ein von Säulen getragenes Dach, das über dem Stipada oder der Fußspur Buddha's errichtet ist. Zu ihm pilgern jährlich tausende, und zwar nicht allein singhalesische, sondern auch siamesische Buddhisten, und selbst Mohammedaner, welche glauben, daß Adam nach seiner Verstoßung aus dem Paradiese auf dieser Höhe zur Buße verurtheilt worden sei.

Wichtiger als die Betrachtung solcher allen Völkern der Erde auf einer gewissen Kulturstufe gemeinsamen Wanderungen nach den Gräbern und anderen durch den frommen Wahn einer phantasiereichen Seele verklärten Erinnerungsstätten ihrer Religionsstifter, ist für den Reisenden der Anblick der Vegetation des Pilis und die Art ihrer Vertheilung. Selbst in der Entfernung von mehreren Meilen ist eine Doppelzone von Gewächsen erkennbar, die in Tracht und Farbe wesentlich von einander abweichen. Der untere Gürtel ist glänzend grün, hie und da von kleinen, blutrothen Flecken, dem jungen Laub der Eisenholzbäume (Mesua ferrea) unterbrochen. Der obere Gürtel ist matt grün, fast grau und verdankt seine Farbe den baumartigen Alpenrosen und den vorherrschenden Eugenien. Die Demarcationslinie der beiden Pflanzenregionen befindet sich in der Höhe von 5000 Fuß und bildet fast eine gerade Linie, ein Beweis, daß nicht lokale Ursachen, sondern die verticale Bodenerhebung mit den in ihrem Gefolge sich befindenden klimatischen Einflüssen die Scheidung der Vegetationsgürtel bedingen.

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von Heinrich Jastram.

I.

Eine abthuende Schilderung und eine Ehrenrettung der Haide. — Lage und Ausdehnung derselben; ihr Charakter. — Einförmigkeit und Schönheit. — Die Wälder. — Einsamkeit. — Ursprüngliche Bäche, Torfmoore, Haidekraut und Haidschnucken. — Der Immenker und die Bienenzucht.

Das Nächste ist nicht immer das Bekannteste! So gehts auch mit der Lüneburger Haide. Sie spiegelt noch Manchem ein schauerliches Bild von Oede und Unwirthlichkeit vor, und er möchte weder todt noch lebendig in ihr sein! Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß schon den Kindern durch sonst anerkannt gute Schulbücher falsche Vorstellungen über die Haide beigebracht werden. So z. B. findet man in den bekannten Werken: „Lebensbilder III.", „Hasslers Weltkunde" folgende schreckliche Schilderung derselben:

„Nördlich vom Harz, zwischen Lüneburg und Celle, im Königreich Hannover, zieht sich 10 Meilen weit die Lüneburger Haide hin, ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man sich auch wendet, sieht man in dieser Einöde nichts als Haide mit krüppelhaftem Nadelholzgebüsch, oder höchstens mit dünnen Tannen- und Fichtenbelzungen. In manchen Gegenden ist es eine bloße unabsehbare, schwarzbraune, nackte Fläche ohne Spuren von Kultur. Alles ist leer, trocken, kalt. Man sieht hier nicht einmal, wie in Arabien, Beduinen umherschweifen, oder Pilger und Karawanen durch die Wüste ziehen. Man könnte, wenn man blind wäre, halbe Tage umherirren, ohne sich an etwas zu stoßen. — Der ödeste und traurigste Theil ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Haide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, ausgenommen etwa einige hungrige Raben. Rings umher scheint die ganze Natur ewig zu schlafen. — Also ist die Lüneburger Haide ganz ohne Leben? O nein! Eine große Menge genügsamer Schafe nährt sich von den mageren und gewürzhaften Haidekräutern, und Millionen von Bienen schwärmen auf ihren Blüthen umher. Auch trifft man auf dem Wege von Celle nach Lüneburg einige Dörfer an, als Schafsthal, wo das Auge der Reisenden sich sogar an dem Anblicke einiger Buchen erquicken kann." — So weit diese trostlose Schreiberei! Solchen Vorurtheilen, zu Unwahrheiten gegenüber ist es nöthig, die Haide ins rechte Licht zu stellen.

Fassen wir sie zunächst in topographisch-physikatischer Beziehung ins Auge, d. i. erwägen wir, wie sie als Theil der Erdoberfläche aufzufassen ist und wie es mit der Natur in ihr aussieht. Die topographisch-physikalische Seite ist eine zweifache, eine quantitative und eine qualitative, oder mit anderen Worten, es sind die beiden Fragen zu beantworten: „Was ist die Haide?" und „Wie ist sie beschaffen?"

Um sagen zu können, was die Haide eigentlich ist, müssen wir Beziehung auf die allgemeinen geographischen Verhältnisse Deutschlands nehmen. Die deutsche Bodenoberfläche gliedert sich als Tiefland (im Norden), Mittelgebirge (in der Mitte) und Hochland (im Süden).

Der Süden zeichnet sich durch Massenhaftigkeit aus. Man denke an das Hochgebirge mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken, die das Streben nach einförmig-massenhaft angelegten Formen bekunden. So ist auch nur eine Hauptwasserstraße vorhanden: die Donau. Zu Parallelzügen fallen ihr die wilden verheerenden, weder zur Schifffahrt noch zu industriellen Zwecken brauchbaren Alpengewässer zu, in Gemeinschaft mit ihr das Land in großen Massen abscheidend. Hiermit harmoniren die großen Oedungen, Moore, Haiden, Schneefelder und nackten Felsplatten, sowie die ausgedehnten einförmigen Waldungen, namentlich von Nadelholz, das reine, industrielose Bauernleben ganzer Gegenden und die volksleeren Gerölllustten.

Ganz verschieden hiervon und sich durch Mannigfaltigkeit auszeichnend ist die Mitte, eine Musterkarte der mannigfaltigsten Boden- und Gesteinarten. Das große Netz von zahllosen kleineren und größeren Flüssen mit meist starker Wasserkraft, bedingt durch das rasche Gefäll, hat eine Masse industrieller Unternehmungen hervorgerufen, für welche die großen Steinkohlenschätze des Mittelgebirges gerade recht kommen. Die vielerlei verschiedenartigen Wälder, die auf dem kleinsten Raume wechselnde Bodenkultur ꝛc. korrespondiren mit der Mannigfaltigkeit der Formation des Mittellandes.

Dagegen harmonirt der Norden, das Tiefland, mit dem Süden durch seine Massenhaftigkeit und Einförmigkeit.

Digitized by Google

Erinnern wir uns nur an die wirklichen Oedungen der Dünen, Moore, Sümpfe und Sandstrecken, so wie an die massenhaften, einförmigen Nadelholz-, Birken-, Buchen- und Eichenwälder, an die ungeheueren gleichförmigen Getreidefluren und Wiesenflächen, worauf wieder die großen, wohl für Schifffahrt, aber nicht zu industriellen Zwecken brauchbaren, sich durch langsames Fließen auszeichnenden Wasserstraßen im Einklange stehen. Mitten in dieses norddeutsche Tiefland hinein ist nun auch die Lüneburger Haide gelegt und als Theil desselben muß sie daher auch den Charakter der Massenhaftigkeit und Einförmigkeit an sich tragen und den aus Mitteldeutschland Kommenden eine auffällige Erscheinung sein.

Sie ist aber nicht bloß ein Theil der norddeutschen Tiefebene, sondern auch das nordwestlichste Stück der uralisch-karpathischen Landhöhe. Nimmt man einen guten neueren Atlas zur Hand, z. B. von Meyer oder Sydow, so wird man finden, daß sich durch Rußland und Norddeutschland zwei hellere Striche hinziehen, welche man allerdings auf den gewöhnlichen Karten nicht findet. Es sind dies zwei Anschwellungen des Bodens in der Tiefebene. Beide beginnen am Ural und ziehen sich westlich, die nördlichere in Jütland endigend, die südlichere die Karpathen streifend, durch Brandenburg gehend und im nördlichen Hannover endigend. Der erstere führt den Namen: uralisch-baltischer Landrücken und zeichnet sich durch plateauförmige Erhebungen, Sandboden, Nadelholzwaldungen und viele größere und kleinere Seen aus; der letztere wird uralisch-karpathischer Landrücken genannt, hat ein mehr wellenförmiges Gebilde, gleichfalls Sandboden und Nadelholz und die sogenannten erratischen Blöcke. Sein nordwestlicher Theil ist, wie schon gesagt, die Lüneburger Haide. Sie zieht sich von Süd nach Nordwest zwischen Elbe und Weser hin. Da ihr Abfall gegen Norden steiler ist als gegen Süden, so erscheint sie dem Wanderer, der von Norden kommt, als ein auszehnter blauer Gebirgsstreif, aus welchem die Flüsse ziemlich schnell in tiefen Thälern ihm entgegenkommen; nähert er sich ihr aber von Süden, so sieht er nichts als eine endlose Ebene vor sich, deren Flüsse sich langsam durch einen breiten Rand von Sümpfen und Mooren zur Aller herabwinden. Auf der Höhe sind Quellen und Moore; an den Abhängen aber quillt das Wasser der meist klaren Haidebäche.

Die Lüneburger Haide ist endlich die Wasserscheide der Provinz Lüneburg. An ihrem nordöstlichen Abhange entspringen und fließen der Elbe zu: die Ilmenau mit der Luhe und Jeetze, und die Seve mit der Aue, während sie an der südwestlichen Seite die Ise, Oertze und Böhme nach der Aller entsendet. Außerdem sind noch eine Menge von Flüßchen und Bächen und einige kleine Seen vorhanden. Wie verhält sich zu dieser Darstellung, deren Wahrheit ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers bewährigt, die Behauptung der im Anfange citirten Beschreibung Gurtmans?

Aus dem Bisherigen läßt sich nun auch leicht die qualitative Beschaffenheit der Haidefläche darthun. Es ist nicht zu leugnen, daß sie durch ihre Massenhaftigkeit sich sehr einförmig darstellt. Wir finden hier keine malerische Schweizergegend mit bezauberndem Wechsel von glänzenden, oft scheinbar glühenden Schneegipfeln, fernschimmernden Gletschern, dazwischen schönen Lawinen, rauschenden Strömen und Wasserfällen, grünen Weiden und Wäldern, lieblichen Thälern und klaren Seen, was die unvergängliche Schönheit der Schweiz bildet. Wir finden auch nicht den pittoresken Reiz, die Weichheit der Formen südlicher Gegenden, wo sich alle fünf Minuten die Aussicht ändert und uns ein Bild lieblicher als das andere verzaubert. Wir müssen zugeben, daß diese endlose Ebene mit ihren weiten Getreide-, Wald-, Haide- und Moorstrecken, ohne Berg und Thal, echt ermüdend für das Auge eines Touristen sein kann! Ja noch mehr, wir wollen auch zugestehen, daß in den Niederungen öflich von der Aller der Pflanzenwuchs sehr dürftig ist oder durch Sümpfe und die Kiesgerölstrecken wenig zur Betrachtung einladet, vielmehr abschreckt!

Und doch müssen wir sagen, es ist nicht so schlimm mit dieser Einförmigkeit, sagen vielmehr: es hat auch die Haide ihre Schönheit und zwar eine pikante Schönheit! Es ist ein eigenthümlicher Reiz, daß hier, wo der Haidebewohner sagt, die Welt nicht mit Brettern zugeschlagen ist, d. h. daß keine Schranken den Horizont verengen und die freie endlose Aussicht beeinträchtigen. So wie die Aussicht über das unbegrenzte Meer mit Recht eine schöne genannt wird, so auch kann das weite Landmeer, wie Lessing die Haide nennt, doch wenigstens wohl darauf Anspruch erheben, eine eigenthümlich scharf-reizende Aussicht zu bieten. Doch hat auch die Haide wirkliche landschaftliche Schönheiten. Wie schön ist hier nicht ein klarer, frischer Winterlag, wenn sich die dunkelgrünen Aeste und Wipfel aus dem muabsehbaren Schneeteppich hervorstehen! Oder, wenn man die weite Ebene im Morgenlichte erglänzen sieht, oder wenn die Abendsonne das braune Haidekraut und hier und da eine Birkengruppe auf einem Hügel mit goldigem Glanze färbt und in weiter Ferne ein dunkler Föhrenwald aufsteudt; dann erfährt man es, daß auch die Haide ihren Schmuck von Gott erhalten hat."

Auch viele Dörfer haben ein einladendes freundliches Ansehen und fündigen sich schon von weitem durch ihre waldige Umgedung an. „Eine schöne Masse geradstämmiger, kerniger sunder, üppig emporstrebender Buchen und Eichen, die viele Jahrhunderte entstehen und verschwinden sahen, umschließen das Dorf. Bald ist es ein hoher breiter Wald, der sich um dasselbe lagert, überall den Durchblick auf nett gebaute, gut unterhaltene Bauernhöfe und ländliche Hütten gewährend, die weidenden Heerden mit seinem Schatten erquickend; bald umschließt der Forst das Dörfchen enger und schützt es mit seinen mächtigen Stämmen gegen den Sturm, der schonungslos über die weite Fläche fährt, sein Spiel mit den Dächern und den Spitzen der mäßigen Thürme treibend." Selbst in den einsamsten Sandgegenden wird der Wanderer sehr oft erfreut durch Gruppen von Kiefern, deren rauschende Wipfel in der einsamen Landschaft ihn an die Hochebenen des Harzes erinnern. Und welch eigenthümliche Reize bietet ein ganzer Kiefernwald mit seinem sanften Säuseln oder ein Birken-, Eichen- und Buchenwald dar! Solche Waldungen finden wir in großer Zahl und in bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Göhede an der Ebe oder der Süsing und die Raukhammer bei Ehstorf.

Die Touristen werfen der Haide auch wohl deshalb Einförmigkeit vor, weil sie eine gar armselige Flora habe. Man sehe, sagen sie, nichts als magere Fruchtfelder, Waldungen und Haidestrecken, aber nicht solch reichen Wechsel, wie in Mitteldeutschland ꝛc. Hiergegen muß erwidert werden, daß es gar sehr auf den Blick ankommt, mit welchem man etwas betrachtet. Raine, Bergabhänge, Schutthaufen ꝛc. sind in den Augen des Landmanns unnütze, wüste Plätze, Sammelstellen des Unkrauts, während gerade sie dem Botaniker reiche Ausbeute gewähren und oft seltene botanische Schönheiten liefern. Hören wir deshalb, was ein Fachmann, Steinworth, der alle Theile der Haide manchen Jahr lang durchstreift hat, über das Resultat seiner Forschungen in der Vorrede zu seiner „Phanerogamen-Flora des Fürstenthums Lüneburg" sagt:

„Das Ergebniß wird, wie ich glaube, für manchen Botaniker überraschend sein, da über die Lüneburger Haide noch immer die abenteuerlichsten Meinungen gängig sind, und Mancher vielleicht kaum geneigt sein möchte, ihr überhaupt eine Flora zuzuschreiben. In der That aber ist diese eine durchaus günstige, da sich hier die mannigfachsten Bedeutarten zusammen finden. Unsere braunen Haidebeeren und dürren Sandflächen bieten nicht nur manches Eigenthümliche dar, sondern es wieder-

Digitized by Google

holen auch unsere kaltgründigen Torfmoore Pflanzenformen, die übrigens nur den höheren Gebirgen angehören; mehrere größere Teiche zeigen seltene Erscheinungen der Seen, und die Elbufer liefern neben den Gewächsen des salzen Marschbodens und einer südlichen Vegetation warmen Kalkgrundes allerlei Seltenheiten mittelteutscher Gebirge und des Meeresstrandes."

Mit dem Charakter des Massenhaften hängt die Einsamkeit zusammen. Wer die Haide zum ersten Male betritt, den befällt unwillkürlich das Gefühl des Alleinseins und er sieht, daß es hier einsamer ist, als in den meisten Gegenden Deutschlands. Wer sich die Haide vom Eisenbahncoupé aus ansieht, erblickt freilich nur eine weite Strecke, denn die Eisenbahn hat die gerade sie ebenste Strecke aufgesucht, ohne sich um die anliegenden Dörfer und Ortschaften zu bekümmern, und er denkt nicht daran, daß die Nebenwege abwechselnder, besser angebaut und mit freundlichen größeren und kleineren Dörfern, welche meist ganz wohlhabend sind, besetzt sind. Nicht minder einsam mag aber die Haide dem Fußgänger erscheinen, wenn er stundenlang wandert, ohne ein Dorf zu treffen, oder wenn er sich gar verirrt. Brennt die Sonne heiß hernieder und muß er meilenweit im glühenden Sande waten, ohne einen andern Laut zu hören als das Summen der Bienen und das Hämmern des Spechtes, dann glaubt er einen Vorgeschmack der Sahara zu bekommen. Auch in den zahlreichen Nadelwaldungen ist es recht einsam, und ihre Glut wird durch die trockenen Kiefernnadeln noch vermehrt. Recht verlassen fühlt sich aber der Wandrer, wenn er im Schneegestöber Weg und Steg verloren hat und er, gejagt von dem daher tobenden Sturmwinde, vergeblich nach einem Obdache sucht, auch wohl gar die Nacht ihn ereilt. Nun — damit nun auch die Schilderung dieser Schattenseiten mit einem vollen Accorde schließt, sollte sich der Wandrer in den finstern Mooren, wo man nicht das fröhliche Gewühl arbeitender Landleute sieht, nicht das Brüllen weidender Heerden, sondern nur den klagenden Ruf des Moorhuhnes hört, nicht recht einsam fühlen?

Nun ja, wir wollen gern zugestehen, daß die Haide in ihren unbewohnten Gegenden recht einsam sei; aber wir müssen doch auch bedenken, wie viele Städte und Dörfer es in ihr gibt, in denen doch gewiß Menschen wohnen, und wo die sind, ists nimmer einsam! Daß aber Städte und Dörfer genug vorhanden sind, zeigt schon ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers. Wie erhebend ist es, wenn man die Sonntagsglocken erschallen hört mit der weite, weite Ebene in heiliger Sabbathsruhe daliegt. Da lernt man das Dichterwort verstehen:

> Das ist der Tag des Herrn!
> Ich bin allein auf weiter Flur,
> Noch eine Morgenglocke nur;
> Sanft Stille nah und fern.

Auch läßt sich nicht verkennen, wie idyllisch z. B. ein Dörfchen oder gar ein einsames Försterhaus im Walde liegen kann.

Dieses Landschaftsbild der Haide findet jedoch seine Vervollständigung erst durch die Betrachtung ihrer produktiven Seite oder ihrer Erzeugnisse.

In mineralischer Beziehung bietet sich zunächst eine gute Menge geologischer Merkwürdigkeiten dar. Es sei hier jedoch nur bemerkt, wie alle Spuren darauf hinweisen, daß die Haide der Boden eines großen ausgetrockneten Meeres ist, und daß die Geologen hier noch ein gut Theil Arbeit und Forschung zu vollenden haben.

Als mineralische Merkwürdigkeit sind die sog. erratischen Blöcke anzuführen. Man bezeichnet mit diesem Namen bekanntlich die in der Haide zerstreut und massenweis umherliegenden Felstrümmer, welche aus Granit, Glimmerschiefer ꝛc. bestehen und nach der Meinung der Geologen in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen Deutschlands Norden überfluteten, durch gewaltige Eismassen von Skandinaviens Küsten hierher befördert wurden. Sie werden von den Haidebewohnern zum Bauen, zu Mauern ꝛc. benutzt, weshalb sie an manchen Stellen schon seltener werden und die aus ihnen gesprengten oder gehauenen Steine ziemlich theuer sind.

Ein Haupthinderniß der Cultungsfähigkeit mancher Gegenden ist der sog. Raseneisenstein, eine Art Eisenerde, welches sich unter der Oberfläche befindet. Man hat auch schon Versuche zur Eisengewinnung damit gemacht, doch daß jetzt ohne genügende Resultate.

Eigenthümlich sind ferner die Erdölquellen bei den Dörfern Ebemissen und Hönigsen an der braunschweigischen Grenze. Dicht an den Ufern des in die Aller mündenden kleinen Flusses Schwarzwasser finden sich lange in Felsen gehauene tiefe trichterförmige Gruben gegraben. Hier quillt mit dem Wasser zugleich das Erdöl, sammelt sich auf der Oberfläche und wird dann abgeschöpft. Wenn nun auch die Masse des hier gewonnenen Oels in keinem Verhältnisse zu dem aus Amerika kommenden Erdöle (woraus das Petroleum gewonnen wird) steht, so ist die Erscheinung doch an und für sich merkwürdig genug.

Die Torfmoore sind keineswegs bloß wüste, abschreckende Landschaften, sondern eine reiche Vorrathskammer mit Brennmaterial. „In früheren Zeiten, als die Ebene noch mit Waldungen bedeckt war, brauchten ihre Bewohner nicht sparsam umzugehen mit dem Brennholze. Wenn es in den Herbsttagen draußen zu stürmen begann und der Wind kalt durch die Haiden fuhr, oder wenn im Winter ein scharfer Frost den Boden hart und die Flüsse fest machte, ließ man sich das nicht groß ansechten. Die Wälder lieferten Holz genug, und wer es brauchte, holte es sich und feuerte die Oefen, daß sie fast barsten. Heutzutage ist das Holz theuer geworden, und ein armer Mann kann es kaum noch kaufen. Da ist es denn ein sonderlicher Segen Gottes, daß man das Brennmaterial auch aus der Erde gewinnen kann; und mancher, der das theure Holz nicht bezahlen kann, heizt den Ofen mit Torf."

Metalle besitzt Lüneburg gar nicht. Von anderen Mineralien finden sich Gyps und Kalk bei Lüneburg, wo auch eine reiche Salzquelle ist. Man vermuthet, daß unter der ganzen Haide ihn ein Kalklager und ein Salzstock streichen und mit den im Hildesheim'schen, Calenberg'schen und Grubenhagen'schen zu Tage tretenden Kalklagern und Salzquellen in Verbindung stehen.

Auf die Beschaffenheit der Pflanzenwelt ist schon hingewiesen; hier mögen noch einige Besonderheiten ihren Platz finden.

Was ists zunächst mit dem Haidekraute, mit der Erica? Sie findet sich durch ganz Deutschland auf Haiden und in Wäldern, zeichnet sich durch rosenrothe Blüthen und dicht an einander gedrängte nagelliste, in vier Reihen am Stengel stehende Blätter aus. Sie dient dem Vieh zur Streu, theilweise auch zum Schaffutter, und ihre Blüthen sind eine Hauptbeinahrung der Bienen. Von dem Samen lebt im Winter mancher kleine Vogel, und die Haidebewohner wollen behaupten, daß die Haide besonders in solchen Sommern, denen ein harter Winter folge, recht voll blühe.

Weizen wird nicht viel gebaut, wohl aber Gerste, Hafer, Roggen und namentlich Buchweizen. Dieser hat schöne rothe Blüthen, Pfeilblätter und dreikantigen mehligen Samen, aus welchem Grütze und Mehl bereitet werden. Außerdem werden in der ganzen Haide, namentlich aber bei Uelzen, viel Flachs und Hanf gebaut und Kartoffeln überall reichlich gepflanzt.

Aus den Heidel-, Erd- und Kronsbeeren wird ein beträchtlicher Gewinn gezogen. Auch Wachholderbeeren werden, etwa 50,000 Ctr., gewonnen.

Das Wild hält sich lieber auf den Gebirgen auf, als in der Haide. Das Edelwild ist hier kleiner als anderswo; nur der Hase liebt die magere Haidekost nicht und ist daher nicht

Digitized by Google

häufig. Dagegen findet der Jagdfreund am Schneefenstrich und Dohnenstieg (zum Drosselfang) zahlreiche Ausbeute. Die klaren Haideбäche sind ein Lieblingsaufenthalt der Forellen, und man findet auch viele Perlmuscheln, oft mit großen und schönen Perlen.

In den Haideflächen weiden zahllose Heerden von Haidschnucken*). Die Landbrasser Lüneburg besitzt etwa ein Drittel der gesammten Schafzucht des Königreichs Hannover, nämlich 600,000 Stück. Die Haidschnucken sind der Haide eigenthümlich. Es gibt von ihnen zwei Arten: die weiße und die braunschwarze. Die weißen Schnucken können ohne Gras nicht leben und werden daher meistens in den grasreichen Allerniederungen gehalten. Die braunschwarzen dagegen gedeihen am besten in der Haide. Ihre Nahrung ist Haidekraut, was sie sich selbst während des Winters aus dem Schnee scharren. Liegt dieser zu tief, so werden sie in den Stall getrieben, und man gibt ihnen Haidekraut zur Streu und zum Futter. Selten bekommen sie etwas Roggen- oder Buchweizenstroh. Der Stall wird ihnen aber eine wahre Plage, und sie sind lieber im Freien. Sie werden zweimal geschoren, und man gewinnt von ihnen etwa 1½ bis 1¾ Pfund Wolle, die zu Strümpfen, Handschuhen, Haidemanchester und Beiderwand benutzt wird.

Auch die Bienenzucht findet in der Haide eine gedeihliche Stätte. Im Frühling werden die Bienenstöcke in die Rübsamenfelder gestellt. Sind diese abgeblüht, was ungefähr Mitte Juni der Fall ist, dann gehts in die süße honigreiche, wenn auch unscheinbare Buchweizenblüthe. Im Juli bringt der Immeker oder Bienenvater seine Stöcke in die blühende Haide, wo sie bleiben, bis sie mit Honig gefüllt sind. Dann werden die Leibimmen oder Stammstöcke, Mutterstöcke, für das nächste Jahr ausgesucht, wozu man in der Regel in den guten Jahren die mittelmäßigen Stöcke, in schlechten aber die allerbesten verwendet. Wer drei bis vier Lagden je zu 40 Stöcken besitzt, hat davon im Sommer volle Arbeit, gewinnt aber auch in guten Honigjahren (d. h. in blumen- und somenreicheinreichen Sommern ohne Nässe und Mehlthau) leicht durch Wachs und Honigwerk einige 100 Thlr. Es werden im Jahre ungefähr 3000 Ctr. Wachs gewonnen, wovon die eine Hälfte in der celler Wachsbleiche verarbeitet wird, die andere aber nach Hamburg geht. Der Honig wird von den Haidebewohnern theils statt Butter und Zucker benutzt, theils geht er, und zwar dem größern Theile nach, nach Braunschweig, Hamburg und Bremen. —

Bekanntlich hat sich der Pfarrer Dzierzon in Karlsmark in Schlesien um die Naturgeschichte und Zucht der Bienen große Verdienste erworben. Er ist namentlich derjenige, welcher zuerst im großern Maßstabe statt der bisherigen Bienenkörbe Kästen mit beweglichen Wabenrahmen angewandt hat, wodurch der Bienenzüchter den Stock vollkommen willkürlich benutzen kann, je nachdem er es auf Honig-, Wachs- oder Brutgewinnung abgesehen hat. Wie stehts nun mit dieser Betriebsmethode in der Haide? Nun, Versuche zur allgemeinen Einführung sind schon mehrfach gemacht; allein die alten Haideimmeler bleiben bei ihren alten Strohkörben, die sie sich aus Weiden, Lehm, Stroh ꝛc. selbst machen können, und die sich auch besser zum Massenbetriebe der Bienenzucht, zum Transport ꝛc. eignen, als die künstlichen Bretterkästen, nicht zu vergessen, daß für letztere bei mehreren Lagden ein großes Anlagekapital nöthig wäre, was sich nicht hinreichend verzinsen würde.

*) Vergl. Globus VI, S. 32.

Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena.

Von **Moritz Willkomm.**

Zwischen den gepriesenen Fluren Andalusiens und den verrufenen Einöden der Mancha breitet sich ein mächtiges Bergland aus, welches von den Spaniern wegen der düstern Färbung, die ihm sein dichter Ueberzug von immergrünem Gesträuch, aus der Ferne gesehen, verleiht, das schwarze Gebirge, Sierra Morena, genannt wird. Wenn man sich diesem zwar nicht durch Höhe, wohl aber durch Länge und Breite ausgezeichneten Gebirge auf der von Madrid nach Andalusien führenden Heerstraße nähert, wird man desselben zuerst hinter dem in einer reizlosen, haidebedeckten Ebene gelegenen Städtchen Sta. Cruz de Mudela ansichtig. Hier erscheint die Sierra Morena als ein langgestreckter, in sanftgeschwungenen Wellenlinien emporsteigender Höhenzug von unbedeutender Erhebung, welcher nicht im geringsten imponirt. Freilich befindet man sich bei dem genannten Orte bereits mehr als 2000 par. Fuß über dem Meere, denn die Hochebene der Mancha schwillt in der Richtung von Norden nach Süden unmerklich immer höher an. Ein anderes Bild gewährt die Sierra Morena von Süden aus betrachtet, z. B. von den bei Jaen befindlichen Höhen. Dort stellt sie sich als ein zwar auch nicht riesenhafter, aber immerhin stattlicher Bergwall dar, welcher aus mehreren hinter einander emporsteigenden Gebirgsketten zu bestehen scheint. Es verhält sich nämlich mit der Sierra Morena ganz ähnlich, wie mit dem Erzgebirge, nur daß bei ihr alle Verhältnisse viel großartiger sind, als bei diesem. Wenn das Erzgebirge nichts anderes ist, als ein in nordsüdlicher Richtung allmälig immer höher ansteigendes Plateau, welches dann plötzlich und steil nach der Tiefebene Böhmens abstürzt und beshalb nur von hier, z. B. von dem teplitzer Becken als eine wirkliche Gebirgskette erscheint; eben so ist die Sierra Morena weiter nichts, als der breite, mit zahllosen Bergkuppen besetzte Südabhang des hohen kastilianischen Tafellandes, der sich terrassenförmig nach der tief eingesenkten Thalmulde des Guadalquivir herabsenkt. Auf den aus dem Innern Spaniens kommenden Reisenden macht die Sierra Morena zu jeder Jahreszeit einen ungemein angenehmen und wohlthuenden Eindruck. Anstatt der staubigen, von Bäumen entblößten, nur spärlich angebauten, grosentheils mit kurzbegrasten Schaftriften oder mit grangrünem Gestrüpp aus Disteln dünn bestreuten Flächen und Hügelgelände, welche einen großen Theil der Mancha einnehmen und, zumal im Sommer, schon in geringer Ferne eine graue oder bräunliche Färbung zeigen, sieht man sich beim Eintritt in das Gebirge plötzlich von schön geformten, dicht bebuschten Wellenbergen umringt, mit deren üppigem, dunklem Grün der reine, durchsichtige Azur des andalusischen Himmels einen überaus reizenden Contrast bildet. Ein aus sehr verschiedenen Holzarten zusammengesetztes und schön in den mannigfachsten Nuancen des Grün prangendes Laubholz erfüllt die zahllosen kleinen Thäler und Schluchten, welche sich zwischen den Bergkuppen hinziehen, an deren Hängen hier und da schwarze, pittoreske

Digitized by Google

Der Felsenpaß von Despeñaperros. (Originalzeichnung von M. Willkomm.)

Digitized by Google

Schieferfelsen aus dem grünen Gesträuchteppich ernst hervorschauen. Die Sierra Morena besteht nämlich großentheils aus Thon- und Grauwackenschiefer, dessen Schichten meist hoch aufgerichtet sind und deshalb, wenn sie zu Tage treten, gewöhnlich sehr schroffe, vielfach zerklüftete und bizarr zerrissene Felsmassen bilden. So weit diese Schieferformation anhält, erscheint das Gebirge aus lauter Wellenbergen von fast gleicher Höhe gebildet, welche dicht aus einem höchstens mannshohen, immergrünen Strauchwerk, das der Hauptsache nach aus dem balsamisch duftenden Labdanstrauche (Cistus ladaniferus) und anderen Cistrosen besteht, überzogen sind. Wegen des geringen Höhenunterschieds der an und für sich nur unbedeutend hohen Wellenberge bietet deren Gipfel nur selten eine Fernsicht dar. Ersteigt man eine der hervorragenderen Kuppen, so sieht man sich, so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin von grünen Wellenbergen umgeben, welche in der Ferne eine düstere Färbung annehmen und im Scheine der Sonne einer vom Sturm aufgeregten und plötzlich erstarrten Meeresfläche gleichen. Diesen monotonen Charakter behält die Sierra Morena in einer Längenausdehnung von mehr als 40 geographischen Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 3 bis 4 Meilen. Trotz seines schönen Grüns macht daher dies Gebirge bei längerem Aufenthalt in seinem Innern einen düstern Eindruck und stimmt unwillkürlich ernst und melancholisch, ein Eindruck, der auch den ernsten Gesichtszügen seiner schweigsamen, sonnenverbrannten Bewohner hervorleuchtet. Doch nicht zu allen Zeiten des Jahres ist die Sierra Morena in ihr monotones Grün gekleidet; es gibt auch eine Zeit, wo sie einem Blumengarten gleicht und in den buntesten Farben prangt. Diese Zeit ist der Frühling. Schon gegen Ende des Februar oder spätestens im März beginnt der Ladanstrauch sich mit hunderten von großen, weißen, päonienartigen Blumen zu bedecken, und da auch die anderen Cistrosensträucher, welche mit dem Ladanstrauch das Buschwerk vorzugsweise bilden, weiße Blumen besitzen, so erscheint im April das ganze Gebirge, so weit das Auge reicht, wie von frisch gefallenem Schnee bedeckt. Zwischen diesen Cistrosensträuchern, deren blendend weiße Blumen gegen die glänzend grünen, lorbeerartigen Blätter anmuthig abstechen, leuchten lange rosenrothe Rispen blühender Haidesträucher und gelbe Blüthenspitzen von Ginsterbüschen, während eine Unzahl blühender, in allen Farben prangender Kräuter über den nackten, tiefgrünen Boden gestreut sind. Dann herrscht auch ein reges Thierleben durch das ganze sonst so stumm und unheimlich daliegende Gebirge. Millionen von wilden Bienen und anderen honigsaugenden Insekten schwirren und surren über und zwischen dem blühenden Cistrosengesträuch, um den Nektar aus den duftenden Blüthenkelchen zu holen; vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang flötet der kleine liebliche Cistrosensänger (Sylvia cisticola) aus den Ladansträuchern, unter denen in dichtbeblätterten Zweigen er sein Nest baut; in den waldigen Schluchten läßt der Kuckuck seinen Frühlingsruf erschallen und pfeifen und hämmern die Spechte an den morschen Stämmen alter Bäume, in deren Kronen munteren Eichhörnchen herumspringen und Blaudrosseln und Nachtigallen ihre schmelzenden Liebeslieder singen. Bald aber verschwindet diese Blüthenpracht unter den Gluthstrahlen der andalusischen Sonne und mit ihr das Concert der belebenden Sänger. Der bunte Farbenschmelz der zahllosen Blüthen weicht dem einförmigen dunklen Grün, auf das Summen der Bienen und die fröhlichen Stimmen der Vögel folgt eine lautlose Stille, welche nur dann und wann durch das Säuseln der vom Wind bewegten warmen, so oft erfrischend heißen Luft zwischen den steifen Blättern des immergrünen Gesträuchs, oder von dem Gekrächze einer Schaar Raben und Geier, welche sich nun den alleinigen Besitz des Kadavers eines verendeten Rehes oder Schafes streiten, oder von dem Fluggeräusch eines vom Tritt des Wanderers aufgescheuchten Volks rothbeiniger Rebhühner unterbrochen wird.

Nicht einmal das Rauschen des Wassers vernimmt das lauschende Ohr in den Thälern und Gründen, denn die kraftlosen Fluthen der Flüsse und Bäche, welche hier im April in tosenden Gebäuden sich zwischen und über wilden Felstrümmern Bahn brachen und tausende von Blumen mit ihrem perlenden Schaum benetzten, sind längst verschwunden, und trübe stagnirende Wasserlümpel, die von Blutegeln wimmeln, an ihre Stelle getreten, indem faß alle Gewässer der Sierra Morena während des regenlosen, gluthendheißen Sommers zu einzelnen Pfützen zusammenschrumpften.

Die Sierra Morena würde bei der oben geschilderten Einförmigkeit ihrer Oberflächengestaltung und ihrer Vegetation noch mehr ermüden, wenn die Monotonie ihrer Wellenberge nicht von Zeit zu Zeit durch tief eingeschnittene Thalschluchten unterbrochen wäre, in denen die das Gebirge durchsetzenden Flüsse dahinströmen. Die Sierra Morena ist nämlich von einer großen Anzahl meist sehr enger, schluchtenartiger Querthäler ihrer ganzen Breite nach durchzogen, indem merkwürdigerweise die Quellen der zahlreichen Gewässer, welche der Guadalquivir von Norden her empfängt, nicht innerhalb der Sierra Morena, sondern auf den an ihrem nördlichen Rand beginnenden Hochebenen und Hügelketten des kastilianischen Tafellandes liegen. Das großartigste dieser Durchbruchsthäler ist jedenfalls dasjenige des Guadiana, welches die eigentliche Sierra Morena von ihrer Fortsetzung, dem algarbischen Gebirge Südportugals, scheidet. Alle diese Durchbruchsthäler tragen den Charakter der wildesten Romantik, und hier allein ist es, wo die Berge der Sierra Morena zu imponirender Größe anschwellen und der Wanderer es fühlt, daß er im Innern eines gewaltigen, großartigen Gebirges sich befindet. Wer Südspanien noch nicht kennt und aus dem Innern Spaniens kommend eine solche Thalschlucht der Sierra Morena betritt, der wird nicht wenig überrascht von der unbeschreiblich üppigen Fülle des hier vorhandenen Pflanzenwuchses und der Pracht der Vegetation. Aus dem oft klafterhohen Oleander- und Pistaziengebüsch, welches die Ufer der Flüsse einfaßt und zur Blüthezeit des Oleanders da, wo man ein solches Thal mit längeren Strecken überschauen kann, den Lauf der Gewässer durch rosenrothe Streifen kennzeichnet, erheben hundertjährige Korkeichen ihre knorrigen Stämme und phantastischen Kronen, zu deren düsterm Grün das frischere, verschieden nuancirte von Hülzeichen, Abornen, Eschen, Erlen, Linden, Ulmen und die zweifarbigen Blätter mächtiger Silberpappeln die malerischen Gegensätze bildet. Erdbeerbäume, Steinlinden, Myrthe und lorbeerblättriger Schneeball wachsen im Schatten dieser Bäume, übertankt und verschlungen von den verschiedenartigsten Schlingpflanzen, namentlich der Weinrebe, welche hier in völlig wildem Zustande verkommt, in Verein mit Epheu an den Baumstämmen bis in die höchsten Kronen emporklimmt, von wo sie in langen Gewinden weder herabhängt oder sich in eleganten Festons von Krone zu Krone schlingt. In diesen tiefen, feuchten, oft morastigen Waldschluchten, die nicht selten durch kolossale Schieferfelsen, aus deren Spalten üppige Büsche von allerhand Kräutern und Stauden hervorsprossen, so eingeengt sind, daß kein Raum für einen Fußpfad längs der Ufer des Flusses oder Baches übrig bleibt, haust der wilde Eber und angeblich auch noch der Luchs, während hoch über dem waldigen Grund in den Höhlen, Klüften und Spalten unerreichlicher Felsen Geier und Uhus horsten.

Eine solche wildromantische Wald- und Felsschlucht ist das Thal des Rio Magana, durch welches sich die andalusische Heerstraße hindurchzwängt. Dieses Thal verengt sich, bald nachdem die genannte Straße die bereits innerhalb des Gebirgs gelegene Venta de Cardenes, ein einsames Wirthshaus und Posthalten, passirt hat, zu einer schmalen, vielfach gewundenen Felsenschlucht, dem durch zahllose blutige Kämpfe und Raubanfälle berühmt und berüchtigt gewordenen Paß von Despeña-

Digitized by Google

perros, von welchem unsere Illustration eine getreue Abbildung liefert. Wir stehen am nördlichen Eingange der Felsschlucht, durch die wir hindurchsehen auf die grünen Wellenberge am rechten Ufer des Magana, an denen die Straße in gewaltigen Schneckenwindungen zu dem jenseits gelegenen Orte Santa Elena emporsteigt, einer der unter Karls III. Regierung gegründeten schwäbischen Kolonien, wo sich dem überraschten Auge des Reisenden der erste entzückende Blick auf das wonnige Gestilde des weiten vom Guadalquivir durchströmten Beckens und die malerischen, dahinter sich emporthürmenden Felsgebirge von Jaen eröffnet. Ungeheuere, bizarr zerrissene, scharfkantige Schieferfelsen umgürten beide Seiten der beinahe eine halbe Stunde langen Schlucht, aus deren dunkler Tiefe der weiße Schaum des gefesselten, über wild durch einander gewürfelte Steinblöcke dahinbrausenden Bergstromes heraufleuchtet; und nur mit großem Kostenaufwand und unsäglicher Mühe war es möglich, durch diese wilde Schlucht eine Kunststraße zu legen. Dieselbe ist gänzlich in die Felsen der rechten Thalwand gesprengt, rechts von senkrechten, oft überhängenden Felsmassen, links von graussigen Abgründen bedroht, gegen welche sie kolossale Futtermauern schützen. Dieser großartige Bau stammt ebenfalls aus der Regierung des oben genannten Königs, dem Spanien so viel in Bezug auf Straßen- und Brückenbau zu danken hat. Vor der Erbauung dieser Straße, seit welcher der Paß von Despeñaperros das Thor Andalusiens und deshalb ein in strategischer Hinsicht höchst wichtiger Punkt geworden ist, vermittelten nur schlechte Fuß- und Saumpfade, welche sich quer durch das breite Gebirge zwischen diesen Wellenbergen hindurchwinden, die Verbindung zwischen Andalusien und den inneren Provinzen Spaniens. Eine der besuchtesten und besten war damals die sogenannte Silberstraße (Camino de la plata), welche vom Ufer des Guadalquivir oberhalb Cordova's und über Villanueva de Cordova quer durch die hier sehr breite Sierra Morena nach der Mancha führt. Auf diesem Saumpfade wurde ehedem das von den Silberflotten nach Cadiz gebrachte Silber und Gold Amerika's, von Cordova aus, bis wohin es auf Böten den Guadalquivir hinauf geschafft wurde, nach Madrid transportirt. Seit der Erbauung der Despeñaperros-Straße hat dieser berühmte Paß, in welchem jahrelang Kreuze an verübte Raubmorde erinnern, seine Bedeutung verloren und wird nur noch von Kohlen transportirenden Maulthiertreibern, und im Sommer von den Kranken Andalusiens, welche Heilung in den kräftigen Schwefeldermen von Fuenealiente in den Gebirgen der Mancha suchen, benutzt. Auch die zweite, in neuerer Zeit erbaute Hauptverbindung, die von Sevilla quer durch die westliche Sierra Morena nach Badajoz führende Kunststraße, geht durch kein Durchbruchsthal, sondern über die hier stark terrassirten Kämme des Gebirges, zwischen deren Wellenbergen hindurch. In der That eignen sich die meisten Durchbruchsthäler wegen ihrer außerordentlichen Enge und ihrer starken Krümmungen wenig dazu, um Straßen durch sie zu legen. Indessen gibt es einige, welche dazu weit genug sind, wie z. B. das That des Guadalimar, welches den östlichsten Theil der Sierra Morena durchschneidet. Durch dieses Flußthal soll die bis jetzt erst projektirte Eisenbahn geführt werden, welche die bereits längst fertige Mittelmeerbahn (von Madrid nach Alicante) mit der ebenfalls bereits dem Betriebe übergebenen Bahn von Cordova (über Sevilla) nach Cadiz verbinden soll. Nach Vollendung dieser Bahn dürfte die jetzt so sehr besuchte Straße durch den Paß von Despeñaperros veröden und nur selten noch ein Reisender diese großartige Partie der Sierra Morena zu sehen bekommen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Bewohner des wilden Berglabyrinths, in welches uns der Despeñaperros-Paß geführt hat. Der monotone Charakter der Sierra Morena wird noch durch die geringe Anzahl bewohnter Orte gesteigert, welche durch dieses ungeheure Waldgebirge umhergestreut, oft Tagereisen von einander entfernt und meist nur durch schlechte Saumpfade verbunden sind. Die Bevölkerung dieser schlecht gebauten, grau und verräucherl aussehenden und im Innern entsetzlich schmutzigen Dörfer und Flecken, die nur von wenigen Getreidefeldern umgeben zu sein pflegen, lebt vorzugsweise von Vieh-, namentlich Schaf- und Schweinezucht, Jagd und Köhlerei und hier und da von Bergbau, denn die Sierra Morena birgt reiche Erzlagerstätten und Steinkohlenflöze. Zwischen den Ortschaften, innerhalb der immergrünen Einöden, begegnet man außer geschwärzten Köhlern, welche die dünnen, harzreichen Stämmchen des Ladenstrauches in langgeflochten Meilern verkohlen, und in braune Schaffelle gehüllten Hirten nur selten einem Menschen; nur auf den Hauptverbindungs-Wegen zwischen Andalusien und Castilien oder Estremadura verkündet dann und wann das Geklingel von Schellen einen Zug bepackter Maulthiere und Esel, welche von einem oder mehreren wohlbewaffneten Arrieros (Maulthiertreibern), meist Bewohnern der Mancha, begleitet sind. Bewaffnet geht hier Jedermann, weil die Einöde des Gebirges häufig von Diebsgesindel, sogenannten Ladrones (Strauchdieben), unsicher gemacht wird. Kömmten die Berge sprechen, so würde manche Scheußlichkeit an den Tag kommen, die in den Wildnissen der Sierra Morena begangen worden und ungestraft geblieben ist. An allen besuchteren Saumpfaden erinnern zahlreiche hölzerne Kreuze und Steinhaufen, von den Andalusiern seltsamerweise Milagros (Wunder!) genannt, an verübte Raubmorde. Bei der eigenthümlichen Formation des Gebirges, seinen zahllosen Schluchten und Schlupfwinkeln, seiner dichten Bebuschung und bei dem Vorschub, welcher Seitens der armen und rohen Bevölkerung nur zu häufig Räubern geleistet wird, dürfte es selbst der bestorganisirten und muthigsten Gensd'armerie unmöglich werden, alle Gegenden und Wege dieses ungeheuren Gebirges zu überwachen. Doch ist es in dieser Beziehung gegen früher um vieles besser geworden, und man hört jetzt verhältnißmäßig selten von einem Raubanfall. Die „Serranos", wie sich die Bewohner des Gebirges selbst nennen, haben wohre in der That, noch im Gesichtsausdruck und Charakter mit den eigentlichen Andalusiern etwas gemein, sondern erinnern mehr an die Bevölkerung des benachbarten Estremadura und der Mancha. Ihr Aussehen und Charakter ist eben so düster und melancholisch, wie der Charakter des Gebirges, das sie umgibt. Die Serranos sind kräftig gebaute Leute von sehr gebräunter Hautfarbe mit schwarzen blitzenden Augen, schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde, jähzornig und rachsüchtig. Bei ihrer Rohheit und Unkultur — nur Wenige können lesen und schreiben — achten sie das Leben eines Menschen gering, und Armuth und Hang zum Müssiggehen verleiten sie nicht selten, sich an Hab und Gut ihrer begüterten Nebenmenschen zu vergreifen oder Reisende auszuplündern. In der Nähe der portugiesischen Grenze ernähren sich Viele vom Schmugglerhandwerk. Neben diesen üblen Eigenschaften und Neigungen zeichnen sich die Bewohner der Sierra Morena durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Ausdauer, Genügsamkeit, Uneigennützigkeit und Einfachheit der Sitten und Lebensweise nicht unvortheilhaft vor dem leichtsinnigen und vergnügungssüchtigeren Volke des angrenzenden Andalusiens aus. Die projektirten Eisenbahnen (eine zweite soll von Merida und Estremadura quer durch das Gebirge nach Sevilla geführt werden) werden auch die Serranos aus ihrer Indolenz aufrütteln; doch dürfte es in der Sierra Morena noch länger als in anderen Gegenden Spaniens dauern, bevor sich das mißtrauische, am Alten und Hergebrachten mit eisernem Starrsinn festhaltende Volk dazu bequemen wird, die Wohlthaten der Civilisation zu würdigen und zu benutzen.

Digitized by Google

Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association" zu Bath 1864.

I.

Farrar: Die Beständigkeit der Menschentypen. — Harley: Die vergifteten Pfeile der Wilden. — Wallace: Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes. — Ebert: Wilde Stämme im östlichen Indien. — Bamberg: Die Turkomannenstämme in Centralasien.

Wir haben aus den Verhandlungen der Britisch Association bereits einige Mittheilungen gemacht, z. B. die Bemerkungen Phillips' über das Alter des Menschengeschlechts und die Mittheilungen über die Austrocknung des Landes im Innern Süd-Afrikas; jetzt lassen wir mehrere andere folgen. Es ist ein nicht geringer Vortheil für die wissenschaftlichen Vereine Englands, daß sich in ihnen stets eine beträchtliche Anzahl von Männern zusammenfindet, die längere Zeit in fremden Ländern verweilt haben. Großbritannien hat mehr als 50 Colonien, und zwischen ihnen und dem Mutterlande findet ein unablässiges Hin- und Herwogen statt, und das kommt auch der Wissenschaft zu Gute.

Die Beständigkeit der Menschentypen von T. Farrar.

So weit wir auch zurückgehen können, die Menschenrassen scheinen unter allen Zonen stets gleich geblieben zu sein. Auf den ältesten ägyptischen Denkmälern finden wir Juden, Araber, Neger, Aegypter, Assyrer und Europäer abgebildet mit einer Farbentreue und Lebenswahrheit, wie sie von den modernen Künstlern kaum übertroffen werden kann. Dicht neben den schönen Circassiern leben heute noch braune Kaimücken, und kurze dicke Lappen wohnen mit den hübschen, schlankgeformten Finnen in demselben Lande. Die Farbe der amerikanischen Indianer hängt sehr wenig mit der geographischen Lage derselben zusammen. Wir wissen, daß die Farbe über den Erdball zumeist nur fleckenweise, nicht aber in Zonen verbreitet ist. Die Europäer, welche von der gemäßigten in die heiße Zone wandern, verändern ihren Typus selbst im Laufe vieler Generationen nicht. Das kann man an den Holländern sehen, die seit ein paar hundert Jahren im südlichen Afrika wohnen, und an den Nachkommen der Spanier und Portugiesen in Indien und Amerika, eben so wie an den nach Amerika verpflanzten Negern. Ganz unabhängig davon finden wir Völkergruppen neben einander wohnen, die seit undenklichen Zeiten demselben Klima ausgesetzt waren und doch himmelweit von einander verschieden sind. So die Buschmänner und Kaffern, die Feuerländer und die Patagonier, die Paesis und die Hindus. Und mit dieser Beständigkeit des Typus stehen Sitten und körperliche Anlagen genau im Zusammenhange. Das Leben eines Ismaeliten von heute kann mit denselben Worten, wie das seiner ersten Vorfahren, beschrieben werden; die Mongolen haben jetzt noch dieselben Gewohnheiten, wie in den Tagen des Aeschylus und Herodot oder vielleicht tausende von Jahren vor diesen. Ein Zeiteaum von einigen hundert Jahren ist in ethnologischen Fragen wie Nichts.

Ueber die vergifteten Pfeile der Wilden von Prof. Harley.

Vergiftete Pfeile unter wilden Völkerschaften sind bis jetzt vom malayischen Archipel, aus dem nördlichen Indien, aus Afrika und Süd-Amerika bekannt geworden. Sehr häufig hat man auch Völkern anderer Gegenden vergiftete Pfeile zugeschrieben, aber sehr viele, die als „vergiftete" an Prof. Harley gesandt wurden, waren ganz ungefährlich oder nur mit Farbe, zur Verzierung oder Konservirung der Spitzen, überzogen. Da an glatten Holz- oder Metallflächen das Gift nicht genügend haftet, so sind die verschiedenen wilden Stämme auf sehr sinnreiche Methoden verfallen, um dasselbe in genügender Menge an den Pfeilen anzubringen. Die Schwarzen an den Ufern des Sambesi in Südost-Afrika winden einen Bannwollenfaden um die Pfeilspitze, der mit dem tödtlichen Safte getränkt ist. Die Indianer im nördlichen Süd-Amerika übertreffen aber diese Erfindung noch bei weitem, indem sie die sinnreichste Waffe erfunden haben, die bis jetzt unter unciviliserten Nationen bekannt geworden ist. Der Naturforscher Bates beschreibt die Pfeile, welche die Indianer am Amazonenstrom benutzen, um damit Schildkröten zu schießen. Sie bestehen aus einem hohlen Rohrschaft, in dessen unterm Ende die scharfe Spitze vermittelst eines Fadens angebracht ist, der sich abwickeln kann. Ist die Spitze in die Schildkröte hineingeschossen, so taucht das Thier unter, der Faden wickelt sich ab und folgt ihr, der Rohrschaft bleibt aber auf dem Wasser schwimmen, so daß der Indianer hierdurch den Platz findet, wo die Schildkröte untertaucht, und er sie sofortgestalt an dem Faden auch herausfischen kann. Die Maruichi-Indianer in Guyana wenden dasselbe Prinzip auf vergiftete Pfeile an. Die vergiftete Spitze machen sie aus der hornigen Mittelrippe eines Palmblattes und befestigen diese in den Schaft. Wenn sie auf die Jagd gehen, füllen sie einen ganzen Köcher mit diesen vergifteten Instrumenten; die lose angesetzte Spitze bleibt allein in der Wunde zurück, und der Tod ist unvermeidlich; der Pfeilschaft, der dem Indianer die meiste Arbeit verursacht, bleibt übrig, und die Spitze ist leicht zu ersetzen.

Harley hat alle die giftigen Substanzen, mit denen die Pfeilspitzen bestrichen werden, sorgfältig untersucht und nur zwei verschiedene Arten Gift daran gefunden. Das Wurali wird im nördlichen Süd-Amerika und das Antiagift in Afrika und Indien benutzt. Die Wirkungen dieser beiden Gifte sind ganz entgegengesetzter Natur. Das Wurali wirkt auf die Muskeln und zerstört deren Thätigkeit, bevor es noch das Herz erreicht, während das afrikanische und indische Gift zunächst das Herz paralysirt und die Muskeln einige Zeit nachher noch in Thätigkeit bleiben. Auch eine merkwürdige Uebereinstimmung unter den von den Wilden zum Schießen der vergiftesten Pfeile benutzten Waffen besteht unter den verschiedenen Stämmen. Blasrohre (die sogenannten Sampitans) zum Fortteilen derselben werden auf Borneo, im Himalaya und im nördlichen Süd-Amerika gebraucht, also unter Verhältnissen, die geographisch sehr weit von einander getrennt sind.

Ueber den Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes von A. R. Wallace.

Die nördliche Halbinsel von Celebes ist der einzige Theil dieses Eilandes, welcher vulkanischen Kräften seinen Ursprung verdankt. Ein bedeutender Theil des Landes erhebt sich bis

Digitized by Google

zu 2500 Fuß über dem Meere, besonders die schöne Hochebene von Tondano, in deren Mittelpunkt ein See von 20 englischen Meilen Umfang liegt. Ueber dieses Plateau sind vulkanische Berge und Bergrücken zerstreut, die bis zu 6000 und 7000 Fuß ansteigen. Fruchtbares Erdreich bekleidet die Bergabhänge der ganzen Gegend, die von den Aequatorialen Regen bewässert wird, und in der bei dem milden, gleichförmigen Klima eine üppige und schöne Pflanzenwelt gedeiht. Seit beinahe 200 Jahren sind die Holländer im Besitze dieses Landstriches, den sie den Portugiesen 1677 abnahmen. Die Einwohner, besonders die auf dem Centralplateau ansässigen, sind von denen der übrigen Theile der Insel verschieden. Sie nähern sich oft der hellen Farbe der Europäer, behalten dabei aber das schwarze Haar und die Physiognomie der malayischen Rasse. Ihr Charakter ist höflich und unterwürfig; dabei sind sie arbeitsam und leicht zu erziehen. Bis vor ganz kurzer Zeit waren sie noch vollständig wild und fortwährend unter einander in Kriege verwickelt. Ihre Hütten erbauten sie auf hohen Pfählen und schmückten sie mit den Köpfen ihrer erschlagenen Feinde. Ihre Religion war eine Art Götzendienst, ihre Kleidung aus Baststreifen verfertigt. Aus diesem barbarischen Zustande sind sie durch die holländische Regierung zu einem gewissen Grade von Civilisation gebracht worden. Das Land ist nun in einen Garten verwandelt und führt den Namen „Minahassa“. Ihre Dörfer sind hübsch und sauber angelegt, die Straßen mit übereinandergelegten Rasenstücken eingefaßt und mit Rosenbüschen geschmückt. Bei fast allen Dorfschaften erheben sich prächtige Kaffeepflanzungen; die Reisfelder und Fruchtgärten liefern den Eingebornen Nahrung in Hülle und Fülle; in den Schulen und Kirchen wird Unterricht ertheilt. Die Kleidung ist so hübsch und anständig, daß die Häuptlinge und Schulmeister sich unter Europäern recht gut zeigen können. Als Wallace in einem der größeren Dörfer ein Häuptlingshaus besuchte, ward er von einem Herrn in schwarzer Kleidung empfangen, und sauber gekämmte, wohlgekleidete Knaben brachten ihm Waschwasser und Handtuch. Beim Mittagsmahl fehlten weder Gläser, noch reine Servietten. Bier und Claret standen neben den verschiedenartigsten gutgekochten einheimischen Gerichten. Das Haus war hübsch und geräumig, Tische und Stühle aus schönen Holzarten so ausgezeichnet von einheimischen Handwerkern gearbeitet, daß sie sich den europäischen an die Seite stellen ließen; um die Veranda, in der Wallace dem Kaffee trank, schlängelten sich die schönsten Blumen, die in dem herrlichen Klima zu blühen nie aufhören.

Diese große Umwandlung verdankt man hauptsächlich der Einführung des Kaffeebaues und den Arbeiten der holländischen Missionäre. Die Häuptlinge erhalten einen Antheil an dem Ertrage der Kaffeeernte, die unter Aufsicht der Regierung steht. Jede Familie arbeitet in den Pflanzungen; über ihre Arbeitsstunden wird Rechnung geführt, und nach Maßgabe derselben wird der erzielte Gewinn unter sie vertheilt. Der Häuptling und die anderen Dorfvorstände bestimmen die Zeit, wenn gearbeitet werden soll, und rufen die Einwohner durch das Schlagen der Gongs zum Werke zusammen. Diese Art gemeinschaftlicher Arbeit ist bei Völkern, die noch im ersten Stadium der Civilisation stehen, ziemlich häufig. Unter der Aufsicht der holländischen Inspektoren und Missionäre werden die netten Häuser gebaut und europäische Kleidung und Sitten eingeführt, die Kinder gehen zur Schule, und die malayische Sprache nimmt schnell zu, indem sie die heimischen Dialekte verdrängt. Niemand, der diese Leute jetzt sieht und sie früher kannte, darf läugnen, daß sie in moralischer und physischer Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht haben. Aber man hat eingewandt, daß diese Umänderung auf despotischem Wege und durch Monopole erzielt worden und darum an und für sich unrecht sei. Aber das Verhältniß des civilisirten zum uncivilisirten Menschen, über den er herrscht, ist gleich dem der Eltern zu den Kindern, und ein gewisser Grad von wohlwollendem Despotismus ist in beiden Fällen höchst nothwendig. Es kann nur darüber ein Streit entstehen, wie dieser „väterliche Despotismus“ ausgeführt werden soll, und Wallace meint, daß das System der Aufrechterhaltung und Regulirung des Ansehens der Häuptlinge, denen das Volk zu gehorchen gewohnt ist, und die Einführung systematischer Arbeiten unter Aufsicht der Regierung besser zum Ziele führen, als die Erdrosselung eines solchen Landes für die niedrigen Klassen europäischer Ansiedler und Händler, die zu einem Konflikt mit den Eingebornen und zur endlichen Vertilgung derselben führen. Das Verfahren der Holländer auf Celebes und Java verdient alles Lob; es steht in einem erfreulichen Gegensatz zu dem Verfahren der Engländer gegenüber den Maoris auf Neuseeland, das jetzt zur Ausrottung derselben führt, unter Anwendung vernünftiger Grundsätze aber einen gewissen Kulturgrad derselben bedingen konnte.

Wilde Stämme im südlichen Indien von Dr. Shortt.

Die Jenadis leben auf der Insel Scriburicottah an der Koromandel-Küste, zwischen 13° 26′ und 13° 39′ nördlicher Breite. Sie sprechen einen verderbten Dialekt des Telegu und haben keine Traditionen über ihre Rasse. Ihre Gesichtszüge erinnern an die der Mongolen; Bart haben sie nur sehr wenig. Die Männer sind meist dunkelfarbig, bei den Frauen wechselt die Farbe von dunkel bis lohbraun. Polygamie herrscht vor, und junge Wittwen heirathen nach zudlsmonatlicher Trauer wieder. Mit Ausnahme von Kuhfleisch essen sie Alles. Das Kastenwesen scheint bei ihnen nicht eingeführt zu sein, obgleich sie sich mit den benachbarten Stämmen nicht vermischen. Ihr Häuptling heißt „Jajamun“; seine Würde scheint erblich zu sein. Er wohnt in einem gut gebauten mit Stroh gedeckten Hause, hat vier Weiber und handelt in Fällen des Ungehorsams als Richter, indem er auf einem für diese Zwecke hergerichteten Platze sitzt. Er unterhört die vorgebrachten Klagen und schlichtet sie mit Hilfe einiger anderen Vorsteher. Nur wenige Jenadis treiben Ackerbau; Dörfer gibt es nicht, und höchstens vier oder sechs Hütten, die einen einzigen Besitzer haben, stehen auf einem Platze zusammen. Diese Hütten gleichen umgestülpten Theetassen, sind aus Bambus und Holz gebaut und werden durch Lianen und Palmenfasern zusammengehalten; ihre Höhe beträgt sechs Fuß; sie stehen frei und beweglich, so daß man sie von Ort zu Ort fortschaffen kann. Die Thüre ist die einzige Oeffnung und sehr niedrig. Als Jagdwaffe dient ein Bogen mit Pfeilen, deren Spitzen von Eisen sind. Ihre Hausgottheit ist ein rohes hölzernes Götzenbild, das den Namen „Tchuncha Davadu“ führt; vom künftigen Leben haben sie keine Idee. Die britische Regierung zu Madras hat vor Kurzem für Jenadi-Kinder eine Schule eröffnet, und obgleich sie Fesen lernten, so war ihr Begriffsvermögen doch immer ein niedriges; so konnten sie Dr. Shortt nicht einmal sagen, ob Bombay eine Stadt oder ein Thier sei. Ihr ganzes Lernen war wie das eines Papagei's; sie plapperten die Dinge her, ohne etwas davon zu verstehen. —

Die Villis trifft man in den größeren Dörfern des südlichen Indiens. Auch sie können über ihre Herkunft nichts angeben, und gerade wie bei den Jenadis herrscht unter ihnen Bartlosigkeit und mongolischer Typus vor; ebensowenig kennen sie Kasten. Ihre Dörfer bestehen höchstens aus einem Dutzend Hütten, die noch kleiner als jene der Jenadis sind und mit Palmenblättern gedeckt werden. Hier und da kultiviren sie kleine Flecke Mandioca (Jatropha Manihot). Früher vermischten sie sich auch nicht mit anderen Stämmen und lebten ganz nach ihrer wilden Weise. Sie beschäftigen sich mit Einsammeln heilkräftiger Kräuter und Droguen, die sie an die

Digitized by Google

mehr civilisirten Einwohner der Dörfer verkaufen, bei welchen sie ihre Hütten aufgeschlagen haben.

Die Irulars wohnen vor dem Orte Nagalasturam und am Fuße der Ramagherry Hügel. Sie gleichen den Wilis und leben in ähnlichen Hütten wie jene. Doch sind sie kräftiger und bei weitem thätiger als die Jenadis und Wilis.

Dr. Eberit war im Besitze von neun Schädeln der Jenadis, die im Ganzen sehr klein und leicht erscheinen. Die Backenknochen derselben waren sehr vorstehend und die Sutura squamosa ist bogenförmig und sehr einfach. Das Gehirn eines Irulars wog zwei Pfund und zehn Unzen.

Bambery über die Turkomanenstämme in Central-Asien.

Die Turkomanen sind eine räuberische und nomadische Nation, die große Landstrecken östlich vom Kaspischen Meere bewohnt. Soweit historische Nachrichten reichen, scheinen sie nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in Khalks oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, Taife, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, Tire, eingetheilt sind. Die bedeutendsten sind: Die Tschandor mit 12,000 Zelten; die Erszari mit 50,000 Zelten; die Alieli mit 3000 Zelten; die Kara mit 1500 Zelten; die Salor mit 8000 Zelten; die Sarik mit 10,000 Zelten; die Tekke mit 60,000 Zelten; die Göklen mit 12,000 Zelten; die Yomut mit 40,000 Zelten; zusammen 196,500 Zelte. Rechnet man auf jedes derselben fünf Personen, so erhält man die Summe von 982,000 Seelen. Eigenthümlich erscheint, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet, und daß Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Es gibt nichts dergleichen wie den Afzakal der Türken oder den Scheich der Araber. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moralität sind unter ihnen seltener als unter anderen mohammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, Gewohnheit oder Brauch, regiert, und die Religion hat nur einen geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, was besonders für Persien als ein Glück angesehen werden muß; eine Vereinigung der kriegerischen Stämme würde für dieses Land sehr verhängnißvoll sein; aber selbst so fürchten sie Persien nicht, während ihnen die russische Macht Respekt einflößt. An ihrem Stamme halten sie ungemein treu, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Race oder Tire, zu denen sie gehören, und sind daß auf die Macht und Größe ihrer Horde.

Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen und durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Central-Asiens unterscheidet. Die Raubzüge oder Alamane sind ihm Hauptsache, und die Einladung dazu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stelldichein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überrumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Märchen und Gesänge der Bakhschi oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisaitigen Guitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor 80 Jahren gefeierten Nationalpoeten Makdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Central-Asiens kaum gefunden werden. So muß die von Kopf bis zu Fuß verschleierte Braut mit dem Bräutigam vor der Hochzeit ein Wettrennen abhalten.

Die Zeit, wann die Turkomanen ihr ursprüngliches Land verließen, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Einige waren bereits in den östlichen Theilen der Wüste dieseits des Oxus zur Zeit der arabischen Occupation angesiedelt. Andere nahmen ihr jetziges Land zur Zeit des Tschingiskhan und Timur in Besitz. Die letzte Erhebung der Turkomanen geschah unter Nadir Schah und Aga Mehemed Khan, die mit Hilfe der Afghanen im Beginn des letzten Jahrhunderts Asien aus seinem Schlummer aufrüttelten. Sie sind nächst den Kipschak das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen der Hochlande von Turkistan.

Aus allen Erdtheilen.

Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien. Es ist bereits seit der mißlungenen Expedition Grey's bekannt gewesen, daß nördlich von der Hasiltschay (Sharks Bay) in dem nordwestlichen Winkel der Colonie Westaustralien sich ein sehr fruchtbarer Landstrich ausbreitet. Einige Entdeckungsreisen sind in jener Gegend, nur etwas mehr südlich, gemacht worden, und seit 1858 trat man auf gute Ländereien. Die letzten australischen Posten haben nun Nachrichten von der Expedition Dr. Martins und Panters gebracht, welche bestätigen, daß durch dieselben ein neuer äußerst fruchtbarer Landstrich in einer Ausdehnung von etwa fünf Millionen Acres aufgefunden wurde. Die folgenden Nachrichten sind den Berichten des Gouvernements von Westaustralien entnommen.

Die Expedition besuchte zunächst Brecknock Harbour und dessen Umgebungen, die für Vieh- und Agriculturland unübertrefflich sein sollen, da eine Menge Ströme und Bäche hier fließen. Brecknock Hafen ist rings von Land umschlossen und hat eine Ausdehnung von 20 englischen Quadratmeilen. Flüsse ergießen sich von allen Seiten in denselben, und die im westlichen Theile gelegenen Inseln Augustus, Byam-Martins und Heywoods Island sind mit einer üppigen Grasdecke überwachsen. Früchte und nutzbare Pflanzen wurden massenhaft aufgefunden, vor Allem eine wilde, schwarze Traube von der Größe einer kleinen Flintenkugel und herrlichem Geschmacke, kleine Melonen, Bohnen und eine große Erbse, Selleri rc. Der Cajeputbaum, welcher das werthvolle Cajeputöl liefert, wächst dort in großer Menge; die Kauriflechte, aus deren Holz man herrliche Masten und Sparren gewinnt, erlangt einen Umfang von sieben bis acht Fuß und eine Höhe von 100 Fuß. Pertenaustern und eine Mollusckenart, die Tridarma, welche gleichfalls Perlen liefert, kommen eben so häufig vor, wie Schildkröten, Wild aller Sorten, namentlich Fasanen und große, wohlschmeckende Fische, von denen die Flüsse wimmeln.

Dann besuchten die Reisenden Camden Sund und Dampiers Land; besonders das letztere ist sehr fruchtbar. Panter und Dr. Martin wandten sich dann nach Roebuck Bay, deren Umgebungen mit hohem Grashuchs bestanden sind; die Halme erreichen im Mai die Höhe von einem Fuß. Der Boden besteht aus einer fruchtbaren Alluvialablagerung; Wasser kommt dicht unter der Oberfläche vor. Die Reisenden erforschten das Land bis 60 englische Meilen weiter landeinwärts und fanden es überall mit Gras bewachsen.

Auf älteren Karten findet man diesen Landstrich als Dampiers und de Witts Land eingetragen, aber nur der nördliche

Digitized by Google

Theil des letztern wird besucht und überall mit herrlichem Grashuchs übergogen gefunden; Wasser fehlte nicht, und das Klima war ausgezeichnet, so daß der Schafzucht in jenen Gegenden eine große Zukunft bevorsteht. Der Auswanderung ist wieder ein großes, neues Feld eröffnet worden, denn außer der Viehzucht in das Land zur Reis- und Körnerfruchtkultur, so wie in einigen Gegenden zur Anpflanzung von Gewürzen, Zucker, Thee und Kaffee geeignet.

Schon regt es sich in Australien, um dem neuen Lande Ansiedler zuzuführen. In Melbourne ist eine „Gamden Harbour Association" gegründet worden, und zwei Schiffe mit 300 Auswanderern sind bereits abgegangen.

(Times vom 27. Oktober 1864.)

Der Handelsvertrag auf dem Hongkiesiang. Die Truppen des Kaisers von China haben am 19. Juli die Stadt Nanking eingenommen, die seit 10 Jahren Hauptsitz des Himmelskönigs, d. h. des Oberhauptes der Taiping wang, gewesen ist. Sie konnten aber nur bezwungen werden, weil die Kaiserlichen von Europäern stark unterstützt worden. Die Zeit wird lehren, ob der Vertrag von Nanking gleich bedeutend ist mit dem Aufsdren der Rebellion; aber so viel scheint ausgemacht, daß der Handel auf dem großen Strome sich noch weit schwunghafter gestalten muß als seither. Den wichtigsten Hafen im Inlande bildet bekanntlich das schon oft von uns erwähnte Hankou (die Engländer, die nicht im Stande sind, Namen phonetisch auszudrücken, schreiben Hankow), über dessen Handelsbewegung im Jahre 1863 amtliche Nachrichten vorliegen. Darnach stellte sich auf sieben bis acht Millionen Pfd. St.; nämlich: Einfuhr 9,926,317, Ausfuhr 12,741,908 Taels. (Zu 6 Schilling 8 Pence.) Von den Einfuhren kommen für 1,120,000 Taels auf Schirtings und 750,000 T. auf Opium; etwa 2½ Millen T. auf Baumwollenwaren; das Uebrige kommt zumeist auf Manufakturwaaren, Brokate und schwarzen Pfeffer; 3500 T. kommen auf ebbare Vogelnester und 4000 auf Haifischflossen; beide gelten bekanntlich bei den Chinesen für Leckereien. Von den Ausfuhren sind am wichtigsten: Thee, etwa 7 Mill. T., Holzöl, Salter und für 900,000 T. Tabak; dazu kommen Walnüsse, Tigerknochen, Gutenleber und Menschenhaare. Die Dampfschiffahrt auf dem Yangtseliang, zwischen Schanghai und Hankou, wird vorzugsweise von Nordamerikanern betrieben. Von fremden Schiffen liefen ein 191,127 Tons, liefen aus 201,185. Der Küstenhandel China's wird vorzugsweise durch deutsche Schiffe betrieben.

Ausfuhrprodukte vom Senegal. Dieselben betrugen im verflossenen Jahre 1,600,000 Kilogramm Gummi, 1,550,000 Erdnüsse, 9 bis 10,000 Faß Hirse, 2000 Quenschen Gold, 15,000 Kilogramm frische Häute, 1000 Kilogramm Elfenbein. Es geht hieraus hervor, daß der Senegal nach immer der produktenreichste Fluß der afrikanischen Westküste ist. Das Gummi allein hatte in Frankreich einen Werth von vier Mill. Francs. (Tour du monde. Nr. 252.)

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. In den Vereinigten Staaten sind die nothwendigen Vorkehrungen getroffen worden, um 1865 die Arbeiten in Angriff nehmen und dieselben 1866 vollenden zu können. Gleichzeitig soll abermals der Versuch gemacht werden, ein Tau zwischen Irland und Neufundland zu legen; man hofft, daß derselbe günstiger ausfalle, als das erste Mal. Gelingt das eine wie das andere Unternehmen, dann ist der Erdball mit einem Telegraphendrahte völlig umspannt. Jenen durch Nordamerika zum Anschluß an den asiatischen will die Western Union Telegraph Gompagnie bauen, deren Linien schon jetzt von Buffalo und Pittsburg nach Westen hin bis Salt Lake City, der Mormonenhauptstadt, reichen, wo bereits die Linie nach Californien und Oregon Anschluß hat. Für die Fortsetzung der Linie tritt sie als neue Gompagnie auf, mit einem Kapital von 10 Mill. Dollars. Die Verhandlungen mit der russischen Regierung sind von dem bekannten Reisenden Perry Mc. D. Collins, der Sibirien aus eigener Anschauung kennt und ein Werk über den Amurstrom geschrieben hat, glücklich zu Ende geführt worden; Kaiser Alexander hat regr Theilnahme für das Unternehmen gezeigt und bewilligte der amerikanischen Compagnie ein Privilegium für die Linie in den russischen Besitzungen bis zum Amur, dessen Mündung etwa halbwegs zwischen Washington und St. Petersburg liegt. Von Westen her nach Osten haben bekanntlich die Russen den Telegraphen bis Jrkutsk vollendet, und von der Amurmündung reicht er laudein etwa 300 Miles weit; die Lücke zwischen beiden Punkten sollte im Laufe des Jahres 1864 vollendet werden. Die Amerikaner wollen das nächste Jahr benutzen, um die Linie fertigzustellen, Materialien an Ort und Stelle zu schaffen, und nachher die Arbeiten mit dem größten Nachdruck betreiben. Ueber die Linie selbst sind sie noch zu keinem Entschlusse gekommen. Im Vorschlage ist eine von Salt Lake City durch die Goldgrubengegend des Territoriums Idaho nach Portland im Oregon; auch eine andre über St. Paul in Minnesota über Fort Garry, durch die Red Riber-Gegend nach Victoria und Vancouvers-Insel. Von hier ab will man an der Küste hinauf durch die russischen Besitzungen gehen, in denen die einzelnen Handelsgesellschaften als Telegraphenstationen dienen sollen, die Behringsstraße benutzen und dann an der asiatischen Küste hinab bis zum Amur den Draht spannen. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, welche gewaltige Schwierigkeit in diesen eisigen Gründen das Unternehmen zu besiegen hat. Eventuell soll der Telegraph selbst die Behringsstraße nicht benutzt wird) von Kap Romanzoff bis zur St. Lorenzinsel und von da auf der asiatischen Seite bis Kap Tschutschkoi gelegt werden. Diese Strecke wäre kürzer, als eine durch die Behringsstraße, würde aber ein weit längeres unterseeisches Tau erfordern. Vor ein paar Jahren, als der Plan zuerst aufsauchte, glaubte man die lange Kette der Aleutischen Inseln benutzen zu können (und diese Linie ist auch auf der Weltkarte von Hermann Berghaus und Stielbrandt verzeichnet worden); diesen Gedanken hat man aber jetzt aufgelassen, weil die Ausführung eine große Anzahl unterseeischer Kabellungen erfordern würde. Das hätte nothwendig eine Menge von Unbequemlichkeiten im Gefolge, und mit Sicherheit könnte man gar nicht darauf rechnen, die Linie in Ordnung zu erhalten. Schon in Betreff der schmalen Behringsstraße ist man so besorgt vor Störungen, daß die Compagnie dort immer einen kleinen Dampfer auf Station haben will, der sofort jede nöthige Ausbesserung vornehmen soll. Uebrigens hat die nordamerikanische Compagnie mit der großen russischen Handelsgompagnie, welche bekanntlich für die nordamerikanisch-russischen Besitzungen ausgedehnte Privilegien hat, ein Uebereinkommen getroffen, welches etwaigen Kollisionen vorbeugt und den beiderseitigen Interessen entspricht. Im Oktober ist das erste Schiff von Neupork nach der Nordwestküste abgegangen, um Baumaterial dorthin zu bringen. Beschädigungen des Telegraphen von Seiten der wilden Völker besorgt man nicht; auf den großen westlichen Prairien laden sie stets, auch während des jetzigen Krieges gegen die Weißen, die Drähte reparirt, weil sie glauben, daß an den Drähten der Hauch des großen Geistes hinlaufe.

Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens geht hervor, daß die Ergiebigkeit der Oelgegenden eine fast unermeßliche und dazu andalleude ist. Einem neuyorker Blatt zufolge sind diese Morgen Landes mit Fässern voll Oel bedeckt, welche nur der Wagen warten, um sie fortzubringen sollen. Züge um Züge werden mit den Fässern beladen, ohne daß man eine Abnahme der großen Zahl wahrnimmt. Die Atlantic and Great Western-Bahn hat ein besonders Geleise, welches zu dem Gebiet der Oelquellen führt, und auf dem täglich im Durchschnitt 2500 Fässer fortrausportirt werden — eine Anzahl, welche verdoppelt werden könnte, wenn die Bahn nur Lokwagen genug zur Disposition hätte. Der Transport des Petroleum nach den atlantischen Exportplätzen wird an sich selbst schon in wenigen Jahren die Kosten der Construction der Zweigbahn decken, und die Gesellschaft hat bereits Dividenden vertheilen können, wie sie keine der europäischen Eisenbahnen aufzuweisen vermag. Die letzte halbjährliche Dividende betrug 25 Procent, und zwar beinahe ausschließlich in Folge des Petroleumtransportes und des in den Oeldistrikten dadurch veranlaßten Verkehrs.

Petroleumquellen in Galizien. Wir haben auf dieselben bereits früher (Globus II, 256) hingewiesen, als die Gewinnung des Erdöls in Galizien noch in den Anfängen begriffen war. Aber die Petroleumgewinnung hebt sich auch dort, wie wir aus folgendem Berichte ersehen, der in der Allgemeinen Zeitung vom 31. Oktober 1864 mitgetheilt ist.

Abgesehen von der Boiachei, wo in der Gegend von Ploeß, theilweise mit Hülfe englischen Kapitals, die Ausbeutung der

Digitized by Google

Erdölschichte in nicht unbedeutendem Maß stattfindet, kommt das Naphtha in Ungarn, Siebenbürgen und Croatien vor; insbesondere verdient aber das galizische Erdöl wegen seiner Qualität große Beachtung.

So viel man bis jetzt weiß, findet sich das Erdöl in Galizien in der langen Strecke südöstlich von Krakau bis in die Gegend von Lemberg und weiterhin. Am östlichsten ist die Ausbeutung im samborer Kreis nordöstlich von Lemberg; im Westen scheint die Gegend um Neu-Sandez bei dem städtchen Tumajestj für die Gewinnung und Verwerthung des Erdöls günstige Chancen zu bieten. Ueber die Ziffer der galizischen Production existiren bis jetzt nur Schätzungen, doch sollen nach einer Angabe im Jahr 1863 aus Galizien etwa 37,000 Ctr. im Jahr 1864 bis zum Monat October bereits 41,000 Ctr. ausgeführt worden sein. Da der Verbrauch in Galizien selbst ein sehr beträchtlicher ist, so muß die Ziffer der ganzen Förderung jedenfalls viel höher, wahrscheinlich auf etwa 150,000 Ctr. angeschlagen werden. Die Handelstabellen geben bis jetzt keinen Aufschluß über etwaige Ausfuhr, ebenso wenig aber auch über eine Einfuhr von Amerika, obgleich bekanntlich beide stattfinden. Die Ziffern dürften also für beide Rubriken noch gering sein. Für jetzt muß es als ein günstiger Erfolg angesehen werden, daß das einheimische Product den innern Markt versorgt. Daß aber die Erdölindustrie noch einer höchst beträchtlichen Aufschwunges fähig ist, wird Niemand bezweifeln, der die bisherige unvollkommene Erforschung der Quellen und ihre Ausbeutung kennt. Bis jetzt läßt sich nicht behaupten, daß nur ein einziger der galizischen Oelgemeinbesitzer sich die in Amerika gemachten Erfahrungen technisch und wissenschaftlich zu nutze gemacht hätte; eine eigentliche Bohrung auf Erdöl hat in Galizien noch nicht stattgefunden, obgleich die bei der jetzigen primitiven Schachtabteufung und Oelgewinnung angestellten Ergebnisse hoffnungserweckend auf eine größere Tiefe weisen. Brunnen von dem Reichthum der pennsylvanischen, wo z. B. die Herman Well in 24 Stunden 11,700 Zoll-Centner Naphtha abgab, wird man nach bisherigen Ermittlungen kaum in Galizien erwarten dürfen; aber daß Millionen Centner dort thatsächlich vorhanden sind, ist durch wissenschaftliche Autoritäten festgestellt, und es wird zunächst nur darauf ankommen, daß durch rationelle Bohrungen die bereits an der Erdoberfläche sich zeigenden, jedenfalls aber in der Tiefe in größeren Mengen zu vermuthenden Erdöladern getroffen und erschlossen werden.

Der Preis der Naphtha an der Quelle dürfte bis jetzt 6 bis 8 fl. öst. W. per wiener Centner betragen. Rectificirte erste Qualität kostet 18 bis 19 fl., mußte aber bei raffinirtem Geschäftsbetrieb gewiß auf 15 bis 16 fl. herabgehen. Bei diesem Preis könnte galizisches Erdöl schon in Hamburg concurriren, denn die Fracht von Bochnia nach Hamburg — ab Bodenbach durch Elbekahn — beträgt 1½ Thlr., wozu noch der Zoll im Zollverein von 20 Sgr. per Zoll-Centner kommt.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig.

Am 30. Oktober wurde zu Wien zwischen den deutschen Großmächten und dem Könige von Dänemark Frieden geschlossen, in Folge dessen auch die Nordgrenze des Herzogthums Schleswig geändert wurde. Die betreffenden Grenzregulirungen sind im Artikel 4 und 5 des Friedensinstrumentes enthalten und lauten folgendermaßen:

Art. 4. Die Abtretung des Herzogthums Schleswig begreift in sich alle zu diesem Herzogthum gehörigen Inseln, sowie das auf dem Festland gelegene Territorium. — Um die Abgrenzung zu vereinfachen und den Ungewißheiten ein Ende zu machen, welche aus der Lage der in schleswigischem Gebiet enclavirten jütländischen Gebietstheile entspringen, tritt Se. Majestät der König von Dänemark an Ihre Majestäten den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen eine jütländischen Bestzungen ab, welche im Süden der südlichen Grenzlinie des Districts Ribe gelegen sind, als: die jütländische Landesstrecke Wiedselondern, die Insel Amrom, die jütländischen Theile der Inseln Föhr, Sylt und Romee ic. Dagegen willigen Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ein, daß ein dauiwatender Theil von Schleswig, der außer der Insel Arroe solche Gebietstheile begreift, welche dazu dienen, den Zusammenhang des oben erwähnten Districts Ribe mit dem übrigen Jütland herzustellen, und die Grenzlinie zwischen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu verbessern, vom Herzogthum Schleswig losgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde.

Art. 5. Die neue Grenze zwischen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig soll von der Mitte der Mündung der Heftsminder Bay über den Kleinen Belt aufgehen, diese Bay durchschneiden und der dermaligen südlichen Grenze der Kirchspiele Hejlö, Bjölstrup und Tapö, und zwar letztere bis zu dem im Süden von Gelsberg und Bräuere befindlichen Wasserlaufe folgen, sodann diesem Wasserlaufe entlang, von dessen Einmündung in die Fors-Aa aufgehend, längs der Südgrenze der Kirchspiele Oedis und Lauderup und längs der westlichen dieses letzteren bis zur Königsau (Kongo-Aa) im Norden von Holte gezogen werden. Von diesem Punkt an wird der Thalweg der Königsau (Kongo-Aa) die Grenze bis zur östlichen Endstnie des Kirchspiels Hjortlund bilden. Von hier angefangen soll die Grenze diese letztere Endlinie und den Verlauf derselben bis zu dem Dorfe Skerken des Dorfes Oedsaf verspringenden Winkel und ferner der östlichen Grenze des Dorfes bis zur Gjels-Aa folgen. Den hier an sollen die östlichen Grenzen des Kirchspiels Sem und die südlichen Grenzen des Kirchspiels Seem, Ribe und Esterbyhied die neue Grenze bilden, welche in der Nordsee in gleicher Entfernung zwischen den Inseln Manoe und Roemoe fortzulaufen hat.

Eine Sprachenkarte Preußens. Für Oesterreich liegt bereits die große Sprachenkarte v. Czörnigs vor, und seit ihrem Erscheinen sind wiederholt eine Menge einzelner Karten erschienen, welche Detailangaben über die verwirrten ethnographischen Grenzen des polyglotten Kaiserstaates bringen. Für Preußen ist jetzt im Auftrage des statistischen Bureaus eine Sprachenkarte von Richard Böckh eine „Sprachenkarte vom preußischen Staat nach den Zählungsaufnahmen im Jahre 1861“ herausgegeben worden. Sie enthält die Theile Preußens, in denen neben der deutschen noch eine andere Sprache gesprochen wird; also die Provinzen Preußen, Posen, Schlesien, die beiden Lausitzen, einen Theil Pommerns und den Regierungsbezirk Malmedy. Der Maßstab der Karte 1 : 600,000 gestattete selbst die einzelnen Ortschaften zu berücksichtigen, und bei der Abgrenzung der Farben konnten alle Bevölkerungen von mindestens 25 Einwohnern berücksichtigt werden. Die Schraffirung der Farben zeigt uns das Verhältniß der deutschen Sprache zu den nichtdeutschen in den einzelnen Ortschaften an. Auch die Niederländer Preußens sind noch berücksichtigt worden; so wurden die Wenden der sächsischen Oberlausitz, die slavischen Völkerschaften in den angrenzenden österreichischen Kronländern und in Polen, sowie die romanische Bevölkerung im Westen der Rheinprovinz mit angegeben. Ganz Preußen zählt nach der Aufnahme von 1861 18,222,848 Einwohner, und darunter Deutsche: 15,718,656; Litauer: 137,401; Polen: 2,214,888; Tschechen: 58,880; Wenden: 82,232; Wallonen: 10,788. Bei der litauischen Sprache sind 414 kursch Nehrde eingeschlossen; die Kaschuben und Mazuren erscheinen mit unter den Polen; die wenigen Tschechen und Mähren wohnen im Kreise Leobschütz und in dem rechts von der Zinna gelegenen Theile des Kreises Ratibor.

Frankreichs Eisenbahnen. Ueber dieselben publicirt das französische Ministerium für Handel, Landwirthschaft und öffentliche Arbeiten einige interessante statistische Nachrichten. Im Ganzen waren im Jahre 1862 dem Verkehr in Frankreich 57,209 Kilometer zur Benutzung übergeben, die 2,009,735,007 Frcs. oder pr. Kilometer 34,962 Frcs. einbrachten. Die Einnahmen pr. Kilometer in den übrigen Ländern Europa's waren, wie folgt:

Großbritannien und Irland	. . .	40,417 Frcs
Sachsen	. . .	37,152 „
Oesterreich	. . .	33,709 „
Preußen	. . .	30,945 „
Belgien	. . .	29,712 „
Württemberg	. . .	27,000 „
Kleine deutsche Staaten	. . .	26,423 „
Rußland	. . .	26,045 „
Holland	. . .	26,038 „
Hannover	. . .	24,000 „
Italien	. . .	22,070 „
Baiern	. . .	21,737 „
Spanien	. . .	20,966 „
Dänemark	. . .	15,207 „
Portugal	. . .	12,861 „
Türkei	. . .	5,028 „
Schweden und Norwegen	. . .	4,383 „

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

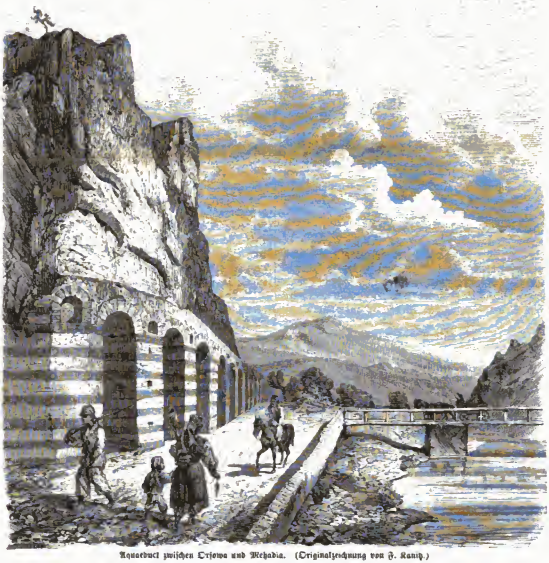
Digitized by Google

Von Baja bis Mehadia.

Reiseerinnerung von A. Leist.

Auf der Donau. — Schlachtfeld von Mohatsch. — Reisegesellschaft. — Der Franzenskanal. — Bukovar. — Sirmien. — Ilok. — Neusatz und Peterwardein. — Karlowitz. — Die Fruschka Gora. — Grenzergebiet. — Die Ufer der untern Donau. — Am eisernen Thor. — Golumbatsch. — Orsowa. — Die Skela. — Walachen. — Tschernathal. — Aquaeduct. — Die Herkulesbäder.

Es ist hier nicht jenes Baja gemeint, welches unweit Mehadia jenseits des Tschernaflusses in etwas nordöstlicher Richtung in der Walachei liegt. Auch nicht die in der Meldau liegende Stadt gleiches Namens, sondern die ungarische Stadt Baja an der Donau, oder vielmehr an dem Donauarme Schugawiza, welche in neuerer Zeit von den Diplomaten in die neuerrichtete serbische Wojwodschaft versetzt worden ist. Baja! lieblich tönt dein Name, und ammuthig



Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und freundlich bist du, mir aber als Vaterstadt doppelt werth und mit all den schönen Erinnerungen meiner Jugend unvergeßlich! —

Doch nur flüchtig lichtet sich diesmal meine Vaterstadt verühren, denn mein Reiseziel war das alte Mohadia mit seinen weltberühmten Herkulesbädern. Da der Wasserstand der Schnganwia sehr niedrig war, mußten sich die Passagiere zu der ziemlich entfernten „großen Donau“ begeben, wo das Dampfschiff zur Aufnahme der Reisenden bereit lag. Dies war unfern der Stätte, wo noch vor 100 Jahren das Dorf Pandur lag, welches nach Crusius den berüchtigten Panduren den Namen gegeben haben sollte, was aber nicht der Fall ist. Der ungarische Ethnograph Csaplovitsch, welcher das von der Donauüberschwemmung zerstörte Dorf nicht mehr vorfand, hat ebenfalls mit Unrecht sogar die einstige Existenz dieses Dorfes weggeläugnet und es ironisch in den Mond versetzt. Die Stätte, wo das Dorf lag, heißt noch heute „n Pandurnál“.

Rasch trieben die Räder das Dampfschiff auf den Wogen der breiten Donau abwärts; links lag die unübersehbare Ebene der getreidereichen Batschka, während am hohen rechten Ufer Weinberge aufstiegen, die in sanften, fast gleichmäßigen Conturen dahin flossen. Im Hintergrunde dieser Anhöhen ragte der Kegelberg von Harsány empor, der, weithin sichtbar, in dieser Gegend wohl den äußersten hohen Punkt der Alpen-Ausläufer bildet. Bei der großen Donauinsel unfern Mohatsch fuhr das Dampfschiff in den rechten Donauarm, weil die mit Fünfkirchen durch eine Eisenbahn verbundene Stadt Mohatsch ein wichtiger Landungspunkt ist. Dies ist der Ort, wo 1526 am 29. August Soliman die Große die Ungarn unter Tomory schlug, deren König Ludwig II. auf der Flucht im Sumpfe Csele das Leben verlor. Das ebene, aber von drei Seiten von Anhöhen rings umgebene Schlachtfeld war mir schon von früher her bekannt, und ich konnte wenigstens denjenigen Passagieren, die in später Stunde ihrem Wunsche, das verhängnißvolle Schlachtfeld zu besuchen, nicht mehr nachkommen konnten, einige Aufschlüsse und Schilderungen geben.

In der Gegend, wo die Ungarn die Niederlage erlitten haben, und wo der größte Theil der Gefallenen auch begraben liegt, steht gegenwärtig eine Kapelle, in welcher alljährlich am Jahrestage der Schlacht eine Gedächtnißfeier für die Gefallenen stattfindet und Predigten in magyarischer, raaischer und deutscher Sprache abgehalten werden. Die deutsche Predigt wird von den in Mohatsch ansässigen deutschen Handwerkern und von den in der Umgebung zahlreich wohnenden schwäbischen Colonisten besucht. Die an den Anhöhen gegen Süden und Westen weiterhin liegende schöne Ebene wird noch heute von den Bebanern Schakerische, d. h. die „Zeltstätte“, genannt, weil die Türken dort ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Der Sumpf Csele ist ausgetrocknet und existirt bei den Bewohnern der Gegend auch dem Namen nach nicht mehr; nur eine grabenartige Vertiefung ist noch vorhanden, welche im Frühjahre das von den Bergen kommende Schneewasser in die Donau leitet. Den Ort, wo der junge König im Sumpfe gefunden worden ist, bezeichnet kein Denkmal. —

Von der großen, feuchten mohatscher Donauinsel stiegen am andern Morgen dichte Nebel auf und lagerten sich dergestalt über den Strom, daß man nur wenige Schritte weit sehen und der Kormánnos am Ruder die Richtung des Schiffes nicht leiten konnte. Die Reisegesellschaft auf dem Verdeck harrte ungeduldig des Augenblicks, wo die Nebel verschwinden würden und die Fahrt wieder fortgesetzt werden könnte. Fast alle Völker der polyglotten Reiche Oesterreichs und der europäischen Türkei hatten hier ihre Vertreter und repräsentirten in den verschiedenen Fahrklassen alle Stände. Wie sehr oft, waren auch diesmal einige Engländer anwesend, welche, wie es schien, mit Lieblingsstudien beschäftigt, einen Ausflug nach dem Orient machten. Vorher wollten sie ebenfalls Mehadia besuchen, weil dort einige seltene Schlangen- und Viperuarten zu finden seien, wie dieselben und mit Bestimmtheit versicherten. Jedenfalls schienen sie in dieser Beziehung in unserem Vaterlande besser unterrichtet zu sein, als wir, die anwesenden Ungarn. Noch mehr Interesse, als diese Naturforscher, erregten zwei Hadschi oder türkische Pilger, die sich sehr bescheiden verhielten und nur auf Befragen nothdürftige Antworten in serbischer Sprache ertheilten. Sie hatten die Moschee in Ofen besucht, welche, aus der Türkenzeit herstammend, außerhalb der Stadt isolirt auf einer Anhöhe steht und den Türken noch immer ein heiliger Wallfahrtsort ist. Die beiden Hadschi bekannten, daß die weite Pilgerreise von einem wunderbaren Erfolge gekrönt worden sei, indem der jüngere Muselmann, um dessen willen die Pilgerschaft unternommen worden war, von seinem mehrjährigen Kopfleiden gänzlich genesen sei. Der Aufenthalt in gesunder Luft, die Reise und der Wechsel des Klimas waren in der That schon in mehreren solchen Fällen von erfolgreicher Wirkung, und die frommgläubige Zuversicht der Muselmänner in die ofner wundertätige Moschee ist noch keineswegs erschüttert worden. —

Die Sonne siegte endlich über die Nebel, das Dampfschiff rauschte schnell weiter, und wir kamen bald zur Mündung des Franzenskanals, welcher bekanntlich zwischen Theiß-Feldvar und Mouostorszeg die Theiß mit der Donau verbindet und auf abgekürzter Wasserstraße aus dem Banate den Getreidetransport vermittelt. Es ist dies der größte Kanal in der österreichischen Monarchie, denn seine Tragfähigkeit beträgt 8000 Centner, die kein anderer Kanal Oesterreichs erreicht. Die Länge dieses Kanals beträgt 14½ Meilen, die Breite 60 Fuß, und es können zwei Getreideschiffe ganz gut an einander vorbeifahren. Die Verschiffung beläuft sich auf drei Millionen Centner, größtentheils Getreide. Der ungarische Ingenieur Kis, welcher den Kanal gebaut, liegt an demselben begraben. Dieses Riesenwerk durchschneidet eine der gesegnetsten Gegenden Ungarns, die berühmte Batschka, und zu seinen beiden Seiten liegen große, schöne Dörfer, deren reiche Bewohner größtentheils aus Baden, Württemberg und dem Elsaß eingewanderte Deutsche sind.

Die Donau hatte bisher mit ihren verschiedenen Krümmungen einen südlichen Lauf; dort aber, wo sie das bedeutende Wasser der Dran aufnimmt, wendet sie sich allmälig südöstlich, indem die rechts sich erhebende slavonische Hügellandschaft ihr diese Richtung gibt. Die Gebirgszüge von Fünfkirchen, die große slavonische Gebirgskette mit der hohen Kuppe Kermdie, deren kolossaler türkischer Thurm in der Ferne wie ein Schornstein aussieht, werden nun durch das hohe Land unseren Blicken entzogen, und nur links schweift der Blick in die endlose ungarische Ebene, die dem vaterländischen Dichter Petöfi ein Sinnbild der Unterthänigkeit ist. Nicht sehr kultivirt sind diese ungarischen Niederungen, denn die häufigen Ueberschwemmungen wirken hier verwüstend, und manche Dörfer mußten weiter hinauf verlegt werden. Große Strecken sind mit Rohr bewachsen, nur von zahllosen Sumpf- und Schwimmvögeln bewohnt, zu welchen sich nicht selten der schöne Purpurreiher (Ardea purpurea) gesellt. Rechts thront auf einer steilen Kuppe die alte Burg Erdud, welche das Stammschloß der berühmten Familie Erdödi ist, und auf deren Gelände ein herrlicher Wein wächst. Ohne daß sich der Charakter der beiden Ufer verändert, erreichen wir Butowar, wo die Buka in die Donau mündet. Der schöngebaute Stadttheil Neu-Butowar wird von zahlreichen

Digitized by Google

Deutschen bewohnt, die meist vom Handwerke leben. An der Stelle, wo das Dampfschiff Halt macht, war das Ufer steil und hoch, ein schiefer Weg führte an den Uferabhängen hinauf auf den freien Raum vor dem katholischen Kloster, wo man eine weite Aussicht in die ungarische Niederung genießt. Das orientalische Kloster Begaán erblickt man in der dorfarmen Gegend. Auch Bukowár ist von Weinbergen umgeben, während das erste Weinland der Welt, das gegenüberliegende Ungarland, in dieser wenig Abwechslung bietenden Gegend gar keine Weingärten besitzt; natürlich, denn es sind hier nicht einmal niedere, wellenförmige Anhöhen vorhanden. Wer nur von diesen Punkte aus Ungarn sieht, darf kein vorteilges Urtheil über dieses sonst so schöne Land fällen, denn es gleicht hier so ziemlich der einförmigen von Röhricht und Weidengestrüpp bewachsenen bosnischen Niederung an der Save bei Brod, nur mit dem Unterschiede, daß die bosnische Gegend wenigstens im Hintergrunde mit dem hohen, dunklen Gebirge einen erhebenden Anblick gewährt.

Auch von Bukowar abwärts ist es nur das hohe slavonische Ufer, welches unser Auge mit einigen anmuthig zwischen Weinbergen gelegenen Dörfern vorzugsweise fesselt. Die Bevölkerung ist rechts und links vorherrschend serbisch; einige Dörfer sind auch von Deutschen bewohnt, und nur die hie und da anstauchenden ungarischen Namen der Ortschaften erinnern an die Thatsache, daß diese Gegend vor dem Einbruche der Türken von Magyaren bewohnt wurde. In diesem zwischen der Donau und der Save liegenden üppigen Landstrich, welcher unter dem Namen Sirmien bekannt ist, sind überall die Spuren der Römerherrschaft zu erblicken, und es gelang mir bei einem frühern Aufenthalte in dieser Gegend, zahlreiche römische Münzen zu sammeln. Nichts beweist mehr den Sinn der Römer für Naturschönheiten, als die Wahl ihrer Niederlassungen, welche gewöhnlich die reizendsten, meist an Gewässern liegenden Punkte einnahmen. Wo man hier im ehemaligen Pannonia inter amnes nur immer von der Schönheit einer Gegend ergriffen wird, kann man versichert sein, daß daselbst die Römer ihre mit Geschmack gewählten Wohnsitze gehabt haben. So kam es, daß dieser Landstrich mit der Hauptstadt Sirmium unter den Römern ein blühendes, städtereiches Kulturland war, welches, später von den Barbaren und Türken verwüstet, auch heute noch kein Schatten seiner frühern Herrlichkeit ist. Die rauhen, westlichen Gebirgsgegenden Slavoniens dagegen haben die Römer meist vermieden, und nur da, wo Quellen vorgefunden wurden, zeigten sie ihren Sinn auch für wildromantische Naturscenen.

Wir erreichten Scharengrad, wo die alte, halbverfallene Burg von dem steilen Bergkegel elegisch in die Donau niederschaut; einst der Sitz stolzer Ritter, horsten in ihrem Gemäuer nur Falken und Enten. Das unten in der Thalmündung liegende Dorf ist seines köstlichen Wassers wegen bekannt. Auch Neschtin liegt anmuthig zwischen Weinbügeln am rechten Ufer; aber einen überraschendern Anblick gewährt die alte Verpfestung Ilok, ungarisch Ujlak, welche auf dem Berggrat des hochaufsteigenden rechten Ufers liegt. Auf dem äußersten Vorsprunge des Berges liegt malerisch ein Kloster mit einem Rondel, welches durch seine Kühnheit imponirt. Die alte gothische Kirche, mit Ausnahme des Thurmes, welcher neuerer Schöpfung ist, ist noch gut erhalten und besitzt einige Merkwürdigkeiten. Der berühmte Mönch Johann von Kapistran, welcher bald nach der siegreichen belgrader Schlacht 1456 am 23. Oktober starb, wurde hier begraben, und man zeigt die kleine Zelle, wo der Heilige verschied und vorher von Johann Hunyady in der Krankheit besucht wurde. Ein schlechtes Wandgemälde in der erwähnten Zelle stellt diesen Besuch dar. Unter Laurentius Ujlaki, Herzog von Sirmien, war Ilok eber Ujlak in seiner schönsten Blüthe, wurde aber von den Truppen des ungarischen Königs Wladislaus II., gegen welchen Ujlaki rebellirte, belagert und eingenommen. Der letzte König von Bosnien, Stephanus, welcher ebenfalls aus dem Geschlechte der Ujlaki war, liegt in der iloker Kirche begraben, und es sind in Marmor ausgehauene Hautreliefs mit lateinischen Inschriften über der Ruhestätte angebracht. Die Mauern der Festung sind zum Theil noch gut erhalten und gewähren einen interessanten Anblick. Die Türken vom Heere Selimans des Großen haben in dieser paradiesischen Gegend furchtbar gehaust und viele Bewohner auf die grausamste Weise getödtet, wie dies im Necrologium des ilcker Klosters ausführlicher gesagt wird. Ilok, welches ein fürstlich Odescalchi'sches Gut ist, erzeugt einen vortrefflichen rothen Wein, voll Geist und Feuer, der aber im Auslande noch weniger als der benachbarte Karlowitzer bekannt ist. Bekanntlich hat ja Kaiser Probus, welcher ein geborner Sirmier war, in dieser Gegend die ersten Reben gepflanzt. Man hat in Ilok die Ueberreste eines Dianentempels gefunden, was für die Bedeutung des Ortes unter den Römern spricht.

Endlich gewinnt auch das linke ungarische Ufer an Bedeutung, denn schöne und bevölkerte Dörfer und Flecken dehnen sich nach der Länge am Ufer aus, welches fast mit der Oberfläche des Wassers verschwindet, so breit ist hier der Strom. Die Marktflecken Palanka und Futak präsentiren sich hinter einander mit ihren weithin sichtbaren schönen Kirchen und Thürmen; vor allen anderen Ortschaften aber imponirt endlich auf dieser Seite die bedeutende Stadt Neusatz, Novisad, eine der schönsten Städte des südlichen Ungarns und einer der Hauptsitze serbischer Intelligenz und Betriebsamkeit. Ein großes Gemisch von Sprachen hört man in den Straßen dieser jungen Handelsstadt, und sieben verschiedene Religionsgemeinden haben hier ihre Gotteshäuser.

Wenn man das rechte Ufer mit den weißschimmernden Kalkbergen bei Tscherewitz passirt hat, so erblickt man bald die hohe Bergfestung Peterwardein, das österreichische Gibraltar, welches sich Neusatz gegenüber auf einem schroffen Vorsprung der Fruschka Gera präsentirt. Peterwardein und Neusatz, welche mit einer Schiffbrücke verbunden sind, haben bezüglich ihrer Lage und Stellung viel Aehnlichkeit mit Ofen und Pest. Diese berühmte Festung soll aus drei Hauptwerken bestehen und viele unterirdische Gänge und Minen haben. Bekanntlich siegte hier Prinz Eugen im Jahre 1716 über die Türken. Auch diese schöne, dominirende Lage benutzten die Römer und bauten hieher die Stadt Bononia.

Nicht weit von Peterwardein liegt gleichfalls an der Donau die berühmte Stadt Karlowitz, wo im Jahre 1699 zwischen Türken und Oesterreichern der für die Türken nachtheilige karlowitzer Frieden geschlossen worden ist. Da unser Dampfschiff bei dieser Station übernachtete, hatten wir Abends noch Muße, einige Merkwürdigkeiten dieser schönzugelegenen, durch Kirchen und Gebäude sich auszeichnenden Stadt in Augenschein zu nehmen. Karlowitz ist das Rom der österreichischen Serben; es zeichnet sich durch mehrere schöne Kirchen der orientalischen Christen aus und ist der Sitz ihres Erzbischofs und Metropoliten, unter dem alle anderen Bischöfe der österreichischen Serben stehen. Berühmt ist auch Karlowitz durch seinen vortrefflichen Ausbruch, welcher unter den ungarischen Weinen die dritte Stelle einnimmt, denn er folgt nach dem tokayer und ménesicher Ausbruch. Mit Serbien und der europäischen Türkei treibt Karlowitz einen wichtigen Handel, welcher sich jedenfalls noch bedeutend heben wird, wenn die projektirte Eisenbahn von Semlin

Digitized by Google

nach Agram mit den Zweigbahnen nach Eſſeg und Brod ins Leben treten wird.

Bei Titel mündet das gelbliche Waſſer der bedeutenden, ſehr fiſchreichen Theiß in die Donau. Der Fiſchreichthum der Theiß iſt ſprüchwörtlich, denn man ſagt, daß ſie mehr Fiſche als Waſſer habe, und es iſt Thatſache, daß man in den Theißgegenden die Schweine oft mit Fiſchen füttert.

fiel. Das berühmte Gebirge der Fruſchka Gora fällt hier gegen die Donau ab. An den Abhängen dieſes gut kultivirten, eine Million Eimer Wein und eine ungeheure Menge Pflaumen erzeugenden Gebirges liegen 13 ſerbiſche Klöſter, deren Bewohner viel zur Kultivirung der Gegend beigetragen haben. Auch die minder kultivirten ſerbiſchen Berge zeigen ſich unſerm Auge mit einigen hervorragenden, ſchön-

Walachiſcher Typen aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Rechts erreicht man das alte Slankamen, ſo genannt von dem ſlaviſchen Fürſten Slan, welcher von den Ungarn in die Flucht geſchlagen worden iſt, und heißt alſo Slanſtein, und nicht Salzſtein, wie einige Geographen ganz irrig behaupten; es heißt auch das Salz im Südſlaviſchen „Sol“ und nicht Slan. Hier ſiegten die Oeſterreicher im Jahre 1691 über die Türken unter dem muthigen Köprili, welcher auch hier

geformten Kuppen, denn der Stromlauf hat eine ſüdliche Wendung genommen. Intereſſant und hiſtoriſch merkwürdig iſt hier das Land nach allen Richtungen hin. Hier war Acimincum, Taurunum und Sirmium, der Hauptwaffenplatz der Römer gegen die Dacier und Geten. Römiſche Steinbrüche, in welchen mehr als 600 Steinarbeiter und Künſtler unter den Augen des Kaiſers Diocletianus plaſtiſche

Kunſtwerke aller Art verfertigten und am „mons pinguis“ einen dem Sonnengott geweihten Tempel errichteten, ſind hier in der Nähe. —

Wir erreichen Semlin, welches den Mittelpunkt des

werkerſtande ergeben ſind. Am nordöſtlichen Ende von Semlin in der Nähe der Donau erblickt man die Ruinen des Schloſſes von Johann Hunyadi, welcher einſt hier ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen hat. Ueberraſchend iſt der An-

Walachiſche Trachten aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Handels zwiſchen Oeſterreich und der Türkei bildet, und wo wir auf den Straßen ſchon viele orientaliſche Geſtalten erblicken. Mitten unter der ſerbiſchen Hauptbevölkerung finden wir hier zahlreiche Deutſche, welche meiſt dem Handel

blick der rechts auf dem dunklen Felsberge liegenden Feſtung Belgrad mit ihren Minarets und großen Gemäuern. Die Save, welche hier mündet, iſt der dritte bedeutende Fluß, welchen die Donau während unſerer Fahrt aufgenommen hat.

Fünf Stunden unterhalb Belgrad ist Greçka, bekannt in der Geschichte durch die blutige Niederlage, welche die Kaiserlichen hier erlitten haben. Die Schönheit des Donaustromes fesselt fortwährend das Auge; das Gebiet des deutsch-banater Grenzregiments mit den Tschardaken der Grenzer erblicken wir links. Die Tschardaken sind hölzerne Wachthäuser, welche in gewissen, bald größeren, bald geringeren Entfernungen von einander in der Art aufgestellt sind, daß der Posten eines jeden Wachthauses seine beiden nächsten Nachbaren hören und beobachten und daher im Nothfalle auch unterstützen kann. Da die Tschardake auf hohen Eichenpfählen ruht, gelangt man mittelst einer Leiter in dieselbe, welche der wachthabende Grenzer zu seiner Sicherheit hinaufzieht. Die Grenzwache läßt keinen Menschen aus den türkischen Provinzen an den Punkten herüber, wo keine Kontumazanstalt besteht. Die Dauer des Aufenthaltes in der Kontumazanstalt wird je nach der Gefährlichkeit auf längere oder kürzere Zeit bemessen. Bekanntlich sind diese Vorsichtsmaßregeln wegen der Pest getroffen worden. In Pankschewa, welches der Hauptort des deutsch-banater Regiments ist, befindet sich eine solche Kontumazanstalt.

Sehr deutlich ist auf der schnellen Fahrt wahrzunehmen, wie die Kultur allmälig zurücktritt, und wie die Donauufer immer vernachlässigter und wilder werden. Noch immer ragt rechts der serbische Awala empor, während links die große, sandige Ebene von Weißkirchen sich zeigt, mit dem steilen banater Gebirge im Hintergrunde.

Nach einer Stromdrehung überraschen uns die Mauern und Thürme der Festung Semendria (Smederevo). Die Festung besteht aus 21 hohen, eckigen Thürmen, welche durch niedrige Mauern mit einander in Gestalt eines Dreieck verbunden sind. Der eigenthümliche, imposante Bau der Festung, sowie die reizende Lage derselben in einem von Bergen gebildeten Amphitheater machen diesen Ort zu einem der ansehnlichsten Donauansichten.

Während sich bisher das Dampfschiff meist in der Nähe des an interessanten Abwechslungen reichen rechten Donauufers hielt, nahm nun das Schiff, welches von Baja bis Semlin zwei Drittel seiner Paßagiere verloren hatte, die Richtung seiner Fahrt der ungarischen Militärgrenze entlang, wo wir die Tschardaken und die Wachtposten in ihrer bäuerlichen Tracht sehen und auch ihr Rufen hören konnten. In der weiten banatischen Niederung, die einst ein großer Binnensee gewesen ist, erblicken wir sonst keine beachtenswerthen Gegenstände, und es sind in der Nähe des Stromes nur die und da ärmliche Dörfer. Höchst interessant aber ist in östlicher Entfernung der schon wahrnehmbare Einschnitt, welchen der Durchbruch der Donau durch das banater und serbische Gebirge bildet. Früher mündete die Donau in den erwähnten Binnensee, und es gehörten Jahrtausende dazu, bis der überfluthende See endlich in allmäligem Ringen den ungeheuren Durchbruch in seiner gegenwärtigen Gestaltung gebildet hat.

Bei Uj-Palanka wird die Gegend auch auf der ungarischen Seite gebirgig, doch ist der Charakter der Ufer noch sanft; nur in der Ferne zeigen sich die siebenbürger Karpathen. Dem Fort Palanka gegenüber liegt das verfallene Fort Rama mit dem serbischen Städtchen gleiches Namens. Beide auf schroffen Vorbergen liegende Forts werden als die Thorwächter des berühmten und höchst interessanten Engpasses bezeichnet, durch welchen sich die Donau mit ihren Kataraktten, Felsenriffen, Wirbeln und Brandungen, und den wunderbaren Steingebilden, welchen die Phantasie der Menschen auch phantastische Namen gegeben hat, fast bis zu den Trümmern der trajanischen Brücke durcharbeiten muß. Allein nicht nur natürliche, sondern auch politische Hindernisse hat dieser gewaltige Strom, der dem deutschen Handelseinfluß unterworfen, Vermittler des Handels und Träger der Civilisation sein soll, zu überwinden, so daß die Donau noch lange nicht zu jener Bedeutung gelangt ist, zu welcher dieselbe als Pulsader für diese südöstlichen von Felswänden durchzogenen Länder Europa's berufen ist. Was die natürlichen Hindernisse des noch unlängst besonders stromaufwärts gefährlichen eisernen Thores anlangt, so kann seit den großen Felsensprengungen, welche von österreichischen Ingenieuren bei niedrigem Wasserstande der Jahre 1847, 1848 und später vollführt worden sind, dasselbe bei günstigem Wasserstande von den Dampfschiffen ohne Gefahr passirt werden. Vor diesen Sprengungen wurde die Donau nur bis Drenkowa mit Dampfschiffen befahren, wo dann umgeladen und die Fahrt auf ungarischen Ruderschiffen mit meist kräftigen dalmatischen Fährleuten bis Gladowa fortgesetzt werden mußte. Bei ganz niedrigem Wasserstande kann aber diese Donauenge, die auch unter dem Namen Klissura bekannt ist, wegen der emporstehenden Felsenriffe auch jetzt noch nicht von Dampfschiffen passirt werden. Auch die politischen Hindernisse hat die Donau zum Theil überwunden, denn nachdem die Reinigungsarbeiten der Sulina-Mündung unter Leitung des englischen Ingenieurs Hartley vollendet worden sind, ist der St. Georgskanal (Sedrilek Bogasi) von demselben Ingenieur in Angriff genommen worden, und es werden zur erwünschten Abkürzung des Kanallaufes Durchstiche gemacht. Die Kosten der Instandsetzung des St. Georgskanals werden auf 10 Millionen Piaster berechnet. Aus dem Schwarzen Meere laufen auch zahlreiche Seeschiffe durch die Sulina-Mündung ein, kommen aber selten über Rustschuk hinauf. Da diese Schiffe mit Segeln fahren, müssen sie natürlich bei widrigem Winde pausiren, während die ungarischen Donauschiffe stromaufwärts von Menschen oder Pferden gezogen werden.

Von Uj-Palanka bis Orsowa geht eine vortreffliche Straße, deren kühner Bau mit den höchst schwierigen Felssprengungen am schroffen Ufer und mit den zahlreichen über Felsenriffe und Klüfte führenden Brücken große Kosten und Arbeitskräfte erforderte. Dem hochsinnigen Patrioten Stephan Széchényi, der auch die ersten Sprengungen am eisernen Thore begonnen hat, ist auch dieses Kunstwerk zu verdanken, welches jenen Schöpfungen angereiht werden kann, die wir in Oesterreich am Semmering, am Franzenskanal, an der pester Kettenbrücke ꝛc. bewundern. Bei außerordentlichen Ereignissen, nämlich bei sehr niedrigem Wasserstande, bei Eisstopfungen und wenn im Winter die Donau wochenlang zugefroren ist, wird nun der Verkehr und der Waarentransport auf der Are durch diese Kunststraße vermittelt. —

Getrost und guten Muthes fuhren wir mit unserm Dampfer in das großartige Felsenthor, welches eigentlich erst bei Golumbatsch beginnt, ein. Die Thatsache, daß in der Klissura schon seit längerer Zeit keine derartigen Unglücksfälle vorgekommen sind, welche der Gefährlichkeit dieser, vor den ersolgten Sprengungen so gefährdeten Wasserstraße hätten zugeschrieben werden müssen, hatte selbst unseren wenigen Damen Muth eingeflößt, obgleich die Schilderungen einiger ältlichen, walachischen Bojaren, welche die Fahrt wohl schon zwanzigmal und auch in den verhängnißvollen dreißiger Jahren gemacht hatten, eher niederschlagend, als erheiternd waren. Doch auch diese Reden verstummten bald, denn die Großartigkeit der Gegend, welche Staunen und Bewunderung erregte, bildete den einzigen Gegenstand des begeisterten Gespräches. Die Golumbatscher Ruinen, aus neun durch Mauern mit einander verbundenen Thürmen bestehend, gehören zu den schönsten Donauansichten

Digitized by Google

und gewähren selbst in dieser erhabenen Landschaft einen imposanten Anblick. Noch ist die Donau ziemlich breit und schwimmt ruhig und majestätisch zwischen den steil sich erhebenden Felswänden dahin. Mitten im Wasserspiegel erhebt sich jetzt ein zackiger Felskegel, den ominösen Namen „das böse Weib“, „Babagaj“, aber auch den minder erschreckenden „Zuckerhut“ führend.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Golumbatsch sind die berüchtigten Mückenhöhlen, vom Wasser der Donau ausgespülte Felslöcher, in welchen die golumbatscher Mücken oder Fliegen entstehen und sich im Hochsommer oft in großen Schwärmen in der Umgegend und bis Mehadia hin verbreiten, einzelne Minder befallen und tödten. Menschenleer ist diese ungeheure, von Schluchten und wilden Thälern durchbrochene Kluft, nur von österreichischen Wachtposten bewohnt. Tschardaken gibt es hier nicht und die Mannschaften kampiren in Höhlen und Hütten, welche entweder am Ufer, oder wo dies nicht zulässig, am Rande des Felsens angebracht sind, und führen in dieser kalten und sterilen Gegend ein armseliges Leben. Wohl entzückt mich noch heute die Erinnerung an jene Wunder der Allmacht; aber das Verlangen, in jenen Schluchten für immer zu leben, trage ich nicht! — Dann und wann erblickt man wohl auch Fischerhütten an den Stellen, wo die Felsen zugänglich sind. Der Hausenfang, der auf der untern Donau bis Földvar hinauf betrieben wird, soll auch hier ergiebig sein. Bekanntlich kommen diese Fische aus dem Schwarzen Meere. Zwischen Passau und Orsowa hat ein Ichthyolog 77 Fischarten gezählt.

Kaum hat man den einst sehr gefährlichen Katarakt „Izlas“ passirt, so hört man auch bald das Rauschen der mit dem Felsenriff kämpfenden Fluthen der Donau. Unser Dampfschiff passirte die linke Seite des Stromes, wo die Felsenspitzen durch Sprengungen beseitigt oder doch vermindert worden sind. Diese Felsengruppe ist unter dem türkischen Namen Tachtalia bekannt. Weißaufschäumende Wellen bezeichnen die Stelle, wo die Stromschnelle in Wirbeln und Brandungen mit Ungestüm sich durch die querliegenden Klippen rauschend durchwindet. Tiefergreifend ist das Schauspiel, welches hier der Kampf und die Wuth des Elements gewährt. Und diese Klippen, über die jetzt der Strom schäumend dahin rauscht, oder jene hervorragenden Felsenspitzen, an welchen sich die wildtosenden Wogen brechen, waren sie nicht vor Jahrtausenden riesige Bergkolosse, die nur allmälig der niemals ruhende Binnensee durchspülte, und in abermal Jahrtausenden wird auch von diesen Klippen kein Steinchen übrig und der Lauf des siegreichen Stromes frei sein!

Hier ist die Stromstrecke wohl am engsten, und obwohl in dieser Enge die Donau das Wasser der 100 Flüsse und unzähligen Bäche ihres mächtigen Gebietes vereint hat, so ist doch der Wasserstand derselben manchmal in den heißen Sommermonaten so niedrig, daß auch an den Stellen, wo die Sprengungen erfolgt sind, die Klippen so sehr emporragen, daß die Dampfschiffe ohne Gefahr nicht fahren können, die Beförderung der Waaren auf trockenem Wege und die Fahrt auf dem Wasser nur mit Kähnen erfolgen kann. Allerdings ist dann auch das Strömen und Stürzen des Wassers ein viel geringeres.

Auf einer zwischen der Donau und der serbischen Felswand liegenden Ebene ist ein alter Friedhof, wo noch die Steine und Kreuze zu sehen sind, welche die Ruhestätte der einst hier Verunglückten bezeichnen. Das letzte große Unglück ereignete sich am 14. Mai des Jahres 1839, wo der größte Theil der aus Konstantinopel kommenden Dampfschiffreisenden hier in den tobenden Wellen ihren Tod fanden. Sie hatten bei Gladowa ihr Dampfschiff verlassen und machten die Fahrt auf einem großen Kahne, welcher, an einer Klippe anstoßend, mit seiner Last umschlug. Unter den 20 Verunglückten befand sich der österreichische Consul aus Saloniki, dessen Tod in seinem Heimathlande Oesterreich so große Sensation erregte. Dieser Unglücksfall hatte zur Folge, daß die österreichische Regierung das Projekt der Sprengungen wieder aufnahm und später bei begünstigendem Wasserstande auch zur Ausführung brachte.

Unterhalb dieses oberu eisernen Thores gelangt man in eine weniger wilde Gegend, wo der Strom ruhiger, aber ziemlich schnell dahin fließt. Natürlich hat hier die Donau das größte Gefälle zwischen Preßburg und ihrer Mündung, was aber im Vergleich zum Gefälle anderer Ströme doch nicht bedeutend ist, da auf der untern Donau durchschnittlich nur zwei Fuß auf die Meile kommen. Die größte Tiefe aber erreicht die Donau etwa eine halbe Meile unterhalb Tachtalia, wo sie abermals in eine Felsenge eintritt und eine Tiefe von 150 Fuß haben soll. Die Breite, welche bei Semlin 3000 Fuß beträgt, soll sich hier nur auf 400 Fuß belaufen, und der zwischen hohen Felsen eingezogte Strom scheint auch wirklich nicht breiter zu sein. Auch durch dieses eiserne Thor schießt der Strom besonders bei hohem Wasserstande mit reißender Gewalt. Die Benennung eisernes Thor ist von dem türkischen Demir-Kapi übertragen, und man bezeichnet in diesen Gegenden nicht allein die Stromengen, sondern auch schmale Gebirgspässe mit diesem Namen. Daher gibt es in der Türkei viele Demir-Kapi und auch die Ungarn kennen einige Vas-Kapu. — Sobald das Schiff das eiserne Thor zurück ließ, wurde die Donau allmälig breiter, und in dieser Stromweitung erblickt man die Insel Poretsch mit dem Städtchen gleiches Namens in reizender Lage, denn nur in geringer Entfernung umschließen diese Insel amphitheatralisch die hohen serbischen Berge. Secartig wird nun die im Hintergrunde von Bergen geschlossene Stromweitung. Unterhalb dieser Insel mündet die Poretsch in die Donau, und an der rechten Seite des Ausflusses liegen die Trümmer der alten Burg Poretsch.

Doch nicht sehr lange dauerte die Stromweitung, denn schon nach kurzer Fahrt erblicken wir abermals ein von senkrecht aufsteigenden Felsen gebildetes Thor in einer eben so malerischen, als großartigen Gegend. Wir fahren in den engen „Kessel“ ein, der von den Türken „Kasan“ genannt wird und sich ungemein in die Länge zieht. Auch in dieser Enge hat die Donau eine sehr bedeutende Tiefe, die aber sehr abweichend angegeben wird. Auch bei niedrigem Wasserstande ragen hier nur wenige Felsspitzen aus dem Wasser hervor, und die bei hohem Wasserstande verborgenen Klippen sind den Schiffern, Fährleuten und Lootsen sehr wohl bekannt. —

Wir traten aus dem „Kasan“ in ein breites, von allen Seiten ziemlich offenes Thal ein, welches uns im Abendsonnenglanze so entzückte, daß ein Ungar zu dem Ausrufe: „O möchte doch Orsowa noch hundert Meilen entfernt liegen,“ hingerissen wurde. Allein wir landeten sehr bald in Alt-Orsowa (Orschowa) und sagten den Weiterreisenden für immer Lebewohl. —

Wir haben schon oben auf die Bedeutung der durch die Felsen gehauenen neuen Kunststraße, welche Orsowa der Klissura entlang mit dem offenen Banate verbindet, hingewiesen; es darf daher auch nicht unerwähnt bleiben, daß auf dem rechten Donauufer auch schon die Römer unter den schwierigsten Verhältnissen und ohne Benutzung der heute von uns gekannten Kräfte durch und über die Felsen eine Straße gebaut haben, deren Spuren an vielen Stellen auch heute noch sichtbar sind. Eine Inschrift, welche unweit Orsowa,

Digitized by Google

Ogradina gegenüber, in einen Felsen eingemeißelt die Felsenarbeit der römischen Legionen verewigte, ist mit Ausnahme des untern unleserlich gewordenen Theiles noch ziemlich erhalten. Es ist aber in neuester Zeit auf höhere Veranlassung von österreichischen Ingenieuren mit großer Sorgfalt und Genauigkeit diese Inschrift abermals aufgenommen worden, und es hat sich hierbei der für die Wissenschaft glückliche Umstand herausgestellt, daß einzelne bisher nicht gekannte Buchstaben der untern Seite zum Vorschein kamen, andere Buchstaben aber mit den bisher aus Büchern gekannten nicht genau übereinstimmten. Gestützt auf diese Anhaltspunkte hat Herr von Arneth in Wien auch das Fehlende der Inschrift ergänzt. Die bisher bekannte Inschrift lautete:

IMP. CAESAR. DIVI. NERVAE. F.
NERVA TRAIANUS. AUG. GERM.
PONTIF. MAXIMUS. I. P.
PATER. PATRIAE. COS. P. P.
MONTI. D . . . . . BU
S . . . . ATI

Die beiden letzten Wörter hat v. Arneth ergänzt und eine neue Reihe hinzugefügt, wie folgt:

MONTI. ANFRACTIBUS
SUPERATIS VIAM
PATEFECIT.

Da wir leider diese Wörter nur aus dem Gedächtnisse wiedergeben, sind uns etwaige andere Verbesserungen v. Arneths nicht mehr erinnerlich.

Wie in allen slavonischen und ungarischen Städten an der türkischen Grenze ist auch in Orsowa eine Skela, das heißt ein Marktplatz, wo von den Oesterreichern Kauf- und Handelsgeschäfte mit den benachbarten Türken (so werden hier auch die Serben und Walachen genannt) abgeschlossen werden können, ohne daß Erstere nöthig haben, sich der zeit- und geldraubenden Contumaz zu unterwerfen. Es ist nämlich dieser Markt der Länge nach durch zwei Geländer dergestalt in zwei Theile getheilt, daß sich die Geschäftsleute, welche an den beiderseitigen Geländern einander gegenüber stehen, zwar gegenseitig besprechen, aber keineswegs sich berühren oder mit dem Kunstausdrucke: „sich vermischen" können. Zur größern Vorsicht ist der Standort der Türken ganz vergittert, und es haben Schildwachen und Reinigungsdiener ausschließlich darauf zu achten, daß keine Berührung stattfindet. Ein solcher umzäunter Marktplatz, in welchem gewöhnlich ein großer Holzschuppen steht, in welchem die Beamten fungiren, wird auch Rastell genannt. Das Wort Skela ist aus dem türkischen Eskeles entlehnt und bedeutet einen großen Kahn, wie solcher zu Stromüberfuhren gebraucht wird und im weitern Sinne die Ueberfuhre selbst. Da nun bei jedem Rastelle auch Ueberfuhren sind, so wird das Ganze auch mit dem Namen Skela bezeichnet. Die Deutschen in Ungarn nennen ein solches Fahrzeug eine Zille, was nichts anderes als eine Skela ist.

Da am folgenden Morgen Skela- oder Markttag war, verfügte ich mich zum Rastell, nicht etwa, um die schon oft gesehenen Manipulationen der Rastellbeamten mit Geld und Waaren zu sehen, als vielmehr das interessante Treiben der Völker zu beobachten und einige ethnographische Studien zu machen. Der Markt bot mir hierzu reichliche Gelegenheit, denn während auf der türkischen Seite Serben, Rumänen aus dem Fürstenthume, Türken, Zigeuner, Griechen, Juden und Zigeuner in ihren mannigfaltigen, meist malerischen Trachten sich zeigten und eine sehr lärmende Conversation unterhielten, waren auf unserer Seite walachische Landleute beiderlei Geschlechts nicht nur aus der banater Militärgrenze, wo wir uns befanden, sondern auch aus dem sogenannten Provinzial- oder temeser Banat in zahlreichen Individuen vertreten. Was die Typen dieser walachischen Landleute anbelangt, so bestätigt sich auch hier der Ausspruch, welchen der geistreiche Maler Daniel Leßmann über die Russen gefällt hat und der fast überall bei den halbkultivirten orientalischen Völkern seine Anwendung findet: „Sie haben alle gleiche Gesichtszüge, und es gleicht Einer dem Andern." Der geistige Ausdruck des Gesichts fehlt hier, denn die Verschiedenartigkeit der geistigen Thätigkeit, welche bei civilisirten Völkern die Mannigfaltigkeit der Typen bedingt, ist hier nicht vorhanden. Einförmig, wie die Thätigkeit der Seele dieser Menschen ist, spiegelt sich dieselbe auch in den Gesichtszügen ab. Der edle Gesichtstypus der Römer ist bei den Walachen, die sich stolz Rumäni und Nachkommen der großen Römer nennen, nicht mehr vorhanden, denn sie haben sich mit Daken, Goten und Sarmaten vermischt. Einst ein Kulturvolk in diesen Gegenden, aber meist nur sporadisch unter barbarischen Völkern vertheilt, haben die Rumänen im Verkehr und gemeinsamen Zusammenleben auch die Sprache dieser Völker erlernt und im Verlaufe der Zeit fremde Elemente in ihre römische Sprache aufgenommen. Hat doch Ovidius selbst im Exil die Sprachen der damaligen Donauvölker sich angeeignet, denn er sagt:

„Iam didici getica sarmaticoque loqui."

Und doch war er sonst auf diese Völker nicht gut zu sprechen, wie dies sein Ausspruch: „Nulla est truculentior gens Getis" hinlänglich beweist. Als im sechsten Jahrhundert die Gepiden die römischen Legionen zurückschlugen und die festen Plätze zerstörten, verbreiteten sich die römischen Colonisten, welche bisher meist nur die Städte bewohnten, nach allen Gegenden hin und schlugen ihre Wohnsitze auf. Ihre Sprache, obgleich zur lateinischen Pöbelsprache herabgesunken, war immerhin noch die Sprache der Bildung und behauptete sich als solche siegreich gegen die barbarischen Anwandlungen. Die Avaren, Magyaren und Slaven kamen, und von der römischen Herrlichkeit ist ein entarteter Volk zurückgeblieben, welches bis zur Gegenwart nur wenige historische Lichtblicke gezählt hat.

Das Gebiet, welches die heutigen Walachen oder, wie sie sich selbst nennen, die Rumänen, wenn auch nicht ausschließlich, bewohnen, erstreckt sich weit über die Walachei und Moldau hinaus und ist demnach ein sehr bedeutendes. Ein großer Theil von Siebenbürgen, des Banats, sowie der nordöstliche Theil von Ungarn sind von Walachen bewohnt. Die Bukowina und Bessarabien sind walachische Provinzen, und so groß ist die Achtung vor der Abstammung ihrer weichen und melodischen Sprache, daß dieselbe weithin auch von benachbarten Völkern gern gesprochen wird. In Macedonien, Bulgarien, Thracien und Albanien findet man walachische Ansiedlungen. Es zerfällt aber die walachische Sprache in zwei Theile, nämlich in die dacо-walachische oder rumänische, und in die macedo-walachische oder zinzarische, von welcher letztern Bojadschi in neugriechischer und deutscher Sprache die erste Sprachlehre (1814) herausgegeben hat. An rumänischen Grammatiken ist kein Mangel.

Orschowa ist eine blühende Stadt, in herrlicher, großartiger Umgebung. An einem mächtigen Strome gelegen und Stapelort des Handels zwischen zwei Kaiserreichen, hat es aber keineswegs jene Bedeutung, welche es haben müßte, wenn die benachbarten Völker in ihren Ansprüchen an das Leben nicht so sehr genügsam wären, daß sie außer den Bedürfnissen, welche sie selbst erzeugen oder verfertigen, fast gar keine anderen haben. Man braucht nur ein walachisches Fuhrwerk mit Gespann zusehen, und man hat einen Begriff von dem Kulturzustande dieses Volkes. Und doch ist der Walache der fanatischen Militärgrenze gegen seine römischen Stamm-

Digitized by Google

genossen in den Fürstenthümern und in Bessarabien weit voraus, so wie denn auch Orsowa mit deutschen Civil- und Militärbeamten und den hier zahlreich angesiedelten deutschen Handwerkern in diesem großen Gebirgswinkel als der äußerste Vorposten germanischer Civilisation zu betrachten ist.

Unweit Alt-Orsowa liegt auf einer Donauinsel die halbgeschleifte türkische Festung Neu-Orsowa, deren Besuch aber nur in Begleitung von Contumaz- und Reinigungsdienern gestattet ist. Etwa zwei Meilen unterhalb Orsowa ist die letzte Stromenge ebenfalls eisernes Thor, Demir-Kapi, Tachtalia ꝛc. genannt. Die Gefährlichkeit dieses Felsenriffs haben die Sprengungen der Oesterreicher ebenfalls vermindert, und die Schiffe passiren diese Bergschlucht ohne Gefahr. Weiter unterhalb, Gerneš gegenüber (wo sich eine römische Colonie befand), sind die Trümmer der berühmten Trajansbrücke, deren Besichtigung leider außer dem Zwecke unserer Reise lag. Diese Brücke passirten die aus Moesia kommenden römischen Legionen, um durch das Tscherusathal in das Herz von Daeien einzudringen und den kühnen Decebalus zu besiegen, welcher nach seiner Niederlage den freiwilligen Tod der Gefangenschaft vorzog.

Bei Orsowa verließ ich die hier so wundervolle Donau, um durch das merkwürdige Tscherna-thal Mehadia zu erreichen und später meine Rückreise über Temesvar anzutreten. Entzückt von der Erhabenheit der Gegend, die vor allen anderen Bergen der unweit der Tscherna-Mündung hochaufsteigende Alion beherrscht, legte ich meinen Weg meist auf Nebenpfaden der vortrefflichen Chaussee bis Schupanek (sprich Joupanek, französisch) zu Fuße zurück. Es war ein herrlicher Oktobermorgen, auf den aber ein sehr heißer Tag folgte. Das wildzerklüftete Kalkgebirge „die Klissura“ links lassend, setzte ich meinen Weg durch das Thal der Tscherna aufwärts fort. Die Tscherna entspringt am Berge Morarul und mit den Flüßchen Krajowa und Bellareka sich vereinend erreicht sie oft sehr bedeutende Anschwellungen. Links lag das Dorf Krivoiza, mit malerischer Aussicht in das Thal. Die Ordnung, welche überall in der österreichischen Militärgrenze herrscht, machte auf mich auch in Schupanek einen sehr wohlthuenden Eindruck, war auch im Gasthause nicht zu verkennen, und es muß die Einrichtung der Grenze von sehr wohlthätigem Einflusse auf diese Völker sein, wie wir ja auch schon oben angedeutet haben.

Etwa in der Mitte des Weges zwischen Orsowa und Mehadia und unweit des am linken Tscherna-ufer liegenden Dorfes Keraboneck sind die schönen Trümmer einer großartig angelegten Wasserleitung, welche von Einigen fälschlich den Römern zugeschrieben wird, während dieser Bau erst im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts von den Türken begonnen wurde, um dem Laufe der Tscherna, welche hier die Grenze zwischen Ungarn und der Türkei bilden sollte, eine andere Richtung zu geben. Auf diese Weise wollten dieselben in den Besitz der Herkulesbäder gelangen, was aber der erfolgte Friedensschluß vereitelte, wie dies Griselini in seiner Beschreibung des Banats behauptet. Es sind noch 11 Bogen dieses nie zur Vollendung gekommenen Aquaeduets vorhanden, welche in abwechselnden großen Schichten von Feldsteinen und rothen Mauerziegeln bestehen. Wie unser Bild zeigt, sind diese Bogen an eine schroffe Felswand angelehnt und sollen eine Höhe von 30 Fuß haben.

Immer höher und steiler werden die Felswände dieser ungeheuren Schlucht, und so öde und traurig auch die nackten, nur hie und da von Bäumen besetzten Felskolosse sind, so erquicken doch das Auge die Felder, Wiesen und Obstpflanzungen der walachischen Dörfer. Leider war die Obstzeit längst vorüber, und ich konnte von dem pomologischen Zustande dieses warmen Thales keinen Begriff bekommen; doch war das Spätobst, welches ich in Orsowa und Mehadia sah, sehr schön. Je mehr man sich Mehadia nähert, deste mehr nehmen die Kulturzustände zu, welche auch von zwei schönen Kettenbrücken angedeutet werden.

Zwischen steilen, senkrecht gespaltenen Bergen und südöstlich von dem Orte Mehadia liegt die Colonie der Herkulesbäder. Es sind hier einige hübsche Gebäude und Anlagen, welche das Grausig-pittoreske dieser in ihrer Art einzigen Gegend in anmuthiger Weise mildern. Diese berühmten Quellen sind wahrscheinlich schon den Daken bekannt gewesen, aber die Römer, welche diese Gegend zu Anfang des zweiten Jahrhunderts colonisirten, weihten dieselben dem Herakles und errichteten ihm hier Tempel und Altäre. Sieben Statuen des Herkules hat man hier gefunden, mehrere Votivtafeln, viele Münzen, Ueberreste von Bauten und Alterthümer aller Art, was Alles von dem Ruhm, Werthe und dem Ansehen zeugt, in welchem diese Bäder bei den Römern standen. Aber auch ihre Nachfolger wissen sie sehr zu schätzen, wenn auch die heutigen Rumänen weit davon entfernt sind, die heilspendenden Quellen mit plastischen Kunstgebilden schmücken zu können. Obgleich die Badesaison vorüber war, traf ich hier doch noch mehrere walachische Badegäste an, welche von der Herrlichkeit Mehadia's entzückt waren und mir die Belebung desselben während der Saison mit solch lebendigen Farben schilderten, daß ich dem Geschicke grollte, weil es mich zur Abwickelung meiner Angelegenheit nicht früher in jene Gegend rief. Allein, ich hatte des Schönen und Erhabenen auf dieser mir unvergeßlichen Reise so Vieles gesehen, daß ich auf das hiesige sehr bunte Badeleben wohl Verzicht leisten konnte, zumal ich die hier Heil oder Genesung suchenden Völker zum guten Theile anderweitig kennen gelernt habe. Daß die Thier- und Pflanzenwelt in der Umgegend von Mehadia höchst interessant und für Naturforscher anlockend ist, habe ich schon angedeutet, und ich habe in dieser Beziehung hier Vieles gesehen, was meinem Ausfluge auch wissenschaftlichen Reiz verliehen hat. Ob die ägyptische Lotusblume, welche in den warmen Quellen vorkommt, von den Römern hieher verpflanzt worden sei, wäre nicht uninteressant zu wissen; jedenfalls paßte dieselbe zu den Tempeln, Statuen und zu dem Blätterschmuck der Säulenkapitäler dieses großen Volkes sehr gut.

Das Bade- und Gasthauswesen ist in Mehadia nach deutschem Fuße eingerichtet, die Bevölkerung aber ist überall rein walachisch, und ich komme auf dieses Volk hier wechmals zurück, indem ich dem Leser dessen Tracht schildere. Die Hauptkleidungsstücke der walachischen Frauen und Mädchen sind wenigstens in der wärmern Jahreszeit die Pregatschen, eine Art Vorder- und Hinterschürzen aus Wollenzeug, mit breiter Einfassung und farbigen Mustern künstlich durchwebt. Auch ihre Hemden sind verschieden façonirt und künstlich durchstickert, wie dies auch bei den serbischen und schokazischen Frauen zu sehen ist. Den Spinnrocken (Furca) haben die walachischen Frauen gewöhnlich an der Seite und sie spinnen auch, wenn sie von einem Dorfe in das andere gehen, wie dies auch die slavonischen Frauen thun. Die walachischen Männer unterscheiden sich von den Ungarn und banater Serben in ihrer Tracht, besonders durch den breiten ledernen Gürtel, den erstere nicht tragen. Zur Charakterisirung der Walachen diene schließlich die Thatsache, daß alle Völker Ungarns mit Stolz auf diese Nachkommen der Römer herabblicken, und daß sie mit Ausnahme etwa der Ruthenen an Intelligenz und Kultur von allen anderen Völkern übertroffen werden und die ärmlichste Lebensweise führen.

Digitized by Google

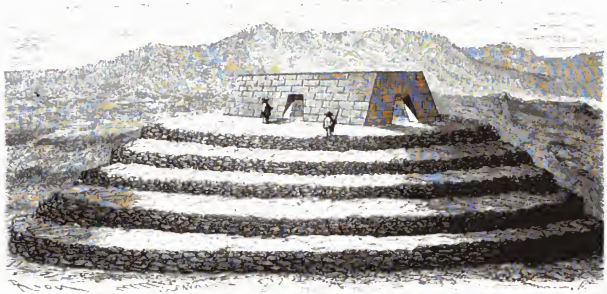
Aus Paul Marcoy's Reiſen im Innern von Peru.

I.

Die Region des Collao. — Bergbau. — Die Puna von Llalli. — Die Apachecteas. — Pucara und ſeine Jahresmeſſe. — Sicuani und der See Quellhuacocha. — San Pablo und San Pedro de Cacha. — Jahuar Pampa, die blutige Ebene. — Die ſogenannten Ruinen von Tinta; ein Tempel des Viracocha. — Gembayata und Tungalunca; zwei wunderthätige Crucifixe. — Wie man die Chicha bereitet. — Die alten Canas- und Canchis-Indianer, die Grauſamkeit der Spanier. — Arepia; ſchlechte Torten, eine Hexe und ein entſetzliches Nachtlager. — Das Dorf Andajes und die Quebrada de Cuzco.

Kein anderer Europäer hat das in hohem Grade merkwürdige Land Peru nach allen Richtungen hin in ſo gründlicher Weiſe kennen gelernt, wie gerade Marcoy. Seine Streifzüge umfaſſen einen Zeitraum von nicht weniger als 12 Jahren, 1848 bis 1860, und während derſelben kam er mit allen Klaſſen und Schichten der buntſcheckigen Bevölkerung in die genaueſte Berührung. Er verkehrte mit den Creolen in den großen Städten, mit den zahmen Indianern in den Dörfern, mit den Miſchlingen, welche unendlich zahlreicher ſind als die Weißen, und mit den wilden Indianern an den Zuflüſſen des Amazonenſtroms. Kein anderer Reiſender gewährt uns einen ſo genauen und tiefen Einblick in das Volksleben, ſchildert ſo gut die Sitten, Anſichten, Meinungen und Vorurtheile der vielfarbigen Menſchenmenge, welche man unter der Geſammtbenennung Peruaner zuſammenfaßt. In ethnologiſcher Beziehung ſind Marcoy's Arbeiten von entſchiedenem Werth; aber auch den pernanischen Alterthümern hat er beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und die Naturwiſſenſchaft erhält durch ihn manche Bereicherung. Ueberall tritt jedoch der Menſch bei ihm in den Vordergrund.

Wir haben ihn ſchon früher auf ſeiner Wanderung an der Küſte des Stillen Weltmeers, wo er in Zolay landete, durch die Hochwüſte nach Arequipa begleitet, dann dieſe reichtige Handelsſtadt und die alte Inkaſtadt Cuzco geſchildert (Globus III, 129; IV, 225; VI, 193), weilen ihm jetzt auf einigen ſeiner Streifzüge folgen und gleich ins Volle hineingreifen. Wir finden ihn unterwegs zwiſchen Arequipa und Cuzco, wo er in der kleinen Stadt Lampa, nördlich von Arequipa, zwiſchen dem 16. und 15. Grade ſüdlicher Breite eine Weile geraſtet hat und dann weiter nach Acopia aufbricht.



Tempel des Viracocha. (Nach einer Zeichnung von Rieu.)

Die Provinz Lampa nimmt einen Theil der kalten Plateauzegend ein, welche man als die Region des Collao bezeichnet, und hat einen Flächeninhalt von mehr als 600 deutſchen Geviertmeilen. Aber nirgends wächſt ein Baum oder auch nur ein Strauch auf den Hügeln oder in den Thälern und Schluchten, in welchen Gießbäche ſtrömen, die in den Titicaca-See münden. Auf dieſem weiten Raume ſind 43 Dörfer, oder richtiger geſagt, armſelige Weiler, und 108 Paſcanas, d. h. Schäfereien zerſtreut. Die Provinz hat 57,000 Einwohner und 400,000 Schafe, welche auf den gleichfalls baumloſen Ebenen hinlängliche Weide finden. Auf dieſen Flächen wächſt Moos und Jaragagras, und kleine Seen von ſtunden- oder meilenweitem Umfange ſind hier, wie überhaupt in den Provinzen des Collao, ſehr häufig. Schafe, Rindvieh und Alpacas gedeihen vortrefflich, ohne daß die Menſchen ſich viel um ſie bekümmern. Dieſe bereiten Butter, die in Blaſen aufbewahrt wird, Käſe in Geſtalt von Schleifſteinen, Seſſina, d. h. geräuchertes Schöpſenfleiſch; Fleiſch von Ochſen und Llamas, das ſie in lange Streifen ſchneiden und trocknen (Charqui),

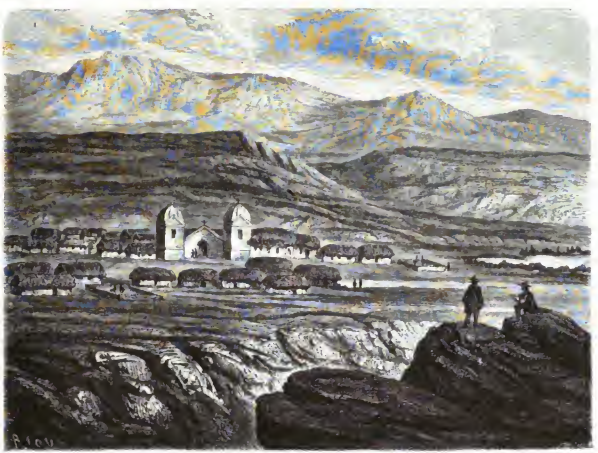
und gefrorne Kartoffeln (Chuño, wovon es dreierlei Arten gibt). Das sind ihre Handelsartikel; dazu kommt dann noch Schaf- und Alpacawolle, welche alljährlich von einigen Kaufleuten aus Arequipa abgeholt wird.

In früheren Zeiten war der Bergbau von Erheblichkeit, aber nun sind viele Gruben längst ersoffen, andere geben kaum noch den vierten Theil des frühern Ertrages. Es fehlt sowohl an Kapital wie an Arbeitskräften. Uebrigens finden die Indianer auch heute noch in den Gebirgsgegenden des Collao Fundstätten edler Metalle, kennen auch manche, die früher in Betrieb waren; sie hüten sich aber wohl, davon etwas verlauten zu lassen. Die Erinnerung an die früheren Qualen und Frohnden sind in ihnen noch lebendig.

Crucifix in der Kirche von Combapata. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

welcher eine wahre Todtenstille herrscht. Das Dorf Llalli besteht aus acht armseligen Hütten. Unterwegs begegnete dem Reisenden ein Postbote, ein Chasqui; er rannte sporenstreichs vor einem magern Gaule her, den er am Halfter nach sich zog. Auf dem Rücken des Thieres lagen zwei lederne Koffer, welche die Poststücke enthielten. Marcoy's Maulthiertreiber ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Sie sprachen, nach Landesbrauch, von Schnee und Kälte, von den halsbrechenden Wegen in der Sierra und dem Mangel an Lebensmitteln; dann tauschten sie ein Pfündchen Coca mit einander aus, empfahlen sich Gott, und der Chasqui trabte zu Fuße weiter.

Unweit von dem armseligen Weiler Umachiri kam der Reisende an einer Apacheetea vorüber, als



Dorf Combapata in Peru. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Von Lampa nach Pucara führt der Weg über die Puna von Llalli, eine moos- und grasbewachsene Einöde, auf eben einige indianische Llamahirten ihr Cocapfründchen aus dem Munde nahmen und als Dankopfer für Pachacamac gegen die

Digitized by Google

Steine werfen. Das Wort Apachetea bedeutet in der Quechuasprache Ort der Ruhe, da wo man anhält, und die Indianer bezeichnen auch den Friedhof so. Irgend ein Chasqui, Maulthiertreiber oder Llamadirt, der an irgend einer Stelle Rast hält, wirft aus Dankbarkeit für Pachacamac, den Schöpfer des Weltalls, einige Steine an den Weg hin. Nach Tagen, Wochen oder Monaten kommen andere Indianer an dieselbe Stelle und werfen ihrerseits einige Steine auf den Haufen, der solchergestalt im Fortgange der Zeit zu einer acht bis zehn Fuß hohen Pyramide anwächst; man füllt die Lücken mit nasser Erde aus, und sie erhält dadurch Festigkeit. Nachdem das Werk vollendet ist, pflanzt irgend Jemand das Zeichen des Kreuzes oben auf, welches dann und wann von Vorüberziehenden mit

bietes eine Festung aus Bodenschlamm, eine Pucara, und von diesem Pisedau sind noch einige schwache Spuren übrig. Das heutige Pucara besteht aus etwa 100 armseligen Hütten, die aus bloßem Lehm oder aus Tapias, geknieteten Backsteinen, aufgeführt sind; das Dach besteht aus dem Stroh, welches in der Cordillere wächst, und das die Indianer Ichu, die Spanier Jarava nennen.

Alljährlich im December wird in Pucara eine große Messe gehalten; sie ist, nebst jener von Vilque, eine der wichtigsten in Peru, und wird von vielen Leuten aus allen Landestheilen besucht. Die Handelsleute bringen zum Verkauf Maulthiere, Aechte und falsche Bijouterie, Porzellan, Steinzeug, Glaswaaren, Tuche, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Messerschmiedewaaren und alle möglichen kurzen

Maisfauen zur Chichabereitung. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Blumen aus der Steppe oder den Thälern geschmückt wird, zumeist weißen Lilien, Helieonien, Erithronen und Amaryllis. Die Apachetea trifft man sehr häufig, sie gewähren aber einen widerwärtigen Anblick, weil sie über und über mit Cocaprimchen, welche der Indianer aus dem Munde nimmt und als Tankopfer an die Steine wirft, bekleidet sind.

Ohne Unfall oder Abenteuer gelangte Marcoy nach Pucara, das im Gebiete der alten Avaviris-Indianer liegt. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts führte der dritte Kaiser von Peru, Inca Hoque Yupanqui, einen Unterjochungskrieg gegen diese Avaviris, welche an ihrem, von den Vätern ererbten Kultus der Berge und Höhlen festhielten und der Sonnenverehrung widerstrebten. Aber der Inka bezwang sie und baute an der Südgrenze ihres Ge-

Waaren. Von Buden kann in einer so holzarmen Gegend keine Rede sein; man behilft sich mit Baumwollenzelten, die bunt genug aufgeputzt werden. Es fehlt nicht an Spielbuden, Taschenspielern und Luftspringern, welche die Bewunderung der Indianer aus der Sierra erregen, und Abends verwandelt sich jede Hütte in einen Tanzsaal. Dieser Markt dauert zwei Wochen, und während derselben hört man in der sonst so öden, todtenstillen Puna nichts als Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, und die dumpfen Töne der Pututus, Ammonshörner, dann auch die melodischen Akkorde der Queyna und des Pinculle (zwei Arten von Flöten), und Geklimper auf der dreisaitigen Guitarre, Charange; diese besteht aus einem großen Kürbis und wird mit Saiten aus Katzendarm überspannt.

Von Pucara führte der Weg über Aguas Calientes, das

Digitized by Google

in der Nähe der Quelle des Huilcomayo liegt; Marcoy zog dem rechten Ufer dieses Flusses entlang und kam nach Sicuani, einer Stadt, die jetzt etwa 3000 Einwohner hat. In der Kirche hing einst eine silberne Lampe, die viele tausende von Piastern werth war. Ein Spanier, Joaquin Vitafre, hatte dieselbe der heiligen Jungfrau gestiftet, weil er dadurch Verfolgungen von Seiten der Inquisition und des Vicekönigs abzuwenden gedachte. Er war nämlich sehr reich geworden; die ihm gehörende Silbergrube von Quimsachata, unweit von den Quellen des Apurimac, hatte ihm ungeheure Ausbeute gegeben, und das war ein Verbrechen! Während des Unabhängigkeitskrieges wurde die silberne Lampe in die Münze getragen und durch eine kupferne ersetzt.

Unweit von Sicuani, nach Osten hin, liegt auf Bergen, die man gewöhnlich, aber ohne Grund, als die Ruinen von Tinta bezeichnet, wahrscheinlich weil die Provinz Canchis früher mit der benachbarten Provinz Canas das spanische Corregimiento di Tinta bildete. Die Geschichtschreiber der Conquista behaupten, daß Viracocha, oder richtiger Huiracocha, in der Mitte des 14. Jahrhunderts hier einen Tempel gebaut habe, und knüpfen daran eine Sage. Jenem achten in der Reihe der Incas erschien im Traume ein Greis mit langem Bart und fliegendem Gewand; er hatte einen bezauberten Drachen. Der Prinz hütete gerade damals die Heerde seines Vaters. Die Geschichtschreiber geben die Größe dieses Tempels verschieden an; nach Garcilaso de la Vega war er etwa 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, das Innere war ohne Schmuck; dort lag ein großer

Ein Nachtlager in Acopia. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

würfelförmiger Stein von schwarzem Porphyr, und auf diesem stand die Statue des Greises, welchen der Inca Viracocha im Traume gesehen hatte. Die Spanier, brutal wie immer, zertrümmerten Stein und Standbild, weil sie Schätze darunter vermutheten. Von dem Tempel stehen heute nur noch die etwa 20 Fuß hohen Seitenmauern mit neun Thüröffnungen.

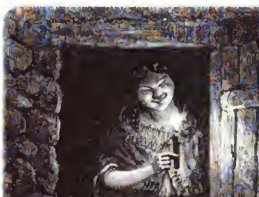
Von St. Peter und St. Paul gelangt man in höchstens zwei Stunden nach Combapata, einem Dorfe von etwa 60 Feuerstellen, das in keiner Geographie und auf keiner Karte verzeichnet ist. Es hat aber eine recht nette, saubere Kirche und in dieser ein Christusbild, das ein Bildhauer aus Huamanga angefertigt hat. Dieser Jesus von Combapata steht auf dem Hauptaltar und ist in hohem Ansehen, denn er wirkt viele Wunder, macht Blinde sehend,

höhen die Laguna de Quellhua, oder besser Quellhuacocha, ein wunderbar herrlicher See von drei deutschen Meilen Umfang, flüssiger Saphir von schneebedeckten Cordillerengipfeln überragt und mit Totoras, dem großblätterigen Schilfrohr, grün eingesäumt. Dieser Andes-See liegt ganz rubig und durchsichtig da, und nie ist sein Wasser von einem Nachen befahren worden.

Ein paar Meilen nördlich von Sicuani liegen die beiden armseligen Weiler San Pablo und San Pedro de Cacha. Unweit des letztern stehen alte Ruinen, und in der Nähe erhebt sich der jetzt erloschene Vulkan la Riacha, oder besser Raichi. Unweit von demselben, auf der Yahuar pampa, d. h. Blutebene, weil der Inca Huiracocha dort seinen lasterhaften Vater Yahuar Huacac besiegte, liegen die weithin sichtbaren Trümmer eines alten Gebäudes,

gibt Tauben das Gehör wieder und macht Stumme redend. Als im vorigen Jahrhundert die Jesuiten aus Peru vertrieben wurden, strömten blutige Thränen aus seinen gläsernen Augen, und dasselbe Wunder fand 1821 statt, als der spanische Vicekönig la Serna Peru zu verlassen gezwungen war. Aber auch das benachbarte Dorf Tungasuca hat ein wunderthätiges Christusbild, Unseru lieben Herrn d'Añaipampa. Dieser macht, daß die Frauen fruchtbar werden, heilt unheilbare Krankheiten und behütet das liebe Vieh vor der Klauenseuche; auch er vergießt zuweilen blutige Thränen. Nun ist unter den Pfarrkindern der beiden Sprengel schon seit alten Zeiten ein grimmiger Haß über die beiderseitigen Vorzüge ihrer Christusbilder entstanden, der unaufhörlich fortdauert. Die von Combapata äußern sich mit Nichtachtung über das Bild zu Tungasuca und umgekehrt, und bei Kirchenfesten, wobei es ohne Rausch nie abgeht, prügelt man sich zu Ehren des Herrn weidlich ab.

Combapata ist noch berühmt wegen der Chicha, welche dort bereitet wird. Man weiß jetzt sehr genau, wie dieses Lieblingsbier bereitet wird, das hier an Klarheit und Blume dem spanischen Manzanilla-Claretweine ähnelt. Die Sache ist zwar nicht gerade delikat, wir können aber nicht umhin, sie zu erzählen. Ich bin, sagt Marcoy, oftmals vor einer Chicheria stehen geblieben. Dort saßen alte Männer und Frauen und kauten Guñapo, das heißt Mais, den man vorher hat keimen lassen. Dieses Verfahren schreibt sich von den alten Aymaras her und ist auch noch heute zu Gochabamba in Hochperu gebräuchlich. In Combapata konnte ich es in aller Muße beobachten. Alte Leute beiderlei Geschlechts sitzen um einen Haufen Mais herum, jeder nimmt eine Hand voll, steckt sie in den Mund, kaut so lange darauf herum, bis er hinlänglich zermalmt ist, speit ihn dann in seine Hand und legt ihn auf ein Stück Leder. Von dort wird er dann fortgenommen und in den Braukessel geworfen.



Eine Huarmipamputrunacuna. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Lange bevor die Incas in Peru erschienen waren, wohnten zu beiden Seiten des Huilcamayu zwei Indianervölker, die Canas im Norden, die Canchis im Süden und Osten. Sie haben zusammen nicht über 25,000 Köpfe gezählt und standen unter ihren eigenen Curacas oder Häuptlingen. Beide lebten in bitterer Feindschaft. Die Canas stammten aus der Sierra Nevada, aus der Gegend des Vulkans Nacchi, aus dessen Eingeweiden sie hervorgegangen sein wollen, denn Cana bedeutet im Quechua Stätte des Brandes, Feuerheerd. Die Canchis hatten ihre alte Heimath in der Gegend von Arequipa, also in einer mildern Gegend; Cancha bedeutet eine eingehägte Stelle, Garten. Die Canas, ein finsteres, schweigsames und jähzorniges Volk, widerstanden vier Jahrhunderte lang den Incas und unterwarfen sich erst, als die Tochter ihres Häuptlings, Atun Cana, sich mit Huayna Capac vermählt hatte; die Canchis waren schon viel früher bezwungen worden.

Torten-Verkäuferinnen in Arequipa. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

Dann kamen die Spanier und bildeten, wie schon oben erwähnt, aus dem Gebiete der beiden Völker den Verwaltungsbezirk Tinta. Diese kräftigen Indianer wurden von den christlichen Barbaren ganz unbarmherzig ausgebeutet. In jedem Jahr erschienen spanische Beamte, um von Staats wegen je den zehnten Mann abzuholen. Die Ausgehobenen mußten sich vor der Kirche versammeln, um einer Messe beizuwohnen, für welche sie den Geistlichen zu bezahlen hatten. Dieser nahm ihnen, nach beendigtem Gottesdienste, den Eid der Treue und des Gehorsams gegen den König von Spanien ab, besprengte sie mit Weihwasser, hieß sie mit Gott gehen und wandte ihnen den Rücken. Dann trieb man sie fort nach Caillloma, Carabaya oder Potosí, wo sie in den Silbergruben frohnden mußten. Sie arbeiteten dort in den die Indianer, und es kostete die Spanier große Mühe, diesen Aufstand zu dämpfen. —

Von Combapata aus ritt Marcoy nach Acopia, das auf der linken Seite des Huilcomayo liegt, in der Provinz Quisquipanchi. Sie zählt kaum 40,000 Einwohner, und unter diesen viele wilde Indianer, die am Rande der Wälder und an den Flüssen wohnen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gründete Manco Capac die Hauptstadt Cuzco und unternahm Kriegszüge gegen die Völker des Collasuyu. Suyu bedeutet im Quechua Richtung, Himmelsgegend. Er theilte sein Reich in vier Regionen: Chinchasuyu, Nord, Collasuyu, Süd, Antisuyu, Ost, und Cuntisuyu, West. Der Gesammtname für das Reich, welches wir heute Peru

Eine Alpaca-Heerde in der Quebrada de Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Vocaminas und Socabaas, Schächten und Stollen. Bei ihnen, die an freie, frische Luft gewöhnt waren, stellte sich in Folge der Gasausströmungen bald eine Art Asthma ein, das Chacco, welchem die meisten schon vor Ablauf des ersten Jahres erlagen. Aber was that das? Der Menschenzehnte wurde ja regelmäßig erhoben und lieferte immer neuen Nachschub.

Das währte so volle zweihundert Jahre lang. Dann legte die spanische Regierung den Bewohnern von Acoancha in der Provinz Canas eine höhere Abgabe auf, die in Goldstaub bezahlt werden sollte. Darüber ergrimmten sie und gossen dem Steuereinnehmer flüssiges Gold in den Hals und zogen dann aus ihrem Dorfe fort. Tupac Amaru, Kazike von Tungasuca, hängte mit eigener Hand den Corregidor von Tinta auf, weit und breit erhoben sich

nennen, war zur Incazeit Tahuantisuyu. Auf einem Flächenraume von etwa 300 deutschen Geviertmeilen lebten damals verschiedene Völker: die Quechuanchis, Muynas, Ures, Quehuares, Cavinas und Ayamarcas. Der Inca unterwarf sie, lehrte sie Hütten bauen, bewog sie, sich in etwa 40 Dörfern anzusiedeln und den Sonnen-Kultus anzunehmen. Die Häuptlinge machte er zu Edelleuten seines Reiches. Dadurch erhielten einige das Vorrecht, das Haar so zu stutzen, daß es auf der Stirn eine gerade Linie bildete; andere durften es so lang als möglich herabhängen lassen; wieder andere durften den Ohrzipfel so lang herabziehen, daß er fast die Schulter berührte, und noch andere bekamen das Vorrecht, diese Ohrzipfel zu durchbohren und durch die Löcher Binsen, oder ein Stückchen Holz, oder ein Büschel buntfarbiger Wolle zu stecken. Die Spanier, selber

Digitized by Google

vom Satan des scheußlichsten Fanatismus beseſſen, ſchnitten den Curacas, Verſtehern der Dörfer, das Haar ab, weil ſie darin Heidenthum witterten, und die unter den Söhnen der Sonne glücklichen Indianer wurden unter den ſogenannten Chriſten grenzenlos elend.

Doch wir wenden uns nach Acopia, das eine geſchützte Lage und deshalb ein verhältnißmäßig ſo mildes Klima hat, daß man dort kein Eis kennt. In dieſem Neſte hatte Marcoy einige Abenteuer. Als er in die Stadt einritt, ſah er vor einem der erſten Häuſer zwei Indianerinnen ſitzen, vor denen Holzbänke mit Schüſſeln ſtanden; auf dieſen lagen paſtetenartige Torten. Freilich waren dieſe mit Staub bedeckt, aber der Reiſende hatte einen leeren Magen, ſtieg ab, und biß gierig in den vermeintlichen Leckerbiſſen. Aber ſchon den dritten Biſſen konnte er nicht hinabſchlingen, denn aus der Paſtete fielen ſchwarze Oliven, Zwiebelſchnitten, Käſeſtücken, Blätter von Krauſemünze heraus, und dazu eine Brühe von zerlaſſenem Zuckerkaud und Schweinsfett! Das mag für den Magen eines Indianers ganz gut ſein, aber einem Europäer wollen die Torten von Acopia nicht munden. Die Indianerinnen gebärdeten ſich ſehr zornig, als Marcoy die Delikateſſe ſeinem Maulthier in den Mund ſchob.

thiertreiber, warf dabei einen zugleich ängſtlichen und zornigen Blick und rief der Frau die Worte zu: „Schert Euch zu allen Teufeln!“ Sie blies das Licht aus und ſchlug die Thür zu.

Nun erzählte man, ſie ſei eine gefährliche Hexe, die in des Teufels Solde ſtehe und den guten Chriſten Fallen ſtelle; ſie ſei, hieß es, eine Huarmipampayrunacuna.

Das mochte ſein oder nicht ſein, die Hauptſache war, ein Nachtquartier zu finden. Das gelang endlich in dem Hauſe, oder beſſer geſagt, in der Hütte zweier wohlbeleibten Frauen, die eben einen Keſſel auf dem Feuer hatten und Chicha brauten. Als Marcoy eintrat, ſteh ein Rudel Meerſchweinchen aneinander. Dann zahlte er vier Realen und erhielt dafür Erlaubniß, ſammt ſeinem Diener ſich ein Nachtlager zu bereiten. Darauf kochten ihm dieſe beiden Damen, Bibiana und Maria Salome, ein Abendeſſen, und während dieſer Zeit bereitete ſich Marcoy ſeine Schlafſtelle, indem er einen Bindfaden quer durch die Hütte zog, allerlei Frauenröcke und Tücher darüber hing, um eine Art von Verhang herzuſtellen, und dann ſeine Mäntel und Decken zur Herſtellung einer Art von Bett benutzte.

Nachdem er das dürftige Mahl geweſſen, legte er ſich

Das Dorf Andozes. (Nach einer Zeichnung von Mou.)

Inzwiſchen war die Abenddämmerung heran gekommen. Der Reiſende ritt im Ort umher und ſuchte ein Unterkommen. In mehreren Häuſern war er kurzweg abgewieſen worden. Da wurde neben einem Schafſtall die wurmſtichige Thür einer Hütte geöffnet, und heraus trat eine Frau, die zwiſchen Daumen und Zeigefinger ein Licht hielt. Sie beantwortete den Gruß freundlich und lächelte, ſo anmuthig ſie konnte. Auch war ihr Haar ſorgfältig gekämmt, was in Peru bemerkt zu werden verdient. Sie trug ein weißes, mit Roſaband eingefaßtes Tuch über Bruſt und Schulter.

„Guter Herr, was ſucht Ihr um dieſe Stunde hier?“

„Ein Unterkommen und ein Nachteſſen.“

Sie wollte eben bemerken, daß beides bei ihr zu finden ſei, als Marcoy's Führer und Maulthiertreiber ſich in die Sache miſchte und einige warnende Worte fallen ließ. Gleichzeitig waren die Nachbarn vor ihre Thüren getreten und lachten, als der Fremde von ſeinem Maulthiere ſtieg. Man ſprach, ſie ſei eine Hexe, und ſie entgegnete, daß die Leute Schurken ſeien. Dem Reiſenden ſagte ſie: „Meine Nachbarn ſind böſe Menſchen und mißgönnen mir das liebe Brot, weil ich nicht von hier gebürtig bin. Aber tretet doch näher, lieber Herr.“ —

„Thut das um Gottes Willen nicht,“ rief der Maul-

nieder, ſchlief bald ein, erwachte aber, als ihm etwas Verdächtiges über das Geſicht lief. Er ſprang auf und rief: „Hier ſind Ratten!“ Die eine Frau ließ ſich vernehmen: „Der Herr hält unſre Meerſchweinchen für Ratten.“ — „Haben eure Meerſchweinchen auch Schwänze?“ — „Der Herr hat gewiß einen ſehr feinen Schlaf!“ Dabei lachten die beiden Chicheriás, beſonders als der weiße Mann auch über Flohſtiche zu klagen anfing. „Bah, wie kann der Herr ſich daraus etwas machen? Flöhe hat in der Sierra Jedermann, gleichviel ob reich oder arm. Es iſt mit den Flöhen wie mit dem Tode, Keiner kann ihnen entrinnen.“

Erſt gegen Morgen kam Schlaf in die Augen des Vielgeplagten; als er dann ſpät erwachte und ſeinen Taſchenſpiegel zur Hand nahm, fand er, daß ſein Geſicht bleich und doch geſchwollen war, und am ganzen Leibe war er roth gefleckt wie eine Forelle.

Von Acopia aus ritt Marcoy über Tungaſuca nach der ſogenannten Quebrada de Cuzco. Es war zu Ende des Decembermonats, in der Cordillere begann der Sommer, und überall ſproßten Liliaceen aus der Erde. Die Quebrada de Cuzco, welche von den Indianern gewöhnlich als Atunquebrada, die Hauptſchlucht, bezeichnet wird, windet ſich durch eine doppelte Bergkette, die zwiſchen Acopia und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Andajes beginnt, zwischen 50 bis 500 Meter breit und etwa 20 Wegstunden lang ist; dann und wann trifft der Reisende in ihr einen See oder ein Dorf. Sie hat wegen ihrer eigenthümlichen Gestaltung ein verhältnißmäßig mildes Klima, und im Sommer steigt die Wärme bis auf 20 und 22 Grad. Dann zergeht der Schnee im Gebirge, und die Gießbäche, welche alle dem Huilcomayo zuströmen, befruchten das Land.

In dieser Quebrada liegt das Dorf Andajes, das weit und breit wegen seiner Morcillas bekannt ist. Diese Würste sind allerdings annehmbarer als die Torten in Acopia; sie bestehen aus Speck, Schöpsenfleisch, Pfeffer, Zimmt und Erdnüssen, welche letztere von den Eingebornen Mani genannt werden.

Andajes besteht aus etwa 40 Hütten und hat — es ist wirklich wahr, — eine Schule. In der Schankwirthschaft der Pulperia wurden Talglichter, Liköre und Gewürze feil geboten; hier war also schon ein hoher Grad von Civilisation. In der Nähe liegen Steinbrüche aus den Zeiten der Inkas, und die Umgegend ist reich an hübschen Pflanzen. Ein Dorfbewohner sagte dem Reisenden: „Hier ist der Huaranhuay, dessen Wurzeln und Brennstoff geben; da der Puquincho, mit dessen Blumen die Frauen ihre Kleider und Tücher gelb färben. Sieh hier die Parschuayta, sie gibt eine violette Farbe, und die Ayrampu dort eine rosenrothe. Der Marsil da vertreibt das Fieber, und der Pilli hilft gegen den Husten. Hier hast du die Amancaës, welche von den Spaniern Lilie der Inkas genannt wird (Narcissus amancaës); die Queratica heißt bei ihnen: „Speichel unserer Lieben Frau.“ Er nannte noch eine Menge anderer Pflanzen und pries besonders die Ariströmerien, deren verschiedene Arten in jener Gegend wachsen.

Hier verlassen wir unsern Reisenden, welchen wir schon früher auf seiner Wanderung durch die Quebrada über Urcos nach der Hauptstadt Cuzco begleitet haben. In einem folgenden Artikel werden wir nach seinen Aufzeichnungen einige charakteristische Züge aus dem Leben und Treiben des Volkes schildern, welches jetzt die alte Capitale der Inkas bewohnt.

Der südwestliche Theil von Ceylon.

(Hierzu ein Stahlstich: Der Kaluganga, nach einer Originalzeichnung von H. v. Königsbrunn.)

Von **Ludwig K. Schmarda.**

II.

Reisbau. — Zimmtkultur. — Mischlinge. — Straßen. — Der Kaluganga. — Wälder. — Thierleben. — Die Landblutegel.

Im Norden der Insel hat der Reisbau schon vor vielen Jahrhunderten in Folge der verwüstenden Einfälle der Malabaren aufgehört und ist später unmöglich geworden, da die dünne Bevölkerung nicht mehr im Stande war, das alte Irrigationssystem wieder herzustellen. Dieses bestand in großen oft seenartigen, künstlichen Wasserbehältern, die mit hohen Steindämmen eingefaßt waren, und in denen sich zur Regenzeit das Wasser ansammelte oder aus den angeschwollenen Flüssen zugeleitet wurde. Aus diesen Tanks entsprang ein System von Bewässerungskanälen, die theils hart gekrümmt, theils mit Schleusen versehen waren. Unter dem König Prakrama, der im 12. Jahrhundert regierte, hatte das künstliche Bewässerungssystem schon den Höhepunkt erreicht; aber durch Zerstörung der Dämme sind die alten Tanks theils trocken gelegt, theils in Sümpfe verwandelt worden. Die Anlage dieser Bauten ist so großartig, daß das heutige verkommene Geschlecht die Conception nicht der höhern Einsicht ihrer Vorfahren, sondern Dämonen zuschreibt.

Aber auch im Süden, wo der Ueberfluß an Wasser während des ganzen Jahres die Errichtung großer Tanks nicht nothwendig gemacht hatte, ist die Reisproduktion eine ungenügende. Hier leidet sie unter dem Druck hoher Abgaben, deren Erhebung von der Colonialregierung verpachtet ist und die von den Pächtern als Naturalzehnt eingehoben werden. Dies führt einerseits zu veratorischen Maßregeln, andrerseits zu Verheimlichung. Während die Engländer in Europa das Freihandelssystem predigen, besteuern sie die Einfuhr fremden Reises mit 50 Procent, angeblich um den Reisbau trotz der üblen Conjuncturen im Innern möglich zu machen. Bis jetzt hat dieser hohe Schutzzoll der Landwirthschaft nicht aufgeholfen, da er eine nach zwei Richtungen verfehlte Maßregel ist. Soll die Insel ihren Bedarf decken, so muß die Regierung mit einer Steuerreform und der Wiederherstellung der alten Tanks beginnen. Seit drei Jahrhunderten ist Ceylon im Besitz europäischer Völker gewesen, welche drückende Monopole auszubeuten suchten, ohne die Interessen der Eingebornen im Auge zu haben. Seit einem Vierteljahrhundert hat England auf allen Punkten seine Colonialpolitik geändert, aber in Ceylon ist noch außererordentlich viel zu thun übrig, und das Absenden von beinahe gänzlich unfruchtbaren Missionen wird von den Singhalesen nicht als Ersatz für die Vernachlässigung der Nationalwohlfahrt angesehen.

Die Reissaaten sind nach Geschmack, Ertrag und Vegetationsperiode sehr verschieden. Die letzte variirt von zwei bis sieben Monaten. Die Arten mit kurzer Vegetation werden in den wasserarmen Gegenden des Nordens und Ostens kultivirt. Wo hinreichend viel Wasser sich findet, werden Sorten mit längerer Vegetationsperiode gebaut, welche in der Regel auch die ergiebigeren und wohlschmeckenderen sind. Der Anbau findet nicht allein im Tiefland, sondern auch im ansteigenden Hügelland statt, welches terrassirt wird, so daß das von den Höhen fließende Wasser mit Leichtigkeit von einer Terrasse zur andern geleitet wird. In der Anlage dieser Wasserleitungen, die ohne Nivellir-Instrument, selbst ohne Wasserwage ausgeführt werden, sind die Singhalesen Meister. Hie und da

Digitized by Google

werden die Felder gedüngt, wozu man außer Dünger auch Knochen verwendet, obwohl der letztere jetzt von den Kaffeepflanzern aufgekauft wird.

Der Viehstand besteht aus Büffeln und Zebu-Ochsen. Die ersteren dienen vorzugsweise zur Bearbeitung der Reisfelder, indem man sie auf die unter Wasser gesetzten Felder treibt, um die erweichte Erde durchzutreten, oder sie an einen höchst einfachen Pflug oder ein Rührholz spannt. Die kleinen Zebu's werden gewöhnlich zum Ziehen der einheimischen leichten Fuhrwerke (Bandies) gebraucht. Zum schweren Zug für die Waarentransporte gibt man den mit Ochsen bespannten zweirädrigen Karren den Vorzug. Die Kühe werden hie und da gemolken, geben jedoch keinen reichen Milchertrag, weshalb Butter selten und Käse fast niemals bereitet wird.

Ein Zweig der tropischen Agrikultur der Ebene bleibt noch zu erwähnen, die Zimmtpflanzungen, die indeß sehr viel von ihrer ursprünglichen Wichtigkeit verloren haben. Das getränkte Monopol ist zerronnen, theils durch die Anlagen von Zimmtgärten in Java, theils durch das Auftreten der billigern Cassiarinde auf dem Weltmarkt. Der Zimmtbaum wächst in Ceylon, aber auch auf der Malabarküste wild in den Wäldern bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, vorzüglich in den Bergen der angrenzenden Kandy-Provinz, wo er bis 1770 von einer eigenen Kaste der Chalias abgerindet wurde. Diese, in mehrere Unterkasten getheilt, lebten unter einem solchen Druck, daß sie diesem mehr als einmal durch die Flucht in die Wälder oder durch die Auswanderung zu entgehen suchten. Schon vom 12. Jahre an mußte jeder Chalia ein Pinga (=56 Pfund) Zimmtrinde jährlich abliefern, das allmälig bis auf 11 Pinga, also 616 Pfund, erhöht wurde. Dafür erhielten sie kleine Rationen von Reis und Steuerfreiheit, und nur für außerordentliche Bestellungen kleine Gratificationen. Schon die alten Könige betrachteten den Zimmt als ihr Monopol, worin ihnen die Portugiesen, Holländer und Engländer folgten. Besonders die Holländer wachten darüber mit drakonischer Strenge, Gefängniß und Geldstrafen bedrohten die unberechtigten Zimmtschäler und den Grundeigenthümer, der einen auf seinem Boden wachsenden Zimmtstrauch nicht anzeige. Um den Handel einträglicher und von den Launen der Kandy-Könige, die den Zimmtschälern oft den Eintritt in ihre Wälder verwehrten, sie mißhandelten und verstümmelten, unabhängig zu machen, begann die holländische Regierung 1765 die künstliche Pflanzung im kleinen Maßstab und legte nach dem Gelingen derselben 1770 mehrere große Zimmtgärten an. Da viele der reicheren Eingebornen, zu denen die Chalias in einer Art Unterthänigkeitsverhältniß standen, die gewebnten Procente des Gewinnes verloren, machten sie eine heimliche Opposition, die selbst bis zur Zerstörung der Zimmtgärten schritt. Nachdem die holländische Regierung in Erfahrung gebracht hatte, daß mehrere Pflanzungen durch das Begießen der Wurzeln mit heißem Wasser vernichtet worden waren, verschärfte sie die Strafen und bedrohte Jeden mit dem Abhauen der Hand, der einen Zimmtstock zerstörte. Sie rettete dadurch das Unternehmen, das sich mit 200 Procent renkirte. Ende des Jahrhunderts betrug die jährliche Ernte der Gärten über 400,000 Pfund. Der Handel war in den Händen der holländisch-ostindischen Compagnie, welche den Ueberschuß der Waare vertilgte, um die Preise aufrecht zu erhalten.

Die Engländer überliefern ihrer ostindischen Compagnie die Zimmtgärten und das Monopol des Zimmtschälens gegen eine jährliche Summe von 60,000 Pfd. St. bis zum Jahre 1823, wo die Colonial-Regierung selbst die Regierung übernahm. Die Zimmtgärten renkirten sich seit der Besetzung des Kandy-Reiches schlecht, da durch den freien Waldschlag beliebige Quantitäten aus den Wäldern bezogen werden konnten. 1832 gab die Regierung das Zimmtsammeln und den Zimmtbau frei, belastete jedoch die Ausfuhr mit einem Zoll von zwei Schilling per Pfund, während dieses nur einen Werth von sechs Pence bis einen Schilling hatte. Der Zimmt aus Ceylon konnte unter diesen Umständen die Concurrenz nicht aushalten, aber die Colonial-Regierung gelangte erst spät zur Einsicht ihrer Fehlgriffe. Der Zoll wurde 1842 auf einen Schilling und 1848 auf vier Pence, und für den nach England gehenden auf drei Pence per Pfund herabgesetzt und endlich 1853 gänzlich aufgehoben, nachdem ein Drittel der Gärten schon eingegangen war. Der Zimmt von Ceylon hatte mittlerweile auf dem Markt Terrain verloren, und nur allmälig verdrängten jetzt die billigeren Zimmtsorten die Cassiarinde wieder.

Als bester Boden für den Zimmtstrauch wird der weiße Sand der Küste betrachtet, obwohl der Boden seines natürlichen Standortes gewöhnlich der Kabuk ist. Die Hauptbedingungen seines Wachsthums sind Wärme und reichlicher Regen.

Sie pitteresk der Cocoswald ist, so einförmig sehen die Zimmtgärten aus mit ihren langen, vier bis fünf Fuß von einander entfernten Reihen von Büschen. Denn man läßt die Pflanze nicht zum Baume aufschießen, sondern schneidet sie, sobald sie die Höhe von 9 bis 12 Fuß erreicht hat. Aus dem Wurzelfest sprossen neue Schößlinge, von denen man gewöhnlich vier bis fünf stehen läßt. Das Laub besteht aus großen, ovalen Lederblättern, die zerrieben einen nelkenartigen Geruch von sich geben. Die kleinen, weißen Blüthen stehen in Trauben und haben einen schwachen, aber keineswegs angenehmen Geruch, und der Duft der Zimmtgärten gehört zu den vielen Märchen, die über Ceylon in Umlauf sind. Die Vermehrung geschieht in Baumschulen durch Samen und Schößlinge, die nach vier Monaten verpflanzt werden und nach 1½ bis 2 Jahren für den Schnitt reif sind. Geschält wird zweimal im Jahre, vom Mai bis Juni und dann im November, denn in diesen Monaten findet nach den stärkeren Regen ein vermehrter Saftfluß statt, in Folge dessen sich Bast und Oberhaut leichter vom Holzkörper lösen. Die abgeschnittenen Stöcke werden entlaubt und ringförmig bis an den Holzkörper eingeschnitten. Diese ungefähr einen Fuß langen Segmente werden der Länge nach aufgeschlitzt und mit gekrümmten, gegen die Spitze verdickten Messern abgelöst. Ein zweiter Arbeiter entfernt nun mit einem kleinen, sichelförmigen Schabeisen die Oberhaut. Die Rinde ist anfänglich weiß, hat nur wenig Geruch und Geschmack und ändert erst beim Trocknen ihre Farbe in Braun. Die Rindenstücke werden nach ihrer abnehmenden Dicke in einander geschoben, mit Scheeren beschnitten und dann im Schatten vollends ausgetrocknet, wobei sie sich stark einrollen. Später werden sie sortirt und in Bündel à 100 Stück zusammengebunden. Die beste Sorte hat nur die Dicke eines starken Schreibpapiers, eine hellbraune Farbe und einen süßen, stark aromatischen Geschmack. Früher wurde der Zimmt immer mit schwarzem Pfeffer verpackt, von dem bedeutende Quantitäten von der Malabarküste eingeführt worden sind, da der in Ceylon gezogene für den Bedarf nicht ausreichte. Wahrscheinlich wirkt dabei der Pfeffer, als der stärkere hygroskopische Körper, auf die Absorbirung der Feuchtigkeit und konservirt dadurch den Zimmt besser, ein Umstand, der in jener Zeit, als die Reisen nach Europa die doppelte Zeit von heute in Anspruch nahmen, nicht ohne Wichtigkeit war.

Digitized by Google

Die Arbeiter sind Chalias, die nach dem Gewichte und der Quantität der abgelieferten Waare bezahlt werden. Sie sind wie alle Singhalesen seit 1832 frei und werden gut behandelt und bezahlt, da man sie an die Zimmtgärten fesseln will, um sie vom Schälen des wilden Zimmts abzuhalten. Eigene Zimmtkasten unter ihnen sortiren den Zimmt nach dem Geschmack. Zur Zeit des Monopols unterhielt die Regierung solche Zimmtkasten, die acht verschiedene Sorten zu unterscheiden im Stande waren und die nur durch häufigen Genuß von Butterbrod ihre Geschmacksorgane vor Ueberreizung bewahrten.

Aus den Rinden-Abfällen beim Beschneiden, aus den Rinden dicker Stöcke und Stämme wird durch Destillation das geldgelbe Zimmtöl gewonnen, das Geruch und Geschmack des Zimmts aber im concentrirten Maße besitzt. Aus denselben Abfällen wird das Zimmtwasser bereitet. Ein zweites sehr verschiedenes Oel von dunkelbrauner Farbe wird aus den Blättern destillirt. Es ist dickflüssig und im Geruch dem Nelkenöl ähnlich.

Der Rückgang der Zimmtpreise hat zur Einschränkung des Anbaues und zu theilweiser Umgestaltung der Zimmtgärten in Cocosplantagen geführt. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 44, und ihr Flächenraum in der westlichen Provinz bei 12,000, in der südlichen nicht ganz 3000 Acres. Die Exporte, die 1842 auf 121,000 Pfund gesunken waren, haben sich wieder gehoben und variirten von 1850—1861 von 500,000 bis 800,000 Pfund. Die letzte Quantität hatte aber nur den Werth von 42,000 Lire, also von 1 Schilling per Pfund, während er loco London 1841 noch mit 5 Schilling bezahlt werden war.

Hie und da hat man den Anbau des Muskatnuß- und des Gewürznelkenbaumes versucht. Der Kaffeebaum gedeiht überall um die Hütten der Eingebornen im Schatten hoher Bäume, schlägt jedoch fehl, sobald er im heißen Tiefland in großen offenen Plantagen gebaut wird. Der Bau des Zuckerrohres ist an mehreren Punkten versucht worden, gedeiht jedoch nicht besonders gut, da der Boden in der Regel zu arm ist. Zwei tropische Kulturzweige, Indigo und Pfeffer, die einst nicht unbedeutend waren, sind eingegangen.

Der Verkehr an der Südwestküste ist ziemlich lebhaft. Die vermehrte Produktion von Cocosöl, und im Innern von Kaffee, hat auch auf einige Gewerbszweige seine Rückwirkung nicht versehlt. Ein Theil der Chalias und der Fischerkaste sind Böttcher geworden, und der Absatz von Möbeln an die europäischen Residenten hat auf die bessere Verwerthung der einheimischen Hölzer durch die singhalesischen Drechsler und Schreiner geführt. Die Häuser sind unter dem Einfluß der Europäer wohnlicher geworden, und die Mischrassen oder Halfcastes haben den von den Holländern eingeführten Baustil, wenn's die Mittel erlauben, angenommen. Dieser besteht in ebenerdigen Häusern aus Baststein, weiß getüncht mit hohen luftigen Zimmern und breiter Verandah. Monumentale Bauten sind selten und beschränken sich auf einige, aus Lehm aufgeführte und weißgetünchte Tempel (Wihan), oder auf gleckenförmige aber massive Dagobas. Süßduftende Pflanzen, Michelia Champaca, Jasmin und Plumierien und der heilige Bo (Ficus religiosa), sind um die heiligen Stätten gepflanzt. Der Bo ist der Gegenstand einer besondern Verehrung, denn unter seinem Schatten lehrte Buddha am liebsten. Er ist das Symbol des Lebens. Andere Bäume übertreffen ihn zwar an Größe und Schönheit, aber seine Lebensfähigkeit und seine langgestielten, daher stets zitternden Blätter, die ihm den Namen Bassaloda (der ewig Zitternde) geben, sind Erscheinungen, auf welche die Buddhisten großen Nachdruck legen. Die Mischlinge, welche den Titel Don, wenn sie von portugiesischer, oder Burger, wenn sie von holländischer Abstammung sind, sich heitegen, haben auch europäische Kleidung, oder wenigstens Hemd, Jacke und Beinkleider angenommen, während die reine Rasse den Combei, ein um die Lenden geschlagenes, bis an die Knöchel reichendes Tuch beibehalten hat, der in Verbindung mit dem in einen Zopf geflochtenen und durch große Schildpattkämme befestigten Haar den an und für sich zierlichen Gestalten ein weibisches Aussehen gibt.

Längs der ganzen Südostküste haben die Engländer eine vortreffliche macadamisirte Straße gebaut, welche die alte binnenländische Wasserstraße der Holländer unnöthig macht. Es gabeln sich nämlich die Flüsse nahe an ihren Mündungen und bilden mit den landeinwärtsgehenden Meerarmen und Lagunen von Caltura an jenes natürliche Kanalsystem, die Gobs, welches die Holländer, denen ein solches Verkehrsmittel von ihrer Heimath her sympathisch war, weiter entwickelten.

Die Mündungen der Flüsse, die breit auseinander gehen, gehören zu den reizendsten Bildern des Niederlandes. Sie sind große ruhige Wasserspiegel, eingerahmt von hohem dunklem Wald, an dessen Saume die scheinbar stammlose Lagunenpalme (Nipa fruticosa) und am brackigen Wasser die Mangelbäume (Rhizophora und Beongiera) als besondere Züge hervortreten. Wo der Einfluß der salzigen Fluth aufhört, wird auch die Vegetation der Flußufer eine andere.

Eine solche Landschaft eines untern Stromlaufes ist das beiliegende Bild vom Kaluganga, das Baron Heinr. v. Königsbrun, der meinen Freund Hrn. Ritter v. Frihau und mich auf einem Theil unserer Reisen begleitet hat und sich durch eben so schöne als treue Bilder ein großes Verdienst um die Förderung der geographischen Landschaftskunde, wie Herr v. Kittlitz, Bellermann und Berg, erworben hat. Denn heute verlangen wir mehr als bloße Beduten, Jagdscenen, bizarre Bauten und Costüme; wir verlangen Bilder, welche ein so getreues botanisches Detail geben, daß wir aus ihnen den Charakter der Landschaft zu erkennen vermögen. Es ist erfreulich, daß „der Globus“ solche Darstellungen mit unter seine Ziele rechnet und dadurch den Geschmack des wißbegierigen Publikums zu heben, zu heben und zu läutern sucht. Aus der großen Zahl Königsbrun'scher Darstellungen wählte ich mit Absicht nur Vegetationsbilder, weil das Beiwerk nur zu häufig die Aufmerksamkeit vom Hauptwerk abwendet.

Die Ufer des Kaluganga, des schwarzen Flusses, sind mit baumartigem Gras, dem hohen Bambus, eingefaßt, dessen zierliches Laub wie ein leichter Federschmuck weit über den Fluß hängt. Terminalien, wasserliebende Bassien, Dillenien, Berringtonien und Cäsalpinien bilden die Hauptmasse des Waldbestandes und sind in zahlreichen Geschlechtern und Arten vertreten. Piperoma, Vitis und Ipomeen klettern in den Zweigen und hängen in schwankenden Festons herab, während die Stämme mit schmarotzenden Orchideen und Farren bedeckt sind. Der Wald hat ein dunkles gesättigtes Grün, dem ein warmes Braun beigemischt ist, eine Mannigfaltigkeit des Laubwerks und einen Wechsel von reflektirten Lichtern, die nur eine große Zahl von Bäumen, welche ganz verschiedene Physiognomien haben, hervorzubringen im Stande ist. Ein Riesenkandelaber, der Baumwollbaum mit horizontalen wirtelständigen Aesten, der pyramidale Blüthenstand der Talipat und die Wipfel der Cocospalme, die Verkünder menschlicher Wohnungen in der Waldeinsamkeit, erheben sich luftig über den Laubmassen. Vor der Blüthe wirft die Talipatpalme, die nur einmal

Digitized by Google

blüht, ihre Blätter ab. Die riesigen Fächer dieser Palme, welche einen Durchmesser von 10 Fuß haben, durchbrechen im Vordergrund unsers Bildes das Dickicht des Bambusgebüsches.

Das Wasser der Flüsse ist wenig durchsichtig, da sie eine große Menge erdiger Bestandtheile, besonders während der Regenzeit, führen, und durch die Schatten der dunkeln Wälder erhalten sie ein schwärzliches Ansehen, daher die wiederkehrenden Benennungen schwarze Flüsse für den Kaluganga und Kalanganga. Die Flüsse sind sehr einsam, denn die Dörfer liegen abseits vom Ufer, und die Schifffahrt ist höchst unbedeutend. Die wird entweder mit leichten Doppelkähnen, über welche einige Bretter gelegt werden, oder mit großen unbehilflichen Booten betrieben. Bei diesen ist Vorder- und Hintertheil breit und die Seitenwände sind noch durch äußere Längsbalken verstärkt. Diese Boote haben ein gewölbtes Dach, das aus einem Gerüpp von Bambusstäben und Baumzweigen besteht, an welches Matten aus Palmblättern befestigt sind. Sie dienen auf dem Kalugauga zum Transport von Reis, Arekanüssen und Kaffee, der an einigen Borbergen des Adamspik gebaut wird. Die massive Bauart dieser Boote ist eine Nothwendigkeit, denn da, wo das Hügelland beginnt, durchsetzen oft einzelne Gneißmassen den Fluß und erzeugen Stromschnellen, deren Beschiffung für leicht gebaute, aber schwer geladene Schiffe gefährlich wäre. Die Thalfahrten gehen rasch von Statten, besonders im obern und mittlern Lauf, wo die Stromgeschwindigkeit eine bedeutende ist. Die Bergfahrten sind dagegen langwierig, denn die schweren Boote werden durch lange Stangen fortgeschoben, oder die Bootsleute helfen sich dadurch, daß sie überhängende Baumzweige mit den Händen, oder nahestehende Bäume mit hakenförmig gekrümmten Stangen umfassen und so das Boot hinaufschieben. Ist der Wind im untern Stromlauf günstig, so wird wohl auch ein viereckiges Segel an einem Mast aus Bambusrohr aufgezogen.

Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung lebt an den Flüssen und in den Querthälern. Durch die zahlreichen Nebenflüsse ist das Land so durchschnitten, daß das Fortkommen äußerst beschwerlich wird, um so mehr, da nur schmale Fußpfade existiren, mittelst deren die Eingebornen einen spärlichen Verkehr unterhalten. Ueber die kleinen Flüsse und Bäche sind Baumstämme gelegt und mehrere Bambusstäbe. Sobald aber die Breite die Länge eines Baumstammes übersteigt, oder der Wanderer in die menschenleeren Gegenden kommt, hört alle Ueberbrückung auf, und man muß sich entschließen, durchzuwaden. Die Beschwerden werden noch dadurch vergrößert, daß ein Theil des Thalbodens während des Regens unter Wasser steht, oder das ganze Jahr hindurch versumpft ist. Die Wälder bestehen theils aus Hochwald, theils aus einem Niederwald, der meist aus graugrünem und hellgrünem Buschwerk und niedrigen Bäumen mit spärlicher Verästlung besteht. Dieser Niederwald, der in seinem Colorit an das Maigrün unserer Laubwälder mahnt, heißt Ehena, und hat Gynäen, Eurven, Eläocarpeen und Grotoneen zu seinem Hauptbestand. Die mit dem gesättigten Grün des Hochwaldes contrastirende Ehena ist die Folge einer ärmlichen Kultur. Diese ist eine Art ambulanter Ackerbau, der gewöhnlich von Familien niederer Kasten, seit die Landwirthschaft zu verfallen begonnen, betrieben wird, welche das mühevolle aber unabhängige Leben der feudalen Unterwürfigkeit unter ihren Grundherren vorzogen. Diese agricolen Nomaden hauen und brennen den Wald nieder und säen auf der gelichteten Mitte Bergreis, Hirse, Corracan und manchmal auch etwas Baumwolle. Eine solche Plantage wird mit dornigen Aesten umgeben und in ihrer Mitte oder an ihrem Rande auf einem stehen gebliebenen Baume ein mit einem kleinen Dach versehener Sitz für den Wächter errichtet, um die Pflanzung gegen den Einbruch der Elephanten zu sichern. In der Regel sind diese schwachen Schutzmaßregeln hinreichend, da diese gewaltigen Thiere scheu und furchtsam sind und mit Ausnahme der aus dem Verband der Heerden ausgetretenen eine überwachte Pflanzung nicht leicht angreifen. Eine Hütte aus Baumzweigen nimmt die kleine Familie eines Ehenabauers auf, die in kurzer Zeit, in der Regel nach Jahren, eine neue Ansiedlung beginnt, da nach zwei Ernten der Ertrag ein so spärlicher wird, daß er die Arbeit nicht mehr lohnt. Solche Kulturen heißen Nethis, und wären in jedem Lande, wo der Boden oder das Holz von einigem Werthe ist, eine fürchterliche Verwüstung. Aber auch hier hat diese Waldbrache mit langjährigem Turnus ihre großen Schattenseiten, da die Rodung eine verhältnißmäßig sehr große Arbeit fordert und doch nur kärgliche Subsistenzmittel liefert. Im dünnbevölkerten Osten der Insel sind die Nethis ungleich häufiger und gegen eine kleine Abgabe gesetzlich erlaubt.

Die Wälder, besonders in der Nähe der Flußufer, wimmeln von Thieren. Hirsche, Affen, große fruginore Fledermäuse, wilde Büffel, Stachel- und Wildschweine, Schakale und ganze Heerden von Elephanten, Papageien, braune und grüne Tauben, Nashornvögel, Pfauen, Wildhühner u. s. w. bevölkern die Wildniß und geben den Sport liebenden englischen Residenten die reichste Gelegenheit zur Jagd. Gefährliche Thiere sind die Leoparden, Krokodile und die Giftschlangen.

Beschwerlicher als die wilden und giftigen Thiere ist die den südindischen Ländern eigenthümliche Landplage, der Landblutegel, in Gärten, Feldern und Wäldern. Sie kommen von der Tiefebene bis in die höchsten Berge Ceylons vor, sind aber im südwestlichen Theile weit häufiger als im übrigen Lande, da die Feuchtigkeit dort größer ist. Im Südwesten treiben sie das ganze Jahr hindurch ihr Wesen, während sie sich in Gegenden, wo eine mehrmonatliche Trockenheit eintritt, in der Erde verbergen, um nach den ersten Regengüssen in Schwärmen hervorzubrechen. Sie bewegen sich mit großer Schnelligkeit, ist spannmessend, ja selbst springend. Sie haben eine scharfe Witterung, und stürzen aus dem Grase auf ihre Opfer, oder lassen sich von den Bäumen auf sie herabfallen. Ihre Länge beträgt nur drei bis vier Linien, und ihre Dicke, im Zustande der Ruhe, nur eine halbe Linie. Wenn sie sich ausdehnen, werden sie dünn wie ein Faden und kriechen dann durch die Maschen der Strümpfe und des Leinenzeuges. Europäische Jäger und Reisende sind daher zu besonderen Vorsichtsmaßregeln genöthigt, wenn sie in die Wälder gehen; sie bedienen sich lederner oder dicker wollener Strümpfe, welche über die Beinkleider gezogen und unter den Knien festgebunden werden. In den Kriegen der Portugiesen, Holländer und Engländer mit den Königen von Kandy haben die bivouaquirenden Truppen außerordentlich durch diese Thiere gelitten, denn ihr Biß ist keineswegs, wie man früher glaubte, giftig, ja nicht einmal schmerzhaft; aber bei einer Zahl solcher Bißwunden entsteht leicht Entzündung und langwierige Eiterung. Die Thiere leiden nicht minder als die Menschen von den Landblutegeln, die selbst den Vögeln in die Nase kriechen. Zugegessen werden, wenn sie auch nur einige Stunden im Walde weiden, oft so übel zugerichtet, daß sie längere Zeit zur Arbeit untauglich werden.

Digitized by Google

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von **Heinrich Jastram.**

II.

Das Wendland. — Eigenthümlichkeit des Volkes, dessen Charakter und Lebensweise. — Nahrungsmittel. — Das Haus der Haidegegenden. — Schützenhöfe; Zusammenarbeiten. — Hochzeitsfeierlichkeiten und was daran hängt. — Hünengräber und Erdhügel. — Ortsbestimmungen.

Werfen wir nun einen ethnographisch-historischen Blick auf die Haide.

Es ist bekannt, daß zwischen der Elbe und Weser der Stamm der Sachsen wohnte, während am rechten Elbufer, im jetzigen Mecklenburg und Lauenburg, die Obotriten, ein wendischer Volksstamm, lebten. Theilweise wohnten die Letzteren auch am linken Elbufer, wurden aber von den Sachsen, namentlich zur Zeit der sächsischen Kaiser, über die Elbe zurückgedrängt. Ein kleiner abgeschnittener Theil blieb im sogenannten Drawän oder Wendlande,*) in den Aemtern Dannenberg, Lüchow und Wustrow, an der Ilbe und Jeetzel, hängen, wo sich auch die wendische Sprache noch bis vor 100 Jahren erhielt. Wenn auch sowohl hier, wie in Mecklenburg, das wendische Element am Ende in dem germanischen aufging und verschwand, so sind doch noch heute Merkmale vorhanden, die auf wendisches Leben hinweisen. Dahin gehören: Die eigenthümliche Klangfarbe mancher Vocale, z. B. owie oau, öwie oir, das Fehlen des H im Anfange der Wörter, z. B. „und" statt Hund, sowie charakteristische Sachnamen, die sich noch erhalten haben, z. B. Pinkelneiz (Schaukel), Polozky (kleiner Krug), Pasellniz (Hufeisen, Weisbrot in Hufeisenform).

Die sächsischen Gebäude sind am Giebelende mit zwei sich kreuzenden hölzernen Pferdeköpfen versehen, welche an den wendischen Gebäuden fehlen. Das Pferd ist das uralte Sachsenwappen und findet sich auch im wendischen Wappen; die Kreuzform an den Häusern, welche damit verbunden ist, soll an die Einführung des Christenthums erinnern, wie die Sage meint.

Manche Ortsnamen erinnern an den wendischen Ursprung der Oerter, die sie führen, z. B. „Wendischthum, Wendischbleckede."

Die wendischen Ortschaften haben eine ganz andere Bauart als die sächsischen. Während die letzteren bunt gruppirt liegen, sind die ersteren gewöhnlich in Form eines Kreises oder einer Ellipse erbaut. Alle Häuser kehren dem dagwischen liegenden freien Raume die Giebelseite zu, und das Centrum dieses Raumes bildet entweder die Hirtenkohle oder Kirche, Pfarre und Schule, oder alle vier.

Die Kleidung, namentlich der Frauen, im sogenannten Drawän, unterscheidet sich von der der sächsischen Ortschaften, harmonirt aber mit der in Mecklenburg. Charakteristische Merkmale sind namentlich bei der Frauentracht: das Zusammenbinden der Haare mitten auf dem Kopfe zu einem Nestchen, welches mit gold- und silbergestickten Bandmützen gziert wird, und das Besetzen der Kleider in der Kniehöhe mit händebreitem hellfarbigen Bande.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei der Schilderung solches urwüchsigen Volkslebens überall das platte Land ins Auge gefaßt wird; denn in den Städten ist die Kultur durch die einschlagenden Verhältnisse eine ganz andere geworden.

Es ist die Aufgabe jeder rechten geographischen Charakterschilderung, womöglich nachzuweisen, in wie weit Charakter, Lebensweise ꝛc. der Bewohner durch die natürlichen Verhältnisse des Landes bedingt sind oder damit in Correlation stehen und correspondiren. Wer wollte z. B. leugnen, daß der ernste, tiefe Charakter der Bewohner Skandinaviens eben so gut durch die Eigenthümlichkeit ihrer Heimat bedingt ist, als die fröhliche Sorglosigkeit der Italiener durch ihr sonniges grünes Land? Läßt sich dies nun auch bei den Bewohnern der Haide nachweisen? — Wagen wir den Versuch!

Wir haben gesehen, daß sich in der Haide als hervorragende Eigenschaft Einförmigkeit, Einfachheit neben Massenhaftigkeit zeigte. In Uebereinstimmung hiermit finden wir im Charakter und in der Lebensweise der Bewohner eine gewisse Einfachheit und Massivität. Es ist wohl selbstredend, daß das Wort hier eben in dem edelsten Sinne genommen wird, wo es so viel bedeutet als: durch und durch voll Fülle, gediegen bei Einfachheit. Und wie ihnen sich diese Eigenschaften im Charakter und in der Lebensweise der Haidebewohner kund? Es treten uns bei ihnen eine edle, derbe Biederkeit und Offenheit, ein gewisses patriarchalisches Wesen, (wovon schon die allgemein gebräuchliche Anrede der Landleute unter einander mit Du ein Zeugniß ist). Genügsamkeit, Sparsamkeit und Thätigkeit entgegen. Sie kleiden sich von der Arbeit ihrer eigenen Hände, in Leinen, Wolle oder Baiderwand, und leben von den einfachen Produkten, die ihnen Acker, Garten und Heerde liefern. Der Küchenzettel der Haidebewohner ist sehr einfach. Noch gibt es Häuser, in denen der Kaffee nur dem „Besuch" vorgesetzt wird; eine kräftige Suppe von braunem Kohl oder von Milch oder Mehl oder Grütze ꝛc. ersetzt ihn vollkommen; doch beginnt er immer mehr Eingang zu finden, wird aber gewöhnlich stark mit Cichorien versetzt. Das Brot der Haide, „grobes Brot" genannt, darf nicht mit dem Pumpernickel verwechselt werden. Zu dem letztern wird der Roggen nur geschroten, und die Brote haben eine ziemliche Größe, während das im Lüneburgischen gebräuchliche Brot die gewöhnliche Form besitzt und aus fein gemahlenem Mehle, woraus jedoch die Kleie nicht entfernt ist, gebacken wird. Dadurch verbleibt diesem Brote der kräftige nährende Kleber und es „setzt einen Kerl", wie man dort sagt. Dieses Brod wird jedoch nur von den Bettlern trocken gegessen, sonst aber überall mit Butter, Honig, Syrup, Mus ꝛc. bestrichen. Bei festlichen Gelegenheiten wird „Feindrot" gebacken, d. i. ein weißeres Roggenbrot ohne Kleie. Das Schweinefleisch ist allgemein beliebt, geräuchert und ungeräuchert, als Speck und Schinken oder als Sülze und Wurst; jedoch werden dort ganz eigenthümliche Würste fabricirt, z. B. Grützewürste, Mettwürste mit Senfkörnern, Rothwurst von Mehl und Blut ꝛc. Sind nicht Gedärme genug vorhanden, so werden nicht, wie in den südlichen Theilen Hannovers, Kälberblasen zu Hülfe genommen, sondern leinene Beutel. Wiewohl nun in den kleineren Haushaltungen das Schwein fast alle Bedürfnisse an Fleisch ꝛc. befriedigt, so werden doch in wohlhabenderen Familien auch Schafe, Kühe ꝛc. geschlachtet und

*) Wir haben im Globus schon früher eine Schilderung des lüneburgischen Wendlandes gegeben. Bd. III, S. 304. D. Red.

Digitized by Google

ihr Fleisch wird, namentlich geräuchert, gern gegessen. — Ein Nationalgericht sind die „Klütjen“, Klöße von Roggen-, Weizen- oder Buchweizenmehl. Sie werden mit Kartoffeln, mit Milch, mit Obst, Fleisch, Erbsen ꝛc., kurz, in allen möglichen Formen und zu allen Zeiten gegessen. Andere gebräuchliche Gerichte sind: von Mehl, Graupen, Hafer- oder Buchweizengrütze, Reis ꝛc. wird ein gelegartiger Teig gekocht, der dann kalt mit einem Uebergusse von warmer Milch gegessen wird. Eben so wird aus dicker Milch ein gallertartiger Käse bereitet und, wie auch Kartoffelbrei, mit süßer Milch genossen. Kartoffeln mit Speck, Erdsenbrei, Pfannkuchen mit einer Brühe von Syrup und Essig, Milch und Semmel sind sehr beliebt. Von den gewöhnlichen in allen Gegenden bekannten Gerichten wollen wir schweigen.

Einfach sind auch die **Wohnungsräume**. Ein vier bis fünf Fuß hoher geflochtener Weidenzaun, nach oben durch eine Lage flacheliger Dornenbüsche geschützt, umschließt das Gehöft. Man tritt durch ein Bretterthor in den Hof, auf welchem die Fußsteige oft gepflastert sind. Eine große Hauptthür von der Höhe, daß ein voller Erntewagen ungehindert hindurchfahren kann, führt am Giebelende in einen hohen weiten Raum, der sein Licht allein durch jene Thür erhält. Die, feste Lehmdiele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen mehrere Wagen darauf. Zu den beiden Seiten dieser Diele haben die Pferde und Kühe ihren Platz, deren Ställe man so ganz übersehen kann. An der Seite der Pferde befinden sich die Kammern der Knechte, an der Seite der Kühe die Kammern der Mädchen. Die Decke dieses hohen Raumes und der viel niedrigeren Ställe und Kammern besteht aus Tannenbielen. Am Ende der Dreschdiele, in älteren Gebäuden damit vereint, in neueren durch eine Mauer davon getrennt, befindet sich der „Flett“ oder die Küchenflur. Sie geht quer durch das ganze Haus, und von ihr aus kommt man in die Wohnräume, den Keller ꝛc. und durch zwei Seitenthüren des Hauses in den Garten und in den Hof. Der Heerd besteht aus einem großen Steinhaufen, über welchem sich ein Schwibbogen wölbt. Der Rauch wird nur in neueren Häusern durch einen Schornstein abgeleitet, zieht in älteren aber frei im Hause umher und findet seinen Abzug durch das sogenannte **Eulenloch**, welches sich am Giebelende des Daches befindet. In diesem Falle werden Speck und Würste über der Feuerstelle aufgehängt und geräuchert. Hinter der Küche befinden sich die Wohn- und Schlafräume der Bauern, gewöhnlich mit den allereinfachsten Möbeln angefüllt, einige stehende und hängende Schränke, Tische, Bänke, Betten ꝛc.), weiß getüncht, mit einem großen Kachelofen versehen und an den Wänden mit mancherlei Bildern verziert. Das Dach besteht aus Stroh oder Schilf und ist gewöhnlich grün mit Moos bewachsen und mit einem Storchnest geziert. Neben dem Wohnhause befinden sich Speicher, Scheune, Ställe ꝛc. Der geräumige Hof dient zur Düngerstätte, zum Tummelplatze des Geflügels, zur Aufbewahrung von Holz ꝛc. Ein Theil des Gartens dient zur Bleiche, ein anderer zum Blumengärtchen, und der größte Theil ist mit Obstbäumen bepflanzt, unter denen Gemüse wächst. Der Brunnen ist mit einem offenen Kasten umgeben. Daneben erhebt sich der große Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an dem andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Daneben befinden sich einige hölzerne Tröge zum Tränken des Viehes.

So sind also Einfachheit und Massivität (im edlen Sinne) ein Grundzug der Haidebewohner. Es ist uns jedoch auch wohl erklärlich, warum man diese beiden Eigenschaften im üblen Sinne deutet und als Einfältigkeit und Massivität im schlechten Sinne, Grobheit, Plumpheit, bezeichnet, weil man sich eben in das urwüchsige Naturleben nicht hineinfinden kann. Daß aber in vielen, vielen Fällen Fremde sich mit Recht über die „Unmanierlichkeit“ ꝛc. eines Haidebewohners, der nie etwas Anderes gesehen als sein Dorf, beklagen, wollen wir gern zugeben, da man ähnliche Erscheinungen allenthalben finden kann.

Die Einfachheit der Haide thut sich, wenn wir diese Eigenschaft mit dem gleichfalls treffenden Namen **Stetigkeit** belegen und dies auf die **Zeit** anwenden, auch als **Stabilität** d. i. Festigkeit, starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, kund. Wenden wir dies auf den Charakter ꝛc. der Bewohner an, so wird es uns wohlkommen klar, wie sich bei ihnen das **Hängen am einmal Bestehenden, die Liebe zum Hergebrachten**, ich möchte sagen: Conservatismus (das Wort ohne politische Bedeutung genommen) findet. Hieraus erklärt sich ihre Heimatsliebe. Ohne dringende Veranlassung verkauft niemand sein Haß und Gut, zumal bittere Noth in der Haide eben nicht zu Hause ist, da Jedermann sein gutes Auskommen haben kann (wiewohl sie auch kein Geldland ist). Diese Heimatsliebe verläßt auch die nicht, welche ihre neue Heimat vielleicht in schöneren Gegenden finden; oft artet sie da zum unheilbaren Heimweh aus, oft aber auch und meistens durchsittert ein stilles, leises Sehnen nach den lieben, lieben Stätten der Kindheit die Seele.

Fest hängen die Haidebewohner auch an der Kirche. „Sonntäglich eilen sie einzeln und in Schaaren froh und heiter zur Kirche, manche halbestunden- und stundenweit.“ Es ist charakteristisch, daß der Haidebewohner seinen schlichten Kordwagen zum Ausfahren „Kirchenwagen“, seinen Gehstock „Kirchenstock“, seinen Sonntagsrock „Kirchenrock“ nennt.

Viel Politik treiben, ist seine Sache nicht!

Diese Anhänglichkeit am Alten macht jedoch die Haidebewohner oft auch blind gegen das wirklich gute Neue. Wie vielfach wird der Ackerbau noch immer nach dem alten Schlendrian getrieben, obwohl die Vorzüge des rationellen Wirthschaftsbetriebes auf der Hand liegen! Wie viel haben die Lehrer in den Schulen kämpfen müssen, wenn sie eine bessere Methode anwandten!

Groß auch ist die Festigkeit, mit welcher sowohl an alten Sagen, als am Aberglauben festgehalten wird. In dieser Beziehung ist vielleicht die Haide noch zu sehr eine terra incognita, denn der absichtliche Forscher erscheint vielfach dem Volke als ein Zudringlicher, der es verspotten könnte, und nur durch Sammeln von vielen Daten durch Männer aus dem Volke selbst kann ein Fond gewonnen werden, den dann die Männer der Wissenschaft schon verwerthen werden, und so würde uns noch viel Interessantes dargeboten werden können.

So wie die Haide endlich selbst pikant und originell ist, so bietet auch das Volksleben viele **originelle** Seiten dar.

Die **Schützenhöfe** und **Jahrmärkte** sind im Lüneburgischen wirkliche Vergnügungstage für Alt und Jung aus dem Volke. Haben doch sogar die Kinder ihren Schützenhof! Märkte und Schützenhöfe werden indeß nur in Städten, Flecken und größeren Dörfern gehalten; doch kommt immer zahlreicher Besuch aus anderen Orten.

Originell ist das **Zusammenarbeiten** der Landleute. So vereinigen sich mehrere Familien zum gemeinschaftlichen Dreschen, Mähen ꝛc., wobei die frühesten Morgen- und die Abendstunden benutzt werden, während man Mittags schläft. Daß es hierbei an guter Bewirthung, an munterem Gesange ꝛc. nicht fehlt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Mit dem Flachsbocken (Klopfen) wird es eben so gehalten, und man hört noch spät des Abends das Hämmern, Singen und Jubeln. Bei dem sogenannten Flachsschwingen steht die ganze Dreschdiele voller Frauen und Mädchen, die an einem hölzernen Gestelle mit einem dünnen Holzbrette mit Griff die holzigen Theile des Flachses entfernen. Wer ihnen in die Hände fällt, wird mit einer „Flachsrifle“ oder einer Fessel des feinsten Flachses am Arm geziert, wofür er ein Trinkgeld entrichten muß; will er

Digitized by Google

dieses aber nicht geben, so wird er trumm zusammen gebunden oder in der Flachsdörre gewälzt.

Original erscheinen auch die Hochzeiten. Die Vorbereitungen sind getroffen; Kuchen, Stuten (große Weizenbrote) und Brot sind gebacken, das Hornvieh geschlachtet, der Schweineschinken liegt bereit, die Hühner sind gerupft, und die Nachbarn haben ihre Gaben an Milch, Eiern, Mehl, Butter ꝛc. gebracht. Da kommt auf einmal vom Nachbarhofe her im brausenden Galopp ein Wagen. Er ist mit sechs Pferden bespannt, die mit Bändern und Kuttergold reichlich ausgestattet sind. Sie bäumen sich wild und schütteln die mit bunten Bändern durchflochtenen Mähnen und das mit einem hohen Federbusche geschmückte Haupt. Die Fuhrleute schwingen die bebänderten Peitschen, daß Einem die Ohren gellen; die Musiker spielen auf den geschmückten Instrumenten, daß es „eine Art hat“. Auf dem Wagen sitzen der Tischler, welcher die auf dem Wagen befindliche Aussteuer gemacht hat, der Freiwerber und eine alte Frau. Allenthalben wird angehalten; die erwachsenen Zuschauer bekommen Schnaps und Semmel; unter die Kinder werden Pfefferniisse gestreut. Hier und da wird auch wohl der Wagen durch ein quer über den Weg gespanntes Seil angehalten. Die Alten äußern ziemlich ungenirt ihre Meinung über die auf dem Wagen befindlichen Kisten und Kasten ꝛc. Beim „Abladen“ sind die Nachbarn thätig und feiern an diesem Abend schon die „Vorhöh“. Es wird gespielt, gewalzt, gegessen und getrunken.

Unterdeß hat sich draußen das ganze Dorf versammelt, auch haben sich Leute aus einigen Nachbardörfern eingefunden. Die Burschen sind sämmtlich mit Säbeln und alten Krügen und Töpfen versehen und beginnen damit eine lustige Kanonade gegen die „große Thür“. Der Zweck dieses „Polterns“ ist, Bier, Branntwein und Kuchen zu erlangen; der Bräutigam oder die Braut müssen dergleichen persönlich überreichen und sie thun es um so lieber, jemehr gepoltert wird, denn das ist ein Zeichen allgemeiner Theilnahme. Als symbolische Bedeutung wird angegeben: alles Poltern muß in der Ehe unterbleiben; da es aber im Leben doch nicht ganz ohne Poltern hergeht, so macht man dies lieber vorher ab.

Der Hochzeitsmorgen beginnt. Wie die Christen von jeher den Freitag auszeichnet haben, so feiern auch die lüneburger Landleute gewöhnlich an diesem Tage ihre Hochzeiten. Der Morgen selbst beginnt damit, daß die Musikanten durchs ganze Dorf ziehen und das Lied blasen: „Morgenroth“ und dann: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen.“ Damit soll angedeutet werden, daß dieser Tag für die Brautleute gewissermaßen ein trauriger ist, indem das eine oder andere von ihnen Vater und Mutter verlassen muß, daß aber die Hochzeitgäste im vollen Maße ihrem Vergnügen nachjagen müssen. Zugleich ist dieses für die Gäste eine Ermahnung, sich „fertig zu machen“. Dann müssen die geschmückten und bekränzten „Jungfern“ los, um zu „nöthigen“, worauf zuerst die einheimischen Gäste erscheinen, nachher die auswärtigen. So wie sie ankommen, nimmt der Vater oder der, welcher dessen Stelle vertritt, sie in Empfang. Zuerst geht es zum Kaffeetisch und darauf zum Frühstück, das aus „Stuten“, Brod, Wurst und Sülze besteht. Die Mädchen nehmen diesen Augenblick wahr, um sich sämmtlicher Mützen und Hüte der Männer zu bemächtigen, damit diese mit „Kränzen“ versehen werden. Dabei hält man es folgendermaßen: die Trauzeugen, die Fuhrleute und der Bräutigam bekommen eine Blume mit Unterlage von „Knitterpapier“, die Fuhrleute an beiden Seiten, die Uebrigen nur an einer. Die Gäste des Bräutigams erhalten eine Unterlage von grünem Papier zu ihrer Blume, die der Braut eine einfache Blume, Verheirathete rechts, „junge Leute“ (d. h. Unverheirathete, auch wenn sie 60 Jahre alt sind) links, obwohl hierin auch Abweichungen vorkommen. Jeder muß dann seinen „Deckel“ mit einem Trinkgelde einlösen.

Nachdem dies vollendet ist, werden noch einige Rundtänze gemacht, und damit ist die Morgenfeier geschlossen. Die Trauzeugen nehmen nun die weinende Braut zur Hand, die Musikanten spielen die Melodie: „Heute muß ich fort ze.“, fallen aber alsbald in einen brausenden Hopser, um das Ergreifende, die Trauer dieser Scene gewaltsam zu beleitigen. Nachdem Alle ihren Platz eingenommen, geht der Wagen fort im brausenden Galopp; nur hier und da wird angehalten, um zu „spenditen“. Die Musikanten spielen, „was sie wissen“, und so kommt man im Kirchdorfe an. Nachdem dort Alles beendigt ist, fährt man wieder dem Bräutigamshause zu.

An der Gemarkung der Flur machen die Fuhrleute „Halt“, wenden bei stillstehendem Wagen das Gespann, und der Vorreiter, welcher neben der Braut hält, fragt, militärisch grüßend: „Junge Frau, wer hat Euch hierher geführt?“ — „„Gott und gute Leute.““ — „Nun so könnt Ihr künftig doch nicht sagen: Warum hat mich der Teufel hierher gebracht?“ — Darauf wird den Fuhrleuten ein bedeutendes Trinkgeld verabreicht und dann weiter gefahren.

Wenn die Wagenführer auf dem Hofe ankommen, finden sie alle Thüren verschlossen; nur gegen das Gesinde, artig zu leben und guck Kinder zu sein, läßt man sie ein. Diese symbolische Handlung soll ihnen eben das vierte Gebot in anschaulicher Weise vorführen und zugleich andeuten, wie sie das Haus, das ihnen übergeben wird, nicht als ein Recht beanspruchen können.

Nun wird zur Mahlzeit geschritten. Obenan sitzen Mann und Frau, dann die Trauzeugen, darauf die Jungfern, endlich die Gäste bunt gruppirt. Die Musikanten machen Tafelmusik: „Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc.“ Dreimal wird gesammelt; zuerst kommt der „Musikantenteller“ mit einem Mundstücke von einer Trompete darauf; dann der „Köchinteller“ mit Salz, endlich der „Wäscherinteller“ mit einem Waschlappen und Asche. Die Mahlzeit besteht aus drei Gängen; zuerst Hühnersuppe mit „Stuten“ und Hühnern, dann Fleisch und Gemüse, endlich „grot Klüt“, d. i. ein derber Mehlpudding mit Rosenbrühe, Reisbrei und Zwetschen.

Nach beendigter Mahlzeit schreitet man zum „Brauthandel“, indem die Trauzeugen des Mannes von denen der Frau diese erhandeln; dabei fallen dann allerlei spaßhafte Reden. So wurde einmal eine Frau verkauft für eine Metze Hafergrütze, wozu der Hafer auf dem Blocksberge gesäet werden sollte.

Der sodann beginnende „Ehrentanz“, den die Frau solo mit den Trauzeugen, den Fuhrleuten ꝛc. tanzt, und den die Jungfern, mit Lichtern in den Händen, im Kreise begleiten, endigt mit einem Tanze zwischen Mann und Frau. Endlich schlägt der Mann beim letzten Rundtanze alle Lichter aus und muß nun im Dunkeln seine Frau „erhaschen“. Ergreift er eine Verkehrte, so fehlt es nicht an Neckerei.

Früher wurde an diesem Abend auch sämmtliches Leinen, Bettzeug ꝛc. der Braut zur Schau ausgelegt, und zwar das von der Braut bearbeitete besonders. Diese pflegte auch an diesem Abende alle ihre Kleider anzuziehen. Damals war es ein großer Luxus, wenn ein Landmädchen drei Kleider hatte.

Die Feier des ersten Tages endigt erst spät, nachdem der jungen Frau der Kranz genaubt ist.

Der zweite Tag beginnt damit, daß Mann und Frau zum „Einladen“ gehen, und zwar jener mit der Rumflasche und diese mit dem Kuchenkorbe. Unter Tanz und Klang, Essen und Trinken wird die Hochzeit vollendet, und die Flitterwochen beginnen.

Geht ein Brautpaar, das in notorisch schlechtem Rufe steht, zur Trauung, so wird oft heimlich der Weg zur Kirche mit Häckerling oder Spreu bestreut, und diesen Schimpf vermag ein solches Paar nie wieder auszutilgen.

Digitized by Google

Wenn eine Verlobung wieder zurückgegangen ist oder Einer einen Korb davon getragen hat, so wird ihm eine „Kiepe" gebracht, d. h. die jungen Burschen tragen mit vieler Gefahr in nächtlicher Stille einen alten Bienenkorb mit einem alten Hühnernefte und einer großen Strohpuppe auf Handbad, was am andern Morgen natürlich in aller Frühe einen ungeheuern Auflauf und lange Spötterei verursacht.

Geben wir nun zu historisch-ethnographischen Einzelheiten über.

Man findet im Lüneburgischen häufig mächtige Erdhügel, „Hünengräber oder Hünenbetten" genannt, welche das Volk für Begräbnißstätten von Hünen ausgibt. Während man unter Riesen ungewöhnlich große Leute versteht, sollen die Hünen sich durch ihre ungemeine Stärke ausgezeichnet haben, indem sie, wie das Volk erzählt, mit Felsen wie mit Nüssen umherwarfen oder ein drückendes Sandkörnchen aus dem Schuhe schüttelten, was dann von den Menschen als ein großer Steinblock angestaunt wurde. Viele dieser Steinhügel sind leider durch den fortschreitenden Anbau zerstört worden, doch hat man bei dieser Gelegenheit auch gefunden, was in der That daran ist. Sie waren die Begräbnißstätten unserer Vorfahren. So wie jetzt das Gedächtniß der großen Männer durch Denkmäler bewahrt wird, so dienten diese Erdhügel in freundlichen Thälern, auf weitsehenden Hügeln oder an friedlichen Bächen dazu, die Erinnerung an die Helden zu bewahren. Manchmal liegen sie paarweise bei einander. In diesem Falle ist wahrscheinlich der größere Hügel das Begräbniß des Heldenmannes, der kleinere das seines Weibes. Auch ganze Hügelgruppen findet man, die auf Familienbegräbnisse hindeuten. Diese Begräbnißstätten sind oft von den Kronen uralter Eichen beschattet, und man findet in ihnen Aschenkrüge, Münzen ꝛc.

Aehnliche Denkmäler sind die Steinhäuser bei Fallingbostel. Sie bestehen aus aufrecht stehenden, an einander passenden, inwendig bearbeiteten, ungleichen Granitblöcken, die durch einen kolossalen Deckstein geschlossen werden.

Die Lüneburger Haide zählt über 400 Erdhügel und 100 Steinhäuser an verschiedenen Orten, vorzugsweise jedoch an den ältern der Ilmenau. Ueberhaupt sind die nördlichen Länder Europa's an solchen Zeichen der grauen Vorzeit reich.

An Städten und merkwürdigen Oertern mögen folgende aufgeführt werden:

Lüneburg a. d. Ilmenau ist bekannt durch seinen Handel mit Leder, Oel, Seife und Neunaugen. Die Schiffahrt und das Frachtfuhrwerk hatten früher den Handel der Stadt sehr ausgedehnt und den Wohlstand gehoben, doch haben diese Beschäftigungen während der französischen Kriege und in neuerer Zeit durch die Eisenbahn sehr gelitten. Der Kalkberg, der von Bergleuten bearbeitet wird, ist schon erwähnt worden; die reiche starke Salzquelle ist bekannt. Noch gehen Kugeln in den Wänden der Häuser Zeugniß von dem Kampfe zwischen Dörnberg und Morand im Jahre 1813. Die Häuser Lüneburgs haben meistens die „altfränkische Bauart" und stehen mit den Giebeln nach der Straße zu.

Bardewik war zu Heinrichs des Löwen Zeit die blühendste Stadt in dieser Gegend und wurde bekanntlich von dem Herzog ihres Uebermuthes wegen zerstört. Ein gewöhnliches Dorf steht jetzt an der Stelle der einst mächtigen Stadt, von der nur der Dom übrig blieb, über dessen Hauptthür ein Löwe mit der Unterschrift Vestigium leonis (des Löwen Spur) steht.

Celle an der Aller, 1369 bis 1705 Sitz der Herzöge und von 1772 bis 1775 Aufenthaltsort der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark, ist eine freundliche Stadt mit 13,000 Einwohnern und dem Oberappellationsgerichte, der höchsten juristischen Instanz Hannovers. Bekanntlich wird in Celle das Hochdeutsche sehr rein gesprochen.

In dem Fleden Ahlden war die Gemahlin Georg I., Sophie Dorothee, im Schlosse von 1694 bis 1726 gefangen.

Dannenberg war von 1659 bis 1672 die Residenz der dannenbergischen Nebenlinie des braunschweig-lüneburgischen Hauses, und der alte Thurm sah einst Waldemar III. von Dänemark als Gefangenen in seinen Mauern.

Harburg a. d. Elbe mit 11,000 Einwohnern, Hafen und Schiffahrt, gewinnt in industrieller und commercieller Beziehung einen immer größern Aufschwung.

Die Städte: Celle, Hitzacker, Lüchow, Soltau, Walsrode, Gifhorn, Burgdorf, Winsen a. d. Luhe, Schnackenburg u. a. m. spielen zwar keine hervorragende Stelle, sind aber doch immer ein Beweis, daß die Lüneburger Haide nicht „leer" ist, wie Eurtmann meint.

Hermannsburg ist durch seine Missionsanstalt in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Das Wetter im Sprichwort.

Trotzdem für die Sammlung und Verarbeitung von Sprichwörtern in der letzten Zeit unendlich viel geschehen ist, so schreitet die Forschung doch noch auf diesem Gebiete rüstig vorwärts. Man begnügt sich nicht mehr mit einer einfachen Nebeneinanderstellung des gesammelten Materials, sondern verarbeitet dasselbe organisch zu gleichartigen Gruppen, die uns dann einen ruhigen Blick über die unerschöpflichen Fülle der Sprichwörter gestatten. Auf diesem ordnenden Wege ist namentlich Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld vorgegangen; außer vielen anderen Werken beweist dies seine neueste Arbeit „Das Wetter im Sprichwort" (Leipzig, Fries. 1864). Wo der Verfasser nicht selbst gesammelt hat, läßt er überall die besten Gewährsmänner eintreten, und namentlich sind neben den germanischen Völkern auch die slavischen Nationen tüchtig bedacht worden. Wie die originelle Fassung vieler Sprichwörter bei den verschiedenen Nationen ihnen auch ein ethnographisches Interesse verleiht, hat Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld bereits früher im „Globus" (Bd. V. 53 ff.) gezeigt. In dem neuen Werke des Verfassers treten uns auch wieder viele in dieser Beziehung merkwürdige Sprichwörter entgegen, die zur Charakterisirung der Völker, welche sie gebrauchen, dienen können. Wie erwähnt sind namentlich die germanischen und slavischen Völker reichlich in der Sammlung vertreten, aber auch die anderen sind nicht vernachlässigt, denn äthiopische, griechische, albanesische, andalusische, arabische, bergamaskische, baskische, bretagnische, corsische, ehstnische, finnische, furlanische, französische, hebräische, hindostanische, italienische, lateinische, lettische, litauische, magyarische, maltesische, negerenglische, persische, portugiesische, provençalische, spanische, tatarische, türkische und Zigeuner-Sprichwörter werden mitgetheilt.

Aber gerade bei der vom Verfasser eingeführten übersichtlichen Anordnung der auf das Wetter bezüglichen Sprichwörter nach Jahr, Jahreszeiten, Himmel und Gestirnen, Wind und Wolken, Regen und Gewitter, sowie nach den einzelnen

Digitized by Google

Monaten zeigt sich oft eine merkwürdig gleiche Anschauung unter stammverwandten Völkern, die auf eine gemeinschaftliche Quelle hinweisen. Oft sind die Abschaltirungen nur sehr feine, anderseits treten darin aber auch die durch die Natur des Landes, in dem ein Volk lebt, sowie durch dessen Sitten und Gebräuche bedingte Abänderungen hervor.

Um zu zeigen, wie Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld seinen Stoff organisch einordnet, lassen wir hier sein Kapitel über den Monat Mai im Sprichwort folgen, der gerade nicht immer „der wunderschöne“ genannt wird.

Allegra quo Maju,
(Heiter wie der Mai),

pflegt man auf der Insel Sardinien Jemand zu nennen, der ein vor Glück und Freude strahlendes Gesicht zeigt, denn:

Der Mai ist der schönste Monat im Jahr, (mailändisch)

oder:

Der Mai hat nicht seines Gleichen, (lombardisch)

und wird deshalb auch von den Engländern:

The merry month of May
(Der lustige Monat Mai),

genannt. Nur die Russen rufen kopfschüttelnd:

Ei, ei, Herr Mai, warm, aber hungrig!

und die Venetianer sprechen bedenklich:

Der Mai gierig, ein langer Monat!

weil gewöhnlich die Kornpreise steigen, und der Arme keine Vorräthe mehr hat.

Darum rathen auch die Portugiesen:

Sommerweizen, iß ihn nicht, noch gieb ihn weg, sondern heb' ihn für den Mai auf,

indem sie hinzufügen:

Der Mai ist den Weizen, und der August trinkt den Wein,

da in diesem Monat die neue Weinlese, in jenem die Ernte nahe bevorsteht. Wie jedoch beide ausfallen werden, hängt hauptsächlich von der Witterung des Maies ab, denn:

Im Mai wird Korn und Wein geboren, (französisch)

und diese wird deshalb je nach den Ländern verschieden gewünscht:

Mai fühl und naß
Füllt dem Bauer Scheuer und Faß.

heißt es in Norddeutschland;

Abendthau und kühl im Mai,
Bringt Wein und vieles Heu,

in der Rheinpfalz;

Kühler Mai, volle Kasten,

oder:

Kühler Mai
Bringt Stroh und Heu,

in Tyrol;

Den Mayen voll Wind
Begehet das Bauerngesind,

in der Schweiz, und:

Maiwand kalt und windig
Macht die Scheuer voll und pfündig,

in England.

Die Franzosen dagegen sprechen:

Mai kalt macht Niemand reich,

und in Oberitalien wiederum sagt man:

Mai kühl, Stroh und Korn,

und:

Mai kühl und windig macht das Jahr fruchtbar;

in der Picardie:

Kühler Mai und warmer Juni geben gutes Brod und guten Wein;

bei den Basken:

Mai kalt, fröhliches Jahr;

in Spanien:

Im Mai kalt, vergrößert deinen Speicher,

und in Portugal:

Mai naß, wird das Korn sehr körnig.

Während aber fast alle romanischen Völker gleich den Basken behaupten:

Regen im Mai, Brod für das ganze Jahr, (französisch, spanisch, portugiesisch, sicilianisch)

und die Bergamasker versichern:

Koth im Mai, Aehren im August,

ist man in Toscana und Brescia der Ansicht:

Mai trocken, Getreide überall,

und erklärt in Böhmen:

Maiwasser trinkt den Wein aus.

Aus einem ähnlichen Grunde sagen die Portugiesen:

Mai Kothdauer,
Ist mir nicht Bleibdauer,

und theilen den Glauben der Spanier, Mailänder und Venetianer:

Der Mai Gärtner, viel Stroh und wenig Körner.

Die Deutschen meinen zwar:

Wenn der Mai ein Gärtner ist, ist er auch ein Bauer,

gestehen jedoch gleichfalls zu:

Wild der Mai ein Gärtner sein,
Trägt er nicht in die Scheuern ein.

Für sehr nachtheilig hält man in Italien die Gewitter im Mai, weßhalb es heißt:

Gewitter im Mai, vollständiges Unheil,

und auch in Deutschland sieht man es nicht gern, wenn es häufig donnert, denn:

Donnert es oft im Mai, wird ein unfruchtbares Jahr,

wegegen die Polen zu sagen pflegen:

Häufige Gewitter im Mai zerstreuen den Bauern die Sorgen.

Eben so wenig liebt der Deutsche heftigen Frost, weil er spricht:

Kalt und Nachtfröste schädlich sind,
Gut hingegen sein die Wind,

und:

Frost im Maimond thut der Blüthe Schaden,

und der Engländer fürchtet zu starke Regengüsse, da er aus Erfahrung weiß:

Eine Maiflut
That nie gut.

Auch anhaltende Hitze kommt ihm nicht gelegen, indem er behauptet:

Heißer Mai macht den Kirchhof fett,

und dieselbe Furcht vor Krankheit läßt die Landleute in der Lombardei wünschen:

Mai bewölkt und das Haud durchwärmt, dann bleibt die Magh gesund.

Die Spanier und Portugiesen dagegen betrachten es im Grunde als ein Glück, während des Maimonats krank zu werden, weil sie das Vorurtheil haben:

Fieber (vort.: Durchfall) im Mai,
Das ganze Jahr von Krankheit frei.

Gleichwohl rathen die Spanier, um vor Erkältung zu schützen:

Im Mai leg' deinen Sayo (Kittel oder Ueberwurf) nicht ab,

oder:

Behalt' den Sayo im Mai,

und die Bergamasker warnen:

Bis zum 40. Mai leg' nicht die Winterfachen ab.

Eben so gilt in Spanien als Regel:

Den Käse und die Bracke mach' im Mai,

während die Bewohner Oberitaliens die Weisung geben:

Im Monat Mai verstieh' dich mit Holz und Käse,

und als besonders nöthig noch den leisen Wink hinzufügen:

Wer einen guten Kloh hat, hebe ihn auf für den Mai,

denn der Mai ist in der Lombardei gewöhnlich so kalt, daß die Mailänder, wie die Venetianer, ihn mit den Worten anreden:

Mai, lieber Mai,
Die deine Rosen, aber mit den Pelz!

Während es in Frankreich heißt:

Wenn es am ersten Maitag regnet, so sind die Quitten gepflückt (d. h. in der Blüthe vernichtet),

oder:

Wenn Jakob der Apostel weint, gibt es Eicheln in Fülle (werden sehr wenig Eicheln),

sagt man in Deutschland:

Zu Philipp und Jakob Regen,
Bedeutet viel Segen,

Digitized by Google

und:

Wenn am 1. Mai Reif fällt, gerätht die Frucht wohl.

Auch glauben die Deutschen:

Wenn der Mai den Maien (grünes Laub) bringt,
Ist es besser, als wenn er ihn findet, (märkisch)

oder:

Wenn sich am Maientag nur die Krähe im Korn verstecken kann, gibt's einen gesegneten Sommer,

und sprechen daher:

Maitag ein Rade,
Johannis ein Knabe.

In Oberitalien sieht man Regen in den ersten Maitagen als schädlich für die Nüsse an, weshalb die Venetianer versichern:

Wenn es am hl. Kreuztag (3. Mai) regnet, werden die Nüsse leer,

und die Bergamasker den wenig trostreichen Rath ertheilen:

So plóv a Santa Cruz,
No fa olint sora i ub nus

(Wenn es am hl. Kreuztag regnet, rechne nicht auf deine Nüsse).

Namentlich aber hält man Regen am Himmelfahrtstage für sehr nachtheilig, indem es heißt:

Wenn es am Himmelfahrtstage regnet, hört es 40 Tage lang nicht auf,

oder:

—, setzt Alles schön aus, und ist nichts gut; (bergamaskisch)
—, wird viel Stroh und wenig Samen; (venetianisch)
—, wird spärlich Brod, (mailändisch)

mit einem Worte:

—, wird Alles verdorben (toskanisch).

Auch läßt der Venetianer den Winter sprechen:

Fin al giorno del Gallbi
No i> spoglar del pani miei

(Bis zum Galliärtage (Himmelfahrt Christi) zieh' meine Kleider nicht aus),

worin ihm der Spanier mit den Worten beipflichtet:

Lege den Pelz nicht ab, ehe die Ghatitter kommen,

und der Schlesier Recht gibt in dem alten Reime:

Der Bauer nach der ersten Aer,
Trägt den Pelz bis Himmelfahrt,
Und thut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn die Vorderne.

Eben so meint der Wasserpokal vorsichtig:

Bis Pfingsten laß den Pelz nicht fahren, und nach Pfingsten ist es gut, im Pelz zu gehen,

und die Tschechen, wie die Russen und Kleinrussen, geben gleichfalls Pfingsten als das Ende des Pelztragens an.

In Deutschland fürchtet man:

Regen am Himmelfahrtstage zeigt schlechte Ernte an,

wobei man in der Rheinpfalz und in Schwaben noch hinzusetzt:

Wie das Wetter am Himmelfahrtstag,
So auch der ganze Herbst sein mag,

sieht es aber, entgegen der Ansicht der Italiener und Tyroler:

Wenn es am Pfingsttag regnet, gehört aller Ertrag nicht uns,

und:

Wenns am Pfingstsonntag regnet, regnets die halbe Nahrung hin. (Stadai.)

gern, wenn es zu Pfingsten regnet, denn:

Nasse Pfingsten, feste Weihnachten;
Heiße Pfingsten, dürre Weihnachten,

und:

Pfingstregen,
Reicher Weinsegen.

In manchen Gegenden behauptet man:

Regnets am Pfingstmontag,
So regnets sieben Sonntag,

und am Rhein glaubt man:

Reife Erdbeeren um Pfingsten bringen ein gutes Weinjahr.

Die Franzosen halten den 3. und 9. Mai, welche sie scherzhaft Croisset (von ste. Croix, Kreuztag) und Colinet (von st. Nicolas) nennen, für kritische Tage in Bezug auf den Weinbau, indem sie sprichwörtlich sagen:

Georg (24. Mai), Marks (25. Mai), Jakob (1. Juni) und Kreuzlein (3. Juni),
Diese Vier machen den Markt vom Wein,

und schreiben dem Regen des 11. Mai's einen eben solchen Einfluß auf das gute Gedeihen der Eicheln zu, wie dem des 1. Mai, weshalb es heißt:

S'il pleut le jour de st. Gengoul,
Les porcs auront de glands leur soul.

(Wenn es am Tag St. Gengoulx regnet,
Werden die Schweine mit Eicheln gesegnet.)

Die Italiener rathen, am 9. Mai den Ochsen das erste neue Heu zu geben:

An St. Nicolaus gib den Ochsen das Heu.

Die Russen charakterisiren das Wachsthum des Grases mit den Worten:

An Georgi mit dem Korbe, aber an Nikola mit dem Wagen,

und wie der 6. Mai, der Tag des Evangelisten Johannes vor der wälschen Pforte, sagt der vlämisch:

Klein Jan voor het waelsche portsen,

oder:

Sint Jans in t'olie (St. Johann im Oel),

bei den Bauern Brabants in dem Rufe steht, anhaltendes gutes Wetter zu bringen, namentlich wenn an ihm Ostwind herrscht, so schließt man in Rußland von dem 11. Mai, dem Tag des heil. Mokij, auf die Trockenheit oder Feuchtigkeit des ganzen Sommers:

Ist der heil. Märtyrerin Mokij Tag feucht, wird der ganze Sommer feucht sein,

vielleicht wegen der Aehnlichkeit des Klanges seines Namens mit dem Worte mokry, feucht.

Fast allgemein ist die Annahme eines Nachwinters um Mitte Mai:

A la mi-mai
Quoun t'labor (französisch)
(Um Maimitte, Winterschleppe).

Die Landleute in Oberitalien bezeichnen ihn als l'inverno dei cavalieri, den Seidenwürmerwinter. In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pancraz und Servaz „die Eisheiligen" genannt werden; in Deutschland deschuldigt man die Heiligen Pancrátius (12. Juni), Servatius (13. Juni) und Bonifacius (14. Juni), Kälte mitzubringen, und sagt daher in der Pfalz:

Pankraz, Servaz und Bonifaz sind drei Eismämner,

und in der Eifel:

Wer seine Schafe scheret vor Servaz,
Dem ist die Wolf lieber, als das Schaf.

Die Tschechen haben aus den Anfangssilben dieser drei Heiligen, welche sie ebenfalls die „Eismämner" nennen, einen besondern Herrn, den „Pan Serbonl", geschaffen, dem sie nachsagen:

Pan Serbonl verbrennt die Bäume,
weil man bei seiner Ankunft heizen muß.

Die Russen glauben, daß mit dem 14. Mai die Nordwinde aufhören, weshalb sie sprechen:

Ist Ifdor vorbei, sind die Nordwinde vorbei,

und die Deutschen versichern zwar:

Kein Reif nach Servaz,
Kein Schnee nach Bonifaz,

legen aber dennoch ihre Furcht vor Nachtfrösten nicht vor dem 25. Mai ab, denn:

St. Urban pflegt seine Mutter vom Ofen zu locken,

und sein Festtag gilt als das Ende der kalten Nächte. Ueberhaupt wird diesem Tage ein großer Einfluß zugeschrieben.

Auf St. Urben
Ist das Korn weder gerathen, noch verdurben,

aber, wie es in einem pfälzer Sprichwort heißt:

Dankt St. Urben dem Herrn,
Er bringt dem Getreide den Kern,

und nach der Ansicht der Italiener hat nicht nur der Roggen, sondern auch der Weizen bis zum Urbanstage alle Körner bereits vollständig gebildet. Die Lombarden behaupten daher:

Wenn es am Tage St. Urbans regnet, verliert jede Aehre ein Korn.

Digitized by Google

Namentlich aber für den Wein hält man den Regen an diesem Tage für unheilvoll, denn:

Et Urban ist auch ein Weinheld, (deutsch)

und:

Pankraz und Urban ohne Regen,
Folgt ein großer Weinsegen,

oder:

St. Urban hell und rein,
Segnet die Fässer ein;

wozegen, wenn es am Urbanstage regnet, nach der Meinung der Winzer im Maasthal die Beere ungleich groß und die Lese sehr gering werden soll.

In Frankreich versichert man deshalb:

An St. Urban,
Weh im Weinberg, gehört dem Bauern an,

indem man hinzusügt:

Der weiß nicht, was Weinverkaufen ist,
Der nicht vom Mai das Ende abwartet,

und in Süddeutschland ward ehemals, um am Urbanstage schönes Wetter zu haben, das Bild des Heiligen feierlich herumgetragen und bei Regenwetter aus Ingrimm ins Wasser geworfen, wofür sich noch das Sprichwort schreibt:

Wenn Sanct Urban bein gut Wetter geit,
Wird er in die Pfützen getreit.

Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße.

In der zwischen der Halbinsel Korea und den japanischen Inseln liegenden Straße, welche den Eingang zum Gelben Meere beherrscht, liegt die Insel Tsu-sima, die ähnlich wie Neuseeland in einen nördlichen und südlichen Haupttheil zerfällt; mehrere kleine Inseln schließen sich an. Genau wird ihre Ausdehnung durch 34° 5′ und 34° 43′ nördliche Breite, sowie 129° 8′ und 129° 27′ östliche Länge von Greenwich bezeichnet. Das englische Schiff Actäon, Capitain Ward, machte Anfang August 1861 die erste Aufnahme der Insel. Die von Ward eingezogenen Nachrichten veranlaßten Lorenz Oliphant, der Insel einen Besuch abzustatten, und obgleich die Mittheilungen, welche er gibt, noch sehr lückenhaft sind, so sind sie doch als die einzigen zuverlässigen, die wir über Tsu-sima haben, von großem Werthe. Sein Reisebericht ward am 26. Januar 1863 in der geographischen Gesellschaft zu London verlesen und ist jetzt im Journal der Gesellschaft für das Jahr 1863 mitgetheilt. Begleitet ist der Aufsatz von einer Karte der Insel nach Ward's Aufnahme.

„Etwa 80 englische Meilen westlich von der Straße von Simonoseki liegt die Insel Tsu-sima. Am Morgen des 27. August (1861) sangte ich mit dem Schiffe „Rinaldo“ bei dem Südende derselben an. Am meisten fiel mir ein zweigipfeliger Berg in die Augen, der sich in der Mitte der Insel bis zu 1700 Fuß Höhe erhebt; aber südlich von diesem liegt ein anderer Berg, der bis zu 2500 Fuß aufsteigt und unsers Wissens der höchste auf Tsu-sima überhaupt ist. Der südliche Theil der Insel besteht aus zwei breiten Thälern, die durch einen bewaldeten Gebirgsrücken getrennt werden. Die Thäler selbst sind theilweise kultivirt und bewohnt und gleichen eins dem andern sehr; die höher gelegenen Landstrecken sind mit Urwald bedeckt.

Da wir die genaue Lage der Hauptstadt Tatchio nicht kannten, so erkundigten wir uns am Ufer danach. Dann fuhren wir an der östlichen Küste hin, die wenig bewohnt, felsig und abschüssig erschien. Vorsichtig drangen wir in eine Bucht ein und warfen eine halbe englische Meile vor der Stadt Tatchio Anker. Für die kleinen heimischen Schiffe gewährt der Hafen hinter einem Felsenvorsprung genügenden Schutz, für größere dagegen nicht. Der mit Fichten bestandene Felsen steigt etwa 100 Fuß hoch aus dem Wasser auf und gibt der Landschaft ein eigenthümliches Ansehen. Die Bai selbst ist mit bewaldeten Hügeln umgeben, in sie mündet ein Strom, der aus einem gut bebauten Thale kommt, und an dessen Mündung die Stadt liegt.

Da Tsu-sima der Privatbesitz eines Fürsten ist, und die kaiserliche Regierung kaum eine Controle über diesen ausübt, so war es mir unmöglich, Stadt und Umgebung näher zu erforschen. Während ich mich vergeblich bemühte, mit der hohen Persönlichkeit eine Unterredung zu erlangen, wurde ich zurückgehalten und in einem Wachthause am Ufer so eifrig beobachtet, daß es mir nicht möglich war, zehn Schritte nach irgend einer Richtung hin zu machen. Wenn ich auch keine Gelegenheit hatte, meine Wißbegierde zu befriedigen, so stand doch den Einwohnern, Mann, Weib und Kind, nichts im Wege, den ersten Engländer, der in Tatchio gelandet war, genau zu betrachten.

Tatchio soll 10,000 Einwohner haben. Von anderen japanischen Städten unterscheidet es sich durch nichts; ich bemerkte nicht einmal einen Unterschied in den Gesichtszügen oder der Kleidung des Volkes, obgleich ihre Sprache von dem Japanisch der anderen Inseln etwas abweicht. Als scheinbarer Einwand gegen meinen Besuch beim Fürsten wurde angeführt, daß seine Residenz vier englische Meilen landeinwärts liege; der wahre Grund war aber sicher der, daß er seine Würde durch den Empfang eines Fremden zu entweihen glaubte. Man erzählte mir, daß sein Palast drei Stockwerk hoch und von Parks und Gärten umgeben sei; daß er sowohl durch geistige Eigenschaften als Körperstärke ausgezeichnet sei, denn er messe sieben Fuß, sei aber mit Geschwüren bedeckt. In Jedo soll sein Einfluß sehr groß sein. Er hat eine legitime Frau, 12 Kebsweiber und 43 Kinder. Sein Sohn war als Geisel in Jedo; einige seiner unehelichen Kinder standen dem Kaiser in Dienst, während andere in seiner eigenen Armee Offizierstellen inne hatten.

Die Volksfesten, die zwischen der Residenz des Fürsten und der Stadt meinetwegen hin- und hergeschickt wurden, halten so viel Zeit in Anspruch genommen, daß es neun Uhr Abends geworden war, bevor ich die Nachricht erhielt, daß ich mit dem ersten Staats-Sekretair eine Unterredung haben sollte. Ich ging durch eine kurze Straße nach dem Zusammenkunftshause; zu beiden Seiten waren Männer mit großen Papierlaternen aufgestellt.

Die Anordnungen, welche man für meinen Empfang getroffen hatte, waren sehr einfacher Natur; ein gewöhnlicher Tisch, der augenscheinlich erst seit meiner Ankunft verfertigt worden war, stand von saubrer gearbeiteten Stühlen umgeben, deren Sitze mit der Tafel des Tisches in gleicher Höhe waren. Sehr große Kerzen erhellten das Zimmer. Wie üblich erhielt Jedermann Pfeifen und Tabak dargereicht, und da unsere Unterredung bis nach Mitternacht dauerte, bekamen wir auch Kuchen und Fleisch.

Vor Sonnenaufgang gingen wir wieder unter Segel und fuhren an der Westküste der Insel weiter, bis wir gegen Mittag den Tsu-sima Sund erreichten. Es ist schwer, eine Beschreibung von den vielen netzförmig verzweigten Kanälen zu geben, welche das hügelige Land nach allen Richtungen hin durchschneiden und ein wahres Wasserlabyrinth bilden, das sich nur mit den norwegischen Föhrden vergleichen läßt. Doch ist die Land-

Digitized by Google

schaft nicht wild und zerrissen, sondern sanft, abgerundet, und überall taucht der kräftige Blattschmuck der Pflanzen in das Wasser. Hier ständen alle Schiffe der Erde einen sichern Hafen, in dem sie nicht einmal Anker zu werfen brauchten, denn jedes Schiff könnte sich an einen Baum befestigen und dabei doch im tiefen Wasser bleiben. Wenn man alle Schönheiten dieses Sundes erforschen will, muß man die tiefen Einschnitte desselben mit einem Boote befahren; meine Zeit war aber so beschränkt und so sehr von anderen Geschäften in Anspruch genommen, daß mir nur wenig in dieser Beziehung zu thun übrig blieb. Die Ufer sind dünn bevölkert, hier und da erblickt man einige Fischerhütten am Rande, meistens aber rücken die Wälder bis dicht an das Wasser heran. Am gemeinsten sind immergrüne Eichen, Sykomoren, Pappeln, Cypressen und Nadelhölzer verschiedener Art. Einer meiner Reisegefährten, welcher das Hauptland besucht hatte, versicherte mir, daß die Flora im Ganzen mehr einen Mantschu- als einen japanischen Charakter zeige. Auch die Fasanen sind von denen auf Nipon verschieden; wilde Katzen kommen auch vor und eine in Japan ganz unbekannte Hirschart. Ich hatte nicht genügend Gelegenheit, mich über diese Punkte aufzuklären.

Die Insel besteht aus vulkanischen Bildungen, ist hügelig und dicht mit Wald bedeckt. Durch den eben erwähnten Sund zerfällt sie in zwei Theile; die nördliche Insel ist etwas größer als die südliche, mit der sie aber durch eine Sandbank verbunden ist, die am östlichen Ende liegt und bei niedrigem Wasserstande einen trockenen Uebergang bildet. Die ganze Insel ist 35 englische Meilen lang; die Breite wechselt zwischen 8 und 10 Meilen. Ein Weg verbindet den Tsu-sima Sund mit der Hauptstadt, die von dort 9 Meilen entfernt liegt. Die Gesammtzahl der Einwohner soll 30,000 betragen; doch ist nur die Kenntniß von der nördlichen Insel noch sehr ungenügend.

Der Fürst von Tsu-sima, welcher alleiniger Eigenthümer und gleichsam souveräner Häuptling des ganzen Landes ist, unterhält in der 40 englische Meilen entfernten Stadt Chosan auf Korea eine Besatzung von 300 Mann. Er ist Inhaber des Handelsmonopols mit Korea, von wo Tigerhäute, Felle, Reis, Silber und Gold kommen. Der größte Theil des japanischen Goldes soll aus Korea kommen, und der Handel mit diesem edlen Metalle ist eine der Hauptreichthumsquellen des Fürsten. Unter welchen Bedingungen Chosan von einer japanischen Garnison besetzt ist, wie die Verhältnisse zwischen der kaiserlich japanischen, koreanischen und der Regierung von Tsu-sima sind, darüber wissen wir noch nichts — aber die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo unsere politische und geographische Kenntniß von diesem interessanten Ländchen eine weit bessere sein wird."

Aus der Steinöl-Region in Nordamerika.

Das Petroleum hat binnen wenigen Jahren eine großartige Bedeutung gewonnen, und mit Recht rühmen die Yankees, daß für sie nicht mehr die Baumwolle, sondern das Steinöl „König" sei. Pennsylvanien bildet den Kern der Region, welche man jetzt als Petrolia bezeichnet; aber auch im westlichen Neuyork, im westlichen Virginien, in Kentucky und in Michigan wird Steinöl gewonnen. Wir finden über den Gegenstand im Neuyork Herald vom 19. Oktober eine ausführliche Abhandlung, welcher wir die folgende Angabe entlehnen.

Der Vorrath ist allem Anschein nach unerschöpflich. Das Steinöl kommt vorzugsweise nicht zwischen den ebenen, geschichteten Gesteinslagen vor, sondern in Höhlungen, die mehr oder weniger tief sind, und aus denen es nicht so leicht vom Wasser weggespült werden kann. In besonders großer Menge findet man es gewöhnlich da, wo das Gestein Störungen und Verwerfungen erlitten hat, und an solchen Stellen treiben die kundigen Leute am liebsten ihre Schächte. Diese Höhlungen oder „Löcher" haben selten eine beträchtliche horizontale Ausdehnung, und es trifft sich kaum, daß zwei unweit von einander liegende „Brunnen" in einer und derselben Tiefe Oel geben, gleichviel ob die Gesteinsschicht horizontal oder geneigt ist. Anderseits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß manche unterirdische Oelbehälter mit einander in Verbindung stehen, theils fortwährend, theils mit Unterbrechungen. In der Region des Oil Creek kommt das Petroleum im Sandstein vor, der sehr porös zu sein scheint; er gleicht den Honigwaben eines Bienenkorbes, und das Oel befindet sich in den Löchern.

Wenn man den Schacht getrieben hat und Oel in denselben eintritt, dann steigt Gas in die Luft empor, manchmal bis zu 40 und 50 Fuß; dann fällt und steigt es in Zwischenräumen, und das dauert oft lange Zeit. Man bezeichnet das als das „Athmen der Erde". Diese regelmäßige Abwechslung kommt zwei- bis dreimal täglich, aber in manchen Brunnen auch eben so viele Male stündlich vor. Allmälig aber, in dem Maße, in welchem der Zufluß von Oel sich vermindert, werden die Zwischenräume länger, falls nicht etwa, was keineswegs selten vorkommt, neue unterirdische Verbindungen sich öffnen und den Brunnen frische Vorräthe zuführen. Manche intermittirende Brunnen haben im Anfang täglich 300 bis 350 Faß (Barrels) und im Ganzen bis zu 20,000 Faß Oel geliefert. Manche Brunnen geben stärkere Ausbeute bei Regenwetter, während andere alsdann so lange nichts geben, bis man das Wasser entfernt hat.

Die Anlage eines etwa 600 Fuß tiefen Brunnens stellt sich auf durchschnittlich 6100 Dollars. Die Yankee-Regierung, die jetzt Alles, auch die Geduldeine (es ist buchstäblich wahr) besteuert hat, nimmt von der Gallone raffinirten Petroleums einen fünfzel Dollar Abgabe, von nicht raffinirtem nur die Hälfte, 10 Cents. Am Erzeugungsorte wurde am 8. Okt. 1864 das Faß (Barrel zu 41 Gallons) unraffinirten Petroleums mit 7 Dollars bezahlt, in Neuyork mit 15 Dollar 35 Cents per Faß. In der pennsylvanischen Brunnenregion hat man sehr ausgedehnte Borkehrungen getroffen, um das Oel bis an die Oil Creek-Eisenbahn zu schaffen, z. B. vermittelst sehr langer Röhrenleitungen, eben so zur Atlantic- und Great Western-Bahn. Die Neuyork Central-, die Pennsylvania Central-, die Erie- und Philadelphia- und die Neuyork-Eisenbahn treffen jetzt allesammt Borkehrungen, um Zweigbahnen in die Oelgegend zu legen. Jetzt wird ein großer Theil des Petroleums auf dem Wasserwege in Flachboden nach Pittsburgh gebracht. Die Röhrenleitungen sind nach demselben Princip gebaut wie unsere Gasröhren. Viele Segelschiffe sind besonders auf die Petroleumfracht eingerichtet und haben große Zinkbehälter. Vom 1. Januar bis zum 1. Oktober 1864 sind 16½ Millionen Gallonen mehr Petroleum nach Europa exportirt worden als in derselben Zeit 1862. Nach Antwerpen gingen in den ersten acht Monaten

Digitized by Google

1864 nicht weniger als 135,043 Barrels Petroleum, wovon mehr als 120,000 raffinirt. Außerdem sind Hamburg, Amsterdam, Rotterdam, Havre und Marseille, sodann London und Liverpool Hauptausfuhrmärkte. Anfang Oktobers gab eine petersburger Firma einem neuyorker Hause einen Auftrag von 200,000 Dollars für Petroleum. In Newyork hat sich eine besondere Steinkohlendörfe gebildet, Pine Street Nr. 50 und 52, die täglich von 400 bis 500 Häublern besucht wird, und die Zahl der „Petroleum-Kompagnien wächst immer mehr, weil immer neue Oelgegenden aufgefunden werden. Allein in Neuyork und Pennsylvanien zählt man jetzt nahe an 250 solcher Oelkompagnien, deren der Herald 127 einzeln und mit Namen aufzählt; sie haben ein Anlagekapital von 88,000,000 Dollars, und rechnet man die übrigen hinzu, so kommt ein Anlagekapital von mehr als 130 Millionen heraus.

Das Petroleum wird längst nicht mehr zum Brennen allein gebraucht. Zu Meadville in Pennsylvanien ist jetzt ein Chemiker damit beschäftigt, aus den Rückständen einen Brennstoff zu gewinnen, welcher billiger und besser für Seedampfer sei als die beste Steinkohle. Die Versuche sind gelungen. Gleichfalls aus den Rückständen haben deutsche Chemiker in der Humboldt Raffinerie bei Plummer in der Oil Creek-Region eine himmelblaue Farbe, die Humboldt-Farbe, bereitet, die alle anderen übertreffen und sich besonders zur Seidenfärberei vorzüglich eignen soll. Auch andere blaue Farben, Aurin, Magenta und Rosina werden aus den Rückständen gewonnen, sodann Benzin, Benzol, Naphtha und Oele verschiedener Art.

Von dem großartigen Ertrage mancher Oelbrunnen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der Empire-Brunnen auf der Farm eines deutschen pennsylvanischen Bauern, Funk, anfangs längere Zeit gegen 3000 Barrels täglich lieferte und jetzt regelmäßig nahe an 150 Barrels gibt! Das Petroleum ist jetzt einer ernstlichen Inspektion unterworfen, und die Fässer erhalten Brandmärke.

Man berechnet, daß im Jahre 1864 für etwa 50,000,000 Dollars Petroleum gewonnen werde. Vor vier Jahren wurde das Barrel mit einem Viertelhollar bezahlt; das Steinöl wurde im Inlande kaum beachtet, und Ausfuhr fand gar nicht statt. Heute sind die Aktien der Oelkompagnien fabelhaft gestiegen und „Oelgründe" haben einen ganz andern Werth, als californische Goldclaims. Ein Oelgrund im westlichen Virginien, welcher einem Herrn Rathbon gehörte, ist im September mit 420,000 Dollars bezahlt worden.

Im Yankeelande ist nun eine neue Aristokratie aufgetaucht, jene der Steinöl-Nabobs oder Petroleum-Lords, welche jetzt eine Rolle spielen. Die Stockfisch-Aristokratie von Massachusetts und die Makrelen-Aristokratie vom Cap Cod sind schon vor längerer Zeit von anderen „Pilzen" überwuchert und überflügelt worden. Nach ihnen tauchte die pennsylvanische Anthracitkohlen-Aristokratie auf, und dann kam die. californische Gold-Aristokratie, die allerdings aus sehr barthändigen, grobfäustigen Burschen bestand und ein paar Jahr lang Mode war. Der Krieg gegen die Conföderirten hat die Aristokratie der Shoddy-Gauner ins Leben gerufen, zumeist Lieferanten, Shoddyfabrikanten, Politiker, Betrüger an Staatsgelbern und Rekrutenhändler. „Prinz Spermaceti", d. h. der Walfischthran-Spekulant, war nie so oben auf wie jene anderen „Aristokratien" des Yankeelandes. Es scheint, als ob sie jetzt alle von der Oel-Aristokratie überflügelt werden sollten.

Aus allen Erdtheilen.

Kapitän Speke und die Mondgebirge. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London vom 14. Nov. 1864 ward ein Schreiben von Grant, Speke's Reisegefährten, verlesen, in welchem der Ueberlebende Reisende die Genauigkeit der Tagebücher Speke's hervorhob. Mit Bezug auf die viel erwähnten Mondgebirge, die Speke nördlich vom Tanganjika-See eingezeichnet hatte, erklärte Grant, daß dieselben lediglich (?) durch die Uebertreibung des Zeichners und Lithographen der Karte entstanden wären. Es hat also Kapitän Burton in dieser Streitfrage Recht behalten.

Von den mascarenischen Inseln. Diese Gilande, Réunion und Mauritius, werden seit dem August 1864 von den Dampfern der Messageries impériales monatlich zweimal besucht; früher hatten sie nur alle Monate einmal Verbindung mit Europa. Die Kolonisten auf Réunion, das bekanntlich französisch ist, sind der bureaukratischen Bevormundung überdrüssig und verlangen eine unabhängige Volksvertretung, Abschaffung der Centralisation in der Verwaltung, municipale Selbstverwaltung, Contrôle über die Verausgabung der Gelder, Versammlungsrecht, das Recht, Genossenschaften zu bilden, und Verminderung der Abgaben; das Alles haben sie jetzt nicht! —

Sehr bezeichnend ist folgende Stelle aus dem amtlichen Blatte der Insel, dem Moniteur de la Réunion: — „Was wäre aus Australien unter den Händen Frankreichs geworden? Nichts! Es wäre noch heute eine Verbrecherkolonie, aber England hat einen Weltstadt daraus gemacht. Freilich gibt es seinen Kolonien die allerfreiesten Staatseinrichtungen; sie verwalten und regieren sich selbst, gleichsam als Republiken. Wo aber Frankreich seine Fahne aufgepflanzt hat, da führen armselige Kolonien ein kümmerliches Dasein; jene Englands dagegen gedeihen üppig. Frankreich hat niemals das Kolonisiren verstanden. Ueberall, wo es auch sei, hat es mit denselben Elementen angefangen: Eine Garnison, Zollbeamte und einen Schwarm anderer Beamten. Wir wissen, was für Folgen dieses System gehabt hat. Seit Jahrhunderten ist aus den französischen Kolonien Nichts geworden."

Unruhen auf Madagaskar. Unsere Leser erinnern sich der mißlungenen Verschwörung in Antananarive und des Umstandes, daß der Premierminister dem Großwürdenträger Rainizoar eine Obrfeige gegeben hatte. Bald nachher brach, laut Berichten aus Réunion vom 19. August, eine Art Revolution aus, der Premierminister Rainivoninahitriniony mußte abdanken und seinem Bruder Rainitsiarivony Platz machen. Jenem schenkte man das Leben, nachdem er eidlich gelobt hatte, sich nie wieder in Staatsangelegenheiten zu mischen, aber sein Hab und Gut fiel an den Amtsnachfolger. Ein anderer Bericht sagt, man habe ihn mit einer rothseidenen Schärpe erdrosselt. In der auswärtigen Politik ist aber keine Veränderung eingetreten. Die Königin beharrt bei ihrem Mißtrauen gegen die Franzosen, welche darüber wüthend sind und von den Hewas, welche frühre von ihnen mit vollen Backen gelobt wurden, nur Uebles reden. Alle ihre Berichte sind einseitig und vielfach entstellt. Die Königin will kein Spielzeug in den Händen fremder, eigennütziger Abenteurer sein, wie ihr Gemahl Radama war, sondern Gebieterin im eigenen Hause; das verargt man ihr. Sie hat besonders, daß im Hafenplatze Tamatave jeder Schleichhändler bestraft und ihm die Waare weggenommen werden solle; sie erhebt einen Zoll von 10 Procent für ein-

Digitized by Google

und ausgehende Güter. Sie hat Todesstrafe über Jeden verhängt, der auf Steinkohle oder edle Metalle stößt. Madagaskar-Kompagnie angesehene Ländereien für Ausbeute der Steinkohlen und edlen Metalle zu bewilligen. Uebrigens scheint es richtig zu sein, daß unter den Vornehmen des Hervikvolkes der Howas ein gereiltheits Parteiwesen herrscht. Aus den französischen Berichten geht hervor, daß man die übrigen Madagaskarbewohner gegen die Howas aufreizt. In einem derselben heißt es: „Ihr Ansehen wird wie durch Zauber an dem Tage verschwinden, an welchem 2500 Mann französischer Truppen an der gesunden Küste landen, nicht um sich die Hauptstadt los zu marschieren, sondern die Steinkohlengruben von Bavatube in Angriff nehmen zu lassen und an der Diego-Suarez-Bay mit Hafenanlagen zu beginnen." — Zu Tamatave sah es im August sehr unruhig aus. Ein Franzose, Charnier, hatte einen Malgaschen geschossen, der wirklich oder angeblich einen Diebstahl in seiner Wohnung verübt hatte. Dafür befahl ihm der Gouverneur, binnen 14 Tagen Madagaskar zu verlassen; dagegen baten 30 französische und englische Kaufleute protestirt; sie nahmen Charnier in Schutz; er habe recht gethan. Feuer zu geben in einem Lande, das keine Polizei habe. Darauf befahl der Gouverneur die Verbannung sämmtlicher Unterzeichner; doch ist die Entscheidung der Königin abzuwarten.

Tod des Löwenjägers Gerard. Wir haben mehrfach gemeldet, daß derselbe eine Reise nach Westafrika unternommen hatte, um das bis jetzt noch von keinem Europäer besuchte Kong-Gebirge in Nordguinea zu erforschen. Er trat im September 1863 zu Lukuadi (Whydah) ein, dem Lande von Dahome, um durch dieses Land ins Innere einzudringen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich, und er schiffte dann nach Sierra Leone, wo die Engländer ihn freundlich aufnahmen und in einem Kriegsschiffe nach dem Flusse Gallinas schafften. Dort wurde er schon nach wenigen Tagen ausgeplündert und flüchtete nach Scherbro; französische Kaufleute gaben ihm Kleidungsstücke, aber beim Dorfe Begroom wurde er, Anfangs Juni, wieder überfallen und aller Habe beraubt. Von diesem Punkte aus machte er einen dritten Versuch, ins Innere zu gelangen, entrann aber im Flusse Jong. Wieder ein Opfer, das Afrika gefordert hat!

Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen. Diese Meeresgegend hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen, weil der europäisch-indische Telegraph dieselbe durchzieht. Wir haben früher aus den Papieren des schwedgerischen Reisenden Schilsti Auszüge über diese Region mitgetheilt; jetzt finden wir in der Oktobernummer der Proceedings der londoner geographischen Gesellschaft einige Notizen des Obersten Pelly. Er verließ Bender Abuschähr (welches die Engländer Bushir schreiben) im Dezember 1863 und fuhr nach dem Hafen Lingah, welcher auf dem Festlande liegt; er bildet eine offene Rhede, welche gegen Nordwest geschützt ist, aber nicht gegen Südost- und Südwestwinde. Jedoch finden kleine Fahrzeuge an einem großen Hafendamme Schutz. Lingah ist Hauptort eines Bezirkes, der nach Nordwesten hin vom Scherkhun Moghu begrenzt wird, hat 8000 bis 10,000 Einwohner und einen lebhaften Handel, weil weder Eingangs- noch Ausgangszölle bezahlt werden. Es unterhält Verkehr mit den arabischen Häfen, denen es aus Bombay und Karatschi Güter zuführt und dafür Silber, Perlen und etwas gesalzene Fische als Rückladung nimmt. Der Scheich ist ein Araber von alter, edler Herkunft. Dann fuhr Pelly nach Bassidore auf der Insel Kischm, um die dortigen Salzhöhlen und Naphthaquellen zu besuchen. Die ersteren liegen in einer 300 bis 600 Fuß hohen Hügelkette; eine dieser Höhlen bildet ein Gewölbe von 200 bis 300 Fuß Höhe und Länge und hat eine Spannung von etwa 70 Fuß. Die Salzblöcke werden auf Osten oder Kameelen ans Meer geschafft, in kleinen Fahrzeugen nach Maskat und von dort weiter nach Kalkutta oder auch nach der afrikanischen Küste verladen. Von Bassidore fuhr Pelly durch die Clarence-Straße, durch welche die Insel Kischm vom Festlande geschieden ist, durch ein nur etwa 100 Fuß breites aber 21 Miles langes Fahrwasser, an welchem beim Dorfe Lust der Sultan von Maskat Ackerbau treiben läßt. Auch versorgt diese Gegend die Küstenplätze am Meerbusen mit Brennholz. Insel und Stadt Ormus zeigen keine Spur mehr von der Blüthe, welche die Portugiesen vor vierhalbhundert Jahren dort antrafen; Alles ist im Verfall. Zuletzt besuchte Pelly Bender Abbas, dessen Hafen aber, zwei Miles von der Stadt entfernt, nur zwei bis drei Faden Wasser hat und bei Südwind gefährlich ist. Trotzdem ist der Handel noch unterschätzlich. Die Stadt zählt etwa 9000 Einwohner.

Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina. Wir haben im vorigen Bande des Globus eine Schilderung dieses wilden, bisher wenig bekannten Volkes nach Mouhot gegeben und Abbildungen beigefügt, welchen Zeichnungen an Ort und Stelle zum Grunde liegen. Im Februar 1864 hat ein Officier, Vorleaufe, diesem Stamme einen Besuch gemacht. Die Franzosen nämlich erforschen seit einiger Zeit die an werthvollen Hölzern ungemein reichen Wälder jener Region auch jenseits der Grenzlinie, und der ebengenannte Reisende trat seine Expedition am 10. Februar von Tay Ninh aus an. Er gelangte binnen fünf Tagen nach Bretam, welches von den Cambodschanern Kelim genannt wird, und fand, gleich Mouhot, bei dem Missionär Pater Arnoux die beste Aufnahme. Ueber die Stiengs giebt er folgende Mittheilungen. Sie bilden den südlichsten Stamm der „Wilden", die Moïs, zu dem nach Norden hin wohnend die Gnongs, Giarai, Banars, Gedans und andere gehören. Die Ostgrenze dieser Wilden trifft im Allgemeinen mit der Westgrenze Cochinchina's zusammen, ist aber vielfach unregelmäßig, denn in der Gegend von Baria reicht sie bis ans Meer, eben so bei Tu Ngai. Typus und Sprache aller dieser Völkerschaften weisen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin; man hält sie für die Ureingeborenen. Bretam liegt etwa unter 12° 30' Br., unweit der Quelle des Meamsteung, welcher zum Mekong fließt.

Die Gegend um Bretam eignet sich für den Anbau von Kaffee, Baumwolle, Tabak und des Mauldeerbaums. Die Stiengs sind kräftig gewachsene Leute von stolzem Gang und martialischem Aussehen, doch hat ihr Gesichtsausdruck etwas Mildes. Ihre Dörfer sind volkreich, gut gehalten und haben so wohlthätig aus, daß sie schon dadurch einen scharfen Gegensatz zu denen der Anamiten und Cochinchinesen bilden; das Vieh, zumeist Büffel, wird gut gehalten. Leider sind Fehden unter den verschiedenen Stämmen sehr häufig, dann tritt in Folge der Verwüstungen und Verwüstungen zuweilen Hungersnoth ein. Der Stieng ernährt hundertmal mehr Reis, als er für sich bedarf, aber er verschleudert ihn zumeist, um seinem Hange nach alterlei Fleischgenuß zu frönen, zu feiern und sich berauschende Getränke zu verschaffen. Nicht selten verkauft er dann Vieh, Frauen, Kinder und am Ende sich selbst und vielleicht an einen Mann, der sich am nächsten Tag auch selber verkauft.

Dampfschifffahrt auf dem Uraguai und Pachiten. Ein Correspondent der „Brazil and River Plate Mail" schreibt aus Lima vom 12. Oct. 1861, daß nun die Dampfer von Mairo am Fuße der Cordilleren bis zur Mündung des Amazonenstroms gehen. Mairo liegt unter 8° 30' südl. Breite des Stillen Oceans und 900 Leguas vom Atlantischen Meere entfernt. — Rauta, wo der Ucayali in den Amazonenstrom fällt und Jurimaguas an letzterm Flusse waren bisher die westlichen Endpunkte der Dampfschifffahrt. Nun ist aber der peruanische Dampfer Morano, von England kommend, den ganzen Amazonenstrom (700 Leguas) hinaufgegangen und bei Rauta in den Ucayali nach Süden eingebogen; er hat diesen Fluß bis zur Mündung des Pachitea befahren und ist dann auf letzterm bis nach Mairo vorgedrungen, nicht weit von der deutschen Colonie am Pozuzu. Der Morano ist ein Dampfer von sieben Fuß Tiefgang, der zur Reise von Rauta bis nach Mairo acht Tage gebraucht. Es ist eine große Thatsache, die hier vorliegt: Unmittelbare Dampfschifferverbindung zwischen Europa und den Urwäldern, die sich am Fuße der Andes ausdehnen!

Die peruanische Regierung, welche die Wichtigkeit dieses Ereignisses vollkommen zu begreifen scheint, hat einem Deutschen, dem Ingenieur von Faltenstein, den Auftrag gegeben, von der deutschen Colonie (Globus I. 18). V. 158) eine gute Straße bis nach Mairo zu bauen, so daß unsere Landsleute, welche bisher nicht in der besten Lage dort waren, dann ein directes Absatzgebiet nach dem Atlantischen Ocean haben.

Erforschung des obern Parana. Die brasilianische Regierung hat die volle Bedeutung dieses Flusses erkannt und eine wissenschaftliche Commission damit beauftragt, den obern Lauf und dessen Zuflüsse auf der Provinz Matto grosso zu erforschen.

Digitized by Google

Sie besteht den Dampfer Tamandatalao an der Mündung des Tleid. Dieser 140 deutsche Meilen lange Fluß, der auch Andembi genannt wird, kommt aus der Provinz Matto grosso. Die Commission fuhr dann den Parana hinab und gelangte binnen fünf Tagen an die Mündung des Juiuheima und steuerte diesen 14 Tage lang hinauf, bis zur Vereinigung mit dem Brilhante. Diesen besuhr sie bis zum Hafen Santa Rosalinda, wohin sie nach 13 Tagen kam. Nach Vollendung der Eisenbahn in der Provinz San Paulo und der Chaussee von Araubahoba nach Itapara wird die Verbindung zwischen Rio Janeiro und Santa Rosalinda weniger beschwerlich sein, und Waaren werden dann in nur zwei Monaten an die beiderseitigen Bestimmungsorte befördert werden können.

Die brasilianische Akademie St. Paulo. Bekanntlich gibt es in Brasilien nur zwei Hochschulen für Rechtswissenschaft, in Pernambuco und St. Paulo. Aber der Unterschied zwischen diesen beiden Instituten ist außerordentlich. Während die Akademie von Pernambuco der Stützpunkt des religiösen Obskurantismus ist, ganz unter dem Einfluß des priesterlichen Elementes steht und hinter den Anforderungen unsres Jahrhunderts steif zurück bleibt, so entwickelt sich in St. Paulo ein ganz anderer und viel erfreulicherer Geist. Die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 28. Sept. 1861 berichtet darüber.

Die hiesigen literarischen Gesellschaften aller Art, vom alten „Ensaio academico" bis zum „Ensaio philosophico paulistano" in deren Sitzungen die schwierigsten Fragen der Wissenschaft, der Politik und der Philosophie in freien Vorträgen behandelt werden.

Diese verschiedenen Gesellschaften veröffentlichen Zeitschriften, die sich wahrlich nicht zu schämen brauchen, an die Seite ähnlicher Publikationen zu treten, die auf europäischen Universitäten gemacht werden.

Die „Impresna academica" ist ein vortreffliches Journal, welches die ausgezeichneten Fähigkeiten seiner jungen Redakteure beweist, und die „Annalen" des „Ensaio academico", so wie die „Revista mensal" des „Ensaio philosophico", bringen sehr gute Abhandlungen über Rechtswissenschaft, Philosophie und Literatur.

Die philosophische Richtung der Akademiker von St. Paulo ist durchaus freisinnig, eben so wie ihre literarischen Sympathien es sind, und es muß uns zur besonderen Freude gereichen, daß in beiden Richtungen Deutschlands Vorkämpfer für Licht und Freiheit nicht nur dort vollständig gekannt, sondern auch speziell bevorzugt sind.

Die Theorien Kants, Fichte's, Hegels und Schellenmachers haben der philosophischen Richtung der Akademiker von St. Paulo den Stempel aufgedrückt, und Schiller und Göthe sind ihnen so bekannt, oder noch bekannter, wie Hugo und Lamartine.

Die deutsche Sprache wird mit besonderer Liebe von ihnen erlernt; deutsche Lehrbücher dienen zu ihren Studien wie zu ihren Privatstunden, und unverholen drücken Alle die Verehrung aus, die sie dem deutschen Wissen und den deutschen Denkern widmen.

Daheim in Deutschland denkt wohl Niemand daran, daß im Innern von Brasilien eine große Anzahl von jungen Amerikanern in echt deutscher Richtung sich wissenschaftlich und philosophisch ausbildet, daß deutsches Wissen dort hochgehalten wird, und daß so manches jugendliche Herz in feuerbachsem Enthusiasmus entbrennt für das Vaterland Gutenberg's, Copernikus', Kant's, Fichte's, Görbe's und Schiller's!

Diese Vorliebe für deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur dankt St. Paulo hauptsächlich wohl dem Einfluß, den unser nun längst verstorbener Landsmann Julius Frauz (wie er sich selbst nannte, und wie wir respektiren seinen Willen, der seinen erlauchten Familiennamen in ewiges Dunkel hüllt) als akademischer Lehrer dort ausgeübt hat, und der sich in seinem vortrefflichen, noch heute in St. Paulo angewendeten Lehrbuch der Weltgeschichte fortpflanzt.

Die deutsche Metaphysik brach sich also Bahn in St. Paulo, und heute ist es unleugbar, daß nicht nur die Akademiker von St. Paulo vom größten Enthusiasmus für deutsches Wissen beseelt sind, sondern daß sie auch ernstliche Anstrengungen machen, die eingeschlagene Bahn zu verfolgen.

Als Consequenz des erweckten und aufgeklärten Geistes, der dort herrscht, sowie dieses wissenschaftlichen Eifers, zeigt sich in St. Paulo eine höchst entwickelte literarische Thätigkeit. Fachwissenschaftliche Schriften, philosophische Abhandlungen, belletristische und dramatische Produktionen von dortigen Studenten erscheinen in ununterbrochener Reihenfolge und liefern den Beweis des oben Gesagten, und diese Akademie, aus deren Schöße die ersten und gefeiertsten Dichter, Redner und Staatsmänner Brasiliens hervorgegangen sind, wird unzweifelhaft den Stempel des deutschen Wissens, der in ihr so klar verbreitet, der ganzen wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Entwicklung des Kaiserreiches aufdrücken.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo. Wir erhalten von besteundeter Hand aus Montevideo den Jahresbericht und verschiedene andere Schriftstücke, welche die deutsche evangelische Gemeinde jener südamerikanischen Stadt beireffen, zugeschickt. Wir entnehmen daraus, daß die Gemeinde fest zusammenhält und daß sie bestrebt ist, nicht nur deutsche Geistung und Kultur unter sich festzuhalten, sondern auch für deren weitere Verbreitung Sorge trägt. Zwar steht noch keine eigene deutsche Kirche in Montevideo, doch hat sich die Gemeinde auf ihre Kosten ein Harmonium aus Europa kommen lassen, das sie in der englischen Kirche aufgestellt hat, deren Mitbenutzung ihr gewährt wurde. Als Geistlicher fungirt Pastor Schönfeld aus Berlin. Die Schule der Gemeinde besteht aus drei Klassen, die von 34 deutschen und 47 fremden Kindern besucht wird. Neben der deutschen Muttersprache lernen die Schüler noch Spanisch, Englisch und Französisch; auch wird in der ersten Klasse als nicht obligater Gegenstand lateinischer Unterricht ertheilt. Außerdem Geographie und Geschichte. Deutsche Bücher werden als Prämien an die besten Schüler vertheilt.

Aus den statistischen Nachweisen geht hervor, daß der Gemeinde 356 evangelische Deutsche angehören, und zwar 225 Männer und 131 Frauen.

Brasilianische Nachrichten. Bei dem Orte Palmeiras in der Provinz Bahia hat man neue Diamantenlager ausgefunden. Gegen 5000 Personen hatten sich zum Graben dort eingefunden.

Verschiedene Provinzen Brasiliens hatten sehr durch starke Dürre zu leiden. So schreibt man aus Limeira in St. Paulo: „Nachdem die Jahreszeit ihren regelmäßigen Verlauf genommen und der Lanzmann die Hoffnung gehegt, daß der Winter gelinde sein würde, trat in der Nacht des 25. Juli der Reif in beispielloser Stärke und Heftigkeit ein. Die ältesten Leute sagen, daß der Reif vom 25. Juli 1864 stärker gewesen, als der von 1842, indem er die Höhen einiger Fazenden nicht verschonte, die bis dahin davon frei geblieben waren. Wir haben die Ueberzeugung, daß die üblen Folgen dieses Ereignisses sich bedeutend verringern lassen, immerhin aber bleibt dasselbe ein harter Schlag für den gerade in diesem Theile der Provinz so blühenden Landbau, und die Manie, sie enorme Preise ohne Ueberlegung und ohne solchen Eventualitäten Rechnung zu tragen, Sklaven zu kaufen, wird sich wohl legen." Auch aus den deutschen Colonien „Dona Francisha", Blumenau und Prudente in der Provinz Santa Katharina wird richtet man, daß dort am 25. Juli ein ungewöhnlich starker Frost eintrat und stehendes Wasser mit einer Eisdecke von dreiviertel Zoll Dicke bedeckt war.

(Porto Alegre Deutsche Zeitung, 3. September 1864.)

Der neue Staat Nevada in Nordamerika. Durch Erlaß des Präsidenten der amerikanischen Nordunion vom 20. Okt. 1864 ist das bisherige Territorium Nevada in die Reihe der Staaten eingetreten. Er führt seinen Namen nach der Sierra Nevada, dem hohen, schneebedeckten Alpengebirge, welches ihn im Westen von Californien scheidet. Am 2. März 1861 wurde diese, zu jener Zeit noch ganz wüste Binnenregion als ein Gebiet der Vereinigten Staaten organisirt. Der Flächeninhalt des neuen Staates beträgt etwa 18,500 Geviertmeilen, und gegen Ende des Jahres 1863 belief sich die weiße Bevölkerung auf ungefähr 40,000 Seelen; sie ist aber seitdem nicht unbeträchtlich angewachsen.

Der neue Staat liegt zwischen dem 115.° westlicher Länge und der Grenze von Californien, und zwischen dem 37. und 42.° nördlicher Breite; er hat Californien im Westen, Oregon im Norden, Utah im Osten und Californien und Neumexico im Süden. Der westliche Theil, an und in der Sierra Nevada, ist durchaus gebirgig und liefert eine Menge Gold, sowohl aus dem Quarzgestein, wie Waschgold aus den Placeres; südwärts ist diese ganze Region ungemein reich an werthvollen Metallen,

Digitized by Google

Von den 10 Counties haben nicht weniger als sieben sehr ergiebige Gold- und Silbergruben; die letzteren gehen namentlich in Storey County eine ungemein reiche Ausbeute. Dieser Bezirk handte im Jahre 1862 der Unterstützungskommission für bülfsbedürftige Krieger acht massive Silberbarren, von denen fünf je 111 Pfund wogen, als Beitrag der Werth betrug mehr als 20,000 Dollars. Auch Quecksilber, Blei und Spießglanz kommen in Menge vor. Die Comstock-Minen in Storey County waren die ersten, in denen Silber gefunden wurde.

Seit vier Jahren sind Städte gleichsam um die Wette entstanden. Virginia City hatte im November 1863 schon 10,000 Einwohner; es ist Hauptgeschäftsort in dem neuen Staate; Carson City dagegen, mit etwa 2500 Einwohnern, Sitz der Regierung. Silver City, in Lyon County, hat 1000 Einwohner; Gold Hill, in Storey County, 1500 Einwohner; Washoe City und Orbir liegen in Washoe County; Star City und Unionville in Humboldt County; andere kleine Städte sind Dayton, Genoa, Aurora, Esmeralda und Austin. Die Silbergruben in Landes County zogen so viele Menschen an, daß die Volkszahl von Oktober 1862 bis dahin 1863 um mehr als 6000 Köpfe stieg.

Der Regierungsbezirk Blake entwirft folgende Schilderung. Nevada ist eine hochgelegene, halbwüste Region. Die Oberfläche besteht in einer fortgesetzten Reihenfolge von langgestreckten Gebirgsketten mit dazwischen liegenden Thälern und Ebenen, welche zumeist selbständige Becken bilden, auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen sind und keinen Wasserabzug nach dem Meere haben. Die durchschnittliche Höhe dieser Thäler beträgt 4500 Fuß; die Berge steigen auf dieser Unterlage um 1000 bis 4000, in einzelnen Fällen auch 8000 Fuß höher. Die Gold- und Silberminen im südwestlichen Theile von Nevada streichen durch den Staat von Westen nach Osten und laufen von dem großen Salzwasser-Wasser aus nach Süden und Norden. Schon im August 1862 waren 142 Quarzmühlen in Thätigkeit. Manche vereinzelte Strecken sind zum Ackerbau geeignet.

In einem andern Berichte wird gesagt, daß mächtige Quarzbrücke über manche Strecken in Menge zerstreut umherliegen; sie geben eine beträchtliche Silberausbeute. Wahrscheinlich beobachtet man sonst nirgendswo als nur hier die Erscheinung, daß Silber auf der Oberfläche des Bodens zerstreut gefunden wird. Dasselbe in der Fall mit dem Obsidian; in manchen Gegenden liegen mächtige lavaartige Steine umher; auch bituminöse Kohle ist vorhanden.

Der Erdboden ist vielfach mit Salz geschwängert und mit wildem Salbei bestanden, der zwei bis drei Fuß hoch wird. Cedern und Fichten wachsen langsam und knorrig, aber im Gebirge stehen hohe Bäume, welche Nutzholz liefern; Zinnober und Alaun kommen vor, und in den Flüssen sind Forellen und andere Fische.

Zinnig hat man ein ausgedehntes Lager des reinsten Steinsalzes entdeckt. Dasselbe nimmt einen Raum von etwa fünf Geviertmeilen ein, liegt in der Nähe des Carson River Sink und scheint einst den Boden eines Sees gebildet zu haben. Eine oberflächliche, etwa drei Zoll dicke Lage besteht schlechtes Salz, aber gleich unter derselben beginnt das 14 Fuß mächtige Steinsalz, das so klar ist wie Eis, und so weiß wie Schnee und auch nicht die Spur von fremdartigen Körpern enthält; es ist absolut rein. Man haut oder sägt es aus, wie mit Gisblöcken geschieht, und so wird es versandt; dieses Steinsalzlager besteht sich 70 Miles östlich von Virginia City, an der Ueberlandroute.

Warme Quellen sind in Menge vorhanden; einige freudein zwei bis drei Fuß hoch. Mit Kalksormen hat Nevada eine tägliche Postverbindung. Das Land gleicht sehr nach einer gewaltigen Gründe. Am Fuße der Sierra Nevada, deren Thäler, wie schon bemerkt, reich an vortrefflichem Holze sind, liegt eine große Anzahl prächtiger Seen, welche den vom Gebirg herabkommenden, viele Sägemühlen treibenden Gewässern als Aufnahmebecken dienen, aber selber keinen Abzug haben; ihr Ueberschuß an Wasser verdunstet während der regenlosen Sommermonate.

Hauptstrom ist der Humboldt, ein Wasserfaden, der für die Schiffahrt gar keine Bedeutung hat. Er kommt aus den Gebirgen von Utah und schleicht in vielfach gewundenem Laufe nach Westen hin durch die Wüstenei auf einer Strecke von etwa 75 deutschen Meilen. Sein Wasser ist tief dunkel und scharf von den vielen mineralischen Substanzen; es verflüchtet allmälig im Sande am Fuße der Sierra Nevada. Aber dieser armselige Fluß ist doch eine wahre Wohlthat und ein rechter Segen. Das an seinen Ufern wachsende Gras zieht sich wie ein grünes Band durch die Wüste, und an vielen Stellen findet man Weidenbäume. Am Humboldt hin geht die Auswanderer- und Handelsstraße aus Utah nach Californien, und diese ist die einzige überhaupt praktikable in dieser weiten Region.

Als Ackerbauland kann Nevada nie eine Bedeutung erlangen, wohl aber seines Metallreichthums wegen.

Russische geographische Werke. Die Schwierigkeit, welche das Erlernen der slavischen Sprachen darbietet, so wie die fremden Charaktere, in denen die russischen Werke gedruckt sind, haben zur Folge gehabt, daß die russische Literatur bei uns so ziemlich unbekannt geblieben ist. In Deutschland beschäftigen sich nur wenige Gelehrten mit der russischen Literatur. Für die Bibliographie wirken namentlich Schmalers „Slavische Jahrbücher"; Wolfsohns „Nordische Revue" gibt manche schätzenswerthe Mittheilungen, und was die geographische Literatur betrifft, so war man auf die wenig vollständigen Berichte in „Ermans Archiv" hingewiesen. Seit September 1864 erscheint jetzt in Leipzig eine „Russische Bibliographie von E. A. Zuckold", die es sich zur Aufgabe macht, die russische Literatur im mittlern und westlichen Europa durch das Medium der deutschen Sprache bekannter zu machen und weiter zu verbreiten. Allerdings kann das Ganze auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; doch finden wir in dem vorliegenden Hefte eine Menge Titel bisher unbekannt gebliebener geographischer Werke. Wie viel in dem großen Gaarenreich noch auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde geleistet werden kann, dürfte bekannt sein. Angezeigt erscheinen in der „Russischen Bibliographie": „Geographische Studien von J. Riwoley," „Deutschland und die Deutschen von Iwan Golowin." Die russischen Ausgaben der verschiedenen bei J. Perthes erschienenen Atlanten von v. Sydow. Auch ist der Inhalt einiger Gesellschaftsschriften angeführt. So bringen die „Gelehrten Mittheilungen der Naturforscher-Gesellschaft in Kiew" einen Aufsatz von J. S. Kopernizky über den Bau slavischer Schädel.

Die geographische Gesellschaft zu London hat kürzlich den 33. Band ihres Journals ausgegeben, welcher außer dem Jahresbericht, den geschäftlichen Mittheilungen und der Adresse des Präsidenten eine Menge werthvoller Abhandlungen enthält. Präsident ist Roderick Murchison; ihm zur Seite stehen vier Vicepräsidenten und ein berathender Ausschuß (members of council) von 21 Mitgliedern. Außer vier Ehrenmitgliedern, die alle gekrönte Häupter sind (Victoria von Aegypten, Großfürst Constantin von Rußland, der König von Schweden und der Großherzog von Toskana), hat der Verein 66 correspondirende Ehrenmitglieder, unter diesen 26 Deutsche. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder beträgt 1908. Besonders stark sind unsere Stammesgenossen unter den mit Ehrenmedaillen versehenen Geographen vertreten. Es sind dies Dr. Eduard Rüppel (Reisen in Nordostafrika und Arabien); Robert Schomburgk (Britisch Guayana); Adolph Erman (für seine geographischen Arbeiten); Karl Ritter (für seine geographischen Werke); Th. Middendorff (Reisen in Sibirien); Dr. Ludwig Leichhardt (Australien); Baron Karl von Hügel (Kaschmir); Heinrich Barth (Centralafrika); v. d. Decken (Kilimandscharo). —

In der Sitzung vom 14. Nov. 1864 wurde auch der Kaiser von Brasilien unter die Ehrenmitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

Götzenbilderfabrik im frommen England. Ein Handlungshaus in Birmingham, wo die Götzenbilderfabrikation für Indien und Ghina eifrig betrieben wird, empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik in nachstehender Weise: „Dames, der Gott des Todes, in feinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet; Nirondi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der fürchten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt. Baroonin, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt; sein Krokodil ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Buberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ausgezeichter Feinheit; die Fabrikanten haben ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Handgötter und sonstige Untergötter in größerer Auswahl".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Von Orihuela nach Granada.

Die Bauern in der Huerta von Orihuela. — Maurischer Charakter der Stadt Murcia. — Die Murcianer und ihr Charakter. — Frohnleichnamsfest. — Die Bauern aus Algezares und Fortuna. — Caravaca und sein wunderthätiges Kreuz. — Die Stadt Carthagena und ihr Hafen. — Von Murcia nach Granada durch die Einöde. — Reiseerfahrungen. — Lebrilla und Tolana. — Der Handel mit Schnee. — Lorca und das große Wasserbecken. — Die Tageszeit des Feuers. — In Velez Rubio. — Cullar de Baza. — Guadix. — Anblick der Sierra Nevada. — Diezma.

Wir verließen die beiden Reisenden Doré und Davillier in der Palmenstadt Elche, von wo sie ihre Fahrt über Orihuela und Carthagena nach Granada fortsetzten. Auf dieser wollen wir sie jetzt begleiten.

Die Huerta, welche sich zwischen Elche und Orihuela ausdehnt, bietet fast ohne Unterbrechung den Anblick eines wunderbar fruchtreichen Gartens, und der Pflanzenwuchs erscheint wo möglich noch üppiger und tropischer als sogar bei Valencia. Die Granat-, Apfelsinen- und Feigenbäume erreichen einen kolossalen Wuchs, und die Sonnenblumen, deren Körner vom Volke gegessen werden, haben tellergroße Blumen. Das Röhricht erinnert an den Bambus, die Rosen wachsen an großen Bäumen, und die Aloës, mit denen die Straße eingefaßt ist, ragen wie riesige gezackte Schwerter empor.

In diesem irdischen Paradiese erhält der Boden ununterbrochen die nothwendige Feuchtigkeit, und das Uebrige thut die Sonne. Hier brauchen die Leute keine Zeit der Dürre zu fürchten, die in anderen Gegenden Spaniens oft so großen Schaden anrichtet. Lluevа o non lluevа, hay trigo en Orihuela, sagt das Sprichwort; d. h. es mag regnen oder nicht, in Orihuela wächst doch Weizen.

Die Bauern in dieser Huerta könnte man eher für Afrikaner als Europäer halten. Sie arbeiten beim heißesten Sonnenschein, Arme und Beine sind nackt, und die ganze Bekleidung besteht aus einem Hemd und den Zaraguëlles, weiten Beinkleidern von weißer Leinwand; um den Kopf haben sie ein Tuch gewunden und so sehen sie aus wie ägyptische Fellahs oder wie Kabylen. Die Segadores oder Schnitter bedienen sich nicht etwa einer Sichel mit langem Stiele; dieser ist vielmehr ganz kurz und auch die Klinge klein aber fein ausgezackt. Die Haut dieser Segadores zeigt alle Abstufungen der Bronce, von der florentinischen Patina bis zur schwarzen Patina, auch sahen die Reisenden einen leibhaftigen Neger, der nicht viel dunkler war als diese Bauern.

Bauer aus der Umgegend von Orihuela. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Orihuela hat seinen arabischen Namen behalten, ist eine große Stadt und liegt an beiden Ufern des Segura. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß alle spanischen Flüsse männlichen Geschlechts sind. Der Segura ist der größte Stromlauf in der Provinz Murcia und auch in den heißesten Monaten nicht trocken, obgleich so viele Bewässerungskanäle aus ihm abgeleitet werden. Die Stadt hat viele lange Straßen, viele Kirchen, sauber angestrichene Häuser und einen Charakter von Behäbigkeit und Wohlstand, wie man ihn in Spanien nicht oft findet. Die Baumreihen der Alameda bestehen aus hohen Palmen- und Apfelsinenbäumen, manche Gärten sind geradezu orientalisch. An den alten dicken Mauern haben nach einander die Römer, Gothen

Digitized by Google

und Araber gebaut und die Kraft der Zerstörung ausgeübt, aber noch steht ein Theil derselben, welcher das Oelis der Gothen umschloß. König Theodemir vertheidigte dasselbe tapfer und stunreich gegen die Araber. Er hatte, wie ein maurischer Geschichtschreiber erzählt, den größten Theil seiner Truppen in einer blutigen Schlacht verloren, schloß sich in Auriola (Orihuela) ein und gab den Frauen Soldatenkleider; auch mußten sie ihr Haar unter dem Kinn zusammenbinden, damit sie bärtig aussähen. So zeigten sie sich auf Mauern und Thürmen. Als Abdelaziz, Feldherr der Araber, den Platz so gut vertheidigt und besetzt sah, bewilligte er dem Könige Theodemir eine ehrenvolle Capitulation. Als dann aber nur wenige Männer aus der Festung zogen, fragte er, wo die übrigen seien. Da erzählte ihm der König die Kriegslist, und der Araber freute sich darüber.

Zwei Stunden jenseits Orihuela liegt die Grenze der Provinz Alicante und jene von Murcia beginnt, welches einst ein kleines maurisches Königreich bildete. Die Umgebungen der gleichnamigen Stadt sind eben so grün und üppig wie jene von Orihuela, auch gelten die Murcianer für ausgezeichnete Ackerbauer, und ihr Boden bringt Alles hervor, dessen sie bedürfen. Das sagt auch ein Sprichwort, welches man auf den Plätzen oft populären Bildern findet, die auf den Märkten feil geboten werden. Auf denselben sieht man Leute aus verschiedenen Provinzen mit allerlei Attributen, z. B. den murcianischen Landmann mit seiner Hacke; darunter steht gedruckt zu lesen:

Tiene el Murciano en su huerto
De subsistencial el puerto.

Aber ein anderes Sprichwort ist nicht schmeichelhaft für die Murcianer: El cielo y suelo es bueno, el entresuelo malo; also: Himmel und Erde sind gut, aber die Menschen taugen nichts. Allerdings gelten sie für äußerst rachsüchtig, und man sagt ihnen nach, daß sie noch manche maurische Charakterzüge hätten. Gewiß ist, daß keine andere Provinz Spaniens, wenigstens im Aeußern und bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, so viele orientalische Spuren und Anklänge bewahrt hat, wie gerade Murcia. Die Aparejos, das Geschirr der Maulthiere, gleichen denen, die man in Marokko sieht; die Guadamacileros, Lederarbeiter, verfertigen Gegenstände, die mit Seide gestickt sind, z. B. Cananas, Patrontaschen, mit denselben Mustern und Zeichnungen, welche man auf den großen Adargas vacaries sieht, diesen großen Lederschilden, welche die Mauren von Granada trugen; einige derselben werden noch im Zeughause zu Madrid aufbewahrt. Selbst in der Physiognomie der Bewohner liegt etwas Orientalisches; das erklärt sich aber sehr leicht. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte eine beträchtliche Anzahl Mauskten in Murcia. Philipp der dritte befahl ihre Austreibung, aber viele junge Mädchen konnten sich nicht entschließen, der Heimat den Rücken zu kehren; sie durften unter der Bedingung bleiben, daß sie sich mit „alten Christen", nämlich ächten Spaniern, verheirathen sollten.

Die Tracht der Murcianer gleicht im Allgemeinen jener der Leute von Valencia, nur sind die weißen Hosen noch weiter, Jacke und Weste noch reichlicher mit Stickerei und Besatz geschmückt, und daran erkennt man die Nähe von Andalusien. Die Bauern tragen an Sonn- und Festtagen Knöpfe von Silberfiligran, die oft so dick wie eine Walnuß sind und das Stück zwei Thaler kosten. Die Reisenden zählten an Jacke und Weste eines murcianischen Bauern nicht weniger als 40 Stück solcher Knöpfe. Um den Kopf windet man ein Tuch, das oben spitz zuläuft, und setzt eine Montera, Mütze, von schwarzem Sammt darüber; über die Schulter wirft man einen Mantel von gestreifter Wolle; die in Murcia verfertigten Mäntel haben Ruf.

Unter den Weibern sind viele von bemerkenswerther Schönheit; sie tragen, gleich den Andalusierinnen, an Festtagen einen kurzen Rock mit mehren Volants, entweder von gestickter Seide oder von blauem oder granatrothem Sammt, der dann mit Gold- oder Silberplättchen besetzt ist. Das Mieder ist wie gedrechselt, der Strumpf oft fleischfarben, der Schuh von weißem Atlas; dazu kommt die Mantilla de tira, welche auf dem Haupte befestigt wird. Der Kopfputz ist ungemein einfach, aber höchst elegant; zwei kleine runde Flechten sind, ähnlich wie bei den römischen Frauen von Trastevere, an den Schläfen befestigt, während hinten der Chignon eine stehende Acht (8) bildet. Immer wird eine Blume aufgesteckt, entweder eine rothe Nelke, eine Thalia oder eine Granatblüthe. Das Alles gilt nur von Frauen aus dem Volke, denn die „Señoras" sind so geschmacklos und einfältig, statt dieser malerischen Tracht die neuesten pariser Moden zu lieben.

Es verlohnt sich der Mühe, in Murcia ein Frohnleichnamsfest mit anzusehen. Vom frühen Morgen an erschallen alle Glocken mit Doppelschlägen, um die ganz besondere Heiligkeit des Tages zu markiren. Die Landleute strömen in Massen herein, alle Häuser sind geschmückt, Fenster und Balkons dicht besetzt. Dann kommt die Procession, voran die Reliquienkästchen, dann die Heiligenbilder aus allen Kirchen und acht Statuen der heiligen Jungfrau von Holz, aber in Lebensgröße; hinter der Geistlichkeit ziehen die Bauern einher. Unter den Musikbanden besteht eine ganz aus Geistlichen. Den Schluß machen die Maceros, Keulenträger, in der Kleidung des 16. Jahrhunderts, das Ganze ist ungemein bunt und farbig. Die Spanier lieben öffentliche Aufzüge und Feierlichkeiten, namentlich die kirchlichen; Feste dieser Art sind bei ihnen Tradition und Bedürfniß, und wer sie in Spanien gesehen hat, gewinnt die Ueberzeugung, daß der Protestantismus schwerlich jemals Boden auf der pyrenäischen Halbinsel gewinnen wird.

Murcia hat mehrere öffentliche Spaziergänge, auf denen afrikanische und amerikanische Bäume neben den einheimischen Europa's wachsen. Auf dem Paseo del Carmen stehen prachtvolle Orangenbäume, wie denn die Apfelsinen von Murcia allen anderen vorgezogen werden, selbst denen von Valencia, namentlich die Blutapfelsinen, Naranjas de sangre, deren Inneres allerdings tiefroth ist.

In diesem Paseo del Carmen sahen die Reisenden auch eine Anzahl von Zigeunern, die in Murcia in ziemlicher Anzahl zu finden sind. Sodann machte man sie auf Bauern aufmerksam, die allerdings ein eigenthümliches Gepräge hatten. Es waren Leute aus Algezares und Fortuna, zwei unweit von der Stadt liegenden Dörfern. Ihr Typus tritt so scharf heraus, daß er sofort auffällt und sich nicht wieder vergißt. Diese Bauern halten mit äußerster Strenge an ihren alten Bräuchen fest und tragen nur die hergebrachte Kleidung, obwohl viele von ihnen als Hausirer die Städte Gibraltar, Cadiz, Sevilla und Malaga besuchen. Dabei halten diese Algezareños unter einander zusammen wie Pech und Schwefel und bilden gleichsam eine große Familie.

15 Leguas von Murcia liegt die kleine Stadt Caravaca, wohin Wallfahrer in großer Menge pilgern, namentlich zum 3. Mai, an welchem die Verehrung des Kreuzes von Caravaca stattfindet. Man findet eine Nachbildung desselben als Palladium in allen Bauernhütten des Königreichs Valencia und nicht minder in der Provinz Murcia. Am Festtage wird dieses wunderthätige goldene Kreuz aus

Digitized by Google

dem mit Diamanten, Edelsteinen und Juwelen dicht besetzten Futterale genommen und den Gläubigen gezeigt. Die Hauptfestlichkeit besteht in dem baño de la santa reliquia; das Kreuz wird nämlich auf einen reich geschmückten Wagen gestellt und zu einer Quelle gefahren, in die es von einem Priester eingetaucht wird. Während dieses geschieht, findet ein Doppelgeläute statt, die Musik spielt, und verschiedene Prozessionen ziehen vorbei. Dann baden sich gläubige Leute in der Quelle, weil sie meinen, dadurch von Krankheiten geheilt zu werden. Den Schluß bilden ein Mohrenkampf und ein Feuerwerk.

Von Murcia aus machten die Reisenden einen Ausflug an die Meeresküste nach dem nur 15 Leguas entfernten Carthagena. Dieser Hafenplatz wird Cartagena de la Levante genannt, zum Unterschiede von dem südamerikanischen Cartagena de los Indios; aber sein früherer Glanz ist dahin. Die Stadt ist, wie der Name zeigt, von den Karthagern gegründet worden, die dort eine Hauptstation für ihre Flotte hatten; sie war sehr reich, und als Scipio die Stadt eroberte, machten die Römer dort eine ungeheure Beute, namentlich Silber in solcher Menge, daß sie Anker daraus schmiedeten. Noch vor nun 100 Jahren war Carthagena eine blühende Stadt mit 60,000 Einwohnern; jetzt zählt es kaum die Hälfte. Die ungeheuren Arsenalgebäude, die Hafenbecken und Gießereien sind in kläglichem Verfall, aber vielleicht wird durch den Eisenbahnverkehr der Stadt wieder aufgeholfen.

Eine Figur aus Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der Hafen Carthagena's liegt in ziemlich gleich weiter Entfernung von Barcelona und Cadix und ist einer der größten und sichersten am Mittelmeer. Auf allen Seiten wird er von hohen, schwärzlichen Felsen eingeschlossen und steht mit dem Meer nur durch ein enges Fahrwasser in Verbindung; dieses ist gefährlich, weil in der Mitte die Isla liegt, ein platter Felsen, der nicht über den Wasserspiegel hervorragt. Aber innerhalb der Rhede haben die Schiffe auch beim heftigsten Sturme nichts zu fürchten, und deßhalb sagt ein Sprichwort: Juni, Juli und Carthagena sind die besten Häfen im Mittelmeere. Die Silbergruben der Umgegend gaben im Alterthum den reichen Ertrag, jetzt bearbeitet man die Schlacken, welche aus der Römerzeit dort liegen, und gewinnt aus denselben viel Blei.

Die Stadt hat etwas Trauriges, Gedrücktes und Eintöniges.

Von Murcia nach Granada führt der Weg, welchen unsere Reisenden nahmen, durch eine der abgelegensten Gegenden von Spanien. Die Strecke ist nicht gerade beträchtlich, aber es fehlt noch eine regelmäßige Postverbindung, und die Wege sind in diesem gebirgigen Lande sehr schlecht. Doré und Davillier miethcten eine Galera atartanada und versorgten sich mit allerlei Vorräthen in einer Weise, als ob es sich darum gehandelt hätte, eine Wanderung durch die Sahara zu wagen. Sie kauften in der Calle de la Draperia ein paar buntfarbige murcianische Mäntel, und dann einige Alforjas, die geradezu unentbehrlich erschienen; es sind das nämlich große, wollene Quersäcke, deren Enden in ein Viereck auslaufen; man schließt die darin enthaltene große Tasche vermittelst einiger Schnürbänder, an welchen allerlei Pesamentierzierrath herumbummelt. Man bedarf der Alforjas nothwendig in einem Lande, wo es in den Herbergen noch oftmals, gerade wie in den Zeiten des Cervantes, an Lebensmitteln fehlt, und der Reisende dergleichen selber bei sich führen muß, wenn er nicht Hunger leiden will.

Unser Fuhrwerk, so erzählt Davillier, war ein Mittelding zwischen Galera und Tartana. Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir ab, um während der Mittagszeit ausruhen zu können; Abends wollten wir in dem nur 10 Leguas entfernten Totona eintreffen. Noch lange sahen wir den hohen Thurm der Kathedrale von Murcia, welche die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vergoldete, und erreichten gegen Mittag Lebrilla, eine kleine Stadt mit niedrigen, aus gestampftem Lehm aufgeführten Häusern. Sie gewährt einen wilden Anblick und ist zum Theil von Zigeunern bewohnt, die immer zahlreicher werden, je weiter man sich von Murcia entfernt. Nach mehrstündiger Rast fuhren wir bei immer noch ungemein drückender Hitze weiter und kamen bei einbrechender Dunkelheit in Totana an, einem kleinen Neste, das gleich auf den ersten Blick etwas Abstoßendes hat. Vor halb verfallenen Häusern saßen Zigeuner, die hier, so

Digitized by Google

weit das Königreich Murcia in Betracht kommt, gleichsam ihr Hauptquartier haben, wie jenes der andaluſiſchen Gitanos Sevilla iſt. Wahrſcheinlich haben ſie deshalb zwei Quartieren von Totona die Namen Sevilla und Triana beigelegt. Das letztere iſt eine von Zigeunern bewohnte Vorſtadt der andaluſiſchen Capitale.

Auch der Gaſtwirth, bei dem wir einkehrten, war ein Gitano — ſo werden bekanntlich die Zigeuner in Spanien genannt —, wie denn überhaupt Viele von dieſem Volke Gaſtwirthſchaften halten. Der unſrige klagte über ſchlechte Geſchäfte und er würde, ſagte er, ſein Auskommen nicht finden, wenn er nicht nebenbei auch den Schneehandel betriebe. Dieſer iſt von keineswegs geringem Belang in einem Lande, wo einen großen Theil des Jahres hindurch die Hitze ſehr drückend iſt. Dieſe Zigeuner befaſſen ſich viel mit dieſem Erwerbszweige; ſie holen den Schnee von den höchſten Gipfeln der Sierra de España herab und laden ihn auf Eſel, die das Klettern verſtehen, wie Ziegen oder Gemſen. Man ſieht ſie in langen Reihen, wie Karavanen, vom Gebirg herabkommen. In der Ebene vertheilen ſich die Neveros und ziehen nach den verſchiedenen Städten, wo ihre Waare allezeit Abſatz findet, weil der Schnee, welcher bei den Erfriſchungen das Eis erſetzt, gleichſam ein Lebensbedürfniß iſt. Jede Stadt hat ihre Schneebrunnen, Pozos de nieve, aus denen ſich ſowohl die Kleinverkäufer verſorgen, welche Schnee in ihren Buden feil halten, wie auch die Aguadores, welche in Spanien eine zahlreiche Berufsklaſſe bilden und auf Straßen und Plätzen verſchiedene Arten gefühlter Getränke, bebidas heladas, ſehr billig verkaufen.

In Totona ſpannte der Kutſcher früh an, um noch vor Eintritt der heißen Tageszeit Lorca zu erreichen. Die ganze Strecke zwiſchen beiden Punkten iſt durchaus ohne Waſſer, ausgedörrt und ſtaubig. Lorca, eine große Stadt, gewährt mit ſeinen krummen und ſteilen Gaſſen einen wilden Anblick und ſoll 45,000 Einwohner haben. Das iſt offen-

Schnitter in der Huerta von Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

bar übertrieben. Neben Lorca ragt der Monte de Oro empor, ein mit Aloë und Cactus bewachſener Hügel, an deſſen Fuße der Sangonera fließt, wenn er Waſſer hat; die Araber nannten ihn Guadalentin; er mündet in den Segura. Am Abhange des Monte de Oro ſind noch Thürme und Mauern der arabiſchen Stadt vorhanden; jetzt bildet ſie das Quartier der armen Leute, in welchem auch einige Gitanos wohnen. Der untere Stadttheil liegt am andern Ufer des Guadalentin, er iſt reinlicher und beſſer gebaut. Die Domkirche, ein großes Gebäude, kalt und correct im korinthiſchen Styl aufgeführt, iſt dem heiligen Patricius geweiht, und eine kleine gothiſche Kirche der heiligen Maria.

Digitized by Google

Die Bürger von Lorca ſind ſtolz auf einen antiken Pilaſter mit einer halb verwiſchten römiſchen Inſchrift, weil er den Beweis liefert, daß ihre, übrigens ungemein heiße Stadt ein Alter von mindeſtens 18 Jahrhunderten hat. Die Araber verwandelten den alten Namen Eliocroca in den heutigen.

Vor etwa 60 Jahren befand ſich in der Gegend von Lorca ein Pantano, ein gewaltiges Waſſerbecken, deſſen Geſchichte einen tragiſchen Verlauf nahm. Dieſer Pantano de Lorca, den man auch el puente, die Brücke, und pantano de puentes nannte, war ein koloſſaler Steindamm, welcher den Ausgang eines Thales ſchloß, um in demſelben das von den umliegenden Bergen herabfließende Waſſer zu ſammeln und zurückzuhalten. Dieſe gewaltige Mauer hatte eine Höhe von 1400 Fuß und beſtand aus ſieben einander überragenden Abtheilungen; die Mauerdicke der untern betrug 84 Fuß, der nächſtfolgenden 72, und jede der folgenden 12 Fuß weniger. Den Bau hatte eine Privatgeſellſchaft unternommen, welche den Landleuten eine regelmäßige Bewäſſerung ihrer Felder ermöglichen wollte. Durch eine

Melonenverkäufer in Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ſolche wäre allerdings der Ertrag der Felder verzehnfacht worden. Der Bau dieſer Dämme wurde 1775 begonnen und war im Jahre 1802 vollendet. Nun wurde der Pantano zum erſten Male mit Waſſer gefüllt, aber ſchon wenige Monate ſpäter, am 30. April, riß der gewaltige Waſſerdruck die koloſſale Mauer ein. Die Fluth ſtürzte mit ungeheurem Getöſe in die Niederung, verwüſtete Alles, was ihr im Wege

Digitized by Google

lag, und nahm unglücklicherweise ihre Richtung gerade auf Lorca zu. Der untere Stadttheil, neben der Puerta de Sagrés, und faſt die ganze Vorſtadt San Criſtoval wurden binnen wenigen Minuten in einen Trümmerhaufen verwandelt; die Gewalt des Waſſers warf alle Gebäude um, mehr als 6000 Menſchen verloren das Leben, dazu eine ungezählte Menge von Hausthieren. Der Schaden war unberechenbar, und noch heute denkt man in Lorca nur mit Schrecken an die furchtbare Kataſtrophe.

Es lag den Reiſenden daran, möglichſt raſch nach Granada zu kommen. Nachdem ſie einen Gang durch die Stadt

Ein Mädchen in Carthagena. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

gemacht und in der Poſada de San Vicente ſich erfriſcht hatten, kam es darauf an, eine Fuhrgelegenheit ausfindig zu machen. Sie liefen bei einer wahrhaft tropiſchen Hitze in den Straßen umher, fanden aber alle Läden verſchloſſen, die Stadt war wie ausgeſtorben, denn um die Tageszeit des Feuers, die Stunde des Fuego, d. h. der größten Hitze, wie man in Andaluſien ſagt, ruht Jedermann und hält Sieſta; Alles iſt verſchwunden, und die Gaſſen ſind verödet wie um Mitternacht. Endlich gelang es, einen Menſchen aufzufinden, der nicht ſchlief. Von ihm erfuhr man, daß in Lorca eine Galera vorhanden ſei, die dann und wann nach Granada fahre und die nur 40 Leguas weite Strecke in ſieben Tagen zurücklege. Die Reiſenden hatten aber genug an der Galera und wollten ein etwas weniger barbariſches Fuhrwerk haben. Glücklicherweiſe erhielten ſie die Adreſſe eines Coſario, Pferde- und Wagenverleihers, und nach deſſen Hauſe gingen ſie. Sein Mozo, Diener, gab die tröſtliche Auskunft, daß ſie das Gewünſchte finden würden, ſie müßten aber zwei Stunden warten, denn ſeinen Amo, Herrn, dürfe er um keinen Preis wecken; der halte ſeine Mittagsruhe. In der That wurde er vor 4 Uhr nicht ſichtbar, war aber ein ganz umgänglicher Mann und verſprach, die Reiſenden in einer Schnelltartana am fünften Tage nach Granada zu liefern. Dafür verlangte er den allerdings mäßigen Preis von zuſammen 12 harten Thalern, behielt ſich aber vor, eintretenden Falls noch einen Paſſagier aufzunehmen.

Dieſe „Schnelltartana“ war mit Leinwand überſpannt, die Bänke liefen der Länge nach, und den Eintritt nahm man von hinten; von Federn natürlich keine Rede. Der Calejero, Kutſcher, hieß Paquito, war ein Granadiner von Geburt und gefiel ſich offenbar in ſeinem andaluſiſchen Kutſcheranzug. Mit ſeinen beiden Machos ſtand er auf dem beſten Fuß. Es waren in der That ein paar prächtige ſchwarze Maulthiere mit glattem, glänzendem Haar; das eine nannte er Comiſario und das andere Bandolero,

Digitized by Google

alſo Commiſſar und Brigant, und that ſich viel darauf zu Gute, daß er ſie ſo getauft habe; er fand einen Witz darin, daß der Räuber neben einem Polizeibeamten einhergehen müſſe. Uebrigens gab er den guten Rath, daß man ſich in Lorca wohl mit Speiſe und Trank verſorgen möge, weil unterwegs blutwenig zu bekommen ſei. Außerdem iſt die ganze Strecke als unſicher verrufen.

Von Lorca aus führt der Weg in dem ganz trocken liegenden Bette des Sangonera; auch bei vielen anderen Flußläufen Spaniens benutzt man in der Sommerzeit die Strombetten als Fahrwege. So kam die Tartane nach Velez Rubio, einer kleinen Stadt in der Provinz Almeria; das

Der Calefero hatte noch einen Fahrgaſt angenommen, der dann auch bald mit Mänteln, Alforjas und weingefüllten Schläuchen ankam. Die Aeltern, welche den jungen Mann begleiteten, brachten noch wohlgepolſterte Rücken- und Ohrenkiſſen, und bald war Alles im Wagen untergebracht. Der Reiſegefährte, Advocat in Velez Rubio, ging nach Granada, um dort einen Prozeß zu führen; er war ein umgänglicher Mann und vortrefflicher Reiſegefährte.

Jenſeit Velez Rubio kommt man an die Station la legua del fraile, die Meile des Mönchs, die aber der Fuchs mit ſeinem Schwanze gemeſſen hat, und dann zum Dorfe Chirivel, in deſſen Nähe zwei ſeltſam geſtaltete Berge

Landleute bei Totana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

weiße Velez, Velez Blanco, liegt von dieſem rothen etwa eine Legua entfernt auf einer Anhöhe. Die Umgegend, in welcher viel Mais wächſt, ſcheint fruchtbar zu ſein; in der Nähe der Stadt iſt eine eiſenhaltige Quelle, welche man als Katzenſprung, fuente del gato, bezeichnet.

Die Tartane hielt vor einem großen Gebäude von faſt monumentalem Ausſehen; es war die Herberge zum Roſenkranz, Poſada del Roſario, welche ein Herzog von Alba, der viele Ländereien in dieſer Gegend beſitzt, im vorigen Jahrhundert hat erbauen laſſen. Es war ein ſehr ſchöner Gaſthof, in dem nur eine Kleinigkeit fehlte, — die Möbeln!

liegen, der Mönch und die Nonne. Dieſe Gegend iſt gut bewäſſert und liefert Flachs in großer Menge. Dann ſteigt der Weg ſteil an zu einem Gipfel, las vertientes genannt, weil auf ihm die Waſſerſcheide liegt. Gegen Weſten fließen die Bäche nach Andaluſien, gegen Oſten nach Murcia. Bald nachher verließen die Reiſenden die Provinz von Almeria und kamen in das Königreich Granada.

In dieſem iſt Cullar de Baza die erſte Station. Dieſe kleine Stadt iſt höchſt merkwürdig, denn ein großer Theil der Bewohner, welche etwa 5000 Köpfe zählen mögen, ſtießen in Berghöhlen und, die wenigen Häuſer und Hütten, die aus Stein oder geſtampftem Lehm aufgeführt ſind, aus-

Digitized by Google

genommen, ſind die übrigen Wohnungen unterirdiſch, und man ſieht von ihnen nichts als die aus der Erde hervorragenden Schornſteine, welche großen Kegeln gleichen, und aus denen der Rauch emporwirbelt. Dieſe menſchlichen Troglodyten leben wie Kaninchen oder Bären in ihren Höhlen und tragen, um das Wilde dieſes ganzen Anblicks zu vervollſtändigen, Kleider aus Schaffellen.

Gemiſarie und Bandolere ſollten unterwegs nicht abgelöſt werden und die Schnelltartane fuhr deshalb immer Schritt. Sie legten täglich acht Leguas zurück und zwar ſo, daß während der Feuerſtunden Raſt gehalten wurde. Sie fuhr nach Baza durch eine vortrefflich angebaute Gegend, welche man als la Hoja, den Graben, bezeichnet. Die Stadt war von den Mauren ſtark befeſtigt und hat noch einen ganz mooriſchen Anſtrich; noch ſteht die Alcazaba, eine von den Königen Granada's erbaute Burg; die dicken Backſteinmauern und die Thürme mit Zinnen gleichen jenen der Alhambra und bezeugen, daß Baza einſt nicht ohne Bedeutung geweſen. Wir hörten, daß in der Umgegend goldführender Sand liege; unterwegs begegneten wir ſtattlich aufgeſchirrten Ochſen, welche Maſchinen, die man beim Goldwaſchen verwenden will, an Ort und Stelle zogen. Baza gelangte erſt 1489, am 25. December, in den Beſitz der Spanier, zwei Jahre vor der Einnahme von Granada; Ferdinand und Iſabella umſtzten die Stadt ſieben Monate lang belagern. An der Alameda liegen noch jetzt die gewaltigen Kanonen, mit welchen die Spanier die Feſtungsmauern zertrümmerten.

Wäſſerträger in Lorca. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Von Baza ab wurde die Gegend immer ſteiler und wilder. In dieſer Gegend lag die kleine Stadt Galera, welche in dem vieljährigen Kampfe der granadiniſchen Mauren eine wichtige Rolle ſpielte. Nachdem dieſe ihre Hauptſtadt

Digitized by Google

verloren, setzten sie den Krieg noch beinahe 80 Jahre in dem Alpujarrasgebirge fort, und er wurde erst nach großen Anstrengungen von Don Juan d'Austria beendigt. Auch in diesem Kampfe bethätigte sich wieder derselbe scheußliche und brutale Fanatismus der spanischen Christen, welcher auch in Amerika so viele schmachvolle Barbareien verübt hat. Nach der Einnahme von Galera wurden nicht weniger als 2800 Morisken plannmäßig hingewürgt; Frauen und Kinder, die einen Geldwerth hatten, wenn man sie als Sklaven verkaufte, wären fast dem Blutbade entgangen, allein der fromme Christ Don Juan gab die Frauen den Hellebardieren seiner Garde preis, und diese mußten dann, vor seinen Augen, nicht weniger als 400 derselben abschlachten; — Alles zur Verherrlichung Christi! Nach dieser Metzelei wurde Galera von Grund aus zerstört, und man streute Salz auf die Stelle, wo es einst gelegen. Ginez Perez de Hita schreibt in seinem Werk über die Bürgerkriege von Granada als Augenzeuge: „Man verfuhr mit so großer Strenge gegen Frauen und Kinder, daß man, meiner Ansicht zu Folge, viel weiter ging, als die Gerechtigkeit erlaubt, und als es sich für die spanische Mildherzigkeit (!) geziemt; aber Señor Don Juan hatte es nun einmal so befohlen."

Tief in einer wüsten unheimlichen Thalschlucht, die im Lande der Räuber wegen in bösem Rufe steht, liegt die Venta de Gor, welche auch in Sagen und Volksliedern als Schlupfwinkel der Bandoleros eine Rolle spielt; die Reisenden fanden dort aber nur Maulthiertreiber und Wollscheerer, die allerdings auch grimmig genug aussahen, aber ganz höflich die übliche Begrüßungsformel sprachen, die natürlich eben so höflich erwiedert wurde.

Bauer aus der Umgegend von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Torc.)

Einige Stunden weiter liegt Guadiz, wo in der Posada de los naranjeros eingekehrt wurde. Der Besitzer war ein alter Auvergnat, der während des Unabhängigkeitskrieges gefangen genommen worden war und sich späterhin hatte naturalisiren lassen. Zwar trug er sich andalusisch, hatte aber sein heimatliches Patois keineswegs vergessen. Ueberreste und Inschriften aus der Römerzeit sind in dieser Stadt keineswegs selten, noch häufiger jedoch maurische Erinnerungen. Die Frauen von Guadiz stehen, gleich jenen Baza's, im wohlverdienten Rufe der Schönheit; dagegen sehen die Männer recht kärbeißig aus. Die Criminalstatistik lehrt, daß sie häufig Unfug mit den Cuchillos, großen Messern, anrichten, die hier fabricirt werden. Als die Reisenden den Constitutionsplatz in Augenschein nahmen, lasen sie auf einem alten Gebäude die Inschrift: La Carcel, das Gefängniß. Durch ein eisenvergittertes Fenster guckten zwei Burschen in andalusischer Tracht und wünschten den Fremden einen guten Tag. Nun spann sich eine Unterhaltung an, aus welcher sich ergab, daß der älteste der beiden Gefangenen, nebst drei Anderen, eines Meuchelmordes wegen verurtheilt worden war, doch versicherte er, daß nicht er den tödtlichen Stoß gethan habe. Der jüngere mochte etwa 25 Jahre alt sein, hatte ein fast weibliches Antlitz, schwarzes Haar und herrliche blaue Augen. Er erzählte in andalusischem Dialekt und mit weicher Stimme, daß man ihn eingesperrt habe wegen einer Puñala, welche er in einer Anwandlung von Eifersucht ausgetheilt habe. Beide Bursche benahmen sich im Gefängniß ordentlich, und man hatte ihnen deshalb ein Zimmer im Erdgeschoß eingeräumt, damit sie dann und wann von Vorübergehenden eine Gabe bekämen.

Von Guadiz ab wird das Gelände immer steiler, und bald kommen die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada in Sicht, die alsdann vom Pico de Mulhacen überragt werden. Im Vordergrunde lag die Sierra de Sufana mit ihren seltsam gestalteten Einzackungen. Die ganze Landschaft ist unbeschreiblich wild, großartig, gewaltig. Diese Gegend wird nur selten besucht; unsere Reisenden begegneten nur Balijeros, Reitern, welche das am Sattel befestigte Pistolleisen beförderen, und dann und wann wanderenden Zigeunern.

Der nächste Ort ist Diezma, ein von der Sonne durchglühtes Adlernest, in welchem viele Zigeuner horsten; von dort kommt man nach Huetor, das nur noch zwei Stunden von Granada, der Stadt Beadbils, entfernt liegt.

Digitized by Google

Durch die Kassubei.

Land und Leute geschildert von **Karl Nuß.**

Die kaschubische Ebene und ihre Grenzen. — Kaschubische Hütten. — Wirthshausscene. — Kleidung. — Bei einer kaschubischen Dame. — Die Landwirthschaft, Viehzucht, Fischfang und Bienen. — Holzdiebstahl und Waldwirthschaft. — Die Fornalks. — Kaschubische Speisen. — Kaschubischer Adel und Majorate. — Kirche und Schulen. — Politische Verhältnisse.

Wenige Meilen erst trennen uns von den gesegneten, reichen Fluren der Umgebung Danzigs, und doch hat bereits eine öde Haidegegend mit ihrem trostlosen Einerlei uns umfangen. Löser, mahlender Sand, dürre Kiefern und der fahlgraue Himmel der Haide — das ist viele Meilen weit die einzige Abwechslung, die unseren, nur zu bald bis zum Uebermaß ermüdeten Blicken sich bietet.

Nachdem wir durch Karthaus gefahren, wird der Boden immer magerer und unfruchtbarer, je näher wir nach Berent kommen. Beides sind äußerst ärmliche und winzige Ackerstädtchen. Bereits kurz hinter dem ersteren erscheint dem Blicke des deutschen Reisenden, besonders dem aus den südlicheren Theilen unseres Vaterlandes, sowohl die Landschaft, als auch das Aussehen der einzelnen, hier und da hinter den Hügeln oder aus dem Gestrüpp auftauchenden Hütten, und besonders das der Bewohner immer fremdartiger. Dieser fast völlig todte, kaum stellenweise magere, trockene Kräuter und dürre harte Grasbüschel erzeugende Sand, der meistens nur spärlich mit Moosen und Flechten überzogen ist, diese ganz kahlen, wellenförmigen Hügel, die, soweit das Auge nur zu reichen vermag, die Ebene bedecken — —, fast glauben wir ein versteinertes, oder vielmehr zu Sand gewordenes Meer vor uns zu haben, dessen wallende Wogen durch ein allgewaltiges Machtwort plötzlich erstarrt und regungslos stehen geblieben sind. Dann, nach meilenlanger Weiterfahrt, wechseln niedrige, verkrüppelte Kiefern (hier auch Kuffeln genannt) und das die sandige, unfruchtbare Gegend besonders kennzeichnende Haidekraut. Dazu hören wir bald, von einem einsamen Wanderer oder Hirten mit kleinen grobwolligen Schafen, durchaus fremde, keineswegs wohlklingende menschliche Laute und glauben uns — inmitten des guten, rings herum echt deutschen Westpreußens — fast plötzlich in eine völlig unbekannte Gegend, wohl gar in einen fernen Welttheil versetzt.

Es ist das Land der Kassuben oder Kaschuben, in dem wir uns befinden, der jetzige ziemlich eng abgegrenzte Wohnbezirk jenes einst mächtigen slavischen Volksstammes, welcher früher den ganzen Landstrich zwischen Oder, Ostsee, Weichsel und Netze inne hatte — und dessen Nachkommen uns einer näheren Betrachtung nach Lebensart und Sitten wohl werth erscheinen dürften. Zur Berichtigung der fabelhaften Grenzen, in welche selbst die neuere Geographie die „kaffubische Ebene" meistens noch verlegt, sei bemerkt, daß die Kassubei der Gegenwart sich etwa zwischen den westpreußischen Städten Konitz, Tuchel und Berent, und dem pommerschen Bütow ausdehnend, bis an die — uns bereits bekannte — Tuchler-Haide (Globus IV, S. 313) stößt und in einigen Spitzen nach Hinterpommern sich hineinzieht. —

Endlich sind wir von den unheimlich bangen Gefühlen erlöst, die in der Einöde mehr und mehr unsere Brust beengten, denn in nicht weiter Entfernung klinkt uns ein Gewässer entgegen, an dessen flachen Ufern sich die zahlreichen Hütten eines großen Dorfes erheben. Die Häuschen, oder vielmehr sämmtliche Baulichkeiten dieser Ortschaft sind fast ohne Ausnahme in einem kläglichen Zustande. Die der Wohlhabenderen sind ganz aus Holz, sogenannte Blockhäuser; die der Aermeren bestehen aus Holzgeripptem, deren Wände mit Lehm, über mit Stroh umwickelten Holzstaken, „ausgekehmt", d. h. ausgefüllt sind. Sämmtliche Gebäude, Höfe, Straßen, Wege, Gärten, Felder u. s. w. tragen auch hier nur zu auffallend den Stempel jener berüchtigten leichtfertigen slavischen Nachlässigkeit, die man bekanntlich allenthalben als „polnische Wirthschaft" zu bezeichnen pflegt. Theils Stroh-, theils Schindeldächer bedecken die Gebäude, und über alle diese Dächer sind, in der regelmäßigen Entfernung von je etwa zwei Fuß, kreuzweise befestigte Hölzer gehängt, theils zur Befestigung des Strohes oder der Schindeln, zum Schutze derselben gegen Sturm und Unwetter, theils als Sinnbild des heiligen Zeichens der katholischen Religion.

Wir treten nun in eine der Hütten, oberhalb deren Thüre ein verblichenes, vom Wetter zerplattes Holzstäfelchen mit unbeholfener Schrift das steife Wort „Gasthaus" trägt. Schon von Weitem tönt uns hier ein wirrer, wüster Lärm entgegen, innen aber bietet sich uns ein wirklich überraschendes Bild. Das ganze, ziemlich umfangreiche Gemach, Gaststube genannt, ist von einem furchtbaren, dichten Qualm erfüllt, in dem, neben mannigfachen anderen Düften und Gerüchen, Tabaksrauch und Branntweindunst die Hauptbestandtheile bilden. Nachdem das Auge sich an das Düster und die Lunge einigermaßen an die Luftmischung gewöhnt, vermögen wir denn auch die Gesellschaft der Gaststube zu unterscheiden, welche bunt durch einander aus Männern, Weibern und Kindern besteht. Einen Augenblick bei unserm Eintritt entstand eine plötzliche Unterbrechung — im Umsehen geht aber schon Alles wieder ungestört seinen Gang fort. Rings um die langen, schweren Tische, auf den Bänken an den Wänden sitzen die alten Männer und grauhaarigen Weiber, ihnen gegenüber auf den Rückbänken die in den mittleren Jahren, und den übrigen Raum füllt das junge Volk. In der hintersten, düstersten Ecke lassen eine Geige und das kaschubische Lieblingsinstrument, „die Brumm" (ein Baß) ihre wahrlich nichts weniger als melodischen Töne um die Wette erschallen, und nach dem Takte derselben spricht und schreit, singt, springt, hüpft, wippt, tanzt und lärmt rings alle diese große und kleine Welt unermüdlich, unaufhörlich und ununterbrochen um die Wette — in einem Leben und einer Bewegung, die zu beschreiben für unsere Feder wirklich fast unmöglich erscheinen muß. Und nicht minder ist dies mit dem Anzug und der ganzen Erscheinung aller dieser Menschen der Fall.

Um den Lesern das Bild einigermaßen verständlich zu machen, müssen wir hier eine kurze Erklärung einschalten. Es ist nämlich heute ein Montag — — und jene Dorfbewohner sind hier noch in der Feier ihres Sonntagsvergnügens begriffen. An jedem Sonntag Nachmittag ziehen sich nach und nach sämmtliche Familienhäupter in die einzige

Digitized by Google

Schenke des Dorfes (eben das „Gasthaus“). Hier geht's anfangs sehr still zu; die mürrischen Alten sitzen schläfrig und verdrossen da, und erst nach und nach, wenn der feurige Lieblingstrank, der reine, unverfälschte Kartoffelfusel immer mehr zu wirken beginnt, da wird's lebhaft und immer lebendiger. Bald kommt auch die „Brumm“ und spielt den zusammenlaufenden jungen Volke eins zum Tanze auf. Man muß sich hierunter aber nicht etwa das denken, was wir oder andere Völker unter Tanz verstehen; die Brumm spielt eine lebhafte, zweitaktige Melodie, die ohne jegliche Abwechslung immer und immer zu erschallt und für jeden civilisirten Menschen in ihrer Eintönigkeit zuletzt zur Höllenqual werden müßte. Für die Kaschuben aber ist dies die wundervollste Musik. Während das junge Volk nach derselben wie unsinnig und toll umherspringt, begleiten die Alten sie bei ihrem Zechen unaufhörlich mit einem gellenden, eben so eintönigen Singsang. Und dies währt den ganzen Nachmittag, Abend und die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen; dann gehen die jungen Tänzer zur Ruh nach Hause, während die alten Zecher weiter jubeln. Hierbei darf aber „die Brumm“ ebensalls nicht fehlen. Wenn daher die eigentlichen Musikanten von Ermüdung und flüssig-geistigem Genuß erlahmt und bei Seite gefallen sind, so haben die ersten besten Anderen die Bogen ergriffen, und Brumm und Geige sind in unausgesetzter Bewegung geblieben.

Dies hat nun bis in den lichten Tag hineingewährt; da endlich ist den martenden Hausfrauen die Geduld gerissen, und eine nach der andern läuft ergrimmt nach dem Kruge, um ihren liederlichen Gatten nach Hause zu holen. Hier werden sie indessen mit großem Jubel und verdoppelter Brummerei empfangen, einer der Nachbarn, Freunde u. s. w. nach dem andern trinkt ihnen Eins zu; anfangs wollen sie zwar nicht, sondern schimpfen und zanken um die Wette, doch hier und da beginnt bereits eine zu nippen, die andere seht sich schon — und nicht lange, da zechen, jauchzen und jubeln sämmtliche Weiber mit den Männern um die Wette. Nach und nach wachen, trotz der Ermüdung der durchtanzten Nacht, dann auch die Knechte auf. Verdrießlich sehen sie sich nach dem ausbleibenden Frühstück um, ohne welches sie doch nicht auf das Feld ziehen können. Es bleibt ihnen also weiter nichts übrig, als den Hausfrauen nachzugehen — und ebensalls weiter zu zechen. Ihnen folgen wiederum die Mägde, und wenn nun gar die Kinder aufwachen, hungrig und durstig, so laufen sie den Müttern gewiß nach. Kurz und gut, bald befindet sich das ganze Dorf wieder in der Schenke und trinkt, singt, springt, jubelt und jauchzt — — — und das Alles, Alles nach dem Takte der köstlichen „Brumm“.

Sehen wir uns nun die Leute genauer an. Ein schwerer, unbeschreiblich schmieriger Schafspelz ist des Kaschuben Sommer- und Winteranzug; er so wenig als die schweren Stiefeln oder gar Holzschuhe behindern den leichtfüßigen Tänzer im Mindesten in dem wildrasenden Wirbel des wahrhaft endlos erscheinenden Tanzes. Sehr weite leinene, in die Stiefeln gesteckte Hosen, die sogenannten Portkis, und eine runde, mit Ohrenklappen und einem breiten, aufrechtstehenden Schirm versehene, ebensalls im Sommer und Winter getragene Pelzmütze vervollständigen und kennzeichnen besonders seine Bekleidung. Eine Anzahl der im Kruge Anwesenden tragen weiße oder blaue wollene Jacken, Andere sind barfüßig, und der jüngere und jüngste Theil ist dem Naturzustande äußerst ähnlich, ja viele Kinder sind in bloßen, unendlich schmutzigen und zerfetzten Hemden dort. Die Weiber und Mädchen sind alle barfüßig und in möglichst bunte Lumpen gekleidet.

Solche wilden, meistens mehrere Tage hinter einander währenden Orgien sind des Kaschuben eigentliches Lebenselement. Sonst entsetzlich träge und faul, weil durch Armuth, Elend und Entbehrungen aller Art von Jugend auf entkräftet und später eben durch diese Ausschweifungen entnervt — erscheint er doch als ein ganz anderes Wesen bei leidenschaftlichem Tanze und der nicht minder heißgeliebten Branntweinflasche. Da entwickelt er eine Lebens- und Thatkraft, die wir dem, bei der Arbeit uns so entsetzlich verkommen erscheinenden Menschen wahrlich nimmer zutrauen würden; — dann, wenn das slavische Blut stürmisch durch die Adern rollt, der wilderregte Tänzer die dunkelängige Dirne fest an die Brust preßt und in wahrhaft bachantischer Lust durch den engen dunstigen Raum dahin braust, dann erlischt die flammende Gluth der tobenden Leidenschaft nicht früher, als bis die unaufhörlich kreisende Branntweinflasche endlich die Köpfe und Beine schwer gemacht, die zuletzt nur noch zuckende Muskelkraft völlig gelähmt ist und Männer, Weiber und Kinder sinnlos betrunken nach Hause taumeln.

Uebersassen wir nun die Leute ihrem Vergnügen und sehen uns nach anderen Verhältnissen um. Wir wollen hier einen Bekannten aufsuchen, einen jungen Geometer, der seit einigen Tagen im Dorfe wohnt, um in der Gegend Vermessungen vorzunehmen. Unsere Kenntniß der polnischen Sprache reicht hier nicht aus, denn obwohl beide Stämme gleicher slavischer Abstammung, so sind sie doch sowohl im innersten Wesen, als auch in der Sprache durchaus verschieden, wenn auch die Verwandtschaft bei näherer Beobachtung bestimmt und unverkennbar zu Tage tritt. Ein freundlicher Zufall hilft uns indessen zum Ziel, und unser Freund zieht uns schleunigst von dem wilden Treiben fort nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes, wo er bei einer „civilisirten Familie“ sich häuslich eingerichtet hat. Die Frau, bei der er wohnt, hat einige Jahre als Kammer- oder Hausmädchen bei einer Gutsbesitzerin des benachbarten, nicht kaschubischen Westpreußens gedient und soll daher eine „ganz gewandte, nette“ Wirthin sein. Ihre uns entgegenspringenden Kinder sehen zwar nichts weniger als reinlich und sauber aus, doch sie selbst hat ja glatt gescheiteltes Haar und sogar ein neues Tuch um den Hals gebunden; sie bewillkommnet uns sehr freundlich und zuvorkommend im reinsten Hochdeutsch — und wird uns als Frau von Chudnochowski vorgestellt.

Wenn schon uns der ganze Aufzug „der gnädigen Frau“, besonders in Bezug auf die Sauberkeit und Ordnungsliebe ihrer Kleider auch keineswegs recht gefallen will, so erscheint es uns doch jedenfalls schon als ein sehr gutes Zeichen, daß sie sowohl, als ihr auf dem Felde ackernder Gatte nicht, wie sonst ja das ganze Dorf, ebensalls bei der Brumm sind. Mit diesem angenehmen Gedanken treten wir bei ihr ein — — — allein o weh! welchen Anblick gewährt uns ihre Stube! Gerade wie in der Schenke, besteht der Fußboden aus der nackten, ursprünglich wohl gewalzten oder festgeklopften Erde, ganz wie dort haben sich verschiedene tiefe Gruben ausgetreten, welche mit schmutzlichem, stinkendem Wasser gefüllt sind. Ein ungeheurer, offener Schornstein, welcher die rauhen, ungetweißten Wände an beiden Seiten schwarz berußt hat, gähnt uns entgegen. In den Ecken stehen Holzgestelle mit ekelhaften Lumpen statt der Betten. An den Wänden hängen bunte und goldglänzende Heiligenbilder, Kriegsscenen und dergleichen in großer Zahl. Ein schwerer Tisch mit den an den Wänden hinlaufenden Holzbänken füllt fast ein Drittel der Stube — und ringsherum, drunter und drüber leben und weben, kribbeln und krabbeln fünf Kinder, Ferkelchen, Hühner, Gänschen, Kaninchen und ein Hund lustig durcheinander. In der, aus einem

Digitized by Google

alten Waſchkerbe roh gezimmerten Wiege ſchreit ein Säugling, und mit ihm in die Weite lärmen, grunzen und gackern die anderen Kinder und alle übrigen Bewohner dieſes duftigen Gemaches.

Die Frau nimmt das Kind aus der Wiege und geleitet uns eine Sproſſenſtiege hinauf nach dem „Zimmer“ ihres Miethers. Dies letztere iſt nichts weiter als eine geräumige, ebenfalls ungeweißte und roh ausmöblirte Giebelſtube, deren blinde und mehrfach mit häßlichem Papier verklebte Fenſterſcheiben keineswegs einen anheimelnden Eindruck machen. Der ſchönſte Theil des Zimmers iſt die Ecke, in der ein Bette, mit polirtem Geſtell und recht ſchönen Kiſſen — ein Geſchenk der letzten Dienſtherrſchaft — ſteht, deſſen Bezüge und Decke freilich nicht mehr ſehr ſauber ſind, aber doch einen unendlichen Abſtand von allen anderen derartigen Möbeln des Hauſes, ja des ganzen Dorfes bilden.

Inzwiſchen haben wir Muße gewonnen, die Frau genauer anzuſehen. Sie iſt die zweite Gattin des bereits mit fünf Kindern geſegneten Mannes und erſt ſeit etwa einem Jahre verheirathet. Jetzt erſt erregt ſie billig unſer Erſtaunen; große tief dunkle, ſchwärmeriſche Augen bei faſt geldblondem Haar, eine hohe Stirn mit weißem, klarem Teint, ein kleiner zierlicher Mund — — wahrlich, wäre nicht dicht neben dem ihrigen das über und über mit Schmutz bedeckte Geſicht des Säuglings auf ihrem Arm, wären nicht gewiſſe nur zu ſehr auffallende Stellen an ihrer Kleidung, und zeigten nicht die Stirn und das ganze Geſicht tief gefurchte Spuren eines ſorgevollen, ärmlichen, in Schmutz und Elend hingebrachten Daſeins — wahrlich es könnte uns bedünken, eine Raphael'ſche Madonna oder ſonſt eins der ſchönſten Frauenbilder vor uns zu ſehen. Derzleichen auffallende Schönheiten finden wir hier in dem ſonſt ärmſten Lande der Welt, dem verachteten Kaſchuben, ziemlich häufig, jedoch nur in den Familien, in denen eine Vereinigung des ſlaviſchen Elements mit dem deutſchen vor ſich gegangen. Und dies iſt bekanntlich in allen den Landſtrichen der Fall, wo Polen und Deutſche ſich berühren.

„Die gnädige Frau“ bereitete uns dann das Mittagseſſen. Teller, Gabeln, Alles, was aufgeſetzt wurde, waren in einem höchſt zweifelhaften Zuſtande. Die Sauerkraut mangelte überall dermaßen, daß mir der Hunger ganz verging, und als ich ein gebratenes Huhn zerſchnitt und — ächt kaſchubiſch — die ſämmtlichen Eingeweide darin fand, beſchloß ich lieber mit einem Stücke Brot und Kartoffeln vorlieb zu nehmen, als mit den civiliſirten kaſchubiſchen Gerichten.

Die Landwirthſchaft zeigt hier ganz eigenthümliche Verhältniſſe. Ungeheure Flächen, die in anderen Gegenden genügen würden, den Beſitzer zum reichen Mann zu machen, bringen hier häufig genug kaum ſolche Erträge, daß ſie Menſchen und Vieh vor dem Hunger zu ſchützen vermögen. Ein Bauerngrundſtück enthält hier faſt niemals unter 300 Morgen, häufig beſteht es aber aus 800 bis 1000, ja wohl auch 2 bis 3000 Morgen. Dabei hat ſolch ein Bauernhof zwei bis drei Kühe, ein paar Ochſen und etwa 10 bis 20 grobwollige Schafe. Ein bis zwei kleine magere Pferde finden wir nur bei den Wohlhabenderen, während dagegen gar viele kaſchubiſche Bauern das Pflügen mit einigen vorkommenen Kühen und das Eggen durch eigene Kraft verrichten, indem Mann, Weib und Kinder vor dies letztere Inſtrument ſich ſpannen und daſſelbe mühſelig umherſchleppen müſſen. Als Ausſaat rechnet man bei dieſem Boden auf 1000 Morgen etwa 5 bis 10 Scheffel Roggen — 1 Kartoffeln ſind hier, wie ja in allen armen Gegenden, das hauptſächlichſte Nahrungsmittel, und das Brot läßt man häufig, um recht ſparſam damit ſein zu können — möglichſt alt und hart werden.

So klaglich aber die Landwirthſchaft im Ganzen, ſo hoch ſteht im Gegenſatz dazu ein anderer Induſtriezweig des kaſchubiſchen Landwirths da. Dies iſt der Anbau der Bienen, oder Koſtrücken, den ſie auf verhältnißmäßig kleinen, in ſehr gutem Kulturzuſtande gehaltenen Beeten betreiben. Für dieſe Pflanzen wird aller Dung, Moder ꝛc, wie alle Sorgfalt verwandt, und mit ihren reichen Erträgen wird dann wiederum Vieh, beſonders Gänſe und Schweine, ſo gemäſtet — daß das arme verachtete Kaſchuben durch ſein Mastvieh doch eine bedeutende Berühmtheit erlangt hat.

Zu den in dem kaſſubiſchen Dorfe Briesen beſonders in der Herbſtzeit abgehaltenen Märkten ſtrömen Käufer aus weiten Entfernungen herbei, und das ſich hier entfaltende Leben iſt ein äußerſt anziehendes. Der Markt beginnt ſtets mit einer Meſſe, bei der die geräumige Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt iſt, dann erſchließen ſich die Buden der Handwerker, beſonders der Schuſter, Drechsler, Mützenmacher ꝛc., in zahlreicher Mannigfaltigkeit, welche hier faſt ſämmtlich gute Geſchäfte machen. Auf in unabſehbaren Reihen aufgefahrenen Wagen werden Gänſe, Enten, Hühner, theils todt und ſchon gerupft, theils ungerupft oder noch lebendig, ſämmtlich aber äußerſt fett und delikat, ausgeboten; ferner ſehen wir auch Ferkel, Rindvieh und die kleinen kaſchubiſchen Pferde, letztere ſtets ohne Zaum und Sattel, mit einem behenden Jungen drauf, der, an der Mähne ſich haltend, ſauſend hin und her galoppirt, um dem Käufer die Vorzüge des Thieres zu zeigen. In neuerer Zeit iſt auch auf dieſe urvolksthümlichen Märkte nach und nach ſchon ein wenig Civiliſation, ja Luxus gedrungen — das bezeugen uns die Conditorbuden und vor Allem die gute Freundin armer Leute, die dickbäuchige, dampfende Kaffeemaſchine.

Als andere Beſchäftigungen des Kaſchuben müſſen wir noch die Bienenzucht und den Fiſchfang nennen. Die erſtere bietet reiche Erträge, weil dies nützliche Kerbthier in den weiten Haidekrautſtrecken großen Reichthum des köſtlichen Nektars findet, und der kaſchubiſche Honig bildet ebenfalls einen namhaften Handelsartikel. Trotz ihrer trockenen Unfruchtbarkeit im Allgemeinen iſt die kaſchubiſche Wellenebene doch ſehr reich an vielerlei Gewäſſern, Seen, Flüſſen, Teichen, Tümpeln und Sümpfen, und faſt alle derſelben ſind ſehr fiſchreich. Deshalb werden ſie, meiſtens mit Stakneten oder Reuſen, ſehr fleißig befiſcht, und dies geſchieht auch auf den fremden, zum königlichen Forſt oder zu den angrenzenden Gütern gehörenden Seen heimlich. Hieran ſchließt ſich das eben ſo ganz allgemein betriebene Holzſtehlen in den noch ſehr ausgedehnten, doch faſt ausſchließlich aus Raubholz beſtehenden königlichen Wäldern, welches ſo ganz allgemein dort betrieben wird, daß faſt kein einziger kaſchubiſcher Bauer in anderer Weiſe in den Beſitz des für ſeine Wirthſchaft nöthigen Feuermaterials zu gelangen ſucht — als auf meiſtens ſehr pfiffig ausgeführten nächtlichen Raubzügen. Uebrigens ſind die Begriffe über Mein und Dein, beſonders in Betreff des Holzes, hier ſo verwirrt, daß es Niemanden einfallen würde, das Holzſtehlen irgendwie für etwas Bedenkliches zu halten — wenn eben nicht die fatalen Geſetze wären.

Die unendlich dürren, unendlich öden und unfruchtbaren Landſtriche Kaſchubens ſollten eigentlich aller Welt zum warnenden Beiſpiel dienen. Menſchenhand, wahrlich — wenn auch freilich ohne Bewußtſein handelnde — ruchlos zu nennende Menſchenhand hat dies Stückchen Erde in eine Wüſte verwandelt. Mächtige Kiefernwälder, ſelbſt hier und da untermiſcht mit prächtigen Buchen- und Eichenbeſtänden

Digitized by Google

bedeckten vor noch nicht gar langer Zeit dieſe Hügel und Thäler — und wurden von den Vorfahren dieſer jetzt ſo verkommenen Generation in engherziger Habſucht ſchonungslos herunter geſchlagen. In Danzig wurden damals Beckerſche *) und Theer gut bezahlt, und die kaſchubiſchen Bauern ſchlugen die wundervollen Stämme ohne Beſinnen herunter — um aus den Kiefern Theer zu ſchwelen und die Buchen zu Aſche zu verbrennen, aus der dann die Beckerſche gelangt wurde. Der mit einer dünnen Humusſchicht bedeckte Boden wurde dann zum Theil durch unverſtändiges Ackern erſchöpft; ein anderer Theil wurde ſpäter zur Tüngung des erſtern abgeſplatet, d. h. ſeiner obern dünnen Rinde beraubt; in dem nun zum Vorſchein gekommenen loſen Sande verflechten ſchnell alle Quellen, und unter dem Einfluß der austrocknenden, jetzt ungehindert daherſtürmenden Winde und der Sonnenſtrahlen verwandelte ſich der ganze Landſtrich nur zu bald in eine wüſte Einöde.

Aber nicht für alle Zeiten iſt das arme Land verdammt — der Sündenfluch, der die Unthat der Väter beſtraft, könnte durch eine That der Söhne wieder gebannt werden. Unzählige Brüche ſind in der Sandwüſte zerſtreut und werden jetzt von dem magern Vieh nutzlos durchtretet, da ſie ihm kaum einmal den nothdürftigſten Lebensunterhalt gewähren. Die meiſten derſelben aber, ja ſogar eine Anzahl großer Seen könnten mit verhältnißmäßig geringen Koſten entwäſſert werden — um ſich in die ertragreichſten Wieſen zu verwandeln. Wenn mit Hülfe dieſer wiedernm ein tüchtiger Viehſtand angeſchafft würde, durch deſſen Dungmittel und Arbeitskraft kleinere Strecken in gute Kultur gebracht würden — dann könnten inzwiſchen die weiten dürren Ebenen mit Kiefern angeſaamt werden, welche ſelbſt im loſen Sande hier ſehr gut gedeihen, weil der Boden meiſtens in geringer Tiefe einen trefflichen, lehmigen Untergrund hat, um im Laufe der Zeit die ganze Gegend wieder in das zu verwandeln, was ſie einſt geweſen. Wie ertragsfähig und dankbar der ſandige, aber warme Boden iſt, das bezeugen und die Wurkenenten der Kaſchuben, und bedenken wir nun noch, daß ſich dort auch zahlreiche Mergellager finden — ſo dürfte die Gegend für landwirthſchaftliche Thatkraft und Unternehmungsgeiſt wahrlich alle mögliche Berückſichtigung verdienen, zumal die Beſitzerwerbung großer Flächen dort mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln zu erreichen iſt und dieſelben in der beregten Weiſe nicht wieder ohne bedeutenden Kapitalaufwand zu kultiviren ſein dürften.

Ein eigenthümliches Verhältniß herrſcht zwiſchen den kaſchubiſchen Bauern und ihren „Fornatſki“ oder Knechten. Solch ein Knecht iſt der eigentliche Herr im Hauſe; ihm gebührt der beſte Platz am Ofen; „was werden wir morgen eſſen?“ fragt die Hausfrau den Herrn Knecht, und wenn dieſer dann etwas recht Leckeres beſtimmt — da freut ſich der würdige Gatte im Stillen des Genuſſes, der ja auch ihm bevorſteht. Das Haupt- und Nationalgericht der Kaſchuben beſteht in Wrunkenbrei, der bereits des Morgens nüchtern als erſte Speiſe genoſſen wird. Mit ihm wechſeln Fiſche und Krebſe, Mehlbrei, die uns ſchon aus der Tuchler Haide her bekannten Saſchirken (Mehlklümpern) und Kapuſter (Grünkohl), und als Sonntagsgericht und allergrößte Leckerei eine Art von Mehlklößen, welche den Nudeln, womit man anderwärts die Gänſe ſtopft, ſehr ähnlich ſind. Dieſe Klöße ſpielen beſonders in der Erntezeit eine große Rolle; eine ungeheure Menge wird des Sonntags gekocht und muß dann für die ganze Woche ausreichen. Nachdem der Fornalki dann ſeine tüchtige Schüſſel voll Wrukenbrei verzehrt hat, erhält er von der Hausfrau eine ganze Kiſte (Kober oder Spehnkiſte) voll Klöße und damit zieht er behaglich ab, an die Arbeit. Hier finden wir ihn, bis auf das Hemde entkleidet, aber mit den ſchweren langen Stiefeln an den Füßen — und in einem aus dem Hemde geſchlungenen Beutel trägt er vor der Bruſt einen Theil der Klöße, von denen er bei der Arbeit unaufhörlich zugreift. Man ſtelle ſich, um dieſe ſchöne Angewohnheit recht würdigen zu können — nur die naſſen klebrigen Klöße, das nicht minder klebrige Hemde des ſchweißtriefenden Menſchen und ſeinen geſunden Appetit vor. Oft ſind die Fornatſkis auch ganz ſplitterracht bei dieſer Arbeit — doch vorſorglich mit einem Koſtbeutel verſehen — und von 13 beſitzen höchſtens ihrer drei Mützen und zwar jene ſchon erwähnten runden Klappen-Pelzmützen.

Abgeſehen davon, daß dieſer ganze ſlaviſche Volksſtamm, durch Armuth, Elend und Branntwein entnervt, in Schmutz und Laſterhaftigkeit verſunken, ſich wohl niemals mehr erheben und ermannen wird, ſo ſteht ſeinem wirthſchaftlichen Emporkommen auch ein eigenthümliches geſetzliches Hinderniß entgegen. Faſt ohne Ausnahme ſind dieſe Landbeſitzer hier Edelleute, häufig ſogar Grafen und dem höhern Adel angehörig, und nach einer Regierungs-Inſtruktion vom Jahre 1773 wird hier die Erbfolge durch das Jus terrestro nobilitatis Prussiae do anno 1599 geregelt. Hiernach erhält ſtets der älteſte Sohn das ganze Gut — den Ahnenſitz — des Vaters, während die Töchter nur mit einer kläglichen Ausſtattung abgefunden werden und die jüngeren Brüder dem traurigſten Geſchick anheim fallen. Der kaſchubiſche Stammhalter weiß mit ſeinem ungeheuren Beſitz nichts anzufangen — während derſelbe, getheilt und in kleinen Flächen in guten Kulturzuſtand gebracht, mehrere Familien ernähren könnte. In ganz natürlicher Folgerichtigkeit aber ſinken dieſe adeligen Familien in allen ihren übrigen Gliedern von Geſchlecht zu Geſchlecht tiefer hinab — und daher die unzähligen hoch- und altadeligen Dienſtmägde, Knechte, Schweinehirten ꝛc.

Im Uebrigen iſt der Kaſchube nicht wenig ſtolz auf ſeinen Adel. Hochtrabende, vornehm klingende Vornamen dürfen zu dem „Von“ nimmer fehlen, beſonders wenn dasſelbe, wie hier häufig, aus zwei bis drei zuſammengeſetzten Namen beſteht. Veronika's, Thröſel's (Therſe), Waldemar's, Marcelluſſe ꝛc. begegnen uns in Schmutz und Lumpen — aber mit einem Point d'honneur, der den mit ihnen Verkehrenden zur Verzweiflung bringen könnte. Ein Beamter erzählte uns als nur eins der zahlreichen Beiſpiele, daß er einſt vier Stunden nach einer Verhandlung in ſpäter Nacht von einer Frau herausgeklopft wurde, welche im furchtbarſten Schneegeſtöber den zwei Meilen weiten Weg noch einmal zurückgelegt hatte — um athemlos, ſtatt ihrer „unrichtigen“ Unterſchrift: „von Hebamme Plutzki“ hinzuſchreiben. Im Gegenſatz hierzu ſind aber auch mehrfach Fälle vorgekommen, daß der kaſchubiſche Adel ein Gegenſtand des Verkaufs war.

Trotz ſeiner unendlichen Schlaffheit und Verkommenheit iſt der Kaſchube oft doch recht ſchlau und pfiffig. So war es früher, als ſie noch als Eidelente von den Behörden hohe Reiſeſoſten erbeiten, ſehr häufig der Fall, daß ſolch ein Spekulant zwei ſeiner Bekannten zuſammenhetzte — um als Zeuge aufs Gericht zu müſſen. Oder zwei Habenichtſe mußten auf Verabredung Streit anfangen, damit ihrer mehrere als Zeugen nach der Stadt reiſen konnten; die Zeugengebühren wurden dann gemeinſam verjubelt, während den Thätern doch weiter nichts geſchehen konnte, als daß ſie allenfalls auf kurze Zeit eingeſperrt wurden.

*) Siehe „Globus“ VI, S. 26: „Auf der Grenze von Hinterpommern und Weſtpreußen.“

Digitized by Google

Aber auch außerdem ist das Volk hier im Ganzen ungemein prozeßsüchtig. Dies liegt eben in allen den Gegensätzen, in der Unruhe und Leidenschaftlichkeit des slavischen Charakters tief begründet. Daß aber in demselben auch immerhin noch ein reicher Fonds verborgen ist, der, wenn er nur recht geleitet und bebauet, recht ausgenutzt wird, auch große und glänzende Früchte hervorzubringen vermag, das hat Friedrich II. von Preußen bewiesen. Jener große König ließ eine Anzahl von kaschubischen Bauernjungen in das Kadettenhaus nach Stolp bringen — und aus derselben sind dann unter Anderen die Männer: General v. Blut-Lipinski, der in den Befreiungskriegen rühmlichst ausgezeichnete Oberst v. Czarnecki, der bekannte Gostkowski, ferner die angesehenen Familien v. Zalewski, Trzebiatowski, Prondzinski ꝛc. hervorgegangen.

In ganz Kaschuben herrscht zum größten Theile die katholische Religion, die Kirche ist dort noch in jeder Beziehung im vollsten Glanze, und der Probst besitzt eine unendliche Macht über die verdummten, stargläubigen Gemüther. In den größeren Dörfern befinden sich allenthalben katholische, in leidlichem Zustande befindliche Elementarschulen, während die Kinder der zerstreut herum wohnenden Besitzer sowohl von katholischen als evangelischen Wanderlehrern unterrichtet werden. Bis vor nicht langer Zeit war das Schulwesen hier in trauriger Verfassung, und es konnte als Regel betrachtet werden, daß der Pastor die Kinder der in seinem ungeheuren Pfarrbezirk weit zerstreut umherwohnenden Bauern nur zum Einsegnen zusammenkommen ließ und diese Feierlichkeit mit ihnen ohne Weiteres vernahm — ob sie jemals eine Schule besucht oder nicht. Jetzt ist das mindestens einigermaßen anders, obgleich das Wesen der Wanderlehrerei ja leider auch seine großen Uebelstände hat. Im Ganzen tragen diese jungen Leute, die Wanderlehrer, ja immerhin Sitte und Deutschthum in die rohen Massen hinein und wirken, mehr oder weniger, auf die Alten wie auf die Jungen segensreich ein.

An der Zwischenzeit sind freilich Buben und Mädchen so ganz sich selbst überlassen und leben eigentlich in des Wortes wahrster Bedeutung im Naturzustande. Treten wir im eisigen Winter in eine der uns ja, nach dem Verbilde jener, in der wir Frau von Gh. nebst Familie kennen gelernt, hinlänglich bekannten kaschubischen Bauernstuben, die Webus, Schlaf- und Arbeitsgemach zu gleicher Zeit bildet, da wird uns wiederum ein wunderlicher Anblick. Die ganze Bewohnerschaft sitzt bunt und dicht gedrängt um das wahrhaft ungeheure Kamin, in dessen oft riesengroßem Raume gewaltige Holzkloben lodern. Den besten Platz, dicht vor der furchtbaren Gluth, hat der Herr Knecht, rings herum gruppiren sich die Anderen — unter denen sämmtliche Kinder, fast nackt, in den bloßen Hemden sich dicht an's Feuer drängen. Alles sitzt still, verdrießlich und schweigsam und stiert in die Gluth. Mit einem Mal aber springt einer der Buben plötzlich auf — er hat den günstigen Zeitpunkt ersehen, in dem der Vater herausgegangen ist — schleunigst fährt er in dessen große Stiefeln und heidi! geht's damit auf die Schlidderbahn (Eisbahn), wo einige Male auf- und abgeschurrt wird, daß das Hemde nur so lustig im graufigen Nordost flattert, um dann schleunigst wieder zurück, möglichst dicht in die Nähe der Gluth zu schlüpfen *). Auch sonst, z. B. in die Schule gehen diese Buben oft mitten im Winter barfüßig, ohne Mütze und mit kumpen bedeckt, die nicht viel mehr Schutz bieten, als das bloße Hemde auf der Eisbahn.

Die Kaschubei gehörte in altpolnischer Zeit zu dem Palatinat Marienburg. Obwohl aber die Kaschuben einst unter polnischer Herrschaft standen und mit den Polen nicht blos stammverwandt, sondern auch eng verbrüdert waren, so sind doch alle späteren polnischen Bewegungen an ihnen spurlos vorübergegangen. Sei es, daß dieser slavische Stamm schon jeden Funken von Nationalgefühl und Staatsbewußtsein verloren, um in Verkümmerung und Verwesung gleichsam aufzugehen, oder sei es, daß die Kaschuben unter der preußischen Herrschaft von vorn herein sich wohl gefühlt haben — genug sie haben nicht einmal den entfernetsten Antheil an allen Unternehmungen ihrer slavischen Brüder genommen.

Uebrigens thut die preußische Regierung auch immerhin Einiges zu ihrer Erhebung: Schulen und Wanderlehrer, polizeiliche Unterdrückungen ihrer zu sehr urvölkerlichen Gelüste und dagegen civilisirende Anordnungen, unter denen das fleißige Bäumepflanzen an den Wegen und innerhalb der Dörfer Erwähnung verdient, ꝛc. Anderes bleibt den katholischen Pfarrern überlassen — und den Haupthebel zu ihrer Germanisirung und Civilisirung wird hoffentlich Einwanderung und Kultur aus anderen deutschen Landestheilen hierher bringen.

Auch in nationaler Beziehung hat man mindestens Versuche zur Erhebung des kaschubischen Volkes gemacht. Der verstorbene Pastor Bongrowias, ein geborner Kaschube, in Danzig hat seine Sprache mit einem Katechismus, einem deutsch-kaschubischen Wörterbuch und mehreren anderen Schriften beschenkt. Ihm ist dann der Arzt Dr. Cajewwa gefolgt, der mehrere Broschüren in kaschubischer Sprache geschrieben und deutsche Bücher übersetzt hat. Im Uebrigen werden diese Bestrebungen wohl nicht mehr nöthig sein, da bereits jetzt der größte Theil des kaschubischen Volkes der deutschen Sprache völlig mächtig ist und der fortschreitende Unterricht in derselben jedenfalls um so segensreicher wirken muß, da der Kaschube keineswegs in dem zähen Widerstreben gegen den Germanismus seinem polnischen Bruder gleicht. Er lernt nicht, wie jener, dies deshalb die deutsche Sprache, weil sie ihm Vortheile bringt, und verleugnet sie auch nicht, wie jener, forzfältig vor jeden Fremden, sondern, wenn er sie einmal inne hat, bedient er sich ihrer fast noch lieber, als seiner eigenen. Das, was jedoch ihm, wie ja eben auch nur zu häufig den Polen, auf der Bahn der Civilisation und Kultur so unendlich hemmend entgegentritt — das ist seine echt slavische Scheu vor jeder Anstrengung, vor jedem Ernst des Lebens, seine echt nationale Leichtfertigkeit, Sinnlichkeit und Unbeständigkeit: Eigenschaften, in denen ja eben das Unglück und Verderben des polnischen, wie fast aller übrigen slavischen Volksstämme tief begründet sind.

(Die Zahl der Kaschuben beträgt nach v. Klöden (Politische Geographie) in Westpreußen 85,000 und im Regierungsbezirke Cöslin 4080, also noch nicht einmal 90,000 Seelen. Schafarik sagt in seinen „slavischen Alterthümern“ (§ 38), daß die Kaschuben sich selbst „Kaszebi“ nennen. Sie sind ein Volk lechischer Abkunft, dessen Mundart von der polnischen nur unbedeutend abweicht. Bedauerlich, sedann eine Urkunde des Fürsten Boguslaw von 1291, der sich Herzog der Slaven und Kaschuben nennt, gedenken ihrer am frühesten. Auch Schafarik weiß den Namen nicht zu erklären; er erwähnt nur, daß in Masowien ein Kapaun Kaschuba heißt. Ueber die Eigenthümlichkeiten der kaschubischen Sprache handelt der russische Staatsrath A. v. Hilferding in der „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft“ 1864, S. 81. A.)

*) Wahrheitsgetreu.

Digitized by Google

Die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland.

Die Berührungen zwischen den Europäern und dem Orient gewinnen alljährlich eine größere Ausdehnung, das abendländische Element dringt mit immer stärkerer Gewalt ein und übt mächtigen Einfluß. Wir sehen, daß ganz Vorderasien und Nordafrika in ihren äußeren Verhältnissen eine Umwandlung erfahren, welche die Landesbewohner selbst in Erstaunen setzt; das Neue läßt sich nicht mehr abwehren, und die mohammedanischen Gegenden sind Passageländer nach Indien und China geworden, und eben deßhalb kann und wird Europa sie nicht wieder loslassen; sie müssen sich dem Verhängniß ein für allemal fügen.

Aber die beiderseitigen Gegensätze treten schars und schroff hervor, und es wird manches Menschenalter vergehen, bevor auch nur ein leidliches Verständniß zwischen beiden Theilen sich gebildet hat. Der eigentliche Orientale und Mohammedaner begreift platterdings weder das Wesen noch die Ansprüche unserer europäischen Civilisation, die sich ihrerseits überall, wohin sie dringt, als souverain und allein berechtigt hinstellt und dadurch eine unaufhörliche Reihenfolge von größeren und kleineren Conflikten, politischen sowohl, wie kommerciellen und religiösen, ins Leben ruft. Sie bereitet dem Orient unaufhörliche Verlegenheiten, sie stört ihn in seinem ganzen Wesen und Treiben, und es darf uns schon deßhalb nicht befremden, daß sie mit Widerwillen angesehen wird.

Ich habe diesen Gegenstand neulich an einem Unterhaltungsabende des dresdner Vereins für Erdkunde ausführlich erörtert, als von einem Mitgliede, das mit den Verhältnissen des Orients aus persönlicher Anschauung vertraut ist, die Händel zwischen den anglikanischen Missionären und der Pforte erwähnt wurden.

Es ist bemerkenswerth, daß im Allgemeinen die deutschen, amerikanischen und französischen Missionäre im Orient kaum jemals zu Beschwerden Anlaß geben; sie sind bescheiden und mißbrauchen die Duldung nicht, welche die hohe Pforte ihnen gewährt. Jene der englischen Hochkirche gehen weniger vorsichtig und gemessen zu Werke und haben durch das Engländern eigene rücksichtslose Gebahren den Türken schon oftmals Anstoß gegeben. Bekanntlich halten die Bekenner jeder beliebigen Religion diese für die wahre, und zwar für die allein wahre, denn thäten sie es nicht, so würden sie sich sofort von derselben abwenden. In dieser Beziehung stehen Christen und Buddhisten, Mohammedaner und Braminen auf derselben Linie. Systematische Propaganda machen aber nur die Anhänger des Islam und die Christen. Nun denke man sich, in Rom oder Madrid, in Berlin oder Wien, oder wo sonst träten mohammedanische Ulemas auf und predigten in Kapellen, auf den Straßen, auf den Marktplätzen, daß die Christenlehre ein Unsinn, eine Irrlehre, der Stifter derselben ein Betrüger, die Anhänger desselben kläglich bethörte Menschen seien, die nur selig werden könnten, wenn sie statt der Bibel den Koran annähmen, den falschen Propheten aus Nazareth im Stiche ließen und den Propheten aus Mekka als den wahren anerkennten. Ueber diese systematisch fortgesetzten Angriffe kämen dann Gährung und Mißvergnügen unter das christliche Volk jener Hauptstädte, besonders nachdem einige Christen zum Islam übergetreten wären, die dann, nach Renegatenart, in ihrem Eifer über die gedührenden Schranken hinausgehend, in Schlägereien mit ihren früheren Religionsgenossen verwickelt würden. Die Polizei träfe dann einige Vorsichtsmaßregeln und verhaftete jene, um Unruhen abzuwenden, dagegen beriefen sich aber die Ulemas auf Toleranz und die durch Staatsverträge garantirte religiöse Freiheit, welche keinen Fanatismus erlaube!

So verhält es sich genau, aber umgekehrt mit dem jetzigen Streite zwischen den anglikanischen Missionären in Konstantinopel und der türkischen Regierung.

Unter einem Theile der gebildeten Türken ist, namentlich in Folge ihrer Bekanntschaft mit der pariser Literatur, eine gewisse geistige Regsamkeit entstanden. Einige sind in religiöser Beziehung ungläubig und deshalb gleichgültig geworden, während Andere den Mohammedanismus von allerlei überflüssigen Zutaten befreien, eine Reformation innerhalb des Islam durchsetzen möchten. Mit einer Hinneigung zum Christenthum hat diese Bewegung nichts zu schaffen, die anglikanischen Missionäre gedachten aber aus derselben Nutzen ziehen und diese Reformtürken bekehren zu können. Nun schreibt ein Engländer aus Konstantinopel unterm 8. August (in der Times vom 22. August) Folgendes:

Der Eifer, Proselyten zu machen, ging über die bisherigen Grenzen hinaus. Zwar legte man ihnen keine Hindernisse in den Weg, als sie Bibeln und Traktätchen vertheilten, denn der Türke ist ein toleranter Mensch. Dann aber gingen die Missionäre in die türkischen Stadtquartiere, hielten auf offener Straße Controverspredigten, erklärten den Islam für eine Irrlehre, den Koran für ein Werk des Satanas und vertheilten in türkischer Sprache Bücher, in welchen der Mohammedanismus heftig bekehdet wird. Das war den Alttürken zu viel, und die Ulemas agitirten nun ihrerseits für ihre Religion. Bald spielten auch politische Parteiintriguen hinein, die Minister der Pforte kamen ins Gedränge und verhafteten einige türkische Agenten der Missionäre, die, wohlverstanden, Unterthanen der Pforte sind. Nun schrien die Missionäre, daß die Staatsverträge verletzt worden seien, und reichten bei der englischen Gesandtschaft eine Beschwerdeschrift ein, in welcher sie eine ganze Reihe von Mißhandlungen und Barbareien aufzählten, welche von Seiten der Behörden an jenen Agenten verübt worden seien. Als dann die Gesandtschaft eine genaue Untersuchung anstellen ließ, ergab sich, daß diese Anschuldigungen rein erfunden waren. —

Von „Barbarei" war weiter nichts nachzuweisen, als daß die türkischen Behörden eine Anzahl polemischer Traktate, in welchen Mohammed und der Koran" gar zu rücksichtslos behandelt sind, mit Beschlag belegt hat. Darüber schreien nun die anglikanischen Missionäre Feuer und Flamme und behaupten, daß die in dem Friedensvertrage von 1856 in der Türkei gewährleistete Religionsfreiheit durch den Fanatismus der Osmanen verletzt worden sei! Ihre Versuche, Alles in einem ihnen günstigen Lichte darzustellen, haben von Engländern, welche an Ort und Stelle die Vorgänge beobachteten, eine scharfe Kritik erfahren, und bezeichnend ist, daß die amerikanischen Missionäre mit dem ganzen Verfahren ihrer anglikanischen Kollegen keineswegs einverstanden sind.

Wir haben gerade diesen Fall angeführt, weil er zeigt, wie wenig diese Anglikaner den Orient verstehen und begreifen. Sie werden unter den Mohammedanern geringen Erfolg mit ihren Bemühungen haben. Die Ansicht, daß der Islam in einem Zustande des Verfalls und der Zersetzung sich befinde, ist ganz und gar unrichtig. Er steht vielmehr in voller Blüthe und ist kräftiger als je zuvor. In ihm liegt eine große Gewalt des Propagandismus, und wir haben im Globus mehrfach nachgewiesen, daß er namentlich in Afrika

Digitized by Google

ein immer größeres Gebiet erobert, Jahr für Jahr an Ausdehnung gewinnt und schon bis an die Sklavenküste vorgedrungen ist. Mekka ist und bleibt ein die Gläubigen aus drei Erdtheilen verbindendes Heiligthum, die Wallfahrt zur Kaaba hat für den Zusammenhang und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller mohammedanischen Völker eine eben so große Bedeutung wie für den Handelsverkehr, der seinerseits auch ein großartiges Bindemittel abgibt.

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die christliche Propaganda, gleichviel welcher Konfession, unter den Mohammedanern durchaus keine Aussicht auf Erfolg habe. Der Islam ist ohnehin recht eigentlich eine Religion für Nomaden und Halbnomaden, und der Koran so recht das Buch für sie, deren geistig-träger Charakter der Fatalismus vortrefflich entspricht. Dagegen ist unter nomadischen Völkern kein dankbarer Boden für das Christenthum, und es hat auch bis heute niemals bei ihnen Wurzel schlagen können; es kann und darf, wenn es sich nicht selber aufheben will, die Concessionen nicht machen, welche der Nomade nun einmal verlangt, weil sie in seinem Wesen und in seiner Art liegen.

Als ich vor Jahren das lehrreiche Werk des vortrefflichen anglikanischen Bischofs von Kalkutta, Reginald Heber, über Indien las, excerpirte ich folgende Stelle, welche mir, in Hinblick auf die Vorgänge in Konstantinopel, wieder ins Gedächtniß kam.

„Vergeblich schmeicheln sich die Missionäre, daß das Christenthum einmal im südlichen und östlichen Asien sich einführen lasse. Das wird niemals geschehen; Asien bedürfte wenigstens einer ganz andern Form des Christenthums, einer Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist. Ausstreitig hat das der Islam bewiesen, der eine solche Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist ist, wenn auch eine sehr unvollkommene. Faß hat Asien das den Islam angenommen, das Christenthum dagegen nirgends recht festen Fuß fassen können. Der Zwang hat jenes nicht allein bewirkt, denn die Portugiesen haben eben sowohl mit Zwang bekehrt wie die Araber, und doch ist es jenen nie recht gegückt. Die politische Gewalt der Mohammedaner in Indien ist gebrochen, an ihrer Stelle herrschen europäische Christen, und dennoch gehen mehr Indier zum Islam über als zum Christenthum." —

Aber während die mohammedanische Religion immer mehr Boden gewinnt, sind alle mohammedanischen Staaten im Verfall. So lange das Abendland diese Staaten sich selber überließ, konnten sie in herzgebrachter Weise fortleben, denn alle gehörten mehr oder weniger derselben, oder doch einer ähnlichen Civilisationsstufe an; sobald sie jedoch mit dem aktiven Occident, mit Fremdsamen, ihnen in jeder Beziehung überlegenen Völkern in maßlässige Berührungen kamen, wurde ihre innere Schwäche vom Ganges bis zu den Säulen des Herkules überall bloß gelegt. Dem Staatswesen wie der Gesellschaft mangeln Abstufung und Gliederung, es fehlt die Erbfolge nach der Erstgeburt, daher auch sichere Thronfolge. Die Regierung ist despotisch oder patriarchalisch, und wenn sie, wie bei den Afghanen, einigermaßen an das Feudalwesen erinnert, sind die Zustände zeitlichst und anarchisch. Wir vermissen überall geistigen Aufschwung, und so grobartig auch das Princip des einen, reinen Gottes ist, so trägt der Islam doch unabweichbar das Gepräge des Dürftigen. Er paßt nur für gewisse Länder und gewisse Stufen der Entwicklung, und einen Fortschritt schließt er schon deßhalb aus, weil der Koran Alles in Allem ist. Also: bei noch so inbrünstigem Glauben verfallen die Staaten. —

Als ich diese Ansichten im dreidner Verein für Erdkunde entwickelte und weiter ausführte, als hier geschehen konnte, waren mir Werner Munzingers ostafrikanische Studien noch nicht zu Gesicht gekommen. Auch er hat die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und dabei namentlich Aegypten und Abyssinien ins Auge gefaßt. Zunächst hebt er hervor, daß die Europäer bei der Verschwendung der beiden letzten ägyptischen Vicekönige eine Hauptrolle gespielt haben. Ein Hauptübel für Aegypten sei der Zustand der dort angesiedelten Europäer und ihrer Consuln. „Die verschiedenen Consulate sind wie eben so viele Burgen, die jede ihre Insassen gegen die anderen wehrt, gegen die ägyptische Regierung aber sind sie alle einig. Daß die Europäer nicht auf den Fuß der Araber gestellt werden, ist recht und billig, da bei dem Charakter der Mohammedaner und ihrer Gesetzgebung Niemand mehr seines Lebens und Vermögens sicher wäre. Aber der Schutz geht zu weit, wenn er die Regierung ihren Unterthanen gegenüber bloßstellt und gegenüber den Fremden machtlos macht. Er geht zu weit, weil er das Nationalgefühl beleidigt, und es könnte der Tag kommen, wo nur eine starke Regierung den Europäer zu schützen vermöchte, den Eingedornen und selbst den Europäern gegenüber. Wie kann sie das aber, wenn sie von Allen verachtet ist?"

Die folgenden Bemerkungen geben einen tiefen Einblick in die Zustände und können manche vorgefaßte Meinung beseitigen.

Die Ereignisse der letzten Jahre, die Revolutionen in Indien, Djedda, Syrien, hatten zur Ursache dem Nationalstolz, der sich gegen die Fremdherrschaft auflehnt. In Europa, wo die Geographie sich immer nationaler zu gestalten scheint, wollen nur Wenige begreifen, daß die Orientalen auch ihr Selbstgefühl haben, welches sie dem schwachen Fremden zum Freund, den starken Anmaßlichen aber zum Feind macht, und daß der Religionsunterschied dabei am wenigsten in Betracht kommt. — — Die Leichtigkeit, womit die Türken und Araber den Orient in Besitz genommen haben, daß sie sich nicht zu einem Trugschluß verleiten. Der mohammedanische Eroberer theilt mit seinen afrikanischen Unterthanen eine gleiche Denkungsart, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden; er läßt Sitten und Gebräuche, Recht und Unrecht, Glauben und Aberglauben ruhig fortwuchern. Er erobert, um sich zu bereichern; er duldet Alles, was diesem Zwecke nicht entgegensteht. Erst wenn er recht eingewöhnt ist, sucht er seine Religion anzuempfehlen, aber immer eher in gütlicher Weise mit Versprechungen von materiellem Gewinn. Man muß übrigens eingestehen, daß der Islam sich sehr der orientalischen Denkweise anschmiegt.

Der erobernde Europäer dagegen beginnt sich keineswegs mit dem Tribut; er will Alles nach seiner Weise umgestalten. Unsere Kultur, die doch auch ihre Schattenseiten hat, soll dem Fremden aufgezwungen werden; unsere schwerbegreifliche Religion hat Zacken, denen sich gern Schlacken anhängen. Mit unserer Sucht nach dem Neuen, unserem Hasse gegen das Herzgebrachte kommen wir dem Afrikaner fremd und abstoßend, ja wild vor, während der phlegmatische Türke sich schnell eingewöhnt.

Munzinger schildert dann die Politik Europa's in Bezug auf den Orient. Sie sei im Allgemeinen auf den Status quo gerichtet, wolle respektirt sein, und das Ziel sei ein freier, sicherer Handel. Wir kennen unsere Kräfte und unser Uebergewicht und schließen daraus, daß die Barbaren gezwungen seien, und ohne Weiteres zu respektiren. Aber diese Barbaren sind sich der Machtentwicklung Europa's nicht bewußt, machen sich keinen richtigen Begriff von unserem Erdtheile. Wir sind, so fährt Munzinger fort, im Streite mit solchen Nichteuropäern, Barbaren, vielfach im Nachtheile. Essens suchen wir sie, während sie uns meiden. Wir sind die Angreifer, und sie haben den ganzen Vortheil eines Vertheidigungskrieges. Unser Interesse ist es, mit den fremden Völkern in friedlichem Verkehr zu stehen; wir wollen sie bekehren und beherrschen. Im Gegentheil glauben die Barbaren, von unserer Annäherung Nichts gewinnen zu können; Niemand sucht uns auf. Wenn

Digitized by Google

wir in die Fremde kommen, wird man uns wohl das erste Mal recht freundlich aufnehmen. Nach den drei, der Gastfreundschaft heiligen, Tagen schauen Wirth und Gast sich näher an, und dann darf man versichert sein, daß wenig Leute, die uns kennen, an unserem Besuche Freude haben. Die Geschichte Amerika's gilt für alle Weltheile.

Da wir uns im Verkehr mit dem Auslande bereichern wollen, lieben wir den Krieg nicht. Wir fürchten kostspielige Eroberungen, wir erkaufen das Handels wegen den Frieden selbst mit Unehre; wir parlementiren, so lange wir können; wir sind unschlüssig bis zum Tod. Wie verschieden ist die Handlungsweise der Barbaren: immer entschlossen, immer zum Angriffe bereit, selbst im Frieden Feind, scheuen sie keinen Krieg, gleichviel wie; sie kennen keine ängstlichen Rücksichten; man weicht selbst der Nothwendigkeit nur für einen Tag, um morgen frisch wieder anzufangen. Wir kämpfen gewöhnlich mit Humanität, wir dürfen nicht zu sehr erbittern, da wir am Ende doch Frieden haben müssen. Die Fremden haben alle Vortheile der Barbarei, die kein Mittel scheut und Nichts zu schonen hat. Wir sind weit vom Schlachtfeld entfernt, die Barbaren sind mitten darin. — — Der Europäer streitet fürs Geld, der Barbar für sein Vaterland; wir kämpfen für eine Sache, die uns von Weitem interessirt, der Barbar kämpft für seine Existenz. Wir haben Unrecht und er hat Recht, und wir fühlen es.

Die Zersplitterung Europa's und die Eifersucht der Regierungen macht eine consequente, reife Politik dem Ausland gegenüber fast unmöglich. Alle diese Gegensätze zusammengenommen führen uns zu dem Schluß, daß die Barbaren sich nicht ohne Weiteres von unserer Uebermacht übergangen lassen, daß unser Handel in der Fremde friedlicher Weise nicht beschützt werden kann, daß die Protektion auf einen Krieg hinauskäuft, der nicht so schnell beendigt werden kann, als man nach der europäischen Militärmacht annehmen sollte, und der endlich immer zu Eroberungen führen muß, daß daher die Aufgabe der Diplomaten, den Handel ohne Eroberungen zu schützen, unausführbar ist, und so möchte man sich zu dem Extrem verleiten lassen, eher gar Nichts zu thun, da doch die Mittelstraße verschlossen ist.

Unterdessen will der Europäer nicht zu Hause bleiben, er will mit dem Auslande einen einträglichen Handel treiben; der Verkehr zwischen Kulturvölkern und Barbaren muß nothwendig zu Collisionen führen, die endlich in einen ewigen Krieg ausarten. Verträge sind immer ephemer, und was kann man von Verträgen mit Barbaren erwarten? Grellste Beleidigungen strafen und dann sich zurückziehen, das stellt den Ansiedler bloß; sich um Nichts zu bekümmern, das ist Schande und Tod vor allem. So finden wir uns in einem Labyrinthe, und es ist schwer, einen Weg hinaus zu finden. Wir verlassen Europa mit einer großen Meinung von seiner Macht, wir sind stolz und anmaßend wie römische Bürger. Dann kommen böse Tage; man jagt auf uns wie auf wilde Thiere, und der Hülfeschrei dringt bis Europa. Man schickt Flotten aus und untersucht, aber am Ende wird die Rache so kleinlich, daß die Eingebornen uns verachten und wir selber einsehen müssen, daß wir von vorn herein viel bescheidener hätten sein sollen. —

Die Ursachen dieser unzusammenhängenden Stellung Europa's findet Munzinger in dem Protektionssystem, d. h. der durch Gesandte und Consuln kundgegebenen Solidarität der Mächte für die Sicherheit ihrer Unterthanen im Auslande, und erklärt den Gegenstand.

Stellen wir uns, sagt er, ein Land vor, mit welchem Europa keinen officiellen Verkehr hat, wie es z. B. mit Abyssinien bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Der Fremde kommt ohne alle Ansprüche an. Er weiß, daß seine Sicherheit von dem guten Willen der Einzelnen abhängt, und wird deshalb alle Vorsicht und Bescheidenheit aufbieten, um sich beliebt zu machen. Die Landeseingebornen, welche, so weit sie auch sein mögen, einen friedlichen Charakter immer zu schätzen wissen, werden den hülfslosen Fremden als Gast aufnehmen, und daher wird er bei einem klugen und rücksichtsvollen Benehmen sich immer gut befinden. Deswegen sehen wir die Armenier und Griechen, die gewöhnlich sehr wenig „Protektion" genießen, allenthalben gut aufgenommen und geschützt, da sie keine falschen Ansprüche machen; sie werden allmälig wie Landeskinder angesehen, des Landrechts theilhaftig und je nach ihrem Betragen gut oder schlecht behandelt.

Ganz verschieden ist die Stellung des geschützten Europäers, der Consuln hinter sich hat und sich sicher fühlt, da er seine Nation hinter sich hat. Er vernachlässigt die Freundschaft der Eingebornen und wird stolz und rücksichtslos, und diese werden einen solchen Fremdling immer mit Mißtrauen ansehen. Auf ihn wird das Gastrecht nicht angewandt, weil ohnehin nicht in Anspruch genommen. Die Sicherheit hängt einzig und allein von dem Ansehen seines Consuls ab. Aber Franken und Barbaren machen sich jeder eine andere Definition von einem solchen; die Letzteren sehen in ihm einen Spion, welcher das Land auskundschaftet, einen Vorläufer der Fremdherrschaft, so namentlich in Abyssinien. Dort, und nicht minder in Arabien, kennt man den Eroberungsgeist der Europäer. —

Ueber die Bemühungen der Mächte im osmanischen Reiche, um namentlich den Sklavenhandel abzuschaffen, stellt Munzinger eingehende Betrachtungen an. Im Oriente, wo der Staat das Individuum sehr wenig beschränkt, ist mit Verboten wenig zu erreichen. Trotz derselben nimmt jener Handel seinen Fortgang. „Der Fortschritt besteht darin, daß man sich jetzt verbirgt, um Skandal zu vermeiden. Auf meiner Rückreise von Djedda nach Suez im Januar 1863 war das der ägyptischen Regierung gehörende Dampfschiff mit etwa 200 Sklaven beschaftet, für welche die Hälfte des Fahrpreises bezahlt wurde. Man schiffte sie in Suez ohne alle Schwierigkeit aus. Einige Aegypter sagten mir, man könne ihnen dies nicht verargen, denn seit der Isthmus-Durchschnitt (Kanalbau) den Bauer vom Pfluge wegnehme, müsse man Sklaven einführen, um die verlornen Arbeitskräfte zu ersetzen." Auch in Suban wird es mit dem Verbote nicht streng genommen; zwischen Chartum und D'Obeid begegnete der Reisende großen Sklavenkarawanen, doch werden auf dem Markte dieser Hauptstadt Kordofans die Sklaven nicht mehr öffentlich ausgestellt.

Die öffentliche Meinung des Orients glaubt, daß die Christen die Sklaverei zu dem Zwecke ausrotten wollen, um das islamitische Reich zu Grunde zu richten. Allerdings muß die Abschaffung der Sklaverei dem Islam einen schweren Streich versetzen. Munzinger dringt Bewerfe dafür, wir können aber auf den Gegenstand nicht eingehen; wir wollten nur zeigen, wie mannichfaltig die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland sind. A.

Digitized by Google

Die europäische Auswanderung.

Der Menschenabfluß, welcher alljährlich aus unserem Europa nach den anderen Erdtheilen ausströmt, ist viel beträchtlicher, als man gewöhnlich annimmt. Die amtlichen Nachweise über die Auswanderung sind beträchtlich hoch, geben aber bei weitem nicht den vollen Betrag der Zahlen. Eine unbedingt richtige Zifferangabe liegt bei diesem Gegenstand außer der Möglichkeit, aber das annähernd Richtige läßt sich wohl treffen; auf ein paar tausend Seelen mehr oder weniger kann es, wo die Sache im Großen und Allgemeinen in Frage steht, nicht ankommen.

Ein Statistiker von Ruf, Legoyt in Paris, ist nach sorgfältigen Erwägungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß mindestens 600,000 Köpfe im Jahr Europa verlassen, und Expilly, welcher im Oktoberheft der „Revue du Monde colonial" auf die Frage näher eingeht, berechnet, daß der Durchschnitt für die Jahre 1850 bis 1860 sich auf etwa eine halbe Million stelle. Wir wollen ihm in seiner Auseinandersetzung folgen.

Deutschland und Irland liefern bekanntlich den stärksten Beitrag zur Auswanderung. Für Deutschland stellen sich die Ziffern für das verflossene Jahrzehnt in folgender Weise heraus:

1850 . .	83,404	1855 . . .	81,606
1851 . .	112,547	1856 . . .	98,573
1852 . .	162,301	1857 . . .	115,976
1853 . .	152,189	1858 . . .	53,266
1854 . .	251,951	1859 . . .	45,100
	767,393		394,613

Also insgesammt 1,161,976 Auswanderer in 10 Jahren, oder einen Jahresdurchschnitt von 116,197 Köpfen.

Für Irland stellt sich die Ziffer noch beträchtlich höher. Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Angabe des irischen Statistikers Lock richtig ist, demgemäß in der Zeit von 1806 bis 1851 nicht weniger als fünfthalb Millionen Irländer ihre Heimathsel verlassen haben; aber die folgenden Zahlen sind amtlich und unterliegen keinem Zweifel.

1852 . . .	368,866	1856 . . .	176,554
1853 . . .	329,957	1857 . . .	212,875
1854 . . .	323,429	1858 . . .	69,093
1855 . . .	176,907	1859 . . .	84,569
	1,199,159		542,421

Insgesammt 1,741,260 Köpfe, im Durchschnitt jährlich 217,657. Die irische Auswanderung ist während des Yankeekrieges wieder beträchtlich gestiegen, zum großen Theil in Folge des Falschwerbens und der Seelenverkäuferei der Nordamerikaner, welche längst daran verzweifelt haben, den tapfern Süden, die conföderirten Staaten, mit eigener Kraft bezwingen und unterjochen zu können. Sie haben hunderte von Millionen Dollars, Papier natürlich, gezahlt, um europäische Abenteurer als Sklavenknechte anzuwerben, und viele tausende rechtlicher Auswanderer sind von den yankeeagenten schmachvoll betrogen worden, indem man ihnen „Arbeit" zu hohem Lohn versprach und sie dann, wider Vertrag und gegen ihren Willen, in Uniformen flecht. Expilly sagt sehr richtig, daß die Yankees in ihrer frechen Unverschämtheit die Deutschen, welche zu ihnen kommen, als ein Düngervolk und die Irländer als Kanonenfutter bezeichnen.

Die irische Nationalligue veröffentlichte im August 1864 eine Adresse an Europa, in welcher sie die Beschwerden, welche Irland gegen das brutale England habe, der Reihe nach aufführt. In diesem Document wird angegeben, daß von 1850 bis 1864 mehr als 2,000,000 Irländer allein über das Weltmeer, zumeist nach den Vereinigten Staaten, ausgewandert seien, wo das Volk allmälig mehr irische als angelsächsische Charakterzüge bekommt.

England und Schottland liefern jährlich im Durchschnitt zur Auswanderung einen Beitrag von 77,257 Köpfen.

Aus England kommen		Aus Schottland entfallen	
1853	62,015	. . . . .	12,605
1854	90,966	. . . . .	25,872
1855	57,332	. . . . .	14,037
1856	64,567	. . . . .	12,033
1857	78,560	. . . . .	16,258
1858	39,971	. . . . .	11,845
1859	38,800	. . . . .	10,198

Insgesammt für die obigen 7 Jahre 540,798 Köpfe. Rechnet man zu der Durchschnittszahl für England und Schottland, 77,257, jene für Irland mit 217,657, so erhält man für die durchschnittliche Auswanderung aus dem vereinigten Königreiche 294,914 Köpfe.

Belgien hatte für die Jahre 1850 bis 1858 insgesammt nur 77,239 Auswanderer; sie vertheilen sich in folgender Weise:

1850 . . .	6385	1855 . . .	9546
1851 . . .	6389	1856 . . .	13,261
1852 . . .	7701	1857 . . .	8580
1853 . . .	9550	1858 . . .	8091
1854 . . .	7905	— . . .	—

demgemäß stellt sich der Durchschnitt auf 8582 Köpfe.

Frankreich hat erst seit 1856 genaue statistische Nachweise über seine Auswanderung; annähernd richtige Angaben liegen aber schon aus früheren Jahren vor. In den Jahren 1853 bis 1860 wanderten 117,600 Köpfe aus, im Durchschnitt nur 14,700! Sie vertheilen sich, der Reihenfolge der Jahre nach, so: 9694; 18,079; 19,957; 17,997; 18,809; 13,813; 9164; 10,087 Köpfe.

Italien. Die Zahl der Auswanderer ist beträchtlich; es liegen jedoch keine Zahlen vor. Der Italiener geht aber nicht als Kolonist, als Ackerbauer in fremde Länder; im Ganzen verlassen etwa 20,000 jährlich ihr Vaterland; sie gehen zu nicht geringem Theil nach der Levante.

Holland's Auswanderung ist schwach; sie belief sich für die 10 Jahre 1850 bis 1860 auf nur 15,759 Köpfe insgesammt, im Durchschnitt jährlich 1576.

Die Schweiz hat erst seit 1860 ein statistisches Bureau; genaue Angaben fehlen. Aber aus dem Bericht des schweizerischen Consulates zu Havre geht hervor, daß sich in diesem Hafen von 1851 bis 1858 eingeschifft haben 29,304 Schweizer; dazu in Antwerpen 775, in Hamburg 139, zusammen 30,218 Köpfe. Diese repräsentiren aber bei weitem nicht die Summe der gesammten Auswanderung aus der Schweiz.

Portugal. Zahlen mangeln; ob die Ziffer von 12,000 Auswanderern jährlich zutrifft, wissen wir nicht. Sie ist in einer Bittschrift an die Deputirtenkammer zu Lissabon enthalten.

Dänemark. Keine amtlichen Angaben. Aus Jütland und den Inseln gehen jährlich 1200 bis 1500 zum Mormonenthum bekehrte Köpfe nach Utah.

Norwegen. Hier haben wir amtliche Nachweise, denen zufolge über See in den Jahren 1846 bis 1855 auswanderten 24,183 Köpfe; Durchschnitt 2418.

Schweden. Von 1851 bis und mit 1859 wanderten 16,275 aus; Durchschnitt 1808.

Fassen wir die obigen Durchschnittszahlen zusammen, so erhalten wir für das Jahr 492,772 Auswanderer, und mindestens 10,000 kann man für Individuen hinzurechnen, welche

Digitized by Google

ohne jeden Nachweis auswandern. Auch fehlen bei den obigen Angaben manche Länder, z. B. das russische Reich, das alljährlich an Asien eine Menge Menschen abgibt; sodann Spanien.

Mehr als 400,000 Auswanderer gehen nach Nordamerika, Australien und Indien, andere 50,000 vertheilen sich über die anderen Länder Amerika's; kaum 5000 kommen auf Brasilien. Die Einwanderung nach Chile und in die argentinischen Länder, welche große Vortheile darbietet, ist im Anwachsen. Mit vollem Recht wundert sich Urquhy, daß die Deutschen nach immer vorzugsweise nach dem Yankeeland auswandern. Er lobt sie, weil die Selbstverwaltung die „Entwicklung dieser arbeitsamen, intelligenten, rechtschaffenen und kräftigen Naturen sehr begünstigt. Die deutschen Einwanderer zeigen große Anhänglichkeit an ihr Adoptivaterland, aber in anderer Weise als die Skandinavier, welche schon in der zweiten Generation sich den Yankees völlig assimiliren; auch nicht wie die Irländer, welche aus tief eingewurzeltem Haß gegen England sich in Amerikaner umgestalten. Die Deutschen haben gleichsam ihre Laren mitgenommen und nehmen es mit dem Titel: amerikanischer Bürger ernsthaft; sie bewahren das Grundwesen ihrer Volksthümlichkeit und siedeln sich in Gruppen massenweise neben einander an. Aber für ihr Mutterland sind sie verloren.“

Der auswandernde Schweizer ist durchgängig ein kräftiger, ausdauernder, rechtschaffener Mensch, der auch in der Fremde stets sein Vaterland im Auge behält und in dasselbe zurückgeht, sobald er draußen es zum Wohlstande gebracht hat. Doch haben die Schweizer auch Ackerbauniederlassungen in fremden Erdtheilen gegründet und sind so tüchtig wie ihre deutschen Stammverwandten. Die Regierung von Neusüdwales zahlt für jeden aus der Schweiz einwandernden Ackerbauer eine Prämie von 10 Pfund Sterling. Der Schweizer gibt sich auswärts Mühe, die Landessprache zu erlernen; ihm ist jedes Land recht, wo er freie Religionsübung hat und seinem Geschäft ungehindert nachgehen kann, und überall ist er gern gesehen. Im Yankeelande leben jetzt 36,320 Schweizer.

Gute Kolonisten sind eigentlich nur Völker germanischen Stammes; die romanischen Völker stehen weit hinter ihnen zurück. Urquhy benimmt seinen Landsleuten eine Täuschung, in welcher sie, allen Thatsachen und aller Geschichte zuwider, nur allzu gern befangen bleiben, indem er ihnen sagt: „Der Franzose ist kein Auswanderer, weil er kein Kolonist ist. Der Begriff Kolonie bedeutet eine Vereinigung von Menschen, die ein Land verlassen, um sich in einem andern Land anzusiedeln; Kolonisation ist die Thätigkeit der Ansiedlung und das Resultat derselben. Nun liegen aber die Resultate vor, zu welchen es die Franzosen in ihren indischen und amerikanischen Besitzungen, und in der neuern Zeit in Algerien gebracht haben, von den übrigen Besitzungen gar nicht zu reden. Alle charakteristen sich durch unverschämte Bevorzugung und schlechte Verwaltung. Auf Canada verwandten Ludwig der Vierzehnte und Colbert große Sorgfalt; der große Minister schickte sogar zwangsweise Ansiedler dorthin. Trotz alledem hatte Canada 1676 erst 7832 weiße Bewohner, und 20 Jahre später war die Einwanderung noch eben so schwach. Im 17. Jahrhundert gingen von je fünf französischen Einwanderern in Canada allemal zwei schon im ersten Jahre zu Grunde. Heute zählt Canada über zwei Millionen Einwohner; in den 12 Jahren von 1847 bis 1859 erhielt es, Neubraunschweig mit eingerechnet, 330,892 Einwanderer.“

„Algerien liegt vor der Thür Frankreichs und hat noch keine 200,000 europäische Bewohner; Australien liegt bei den Antipoden, zählte 1790 erst 1030 Ansiedler und hat jetzt über eine Million. Der Franzose verläßt in größerer Anzahl sein Vaterland nur in Folge religiöser oder politischer Verfolgungen; so die Hugenotten und die Emigranten seit 1792.“

Unser Gewährsmann, der sich längere Zeit in Brasilien aufhielt, schildert die Franzosen, welche nach jenem Land auswandern. Es sind, sagt er, Gelehrte, alte Soldaten, Abenteurer, Bankrotteure, zu Grunde gerichtete Familienväter und politisch Unzufriedene. Freilich kommen auch tüchtige Männer, z. B. Architekten und Offiziere. Aber es sind gerade französische Einwanderer, die in Brasilien alle Gaunereien und Betrügereien im Handel und Wandel und überhaupt Demoralisirung eingeführt haben. Bis 1830 wanderten vorzugsweise Franzosen in Brasilien ein; ein betrügerischer Handel heißt dort: ein französisches Geschäft, negocio afrancesado. „Wir waren unserer dreißig, die in Rio landeten. Zwei Jahre später waren 19 meiner Reisegefährten nicht mehr; fünf gingen nach Frankreich zurück und zwei davon mit etwas Geld, während die drei andern physisch und pecuniär völlig ruinirt waren. Drei andere wohnten in Rio, und zwei von ihnen hatten am gelben Fieber auf den Tod gelegen; nun aber ging es ihnen leidlich. Was aus den übrigen 11 geworden ist, weiß ich nicht.“ A.

Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association“ zu Bath 1864.

II.

Michie: China, die Mongolei und Sibirien. — Milton und Cheadle: Expedition durch die Felsengebirge nach British-Columbia. — Bates: Das Delta des Amazonenstroms. — Mac Donall Stuart: Ueber die Sitten der australischen Eingebornen. — J. Crawfurd: Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

A. Michie über China, die Mongolei und Sibirien im Jahre 1863.

Im August des verflossenen Jahres reiste A. Michie von China durch Sibirien nach England. 30 englische Meilen nordwestlich von Peking erreichte er das Hochland von Nordchina. Es beginnt mit einer steilen Bergschranke, zu welcher der Nankau-Paß hinauf führt, der aber für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar ist. 10 englische Meilen weiter führt der Weg durch eine zweite Bergkette, auf deren Höhe sich die Ebene von Tschan-kia-kau 2500 Fuß über dem Meere ausbreitet. Eine hohe Bergkette trennt hier China von der Mongolei. Der Paß zur Mongolei ist leicht zu durchwandern, doch steigt er auf 15 englische Meilen 2500 Fuß. Die Reise durch die Wüste Gobi zur russischen Grenzstadt Kiachta dauerte einen vollen Monat, da die Wüste hier über 600 englische Meilen breit ist. Sie besteht aus einer großen sandigen Fläche, in der aber hin und wieder herrliche Weiden vorkommen, die große Pferde- und

Digitized by Google

Rindviehherden ernähren; wo der Graswuchs dürftiger ist, hält man Schafe und Ziegen; der größere Theil ist aber nur dem Kameel zugänglich. Kein Baum ist auf der ganzen weiten Strecke sichtbar; aber da, wo die Wüste zu Ende ist, fand Michie auf seinem Wege stark bewohnte Berge und einen herrlichen, doch noch unkultivirten Strich Landes, der sich in einer Breite von 200 englischen Meilen längs der sibirischen Grenze hinzieht. Die Mongolen, welche über diese Ebene zerstreut wohnen, sind ein einfaches und gastfreies Hirtenvolk. Sie vertauschen Vieh an die Chinesen gegen Baumwollenzeug, Tabak, Thee und andere Bedürfnisse; statt des Geldes bedienen sie sich des Ziegelthees. Vom mongolischen Tafelland an fällt das Land bis nach Kiachta allmälig um 3000 Fuß. Von da ist der Weg nach Irkutsk sehr weitschweifig. Der direkte Weg würde am Südende des Baikal-See's vorüberführen, dort ist aber das Land so bergig, daß bisher noch kein ordentlicher Weg hindurchführt, und erst kürzlich hat die russische Regierung mit dem Sprengen eines solchen begonnen; doch wird es bis zu dessen Vollendung noch einige Jahre dauern. Sibirien kann immer noch als ein Urwald betrachtet werden, durch den Straßen gehauen worden sind. Der Boden ist meistens fruchtbar, und zahlreiche schiffbare Flüsse durchziehen das Land, auf denen man überall Schleppdampfer einführt. Michie fand den Irtisch bis zur Stadt Omsk von Dampfern befahren. Die Hauptstädte Sibiriens sind groß, elegant und reich; das Land blüht im Allgemeinen und bedarf nur einer größern Bevölkerung, um sich schön zu entfalten. Lehrer und Künstler finden in den Schulen und Seminarien, die reichlich unterstützt werden, vollauf zu thun. Der größte Theil der slawischen Einwohner stammt von Verbannten ab; die Freiheit, in der sie leben, und die Gelegenheit, wohlhabend zu werden, hat ihren Charakter sehr gehoben, denn die Leibeigenschaft ist hier nie eingeführt worden. Der elektrische Telegraph geht nun bis Kiachta, 3800 engl. Meilen von St. Petersburg entfernt. Was die polnischen Verbannten betrifft, so lobt Michie das Verfahren der Russen gegen dieselben ungemein; sie leben auf freiem Fuße und werden in die beste Gesellschaft von den Gouverneuren selbst eingeführt. Es werden ihnen alle mögliche Erleichterungen zu Theil, und der Weg, durch eigene Arbeit zu Wohlstand zu gelangen, steht ihnen offen. — (Wir geben demnächst Auszüge aus Michie's interessantem Buche.)

Expedition durch die nordamerikanischen Felsengebirge nach Britisch Columbia von Milton und Dr. Cheadle.

Diese Reise ward in der Absicht unternommen, den kürzesten Weg zwischen der Ansiedlung am Red River und den Goldbistrikten von Karibu in Britisch Columbia zu entdecken. Der Paß, durch den die Gesellschaft über die Rocky Mountains gelangte, war früher von den französischen Reisenden der Hudsonsbay-Kompagnie benutzt worden. Das darauf folgende Wegstück nach Westen zu ging durch das Thal des Thompson River, welches bisher wegen des dichten Bestandes der Urwälder und der mit großer Gefahr verbundenen Beschiffung dieses Flusses noch nicht begangen worden war. Aber Lord Milton und sein Gefährte drangen glücklich durch, obgleich sie all ihr Gepäck und die gesammten Vorräthe verloren und einige Mal selbst in Lebensgefahr geriethen. Sie gewannen aber die Ueberzeugung, daß hier von Canada aus, durch den Red River, Yellow-Head und Leather-Paß der beste Weg nach Britisch Columbia führe. Ein großer Theil des östlich vom Gebirge liegenden Landes war in seinem Charakter gänzlich durch die Thätigkeit der Biber verändert worden, die früher in ungeheurer Anzahl dort hausten. Die kleinen Thäler waren früher von kleinen Flüssen und Ketten von Seen durchzogen, die an unzähligen Punkten von den Bibern abgedämmt wurden, so daß sie sich nun in Sümpfe und Marschen verschiedener Art verwandelt haben. Diese Umänderung in der physikalischen Geographie ist von jenen Thieren so vollständig durchgeführt worden, daß, mit Ausnahme der großen Ströme, auf der Strecke von 200 englischen Meilen kein Flüßchen mehr gefunden wird. So haben die Thiere sich selbst das Wasser zerstört, dessen sie zu ihrem Leben unbedingt bedürftig sind.

In den Thälern des Thompson und Fraser River beobachteten die Reisenden eine große Reihenfolge von hohen Terrassen, die sich 100 englische Meilen längs des Thompsons und 200 Meilen längs des Fraser hinzogen, und zwar in drei Abstufungen, die auf der einen Seite des Flusses so hoch wie auf der andern waren. Die unterste Terrasse ist die breiteste, sie bildet eine vollkommen ebene Fläche, die 40 bis 50 Fuß über der Wasserfläche liegt. 50 bis 60 Fuß über dieser erhebt sich die zweite Terrasse, aber nur in einer Breite von 100 Fuß. Die dritte steigt aber bis zu 400 und 500 Fuß an. Alle diese Terrassen sind vollkommen gleichförmig und frei von den Steinblöcken, die im Flußbette mit Sand, Gruß und Schiefer zusammen gefunden werden und der Detritus der benachbarten Berge sind. Die Erklärung dieses Phänomens muß in der kaskadenartigen Schranke von Bergen gesucht werden, durch die sich der Fraser River seinen Weg in das tiefere Thal gesucht hat. In früheren Zeiten scheinen die Thäler des Thompson und Fraser von einer Reihenfolge von Seen bedeckt gewesen zu sein, und der kaskadenförmige Rücken bildete eine Schranke, welche die Wassermasse aufdämmte. Die höchste Terrasse zeigt ihren damaligen Standpunkt an. Es traten geologische Veränderungen ein, und ein Theil der Gewässer konnte abfließen; die zweite Terrasse ward gebildet. Wieder gewann der auf ihr stehende See einen Abfluß, das Wasser sank abermals und gab Anlaß zur Bildung der dritten Terrasse.

Milton ist der Ansicht, daß die östlich vom Felsengebirge liegenden Gegenden sich sehr zur Ansiedlung für eine ackerbauende Bevölkerung eignen. Gegen diese Meinung spricht sich Sir J. Richardson entschieden aus. Aber ein Telegraph soll dort angelegt werden, und wenn dieser vollendet ist, wird man von Europa aus mit Canada und den Vereinigten Staaten direkt durch Sibirien und die Behringsstraße telegraphiren können.

H. W. Bates über das Delta des Amazonenstromes.

Der Raum, welcher das Delta des Amazonenstromes bildet, nimmt die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks ein, dessen Seiten jede etwa 180 englische Meilen lang sind. Hervorzuheben ist, daß dieses unter dem Aequator liegende Landstück ein angenehmes und gesundes Klima hat. Die Inseln und das benachbarte Festland sind nicht ganz von den Anschwemmungen des Flusses gebildet; diese finden sich nur etwa 120 englische Meilen weiter landeinwärts; der nach der Seeküste zu liegende Theil hat eine felsige Grundmasse, über der sich Sandboden ausbreitet, welcher durch Zerstörung des Felsgesteins entstand. Aber die landeinwärts gelegenen Alluvionen bilden ein weites Delta; die seewärts liegenden Theile waren vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vom Festland unabhängige Inseln, die, wie aus ihrer Fauna zu schließen ist, einer sehr alten Periode angehören, da man unter derselben eine bedeutende Menge endemischer Arten gefunden hat. Die nahe Verwandtschaft der Südseite des Delta in Bezug auf die Fauna mit jener von Guyana begegnen auch, daß diese zwei Regionen früher keineswegs durch einen Golf von 180 engl. Meilen Breite getrennt sein konnten, durch den ja die Thierarten nicht hindübergelangen konnten. Wäre dies der Fall gewesen, so würde der Südrand viel naturgemäßer von Brasilien aus bevölkert worden sein, da keine Schranke nach dieser Seite zu die Einwanderung hinderte. Alle Thatsachen, welche uns die Fauna und die physikalische

Digitized by Google

Geographie an die Hand gaben, führen zu dem Ergebniß, daß zwischen Guyana und den jetzigen Südufern des Delta einst eine Landverbindung oder eine Kette von Inseln bestand.

A. R. Wallace bestätigte diese Anschauungen seines frühern Reisegefährten Bates und bemerkte, daß er 1849 die in der Mündung des Amazonenstroms liegende Insel Mariana besuchte, welche fast ganz aus festem Gestein bestand. Nach zwei Seiten wird sie vom offenen Meere umgeben, aber so bedeutend war die vom Amazonenstrom ausgeflossene Wassermenge, daß selbst zur hohen Fluthzeit, wenn der Strom 12 Fuß tief, das Wasser in der Nähe des Landes stets süß und trinkbar war.

Mac Douall Stuart über einige Sitten der australischen Eingebornen.

Der berühmte Reisende, welcher der Versammlung das Tagebuch seiner Reise von Adelaide nach dem Van Diemens Golf vorlegte, klärte einige irrige Ansichten über Sitten und Gebräuche australischer Eingebornen auf.

So wird der Bumerang direkt und in gerader Linie nach einem bestimmten Gegenstande geworfen und die Angabe, daß er von der Richtung, in der er geworfen wurde, umkehre, ist entschieden falsch. Der Gebrauch von Bogen ist den australischen Eingebornen durchaus unbekannt. Ihre Schilde verfertigen sie aus Rinde; sie halten dieselben in der Hand, tragen sie aber nie am Arme. Feuer machen die Eingebornen im südlichen Theil des Kontinents durch Reiben von zwei Stückchen Holz, die über einem Büschel trocken Grases gehalten werden. Im Norden Australiens ist aber diese Art Feuer zu machen gänzlich unbekannt; hier wird dasselbe fortwährend brennend erhalten; geht es durch Zufall einmal aus, so werden große Reisen unternommen, um es von anderen Stämmen wieder zu holen. Auch sind diese nördlichen Australier von den südlichen sehr verschieden, da sie mehr den Malayen ähneln.

Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

Diesen interessanten Gegenstand regte J. Crawfurd an. Er sagte: Zinn wird nur an wenigen Punkten der Erde ausgefunden, und die einzigen Orte, welche bei der Frage, woher das Zinn in den Bronzewaffen des Alterthums stamme? in Erwägung kommen, sind England, die malayische Halbinsel und das nördliche China. Zinnerz ist leicht zu reduciren; früher fand man es in den Alluvial-Ablagerungen*). Am wichtigsten ist das Vorkommen des Zinns in den malayischen Gegenden. Die Alten bedurften des Zinns so gut, wie der Seide und der Gewürze, und sie hatten es sowohl von Osten als Westen; als Centralpunkt für das Zusammenstoßen dieser beiden Bezugsquellen kann Aegypten angesehen werden. Die westlich von diesem Lande gelegenen Gegenden werden ihr Zinn wohl aus England (Cornwall und Devonshire), die östlich gelegenen aber aus Hinterindien und China bezogen haben. Crawfurd glaubt, daß das englische Zinn auf dem Landwege über Frankreich in die Gegenden des Mittelmeers nach den alten Kulturstaaten in Italien, Griechenland und Aegypten gelangte. Er zweifelt aber daran, daß die Phönicier nach den Scilly Inseln an der Südwestspitze Englands gefahren seien, um von dort das Zinn zu holen. Die Entfernung vom Eingang des Mittelmeers betrage 1000 englische Meilen und führe über den stürmischen Ocean. Die alten Seeleute wären nur Küstenfahrer gewesen und hätten sich selbst bei stürmischem Wetter nicht auf das freie Mittelmeer hinausgewagt, und speciell dem läge kein Beweis vor, daß auf den Scilly Inseln, den vermeintlichen Cassiterides, je Zinn geschmolzen worden sei, ja es ließe sich nicht einmal darthun, daß Phönicier oder Griechen jemals aus den Säulen des Herkules, der Straße von Gibraltar, hinausgelangt seien*).

Sir Ch. Lyell bemerkte zu diesen Mittheilungen Crawfurds, daß die Waffen und Helme der Alten genau die Zusammensetzung von Zinn und Kupfer haben, welche noch heute als die beste Bronzekomposition anerkannt wird. Henry James habe kürzlich im Hafen von Falmouth einen alten Zinnklumpen aufgefunden, der wahrscheinlich von einem Schiffbruche herstamme. Gewicht und Gestalt desselben seien so beschaffen, daß dieser Klumpen gerade eine halbe Pferdeladung bilde, welche auf der andern Seite von einem ähnlichen Stücke Zinn im Gleichgewicht erhalten ward. Auf diese Weise wurde das Metall längs der Südküste Englands hin nach einem passenden Hafen befördert, dort eingeschifft und über den Kanal nach Frankreich gebracht, um zum Mittelmeer zu gelangen. Was die Zinnbergwerke von Cornwall betrifft, so läßt sich deren hohes Alter schon allein geologisch feststellen; denn einige derselben sind mit Meeresablagerungen bedeckt, welche beweisen, daß seit der Zeit, daß man dort auf Zinn baute, das Land unter das Wasser versunken war und wieder daraus aufgetauchte. Uebrigens glaubt Lyell, daß die Phönicier doch auch zur See nach Britannien gekommen seien, denn in alten Zeiten sei das von wilden Stämmen bewohnte Gallien nicht sicher genug gewesen, um eine Handelsstraße durch dasselbe hinzuführen.

Diese Bemerkungen Lyells fanden ihre Bestätigung durch H. James, welcher den nun im Museum zu Truro befindlichen Zinnklumpen im Hafen von Falmouth entdeckt hatte. In der Form gleiche er einem Astragalus oder Würfelknochen. Von großer Wichtigkeit sei es nun, daß Diodorus Siculus den Ausdruck Astragalus da gebrauche, wo er von der Form der Zinnklötze spricht, die von der Insel Ictis kamen. Diese kann aber nichts anderes sein, als der St. Michaels Berg, der bei hohem Wasser wie eine Insel rings von der Fluthen umgeben ist. Und dieser St. Michaels Berg wäre mit den Cassiterides zu vergleichen, durchaus aber nicht die Scilly Inseln, auf denen auch nicht eine Spur von Zinn vorkomme. Von Wichtigkeit ist ferner, daß die Zinnbergleute noch heute in ihren Gruben zuweilen Bronzegeräthschaften finden. Diese brauchen aber gerade nicht eingeführt worden zu sein, denn Kupfer kommt in Cornwall in großer Menge vor; es ist deßhalb eher anzunehmen, daß in alter Zeit in Cornwall selbst Bronzewaffen und Geräthe angefertigt und dann ausgeführt wurden.

*) Das Zinnerz ist das einzige Material, aus welchem das Zinn im Großen dargestellt wird, und daher von außerordentlicher Wichtigkeit. Es besteht meist aus reinem Zinnoxyd und enthält einige andere Beimischungen. Den Bergleuten ist es als Zinnstein, Holzzinnerz, und in Kornern als Seifenzinn bekannt. Außer den oben angeführten Orten kommt es bei Altenberg und Geier in Sachsen, bei Zinnwald und Graupen in Böhmen vor.

*) Der griechische Name ist κασσιτερίδες. Ueber die Lage der Kassiteriden, von denen schon in früherer Zeit viel Gerüchte verbreitet waren, gab es selbst bei den alten Geographen widersprechende Meinungen, so daß es nicht befremden kann, wenn der Alles prüfende Herodot versichert, er kenne keine Kassiteriden, woher man das Zinn hole (III, 115). Bald verlegte man die britischen Inseln darunter und rechnete Britannien selbst dazu; bald verlegte man sie in die Nähe von Hispanien, wie Strabo dies thut, erwußte aber über Lage nicht genau anzugeben. Hierzu kommt, daß man sie bisweilen nur die westlichen Inseln (Ἑσπερίδων) überhaupt nannt. Die meisten Nachrichten über sie deuten jedoch darauf hin, daß man unter den Kassiteriden die kleinen westlich von Großbritannien gelegenen Inseln, welche die Scillh Inseln oder Soelingen heißen, wohin allerdings die Bewohner des alten Britanniens viel Zinn zum Verkauf brachten, welches gallische und karthagische Kaufleute in Empfang nahmen, zu verstehen habe. (Schrieb, Handbuch der alten Geographie. 1807. S. 308).

Wenn man alle einzelnen Inselchen und Felsen zählt, so kommen 2000 Scilly Inseln heraus. Sie liegen sechs bis sieben Meilen vom Cap Landsend entfernt; nur sechs sind von etwa 2000 Menschen bewohnt, die sich vom Austerngefischt, von Fischerei und Viehzucht nähren. Die Hauptinsel ist St. Mary mit dem Flecken Hughtown.

Digitized by Google

Kulturverhältnisse in Westindien.

Herr von Scherzer hat in seinem jüngst von uns besprochenen Werke über „Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika“ auch einen Abschnitt über den schwarzen Kaiser Faustin Soulouque und seinen Hof. Der Reisende schildert denselben aus eigener Anschauung in ganz vortrefflicher Weise; er hat den Ton, welcher zur Darstellung einer zugleich grauenvollen und possenhaften Episode in der westindischen Geschichte paßt, sehr gut getroffen, und wir erinnern uns nicht, eine bessere Schilderung derselben gelesen zu haben. Am Ende des Abschnittes erwähnt dann Herr von Scherzer der Revolution, welche den schwarzen Kaiser stürzte und einen respektabeln Mulatten, den General Geffrard, als Präsidenten an die Spitze einer demokratischen Republik brachte.

Es hat uns nicht wenig befremdet, Herrn von Scherzer hier auf der Bahn pseudo-philanthropischer Phantasten anzutreffen und zu sehen, daß ein wissenschaftlich gebildeter Anthropolog und Ethnolog wie er, der obnehin die verschiedenen Menschenrassen genauer zu beobachten Gelegenheit fand und namentlich die Indianer zu würdigen versteht, den realen Boden verläßt und mit nichtsbedeutenden Redensarten hantiert. Er geht fast zu Werke, wie manche Missionäre, die, unbekümmert um die Geschichte und ihre Lehre, sich selbst und Alle, die ihnen glauben, mit Hoffnungen nähren. Sobald er auf den Neger zu reden kommt, hört bei ihm die Anthropologie und Ethnologie auf, die Floskel überwuchert, und die Sklaverei wird der Sündenbock, welcher allein verschuldet haben soll, daß der Neger nicht groß und herrlich daſteht!

„Eine hoffnungsreiche Zukunft scheint“, so sagt Herr von Scherzer, „sich für die Bewohner Haïti's unter der gegenbringenden Aegide der dermaligen, freisinnigen Regierung zu erschließen. Ja, es wäre ein grausames Unrecht, wollte man nach den energischen Bestrebungen in den letzten Jahren bezweifeln, daß es der schwarzen Rasse (!!) Ernst sei, der Welt zu beweisen, daß sie, unterstützt von Ordnung und Gesetz, der Freiheit eben so würdig als die weißen Ebenbilder Gottes, daß sie Fortschritt und Arbeit liebt, und einmal berechtigt, ihre Kräfte und Fähigkeiten unbeschränkt zur Geltung bringen zu dürfen, in der Entwicklung ihrer Kultur den gebildetsten weißen Nationen nachzukommen strebt!“

Wie viele leere Worte und was für eine Logik! Man darf einem Ethnologen solche Dinge nicht ungerügt hingehen lassen. Also weil ein Mulatte, gegen welchen übrigens die Neger schon mehr als eine Rebellion versucht haben, ein tüchtiger Mann ist, der Ordnung in ein Chaos zu bringen trachtet, — deßhalb ist es der schwarzen Rasse Ernst zu beweisen, daß sie Freiheit und Arbeit liebt — und deßhalb strebt sie, den weißen Nationen nachzukommen!!

Wir haben vor einiger Zeit nach den Mittheilungen eines Mannes, der nicht bloß einen flüchtigen Besuch auf Haïti gemacht hat, die dortigen Verhältnisse, namentlich die gegenseitige Stellung der Mulatten und Schwarzen und ihre unausgleichbare Abneigung (Globus VI, S. 182) geschildert und können auf das verweisen, was jener gründliche und vorurtheilsfreie Beobachter sagt. Aber auch angenommen, was himmelweit von der Wahrheit der Fall ist, daß Herr von Scherzer für Haïti Recht hätte, was würde das für die schwarze Rasse beweisen? Gar nichts. Aber alle Erfahrung in allen heißen Ländern, wo die Neger frei sind, spricht gegen Herrn von Scherzer, und den Thatsachen gegenüber fallen tuftige Hoffnungen und Redensarten nicht schwer ins Gewicht. Eben so wenig kann Herr von Scherzer nachweisen, daß die Sklaverei, welche auf Haïti seit drei Menschenaltern nicht mehr vorhanden ist, Schuld an der Barbarei der jetzigen haïtischen Neger sei. Wie stimmt es dazu, daß, wie wir im Globus nachgewiesen, im März dieses Jahres Menschenfresser in Cap Haïti hingerichtet wurden, und hat Herr von Scherzer nie etwas von dem Vaudoux und dessen Schlangenkultus vernommen?

Er sagt: „Es wäre unbillig zu fordern, daß befreite Sklaven (deren es auf Haïti nicht gibt!), welche kaum erst die Ketten gebrochen, sofort einen „Musterstaat“ gründen sollten.“ Wer aber hat das jemals von den Negern verlangt? So viel uns bekannt, kein Mensch. Was man aber erwarten zu können glaubte, war, daß der freie Neger nicht verwildern solle; das aber ist mehr oder weniger der Fall; die Barbarei greift um sich. Und wenn der Sklave die Arbeit gehaßt hat, braucht der freie Sohn und Enkel sie zu haſſen?

Herr von Scherzer hat vergessen, was er selber S. 313 geschrieben. Hier sind seine Worte: „Die alten Neger (welche noch unter der Zucht der Weißen gestanden haben) sind auf dieser Insel noch die höflichsten und manierlichsten Leute. Sie haben für die Weißen, als ihre ehemaligen Herren, einen gewissen Respekt bewahrt, während die jetzige Generation, d. h. die schwarze Jugend, von Jahr zu Jahr arroganter und insolenter gegen die weißen Fremden sich benimmt.“ Hier ist die Wahrheit gesagt; uns ist aber wieder nicht begreiflich, wie Herr von Scherzer ein paar Dutzend in Paris erzogener Haïtier als einen Sauerteig betrachten kann, der die 800,000 Neger auf Haïti durchdringen und sie auf eine höhere Stufe heben würde. Und nun die Floskel: „Ein zweiter Freiheitsmorgen ist angebrochen; eine tüchtigere, fähigere, kenntnißreichere Generation hat den Schauplatz betreten.“ Wie vortrefflich wäre das, wenn es wahr wäre; aber leider ist das nicht der Fall.

Auf den vier Schlußseiten des Buches finden wir ähnliche Deklamationen. Zu der Angabe, daß Sklaverei nur noch in Cuba und den nordamerikanischen Südstaaten vorhanden sei, bemerken wir, daß sie auch in Brasilien herrscht. Wir würden mit Herrn von Scherzer für die Emancipation sein, wenn er sich die Mühe genommen hätte, nachzuweisen, was mit den freigelassenen Negern geschehen solle. Aber diese Mühe erspart er sich. Er hätte nachweisen sollen, wie man es anzufangen habe, um, wie er selber sagt, die „unmündigen“ Geschöpfe zu erziehen und zu höherer Entwicklung zu bringen, sobald sie aufgehört haben, in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse von den Weißen zu stehen. Wo arbeitet der freie Neger in tropischen Ländern? Herr von Scherzer sagt es nicht; aber er hat Floskeln für das Great Joker and buffoon Lincoln „Bulle gegen den Kometen“, als welche, nach Herrn von Scherzer, der Sklaverei in allen civilisirten Ländern den Todesstoß versetzt habe. Aber vergißt er denn, daß eben dieser Lincoln die Sklaverei in den „losaten“ Staaten Nordamerika's nicht im Mindesten angetastet hat, daß sie dort fortbestehet, und daß seine Emancipationsakte sich nur auf Staaten bezieht, in denen er nichts zu befehlen hat?

Als wir gerade jene Deklamationen lasen, fügte es sich, daß wir von einem unserer Freunde, Wilhelm Kießelbach

Digitized by Google

in Bremen, welchem Niemand ein competentes Urtheil absprechen wird, eine seiner Abhandlungen ertheilten, welche den Gegenstand gründlich behandelt. Sie führt den Titel: „Boden und Menschen“ und wir entlehnen ihr die folgenden Bemerkungen, um sie den obigen Phantasmagorien gegenüber zu stellen.

„Die Frage nach der Fortdauer der Sklaverei auf dem amerikanischen Gebiete spielt bei dem sich durchprägenden Gegensatze zwischen dem Norden und Süden allerdings eine große Rolle, allein sie bildet doch nicht eigentlich den Kernpunkt der Sache. Der Humanismus dient in der Wirklichkeit des menschlichen Lebens nur zu häufig als Mantel, um die nackte Gestalt der Selbstsucht zu verhüllen.

Es wird gewiß keinem Europäer einfallen, die Sklaverei vertheidigen zu wollen; man soll sich aber andererseits auch nicht darüber täuschen, daß, wenn schon die soziale Thatsache im Staatsleben nicht ignorirt werden darf, vollends eine naturgeschichtliche Thatsache mit einem gleichen Rechte politisch nicht ausgeglichen werden kann.

Der schwarze Mensch steht seiner Naturanlage nach unter dem Weißen; er hat auf seinem eigenen Gebiete im langen Laufe der Jahrtausende keine nur irgend der Rede werthe Kultur aus sich heraus entwickelt; das innere Afrika kennt eine fortlaufende Geschichte nicht.

Alle Bildung, welche der Neger sich im Umgange mit der kaukasischen Rasse angeeignet, ist nicht eigenes geistiges Produkt, sondern der Kehrer vom Wesen der Weißen, der noch dazu sich meistens gar seltsam in diesem Spiegel bricht.

Ist die gesammte menschheitliche Kultur ein Produkt der menschheitlichen Arbeit, mit ungeheuren Leiden und Anstrengungen im Laufe der Zeit errungen, so darf auch wohl die Forderung aufgestellt werden, daß jeder, der an den Errungenschaften dieser Kultur hinterdrein Theil nimmt, seinerseits ebenfalls nach seinen Kräften auf die Weiterentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt hinwirkt.

Der Neger hat für sich in seiner Heimath gerade wegen seiner naturgeschichtlich thatsächlichen, niedrigen Eigenart Nichts für die Menschheitskultur gethan. Afrika lieferte stets und liefert noch heute seine eigenen Bewohner in saft thierischem Zustand an die übrige Welt ab. Erst durch die Berührung mit der weißen Rasse werden sie überhaupt zu Menschen, und wie alle Uebrigen im Schweiße des Angesichts für die Gesammtkultur arbeiten müssen, so sollen folgerichtig auch die Neger arbeiten, sobald sie in die Kreise der menschheitlichen Kultur ohne eigenes Kapital an Geist und Sitte eintreten.

Wegen der geradezu thierischen Unlust des schwarzen Menschen zur wirthschaftlichen, geschweige denn zur geistigen Arbeit — denn sittliche Befreidigung in der eigenen Thätigkeit kennt er nicht, — bleibt dann aber bei dem Eintritte des Negers in die arbeitende moderne Welt am Ende nichts weiter übrig, als ihn vorerst in die Arbeit einzureihen, zu der ihn sein robuster Bau besonders befähigt. Darin liegt an sich noch gar keine Inhumanität; es müssen an anderen Stellen der Erde weiße, weit bedürftigere Menschen oft viel ärger sich anstrengen, als es der Schwarze beim Baumwollenbau zu thun nöthig hat. Und wenn in Europa bis in unser Jahrhundert hinein die alte Leibeigenschaft fortbestand, die erst allmälig auf historischem Wege zur Lösung kam, dann darf man sich auch nicht darüber verwundern, daß im Mittelalter der nicht an die Scholle gebundene schwarze Arbeiter unter den Weißen zu dem nämlichen Sklaven wurde, wie das Städteleben des Alterthums ihn kannte.

Arbeitete der Neger überhaupt nicht ohne Zwang, so lag das Ziel einer humanen Politik einzig darin, zugleich mit der steigenden Kultur der Weißen das Arbeitsverhältniß des Schwarzen durch zweckmäßige Gesetze humaner zu gestalten. Die Anerkennung, daß er Mensch sei, konnte und durfte auf die Dauer nicht ausbleiben, allein damit brauchte noch keineswegs gesagt zu sein, daß er ein in der Gesellschaft und dem Staate völlig ebenberechtigtes Mitglied werden sollte.

Eine naturgeschichtliche Thatsache, wir wiederholen ein früheres Wort, läßt sich mit der abstrakt humanen Theorie einer allgemeinen Kindschaft Gottes, wenigstens nach der politischen Seite hin, nicht ausgleichen; nur an der Hand der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung allein konnte allmälig die Stellung der Neger unter den Weißen nach humanen Rücksichten taktisch geordnet werden, zumal in jenen Ländern, wo er mit seinem Baumwollenbau ein so wesentliches Moment für den ganzen wirthschaftlichen Haushalt der Erde abgibt.

Entkleidet man aber gar den Abolitionismus der amerikanischen Nordstaaten des Äußern, humanen Nimbus, findet man sich mit der naturgeschichtlichen Thatsache ab, daß sich aus einem Esel kein Pferd, aus einem Neger kein moderner Bürger von einer individuellen Persönlichkeit in der Republik machen läßt, — und untersucht man dann die realen Interessen, welche in dem bisherigen Verbande der amerikanischen Staaten mit einander ringen, dann erscheint der ganze Ruf nach Sklavenbefreiung auf Seiten der nördlichen Staaten bei Lichte denn doch nicht blos als der unaufhaltsame Drang eines edeln Volkes nach einer Pflichterfüllung gegen die Menschheit. Der eigene sittliche Gehalt der Yankees reicht wohl nicht dazu aus, um mit großen Opfern sittliche Zwecke für andere zu erringen.“ —

Das ist die geschlossene und gediegene Argumentation Kießelbachs, und wir unterschreiben jedes Wort derselben. Sie nimmt sich ganz anders aus als die landläufige, wohlfeile Deklamation, welche zwar an sich völlig hohl und nichtig ist, aber noch immer allzu üppig wuchert, wenn vor dem großen Publikum von der Negersrage die Rede ist. Es erscheint für die Kundigen als eine Pflicht, die Flosskel in ihrer ganzen Nichtigkeit hinzustellen. Wir wollen übrigens bemerken, daß Kießelbach, einer der gediegensten unserer Gelehrten, in Bezug auf Volkswirthschaft und Handelspolitik den Neger des tropischen Amerika aus eigener Beobachtung kennt.

Wir haben im Globus oftmals durch Thatsachen und durch Schilderung von Zuständen, wie sie wirklich sind, nachgewiesen, daß die vielgerühmte Emancipation der Neger in Westindien und überhaupt in den englischen Kolonien für die Schwarzen ganz entschieden ein wahres Danergeschenk gewesen sei. Auch in England dringt diese Ueberzeugung mehr und mehr durch, und man begreift, welch kolossaler Mißgriff gemacht worden ist. Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß in den Kolonien an die Stelle der Negersklaverei die Negerbarbarei und die Negerverwilderung getreten ist. Was hat nun der Schwarze durch einen solchen Tausch gewonnen, was hat dieser der Freiheit und der Kultur genützt? Rein gar nichts!

Zu den niederschlagenden Berichten, welche Jahr für Jahr aus allen Theilen Westindiens über die Neger einlaufen, ist jüngst eine Mittheilung über Trinidad gekommen, also über eine Insel, von welcher zeither nicht oft die Rede war. Ein Herr Guppy, welcher die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung gründlich kennt, erstattete in der anthropologischen Gesellschaft zu London einen Bericht, auf den wir eingehen wollen, weil er geeignet ist, die landläufigen Deklamationen und hohlen Redensarten kennzeichnen zu helfen. Um etwaigen Mißverständnissen zuvorzukommen, bemerken wir wieder einmal ausdrücklich, daß wir unserseits nicht im Mindesten für die

Digitized by Google

Form eingenommen sind, in welcher die Negersklaverei auf Cuba, in Brasilien oder auch in den confoderirten Staaten Amerika's noch vorhanden ist. Wir hegen aber entschieden die Ueberzeugung, daß der Neger, wenn er nicht verwildern soll, einer strengen, aber wohlwollenden Obhut und Bormundschaft bedürfe, daß ferner eine unbedingte Freigebung des schwarzen Menschen ein Verbrechen gegen diesen selber ist, welches man im Namen der Pseudohumanität begeht.

Daß wir mit diesen, seit Jahren von uns erörterten Ansichten nicht etwa allein stehen, ergibt sich wieder aus den Erörterungen der anthropologischen Gesellschaft.

Guppy widerlegte zunächst eine irrige Behauptung, die vielfach wiederholt wird und immer noch Glauben findet, die nämlich, daß die Neger in Westindien durch die Sklaverei auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt worden seien, als jene, die ihnen eigenthümlich ist. (Below their true Standard.) Aber auch angenommen, daß zur Zeit der Emancipation dem so gewesen sei, so sind doch seitdem 30 Jahre vergangen, und eine neue Generation ist herangewachsen, die frei von allem Druck sich bewegen konnte; der Neger hat volle, ungehinderte Gelegenheit, zu zeigen, wie er wirklich ist; er kann sich geistig nach Belieben entwickeln. Es ist nicht wahr, daß Sklaverei den Neger nothwendig degradire, wenn das auch bei anderen, höheren Rassen der Fall sein kann. Um hier nur ein Beispiel hervorzuheben, so hat noch vor Kurzem Waitz in seiner Anthropologie Gewicht darauf gelegt, daß in sehr vielen Fällen, der Sklaverei ungeachtet, die Berührung des Negers mit dem Weißen, in den sklavenhaltenden Staaten Nordamerika's, auf den schwarzen Menschen sittigend eingewirkt hat; sie mildert und sänftigt dort das animalische Naturell desselben, und dadurch erhält bei Manchen das Antlitz einen intelligenteren Ausdruck.

Wenn man aber auch einräumen könnte, daß die Neger durch Sklaverei verschlechtert worden seien, so muß man andererseits zugeben, daß den freien Nachkommen der ehemaligen Sklaven alle Mittel, sich zu civilisiren, mit großer Bestissenheit gleichsam vor die Thür gelegt worden sind. Man hat sich alle Mühe gegeben, sie zu unterrichten und zu erziehen, und das Beispiel der Weißen haben sie tagtäglich vor Augen. Hier zeigt sich, daß man den Einfluß, welchen möglicherweise die Sklaverei auf die leibliche und geistige Organisation des Negers ausüben kann, auf die größte Weise übertrieben hat. Es würden doch mindestens ein paar Generationen dazu gehören, den angeblich nachtheiligen Einfluß nachzuweisen, welchen die Sklaverei unter einem Weißen auf einen Barbaren ausgeübt haben soll, der in Afrika Sklav eines schwarzen Barbaren, ein Feischabeler und vielleicht ein Menschenfresser war. Als die Emancipation verkündet wurde, bestand die bei weitem größte Zahl der Sklaven in Westindien aus gebornen Afrikanern oder deren Kindern. Nun sind aber die seit etwa 40 oder 50 Jahren gebornen Neger, die alle als freie Leute da stehen, verwilderter, als ihre Aeltern unter der Sklaverei waren. Se weit meine Erfahrung reicht, sagt Guppy, bekleiden nur sehr wenige reinblütige Neger Stellen oder Aemter, bei denen es auf Vertrauen oder Geschicklichkeit ankommt.

Auf Trinidad sind dem Neger alle Gelegenheiten dargeboten, sich zu erheben und in eine gute Lage zu bringen, aber nur bei Wenigen ist Trieb dazu vorhanden. Nach dem Unabhängigkeitskriege der 13 nordamerikanischen Colonien gegen England wurde eine Anzahl von Negern, die auf britischer Seite gefochten hatten, nach Trinidad übersiedelt, wo sie unweit der Stadt San Fernando Ländereien bekamen. Schulen sind vorhanden; an Fürsorge und Bemühungen haben die Geistlichen es nicht fehlen lassen, und trotzdem sind die Nachkommen jener ersten Ansiedler in der Civilisation entschieden zurückgegangen. Von diesen Letzteren sind noch einige wenige am Leben, ordentliche, ruhige Leute; aber ihre Kinder sind wild, unbändig (wild, and almost ferocious savages) und im höchsten Grad ungastlich.

Im Allgemeinen sind ich bei diesen Negern ein Bestreben, sich so weit als möglich aus der Nachbarschaft der weißen Ansiedler zu entfernen; sie ziehen abgelegene Thäler und Wälder vor, wo sie ein träges, animalisches Leben führen. Dort müssen ihre Frauen ein kleines Stück Landes nothdürftig urbar machen und gearbeitet wird nie mehr, als eben zum nothdürftigsten Lebensunterhalt und zum Anschaffen einiger Putzsachen und des geliebten Rums hinreicht. Sie bethätigen ihren an- und eingebornen Hang zum Nichtsthun, ihre Abneigung gegen jede Arbeit. Von flüßiger, andauernder, regelmäßiger Arbeit mögen sie ohnehin nichts wissen, sie sind dazu gar nicht zu gebrauchen, und deßhalb hat man Kulis auf Indien und China gehott; diese arbeiten, während der Neger nichts thut.

Es liegt einmal in seinem Wesen, daß er sich der Thätigkeit entzieht, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn anspornt. Ihm ist durchschnittlich der Ehrgeiz, sich geistig auszubilden oder es bis zum Wohlstande zu bringen, gar nicht eigen. Sobald er einige, wenn auch nur kurze Zeit sich selber überlassen bleibt, fällt er in einen Zustand zurück, in welchem er sich um die Außenwelt so gut wie gar nicht bekümmert und lediglich an seine Person denkt. Der Wunsch, etwas zu lernen, ist ihm fremd, der Fortschritt seiner Nebenmenschen gleichgültig, denn die Bedeutung desselben begreift er nicht. Das Eine oder Andere macht wohl zeitweilig einen gewissen Eindruck auf ihn, allein er verzigt bald das Meiste von dem, was er gehört hat, und fällt dann wieder in seinen Stumpfsinn zurück. Auch in dieser Beziehung bildet er in Westindien einen unverbesserlichen Gegensatz zu den chinesischen und indischen Kulis, welche sich thätig zeigen, handeln, spekuliren und es den Weißen gleich zu thun suchen; dergleichen fällt dem Neger auf Trinidad gar nicht ein.

Diese Mittheilungen riefen in der londoner anthropologischen Gesellschaft allerlei Bemerkungen hervor, insbesondere auch über die Neger auf Haiti, die ganz entschieden, theilweise bis zur Anthropophagie und zum Schlangenkultus, zurückgegangen sind, seitdem sie ihre Unabhängigkeit erkämpft haben. Sie sind zum Theil wieder so gut wie wild geworden. Schon seit drei Generationen sind sie frei; kann der Umstand, daß ihre Vorfahren einmal Zwangsarbeit leisten mußten, sie hindern, fleißig zu sein? Einst lieferte Haiti 150,000 Hogsheads Zucker zur Ausfuhr, 1823 aber nur 700 Faß.

Der Neger begreift das Wesen der Civilisation des Europäers nicht; diese liegt außerhalb seiner eigentlichen Sphäre. Wenn er wirklich fähig sein sollte, es bis zu einer gewissen Civilisation zu bringen, so würde dieselbe doch eine ganz andere sein als jene der Völker von kaukasischer Rasse.

Der bekannte Reisende Wallace, welcher Jahre lang am Amazonenstrom und später im indischen Archipelagus verweilt hat, betonte, daß die geistige Inferiorität des Negers, gegenüber dem Europäer, gar nicht in Abrede gestellt werden könne; es bleibe aber zu ermitteln, wie weit diese Inferiorität gehe? Wallace meinte, aber ohne irgend einen Beweis beizubringen, und im Gegensatze zu einer sechstausendjährigen Erfahrung, daß der Neger doch wohl so viel Intelligenz und innere Kraft habe, um bedeutend höher zu steigen, als bis jetzt geschehen sei. Wallace hätte sich aber fragen sollen, weshalb ein solches „höher Steigen“ nirgends statt gefunden hat, am allerwenigsten in Afrika selbst. Was die Neger in Westindien betrifft, so meinte er, man habe bei der Emancipation den Fehler gemacht, daß man ihnen umsonst Ländereien gegeben; es wäre zweckmäßiger gewesen, sie eine jährliche Pachtsumme zahlen zu lassen; sie

Digitized by Google

hätten dann, um eine solche zu erschwingen, arbeiten müssen. Als ob ein solches Gebot dem Neger innern Trieb zur Arbeit hätte einflößen können!

Ein Herr Pusey meinte, die Pflanzer wären keine „guten Volkswirthe" gewesen, weil sie dem freigelassenen Neger nicht genug „Stimulus" zum Arbeiten gegeben hätten. Aber dieser Hr. Pusey hätte wissen können, daß z. B. auf Jamaica die Neger für achtstündige Arbeit vier Dollars Taglohn, drei Mahlzeiten und zwei Flaschen Rum verlangten. Welcher Pflanzer hätte dabei ein „guter Volkswirth" sein können, und obendrein wollten die Herren Neger sich nicht zu andauernder Arbeit verpflichten, ohne welche doch ein Pflanzungsbetrieb ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die ganze Frage beantwortet sich sehr leicht. Man ließ mit großen Kosten afrikanische Arbeiter kommen, weil die Neger eben das Nichtsthun vorzogen.

Am Schlusse der Erörterung betonte der Präsident der Gesellschaft, der ausgezeichnete Anthropolog Dr. Hunt, noch einmal sehr richtig, daß der Neger nicht auf eine tiefere Stufe herabsinke, wenn er Sklav des weißen Mannes sei. Der Neger erreicht den höchsten Stand seiner Civilisation und seiner geistigen Entwicklung, wenn er sich im Zustande der Sklaverei bei einem wohlwollenden und verständigen weißen Herrn befindet. Er ist allerdings in verschiedenen Regionen sehr verschieden behandelt worden, und nicht selten auch grausam, früher namentlich in Westindien. Aber die Behandlung, welche den Negersklaven in den conföderirten Staaten Nordamerika's zumeist zu Theil wird; ist wohl geeignet, sie auf eine höhere Stufe zu bringen (to improve them), und das ist auch geschehen."

Wir fügen, namentlich in Hinblick auf die oben erwähnten Aeußerungen des Herrn von Scherzer noch folgende Worte Hunts bei, mit denen wir unsererseits völlig übereinstimmen: „Es ist Pflicht der Anthropologen, der herkömmlichen Meinung entgegen zu treten, daß der Neger und der weiße Mann auf vollkommen gleicher (intellektueller) Stufe stehe.

Wir unsererseits haben diesen wahren Satz im Globus schon oft in der Weise formulirt, daß wir sagten, der Neger habe einen geringern Kulturwerth. Dafür zeugt die Geschichte. Es ist gewiß eine große Ungerechtigkeit gegen den schwarzen Menschen, wenn man Ansprüche an ihn stellt, welche er nicht rechtfertigen kann, weil die Natur selber ihm das Zeug dazu versagt hat. Non omnia possumus omnes; das gilt auch in der Ethnologie, und durch human klingende Redensarten wird an der Unmöglichkeit nichts geändert. A.

Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika.*)

Flußsysteme in Südafrika. — Aufbruch von der Walfischbai. — Reisebeschwerlichkeiten. — Die Eingebornen. — Wilde Thiere. — Wahrberg's Tod. — Die Victoriafälle. — Rückkehr.

In Bezug auf die Kenntniß der Flußsysteme im südlichen Afrika sind noch viele Fragen zu lösen. Manche der größeren Flüsse sind noch von der Quelle bis zur Mündung zu bereisen, ehe wir mit Sicherheit ihren Lauf auf den Karten eintragen können. Die verschiedenen Namen, welche ein und derselbe Fluß bei den Eingebornen führt, sind nicht das geringste Hinderniß, das sich uns bei der Sichtung der geographischen Verhältnisse Afrika's entgegenstellt. Ueber den obern Lauf des Sambesi haben wir in den letzten Jahren viele werthvolle Nachrichten erhalten. Aber es entsteht die Frage: ist der Okovango, den Anderssson unter 17° 30 südl. Br. und 19° 20 L.L. antraf, ein Nebenfluß des Sambesi oder vielleicht der Hauptfluß selbst? Ist der Tschobe ein Theil des Sambesi?

Wenn dies der Fall ist, so würde Macqueen Recht behalten, der nach alten portugiesischen Berichten die Wasserscheide zwischen den nach Osten und Westen fließenden Strömen Südafrika's in 18° 40' östl. Länge verlegte, und dann würde auch das Flußsystem Südafrika's mit jenem Südamerika's eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen. Aehnlich wie beim Amazonenstrom entspringe dann ein großer Strom nahe der Westküste, durchkreuze den Continent seiner Breite nach und mündete an der Ostküste. Baines hat die hier in Frage kommenden Gebiete berührt, und trotzdem gibt uns sein Buch wenig neues Licht in Bezug auf diese Cardinalfrage. Wäre er statt von der Walfischbai aus, fünf oder sechs Breitengrade weiter nördlich in das Innere aufgebrochen, hätte er sich mehr nördlich vom Ngami See gehalten und so seinen Weg zum Sambesi genommen, so würden seine Entdeckungen für die Geographie ungleich werthvoller geworden sein.

Baines ging im Jahre 1858 als Zeichner mit Livingstone nach Tete, dem Hauptorte der portugiesischen Besitzungen an der Südostküste. Er verließ diese Expedition im Jahre 1861 und reiste nach der Capstadt, wo er eine heftige Krankheit zu überstehen hatte, in der er wochenlang blind war. Dies schreckte ihn aber nicht ab und er beschloß, den südlichen Continent Afrika's von der Westküste an bis zur Mündung des Sambesi im Osten zu durchwandern. Am 29. März 1861 brach er von der Walfischbai (Westküste, 23° südl. Br.) aus in Gesellschaft des Elfenbeinhändlers Chapman auf, der dort bereits viele Jahre gelebt hatte und mit dem Lande und den Sprachen der Eingebornen genau bekannt war.

Der erste Theil seiner Reise, von der Walfischbai zum Ngami See, führte durch Länder, die bereits genügend bekannt sind. Es ist eine flache, uninteressante Gegend mit wenig Wasser, in der fleischige Euphorbien, Aloes und die sonderbaren Welwitschia mirabilis den wesentlichen Charakter der Vegetation bedingen. Als Fortbewegungsmittel bedient man sich, wie in den meisten übrigen Gegenden Südafrika's, der Ochsenkarren. Aber die Wasserknappheit des Landes, der Mangel an Wagen, das ungeborsame, faule und diebische Volk der Eingebornen, der Futtermangel und eine eigenthümliche Lungenkrankheit, welche die Ochsen befällt, machen die Reise sehr beschwerlich. Gegen die Lungenkrankheit impft man die Ochsen in die Schwänze und schneidet diese später ganz ab. Diese Krankheit ist jedoch noch nicht die schlimmste Plage für die Thiere. Die durch Livingstone schon genügend bekannte Tse-tse-Fliege überfällt die Thiere; ja diese Pest wurde so arg, daß Baines den letzten Theil seiner Reise zu Fuß zurücklegen mußte.

*) Explorations in South-West-Africa. Being an account of a journey in the years 1861 and 1862 from Walvisch Bay, on the western coast, to lake Ngami and the Victoria falls. By Thomas Baines. London, Longman u. Co. 1864.

Digitized by Google

Die Berichte des Reisenden über die Eingebornen lauten nicht sehr günstig für diese. Die Hottentotten, Buschmänner und Damaras werden als abschreckende Menschen geschildert, bei denen bereits alle Laster gang und gäbe sind, so daß sie von außen her keine neuen mehr aufnehmen können. Baines erzählt, wie ein Kanoe von einem Nilpferde umgeworfen und die Tochter eines Eingebornen von einem Alligator verschlungen wurde. „Das sind scheußliche Thiere, rief der Mann aus, schon vorige Nacht verschlang einer derselben mir eine andere Tochter und mein Halsband dazu. Es war ein schönes Perlenhalsband!“ Auch die Erzählungen, welche Baines über die Kriegszüge der Eingebornen gibt, bezeugen die furchtbare Grausamkeit dieser wilden Stämme. So trafen sie einen Knaben, der dem Verbrungern nahe war, und bestien Eltern von den Hottentotten erschlagen waren. In die wenige Milch, die man ihm darreichte, hatte man vorher Holzasche gemischt, wodurch er Ausschlag rings um den Mund bekommen hatte. Nachdem Baines noch einige Scheußlichkeiten erzählt hat, ruft er aus: „Dies sind die Sitten eines Volkes, das man den Engländern als „edle Afrikaner“, mild, melancholisch und gelassen beschrieben hat.“

Als die Reisenden sich mehr der Mitte des Continentes näherten, trafen sie häufig mit Elephanten, Giraffen und anderen großen Thieren zusammen. Wie man sich gegenüber den Elephanten verhalten soll, darüber sind die Meinungen sehr getheilt, und fast jeder Jäger hat seine eigene Art vorzugehen. Chapman, der Reisegefährte Baines', erzählte den beklagenswerthen Tod des schwedischen Naturforschers Wahlberg, bei dem er zugegen war. Der Unglückliche war der Ansicht, daß man ruhig stehen bleiben müsse, wenn man auf einen Elephanten gestoßen sähe, gleichviel ob derselbe getroffen worden sei oder nicht. Dieser Ansicht fiel er auch zum Opfer.

Im Juli 1862 erreichten die Reisenden die Victoriafälle, das größte Naturwunder Afrika's, das neben den Niagarafällen steht, ja dieß vielleicht noch an Großartigkeit übertrifft. Die trockenen, wüsten Hochlande nördlich vom Ngami See und Zoutele Flusse lagen mit ihrer dürren Vegetation man hinter Baines, und statt bessen erfreute er sich an dem saftigen Grün des mit Feuchtigkeit geschwängerten Landes, wo von jedem Berge und Felsen ein kleiner Strom zum Sambesi hinabrieselte. Die Victoriafälle sind durch Livingstone schon so bekannt geworden, daß wir hier die Beschreibung von Baines umgehen können.

Der Reisende hatte die Absicht, nun den Sambesi hinaufzufahren. Zu diesem Zwecke hatte er in der Capstadt tuxferne Boote bauen lassen, die er durch den ganzen Continent bis zum Sambesi mitgeschleppt hatte. Aber seine Absicht ward vereitelt. Der plötzliche Wechsel von dem trockenen, gesunden Klima der Hochebenen mit dem feuchten, in dem sie sich nun befanden, wirkte so sehr, daß Baines und alle seine Gefährten von einem tödtlichen Fieber ergriffen wurden. Um sein Leben zu retten, beschloß er also, schleunig den Rückweg anzutreten und den Plan, die Ostküste zu erreichen, aufzugeben.

Der Reisende Pedro de Cieza de Leon.

In England besteht eine Gesellschaft, welche sich nach ihrem Stifter „Hakluyt Society“ benennt und, ähnlich wie der literarische Verein in Stuttgart, den Zweck hat, alte und selten gewordene Werke wieder zu veröffentlichen oder in Uebersetzungen einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen. Eine ihrer letzten Veröffentlichungen ist eine Uebersetzung der „Reisen des Pedro de Cieza de Leon“ durch Clements Markham, der selbst die Gegenden besucht hat, von denen Cieza's Reisebericht handelt. Das Werk dieses kühnen und intelligenten Soldaten, der als Augenzeuge der spanischen Eroberung von Südamerika beiwohnte; nimmt unser volles Interesse in Anspruch, denn alle die blutigen und barbarischen Scenen der Conquista, der Todeskampf der alten amerikanischen Civilisation gehen an unseren Augen vorüber.

Markham führt seinen Autor mit folgenden Bemerkungen ein: Das Werk des Pedro de Cieza de Leon ist in vielen Beziehungen eines der bedeutendsten literarischen Produkte aus dem Zeitalter der spanischen Eroberung Amerika's. Trotzdem es von einem Manne geschrieben wurde, der von Jugend auf sein Leben im Lager zubrachte, so ist es doch so verfaßt, daß es einem großen Gelehrten zur Ehre gereichen würde. Von den Lebensverhältnissen des Autors ist im Ganzen nur wenig bekannt geworden. Cieza de Leon ward wahrscheinlich im Jahre 1519 in Sevilla geboren, wo er die ersten 14 Jahre seines Lebens hinbrachte; dann ging er, 1532, in die neue Welt, um dort sein Glück zu versuchen. Damals verging kaum ein Jahr, daß nicht irgend eine neue Entdeckungs- oder Eroberungsexpedition ausgerüstet wurde; Sevilla und Cadiz waren mit Abenteurern übersüllt, die alle nach dem wunderbaren Lande, wo die Sonne untergeht, hinüber wollten. Es war damals eine Zeit wilder Erregung. Jedes Schiff, das von „Indien“ heimkehrte, brachte sonderbare Nachrichten von neuen mächtigen Reichen, von denen man bisher nichts gewußt hatte. Leute aller Altersklassen und jeden Standes drängten sich nach den Häfen, um nach dem goldreichen „Indien“ hinüber zu fahren. Unter den Führern dieser Expeditionen gab es einige ehrenhafte Männer, wie Diego de Alvarado, Garcilasso de la Vega und Lorenzo de Aldana; allein die Mehrzahl bestand entweder aus rohen und habgierigen Abenteurern, oder in Ungnade gefallenen Höflingen, wie Alonzo Enriquez. Cieza de Leon war zu jung, als er sich einschiffte, um irgend einer dieser Klassen einverleibt zu werden. Sein Charakter sollte eine rauhe und wilde Schule durchmachen, und dabei ist es um so mehr zu verwundern, daß unter den Schrecken der spanischen Conquista sich ein so liebenswürdiger Mensch aus ihm entwickelte. Sein Wesen zeigt sich stets human, großmüthig, voll nobler Gefühle, und er ist dabei ein guter methodischer Beobachter. Es läßt sich nicht aufklären, mit welcher Flotte der junge Cieza Spanien verließ; doch nach der Zeit und der Gesellschaft, in der wir ihn kurz nach seiner Landung in Amerika treffen, scheint es ziemlich gewiß, daß er mit einem Schiffe, welches zur Expedition des Don Pedro de Heredia gehörte, fortzog.

Diese Expedition war nach der Tierra firme bestimmt, wo die Indianer ihre Unabhängigkeit auf das Aeußerste vertheidigten; in Folge dessen mußte Cieza de Leon von Anfang an harte Dienste thun. Heredia gründete die Stadt Cartagena; später begleitete unser Reisender den kühnen Badillo auf seinem verzweifelten Unternehmungszuge aufwärts im großen Caucasthale, wobei ihm nur eine Handvoll Soldaten zu Gebote

Digitized by Google

ſtanden. Dies war fünf Jahre nach ſeiner Ankunft; er war alſo damals erſt 19 Jahre alt und mußte, während ſeine Altersgenoſſen noch in der Schule ſaßen, Strapazen und Gefahren ertragen, wie ſie ſonſt nur Veteranen aushalten können. Dabei machte er fortwährend Beobachtungen und ſchrieb dieſelben nieder. Sein Bericht über die Sitten, Gebräuche und ſociale Lage der Indianer von Uraba iſt durch eine überraſchende Reiſe des Urtheils und lebhafte Anſchauung charakteriſirt. Es iſt hier nicht der Ort, die ganze gefährliche Expedition Badille's zu ſchildern. Rodrede ward ſpäter abgeſandt, um das von Badillo entdeckte Land zu erobern und zu beſiedeln, was er auch theilweiſe vollbrachte, nicht ohne gegen die Eingeborneu mit furchtbarer Grauſamkeit aufzutreten. Cieza de Leon war Augenzeuge dieſer Schauplückheiten, die er ausdrücklich mißbilligt. Auf allen Zügen kreuz und quer durch das Land führte er regelmäßig ſein Tagebuch. Er ſagt darüber ſelbſt: „Oftmals, wenn die andern Soldaten der Ruhe pflegten, ſaß ich und ſchrieb. Weder Mühigkeit, noch die Rauhheit des Landes, weder Berge noch Ströme, weder Hunger noch Leiden aller Art konnten mich von meinen zwei Pflichten abhalten: mein Tagebuch zu führen und meiner Fahne zu folgen.“

Nichts entging ſeiner Beobachtung. Die Ruinen der Paläſte und Waarenhäuſer, die großen Inkaſtraßen, die Natur des Landes, die Produkte, die naturwiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, die Bewäſſerungserſcheinungen — Alles ward von ihm ſorgfältig niedergeſchrieben. Er wohnte der Beurtheilung und Hinrichtung Gonzalo Pizarro's bei und zog ſpäter nach Cuzco und den öſtlich von dieſer Stadt gelegenen Thälern. Im Jahre 1549 unternahm er, mit Empfehlungsbriefen des Präſidenten Garca verſehen, eine Reiſe nach der ſilberreichen Provinz Charcas, nur um dort Menſchen und Dinge kennen zu lernen. Er kam über den Collao, ging an den Ufern des Titicacaſees entlang, beobachtete die Indianer, ging nach Tiahuanaco und unterſuchte die alten Ruinen. Die Silberminen von Porco und Potoſi waren ſein nächſtes Ziel, und über Arequipa kehrte er nach Lima zurück.

Dort ſchrieb er am 8. September 1550 ſeine letzten Bemerkungen nieder und ſchiffte ſich bald darauf nach Spanien wieder ein, nachdem er 17 Jahre in der neuen Welt zugebracht hatte. Wir finden ſeine Angaben darüber, wann er den Boden des Heimatlandes wieder betrat, aber der erſte Theil ſeines Reiſewerkes ward 1553 in Sevilla veröffentlicht. Leider blieb es bei dieſem einen Bande; drei andere, die handſchriftlich vorhanden waren, ſind zum Schaden für die Wiſſenſchaft verloren gegangen. Auch der erſte Theil, ſchon im Druck ſehr ſelten geworden, war beinahe verſchollen, und wir können es Markham nur Dank wiſſen, daß er denſelben in engliſcher Uebertragung wieder weiteren Kreiſen erſchloſſen hat. Ueber den großen Werth der Aufzeichnungen des Cieza de Leon ſind alle Kenner einig; namentlich ſind ſie für die alte Geographie Peru's unſchätzbar, und Prescott, der Geſchichtsſchreiber der Eroberung von Peru, ſagt, daß Cieza de Leons „Cronica del Peru“ eigentlich eine „Geographie Peru's“ genannt werden müßte.

Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc.

Dr. W. Pitſchner, gegenwärtig Docent an der genfer Akademie für Meteorologie und allgemeine Naturgeſchichte, hatte bei ſeiner Beſteigung des Mont Blanc*) vor allen Dingen das mikroſkopiſche Leben dieſes Berges im Auge. Die erſten Unterſuchungen über ein ſtationäres Leben in den hohen Schneeregionen ſind von Ehrenberg, dem raſtloſen Forſcher auf dem Felde des unſichtbaren kleinen Lebens, 1848 im Berner Oberlande angeſtellt worden; ſie ergeben reichhaltige Reſultate. Andere Materialien aus großen Höhenpunkten der europäiſchen Centralalpen und aus den Hochgipfeln des Himalaya, geſammelt durch die Gebrüder v. Schlagintweit, erweiterten die Kenntniß der mikroſkopiſchen Lebensverhältniſſe der Hochgebirge, zu denen nun auch die unſichtbaren, kleinen Formen hinzugefügt worden ſind, die Dr. Pitſchner auf dem Mont Blanc entdeckte.

Aus den Gletſchern des Mont Blanc ſpringt eine verlaſſene Felſeninſel, der Grand Mulet, hervor; dort ruhte Pitſchner von dem erſten gefährlichen Theile ſeiner Wanderung in einer Bretterhütte aus. Dieſe 10,000 Fuß über dem Meere liegende Felſenoaſe ſcheint der einzige ſichere Aufenthaltsort in der öden Eiswüſte bis zum Gipfel des Berges zu ſein. 100 Metres hoch erhebt der Felſ ſein Haupt über die Eis- und Schneemaſſen des breiten Fußes; die Wände, die nur mit dem Wolkenhimmel verkehren, ſind von Wind und Wetter ausgenagt und von tief eindringenden Eiskeilen geöffnet worden. Die von Dr. Pitſchner hier aufgefundenen Pflanzen und Thierformen ſollen in botaniſchen und zoologiſchen Fachblättern näher beſchrieben werden; einen kurzen, intereſſanten Ueberblick gibt er bereits in ſeiner ſchon berühmt gewordenen Mont Blanc Monographie*).

„Dort müſſen Urwälder von Moos ſein mit noch unbekannten Bewohnern! Der Blick ſucht lange nach einem geſicherten Ausgange zu jenem Heiligthume, welches der Fuß eines Menſchen noch nicht betreten hatte. Bewaffnet mit Hammer und Meiſel und mit Rieſenſchachteln für die Zwergbewohner des Erdreichs und ſeiner kryptogamiſchen Gebilde, beginnt die Jagd auf die Pygmäen des verſteinerten Rieſen. Einige Stufen ſind bald erkletert, was das Auge in den Felsſpalten nur gewahrt, was der Arm nur erreichen kann, wird meine Beute, und je weiter ich vorſichtig und aufmerkſam an der ſonnenerwärmten Seite vordringe, deſto mehr ſind ſelbſt noch phanerogamiſche Gewächſe zu erkennen. Dort lacht mir freundlich entgegen mit ihren ſattrothen Blüthen die Zwergſilene (Silene acaulis), eine nelkenartige Pflanze, deren Schweſtern in den Hochgebirgen Lapplands, Oeſterreichs und der Schweiz zerſtreut wohnen. Hier feiert die ſchweigeriſche Arctia (Arctia helvetica) das Andenken des Aretiud, eines Gottesgelehrten, der neben ſeinen Berufsgeſchäften die Pflanzen ihres Friedens wegen pflegte. Auf einer andern Stelle blüht die Alpenchamille (Chrysanthemum alpinum) und die ſchwarze Schafgarbe (Achillea atrata); ferner das einblüthige Erigeron (Erigeron uniflorum), beſſen Brüder auch auf den ſchwediſchen und lappiſchen Alpen einheimiſch ſind.

Doch von den Saxifragen konnte ich nur zwei Arten erreichen, Saxifraga muscoides und bryoides; ferner eine Gras-

*) Vergl. Globus II, S. 99.

*) Der Mont Blanc. Tarſtellung der Beſteigung deſſelben am 31. Juli, 1. und 2. Auguſt 1850. Von Dr. W. Pitſchner. Zweiter Auflage. Genf 1864. Selbſtverlag des Verfaſſers. Leipzig, Brockhaus.

Digitized by Google

lilie mit ährenförmigem Blüthenstande, Luzula spicata. Auch zwei Gräser bewohnen jene Felsoase, und zwar ein kleines Rispengras, Poa minor, und eine Haferart mit fast ährenförmigen Blüthen, Avena subspicata. Von diesen 11 Phanerogamen war bis zu meiner Untersuchung nur die kleinere Hälfte auf jenem Fels bekannt.

Die Anzahl der kryptogamischen Gebilde, welche sich theils außerhalb dem Gestein aufzuschmiegen, theils in seinen Spalten wohnen, ist ziemlich beträchtlich.

Außer der cylindrischen Kräuselflechte (Gyrophora cylindrica) gehören zu den bekannten Formen: Amphiloma elegans und orbiman, Rhizocarpon geographicum, Imbricaria encausta, Grimmia ovata und Lecanora ventosa; während 25 Arten als weniger bekannte zu bezeichnen sind und noch einer genauen Untersuchung bedürfen.

Was die mikroskopischen Bewohner der Moosgebilde jener kleinen Urwaldungen betrifft, so bezeichnete Ehrenberg nach angestellten Forschungen das Resultat in dieser Beziehung als „unzweifelhaft interessant", sofern in allen Moosen, obgleich sie drei Monate lang während meiner Krankheit trocken gelegen hatten, noch lebende Formen wieder in volle Thätigkeit gebracht werden konnten. Es fand sich in ihnen zumeist ein Räderthierchen, Callidina rediviva, das, schon nach fünf Minuten unter Wasser präparirt, wieder ganz munter umherkroch und wirbelte. Auch Macrobiotus Hufelandii und Echinosus actomys, zwei bärenartige Spinnenthierchen, wurden bald mit den Füßen thätig; Callidina sexdentata, ein anderes Räderthierchen, wanderte ebenfalls nach wenigen Stunden kräftig umher. Von den übrigen Formen wurde nur einmal ein polygastrisches Thierchen gesehen, das einem Euplotes glich und langsam auf Moosresten umherkletterte, aber noch nicht völlig entfaltet zu sein schien. Die sogenannten Wasserlichen, Anguillulae, lebten dagegen nicht wieder auf. Im geschmolzenen Schnee, welchen ich in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte aufsammelte, lebten verschiedene polygastrische Thierchen. Die interessantesten Formen sind: Eine Arcella, ein Kapselthierchen, ein Kreiselumchen, Gomphonema; ein Stielzenkorn, Coccoonema; ein gewöhnliches Schiffchen, Naviccula, und ein Prachtschiffchen, Eunotia.

Neben einer Anzahl ganz neuer, bisher ungekannter Formen, treten im mikroskopischen Alpenleben des Mont Blanc auch solche Organismen auf, wie sie bereits in noch größeren Höhen der Pässe des Himalaya von den Gebrüdern v. Schlagintweit aufgefunden worden sind. Aus größerer Entfernung brachte ich von dem kleinen 14,600 Fuß hohen Maulthierfelsen eine Anguillula acaudis und eine Reihe polygastrischer Thierchen mit, unter denen jedoch die Diaphonia australis die auffallendste Erscheinung ist, da sie bisher nur aus Kerguelenland des Südocean bekannt ist.

Insecten scheinen auf jenem Felsen sich nicht aufzuhalten, denn ich möchte mir noch keinen bestimmten Rückschluß erlauben, von dem einen großen Flügel eines Nachtfalters, und zwar einer Phalaena, den ich in der Nähe des Felsen auf dem Gletscher von Taccomay gefunden habe.

Nach der Aussage der Führer sollen aber graue Mäuse den Grand-Mulet-Felsen bewohnen; ich habe jedoch keine derselben dort wahrgenommen."

Plaudereien aus Hinterindien.

Die Reisebeschreiber geben uns von fremden Ländern und Völkern zumeist Darstellungen, die in ernsthaftem Tone gehalten und allerdings nicht selten recht belehrend sind. Aber nur wenige führen uns in das Alltagsleben der Nationen ein, das doch für die Völkerpsychologie von erheblichem Interesse ist. So schildert zum Beispiel Mouhot, den unsre Leser kennen, als Naturforscher anziehend genug, doch sagt er wenig über das Leben und Treiben des Volkes. Gerade darüber gibt uns aber ein Mann Aufklärung, der sich als lebenslustiger Abenteurer in Siam und Kambodscha vielfach umgesehen hat, und dessen Berichte als eine Art von Ergänzung der Aufzeichnungen Mouhots betrachtet werden können. Wir finden dieselbe im Oktoberheft der „Revue du Monde colonial".

— — Wir sind jetzt im Juni (1864) so recht in der vollen Regenzeit, die von Mai bis Oktober dauert. Es regnet alle Tage; manchmal mehrere Stunden lang förmlich in Strömen, sobald aber die Wolken sich verziehen, brennen die Strahlen der Sonne ganz fürchterlich, und man hat alle Ursache, sich vor einem Sonnenstiche zu hüten. Zuweilen fällt ein feiner Staubregen, der ein paar Tage ununterbrochen anhält. Dieser Wechsel zwischen Sonnengluth und Regen erzeugt viele Fieber, von denen ich bis jetzt verschont geblieben bin. Gegenwärtig hat der Mekong, dieser gewaltige Strom, welcher Laos durchströmt, seine Grenzen; er ist weit und breit über seine Ufer getreten und gleicht einem Ocean. Ich begreife jetzt sehr wohl, weshalb die Siamesen ꝛc. auf ihren Barken Häuser bauen. Der Strom hat jetzt eine solche Wasserfülle, daß ich glaube, ein Kriegsdampfer könnte ihn bis hinauf ins barmanische Land befahren, vorausgesetzt, daß keine Kataraktes ein Hinderniß bäten.

An einer der Mündungen des Mekong liegt die französische Niederlassung Mytho, und draußen vor dem Delta, im Meere, Pulo Condor, wo die Franzosen eine Anstalt für Militärsträflinge haben, ein Depot für die Zigotteaux, welche sich in Saigong so unbändig benahmen, daß die Marinebehörden mit ihnen gar nichts anfangen konnten. Als Zigotteaux oder Zigos bezeichnet man in Hinterindien die aus Algerien her so bekannten Zephyrs, diese berüchtigten Leute, welche die Strafbataillone bilden. Viele sind zu den Siamesen entflohen. Manche haben sich an chinesische und siamesische Kaufleute verdungen und dienen als bewaffnete Bedeckung auf solchen Dschonken, die eine werthvolle Ladung, z. B Elfenbein, Gummi guttae, Gummi Lac, Indigo und dergleichen an Bord haben. Ein paar dieser Desperaten, nach europäischer Art bewaffneten Zigos sind vollkommen ausreichend, um den vor den Mündungen des Menam und Mekong schwärmenden malayischen Piraten eine heilsame Furcht einzujagen. Die Ladung ist dann vollkommen sicher. Die Schiffsherren von Schanghaun lassen auf ihre Dschonken mit großen weißen Buchstaben schreiben: „Auf diesem Schiffe befindet sich ein rother Soldat!" Die Zigos tragen knapprothe Hosen und Mützen.

Die Annamiten fürchten sich vor diesen Gesellen wie vor dem Feuer. Es wäre den Abenteurern leicht, viel Geld zu verdienen, und sie könnten ihre allen Begriff übersteigende Keck-

Digitized by Google

heit glänzend verwerthen, aber sie vergeuden allen Erwerb in leichtsinnigster Weise, trinken, schaffen sich prächtige Kleider an, halten sich Mädchen und was dergleichen mehr ist.

Der Vorfall, welchen ich jetzt erzählen will, ist charakteristisch. Vor etwa vier Jahren desertirten ein Schiemann (Aufseher über Segel und Pumpen) und ein Matrose. Sie ließen sich in der kambodschanischen Stadt Pinhalu nieder und erhielten vom Mandarin Erlaubniß, abgabenfrei einen Handel mit gesalzenen Fischen zu treiben. Dieser war nämlich durch die malayischen Piraten, welche alle Dschonken abfingen, gestört worden. Sie ließen allerdings die mit Fischen beladenen Fahrzeuge nach Schantabun passiren; wenn dieselben aber von dort mit werthvoller Rückladung wieder in See stachen, wurden sie ausgeplündert. Jene beiden Deserteure gingen aber den Malayen wacker zu Leibe, und ihr Fahrzeug war gefürchtet wie ein grimmiger Wolf, denn es hatte zwei Geschütze am Bord, deren Kartätschen nicht mit sich spaßen ließen. Die beiden Abenteurer erwarben viel Geld, aber nicht bloß mit dem Fischhandel. Sie plünderten nämlich die Piratenschiffe, verbrannten die Bambushütten der Seeräuber, flößten ihnen den Fischfang, und am Ende sahen die Malayen wohl ein, daß nicht länger ihres Bleibens sei. Sie gedachten dann ihr edles Handwerk in den Deltaverzweigungen des Mekong, in der Nähe von Mytho, fortzusetzen, aber dort waren sie den schnellenderen Kanonierschaluppen der Franzosen nicht gewachsen. Inzwischen war der Mandarin, welcher den beiden Abenteurern Abgabenfreiheit zugesichert hatte, abberufen worden, und sein Nachfolger verlangte Abgaben. Als aber der Steuereinnehmer sich blicken ließ, wurde er in sehr unsanfter Weise fortgejagt. Der Mandarin schickte Soldaten, aber die Abenteurer hatten ihre Geschütze aufgestellt, und der Offizier zog unverrichteter Dinge ab. Natürlich bekam er dafür Prügel mit dem Bambusrohr. Der Mandarin berichtete an den Minister, der ihm in seinem Rückschreiben einhundert Hiebe zuerkannte, weil er dem Gesetze keine Achtung erzwungen habe. Seitdem blieben die beiden tapferen Männer unbehelligt und spazierten nach wie vor, ganz wie es ihnen gefällt, in den Straßen von Pinhalu umher.

In der siamesischen Küche spielt der Kaiman eine wichtige Rolle, und das Schwanzstück dieser Krokodilart gilt für einen auszgezeichneten Leckerbissen. Er ist auch in der That nicht zu verachten; wenn er am Spieße mit Butter oder Pistazienöl gebraten ist, erinnert er an den Thunfisch, hat aber nebenbei einen eigenthümlichen Geschmack. Die Siamesen lieben folgendes Gericht sehr. Sie legen Fisch in Salzwasser, thun dann verschiedene Kräuter, Knoblauch und Zwiebeln hinein und lassen das Alles in der Sonne faulen. Mit dieser Sauce überschütten sie das gedämpfte Kaimanfleisch und gießen noch etwas Oel hinzu. Das ist freilich für einen Europäer eine ganz entsetzliche Schüssel, selbst europäische Hunde können sie nicht vertragen.

Das Fleisch des Kaiman steht höher im Preise als alles andere, und die Delikatesse des Schwanzes ist nur reichen Leuten vorbehalten. Man schneidet den Kaiman auf dem Markt aus, wie in Europa den Wels. Nach unseren Begriffen ist aber der Preis billig, da man drei Tikals, 120 Pfund, mit 2 Thalern 10 Silbergroschen bezahlt; aber für dieses Land, wo ein fettes Huhn sechs Pfennige kostet, erscheint jener Preis sehr hoch.

Auf den Märkten sieht man eine große Menge größerer oder kleinerer Bambusbehälter, in deren jedem ein lebendiger Kaiman aufbewahrt wird. Da waren Dutzende dieser hungrigen Bestien in schwachen Holzbehältern; wenn sie ausbrächen und nach den Leuten schnappten! Ich faß, daß manche ihre Tatzen durch das Gitter steckten; aber dann kam gleich der Fischhändler und brachte das Ding in Ordnung. Vermöge eines dünnen Hebebaums legte er das Unthier auf den Rücken.

Mit dem Fange verhält es sich folgendermaßen. Der Kaiman pflegt um die Mittagszeit ans Ufer zu schwimmen und sich dort im Grase zu sonnen. Dann kommt ein Jäger leise heran und klopft ihm mit einem langen Rohrstabe leise auf den Kopf. Das thut dem Kaiman wohl und macht ihm Vergnügen; er bewegt langsam seinen Schwanz hin und her. Inzwischen kommen andere Jäger und setzen ihm eine Art Puppe aus Rohr oder Weidenholz auf den Rücken, während das Kipeln des Kopfes fortdauert. An der Puppe sind starke aber dieglame Bambus befestigt, die nun angezogen werden und zwar unter dem Bauche hin, und zuletzt wird man die Puppe, welche eine Art von Behälter bildet, über den Kopf. Nun ist das Unthier gefangen, wird geschlagen und ausgescholten; man verhöhnt seine Mutter und seine Schwestern, die mit abscheulichen Benennungen belegt werden. Unterwegs laufen die Knaben neben ihm her und stecken ihm Steine in den Rachen, welche er zermalmt und dann ausspeit, zum großen Vergnügen der lieben Jugend. Die Siamesen dialogisiren gern mit Thieren, und es ist ergötzlich, solche Unterhaltungen mit anzuhören. Uebrigens könnte man den Kaiman mit leichter Mühe tödten; es kommt aber darauf an, ihn lebendig auf den Markt zu bringen und frisch auszuschlachten.

Die Siamesen sind vortreffliche Schwimmer, wahre Amphibien. Als ich zum ersten Mal im Mekong badete, lief eine große Menschenmenge zusammen; sie wollten sich einen Menschen betrachten, der behaart sei wie ein Thier. Denn sie meinen, weil der Europäer einen Vollbart habe, müsse er am ganzen Körper behaart sein. Als sie mich im Wasser sahen, waren sie enttäuscht, auch schwamm ich besser als die Siamesen. Ich glaube, daß der Europäer, weil er viel Körperkräftiger ist als diese Asiaten, es denselben für eine gewisse Zeit im Laufen wie im Schwimmen zuvorthun wird. Nicht geringe Verwunderung erregten meine buntfarbigen Schwimmhosen, für welche man mir viel Geld bot.

Ich habe mit einem buddhistischen Geistlichen, einem Talapoinen, Bekanntschaft gemacht, der ganz gut Latein redet; da ich ziemlich geläufig Siamesisch spreche, so können wir uns verständigen. Der brave Mann liebt Europa's Weine und Liköre, besucht mich oft, hat durchaus keine Standesvorurtheile, und wir philosophiren sehr unbefangen. An Geister und Gespenster, mit denen sich seine siamesischen Landsleute so viel schaffen machen, glaubt er nicht.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Steinkohlen auf Sumatra. Man hat dieselben während der Jahre 1858 bis 1860 in der Residentschaft Benkulen gefunden, wo sie eine ausgedehnte Hügelreihe etwa 10 deutsche Meilen von der gleichnamigen Hauptstadt bilden. Die ganze Gegend ist sehr uneben, liegt auf der Westseite der Gebirgskette, von welcher Sumatra seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und hat viele Gebirgsbäche; der Zugang ist schwierig. Man kennt bis jetzt drei ausgedehnte Lager, deren Mächtigkeit durchschnittlich 11,50 Meter beträgt, und man hat berechnet, daß ihre Ausgiebigkeit mehr als 200 Millionen Kubikmeter beträgt. Der ungeheure Schatz ist aber werthlos, so lange praktikable Wege fehlen. Gegenwärtig transportirt man die Kohle, der Hügel, Flüsse und Sümpfe halber, auf weiten Umwegen, auf Karren, die von Büffeln gezogen werden, und während der Regenzeit muß man ganz feiern. Der Frachtsatz für die Tonne (20 Centner) stellt sich auf 10 holländische Gulden. Der Zug Benkulen könnte leicht schiffbar gemacht und mit den Grubenreverein durch kurze Eisenbahnen in Verbindung gesetzt werden, aber die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß ein guter Verschiffungsplatz, ein Hafen fehlt. Die ganze Küste von Benkulen nämlich ist während des Westmonsuns dem Andrange des Windes und der Wellen ausgesetzt und hat überhaupt wenige, ordentlich unsichere Rheden. Die Engländer, welche während der napoleonischen Kriege zeit Sumatra in Besitz hatten, bauten an der Mündung des Benkulen einen Hafendamm, den aber die Holländer verfallen ließen. Sie bringen die Kohle nun nach der Pulo-Bay, wo auch das Postschiff und die wenigen Handelsfahrzeuge anlegen, welche den Handel mit Benkulen vermitteln. Die Entfernung dorthin beträgt etwa fünfthalb deutsche Meilen. In dem Bericht der niederländischen Untersuchungscommission wird hervorgehoben, daß es in Batavia an Unternehmungsgeist und Kapital fehle, um die Hafenanlagen und die Eisenbahnen zu bauen, welche erforderlich sind, um jene reichen Schätze zu erschließen. Fremde Kapitalisten würden das Beste thun müssen. Bis jetzt wird ein großer Theil des Kohlenbedarfs im indischen Archipelagus von Labuan bezogen, einer kleinen, von den Engländern besetzten Insel vor der Nordküste von Borneo; auch die Dampfer der französischen Messageries imperiales versorgen sich dort. Die Kohle von Benkulen, die vierfach zu Tage steht, ist vortrefflich.

Kaffeebau auf Nossi bei Madagaskar. Jene kleine Insel gehört den Franzosen, welche dort 1840 die ersten Versuche machten, Kaffee zu bauen. Sie nahmen dazu Bohnen von der Insel Réunion, und die Ernte von 1864 hat die anderthalbfache Menge von 4000 Pfund gegeben. Aber während der letztverflossenen Jahre sind ausgedehnte Strecken mit jungen Kaffeebäumen angebaut worden. Die Bohne von Nossi bey ist so ausgezeichnet, daß die zu Ambanoro auf Madagaskar ansässigen arabischen Kaufleute, welche aus dem Rothen Meere Kaffee von Mokka holen, den von Nossi bey weit aromatischer finden und ihn mit jenem vermischen. Auch auf der Insel Mayotte sind Kaffeepflanzungen angelegt worden.

Einweihung einer Kirche auf Mauritius. Der Geistliche Royston schreibt über die Einweihung einer neuen Kirche zur die bengalischen Christen in Port Louis auf Mauritius am 3. Sept. 1864 an die „Church Missionary Society" in London, wie folgt: „Es war ein höchst merkwürdiger Anblick, alle die verschiedenen Nationalitäten in der Kirche versammelt zu sehen. — Engländer, Franzosen, Creolen, Eurasier, Afrikaner, Bengalen, Madagasser, Malagasse und Chinesen! Ich glaube, eine derart gemischte Bevölkerung kommt nicht noch einmal vor! Die Art, wie die Kirche eingeweiht wurde, stimmte mit dem Zwecke derselben überein, sie zu einem Gebethause für alle Nationen zu machen. Der Einweihungsgottesdienst war in Englisch; die Morgengebete und Psalmen Bengalisch; das Benite, Jubilate und die Hymnen Hindustanisch; eine Predigt in Tamil, eine andere Bengalisch, wieder eine theilweise englisch, französisch und mit bengalischer Uebersetzung. Das Abendmahl wurde 57 Personen, jeder in ihrer Heimatsprache, gespendet.

Heuschreckenzug in Kleinasien. Im Frühjahre 1864 machten die Mitglieder der englischen Missionsgesellschaft Wesleyan und Watters einen Ausflug in die östlich von Smyrna gelegenen Gegenden Kleinasiens, um das Christenthum unter den Türken auszubreiten. Sie konnten aber nur sehr wenige Bibeln an Türken absetzen und trafen überhaupt auf Widerstand. So bemerkte ein Türke in Philadelphia: „Für die Giaurs ist die Bibel gut genug; wir haben Altes und Neues Testament im Koran zusammen, und die Nazyrsväter einer Nazyrsväter haben die Bibel verfälscht." Der Bericht, welcher im „Church Missionary Intelligencer" November 1864 mitgetheilt ist, bietet manches Interessante dar. In Denisli (vergl. Globus VI, S. 275) fanden die Missionäre die Stadt eines Tages ganz leer von Menschen, denn Jedermann war ausgezogen, um die jungen Heuschrecken zu fangen. Auch an anderen Orten sind sie mit Heuschrecken in ungeheurer Menge, indem man sie auf Teppiche und Leintücher legte, in Säcke stopfte und zum Gouvernementsgebäude brachte, wo sie gegen Bezahlung. Jeder Einwohner muß zu Folge des Gesetzes einige Tiere abliefern, obgleich diese strenggläubige Türken dies für unvereinbar mit den Geboten Gottes halten. In Ladjaba folgte ein alter graubärtiger Türke hinter den Sammlern her und streute die Heuschrecken wie Weizen wieder aus. In Denisli zog ein frommer Mohammedaner über das Feder und las den Koran gegen die Heuschrecken, indem er behauptete, daß sie hierdurch getödtet würden. Die angeblich getödteten Thiere wurden vor den Kaimakam (Vice-Gouverneur) gebracht; es stellte sich aber heraus, daß es Heuschrecken waren, die schon vor einem Jahre in die Erde vergraben worden waren.

Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863. Aus den eben erschienenen Schiffahrts- und Handelslisten der Colonie Neubraunschweig in Nordamerika geht hervor, daß diese britische Ansiedlung zu Ende des Jahres 1863 im Besitze von 891 Schiffen mit einem Gehalte von 211,689 Tons war. Die Zahl aller neuen im Jahre 1863 in den britischen Colonien erbauten Schiffe betrug 165, ihr Gehalte von 219,763 Tons und in einem Werthe von 1,758,104 Pfd. Sterl., wobei 8 Pfd. Sterling auf die Ton gerechnet sind. Die Einfuhrliste Neubraunschweigs betrugen im verflossenen Jahre 854,894 Pfd. Sterling, wobei allein die Eingangssteuern mit 165,353 Pfd. Sterling vertreten sind. Dagegen nahm Canada für Zölle allein 5,169,173 Pfd. Sterling im Jahre 1863 ein. Der Werth der eingeführten Waaren betrug in dem genannten Jahre in Neubraunschweig 7,658,642 Dollars, in Canada 45,964,493 Dollars und in Neuschottland 10,201,391 Doll. Die Ausfuhr Neubraunschweigs erreichte einen Werth von 4,940,736 Dollars; in Canada betrugen 41,831,532 Doll. und in Neuschottland 6,516,488 Doll. Ein wesentlicher Exportartikel ist Zimmerholz; doch vermindert sich die Ausfuhr in Folge der Abnahme der Wälder immer mehr, so daß Neubraunschweig im Jahre 1863 nur noch 26,920 Tons exportirte. Einwanderer langten in Neubraunschweig von Europa aus nur 659 an. (Times vom 29. Oktober 1864).

Eisenlager am Oberen See. Der „Toronto Globe" vom 23. Okt. 1864 berichtet von der Entdeckung großer Eisenerzlager an der Goutais Bai, canadische Seite des Oberen Sees. Bis jetzt kannte man Eisensteinlager in Canada nur bei Fort William, die aber nicht näher erforscht wurden, weil die Gegend zur Anlage von Hüttenwerken durchaus nicht geeignet erschien. Die Landstrecke, in welcher die neuen Erzlagerstätten entdeckt wurden, ist allerdings zum Ackerbau geeignet; weist auch gute Wälder auf, allein das Klima ist doch sehr rauh. Kupfer, Blei und Nickel sind in britisch Nordamerika sehr häufig, und diese Entdeckung von Eisenerz wird der metallurgischen Industrie des Landes einen neuen Aufschwung geben; man ist bereits eifrig damit beschäftigt, Verbindungswege anzulegen, um sich dann in Bezug auf die Eisenindustrie vom Mutterlande und den Vereinigten Staaten unabhängig stellen zu können.

Digitized by Google

Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. — Missionsangelegenheiten. Die Loyalitäts-Gruppe im Stillen Ocean besteht aus den drei größeren Inseln: Lifu, Mare und Uea, sowie aus vielen kleineren Eilanden. Lifu ist die größte und zählt 7000 Einwohner; hier haben sich schon seit 20 Jahren englische Missionäre niedergelassen und das Christenthum gepredigt, ohne darin von irgend einer Seite behindert worden zu sein. Jetzt sind aber auf Lifu Ereignisse vorgefallen, welche für die Missionsgeschichte und den gegenseitigen Haß der katholischen und protestantischen Missionäre höchst bezeichnend sind. Wir theilen nach dem „Missionary Magazine" folgenden Bericht des englischen Missionärs S. Macfarlane mit. Er ist datirt von der Wide Bay, Lifu, 20. Juni 1861.

Die Franzosen gründeten im Jahre 1852 eine Verbrecherkolonie in Neucaledonien und nahmen diese Insel in Besitz. Später erhoben sie auch Ansprüche auf die Gruppe der benachbarten Loyalitätsinseln, ohne daß aber die Eingebornen etwas von ihnen wissen wollten, denn in Bezug auf Sitten und Sprache sind sie von den Bewohnern Neucaledoniens sehr verschieden. Von dieser französischen Insel kamen auch katholische Missionäre, die aber im Ganzen wenig Proselyten machten, weil die protestantischen Engländer schon ziemlich festen Fuß gefaßt hatten; die französischen Missionäre beschränkten sich aber die englischen, daß sie die Loyalitätsinseln zu einer englischen Kolonie machen wollten, weil sie englische Bücher verbreiten und die englische Sonntagsfeier eingeführt hätten. Am 1. Mai 1864 erschien daher ein französischer Dampfer in Sifu und schickte einen Officier, der sich „Gouverneur der Loyalitätsinseln" nannte, und 25 Soldaten aus. Die französische Flagge ward aufgezogen und den Häuptlingen bedeutet, daß ihre Regierung nun zu Ende sei, daß die Insel Frankreich gehöre und der Gouverneur als König zu betrachten sei. Die Franzosen erbauten Häuser, zu denen die Eingebornen das Material liefern mußten, und drohten das Dorf niederzubrennen, wenn ihnen nicht gehorsamt würde. Die englischen Missionäre durften indeß weiter lehren; als aber ein Schiff anlangte, welches Missionsschriften in der Sprache der Eingebornen enthielt, wurde ihnen untersagt, diese zu vertheilen, und die Bibel geradezu verboten. So wurde die Thätigkeit der Missionäre unterbrochen, die bisher den Götzendienst und die Menschenopferfeste abgeschafft hatten. Es gab deshalb 250 Fälle von Polygamie auf der Insel; 17 Kirchen waren erbaut worden, und 2000 junge Leute besuchten die Schulen. Man hat schöne Häuser und Straßen gebaut. Der Häuptling wohnte in einem kleinen Palast mit Glasfenstern, Verandah, Betten, Sophas, Gemälden u. s. w.

Am 21. Mai 1864 kam ein zweites Dampfboot mit dem Gouverneur von Neucaledonien und 300 Truppen an. Unter den Eingebornen herrschte in Folge dessen große Aufregung, und den englischen Missionären wurde bedeutet, daß sie nicht um Erlaubniß zum Leben bei dem Gouverneur einzukommen hätten. Darauf begannen die französischen Truppen das Dorf auszuplündern; die Eingebornen selbst flohen mit ihrer besten Habe in die Wälder.

Der Missionär Macfarlane hielt in einer Kirche gerade Gottesdienst, als die Soldaten in diese eindrangen. Nur ihm ward gestattet, frei heraus zu gehen, während alle Zuhörer gefangen genommen wurden. Die Eingebornen begannen nun sich zu wehren, und sowohl auf ihrer Seite, als auf Seite der Franzosen fielen Verwundungen und Tödtungen vor. Das Dorf ward abgebrannt, die Cocosbäume wurden niedergeschlagen, die Kirche zu einer Barracke gemacht, und der Kommandant schlug auf der Kanzel sein Quartier auf. Dies geschah Alles, um „Eindruck" auf die „Wilden" zu machen, die nun wieder erscheinen durften, um ihre Hütten aufzubauen. Zugleich wurde ihnen anbefohlen, Französisch zu lernen, und ein katholischer Häuptling eingesetzt, welcher die Eingebornen antrieben, vom Protestantismus abzufallen und „wiwio" (römisch) zu werden. —

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, in welch widerwärtiger Weise die Missionäre der verschiedenen Confessionen und Sekten einander bekämpfen. Es spielt dabei sehr häufig die politische Nebenbuhlerschaft eine Rolle; Englisch ist vielfach gleichbedeutend mit Protestantisch, und Französisch mit Römisch-katholisch. Nicht selten wird diese Rivalität geradezu skandalös. So ersehen wir aus einer der neuesten Nummern der „Annales de la propagation de la foi", daß ein katholischer und ein protestantischer Missionär einander wie auf einer Hetzjagd bis über den nördlichen Polarkreis, bis ans Eismeer, in den Lowchenz- und den Halenindianern in Nordamerika verfolgt haben und daß sie beiderseitig einander sich, vor den braunen Wilden, als Teufel und Erzfeinde Christi verriefen. Wir finden dieselbe Rivalität und dieselben Gehässigkeiten auf vielen Inseln der Südsee, in Abyssinien, auf der Westküste von Afrika und in Ostindien. Aus der Kapkolonie, oder vielmehr aus Lessuto, dem Lande der Bakutos, erschallen in dem Journal des Missions evangeliques bittere Klagen, weil die anglikanischen Geistlichen propagandistische Uebergriffe in den von evangelischen Franzosen gegründeten Missionen machen. Es wäre gewiß wohlgethan, wenn den Missionären der verschiedenen Kirchen und Sekten eine Demarkationslinie gezogen würde, damit die skandalösen Hetzereien und Feindseligkeiten dieser Berufsbrüder ein Ende nähmen. Haben doch auf den Südseeinseln schon braune Katholiken und braune Protestanten einander befriegt und todtgeschlagen, des Dogmas wegen, von welchem diese gewiß blutwenig verstehen!

Australische Expeditionen. Die Besiedelung des fünften Erdtheils schreitet rüstig vorwärts, und die verschiedenen Regierungen der britischen Colonien in Australien lassen es sich angelegen sein, immer neue Landstrecken für die Colonisation zu eröffnen. Jüngst sind Nachrichten von Oberst Finnis, dem Gouverneur des nördlichen Territoriums, eingetroffen. Er zeigt die glückliche Ankunft des Geschwaders an, das von der Regierung Südaustraliens nach der Adams Bay gesandt wurde. Sein Brief ist von dem neuen Depot Escape Cliffs, einige Meilen südlich vom Cap Hotham, 13. Aug. 1861 datirt. Dort soll eine neue Stadt angelegt werden. Für Dampfschlepper ist der Adelaide-Fluß von dort 60 Miles aufwärts schiffbar; gute Ländereien und Waldungen sind genügend vorhanden. Das Land weiter einwärts eignet sich zur Weide, namentlich zur Schafzucht. Die Vegetation ist im Allgemeinen eine tropische, so daß allerlei tropische Kulturgewächse angebaut werden können.

Ueber den sibirischen Telegraphen berichtet die russische St. Pet. Ztg. Folgendes: „Vor einigen Tagen gelangte das erste Telegramm aus Troitzkssawsk (Kiachta) nach St. Petersburg mit der Nachricht, daß daselbst eine Annahme telegraphischer Correspondenzen eröffnet worden. Diese Nachricht kann zugleich als Antwort auf die vielen Fragen wegen des sibirischen Telegraphen dienen. Die Errichtung dieser Telegraphen ist, soweit durch die Thätigkeit des Unternehmens als auch durch die Schwierigkeiten, mit welchen dasselbe begleitet war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aber ungeachtet des ungeheuren Raums, der obwaltenden Terrainschwierigkeiten und der ungünstigen klimatischen Verhältnisse sind erst drei Jahre verflossen, seit der erste Pfahl auf dem langen Weg von Kasan bis zur chinesischen Grenze aufgestellt worden ist. Die Linie führt in zwei Drähten von Kasan über Tjumen, Omsk, Irkutsk nach Troitzkssawsk (vier Werst von Kiachta entfernt), mit Abzweigungen nach Irbit (zwei Drähte) und nach Scharbinsk (ein Draht), was eine Linie von 5438 Werst (etwa 780 Meilen) und eine Drahtlänge von 10,725 Werst ergibt. Die Arbeiten in dem fernen Sibirien, und besonders auf dem Weg um den Baikalsee, liefern nützliche Erfahrungen für die Fortführung des Telegraphen nach Amerika und China, bei welcher man gleichfalls gegen eine wilde und unbeirrbare Natur zu kämpfen haben wird."

Friedrich Georg Wilhelm Struve, der berühmte Sternkundige, dessen reiches Leben am 11. Novbr. erlosch, war am 3. (15.) April 1793 in Altona geboren und begab sich, noch sehr jung, nach Rußland. Hier widmete er sich enthusiastisch philologischen Studien; aber bald wandte er sich dem Felde zu, auf welchem er später so herrliche Erfolge erringen sollte. Schon im Jahre 1813 wurde Struve zum Observator an der Sternwarte in Dorpat ernannt. Von diesem Zeitpunkt an datirt sich eine ununterbrochene Reihe großartiger Arbeiten, die Struve's Namen unsterblich gemacht haben. Vielfache Untersuchungen über Doppelsterne beschäftigten ihn; vornehmlich das sorgfältige Aufsuchen der am nördlichen Himmel vorhandenen Doppelsterne, die wiederholten mikrometrischen Beobachtungen der entdeckten Tausende, sowie endlich die genaue Bestimmung ihrer Oerter am Himmel. Die Früchte dieser Arbeit hat Struve der gelehrten Welt in klassischen Werken mitgetheilt. Die „Deutsche St. Petersburger Zeitung" schreibt weiter: Neben diesen epochemachenden Arbeiten in der Sideral Astronomie ziehen sich von früherer Zeit an die erfolgreichen Bestrebungen auf dem Felde der Geographie und Geodä-

Digitized by Google

sie. Die Triangulation Livlands im Jahre 1816, die Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen von 1822—1827 waren gleichsam nur vorbereitende Arbeiten für die Messung des Meridianbogens von 25° 20' zwischen der Donau und dem Nordcap, der größten Arbeit dieser Art, die bis jetzt ausgeführt ist.

Die bedeutenden Verdienste Struve's um die Wissenschaft fanden überall die größte Anerkennung; es fehlt keine namhafte Akademie oder gelehrte Gesellschaft im Vergleichslis derjenigen, welche seinen berühmten Namen unter der Zahl ihrer Mitglieder oder Correspondenten verzeichnet haben. Auch durch Ertheilung von Orden und Preismedaillen wurde Struve vom In- und Auslande hochgeehrt. Wie sehr Struve's wissenschaftliche Bedeutung und sein ernstes Streben Allerhöchsten Orts erkannt wurde, zeigte sich bei Gelegenheit der Gründung der Hauptsternwarte in Pulkowa, als ihm von dem Kaiser Nikolaus fast unbegrenzte Mittel zur Beewirklichung seiner wissenschaftlichen Ideen zu Gebote gestellt wurden. Die Strove diesem Vertrauen entsprochen, zeigt die Erfahrung. Noch heute hat Pulkowa keine Rivalin, nicht an Pracht, sondern an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben Struve's besondere Bedeutung als Lehrer in Wort und Schrift. Seine Wirksamkeit an der Hochschule zu Dorpat wird immerfort ein Glanzpunkt in der Geschichte derselben bleiben, sowie seine Werke, wenngleich fast nie mit dem direkten Zwecke verfaßt, als Lehrbücher zu dienen, noch auf lange dem Astronomen und Geodäten unentbehrliche Hülfsmittel sein werden für das Studium der betreffenden Gebiete.

Die sterbliche Hülle des Entschlafen hat ihre Ruhestätte in Pulkowa gefunden, an dem Orte, welche der Schauplatz seinen ruhmvollen und segensreichen Thätigkeit während des zweiten Abschnitts seines Lebens gewesen. Von seinem Grabe aus sieht man die Thürme Pulkowa's — bedarf es da noch eines andern Denkmals?

Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland.

In der Dezembersitzung (1864) der londoner anthropologischen Gesellschaft hielt S. Laing einen Vortrag „über die prähistorischen Nederbeidel von Caithneß". Am Ufer von Sinclair Bay, nördlich von Wick, hatte er verschiedene Muschel- und Grabhügel untersucht und aus denselben gut erhaltene Menschenschädel und andere Theile des menschlichen Skeletes erhalten. Ein Grabhügel war eine halbe englische Meile lang und 80—90 Ellen breit und darg viele Behältnisse mit Menschengebeinen. Von Wohnstätten oder Einwirkung des Feuers war keine Spur zu entdecken, und nur wenige Särge enthielten einige Muscheln und Vogelknochen, die wohl als Nahrung für den Verstorbenen hinzelegt waren. Ein großes männliches Skelett ward mit wohlreeen Steinwaffen zusammen aufgefunden, den rohesten, die wohl je von Menschen angefertigt wurden. Die anderen Hügel waren die Stätten alter Wohnungen; einer fand auf einem Muschelhügel, der aus Herzmuscheln, Thierknochen und zerbrochenen Töpfen bestand. Pfeilspitzen und roh bearbeitete Knochen wurden gleichfalls angetroffen. An einer Stelle wurde das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers gefunden, das entschieden einem etwa siebenjährigen Kinde angehörte. Ein anderes isolirtes Kinnladenbruchstück ward auch in demselben Zustande wie die Knochen von Hirschen, Schweinen und Ochsen aufgefunden, woraus man schloß, daß die alten Bewohner von Caithneß gelegentlich Kannibalen waren, was Heil bei den alten Bewohnern Dänemarks auch den bekannten Kjökkenmöddings nicht nachweisen konnte. Zwei andere Hügel enthielten rohe Steinhauten, die vielleicht von den rohen Stämmen, die sie errichteten, als Opferstätten benutzt wurden. Laing verweist die Skelette in die früheste Zeit der Steinperiode. Die Schädel waren unter einander sehr verschieden, manche glichen den bestien britischen, andere wieder den niedrigsten Menschentypen. Beweise für die Verbindung dieser Leute mit anderen Völkern wurden nicht aufgefunden, und ihre Künste standen auf der niedrigsten Stufe. Professor Owen ist der Ansicht, daß die Schädel auf ein Volk von südlicher Abkunft hinweisen.

Eröffnung eines altbritischen Grabes. Ende Oktober wurde durch den als Archäologen bekannten englischen Geistlichen Greenwell zu Rylstone ein altbritischer Tumulus von 31 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe eröffnet. Unter der Rasendecke folgte eine dicke Lage gelben Thones, darauf blauer Thon, der augenscheinlich stark bearbeitet war, um ihm eine gleichmäßigere Beschaffenheit zu verleihen. Genau im Mittelpunkte des Grabhügels wurde bei 7 Fuß Tiefe in gleicher Lage mit der umgebenden Wiesenfläche ein eichener Sarg aufgefunden, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand und in südöstlicher Richtung stand. Der Kopf des Todten lag gegen Süden; der Körper war in eine Art Tuch oder Streifenzeug eingewickelt, das aus roh gewebter Wolle zu bestehen schien. Der Körper selbst war durch die Einwirkung des Wassers gänzlich zerstört. Greenwell erachtet dies Grab für älter als 2000 Jahre; das Vorkommen von eichenen Särgen in derartigen Grabhügeln gehört dem Steinalter an. Der in Frage stehende war 7 Fuß 6 Zoll lang. Er wurde wieder an seinen Platz gestellt und eine kleine Bleitafel dazu gelegt, auf der man bemerkte, daß der Tumulus im Jahre 1864 eröffnet worden sei. Darauf schloß man den Hügel wieder und stellte die frühere Form genau wieder her. (Times 29. Okt. 1864.)

Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden. Ueber diese gibt Herr Pescosta in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins", 2 Bde. 1864, folgende Auskunft: Daß durch seine schöne Lage, Kunstsinn, Gewerbefleiß und romanische Mundart bekannte Thal Gröden (Gardena) zeigt in seinen gestalteten Schiffern nicht blos Spuren des Mittelalters, sondern war schon zur Zeit der Eroberung Rhätiens durch die Römer und wahrscheinlich viel früher bewohnt. Hierfür sind die romanische Mundart und die Funde rhätischer Gräber ein Beweis. Eine Viertelstunde von St. Ulrich wenden beim Aufbrechen eines neuen Ackerfeldes sonderbare eiserne und bronzene Instrumente, Asche, Kohlen, verbrannte Knochen und Topfscherben kaum einen halben Schuh unter der Grasdecke aufgefunden. — Ganz ähnliche Antiken wurden zu Stadlhof in Pfalten (Badena) entdeckt, darunter ein Grabstein mit rhätisch-etrurischer Inschrift. Diese Funde sind in sofern wichtig, als sie zeigen, daß die alten Rhätier früher auch diese weit abgelegenen Alpenthäler bewohnten.

Topographische Karte von Holland. Der niederländische Generalstab hat dieselbe jetzt vollendet; Maßstab $^{1}/_{10000}$; sie beruht auf der 1802 bis 1811 vom General Krayenhoff veranstalteten Triangulirung und enthält 62 Blätter, von welcher die ersten im Jahre 1847 erschienen. Gegenwärtig haben sechs Staaten ihre Generalstabskarten vollendet, und es sind deutsche Staaten, welche voranschritten, nämlich Württemberg, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Sachsen und Baden. Die niederländische Regierung läßt auch eine geologische Karte ($^{1}/_{50000}$) veröffentlichen; einige Blätter sind bereits erschienen.

Bevölkerung Schwedens. Die Ergebnisse der Volkszählung Schwedens vom 31. Dec. 1863 sind jetzt veröffentlicht worden. Ganz Schweden zählt 4,022,264 Einwohner, von denen 3,548,334 aufs platte Land und 474,230 auf die Städte kommen. Stockholm zählt 124,691 Einwohner; es folgen: Gothenburg mit 41,584; Norköping mit 21,679; Malmö mit 21,526; Karlskrona mit 15,095; Gefle mit 11,610 Einw.

Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich. Officielle Documente, die vor Kurzem in Paris veröffentlicht wurden, weisen nach, daß binnen 25 Jahren, in dem Zeitraum von 1836 bis 1861, die ländliche Bevölkerung Frankreichs sich um 1,18 pro Cent vermindert hat, während die Einwohnerzahl der Städte sich in einem andern Verhältnisse vermehrte. Städte zwischen 5000 und 10,000 Einwohnern vergrößern sich nicht; diejenigen aber, die über 20,000 Einwohner haben, vermehren sich um 6,0 pro Cent. Im Jahre 1836 gab es in Frankreich 75,58 pro Cent ländliche und 24,42 pro Cent städtische Bevölkerung. Im Jahre 1861 dagegen stellt sich das Verhältniß bereits folgendermaßen: Landbevölkerung 71,14 pro Cent. Stadtbevölkerung 28,86 pro Cent.

Eisenreinfuhr nach England. Die „Times" meldet, daß in den ersten 10 Monaten des Jahres 1864 nach England die ungeheure Summe von 291,597,240 Eisen eingeführt worden, mithin beinahe eine Million Stück täglich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Streifzüge an den Küsten von Madagaskar.

Volksgruppen. — Stellung der Howas. — Der Hafenplatz Tamatawe. — Die Betza betza. — Der Bazar. — Der Vacoabaum und dessen Nutzen. — Der Ravinal, Baum der Reisenden. — Tanz der Vögel und Reistanz. — Die Betsimisarakas und die Betanimenen. — Charakter der Malagaschen. — Trachten, Sitten, Gebräuche. — Trauerfeierlichkeiten. — Thierfabel. — Madegassische Krieger. — Die Inseln Sainte Marie und Nossi be. — Sklavenhandel der Araber und englische Philanthropie.

Madagaskar wird einst eine wichtige Rolle in der Geschichte des fernen Ostens spielen. Es ist in der That die Perle des Indischen Oceans, reich an den werthvollsten tropischen Erzeugnissen, es hat eine ganz herrliche Weltlage, und manche seiner Häfen gehören zu den geräumigsten und sichersten in der Welt. Kein Wunder, daß die beiden großen Seemächte auf dieses große und schöne Eiland ein Auge geworfen haben und auch dort einander als Nebenbuhler gegenüber treten. Frankreich betrachtet dasselbe seit der Mitte des 17. Jahrhunderts als sein Eigenthum, freilich ohne auch nur einen Schatten von Rechtstitel aufweisen zu können. Es hat im Verlauf der Zeit eine beträchtliche Menge von Punkten an der Küste und auf den vor derselben liegenden Inseln in Besitz genommen, jedoch die meisten wieder aufgegeben. Andere behält es, gleichsam als ein Pfand für die Zukunft.

Wir haben im Globus den Verhältnissen Madagaskars die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet und mehr als einmal nachgewiesen, in wie unheilvoller Weise die gegenseitige Eifersucht der Engländer und Franzosen auf die Zustände des Landes wirkt. Heute wollen wir betonen, daß wir auch auf Madagaskar dieselbe Zerklüftung und atomistische Zersplitterung unter den Menschen finden, wie auf dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande. Die Bewohner sind theilweise in völliger, theilweise in ganzer Barbarei stecken geblieben, und auch heute sehen wir kaum einen Ansatz zur Civilisation. Die Sache erklärt sich aber, wenn man den Umstand ins Auge faßt, daß die Bevölkerung der Insel in mindestens 25 größere Stämme zerfällt, und in etwa 60 verschiedene Gruppen sobald man auch die kleineren Abtheilungen in Anschlag bringt. Genaue Ziffern über die Bevölkerung fehlen; die Angaben schwanken zwischen zwei bis vier Millionen. Im Allgemeinen theilt man sie in vier große geographische Gruppen, die auch ethnographisch zusammen fallen. So haben die Sakalawas den größten Theil der westlichen Abdachung inne; nach Süden hin, östlich von jenen, wohnen die Betsileo, d. h. Unüberwindlichen. Die Betanimenen und Betsimisarakas haben einen großen Theil der Ostseite inne. Auf den Hochebenen in der Mitte des Landes wohnen die Howas. Auf der Karte von Südafrika, welche wir dem vorigen Bande des Globus beigaben, sind alle Stämme, die sich im Besitz der einzelnen Landschaften befinden, angegeben.

Raharta, ein Minister der Howa-Königin. (Nach einer Zeichnung von Sinat.)

Die eine große Gruppe hat feinen Körperbau, bräunliche und gelbe Hautfarbe, und schlichtes oder gelocktes Haar. Das sind die Howas, das gegenwärtig herrschende Volk, welches in unbekannter Zeit und auf eine Weise, über die wir nichts Näheres wissen, auf Madagaskar eingewandert ist und einen scharfen Gegensatz zu den übrigen Bewohnern der Insel bildet, die groß und kräftig gestaltet sind, eine schwärzliche oder schwarze Hautfarbe und wolliges oder wollähnliches Haar haben; diese haben Vieles vom afrikanischen Typus. Uebrigens hat zwischen den Howas und den ursässigen Malgaschen eine ausgedehnte Blutvermischung stattgefunden.

Digitized by Google

Auch die Howas waren bis gegen Anfang unsres Jahrhunderts in viele kleine Stämme zersplittert, dann aber wurden die Häuptlinge derselben von einem kräftigen Manne, Dianampuine, unterworfen, der als Eroberer auftrat und 1810 seinem Sohne Radama dem Ersten ein schon ziemlich großes Reich hinterließ. Dieser König unterwarf nach und nach den größten Theil der Insel, seine Gemahlin Ranavalo setzte das von ihm begonnene Werk fort, und die Howas sind seitdem das herrschende Volk auf der Insel, welche sie durch Militärbesatzungen in Unterwürfigkeit halten.

Als Ranavalo starb, bestieg ihr Sohn als Radama der Zweite (Rakoto) den Thron. Unsere Leser kennen seinen tragischen Ausgang. Er war ein wissbegieriger Verkehrung in den Händen der Franzosen, die sich im Lobe über die trefflichen Eigenschaften der Howas überboten, so lange sie glaubten, das diese sich ihnen gefügig zeigen würden. Als aber ein sehr natürlicher und erklärlicher Umschlag erfolgte und die Howas die Pläne der Fremden durchschauten, blieb es plötzlich, jene seien abscheuliche Barbaren und Tyrannen und „Unterdrücker der gekränkten Menschheit". Aber Lob und Tadel sind zu stark aufgetragen werden. Die Wahrheit ist, daß die Howas Halbbarbaren sind, Eroberer, welche mit den bekannten Mitteln über unterworfene Völker herrschen, unter denen jetzt von den Franzosen Missvergnügen ausgeäßet wird; man hetzt sie gegen die Howas auf, hofft diese zu stürzen und am Ende Madagaskar in Besitz zu nehmen.

Alle französischen Berichte über Madagaskar und namentlich über die Howas sind einseitig und mit großer Vorsicht aufzunehmen. Man verzeiht es in Paris den gegenwärtigen Herrschern in der Hauptstadt Antananarivo nicht, daß sie den Plänen der fremden Spekulanten einen Riegel vorgeschoben haben und Gebieter im eigenen Lande bleiben wollen. Radama der zweite hatte den Fremden Gebietstheile und Häfen und Gruben edler Metalle abgetreten. Die französische Madagaskarcompagnie war bereit, an die Ausbeutung der schönen Insel zu gehen, und eine Anzahl ihrer Agenten war theils schon auf Madagaskar, theils dorthin unterwegs. Da kam die bekannte Katastrophe von Mai 1863 und machte mit einem Schlag allen glänzenden Aussichten ein Ende.

Unter den Männern, welche den Auftrag hatten, die einzelnen Theile der Insel näher zu erforschen, befand sich auch Desiré Charnay, ein Reisender, welcher schon früher eine Wanderung durch Mexico vom Süllen bis zum Atlantischen Ocean unternommen hatte. Wir haben dieselbe unseren Lesern mitgetheilt (Globus II, 289. 321; III, 65), jetzt wollen wir ihn auf einem Streifzug an der Küste von Madagaskar begleiten.

Den Haupthandelshafen an der Ostküste bildet die Stadt oder vielmehr das Dorf Tamatave, das mit den Inseln Réunion und Mauritius einen lebhaften Verkehr unterhält. Es war einst im Besitze der Franzosen, gehört aber nun seit fast einem halben Jahrhunderte den Howas, welche dort eine Besatzung unterhalten. (18° 11′ 49″ südl. Br. 47° 20′ östl. L. von Paris.) Sobald ein Schiff einläuft, begibt sich der Polizeimeister nebst einigen Beamten an Bord, welche Charnay als Spione der Regierung bezeichnet; Franzosen werden seit einiger Zeit, aus guten Gründen, strenger überwacht als andere Europäer. Ramar, der obere Polizeibeamte, trug einen Generalsrock mit Federn; eine Pompieruniform mit großen englischen Epauletten und ein mit Goldstreifen besetztes Beinkleid. Charnay macht sich darüber lustig, vergißt aber, daß es die Franzosen waren, welche in die Howas drangen, ihre Beamten europäisch zu uniformiren. Jeder Halbbarbar, der sich in unsre, obnehin keineswegs geschmackvolle Kleidung steckt, wird auf uns allemal den Eindruck eines Zerrbildes machen, schon weil die äußeren Zeichen der Civilisation nicht mit seinem innern Wesen harmoniren.

Der Reisende betrat am 2. August 1863 den Boden von Madagaskar. Tamatawe ist, wie schon gesagt, eigentlich nur ein großes Dorf; die Häuser bilden keine geschlossenen Reihen, sondern liegen vereinzelt zumeist von Bäumen beschattet. In der Hauptstraße steht das englische Consulat und unweit von demselben das Haus des reichen Ochsenhändlers Rodington, in dessen Händen sich zum großen Theil der Vertauf des Hauptausfuhrprodukted der Insel, des Hornviehs, concentrirt. Aus der Hauptstraße kommt man in das, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Stadtviertel, welches nur von Malgaschen bewohnt wird. Dort haben die Hütten eine andere Bauart; sie sehen gar nicht übel aus, und das Innere ist reinlich. Wenn Fremde vorübergehen, treten die männlichen Bewohner aus den Hütten und rufen: „Marmites, Marmites!" d. h. Träger, um anzudeuten, daß sie bereit seien, als solche in Dienst zu treten. In den Verkaufsläden findet man ein buntes Durcheinander: ganze Körbe voll getrockneter Heuschrecken, die ein gar nicht unbeliebtes Nahrungsmittel bilden, leere Flaschen, europäische Baumwollenwaaren, gedörrte Fische, Stricke und Bindfaden, kleine Papageyen mit blauem Kopfe, schwarze und weiße Mafis, schwarze Papageyen, große Blätter, welche die Stelle unserer Tischtücher vertreten, sodann süße Kartoffeln, Ignamen, Bananen und die auf Madagaskar unvermeidliche Beta-beta. Diese ist ein mit bitteren Pflanzensäften gemischter Zuckerbranntwein, welcher dem Europäer nicht schmeckt, aber bei den Malgaschen für ein Lieblingsgetränk gilt.

Auf dem Bazar fallen dem Fremden sofort die Chinesen auf, welche sich hier, wie überall, durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen; aber die meisten Kaufleute in Tamatawe gehören doch zum Stamme der Howas. Sie sitzen in ihren Buden ganz nach orientalischer Weise; vor ihnen liegen die Verkaufswaaren: Salz, Zeugstoffe, allerlei altes Eisen, Messer, Scheeren ꝛc., Fleisch und sonst noch mancherlei. Die Ausopfäre ist entsetzlich, weil in der Nähe Vieh in Masse geschlachtet wird und die Blutlachen, auf welche die heiße Sonne prallt, einen entsetzlichen Geruch verbreiten; dazu kommen Schwärme von Fliegen, deren man sich gar nicht erwehren kann. Aber auf dem Allen macht sich der Chinese wenig oder nichts, besonders wenn er Geld eintauschen kann. Die Malgaschen haben als Münze die Fünffrankenstücke, welche sie in kleine Theile zerschneiden; diese werden vermittelst kleiner, so ungemein genauer Waagen abgewogen, daß man den 700sten Theil eines solchen Fünffrankenstückes abzuwiegen vermag. Im Uebrigen coursiren Volmen, welche 30 Centimes gelten, Sikazi, 60 Centimes und Kirobo, 1 Franc 25 Centimes.

Auf dem Fort, in welchem Howakrieger die Besatzung bilden, flattert eine Fahne mit der Inschrift: Rasuahe-rina panjata ny Madagaskar, d. h. R. Königin von Madagaskar; Kommandant ist der frühere Ostseehändler, jetzt Prinz Andrian Mandrosse.

Madagaskar hat keinen einzigen gebahnten Weg und keine anderen Transportmittel als den sogenannten Tacon, d. h. einen Sessel, der auf Stangen befestigt und von vier Männern getragen wird. Diese Marmites sind in ihrer Weise ungemein gewandt und ausdauernd, und ohne sie wäre es unmöglich, die dichten Wälder und die vielen tiefen Moräste an der Ostseite der Insel zu passiren.

Charnay machte einen Ausflug zu seinem Landsmann Clement Laborde, welcher etwa drei deutsche Meilen von Tamatawe eine Ansiedlung besaß. Er wurde auf einen

Digitized by Google

Tacon gesetzt, und die Träger liefen in einem kurzen Trott zunächst an den Dünen hin. Die Strandvegetation war hübsch; namentlich fällt der Vacoabaum ins Auge, dieser Pandanus utilis, der zu den Menocotyledonen gehört und einen eigenthümlichen Wuchs hat; er gewährt einen zugleich anmuthigen und doch auch traurigen Anblick. Der glatte Stamm theilt sich in einer Höhe von sieben bis neun Fuß in drei Aeste, deren jeder sich gewöhnlich weiter oben in drei Zweige vertheilt, von denen lange, in der Mitte gebrochen erscheinende Blätter in großer Fülle herabhängen. Diese Blätter liefern eine Faser, aus welcher man Säcke verfertigt, namentlich zur Verpackung des Zuckers auf Mauritius und Réunion. Der Baum wird selten über 30 Fuß hoch.

An der Ostküste fließen sehr viele kleine Gewässer ins Meer. Diese müssen von den Trägern durchwatet werden, denn von Brücken ist nirgends die Rede. Dann führt der Weg, falls von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, in die Wälder hinein, in denen die Zwergpalme häufig auftritt. Madagaskar ist in der That ein gelobtes Land für die Botaniker, denen dort noch eine reiche Ausbeute bevorsteht. „Ganze Akademien müßten kommen, um diesen Pflanzenreichthum zu erforschen. Die Natur scheint sich derthin wie in ein ganz besonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach ganz anderen Mustern zu arbeiten, als man sie sonst findet, denn bei jedem Schritte trifft man auf ungewohnte, eigenthümliche Formen.“ So sprach schon 1771 der Botaniker Comerson. Aber diese Wälder machen einen melancholischen Eindruck; sie haben etwas Düsteres; Vögel sind nicht häufig, aber dann und wann vernimmt man den Ruf eines Kuckucks.

Unter den Bäumen erregt der Ravinal (Urania speciosa) ganz besondere Aufmerksamkeit. Dieser „Baum der Reisenden“ ist für die Malgaschen von hervorragendem Nutzen. Die Stämme gleichen jenen der Palmen, die Blätter denen der Banane, nur sind sie dicker und stärker und bilden oft einen fächerartigen Gipfel. Man benutzt das Holz zum Bau der Häuser, die Blätter dienen zum Bedachen derselben; man zieht die Rippen heraus und hat dann Tischtücher oder Teller, von denen man den Reis speiset; man macht aus ihnen Löffel und auch becherartige Schalen, aus denen man die Beha beha trinkt; nicht minder schaufelt man damit das Wasser aus den Kähnen. Charnay

Späher der Königin von Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Digitized by Google

meint, es sei wohl nur ein Scherz, wenn man behaupte, daß er durstigen Reisenden Erquickung spende, weil er in seinen Blättern nahe am Stiel frisches Wasser ansammle, denn man finde diesen Baum vorzugsweise in Morästen und an Flußufern, wo man den Durst anderweitig nach Belieben stillen könne. Wir wollen aber dagegen bemerken, daß das Zeugniß anderer Reisenden, welche nicht

Die Niederlassung des Europäers war sehr behaglich eingerichtet, und nach Ankunft des Fremden wurde den Arbeitern der Plantage ein freier Tag geschenkt. Sie putzten sich so viel als möglich heraus, tranken Beha beha, machten Musik auf ihren Bambusinstrumenten, sangen im Chor und führten verschiedene Tänze auf. Zuerst den Tanz der Vögel, bei welchem die Tänzerin mit den Armen Bewe-

Ein Malgaschenkrieger. (Nach einer Zeichnung von Gérôme.)

bloß den Rand der Ostküste besuchten, ausdrücklich für jene Behauptung spricht.*)

*) Charnay's Behauptung ist platterdings unrichtig. Ich will eine beweisende Stelle aus Ellis anführen. Nachdem er den botanischen Charakter des Ravinal näher beschrieben, sagt er wörtlich:

„Dieser Baum ist besonders dadurch berühmt geworden, daß er selbst in der trockensten Jahreszeit eine beträchtliche Menge frischen, reinen Wassers enthält und für den Reisenden gleich einem Brunnen in der Wüste ist. Alle von mir befragten Eingebornen behaupteten, daß dieses der Fall und das Wasser

gungen machte, als ob sie Flügel seien; dann folgte der

so rein und in solcher Fülle vorhanden sei, daß Leute, welche in der Nähe dieser Bäume beschäftigt sind, sich nicht die Mühe nehmen, an den Bach oder an den Fluß zu gehen, sondern das Wasser vom Baume trinken. Ich glaubte früher nicht recht an die Sache und beschloß deshalb, an einem Baume selber die Probe vorzunehmen. Ein Träger mußte mit seinem Speere vier bis fünf Zoll tief in das dicke, feste Ende des Blattstieles bohren, sechs Zoll oberhalb der Vereinigung desselben mit dem Stamme. Als er den Speer zurückzog, quoll ein Strom reinen, klaren Wassers heraus, von dem ich etwa ein Quart auffing.

Digitized by Google

Reistanz; hier war der Tänzer faſt nackt und hatte nur ein langes Stück baumwollenen Zeuges, das er mit Ge-

Wir alle tranken davon und fanden es kühl, klar und vollkommen ſüß. Bei näherer Prüfung fand ich, daß keinerlei

wandtheit und Geſchmack um ſeine Hüften wand. Er war ein ungemein kräftig gebauter Mann, dem eine gewiſſe

Vereinigung mit dem Stamme, und das Waſſer, welches ſich auf der breiten, gerippten Oberfläche des Blattes geſammelt

Eine madegaſſiſche Wittwe. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Filtrirung durch irgend einen Theil der Pflanze ſtatt fand; ich war der gegentheiligen Anſicht, als ich ſah, wie Sir William Hooker aus einem Exemplar im Kew Waſſer abließ. Ich fand vielmehr eine Art von natürlicher Höhle oder Ciſterne an der Baſis eines jeden Blattſtieles oberhalb deſſen

hatte, war wie in einer Rinne an der obern Seite des Stiels in dieſes natürliche Becken gefloſſen, von welchem aus es dem Baume Nahrung gab und dem Reiſenden Erfriſchung ſpendete."

William Ellis, Three visits to Madagascar during the years 1853, 1854, 1856 ꝛc. London 1858. S. 303. A.

Digitized by Google

natürliche Grazie nicht fehlte. Der Tanz war pantomimiſch ſehr ausdrucksvoll. Man ſah, wie der Arbeiter im Walde Holz fällt, hörte den Klang der Axt und das Krachen der Bäume; der Mann bückt ſich, trägt Holz fort, kommt wieder, zeigt große Beſtürzung, als er ſieht, wie ein Waldbrand

Baobabbaum (Pandanus utilis). (Nach einer Zeichnung von Thiesen.)

entſteht, den er ſelber verurſacht hat, denn er will den Boden urbar machen, ſäet die Reiskörner, bedeckt ſie mit Erde, und nachdem das geſchehen, tritt er in die Mitte des Kreiſes und wendet ſich mit einer Art von Gebet oder Anrufung an die Geiſter des Himmels. Wir wollen hier daran erinnern, daß auf Madagaskar, ähnlich wie in verſchiedenen Gegenden Amerika's, die Eingebornen ein Stück Wald abbrennen, wenn ſie Mais oder Reis pflanzen wollen. Sie werfen dann das Saatkorn in ein Loch, bedecken daſſelbe mit Erde und bekümmern ſich bis zur Erntezeit nicht mehr um das Feld. Der Malgaſche bringt bei der Ausſaat ein Opfer dar; er legt auf das Feld ein Ravinalblatt mit etwas gekochtem Fleiſch und einem kleinen Stücke Silber, und einen mit Beya beya gefüllten Bambus; dann ruft er die Seele eines ſeiner nächſten Verwandten an, der nicht durch den Trank des Tangbingiftes, ſondern eines natürlichen Todes geſtorben iſt.

Digitized by Google

Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa). (Nach einer Zeichnung von Thiriond.)

Digitized by Google

Zwergpalme auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Digitized by Google

Talgbaum auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Digitized by Google

Die Eingebornen in diesem Theile der Oſtküſte ſind Betſimiſarafs, d. h. die vielfach getheilt ſind, aus einer Menge von Stämmen beſtehen. Die Bauern, Feldarbeiter, bezeichnet man als Ambanivolen. Etwa in der Mitte der Oſtküſte wohnen die Betanimenen, in einer nach ihnen benannten Provinz. Das Wort kommt von be, viel, tani, Land und mene, roth, weil dieſes Volk einſt auf einer rothen Landſpitze eine Niederlage erlitt und dann von den Siegern, den Hohnes halber, aus Blasröhren mit rothen Thonkugeln beſchoſſen wurde. Deshalb hören es die Betanimenen nicht gern, daß man ſie mit dieſem Namen belegt.

Charnay machte von der Pflanzung aus mehrere Streifzüge in die Umgegend, meiſt zu Waſſer auf den Strandſeen, an denen er einen eigenthümlichen Pflanzenwuchs fand. So kam er nach Ambawarano, d. h. Mündung des Waſſers, einem kleinen Dorf auf einer Anhöhe, beim Eingange zum See der Inſeln (noſſi beh; noſſi, Inſel, und be, viel). Die Vorſteher empfingen den weißen Mann ſehr freundlich; drei Frauen trugen auf großen Ravinalblättern ſchneeweißen Reis und Fiſche. Dann wurde ein Kabar gehalten. Man bezeichnet mit dieſem Worte jede Zuſammenkunft oder Vereinigung, bei welcher es auf Unterhaltung oder auf ein Berathſchlagen abgeſehen iſt. Der ſchwarze Mann hält mit jedem Waſa, d. h. Weißen, ein Kabar.

Der Malgaſche an der Oſtküſte iſt von ſanftem, ſchüchternem Weſen und dabei feigſam, weil er in dem Weißen einen Menſchen ſieht, der ihm von Natur entſchieden überlegen iſt, einen Herrn, vor welchem er ſich bücken muß. Wenn, ſagt er, der Waſa auch, außer den anderen Wunderdingen, die er zu verfertigen weiß, noch Blut machen könnte, dann würde er geradezu ein Gott ſein. Er iſt unterwürfig, aber auch bei ihm zeigt ſich das Grundübel und der Urfehler aller ſchwarzen Afrikaner: — er arbeitet nicht. Er iſt gern und mit Vergnügen Diener des Weißen, weil ihm das keine Mühe oder Anſtrengung verurſacht und die Behandlung durchgängig ſehr gut iſt. Der Malgaſche liebt die Bewegung; bei Arbeiten, zu denen er ſich gerade aufgelegt fühlt und die ſeinem Weſen zuſagen, iſt er unermüdlich; er wird z. B. einen ganzen Tag lang bei ſtarkem Regen oder Sonnenſchein das Ruder führen und Abends keine Spur von Ermattung zeigen. Ganz beſonders gern iſt er Träger eines Tacon; dabei achtet er keine Beſchwerden und ſingt vom Morgen bis zu Sonnenuntergang. Aber eine regelmäßige Arbeit, ein andauerndes, geordnetes Thätigſein, iſt ihm von Grund der Seele zuwider; ſie langweilt ihn. Er iſt Faullenzer mit Vergnügen und Paſſagenuß, und außer Stande, ſich den geringſten Zwang aufzuerlegen. Er iſt als Sklav wie als freier Arbeiter gleich werthlos, und einem nervöſen Frauenzimmer vergleichbar, das auf einem Balle die ganze Nacht hindurch tanzt, übrigens aber jede Anſtrengung ſcheut. An liebſten wickelt er ſich in ſeine Lamba, den mantelartigen Ueberwurf, und läßt ſich von der Sonne beſcheinen. Die Frauen legen das wollige Haar in eine Menge kleiner Flechten, werfen ein Ganzu, (Stück Baumwollenzeug) über die Schultern, ſchlagen ein anderes um den Leib und haben als Ueberwurf den Simbu, der von Seide oder Kattun iſt. Auf der Reiſe tragen die Malgaſchen weiter nichts als einen Hüftenſchurz, ähnlich dem hinterindiſchen Languti.

Von Betriebſamkeit kann bei dieſen Leuten keine Rede ſein; ſie verfertigen aus den Blättern der Raffia Matten, Säcke und Stricke, oder auch zum Theil ſehr feine Geflechte, welche den Frauen zur Kleidung dienen, oder auch Hüte. Aus Binſen und den Blättern des Latanenbaums bereiten ſie gleichfalls Matten, mit denen ſie die Wände ihrer Hütten behängen. An der Oſtküſte bildet Reis das Hauptnahrungsmittel, weiter im Süden tritt Pfeilwurz an deſſen Stelle.

Von Moral oder überhaupt von Sitten dieſer Malgaſchen läßt ſich nichts ſagen. Nach europäiſchen Vorſtellungen ſind ſie ſehr unmoraliſch. Eine Ehe in unſerem Sinn iſt unbekannt; der Mann knüpft und löſt ſeine Verbindungen mit Perſonen andern Geſchlechts nach Belieben, und Niemand kümmert ſich darum. So weit, im Norden der Inſel, der Mohammedanismus durch die Araber auf die Schwarzen in dieſer Beziehung hat einwirken können, ſteht es damit etwas beſſer. Aber auf ganz Madagaskar iſt die Vielweiberei gleichfalls ein Grundgeſetz. Jeder Häuptling hat wenigſtens drei Frauen: die Wade be oder Oberfrau, deren Kinder erben; die Wade maſſaye oder junge Frau, welche der Malgaſche wieder abſchafft, wenn ſie ihm nicht mehr hübſch genug iſt, und die Wade ſindranjong, eine Sklavin, welche die Freiheit erhält, ſobald ſie Mutter geworden; die jüngeren Schweſtern dieſer drei Frauen gehören von Rechtswegen auch dem Manne der letzteren. Wenn die Mutter das Haus und den Mann verlaſſen muß, bleiben die Kinder dem letztern, und die Frau, welche an die Stelle der verſtoßenen tritt, liebt und pflegt dieſe Kinder, als wären ſie ihre eigenen; das erklärt ſich in einem Lande, wo die Adoption ſehr häufig iſt, wo häusliche Zwiſte nicht vorkommen, und wo es wenig oder nichts zu erben gibt.

Die Krankheit eines Angehörigen der Familie, wenn man ſie ſagen darf, bringt große Bewegung in das Haus; Einige ſuchen Kräuter, Andere befragen das Loos um Urſachen und Heilmittel der Krankheit, und ein Todesfall erregt große Trauer ſelbſt bei den Sklaven, die ſich ja als Kinder des Hauſes betrachten, den Herrn als Vater bezeichnen und ſich kleiden oder gehalten werden, wie freie Leute.

Frauen, welche Kinder zu haben wünſchen, erholen ſich Raths bei den Sikidis, Zauberern, oder rufen die Geiſter an. Auch iſt folgender abergläubige Brauch häufig. Die Frau ſucht irgend einen Stein von ungewöhnlicher Geſtalt, der leicht von anderen zu unterſcheiden iſt, und legt denſelben im Dorf an eine Stelle, welche den Geiſtern angenehm iſt. Wenn derſelbe nach Ablauf einer beſtimmten Zeit dort noch unberührt liegt, dann wird ihr Wunſch erhört. Aber Kinder, die unter ungünſtigen Zeichen das Licht der Welt erblicken, werden ausgeſetzt oder in Folge des herrſchenden Aberglaubens einer Behandlung unterzogen, welche bei den meiſten tödtliche Folgen hat. Die Beſchneidung iſt allgemein und bildet eine wichtige Feierlichkeit, zu deren Andenken man Ochſenköpfe auf Stangen befeſtigt. Das Rindvieh iſt dem Malgaſchen über Alles theuer, der Schwanz ein dem König und den Edelleuten vorbehaltenes Gericht. Bei Freudenfeſten und bei Trauerfällen werden Ochſen geſchlachtet; als ein am Hofe zu Antananarivo beliebter franzöſiſcher Kaufmann Namens Laſtelle ſtarb, wurden 800, nach dem Tode der Königin Ranavalo mehr als 3000 Ochſen geopfert.

Auch bei den Malgaſchen, wie überhaupt bei vielen barbariſchen Völkern, ſpielt die Trauer um einen Verſtorbenen eine große Rolle. Die Frauen erheben laute Wehklagen, zerraufen ihr Haar und wälzen ſich im Staube; die Männer verhalten ſich ruhig und veranſtalten einen Trauertanz, der aber in eine wilde Orgie ausartet, weil der Genuß ſtarker Getränke ſeine Würkungen übt. Die Beſtattung geſteht ſindet jedoch in anſtändiger Weiſe ſtatt, und die Gräber der Häuptlinge ſind von jenen des gemeinen Volks geſchieden. Man umwickelt die Leiche mit Baumrinde und legt ſie dann in ein ſargartiges Stück eines Baumſtammes. Die Nachgelaſſenen bringen Sühnopfer dar, ein Blatt mit

Digitized by Google

Reis, ein Bambusrohr mit Betsa betsa, Hühnerbeine, Vogelkrallen und dergleichen mehr.

Aber der Schmerz ist nur von kurzer Dauer, und viele Thränen gelten für überflüssig, weil der Tod etwas Unvermeidliches und nun doch einmal geschehen sei. Die Trauer besteht darin, daß man das Haar wachsen läßt, und dauert einen Monat; die Witwe darf während dieser Zeit das Haar weder kämmen noch flechten; männliche Angehörige dürfen sich nicht waschen.

Im Norden, bei dem Stamme der Antankars, hat man andere abergläubige Bräuche, z. B. neben großer Verehrung gegen die Todten auch den Glauben an die Seelenwanderung. Die Seelen der Häuptlinge gehen in Krokodile über, jene der gemeinen Sterblichen in — Fledermäuse. Aus diesem Aberglauben erklärt sich in jenen Gegenden die ungeheure Menge von Krokodilen; man darf sich dort Abends an kein Flußufer wagen, und während der Nacht müssen die Leute ihre Hütten verrammeln, um gegen Angriffe dieser Ungeheuer sicher zu sein. Die Betsimisarakas begraben ihre Todten nicht, sondern legen dieselben auf Flechtwerk und mumificiren sie vermittelst scharfer Gewürze und heißen Sandes. Nach mehreren Tagen tröpfelt dann eine Flüssigkeit herab, die in Gefäßen aufgefangen wird und mit welcher die Hinterbliebenen sich die Haut einreiben! Sobald die Leiche zur Mumie geworden ist, wird sie mit Fähnchen geschmückt und nach dem Begräbnißplatze gebracht. Diese abscheuliche Gewohnheit erzeugt viele Hautkrankheiten, aber die Weißen haben große Mühe, die Schwarzen von derselben abzubringen.

Die Betsimisarakas lieben geschwätzige Unterhaltung, Gesang und Tanz, aber Alles ist im höchsten Grade geistlos, und die musikalischen Instrumente, alle aus Bambus, sind durchaus einfach. Den Inhalt der Gespräche oder der Gesänge bildet oft reiner Unsinn; es sind Worte und Redensarten, bei denen sich plötzlerdings gar nichts denken läßt. Uebrigens sind auch Räthsel und Charaden beliebt; auch haben sie Fabeln, Mährchen und Sprichwörter, sodann eine Art von Sonnetten und Balladen.

Hier ist eine Thierfabel. Die Schlange fing einen Frosch und hielt ihn an den Hinterbeinen fest.

Bist du nun zufrieden? fragte er.

Ja wohl, ich bin sehr zufrieden, sagte sie und biß die Zähne stärker zusammen.

Aber wenn man zufrieden ist, dann macht man das Maul auf und sagt: Kave, Kave (d. h. zufrieden).

Die Schlange öffnete das Maul und sagte: Kavo, Kavo. Da zog der Frosch seine beiden Hinterbeine weg, gab der Schlange einen Klaps auf die Nase und lief weg.

Die Moral ist, daß man mit Geistesgegenwart sich aus der Gefahr befreien kann.

Charnay besuchte die Zuckerpflanzung Soamandrakisai, auf der viel Rum gebrannt wird. Auch dort haben die Hewas einen Militärposten. Im Osten brandet das Meer an die Dünen, nach Süden hin liegen einige spiegelblanke Seen, der Fluß Ivudru windet sich durch Gebirgswälder zum Meere hinab; im Norden erheben sich Hügel, an deren Fuße sich weite Moräste ausbreiten, welche der Mensch wegen der giftigen Schlangen und der Krokodile flieht.

In Soamandrakisai war ein Minister der Königin zu Gast. Dieser Mann hieß Raharla; er ist ein Howa, der seine Erziehung in England erhalten hat, und Charnay gibt zu, daß er sich so gesittet und gebildet benahm, wie man nur verlangen konnte; er würde in jedem Salon an seinem Platze gewesen sein. Unser Bild zeigt ihn in seiner europäischen Tracht.

In Tamatawe wurde das Krönungsfest der neuen Königin gefeiert, und der Kommandant hatte die Europäer zu demselben eingeladen. Anwesend war auch der Großadmiral der Flotte, der ursprünglich als Matrose auf einem französischen Kriegsschiffe gedient hatte und Etienne hieß. Seine Streitmacht bestand aus ein paar — Pirogen.

Die madegassischen Krieger wurden reichlich mit Betsa-betsa bedacht. Sie gehörten zumeist dem Stamme der Antavmurs an und waren grimmig anzusehende Leute. Sie schrien, sprangen und sahen entsetzlich wild aus, als sie ein Scheingefecht darstellten. Bald schwangen sie ihre blanken Wurfspeere in der Luft, dann schlenderten sie dieselben weit weg, bolten sie wieder und schlugen mit Wuth in den Sand, als ob ein Feind vor ihren Füßen läge; nachher führten sie die Spitze zum Munde und stellten sich, als ob sie Blut ableckten. Dabei grinsten sie diabolisch und thaten, als ob sie Zuckungen hätten; kurz das Ganze hatte einen wahrhaft kannibalischen Anstrich.

Von Tamatawe aus fuhr Charnay nach Norden, um einige französische Besitzungen zu besuchen; zunächst die Insel Sainte Marie, welche vom Meer aus gesehen einen ganz prächtigen Anblick gewährt; aber im Innern ist Alles öde, nackt und dürr, das Land selber unfruchtbar und ungesund, von Anbau keine Rede. „Die Regierung hat also weiter nichts zu thun, als sich selber zu administriren.“ Die Verwaltungsgebäude liegen auf dem kleinen Nebeneiland Madame. Charnay bemerkt, daß der Gouverneur eine große Thätigkeit entfalte; er baut Schiffswerfte, läßt Moräste austrocknen, einen Hafendamm anlegen, aber man fragt: wozu das Alles? Ohne den Besitz von Madagaskar ist Sainte Marie nur ein Anhaltepunkt für die Küstenfahrer und wird wohl über kurz oder lang ganz aufgegeben werden; es gewinnt aber sofort eine große Bedeutung, wenn Madagaskar im Besitz der Franzosen ist; dann kann es ein wichtiger Stapelplatz für die Aus- und Einfuhr und gleichzeitig ein werthvoller Zufluchtshafen werden. Auch läßt es sich leicht vertheidigen. Die Gesammtbevölkerung besteht jetzt aus höchstens 7000 Köpfen. Aber auch diese Malgaschen, welche „der Tyrannei der Howas“ nicht unterworfen sind, fühlen sich keineswegs glücklich. „Man hat ihre Civilisirung allzusehr beschleunigen wollen, man hat ihre Neigungen und ihren Geschmack brüskirt und ihrem ganzen Wesen Gewalt angethan. Ein Volk läßt sich nicht in einem Tag umwandeln; dazu bedarf es vieler Zeit, vielleicht mehrerer Jahrhunderte, und auch dann muß Blutvermischung stattgefunden haben.“

Der Malgasche ist ein wesentlich sinnlicher Mensch; ihm fehlt der religiöse Instinkt, und trotzdem hat man ihm Ansichten und Bräuche aufzwingen wollen, die er weder begreift noch versteht; man hat geglaubt, ihn sofort mit dem Weißen auf dieselbe Stufe heben zu müssen. Dadurch aber ist den natürlichen Anlagen, welche er seinerseits hat, Zwang angethan worden; er ist nun ein durch Heuchelei und Verstellung demoralisirtes Subjekt und hat außerdem den Respekt vor dem weißen Manne verloren, welchen er bisher als über ihm stehend zu betrachten gewohnt war.

Die Missionäre haben auch dort nur sehr wenig ausgerichtet. Die erbärmliche Eifersucht katholischer und protestantischer Sendboten spielt leider auch auf Madagaskar eine große Rolle. Charnay erzählt Folgendes. Ein englischer Methodist hielt an die Malgaschen in Tamatawe folgende Anrede: — „Meine Freunde. Die Franzosen sagen, die Religion, welche sie euch verkündigen, sei gut. Glaubt das nicht. Als Jesus Christus, unser Aller Herr, die Erde

Digitized by Google

durch seine Gegenwart heiligte, betrat er England und verkündigte uns seine Lehre; hattet aber wohl in Obacht, daß er niemals einen Fuß auf französischen Boden setzte. Darauf allein schon könnt ihr abnehmen, wer die wahre Religion hat." Wir wollen annehmen, daß Charnay hier übertreibt, obwohl es richtig bleibt, daß gerade die Methodisten ihre Reden oft sehr stark pfeffern.

Von Sainte Marie fuhr Charnay um die Nordspitze herum nach dem vielgenannten Nossi be, einer kleinen Insel vor der Nordwestküste. Sie ist zumeist kahl, weil die Malgaschen den Wald niedergebrannt haben, um Reis zu pflanzen; nur der Tucumbenwald wird durch den Schutz der Behörden in gutem Stand erhalten. Der Boden ist zu großem Theil vulkanisch; die vielen erloschenen Krater sind jetzt mit Wasser gefüllt. Die Rhede von Elsville ist gegen Nord- und Ostwinde geschützt und spiegelglatt, die Uferlandschaft lieblich; am Gestade liegen unter Palmen einige Dörfer der Malgaschen und eine kleine arabische Stadt. Der übrige Theil der Insel ist fast unbewohnt, weil die Regierung viele Ländereien an Weiße vergeben hat; die auf solche Art ihres Besitzes beraubten Malgaschen sind zumeist nach Madagaskar auszewandert. Man kann auch die Leute von Nossi be zu keiner anhaltenden Arbeit gewöhnen, wenn man ihnen nicht Zwang auferlegt. Aber auch so können die Pflanzer nichts Rechtes mit ihnen anfangen und verwenden deshalb zum größten Theil Makoas (Makuas, d. h. Mosambikneger vom afrikanischen Festlande) und Kaffern, deren Lieferung von Arabern besorgt wird.

Diese Araber haben zum Betzieb des Sklavenhandels und Menschenraubes Niederlassungen auf der Ostküste von Afrika, von welchen aus sie Streifzüge ins Land unternehmen. Sie kaufen oder rauben Schwarze; nicht selten verleiten sie dieselben durch Glasperlen und buntfarbige Zeuge und entführen sie. Dann werden die unglücklichen Geschöpfe unter freiem Himmel in große Verschläge eingesperrt, und sobald eine genügende Anzahl beisammen ist, auf kleinen Schnellseglern zusammengepackt. Diese führen gewöhnlich kaum ein halbes Dutzend Seelente als Bemannung. Die Sklaven erhalten nur so viele Nahrungsmittel, als unbedingt nöthig sind, um ihr Leben zu fristen; man mattet sie durch Hunger dermaßen ab, daß sie kaum im Stande sind, sich zu bewegen, sondern beinahe bewußtlos am Boden liegen. So können sie den Arabern nicht gefährlich werden; obnedin werden sie noch eingeschüchtert; man sagt ihnen, daß es gut sei, wenn sie recht mager wären, denn die Fetten würden von den Weißen abgeschlachtet und aufgefressen!

In den französischen Besitzungen sind Sklavenhandel und Sklaverei wenigstens dem Buchstaben nach verboten, man schafft deshalb die Schwarzen nach einer der Comoro-Inseln, etwa nach Mobeli oder Anjchuan, wo sie von den Arabern an Unterhändler abgegeben werden. Dabei wird die bekannte Komödie gespielt, daß man sie für „freie Arbeiter" ausgibt. Die Engländer spielen in jenen Meeresgegenden auch eine schlechte Rolle. Sie machen Jagd auf die arabischen Sklavenschiffe und hängen die Bemannung auf, sobald solch ein Fahrzeug in ihre Hände gefallen ist. So weit wäre Alles gut. Aber die Sklaven selbst werden von ihnen in einer ihrer Besitzungen, natürlich auch als „freie Arbeiter" verkauft und das bringt Profit. Die hochherzigen Briten nennen das: „dem Sklavenhandel steuern"! Dieser scheinheilige Unfug ist so bekannt, daß jeder Kommandant eines Kreuzers, der seinen Posten verläßt, dem Nachfolger eine Art von Clientel hinterläßt, die gut bezahlt wird. Es ist eine sehr erbauliche Sache mit der englischen Philanthropie. Charnay lernte auf Nossi be einen Araber kennen, welchem die Engländer alle seine Fahrzeuge abgenommen hatten.

Die Zigeuner in Spanien.

In der Einöde zwischen Guadiz und Tiezma im Königreiche Granada trafen die unseren Lesern wohlbekannten Reisenden Doré und Davillier eine alte Frau am Wege, die ihr Frühstück kochte. In der Gebirgswüstenei war sonst weit und breit keine Menschenseele zu erblicken. Das Weib war eine Zigeunermutter.

Ein anderes, noch viel anziehenderes Schauspiel hatten sie in dem Felsenneste Tiezma. Während die Maulthiere gefüttert wurden, schlenderten die beiden Männer durch die Straßen, in denen noch Vieles an die Zeiten der Maurenherrschaft erinnert. Vor einem halbverfallenen Hause blieben sie stehen, um sich durch das Eisengitter eine Scene zu betrachten, die für einen Maler wie geschaffen war. Im Hofe saß eine wunderschöne Gitana, ein Mädchen von etwa 17 Jahren; in der herabhängenden Hand hielt sie ein Tambourin; hinter ihr stand die Großmutter und kämmte ihr das rabenschwarze lange Haar. Auf einem Fensterabsatze saßen eine Katze und eine Elster in traulichem Nebeneinander; diese Thiere sind von je Lieblinge der Hexen und Unholdinnen gewesen. Ein großer Windhund mit erhobenen Ohren blickte die beiden Zigeunerinnen an. (S. 272.)

Noch ein anderes, zwar nicht eben delikates aber charakteristisches Bild stellte sich dem Künstler in Totona dar, dem Hauptquartier der Zigeuner im Königreiche Murcia. Er sah Gitanos in Menge beisammen, weil eben Markttag war, und in dem Hofe einer Posada (Herberge) betrachtete er eine jener Toilettenscenen, die in Andalusien, Neapel und Rom gar nicht selten sind. Eine junge prächtige Zigeunerin von etwa 20 Jahren, braun wie eine Bronzestatue, mit langen Augenwimpern und schwarzem gekräuselten Haar stand hinter einer alten Hexe, in deren Arm ein Knabe schlummerte; ein anderer dürftig bekleideter Bube lag neben einem Tambourin vor den Füßen seiner Großmutter, während der Vater des Mädchens, ein wild aussehender Kerl, hinter denselben stand.

Es ist in Spanien eben so wenig wie in anderen Ländern Europa's gelungen, die Zigeuner auszurotten oder zu vertreiben, obwohl sie gerade auf der pyrenäischen Halbinsel mit größerer Strenge und Barbarei behandelt wurden als sonst irgendwo. Sie traten dort schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf und wurden bald zu einer wahren Landplage; sie waren und blieben unverbesserliche Land-

Digitized by Google

streicher. Durch ein Edikt von 1499 wurde ihnen, bei Strafe der Landesverweisung, befohlen, sich in bestimmten Städten ansässig zu machen; 1539 wurde ihnen dasselbe geboten; wer als Vagabund betroffen werde, solle sechs Jahre auf die Galeere. Philipp der Zweite verbot ihnen, auf Messen und Märkten etwas zu verkaufen, wenn sie nicht eine besondere obrigkeitliche Erlaubniß aufweisen konnten, und Philipp der Dritte schärfte ihnen ein, binnen sechs Monaten Spanien zu verlassen; jeder rückkehrende Gitano sollte Todesstrafe erleiden. Einzelnen wurde freilich erlaubt zu bleiben, wenn sie in gewissen Städten von mindestens 1000 Feuerstellen sich fest ansiedeln würden; aber es wurde ihnen untersagt, sich Aegypter zu nennen und ihre Sprache zu reden. Philipp der Vierte untersagte ihnen allen und jeden Handel, verwies sie in besondere Stadttheile, verbot ferner sie als Gitanos zu bezeichnen; auch sollten sie

Alle diese Verfolgungen haben nichts gefruchtet, die Zigeuner sind immer noch da. Zwar leben die meisten in sehr armseligen Verhältnissen und werden von den Spaniern auf das Aeußerste verachtet, aber sie geben diesen Haß reichlich wieder zurück. Heute sind übrigens diese Gitanos doch viel harmloser als in früheren Zeiten, indeß noch immer Diebe und Betrüger. Des Mordes macht sich nur selten einer schuldig, aber untereinander haben sie oft blutige Kämpfe, Riñas, die zumeist durch Eifersucht hervorgerufen werden. Dann greifen sie zu dem langen, furchtbaren Messer, der Navaja, dessen Klinge die Gestalt eines Aloisblattes hat; aber eine noch gefährlichere Waffe bilden die Cachas, langen Scheeren, welche jeder Zigeuner bei sich führt, und die er sowohl auf dem Vließ eines Schafes oder auf dem Fell eines Maulthieres, wie im Kampfe trefflich zu handhaben versteht. In ganz Spanien, von den Pyre-

Eine Zigeunerin kocht sich das Frühstück. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ihre Tänze nicht mehr aufführen, keine Feuerwaffen tragen und sich lediglich dem Ackerbau widmen. Ganz besonders wurde eingeschärft, daß kein Zigeuner das Schmiedehandwerk ausüben oder Pferde besitzen dürfe, sondern nur Maulthiere und Esel.

Aber die Gitanos waren zäh, blieben bei ihrer alten Weise und trieben den Unfug fort; alle Strafandrohungen fruchteten nichts. Im Anfange des 18. Jahrhunderts, zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs, wurden die Bauern durch sie zur Verzweiflung gebracht; sie ließen denselben keine Ruhe, zogen in großen Banden umher und raubten in so frecher Weise, daß die Beamten angewiesen wurden, diese „öffentlichen Banditen“ auf dem Flecke nieder zu schießen, sobald sie sich weigerten, ihre Waffen niederzulegen. Ja, was in Spanien unerhört war, selbst in die Kirchen hinein, welche doch allen anderen Verbrechern ein Asyl boten, durften die Zigeuner verfolgt werden.

näen bis zu den Alpujarras, geht sicherlich jedes Pferd und Maulthier, eben so jeder Esel, im Jahre wenigstens einmal durch die Hand eines Esquilador oder Scheerers, der allemal ein Zigeuner ist, denn ein „alter spanischer Christ“, etwa mit Ausnahme der Arageneſen, gibt sich zu diesem Gewerbe nicht gern her. Diese Cachas, welche der Gitano als Handwerkszeug an seinem Gürtel trägt, sind von verschiedener Größe, bis zu anderthalb Fuß lang.

Mit Vorliebe ist der Zigeuner ein Roßtäuscher und kennt alle Kniffe und Kunststücke, um den Rossinanten ein möglichst hübsches Ansehen zu geben; die Frauen sind, wie überall, Wahrsagerinnen, die Mädchen tanzen für Geld.

Es liegt für uns europäische Menschen etwas seltsam Räthselhaftes und Fremdartiges in diesen Asiaten, welche vor fünfthalbhundert Jahren zuerst in unserem Erdtheil erschienen. Wo sie auch sein mögen, an der Donau, in Deutschland oder England, in Rußland, in Spanien, sie

Digitized by Google

sind und bleiben in ihrem Innern und in ihrem Wesen, wie sie immer waren, obwohl ihnen im Aeußern durch die Umstände manche Modificationen aufgezwungen wurden. Zwei heiße Länder sagen ihnen ganz besonders zu, Ungarn und Spanien; in dem letztern hat Georg Borrow sie beobachtet. Sein Buch: The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain, mit einer Originalsammlung ihrer Gesänge und Poesie, und einem reichhaltigen Wörterbuch ihrer Sprache, London 1841, 2 Bde., gilt mit Recht für klassisch. Eine Veranlassung der Dorè'schen Bilder haben wir dasselbe wieder zur Hand genommen und können uns nicht versagen, einige Auszüge mitzutheilen. Kein anderer Mensch ist jemals so tief und gründlich in das innerste Wesen der Zigeuner eingedrungen, wie dieser geistvolle, gelehrte und wunderbare Mann. Davon zeugen auch seine anderen Bücher (Lavengro; die Bibel in Spanien; Rommany Rye 2c.).

In Spanien reiste Borrow als Agent einer englischen Bibelgesellschaft. Am 6. Januar 1836 kam er aus Portugal über den Guadianastrom nach Badajoz, der Hauptstadt von Estremadura, wo er einen kurzen Aufenthalt nehmen und dann nach Madrid reisen wollte. Als er vor der Thür seiner Herberge stand und in das trübe Wetter hinaus sah, fielen ihm zwei in weite Mäntel gehüllte Männer auf, die aus einer Seitenstraße kamen. Sofort erkannte Borrow sie als Zigeuner, berührte den Arm des einen und äußerte „ein gewisses Wort", worauf jener, auf das höchste überrascht, die entsprechende Erwiederung gab. Sofort begann eine Unterhaltung im spanischen Dialekte der Zigeunersprache, welche Borrow geläufig redete; er erfuhr, daß in Badajoz und dem sechs Leguas entfernten Merida mehrere Zigeunerfamilien wohnen, die vom Handel mit Maulthieren und Eseln leben, aber alle arm sind; nur einer war sehr balbalo, d. h. reich, denn er besaß viele Maulthiere und anderes Vieh.

Die Männer gingen fort, um den übrigen Zigeunern die Kunde mitzutheilen, daß ein Fremder da sei, der eben so gut Rommany rede, wie sie selber, und der erraté, von Geblüt, zu sein scheine. Nach Verlauf einer halben Stunde war die Herberge mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt, aber mehr Schmutz und Elend hatte Borrow zuvor nie gesehen; auch konnte kein Zweifel sein, und das ganze Behaben und Aussehen zeugte dafür, daß diese Leute mit allen Lastern vertraut waren. Nach längerer Zeit gingen sie fort.

Am Abend besuchten die beiden Männer den Fremden, setzten sich um den Brasero, d. h. das Kohlenbecken, denn Oefen oder Kamine hat man in Südspanien nicht, und rauchten Papiercigarren. Der eine, ein sittlicher Mensch, war schlank und knochig, sprach wenig und war eine groteske Erscheinung; der andere mochte etwa 30 bis 35 Jahre alt sein und hatte eine herkulische Gestalt. Das schwarze Haar hing ihm gleich einer Thiermähne um Hals und Schultern, das Gesicht war entsetzlich pockennarbig, und über die Augen, welche wie jene des Frettchens glänzten, hingen buschige Brauen herab. Er trug einen mächtigen Schnauzbart und hatte vortreffliche Zähne; sein rechter Arm aber war abgemagert und hing wie ein verdorrter Zweig am Leibe, während der linke ungemein muskelstark war. Der ganze Mensch sah entsetzlich wild aus; nachdem er den Mantel abgeworfen, saß er da halb nackt und halb zerlumpt. Eine Weile verhielt er sich still am Kohlenbecken, dann brach er sein Schweigen.

„Woher kommst Du, Bruder? Ich weiß, Du bist in Portugal (Kaleró) gewesen, aber Du kommst mir nicht vor wie ein Portugiese. Bist wohl einer von den Gorahas; dort sollen viele von unserm Blute sein. Sag, bist Du ein Gorahano?"

„Nein, ich bin kein Maure, kenne aber das Land; ich bin aus einer Insel in der Westsee gebürtig; sie heißt England."

„Von der habe ich erzählen hören; die Engländer haben ja hier im Lande Krieg geführt und diese Stadt (Badajoz) den Gabiné (Franzosen) abgenommen; ich war damals ein Kind. Sind in England viele Gitanos?"

„Eine ziemliche Menge, wie in den meisten anderen Ländern auch."

„Nähren sie sich wie wir hier?"

„Allerdings; sie ziehen mit Pferden auf Messen und Märkte, stehlen Pferde, wo es angeht; die Frauen sagen wahr und verdienen damit mehr Geld als die Männer."

„Nun, das versteht sich von selber. Ich habe eine Gitana gekannt, die in ein paar Stunden 20 Unzen Gold verdiente, während ihr Mann am Tage kaum ein paar Realen erwarb."

„Du siehst mir recht arm aus, bist Du verheirathet?"

„Ja, und mit der hübschesten Kalli von Badajoz. Aber seit unserem Hochzeitstage ist es uns schlimm ergangen, doch das wird wohl meine eigene Schuld sein. Ich war einst wohlhabend und hatte nie weniger als sechs Esel zu verkaufen oder zu vertauschen, aber zur Hochzeit verkaufte ich Alles, um eine recht große Fiesta (Festlichkeit) zu veranstalten. Drei Tage gings lustig genug, als aber die Sache vorbei war, hatte ich keinen Quarto mehr, und kein Mensch wollte mir auch nur einen Thaler borgen. Seitdem gehts schlecht. Dann und wann scheere ich ein Maulthier, meine Frau sagt Bahi (verkündet Glück); aber was hilft das? Auf einen glücklichen Schlag, der uns wieder schnell auf die Beine helfen könnte, lauern wir bis heute. Meine Kalli wäre heute Abend gern mit hergekommen, aber sie hat nicht mehr Kleider auf dem Leibe wie ich selber. Im vorigen Sommer war ich so schlimm daran, daß wir über die Grenze gingen; meine Frau sang und spielte; aber in Estremez wurde ich als Dieb und Landstreicher eingesperrt, und dort könnte ich noch sitzen und hungern, wenn meine Frau nicht jener des Gorregidor eine wunderbare Bahi erzählt und ihr große Schätze und Titel versprochen hätte. Dadurch kam ich frei."

„Aber in anderen Ländern hilft ein Zigeuner dem anderen; ist das bei euch nicht Sitte?"

„El Krallis ha nicebado la liri de los Cales! d. h. der König hat das Recht der Zigeuner zu Grunde gerichtet. Wir sind nicht mehr, was wir einst waren, als wir in den Gebirgen und Wüsten lebten und uns fern von den Busné (Nichtzigeunern) hielten. Jetzt müssen wir unter ihnen hausen und sind beinahe wie sie geworden. Wir leben nicht mehr so brüderlich, und oft ist ein Gitano der ärgste Feind des andern."

„Also zieht ihr nicht mehr im Land umher, sondern habt feste Wohnungen in Städten und Dörfern?"

„Im Sommer thun sich wohl mehrere von uns zusammen und leben draußen; da trifft es sich wohl, daß wir ein Maulthier oder ein Pferd umsonst kaufen und nehmen wohl auch einem Busné das Ueberflüssige. Aber das ist auch Alles; die Busné sind gar zu arg hinter uns her, und manchmal werden wir von den Bauern angegriffen. Dann wehren wir uns, so gut es geht. Unsere Cachas sind eine gute Waffe; ich habe damit einmal einem Busné die Nase rein aus dem Gesicht weggeschnitten; das war in der Nähe von Truxillo. Wir wandern nicht weit; ich meinerseits bin noch nie in Andalusien gewesen, wo doch

Digitized by Google

Viele von unserem Gebiet wohnen; dort halten sie auch noch unser Gesetz."

„Was versteht ihr hier in Spanien darunter?"

„Nun, das wirst Du doch wissen! Die Busnó bei jeder Gelegenheit zu betrügen und unseren Leuten im Leben und im Tode getreu zu sein." —

Borrow verweilte längere Zeit in Badajoz, um das Leben und Treiben der dortigen Zigeuner recht genau kennen zu lernen. Er übergenzte sich, daß sie ganz so waren, wie wir sie überall finden; sie leben von Schwindel und Betrug, und ihre unschuldigste Beschäftigung ist das, was sie menrabar nennen, die Spanier esquilar, d. h. sie scheeren Pferde und Maulthiere. Eine Religion haben sie nicht; Borrow hörte die Bezeichnungen Gott, Christus und Maria kaum anders als in Flüchen und Verwünschungen aussprechen. Ihre Verfahren scheinen übrigens an eine Art von Seelenwanderung geglaubt zu haben, sie selber lachen jedoch über eine solche Vorstellung und sind der Ansicht, daß mit dem Leibe auch die Seele ein Ende habe. Wir sind, sagen sie, schon in diesem Leben so elend, — was sollen wir noch einmal leben? Borrow übersetzte ihnen Einiges aus der Bibel, namentlich die Parabeln von Lazarus und vom verlornen Sohn, erzählte ihnen auch von Abraham und den Propheten. Das machte ihnen große Freude, aber nicht des Inhalts wegen, sondern weil sie sich überzeugten, daß ihre Sprache gelesen und geschrieben werden könne.

Einige Tage später kam der einarmige Zigeuner wieder und brachte seine hübsche Frau und deren Vater Antonio mit. Dieser, ein Mann von etwas über 50 Jahren, trug einen Schafspelz und einen hohen andalusischen Hut, sein Gesicht war dunkel wie Pfeffer, und aus seinen Augen loderte eine unheimliche Gluth. Er sprach zu Borrow:

„Gib mir deine Hand, Bruder; ich wäre schon früher zu Dir gekommen, mußte aber nach Olivenza, um ein Pferd zu holen. Nun bin ich hier. Du kennst Vieles, was wir nicht wissen. Ich aber bin ein Zincalo auf allen vier Seiten, ich liebe unser Blut und hasse das der Busnó. Ginge es mir nach, so wollte ich jeden Tag mein Gesicht im Blute der Busnó waschen. Sie sind zu nichts weiter gut, als daß man sie beraubt und todtschlägt. Aber die Calorí (Zigeuner) liebe ich, und es soll mich freuen, wenn Du mir von unserem Blut in fremden Ländern etwas erzählst."

„Hast Du nie Calorí aus fremden Ländern getroffen?"

„O ja, Bruder, ja. Ich war Soldat, als wir mit den Franzosen Krieg hatten. Der Krieg paßt freilich für uns nicht, aber damals waren wunderliche Zeiten. Ich mußte unter die Engländer gehen, und wir jagten die Gabiné (Franzosen) bis an die Grenze. Da hatten wir eine Schlacht; die Verwirrung war groß, und wir wurden handgemein. Auf mich rannte ein Franzos mit seinem Bayonnett ein und es ging hart her. Dann warfen wir die Waffen weg und packten einander; aber der Franzose war stärker, riß mich zu Boden, setzte mir seine Kniee auf die Brust und packte mich bei der Kehle. Dann nahm er das Bayonnett und wollte es mir in den Rachen stoßen. Dabei war ihm seine Kappe vom Kopfe gefallen. Als ich ihn anfah, rief ich so laut, als ich konnte: Zincalo, Zincalo! Da schauderte er zusammen, ließ mich los, drehte sich um und weinte. Ich lag noch an der Erde, und war fast todt; er aber kniete neben mir nieder, nannte mich Bruder und gab mir aus seiner Flasche zu trinken. Ich erholte mich, und wir haben uns um die Busnó nicht bekümmert. Laß die Hunde sich todtschießen, sagte er zu mir; was geht das uns an, sie sind nicht von unserem Blute. Wir blieben bis zum Abend beisammen; er sagte, ich solle mit ihm in sein Land kommen und dort mit den Zincali leben, aber es fehlte mir an Herz und so schieden wir. Er war ein Magyoro (aus Ungarn)."

Die Gitanos in Estremadura nennen sich Schaí oder Schabos und wollen aus Aegypten stammen, können aber für diese falsche Behauptung gar keine Gründe anführen; sie sagen nur, ihre Väter hätten es so gesagt.

In Madrid wohnen die Zigeuner gern in der Nähe des Mercado, wo Viehmarkt gehalten wird, in zwei engen schmutzigen Gassen, der Calle de la Comadre und dem Callejon de Lavapiés; ihre Zahl übersteigt aber vielleicht 50 nicht, und sie stammen aus Valencia. Ein angenehmes Leben führen sie nicht, weil sie von den spanischen Gbalanes (Pferdehändlern und Roßkämmen) tödlich gehaßt und nicht selten vom Markte fortgeprügelt werden. In den Gefängnissen von Madrid sitzen gewöhnlich ein Dutzend Zigeuner wegen Pferdediebstahls.

Die Gesammtzahl der Gitanos in Spanien beträgt höchstens 30 bis 50,000 Köpfe. Am zahlreichsten sind sie in Andalusien, namentlich in Granada, das in der Zigeunersprache Meligrana heißt. Sie befinden sich aber dort in fast noch armseligeren Verhältnissen als in Estremadura. Allerdings ist Granada selbst nahezu die dürftigste Stadt in ganz Spanien, und von den 50,000 Einwohnern sind nicht wenige Bettler.

Manche Gitanos leben wie wahre Troglodyten und haben als Wohnung eine Erdhöhle in den Schluchten, welche zu den Alpujarras hinaufführen; auf einem Ausläufer dieses Gebirges steht Granada. Die Gitanos beschäftigen sich dort vorzugsweise gern mit dem Schmieden des Eisens. Manche haben ihre Werkstätten in Höhlen, und es gewährt einen malerischen und romantischen Anblick, sie bei Nacht arbeiten zu sehen. Da stehen denn die brannen herkulischen Männer fast nackt, rußig, zwischen Rauch und Flammen und hämmern; sie sehen aus wie Dämonen. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die königlichen Verordnungen den Gitanos alle Schmiedearbeit verboten haben, allein diese kümmerten sich darum nicht, und so stehen sie vor dem Amboß jetzt wie immer.

Sevilla ist stets ein Lieblingsaufenthalt der Gitanos gewesen, und sie sind dort zahlreicher als in irgend einer andern Stadt Spaniens. Ihr wahres Hauptquartier ist in der Vorstadt Triana, in welcher ausser ihnen sehr gefährliches christlich-spanisches Gesindel haust. Die Zigeuner wohnen hier in den elendesten Gassen, zwischen eingestürzten Mauern und verfallenen Klöstern. Dort führen sie den Hammer, beschneiden den Pferden das Haar und scheeren mit ihren Eschas den Rücken von Maulthieren und Eseln. Von diesen Schlupfwinkeln aus ziehen sie in die Stadt und weit und breit in die Umgegend an die schönen Ufer des Leu Baro, d. h. des großen Stromes, Guadalquivir, und rösten am Feuer Kastanien. Viele stehen auch mit den Schleichhändlern in Verbindung, welche aus Gibraltar englische Waaren holen.

Die Zigeuner behaupten, daß sie gerade in Andalusien ihre Sprache, Sitten und Gebräuche am besten bewahrt hätten; doch ist das nicht so unbedingt der Fall. Borrow hat gefunden, daß die Zigeunersprache in einigen anderen Gegenden Spaniens weniger mit fremden Wörtern vermischt war; die Gitanos in Cordova, welche allerdings nur unzefähr ein Dutzend Familien zählten, lebten viel brüderlicher und zigeunerischer als jene in Sevilla. Bei ihnen fand Borrow eine vortreffliche Aufnahme, weil sie fest überzeugt waren, daß er „vom Blute" sei. Sie ließen niemals Busnó in ihre Wohnungen, außer bei Hochzeiten. Dann

Digitized by Google

Zigeunerinnen in Triana. (Nach einer Zeichnung von P. Tocé.)

Digitized by Google

Zigeuner in Triana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Digitized by Google

gewähren sie vornehmen Leuten Zutritt, welche sich dann an der Unterhaltung mit den Mädchen und Frauen, an deren Spiel und Gesang ergötzen. Das bringt Geld ein. Vor Borrow verhehlten sie auch ihre geheimsten Gedanken nicht.

Die Gitanos sind jetzt keine Nomaden mehr und flößen anderen Leuten keinen Schrecken mehr ein. Durch den Aufenthalt in den Städten ist doch auch etwas von Civilisation selbst an sie gekommen, und ihre Sitten und Gebräuche sind viel weniger wild geworden. Im Allgemeinen stehen sie mit den niedrigsten Klassen der Spanier so ziemlich auf derselben Stufe, und manche können recht gut lesen und schreiben. Die alten Zwangsgesetze, deren wir weiter oben erwähnten, gelten nicht mehr; Zigeunerkunden können die Schulen besuchen, und der Zigeuner hat mit anderen Spaniern gleiche Rechte. Sie werden, wie schon gesagt, bleiben, was sie immer waren, denn ihr Grundwesen können sie nicht ändern, aber sie modifiziren es in Folge der äußeren Einwirkungen, und das ist immer schon ein Fortschritt und ein Gewinn.

Das Saterland und seine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Warnungen vor dem Saterland. — Tor Post nach Rhauderfehn. — Das Fehn. — Utende. — Aberglaube der Bauern. — Schmutzige Straßen. — Holzschuhe. — Strickstrümpfe. — Die Mundart. — Mündliche falsche Nachrichten über das Saterland. — Ausdehnung und Lage des Landes. — Abgeschiedenheit Saterlands. — Der Name. — Geschichtliches. — Die Saterländer sind Sachsen, keine Friesen. — Dörfer und Moore. — Feldarbeit.

Gehe nicht ins Saterland! rief man mir von allen Seiten. Es ist nur ein großer Haufen Hochmoor, der unter den Füßen zittert und schwankt, und auf dem man keinen Augenblick vor dem Versinken sicher ist. Halb auf, halb in diesem Moor stehen die erbärmlichen Hütten, in denen die halbnackten Bewohner ihr Leben fristen; von hier aus ziehen sie früh Morgens an ihre Arbeit, mit durchgesteckem Haubstock ihren riesigen Buchweizenspfannkuchen auf der Schulter tragend; hier versammeln sie sich um den Mittagstisch, wenn man ein auf einem Klotz liegendes aufgehobenes Stück Holz so nennen darf; hier schlürfen sie ein braunes Gebräu, Kaffee genannt, wobei ein an einem Faden hängendes Stück Kandis von Mund zu Mund wandert, um am folgenden Tage abermals beleckt zu werden. Menschen und Vieh, besonders Schweine, verkehren hier durchaus ungenirt in friedlicher Eintracht, und wenn diese Bestie ihre neugierige und gefräßige Schnauze in den Topf steckt, so erhält sie einen Schlag mit dem Löffel, der alsdann ohne Umstände wieder in den Topf wandert. Der Schmutz klebt sauftdick an den Wänden, die Wege sind unergründlich, die barbarische Sprache ist nicht zu verstehen! Darum gehe nicht ins Saterland!

Hilft Alles nichts; wir gehen doch ins Saterland, um denn auch einmal solche Urzustände mit eigenen Augen zu sehen; außerdem haben wir ja dem Herrn Herausgeber des „Globus“ das Versprechen gegeben, diese Handvoll deutscher Erde zu bereisen und für ihn zu beschreiben. Also das Bündel geschnürt und fort nach jener terra incognita, die da Saterland heißt.

Wir kamen über Leer nach Ihrhove und mußten nun die Eisenbahn verlassen. Von hier nach Rhauderfehn, unserm nächsten Bestimmungsorte, gibts eine Fahrgelegenheit, aber was für eine? Ein Bauernwagen mit vorn offenem Verdeck, welches oben durchlöchert, inwendig zerfetzt, auswendig zerlumpt, hinten zerrissen, an dem mit einem Worte keine ganze Stelle zu finden, hatte die heute die Reisenden hin und her getragen. Aber das Loos alles Schönen in dieser Welt hatte auch ihn betroffen; ein Wagen neuern Datums fuhr heute zum ersten Male, und jener konnte sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen. Nun war freilich sein Nachfolger keineswegs neu, sondern mir ein alter, austrangirter, für wenige Thaler erstandener Postwagen mit dem Respekt gebietendem G. R. (Georg Rex.) Aber wenn derselbe auch so niedrig ist, daß er allen Hüten den Tod geschworen hat; wenn auch seine Thüren stets das Weite suchen und mit Bindfaden festgehalten werden müssen; wenn er auch auch bald nach hieher, bald nach jener Seite gegen unsere Reisegefährten warf, so hatten wir doch alle Ursache, und des Tausches zu freuen, und er brachte uns glücklich nach Rhauderfehn. Sogar die Sonne, die seit mehreren Tagen hinter dicken Regenwolken sich aufgehalten, schien sich dieses neuen Vermittlers zu freuen und schickte reichliche Strahlen hernieder.

Das Rhauderfehn besteht aus zwei Theilen, aus dem West- und Ostrhauderfehn, von welchen ersteres als der betriebsamste und ausgebreitetste Theil kurzweg nur „das Fehn“ genannt wird. Das Wort Fehn oder Fehn stammt von dem altfriesischen Fen und bedeutet einen Sumpf oder Morast, niedriges, wasserreiches Land. Soll ein solches Moor kultivirt werden, so wird es nach einem bestimmten Plane eingetheilt und parzellirt und mit Haupt- und Nebenkanälen durchschnitten. Mit den Jahren verschwindet das Moor, der abgetorfte Boden wird kultivirt, es entstehen Häuser und Gärten und Wiesen. Solche planmäßig abgetorfte, mit Kanälen durchschnittene und mit Gebäuden aller Art besetzte Distrikte nennt man Fehne.

Rhauderfehn wurde im Jahre 1763 angelegt, und wo damals nur eine ungeheure Oede Wüste zu finden war, da leben jetzt mehr als 3200 fleißige und theilweise wohlhabende Menschen. Es wird seiner ganzen Länge nach von dem Hauptkanale durchschnitten, von dem links und rechts verschiedene Nebenkanäle (Anwieken) zum Meere führen, um vermöge dieser den Torf durch den Hauptkanal verschiffen zu können. Die Bevölkerung zerfällt in eine lutherische und katholische Gemeinde; erstere hat seit 1848 eine eigene Kirche. Wie sehr Westerhauderfehn im Aufblühen begriffen ist, beweisen folgende Zahlen. Im Jahre 1823 betrug dessen Bevölkerung 711, im Jahre 1839: 1151, 1847: 1610, 1855: 2037, 1859: 2240 Seelen, hatte sich also innerhalb 20 Jahren verdoppelt, während dahingegen in den so blühenden Papenburg sich die Bevölkerung in 36 Jahren noch nicht verdoppelte, denn solche betrug hier 1823: 3668, 1858 aber erst 6082 Einwohner.

Von Ostrhauderfehn führt der Weg über's Hochmoor (d. i. noch nicht abgetorftes Moor als Gegensatz zum Kregmoor), eine

Digitized by Google

traurig öde Gegend. Wir hatten das Glück, solches an der Seite unsers wortkargen Führers mutterseelen allein durchschreiten zu müssen, fanden also hinreichende Gelegenheit, äußeren und inneren Betrachtungen Audienz zu geben. So weit das Auge reichte, war kein lebendes Wesen zu sehen; außer einigen aufstiegenden blumen Haideerchen und einer rasch dahin eilenden Eidechse erblickten wir keine Spur animalischen Lebens. Aber links und rechts zeigten sich die Produkte menschlichen Fleißes: hier eben erst gegrabener und zum Trocknen aufgestellter Torf, dort solcher in geschlossenen Haufen, zum Verschiffen bereit stehend. Das Torfgraben selbst geschieht nur in den frühesten Morgenstunden.

Dieses Hochmoor trennt hier Ostfriesland und Oldenburg, und ein sogenannter Hoheitsgraben bezeichnet die Grenze beider Länder. Rasch überschritten wir dieselbe und befanden uns nun im Saterland.

Das erste Dorf, welches man erblickt, ist Ulende; solches soll schon von Ptolomäus im zweiten Buche seiner Erdbeschreibung erwähnt werden!! Die einzelnen Häuser dieses Dorfes liegen wie faß überall im Saterland recht weit von einander entfernt, so daß man meistens nicht weiß, ob man sich in einem Dorfe, oder bei einzeln stehenden Gehöften befindet. Eben vor Ulende hatten wir das Glück, einen gar nicht unwissenden, wohlhabenden Saterländer als Wegweiser zu finden. Nachdem wir seine neugierigen Fragen — neugierig sind die Saterländer alle, was bei ihrer Isolirtheit leicht zu erklären und gern zu entschuldigen ist — über woher, wohin? ꝛc. beantwortet, begann unser Examen über Alles, was das Auge erblicken konnte. Unsere Frage nach den Schlangen auf dem Hochmoore öffnete vollends die Schleusen seiner Beredsamkeit. Schlangen gäbe es viele, sie bissen besonders die Schafe, aber auch die Menschen, wenn auch selten mit tödtlichem Erfolge. Aber schmerzhaft sei solch' eine Wunde. Doch wohne in seiner nächsten Nachbarschaft ein ganz gewöhnlicher Mann, der durch bloßes Segnen, ohne daß er auch nur den Verwundeten berühre, heilen könne. Das verstänken natürlich die katholischen Priester auch, die lutherischen Pastöre aber könnten es nicht. (Wir fanden hier überall die Meinung verbreitet, Reformirte seien die eigentlichen Ketzer, eine Sekte, die den vollen Haß der allein seligmachenden Kirche verdiene. Da wir nun leider diesen Ketzern angehören, so haben wir, um uns nicht von vornherein Thor und Thür zu verschließen, in dieser Beziehung einfach den Gattungsnamen „Protestant" für uns in Anspruch genommen.)

Schlimmer sei es aber, den oder die Teufel auszutreiben, das könnten die katholischen Priester ganz allein. In Lingen habe ein Knabe den ganzen Leib voller Teufel gehabt; er sei so wild gewesen, daß oft sechs Männer ihn hätten halten müssen. Beim Hören des Namens Gottes sei er erschüttend geworden, wenn man aber vom Teufel geredet habe, sei er außer sich vor Freuden gewesen. Der lutherische Vater hätte von der Hülfe eines katholischen Priesters nichts wissen wollen, aber die ebenfalls lutherische Mutter hätte doch einen solchen um seinen Beistand gebeten. Kaum trat der Priester ins Haus, so wurde der kurz zuvor noch so wüthende und verteufelte Knabe ruhig, und alle Teufel waren zum Teufel. Aber, sagte unser Gefährte, eine solche Ausübung ist oft sehr gefährlich, denn nicht selten fährt der Böse aus Rache in den Ausübender und wird dieser dann des Teufels. Darum befaßten sich denn auch die Priester mit solcher Arbeit nicht gern, aber wenn man's verlange, müßten sie.

Das war das erste Pröbchen, welches wir von dem Bildungszustande der Saterländer erhielten.

Das Hauptprodukt dieses Ländchens (salva venia) — Dreck, zeigte sich in mehr als genügender Weise. Wie Italien außer Citronen, Pomeranzen, Feigen, Mandeln ꝛc. auch Schornsteinfeger hervorbringt, so findet man im Saterland nicht nur Rindvieh, Korn, Bienen, Torf ꝛc., sondern auch das genannte Produkt in ungeheurer Masse. Alle Wege und Stege sind reichlich damit bedeckt, und das wenige Pflaster, welches man in zwei Dörfern findet, kann man nur fühlen, nicht sehen, denn bei unserm Dortsein wurde am Sonnabend mittelst einer umgekehrten Haede (Rechen) wenigstens eine drei Zoll hohe Decklage abgeschoben. Eine weitere Reinigung erachtete man für unnöthig, und wollen wir auch gern zur Ehre der Wahrheit erklären, daß nach dieser Procedur an einigen Stellen sogar das Pflaster sichtbar geworden war, und mehr konnte man doch nicht verlangen. — Gewichtige Stiefeln sind hier die großartigste Verschwendung, darum geht auch der Saterländer fast immer in Holzschuhen, und sogar die wenig niedlichen Füße der Frauen stecken in diesem groben Fußzeug. In Holzschuhen geht man nicht nur an die Arbeit, sondern auch in die Kirche. Verschiedene Holzschuhmachereien im Lande versorgen dies von der Natur des Bodens und der Anti-Reinlichkeitsliebe seiner Bewohner erhobene Bedürfniß.

Das erste Kirchdorf, welches wir zu durchreisen hatten, ist Strücklingen. Es liegt zu beiden Seiten des mitten durch dasselbe gehenden Weges zerstreut umher. Bei unserm Einzug in dasselbe begegnete uns ein altes Weib, welches Pflanzen auf dem Wagen und eine Kuh vor demselben halte. Sie trug ein karriktes blau kattunenes Tuch als Kopfbedeckung; dasselbe war im Dreieck zusammengefaltet und unter dem Kinn zusammengebunden, der dritte Zipfel hing hinten über den Kopf. Ein rothes Tuch bedeckte Rücken und Brust zur Hälfte. Ein häßlicheres Weib haben wir in unserm Leben nicht gesehen. Sind die Saterländerinnen in Folge der schweren Arbeiten, die sie zu verrichten haben, überhaupt nicht hübsch, so schien diese Alte die Quintessenz alles Häßlichen in sich vereinigt zu haben. Sogar der Teufel ist noch hübsch gegen sie. Hätten wir noch mitten im Hexenglauben gesteckt, wir würden das Hasenpanier gewählt haben. Der Kopf war wie der eines Bullen; die Knochen, die ihr durch die Backen stecken, schienen kleine Pfähle zu sein, und das Augenpaar war gewiß einer Eule gestohlen. Als sie unser Guten Tag! erwiderte, gings uns kalt über den Rücken. Eine solche Stimme hatten wir nie gehört, selbst die Kuh vor dem Wagen erschrak.

Kurz vor Strücklingen liegt eine verrufene Wiese, nach welcher der Saterländer sich ungern fragen läßt. Dort sand nämlich am 28. Januar 1841 ein Mord statt. Ein Jüngling hatte sein Mädchen, mit der er längst verlobt war, verführt. Als sie ihm ihren Zustand entdeckte, da faßte er gleich den Vorsatz, sie zu tödten. Denn seine Eltern verlangten, daß er eine „bessere Parthie machen solle". Verlassen durfte er sie nicht, denn die Volkssitte nöthigt mit besonderer Strenge die jungen Burschen, das von ihnen entehrte Mädchen zu ehelichen. Weigert er sich, so wird er gleich einem Paria ausgestoßen, alle anständigen Jünglinge und Mädchen weigern sich, mit ihm umzugehen, und die Verwandten der Geschwächten lassen keinen Schritt unversucht, die Verehelichung zu Stande zu bringen.

Zweimal war der Mörder mit seiner Braut ausgegangen, jedesmal mit dem Vorsatz, sie ums Leben zu bringen, aber einmal hörte er Leute in der Nähe, ein ander Mal wurde er sonst abgehalten. Am genannten Tage führte er sie ungefähr 200 Schritt vom Dorfe ab, warf sie nieder und zerschnitt ihr mit kannibalischer Grausamkeit die Kehle. Der Arm der Gerechtigkeit ergriff aber den Doppelmörder, und wenn er auch anfangs Alles hartnäckig leugnete, so gestand er doch endlich seine Unthat und wurde am 5. Aug. 1842 zu Friesoythe mit dem Schwert hingerichtet.

Eine kleine vom Referenten Hofrath von Buttel herausgegebene Schrift erzählt aktengemäß den ganzen Hergang dieser Sache. Trotzdem das Büchlein sich fast in jedem Hause befindet, so hielt es doch schwer, solches zu erhalten, und als

Digitized by Google

und endlich das gelang, wurde es und heimlich zugesteckt und wir wurden gebeten, es Niemand zu zeigen oder zu sagen, von wem wir dasselbe hätten, denn Alle erblicken in jener Schandthat eine Beschimpfung ihres Landes, welche zu rächen Pflicht sei.

Sonst ist der Saterländer sehr mittheilsam, und wenn wir an anderen Orten, sobald man unsere Absicht, über sie zu schreiben, durchschaute, oft mit großem Mißtrauen und mit noch größerer Wortkargheit behandelt wurden, kam man uns im Saterland überall mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Jeder schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, uns unsere Fragen nach Wunsch zu beantworten. Denn, meinte man, es sei endlich Zeit, daß die übrige Welt Wahrheit über sie erfahre; die wenigen Schriftsteller, die sich seither mit ihnen beschäftigt, hätten sammt und sonders ihre phantastischen Gebilde für baare Wirklichkeit aufgegeben. So erzählt z. B. Professor Dr. Minssen in Ostenstraucht friesischem Archiv: „Hat sich ein junger Bursche mit einem Mädchen verlobt, so betrachten sie sich als Ehegatten, ohne daß sie erst die Erlaubniß der Eltern einholten. Der Bursche besucht seine Braut des Abends, wenn Alles im Dorfe sich zur Ruhe begeben hat. Zuweilen wird er von ihr erhört und heimlich in ihre Kammer geführt. Man darf die Saterländer nach diesen Kommnächten, die unseren Begriffen von Moralität freilich widersprechen, nicht allzustrenge beurtheilen, denn beide Brautleute betrachten sich, wie gesagt, nach der Verlobung vollkommen als Ehegatten, und keinem von Beiden würde es einfallen, sein Versprechen zurückzuziehen ꝛc.“ Wir haben und nach dieſen „Kommnächten“ verſchiedentlich erkundigt, aber sogar eine 82jährige, rüstige, noch hiesigen Verhältnissen intelligente Frau hörte jetzt zum ersten Male davon. Alle aber waren erbost, daß Minssen, der doch lange Zeit unter ihnen aufgehalten, solche abenteuerliche Unwahrheiten in die Welt hineingeschrieben habe.*)

Es geht Saterland, wie Maria Stuart: es ist besser, als sein Ruf. Die Eingangs erwähnten Warnungen unserer Freunde sind theilweise kaum halb wahr, theilweise ganz aus der Luft gegriffen. Sehen wir uns Land und Volk etwas näher an.

Saterland, von den Bewohnern Säterlohnd genannt, erstreckt sich zu beiden Seiten der Marka oder der Sater Ems entlang, vom Zusammenfluß der Marka mit der Düke, bis wo die Sater-Ems das oldenburgische Gebiet verläßt und unter dem Namen Leda in Ostfriesland eintritt, um sich später bei Leer in die Ems zu ergießen. Nur flußauf- und abwärts hat es Verbindungsstraßen mit der Außenwelt und eigentlich auch fast nur flußabwärts. Im Uebrigen ist es von weiten Hochmooren umgeben, durch welche nach Osten zwei Wege gebahnt sind. Durch die westwärts gelegenen Moore ist nur der oben genannte Weg nach Rhauderfehn vorhanden. Vor 1811 kannte Saterland nur Wasserwege, von denen der eine nach N., der andere nach S. führte. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt war es gleichsam ein Asyl. Wer sich hier befand oder von hier entkam, wurde nicht mehr verfolgt, denn man hielt es für eine Unmöglichkeit, hinein oder heraus zu kommen, und was vielleicht dem Glücklichen gelang, wurde vom Verfolger nicht einmal versucht. Eigentlich offen ist das Land nur flußabwärts nach N. und wird auch von hier aus bevölkert worden sein. Wie die Sage erzählt, sollen drei aus Westfriesland eingewanderte Personen die ersten Bewohner dieses Landes gewesen sein. Das Dorf Ramsloh wäre nach derselben von Block, Scharrel von Awieck und Strückinzen von Kerkhoff angelegt worden, Familiennamen, die noch heutzutage hier gefunden werden.

Ueber den Namen Saterlands ist viel gefabelt. In alten Urkunden heißt es bald Sigilterland, bald Sagelter-, Sägelter, Sägter- oder Saterland. Der erstere Name gibt uns die Deutung selbst in die Hand. Comitia Sigchiltra war das um Sögel, früher den Mittelpunkt der Grafschaft, liegende Land. Sögel, lateinisch Sigchiltra, verlor freilich Glanz und Macht, aber der Name blieb und wurde später von dem jetzigen Saterland in Anspruch genommen. Aus Sigchilterland ist im Laufe der Zeit Saterland geworden.

Die älteste Geschichte dieses Ländchens ruht im undurchdringlichen Dunkel; erst gegen 1400 fuhren wir etwas Bestimmteres. Bis dahin gehörte es den Tettenburgern, die es in diesem Jahre dem Bischof von Münster abtraten. Von dieser Zeit an ist die Geschichte ein ewiger Kampf zwischen Volk und Regierung, denn man stemmte sich mit Gewalt gegen Alles, was die Bischöfe ihnen aufzuerlegen versuchten. Nur gezwungen unterwarfen sie sich fremden Gesetzen, denn sie wollten nach alter Gewohnheit sich selbst regieren.

Alljährlich versammelten sich am Neujahrstage die zwölf Bürgermeister auf dem höchsten Kirchhof des Landes, zu Ramsloh, und jeder Hausvater mußte bei Brüche einer Tonne Biers dieser Versammlung beiwohnen. Die Bürgermeister vertheilten die an den Bischof zu zahlenden Abgaben nach dem Verhältniß des Vermögens jedes Einzelnen; sie verwalteten das Gemeindeeigenthum; sie entschieden über Grenzstreitigkeiten; sie vertealen das Land der Regierung gegenüber; sie protestirten gegen neue Abgaben und Lasten, die man ihnen nur zu gern aufbürden wollte, sie leiteten die Volksversammlungen und sie sorgten für die Wahl neuer Magistrate. Machte man bei ihnen eine Klage anhängig, so citirten sie den Beklagten und die Zeugen, sie vernahmen beide Parteien und machten dann ihren Ausspruch öffentlich in der Volksversammlung bekannt. Maß und Gewicht stand unter ihrer Aufsicht und sie hatten das Recht, Jeden, der gegen die bestehenden Gesetze gefehlt hatte, zu strafen und ihn pfänden zu lassen, wenn er nicht gutwillig die Strafe, die meistens in einer gewissen Quantität Biers bestand, zahlen wollte. In der Kirche aber befand sich eine Kiste mit dem Archive des Landes; jedes Kirchspiel hatte einen Schlüssel zu den drei Schlössern, mit denen dieselbe verschlossen war. Unter französischer Herrschaft wurde das Archiv verkauft. Schwere Verbrecher wurden zu Friesporte oder Kloppenburg verurtheilt. Der Saterländer aber, stolz auf die Ueberreste seiner Freiheit, hütete sich ängstlich, fremden Richtern in die Hände zu fallen.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges wurde Saterland lutherisch, aber nach dem westfälischen Frieden gelang es den Jesuiten, die Leute in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück zu führen, in welchem sie bis heute verblieben sind. 1803 kam es an Oldenburg; der letzte Schatten alter Freiheit und eigenthümlicher Einrichtung ging unter der Fremdherrschaft verloren, und als es nach Vertreibung derselben solche zurückverlangte, wurde es abgewiesen und in allen Theilen als oldenburgisches Eigenthum behandelt.

Mit Stolz nannten sie sich gewundt freie Leute, ja sogar Karls freie Friesen. Ihr Landesspiegel zeigte Karl den Großen in kaiserlichem Gewande von schwärmenden Bienen umgeben. Sie waren frei von allen Lehns- und Herrendiensten, sie wählten sich ihre eigene Obrigkeit aus ihrer Mitte, brauten, buken und mahlten ohne irgend welche Abgabe, und auch ihre Prediger wählten sie selbst.

Aus allem diesen, wie auch aus ihrem Körperbau hat man ihre friesische Abstammung darthun wollen. Nachfolgende Gründe scheinen uns aber hinreichend zu sein, sie dem sächsischen Stamm zuzuzählen. Der Sachse baut seine Häuser seit Jahrhunderten in Fachwerk, der Friese von massivem Stein; bei jenem ist das ganze Haus ein ungetheilter Raum ohne Schornstein, bei diesem ist dasselbe in verschiedene Räume ab-

*) Bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, S. 233 ist ein saterländer Volkslied (?) mitgetheilt, welches sich auf die Sitte des nächtlichen Besuchs (Kennterein) bezieht. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, daß dieser Widerspruch aufgeklärt würde. R.

Digitized by Google

getheilt, und der Rauch zieht durch den Schornstein; der Sachse ist weniger reinlich als der Friese; er stellt sein Vieh mit dem Kopf nach der Diele, während der Friese es umgekehrt stellt.

Wie aus dem Folgenden hervorgeht, folgt der Saterländer in Allem den Sachsen, ist vielleicht selbst diesem Stamm entsprossen. *)

Das Saterland, wie es jetzt ist, besteht aus den vier Kirchspielen Strückingen (mit den Ortschaften Bollingen, Utende, Bokelesch, Ubbehausen), Ramsloh (mit Hollen, Hollener Moor), Scharrel (mit Jermesand, Edelsberg) und Neuscharrel, welches sich erst seit Kurzem von der Muttergemeinde getrennt hat. Die Einwohnerzahl des Ländchens beträgt ungefähr 3300 Seelen. Die einzelnen Kirchdörfer liegen ½—1 Stunde von einander entfernt; das Land hat circa 5 Stunden Länge und 1¼ Stunden Breite. Die nördlichste Gemeinde ist Strückingen, die südlichste und größte Scharrel, die kleinste Neuscharrel. Abgesehen von dem fürstlichen Schmuck ist eine Reise durchs Saterland keineswegs eine unangenehme Tour. Nicht nur an allen Wegen, um und in Gärten findet man zahlreiche Bäume, hauptsächlich Eichen, Erlen und Birken, sondern auch als Grenzscheide der Wiesen hat man solche vielfach angepflanzt. Dadurch erhält die Landschaft ein freundliches Gepräge, und das Auge, in unserm Flachlande gewohnt, überall in die Weite schweifen zu können, findet hier aller Orten einen so sehr willkommenen Ruhepunkt.

Das eigentliche Hochmoor findet man besonders an der Grenze des Landes, aber auch im Innern desselben wird viel Moor angetroffen, welches von Sand- oder Geeströcken durchschnitten ist. Diese Geest ist an einigen Stellen ¾ Stunden, an anderen kaum einige Minuten breit. Wo das Moor den Sand durchschneidet, hat man Sandwege anlegen müssen, um die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern herzustellen. Das hier befindliche Moor ist eine Fortsetzung jenes großen Hochmoorstrichs, der sich vom Zuidersee durch Holland und einen Theil Hannovers hinzieht, dann ins Großherzogthum Oldenburg tritt, über die Weser geht und sich im Herzogthum Bremen verliert. Im Saterland hat dasselbe eine Tiefe bis zu 30 Fuß. Während fast dreier Vierthele des Jahres ist es ganz unangahbar und läßt dann, der es betritt, einsinken; nur im Winter und in ungewöhnlich wärmeren Sommern kann man dasselbe ohne Gefahr betreten.

Auf den genannten Sandrücken liegen die Dörfer und das Wiesen- und Weideland. Dort ist der Boden lehmig oder moorig-sandig, und die frischen grünen Wiesen mit wenn auch leichtem, so doch wohlgenährtem Hornvieh und theils friesischen, theils Haidschafen würden einen noch freundlicheren Eindruck machen, wenn die Vegetation nicht ein so wässeriges Ansehen hätte. Das kommt von der niedrigen Lage des Landes, welches bei anhaltendem Regen stellenweise fußhoch unter Wasser steht; die Wassermühle hat sich hier noch mit keinem Exemplar eingebürgert.

Jeder Familienvater besitzt wenigstens so viel Land, als er zur Ernährung seiner Familie nöthig hat, und baut hier und in seinem Garten außer den gewöhnlichen Korn- und Gemüsearten Buchweizen, Flachs, Kartoffeln; besonders kommt die rothe Kartoffel hier ausnehmend gut fort.

Man theilt das Land in Joche (das römische jugerum), Scheffelsaat und Ringe. Ein Joch hat fünf „scheppelsät" und dieses 16 Ringe oder Ruthen. Die Leichtigkeit des Bodens gestattet leichte Werkzeuge. Ein Räderpflug vorn mit einem Messer, die von Pflanzenwurzeln krenz und quer durchzogene obere Erdkruste abzuschneiden, und eine einfache Egge ist Alles, was zu diesem Behufe erfordert wird. Hin und wieder sieht man Kühe vor dem Pflug und eine weibliche Person dahinter; eine wohl seltene, „aber keineswegs unangenehme" Erscheinung. Ueberhaupt ist den hiesigen Frauen ein bedeutender Theil der Feld- und Hausarbeit überlassen. Sie arbeiten eben sowohl auf dem Moore wie die Männer und wissen die dort erforderlichen Arbeiten mit großer Geschicklichkeit zu beschaffen; sie sind mit beim Torfgraben, bei der Ernte und spannen sich mit vor die Kähne und Schiffe, um solche durch die Kanäle zu ziehen. Ist der Mann nicht mit dem Boot unterwegs, um Torf oder andere Landesprodukte zu verschiffen, dann steht er seinem Weibe getreulich bei, verschmäht es sogar nicht, im Winter hinter dem Spinnrad oder beim Strickstrumpf zu sitzen, da ihm alsdann alle andere Beschäftigung fehlt. Im Sommer findet man am Tage außer den Kindern und alten und arbeitsunfähigen Personen selten Jemand zu Hause.

Bei den eigentlichen Bauern findet man gewöhnlich zwei Pferde und sechs bis fünfzehn Kühe. Weniger Begüterte haben ein bis drei Kühe, dahingegen aber eine größere Anzahl Schafe. Garten und Feld liefern Korn und Gemüse, das kultivirte Moor den Buchweizen, die Kühe Milch und Butter, das Schaf die Kleidung. Fast in jedem Hause findet man den Webstuhl, auf dem außer dem gebauten Flachs auch die gewonnene Wolle zu Kleidungsstücken verarbeitet wird.

Die Kühe werden des Nachts eingestellt, denn der Dünger ist ein zu unentbehrlicher Stoff; ohne denselben würde das Land in gar kurzer Zeit seine Dienste versagen.

Neben der Landwirthschaft gehört die Torfgräberei zu den bedeutendsten Beschäftigungen. Früh Morgens, schon vor Anbruch des Tages, ziehen die Männer, Weiber und größere Kinder, nachdem sie sich durch einen nahrhaften Buchweizenpfannkuchen hinlänglich gestärkt haben, aufs Moor, dort den Torf zu graben, der alsdann mit kleinen Schiffen, Mutten genannt, verschifft wird. Diese Fahrzeuge werden besonders in Strückingen, wo sich verschiedene kleine Werften befinden, gebaut. Ist man nicht zu weit von Hause, dann kehrt man des Mittags, sonst aber erst des Abends heim.

*) Ob die Saterländer friesischer Abkunft seien, ist ein streitiger Punkt. Brenhardi sagt darüber in dem Texte zu seiner „Sprachkarte von Deutschland", S. 134: „Streitig sind gegen die altfriesische Mundart neuerdings zweifel erhoben worden, und in soweit auch nicht ohne Grund, als keine lebende Sprache Jahrhunderte lang im Gebrauch sein kann, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden; da jedoch die Einwohner des Kirchdorfs Scharrel in einer Urkunde von 1400 Scharrfriesen genannt werden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dort wirklich noch Ueberreste der altfriesischen Sprache finden." R.

Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara.

Buchara als Knotenpunkt des Verkehrs. — Vambery in Gumbisch-Tepe bei den Yomut-Turkomanen. — Zollerhebung in Chatemir. — Eine Teffie in Buchara. — Die Bazare; Leben und Treiben in denselben; bunte Völkermischung. — Die Handelsmaaren. — Die öffentlichen Plätze. — Derwische vom Naksichendi-Orden. — Spionenfurcht. — Ansichten über Europa. — Mettigste Zusammenkunft dem Wesir Rahmet Bi. — Orientalische Handschriften. — Der Khanshan. — Das schlechte Wasser und der Medinawurm. — Der Strafschandkasten. — Fragen über die Türken. — Ein frommer Greis und dessen Bescheidlichkeit. — Wie man Fremdenzucht erzwingt. — Der Unterthanen und ihr Herrscher. — Der Sklavenhandel. — Das Grab eines Heiligen.

„Türkistan ist noch heute ein Tummelplatz für die Nomaden, welche den friedlichen und betriebsamen Einwohnern der Städte und den Ackerbauern des platten Landes ihr drückendes Joch aufzwingen. Durch dieses Land sind nicht bloß Eroberer und mongolische Weltstürmer gezogen, sondern in allen Jahrhunderten auch Karawanen. Denn es ist eine Durchgangsregion zwischen dem mittlern und östlichen Asien einerseits und Europa andrerseits; zwischen Kaukasus und Ural liegt das große Thor, die Eingangspforte für Völkerwanderungen, Kriegsheere und Karawanen. In diesem Türkistan nimmt Buchara für den Handelsverkehr eine noch wichtigere Stellung ein, als Kabul für die Region im Süden des Paropamisus; es bildet den Knoten- und Centralpunkt des innerasiatisch-turanischen Verkehrs, von welchem aus Karawanen, wie aus einem Brennpunkte, gleichsam als Radien nach China, Indien, Persien, Sibirien und Europa ausstrahlen. So wird Buchara zu einem großen Markt- und Stapelplatze, auf welchem auch die Waaren europäischer Gewerbsvölker mit einander in Wettbewerb treten und wo englische Güter, die über Calcutta oder Karratschi und Kabul kamen, in den Bazaren neben russischen, deutschen und französischen Erzeugnissen, welche aus Nischni Nowgorod eingebracht wurden, zum Verkauf ausgestellt sind. Von Buchara aus werden sie über einen großen Theil Innerasiens verbreitet und gegen Landeserzeugnisse ausgetauscht. So entstand eine natürliche Zwischenniederlage für einen über ungemein weite Räume ausgedehnten Handel, der ganz und gar durch Karawanen vermittelt wird." Karl Andree, Geographie des Welthandels; mit historischen Erläuterungen, I, S. 128.

Buchara, diese innerasiatische Charakterstadt, ist seit Meyendorffs und Negri's Reise, 1820, mehrfach von Russen, Engländern und neuerdings auch von Italienern besucht worden. Wir haben namentlich durch Wolff, Ehanykoff und Alexander Lehmann eingehende Schilderungen dieses wichtigen Platzes erhalten. Zu denselben ist nun jene Vambery's gekommen, welche in sehr anschaulicher Weise auf die Eigenthümlichkeiten Buchara's eingeht.

Der ungarische Reisende hatte in den letzten Tagen des Märzmonates 1863 die persische Hauptstadt Teheran verlassen, war mit einer aus Mekka heimreisenden Pilgerkarawane durch Masenderan gezogen und fuhr über den südöstlichen Winkel des Kaspischen Meeres von Aschurada an der persischen Küste nach Gumüsch Tepe (d. h. Silberberg), dem Hauptzeltlager der Yomut-Turkomanen, bei denen er als Derwisch eine sehr gastliche Aufnahme fand. Er ging dann, zuerst in nördlicher und nachher, zwischen dem 40. und 42.° nördl. Br., in nordöstlicher Richtung durch die turkomanische Wüste nach Chiwa und von dort weiter nach Buchara. Er schildert die Reise in der Wüste und das Leben und Treiben in Chiwa ganz vortrefflich, wir gehen aber jetzt nicht näher darauf ein.

Nach ungemeinen Beschwerden und mehr als einer Lebensgefahr kam er in Chatemir an, einer Ortschaft, die aus etwa 200 Häusern besteht und nur noch drei Wegstunden von Buchara entfernt ist. Die Karawane mußte dort übernachten, damit der Badschagir (Steuereinnehmer) und der Bakanüwiß (Berichterstatter) ihre Obliegenheit verrichten konnten. Beide erschienen mit höchst wichtiger Amtsmiene am andern Morgen. Die Hadschis (Mekkapilger) hatten gewöhnliche Glas- und Porzellanwaaren aus Mekka bei sich, sodann Datteln aus Medina, Kämme aus Persien, Messer, Scheeren, Fingerhüte und kleine Spiegel aus Europa, was Alles vom Einnehmer verzichtet wurde. „Als er mich ansah, lachte er; ich sollte meinen Koffer zeigen, denn wir haben ja immer hübsche Sachen bei uns; so drückte er sich aus, wahrscheinlich um anzudeuten, daß er in mir einen Europäer vermuthe. Ich hatte meine Derwischkappe auf dem Kopfe, war in der besten Laune und entgegnete, daß ich allerdings schöne Sachen bei mir habe; dann eilte ich in den Hof, holte meinen Esel und führte denselben in das mit Teppichen belegte Gemach. Alle Anwesenden lachten, ich aber öffnete mein Sack und zeigte ihm meine Lumpen und die paar Bücher, welche ich in Chiwa erstanden hatte. Nachher kam der Bakanüwiß, schrieb Namen und Kennzeichen aller Personen nieder und fragte nach Neuigkeiten."

Die Hadschikarawane zog auf einem Umweg in die Stadt ein, um nicht in das Volksgewühl zu gerathen, und nahm Herberge in einem Tekkie, einem für die Aufnahme von Pilgern hergerichteten klosterartigen Gebäude, das ein 84 Zellen enthaltendes Viereck bildete und dessen Hofraum mit Bäumen bepflanzt war. Der Chalfa, Vorsteher, war ein angesehener Mann, und einer von Vambery's Reisegefährten, Hadschi Salih, stellte ihm den vermeintlichen Derwisch aus Konstantinopel vor. Der Empfang bei diesem Manne, der ein sehr umgängliches Wesen hatte, ließ nichts zu wünschen übrig, und nach einer halbstündigen Unterhaltung, die ihn sehr zu erfreuen schien, erklärte er sein Bedauern, daß der Badewket, d. h. der Gütliche, nämlich der Emir von Buchara, nicht in der Stadt anwesend sei, sonst würde er nicht säumen, den fremden Pilger aus Rum, der europäischen Türkei, bei ihm einzuführen. Er gab aber demselben eine Ehrenzelle in einer Abtheilung des Hauses, wo nur Heilige und berühmte Männer wohnten, „und so war ich," sagt Vambery, „ohne mein Zuthun recht in das eigentliche Nest des mohammedanischen Fanatismus gerathen. Aber schon die Stätte, wo ich nun hauste, gewährte mir die beste Sicherheit gegen Verdacht und Argwohn, und die Civilbehörden hätten mir dort nichts anhaben können. Der Berichterstatter hatte auf meine Person besonderes Gewicht gelegt. Der Stellvertreter des Herrschers, der eben in Ehsfand Krieg führte, war ein gewisser Rahmet Bi, und dieser hatte befohlen, bei allen Pilgern genaue Erkundigungen über mich einzuziehen. Aber in meiner Teffie wurde auf seine Befehle so wenig Werth gelegt, daß ich nur zufällig Kunde davon erhielt. Wenn Leute von mir sprachen und Näheres über mich wissen wollten, sprachen meine Freunde: Hadschi Reschid (so nannte sich Vambery) ist nicht bloß ein guter Muselmann, sondern auch ein sehr gelehrter Mollah, und wer gegen ihn Verdacht hegt, begeht eine Todsünde. Sie gaben mir übrigens gute Rathschläge, wie ich mich verhalten solle, und diesen verdanke ich, daß mir in Buchara keinerlei Mißgeschick widerfuhr. Der Platz ist für alle Fremden gefährlich, denn die Regierung hat ein Spionir-

Digitized by Google

systeme eingerichtet, das auf die Einwohnerschaft sehr demoralisirend wirkt.

Am nächsten Morgen ging ich mit Hadschi Salih und vier anderen meiner früheren Reisegefährten aus, um mir Buchara und seine Bazare näher anzusehen. Straßen und Häuser gewähren einen weit elenderen Anblick als jene selbst der ärmsten Städte in Persien. Der Staub lag wohl einen Fuß hoch; aber trotz alledem war mein Erstaunen groß, als ich mich in das bunte Gewühl auf dem Bazar versetzt sah.

Die Bazare in Buchara sind keineswegs prächtig und glänzend wie jene in Teheran, Täbris und Isfahan, aber sie fesseln den Fremden wegen ihres mannichfaltigen Durcheinander von Rassen, Kleidertrachten, Sitten und Gebräuchen. In der auf und ab wogenden Menge herrscht der Typus iranischer Stämme allerdings vor. Man erkennt außerdem die Iranier gleich an ihrem Turban, welchen die vornehmen Leute und die Mollahs weiß, die Kaufleute, Handwerker und Diener dagegen von blauer Farbe tragen. Nächst diesen persischen Physiognomien tritt jene tatarischer Völker am häufigsten auf. Wir sehen Usbeken (Sogdaer) und finden bei ihnen Spuren einer ausgedehnten Blutmischung, und Kirgisen, welche hier in der Stadt ihre ursprüngliche nomadische Wildheit bewahrt haben. Um sie zu erkennen, braucht man ihnen nicht einmal ins Gesicht zu sehen; sie unterschieden sich sofort an ihrem schweren Auftreten und gewichtigen Gange vom Turani und vom Irani. Dann fällt unser Blick auf einige Multani, wie man hier die Handelsleute aus Indien nennt, und auf Juden. Beide müssen als Abzeichen eine Schnur um den Gürtel und eine Art von polnischer Kappe tragen, das Etamil Tesrikie, woran man, den Geboten des Koran zufolge, jeden Nichtmuselmann erkennt, damit man nicht die Begrüßung Selam Aleikum, Friede sei mit Dir, an ihn verschwende. Der Multani hat ein rothes Zeichen auf der Stirn und ein abstoßendes gelbliches Antlitz; es könnte als Vogelscheuche in einem Reisfelde stehen; der Jude dagegen hat ein hübsches, nobles Gesicht, ein glänzendes Auge und dürfte jedem Künstler zum Modell dienen. Auch sah ich Turkomanen, die vor allen Anderen kühn und selbstbewußt auftraten und vielleicht im Geist erwogen, wie werthvoll alle die schönen Sachen im Bazar als Beute sein würden, wenn man sie in der Wüste rauben könnte. Ich habe nicht viele Afghanen gesehen; die gemeinen Leute derselben trugen lange schmutzige Röcke und herabwallendes noch schmutzigeres Haar.

Dieses bunte Chaos von Bucharioten, Chiwensen, Chokandis, Kirgisen, Kiptschak, Turkomanen, Juden und Afghanen fand ich in sämmtlichen Abtheilungen des Bazars, wo überhaupt Alles in steter Bewegung war; aber ich vermißte das eigentliche Geschäfts- und Handelstreiben, welches auf den Bazaren Persiens weit lebendiger erscheint.

In den Buden der Kaufleute bemerkte ich Waaren aus verschiedenen europäischen Ländern, aber die Waaren russischen Ursprungs waren in bei weitem größter Menge vorhanden. In Europa würde man allen diesen Artikeln keine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, hier aber, mitten in Centralasien, erregt jede unser Interesse, weil sie aus so weiter Ferne bis hierher gelangt ist. Uebrigens fand ich in Buchara nur sehr wenige Großhändler und große Waarenlager. Ich kann behaupten, daß das mir bekanntlich Handelsbaus Hanbart und Gompagnie in Täbris allein mehr Baumwollenwaaren auf seinem Lager hat, als ich in den 281 Buden des Baumwollenbazars in Buchara bemerkte. Dieser verdient aber unsere Aufmerksamkeit, weil man in ihm auch Baumwollenmanufakturen aus verschiedenen asiatischen Ländern ausgelegt findet, so z. B. den Stoff Atadschа, ein feines Gewebe mit zwei schmalen Streifen von verschiedener Farbe, sodann auch manchertei Arten von Seidenwaaren, von den feinsten an, welche dem Spinnengewebe gleicht, bis zu dem schweren Atres. Vor Allem bemerkenswerth fand ich die Lederwaaren, welche überhaupt eine hervorragende Rolle spielen; Schuhwerk für Männer und Frauen ist von sehr guter Arbeit. Auch auf dem Kleiderbazar sieht man sehr schöne Arbeiten.

In Buchara haben wir Gelegenheit, den Centralasiaten in seiner wahren Eigenthümlichkeit zu beobachten. Er liebt das Tschatschkuch, d. h. das feine Kleider raschelin. Ich habe immer mit Vergnügen zugesehen, wenn ein Käufer, der ein neues Tschapan, Kleidungsstück, gekauft hatte, aus- und abging, um sich zu überzeugen, daß es auch das richtige Geräusch mache. Die Kleider werden in Buchara selbst verfertigt und sind wohlfeil; die wahren Gläubiger von weit und breit her versorgen sich damit in Buchara; auch die Kirgisen, Kipschack und selbst Kalmücken kommen zu diesem Zweck aus der Wüste, und der wilde Mongole will schon geschlitzten Auge lacht vor Freude, wenn er seinen aus ungegerbten Roßhäuten verfertigten Anzug gegen eine leichte Sommerkleidung, den Yeleky, vertauscht. Ein solcher erscheint ihm als das Ideal der Civilisation, und Buchara ist für ihn ein Wien oder Paris.

Nachdem ich etwa drei Stunden lang in den Bazaren umhergeschlendert war, bat ich meinen vortrefflichen Freund Hadschi Salih, mich an einen Ort zu führen, wo ich etwas ausruhen und Erfrischungen zu mir nehmen könne. Also gingen wir durch den Theebazar, Tim tsche Tschay Furuschi, und über den berühmten Platz Lebi Haus Divanbeghi, ein Viereck, in dessen Mitte sich ein tiefes, 100 Fuß langes, 80 Fuß breites Wasserbecken befindet; die Einfassung besteht aus Quadersteinen, und acht Stufen führen zum Wasser hinab. Am Rande stehen mehrere Ulmen und unter diesen die unvermeidlichen Theebuden, in welchen riesengroße Samowars, russische Theekessel, sausen und zischen; sie werden in Rußland erpreß für den bucharischen Markt angefertigt. Man trinkt, beiläufig bemerkt, nur grünen Thee. An den anderen drei Seiten des Wasserbeckens sind Brot, Obst, süße Gebäcke, warmes und kaltes Fleisch, Alles von Matten gegen die Sonnenstrahlen geschützt, zum Verkauf ausgestellt. Um die 100 und mehr Buden oder Läden summt ein Schwarm von Menschen, um sich zu sättigen. Die vierte, westliche Seite, bildet eine Art von Terrasse, und dort liegt die Moschee Mesdschidi Diwanbeghi. Vor derselben stehen einige Bäume, und unter denselben bemerkte ich Derwische und Meddah, Geschichtenerzähler, die in gebundener wie ungebundener Rede Allerlei zum Besten gaben, während gleichzeitig Kombdianten thätig waren. Der Zufall war mir günstig, indem gerade eine allmohammedanische Kaufmannsprocession der Derwische vom Orden der Naksbendi über den Platz hinwegzog.

Dieser Orden ist in Buchara entstanden und hat dort seinen Hauptsitz. Ich werde den Auftritt, dessen Zeuge ich war, nie vergessen. Diese Derwische waren in einem höchst aufgeregten Zustande; sie trugen hohe kegelförmige Mützen, hatten wallendes Haar, lange Stäbe und tanzten im Kreise wie Besessene. Dabei, ich kann mich nicht anders ausdrücken, heulten sie einen Gesang, dessen Steopben allemal von einem graubärtigen Oberderwisch vorgesungen wurden. Meine Aufmerksamkeit wurde von diesem Schauspiel dermaßen in Anspruch genommen, daß ich alle Mattigkeit und Ermüdung vergaß. Dann zog mein Freund mich in eine Bude, in welcher wir den köstlichen Schwin-Thee tranken. Hadschi Salih fragte: „Nun, was sagst Du zu Buchara scherif (dem edeln Buchara)? — „Es gefällt mir ganz ausgezeichnet." Diese Antwort machte ihm Freude, denn obwohl er aus Chokand und diese seine Heimat eben jetzt mit Buchara in Krieg verwickelt war, so gewährte es ihm, als Centralasiaten, doch ein nicht geringes Vergnügen, daß die Hauptstadt von Türkistan einen solchen Eindruck auf mich machte.

Ich trug bucharische Kleidung und war von der Sonne

Digitized by Google

dermaßen gedrängt, daß meine eigene Mutter nur mit Mühe mich erkannt haben würde, aber trotzdem war ich stets von Leuten umgeben, die mich mit forschender Aufmerksamkeit betrachteten. Sie schüttelten mir die Hände, umarmten mich und machten mich todtmüde. Ich trug einen Turban von ganz gewaltigem Umfange, an meinem Halse hing ein großer Koran, und da ich somit das Aeußere eines Jschan oder Scheich angenommen hatte, so mußte ich mich Allem fügen, was diese Würde mit sich brachte. Und ich that es um so weniger ungern, da dieser Charakter eines heiligen Mannes mich gegen Fragen von Seiten der weltlichen Beamten sicher stellte; auch hörte ich, was die Leute über mich sagten. — Welch ein außerordentlich frommer Mann ist er! Er kommt den weiten Weg von Stambul nach Buchara ganz allein, um unsern Bahaeddin zu besuchen. Dieser nämlich (nach bucharischer Aussprache Baveddin) war ein in der ganzen mohammedanischen Welt berühmter Asket, und Gründer des oben erwähnten Nakschbendi-Ordens, von welchem Angehörige auch in Indien, China, Persien, Arabien und auch in der Türkei leben. Der große Heilige starb 1388; er ist im Dorfe Baveddin begraben, wo Abdul Asis Chan 1490 ein Kloster und eine Moschee baute.

Ein anderer Mann äußerte: Wir wollen auch nach Mekka gehen und dadurch werden wir vielerlei Ungemach zu bestehen haben. Diese Leute aber, und dabei zeigte er auf mich, haben nichts Anderes zu thun; ihr Beruf besteht im Beten, in Frömmigkeit und Pilgerschaft. — Vortrefflich gedacht, sagte ich bei mir selbst, du hast's errathen, denn ich sag nun, wie nützlich mir meine Verkleidung war. Ich bin in der Hauptstadt Türkistans nicht ein einziges Mal Gegenstand des Verdachts oder Argwohns gewesen, obwohl doch sonst die Leute dort verschlagen und böswillig genug sind. Sie kamen zu mir, um sich den Segen spenden zu lassen, und hörten mir zu, wenn ich auf öffentlichen Plätzen die Geschichte des großen Schiecks von Bagdad, Abd ul Kader Ghilani, vorlas. Auch ließen sie es an Lobeserhebungen nicht fehlen, aber kein Einziger hat mir jemals auch nur einen Pfennig gegeben. Diese Bucharioten, die ein so heiliges Aeußere zur Schau tragen, bilden einen schroffen Gegensatz zu den wirklich frommen und freigebigen Usbeken in Chiwa.

Das Volk also war leicht zu täuschen, nicht so die Regierung, welche gegen den angeblichen Derwisch aus Stambul Verdacht gefaßt hatte. Rahmet Bi konnte mir offen nichts anhaben, aber seine Spione waren unablässig am Werke, um mir irgend eine verfängliche Aeußerung abzulocken; in ihren Gesprächen verriethen sie alle möglichen Gegenstände, und kamen dann allemal auf Europa (Frenghistan) und dessen Verhältnisse. Aber der Vogel, den sie fangen wollten, ging nicht auf die Leimrutche.

Diese Spione erzählten, daß die Frenghis (Europäer) ein großes Wohlgefallen an der edeln Stadt Buchara fänden, und daß es sie nach dem Besitze derselben gelüste, aber die beiden Engländer, Conolly und Stoddart, seien auch dafür gestraft worden. Bambery bemerkt, daß über dieser beiden Märtyrer Schicksal noch jetzt in Buchara ganz widersprechende Angaben verbreitet seien. Der angebliche Derwisch durfte nicht so unvorsichtig sein, darüber Fragen zu stellen und nähere Erkundigungen einzuziehen. Die Spione erzählten ihm übrigens, daß vor einigen Tagen mehrere Europäer angekommen, aber sogleich eingekerkert worden seien. (Sie meinten die italienischen Reisenden, welche im Auftrag ihrer Regierung in Asien reisten und durch russische Vermittlung die Freiheit erhielten.) Diese hätten einige mit Diamantenstaub bestreute Theekisten mitgebracht, um alle Einwohner der heiligen Stadt zu vergiften; sie könnten Tag in Nacht verwandeln und treiben überhaupt viele ganz teuflische Dinge."

Bambery sagt weiter: „Diese Bluthunde waren zumeist Habschis, die sich lange in Konstantinopel aufgehalten hatten und nun ausspüren wollten, ob ich den Dialekt jener türkischen Hauptstadt rede und mit derselben genau bekannt sei. Gewöhnlich hörte ich sie lange mit scheinbarer Geduld an, gab mir dann die Miene, als ob jedes Gespräch über die Frenghis mir höchst unangenehm sei, und bat sie, nicht weiter über solche Ungläubige zu reden. Ich habe, sprach ich, Stambul verlassen, um von diesen Frenghis fortzukommen; sie haben offenbar die vielen Sachen, welche sie wissen, vom Teufel selbst gelernt. Allah sei gedankt dafür, daß ich nun in der edeln Stadt Buchara bin; verbittet mir also meine Tage nicht durch unangenehme Erinnerungen. — In ähnlichem Sinne sprach ich auch mit dem pfiffigen Mollah Scherefeddin, diesem Vorsteher der Buchhändler, der mir eine Liste von Büchern zeigte, welche ein russischer Gesandter einige Jahre früher in Buchara zurückgelassen hatte. Ich überflog das Papier und sagte: Gelobt sei Allah dafür, daß mein Geist noch nicht durch die Bücher und die Wissenschaft der Frenghis verderbt worden ist, was leider bei manchen Türken in Stambul geschieht!

Eines Tages führte mir ein Diener des Westrä Rahmet Bi einen kleinen verschrumpften Mann vor, der sich für einen Araber von Damaskus ausgab; ich sollte ermitteln, ob er wirklich ein solcher sei. Sein Gesicht schien mir europäisch zu sein, und als er zu reden begann, fand ich seine Aussprache nichts weniger als arabisch. Er habe, sagte er, eine Wallfahrt zum Grabe des Dschasen den Sadik angetreten, das sich zu Ghotan im chinesischen Türkistan befindet, und gedächte noch an demselben Tage weiter zu wandern. Der Mann war bei unserer Unterredung sichtlich verlegen, und mir that es sehr leid, daß sich keine Gelegenheit darbot, ihn noch einmal zu sehen. Ich glaube, daß er eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie ich selber.

Rahmet Bi sah wohl ein, daß er durch seine Späher nicht an mich kommen könne, und ließ mich nun zu einem Pilau (Mittagsmahl, bei welchem der Pilau, Schöpsenfleisch mit Reis, das Hauptgericht bildet) einladen; er hatte zu demselben auch die angesehensten Ulemas (Schriftkundigen) gebeten. Ich sah wohl, daß ich eine harte Nuß zu knacken hatte, denn die ganze Unterhaltung lief auf ein kreuzes Examen hinaus. Ich machte ihnen aber einen Strich durch die Rechnung; denn, um nicht durch irgend eine von ihnen aufgeworfene Frage in Verlegenheit zu gerathen, spielte ich meinerseits den Wißbegierigen und warf ihnen viele Fragen hin über den Unterschied der religiösen Grundsätze in Fars, Sünnet, Wadschib und Mustahab, den vier Stufen, welche die Bedeutung der respektiven Gebote des Islam bezeichnen. Fars ist die Pflicht, welche Gott durch den Propheten eingeschärft hat; Sünnet die Tradition, welche vom Propheten selbst ausgeht, aber ohne göttliche Inspiration; Wadschib und Mustahab sind Gebote, welche von neueren Auslegern des Koran eingeschärft werden. Die beiden ersteren sind obligatorisch, die letzteren nur discretionär.

Mein Eifer wurde beifällig bemerkt, und bald erhob sich eine lebhafte Erörterung über einige Punkte im Hidayet, Scherchi Wekaye und anderen Büchern. Dabei nahm ich lebhaften Antheil und pries laut die Gelahrtheit der bucharischen Mollahs, welche über jene der Ulemas zu Stambul weit emporrage. So zog ich mich glücklich aus der Klemme, und meine Brüder, den die bucharischen Mollahs, gaben dem Westr Rahmet Bi durch Zeichen und Worte deutlich genug zu verstehen, daß sein Berichterstatter sich gröblich geirrt habe.

Seitdem ließ man mich völlig in Ruhe. Ich erfüllte vor allen Dingen genau die verschiedenen Vorschriften, welche mein Stand als Derwisch mir auferlegte, und konnte mich nun auch in den Bazar wagen, wo, in 26 Buden, Bücher verkauft werden. Ein gedrucktes Buch gehört hier zu den Seltenheiten. Ich habe auf diesem Bazar und noch mehr in den Wohnungen der Buchhändler Schätze gesehen, die für unsere Orientalisten

Digitized by Google

von ungemeinem Werthe sein würden. Ich konnte natürlich nichts davon erwerben, denn einmal fehlte es mir an den erforderlichen Geldmitteln, und sodann hätte meine Theilnahme für weltliche Wissenschaften mir Nachtheil bringen können. Es hat mir schon viele Mühe verursacht, die wenigen Manuskripte zu erwerben, die ich von Buchara und Samarkand mit heim gebracht habe; aber mir blutete mein Herz, als ich Werke zurücklassen musste, welche unseren orientalischen Studien großen Vorschub hätten leisten können.

Vom Büchermarkte aus ging ich gewöhnlich nach dem Righistan, dem öffentlichen Platze, welcher ziemlich weit entfernt liegt. Er ist größer und belebter als der weiter oben erwähnte Lebi Haus, aber nicht so angenehm. Auch er hat ein Wasserbecken und Ueberbauen; gegenüber auf einer Erhöhung steht die Ark des Emirs, die Palastburg des Herrschers; sie gewährt einen düsteren Anblick. Ueber dem Eingangsthore befindet sich eine Uhr. Mich schauderte, als ich an dieser Zwingburg vorüber ging, in welcher eben damals drei Europäer schmachteten. Vor dem Thore lagen 14 Bronzekanonen mit stark verzierten Läufen; Trophäen aus dem Kriege mit Chokand. Rechts vom Palaste liegt die Medschidi Kelan, die größte Moschee in Buchara.

Von Righistan ging ich nach einer Theebude, welche ein Chinese aus Komul (im chinesischen Türkistan, 40 Stationen von Kaschgar und 60 von Buchara) inne hatte; er war mit dem Turko-Tatarischen völlig vertraut, galt hier für einen Muselmann, erzählte mir vielerlei aus seiner Heimath und führte 16 verschiedene Sorten Thee in seinem Laden, die er alle durch das Anfühlen von einander unterscheiden konnte.

Auf der Wanderung von Teheran nach Buchara hatte ich von meinen Reisegefährten so viel über diese Stadt gehört, daß ich mich nach Verlauf einer Woche dort ganz heimisch fand. Anfangs bieute mir Hadschi Salih als Führer, dann aber ging ich allein aus und schlenderte in den Straßen, Bazaren und Medressehs, höheren Lehranstalten, umher. Mit meinen Freunden machte ich dann und wann einen Besuch bei einem Landsmanne derselben, welcher in Buchara ansässig war. Bei ihm thaten sie sich gütlich, weil er ihnen die in ihrer Heimath, der chinesischen Tatarei, beliebten Speisen vorsetzte, namentlich den Mantuy, eine Art Pudding aus gehacktem, mit Fett vermischtem und stark gewürztem Fleisch, welches sie mit Dampf kochen, der durch vier übereinander angebrachte Siebe geht. Die gekochten Mantuys werden auch wohl in Fett geschmort und heißen dann Sendufi, Frauenkuffe. Meine Freunde aus Kaschgar und Yarkend hatten noch andere Nationalspeisen, die aber nur einem Tataren gefallen können.

Die Hitze war seit unerträglich, und nun kam die Jahreszeit heran, in welcher gewiß je der zehnte Mensch den Rischte (Medinawurm, Filaria medinensis) bekommt. Ich trank deshalb nur warmes Wasser oder Thee. Dieses Uebel ist zu Buchara im Sommer so gewöhnlich, daß man auf dasselbe kein größeres Gewicht legt, als bei uns auf eine Erkältung. Der Kranke fühlt am Fuß oder irgend einem andern Körpertheil ein Kribeln; dann entsteht ein Jieck, und aus demselben kommt ein fadenartiger Wurm, der manchmal eine Elle lang ist, und zu dessen Abwicklung meist mehrere Tage erforderlich sind. Das ist die gewöhnliche, vollkommen schmerzlose Behandlung, bei der aber große Vorsicht beobachtet werden muß; denn wenn der Wurm abreißt, entsteht eine Entzündung, und statt eines Wurmes bekommt man deren vielleicht ein halbes Dutzend und mehr; der Kranke hat große Schmerzen und wird bettlägerig. Herzhafte Leute schneiden den Rischte aus, sobald er sich zeigt. Uebrigens wissen die Barbiere recht gut mit diesem Wurm umzugehen. Dieselbe Krankheit tritt auch in Bender Abbassi in Persien auf und kommt manchmal im folgenden Sommer wieder, wenn auch der Kranke sich in einem ganz verschiedenen Klima befindet. So ging es z. B. dem bekannten Missionär Wolff, bei welchem der Wurm sich zum zweiten Male zeigte, als dieser Reisende schon wieder in England war. In Buchara treten, in Folge der Hitze und des schlechten Wassers, noch manche andere bösartige Krankheiten auf.

Die Stadt erhält ihr Wasser aus dem Seraffchan, d. h. dem Vertheiler des Goldes, welcher tiefer liegt als Buchara und in den Sommermonaten ziemlich arm an Wasser ist. Dieses wird vermittelst eines Kanals herbeigeleitet, der aber höchst unreinlich gehalten wird. Man läßt das Wasser durch das Derwaß Mesarthor alle 8 oder 14 Tage, je nach dem Stande des Flusses, in die Stadt ein, und auch dann ist es schon ziemlich schmutzig. Sobald es herbeiströmt, springen Jung und Alt in Kanäle und Wasserbecken, um ihre Abwaschungen vorzunehmen, nachher treibt man die Pferde, Kühe und Esel hinein, zuletzt gönnen sich auch Hunde die Wohlthat eines Bades. Nun erst wird verordnet, daß man das Wasser in Ruhe lassen solle. Es kann sich sehen, und nachdem es so viele Elemente der Unreinlichkeit aufgenommen hat, dient es zum Trinken. So wird in dem „edlen und frommen" Buchara ein Hauptgebot des Islam beobachtet, das vor allen Dingen Reinlichkeit einschärft!

Sehr oft vernahm ich den Ausspruch: „Buchara kuveti islam dinest", d. h. Buchara ist die wahre Stütze des Islam. Man könnte eher sagen, es sei dessen Rom, denn Mekka und Medina sind gleichsam das Jerusalem. Buchara fühlt seine Stellung und rühmt sich anderen mohammedanischen Ländern gegenüber derselben, selbst vor dem türkischen Sultan, der doch für das officielle Oberhaupt der Religion gilt. Man vergibt ihm nicht, daß er den Europäern so manchen Einfluß verstattet.

Da ich für einen Osmanli aus Stambul galt, mußte ich manche Fragen beantworten.

Erstens: Weshalb macht der Sultan nicht um einen Kopf kürzer alle Frenghis, die in seinem Lande leben und doch keinen Tribut, Dschezieh, bezahlen? Weshalb führt er nicht alljährlich den heiligen Krieg (Dschihad), obwohl an seinen Grenzen Ungläubige wohnen?

Zweitens: Weshalb tragen die Osmanli, die doch Sunniten sind und zur orthodoxen Sekte der Hanefiten gehören, weder den Turban, noch den langen, bis auf die Fußknöchel reichenden Rock, obwohl Beides vom Gesetz vorgeschrieben wird? Weshalb tragen sie nicht langen Bart und kurzen Schnauzbart, wie es doch der Ruhm aller irdischen Schöpfung, der Prophet, gethan?

Drittens: Weshalb singen die Sunniten in Stambul und Mekka den Esan (Ruf zum Gebet)? Das ist eine entsetzliche Sünde!

Viertens: Sie wohnen den heiligen Stätten nahe; weshalb pilgern sie nicht alle dorthin? —

Ich gab mir große Mühe, die religiöse Ehre der braven Osmanli zu retten, mußte aber freilich dann und wann Zugeständnisse machen. Im Stillen jedoch wünschte ich den Türken Glück, weil sie trotz des corrupten Islamismus sich doch manche gute Charaktereigenschaften bewahrt haben, während ihre hiesigen Religionsgenossen, welche von sich rühmen, daß sie aus der Quelle des wahren Glaubens selber schöpfen, durchaus verlogen, scheinheilig und betrügerisch sind.

Mehrmals habe ich Theil genommen an einer Chalka, einem „Kreise", welchen die Andachtigen bilden. Sie hocken dicht nebeneinander und geben sich dem Tevdschih hin, der Betrachtung und der Beschaulichkeit über die Größe Gottes, den Ruhm des Propheten und die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge. In den westlichen Ländern bezeichnet man diese Contemplative als Murakebe. Da sitzen mun diese Männer mit dem ungeheuern Turban in frommer Haltung, und ein Fremder

Digitized by Google

muß glauben, sie seien wahre Ausbunde von Tugend und Gottesfürchtigkeit. Wer aber näher zusieht, bemerkt bald, daß manche von ihnen so tief in die Beschaulichkeit sich versenken, daß sie einschlafen und laut schnarchen. Daran nimmt aber der Bucharjot keinen Anstoß; er sagt: „Diese Männer haben es in der Heiligkeit so weit gebracht, daß sie an Gott und das Jenseits denken, auch wenn sie schnarchen!“

In Buchara kommt Alles auf das Aeußere an. Jede Stadt hat ihren Reis, Obhüter der Religion, der mit einer Peitsche in den Straßen und auf den Plätzen umhergeht und den ersten Besten über die Grundfragen des Mohammedanismus examinirt. Wer die Fragen nicht richtig beantwortet, wird auf acht bis vierzehn Tage in die Knabenschule geschickt, und wenn er auch ein graubärtiger Sechsziger wäre. Andere werden von diesem Reis mit der Peitsche zur Beistunde in die Moschee getrieben. Ob sie aber in der Schule etwas lernen, oder schlafen, oder was sie in der Moschee treiben, kaum kümmert sich dann Niemand weiter.

Alle diese Beobachtungen üben natürlicherweise Einfluß auf die Regierung und auf die gesellschaftlichen Zustände überhaupt.

Zwei Drittheile der Bewohner von Buchara sind iranischer Abkunft: Perser, Mervi und Tadschicks. Durch sie werden die Bazare, Straßen und öffentlichen Plätze belebt, aber man kann sich nichts Einförmigeres und Langweiligeres denken, als das häusliche Leben. Heiterkeit und Frohsinn können nicht aufkommen, wo ein solches System der Religion neben einem Alles durchdringenden Spähersweſen herrscht. Denn die Spione des Emirs dringen bis in das Innerste der Familie, und wehe dem Manne, welcher gegen die Formen der Religion oder gegen die Autorität des Herrschers verstößt! Durch langjährige Unterdrückung ist das Volk nun dermaßen eingeschüchtert, daß Mann und Frau, auch wenn kein Dritter zugegen ist, nicht wagen würden, den Namen des Emirs zu nennen ohne den Zusatz: „Allah lasse ihn 120 Jahre leben!“ Die Leute hassen aber nicht etwa ihren Herrscher, denn tyrannischer Eigenwille erscheint ihnen als eine Sache, die völlig in der Ordnung ist, als ein unvermeidliches Attribut der fürstlichen Würde.

Emir Nasr Ullah, Vater des gegenwärtigen Herrschers, war in seinen letzten Lebensjahren ein höchst ausschweifender und dabei grausamer Mann; er bestrafte seine Unterthanen mit dem Tode für unsittliche Handlungen, die er selbst in schamloser Weise beging, aber darüber kam nicht einmal ein Tadel aus dem Munde seiner Unterthanen. Der gegenwärtig regierende Emir Mosaffer ed din Chan ist ein wohlgesinnter Mann, sehr streng, aber für seine Person von unsträflichem Wandel. Von seinen Unterthanen wird er gelobt und gepriesen. Ich sah ihn in Samarkand; er ist jetzt etwa 42 Jahre alt, von mittlerm Wuchs, etwas beleibt, hat ein ganz angenehmes Gesicht, schöne schwarze Augen und einen dünnen Bart. In seiner Jugend war er ein Jahr lang Gouverneur von Karschi, ist dann 18 Jahre lang Statthalter in Kermineh gewesen und galt allezeit für einen in seiner Art wohlwollenden Mann. Er hält streng an den politischen Grundsätzen seines Vaters und ist, als Mollah und steengläubiger Mohammedaner, ein erklärter Feind aller Neuerungen, auch solcher, deren Vortheil und Nutzen ganz klar ist. Bei seinem Regierungsantritte nahm er als Wahlspruch auf sein Siegel: Ei hâkm bil adl, d. h. Regierung durch Gerechtigkeit, und bis jetzt ist er demselben treu geblieben, wenigstens nach den in Buchara herrschenden Begriffen. Gegen seine Würdenträger verfährt er ungemein streng und bestraft auch geringere Vergehen, welche sie sich zu schulden kommen lassen, mit dem Tode, während er gegen geringe Leute nachsichtiger verfährt. Deswegen sagt das Volk von ihm, er tödte die Elephanten und bestrafe die Mäuse.

Er kann es nicht leiden, wenn seine Unterthanen von der herzgebrochten einfachen Art und Weise abweichen wollen, weil sie, wie er meint, sich bei derselben vollkommen glücklich befinden. Deshalb verbietet er die Einfuhr von Luxusartikeln und überhaupt von kostbaren Waaren, leidet auch keinen Aufwand an Kleidern oder im Hause. Sein Serdari Kul, Oberbefehlshaber der Armee, Namens Scharuch Chan, stammte aus einer Seitenlinie des in Persien herrschenden Königsgeschlechts der Kadscharen, war ursprünglich persischer Statthalter von Astrabad, floh dann nach Buchara und wurde hier mit Würden und Auszeichnungen überhäuft. Dieser Mann gedachte nach persischer Weise zu leben; er ließ sich eine Wohnung nach dem Muster der Häuser Teherans bauen und in derselben sogar Glasfenster anbringen. Der Emir wußte das Alles vom Anfang an, that aber keinen Schritt, bevor das Haus vollendet war. Dann aber erklärte er, Scharuch Chan habe sich gegen die Gebote der Religion vergangen, hielt ihn eine Zeit lang gefangen und schickte ihn in die Verbannung. Für das confiscirte Haus fand sich ein Käufer, aber der Emir gab Befehl, dasselbe nieder zu reißen. Selbst die Ruinen waren ihm noch zu prächtig; Alles wurde dem Boden gleich gemacht und das Holzwerk an einen Bäcker verkauft.

Mosaffer ed din Chan hat, dem mohammedanischen Brauche gemäß, vier rechtmäßige und daneben noch etwa 20 andere Frauen. Die ersteren sind Bucharinnen, die anderen Sklavinnen, mit denen er, wie man mich versicherte, keinen nähern Umgang unterhält; sie sind mit der Abwartung seiner 16 Kinder — 6 Knaben und 10 Mädchen — beschäftigt. Die Leitung des Harems liegt des Emirs Mutter ob; diese war ursprünglich eine persische Sklavin aus Kadembschiha bei Mesched; des Herrschers Großmutter, Hafim Aym, geht ihr zur Hand. Im Harem herrscht die strengste Ordnung; es ist bei Todesstrafe verboten, denselben zu betreten; man soll nicht einmal einen Blick dorthin werfen oder auch nur an ihn denken. Das Letztere ist nur den frommen Scheichs oder Mollahs gestattet, deren Hauch, Rekes, für heilig gilt. Zu diesen Leuten gehörte mein Reisegefährte und Freund Hadschi Salih, und deshalb wurde er in den Harem berufen, um dort eine Gabe des berühmten Chafi Schifa, d. h. Gesundheitspulvers aus Medina, auszutheilen. Die Unterhaltung des Harem kostet nur wenig; die Frauen müssen nicht nur ihre Kleider selber verfertigen, sondern auch jene für den Emir, der sehr sparsam ist und Alles beaufsichtigt. Für die Küche werden nach unserm Gelde täglich zwischen drei und vier Thaler verausgabt; Süßigkeiten kommen selten auf die Tafel, aber alle Tage Reisgerichte, bei denen Schöpfenfett eine große Rolle spielt.

Auf einen Monat, der Monate lang durch die Wüste Centralasiens wandrete, macht Buchara, so armselig es auch in mancher Beziehung erscheint, doch einen großstädtischen Eindruck. Ich genoß dort täglich Brot, Thee, Obst und gekochtes Fleisch; ja ich besaß nun zwei Hemden, und diese Behaglichkeiten eines civilisirten Lebens waren mir nach langen Entbehrungen so angenehm, daß es mir ordentlich schwer aufs Herz fiel, als meine Reisegefährten mich daran erinnerten, daß wir in den nächsten Tagen nach Samarkand aufbrechen müßten. Dort mußte es sich entscheiden, ob ich über Chokand und Kaschgar gehen oder über Kerki, Karschi und Herat nach Teheran zurückkehren sollte.

Bevor ich von Buchara scheide, will ich noch einige Worte über den Sklavenkaravanserai sagen. Das Gebäude bildet ein Viereck und hat 30 bis 35 Zellen, in welchen drei Großhändler ihre lebendige Waare eingesperrt hielten. Diese war theils ihr Eigenthum, theils hatten sie dieselbe von Turkomanen in Commission erhalten. Diese Turkomanen bringen ihre Sklaven selber nach Buchara und schlagen davon in den

Digitized by Google

ersten Tagen nach ihrer Ankunft so viel als möglich los; was sie nicht verkaufen können, geben sie dem Dellal, Mäkler, in Commission. Man verkauft in Chiwa und Buchara Menschen im Alter von 3 bis zu 60 Jahren.

Den Geboten des Islam zufolge sollen nur Ungläubige als Sklaven verkauft werden, aber in dem heiligen Buchara läßt man diese Vorschrift durchaus unbeachtet und macht Perser, also schiitische Mohammedaner, zu Sklaven. Man hilft sich dabei in sehr bequemer Weise. Schon im Jahre 1500 hat nämlich der Mollah Schemseddin die Schiiten kurzweg für Ungläubige erklärt. Man geht aber noch weiter, indem auch sunnitische Mohammedaner, die man als Sklaven verkaufen will, so lange gepeitscht werden, bis sie sich selber für Schiiten erklären! Der Jude gilt für zu niedrig und zu unwürdig, Sklav zu werden, und das läßt er sich natürlich gern gefallen. Der Turkomane plündert ihn aus, zieht ihm selbst die Kleider vom Leibe, wird aber diesen selber nicht anrühren, weil er sich dadurch verunreinigen würde. In früheren Zeiten vergriff man sich auch an den Hindus nicht. Seitdem aber in den letzten Jahrzehnten viele Indier über Herat nach Buchara kamen, machten sich die Turkomanenvölker der Tekke und Sarik einen bequemen Grundsatz zurecht. Sie zwingen jeden Anhänger Wischnu's, sich für einen schiitischen Mohammedaner zu erklären; dann erst wird er ausgeplündert und verkauft. Männliche Sklaven werden öffentlich zum Verkauf ausgestellt; der Verkäufer muß dafür stehen, daß die Waare gesund sei. Die Preise sind je nach den Umständen verschieden, je nachdem die Alamans, Raubzüge, der Turkomanen ergiebig ausfallen oder nicht. Als ich in Buchara war, bezahlte man einen kräftigen Mann in mittleren Jahren mit 40 bis 50 Tillah, also 21 bis 36 Pfund Sterling. Als die Turkomanen einen großen Sieg über die Perser erfochten und 18,000 derselben gefangen genommen hatten, konnte man einen solchen Sklaven für drei oder vier Tillah kaufen.

Bamberg verweilte 22 Tage in Buchara. Bevor er von dort nach Samarkand abzog, unternahm er einen Ausflug nach dem etwa drei Wegstunden entfernten Dorfe Baweddin, wo der schon oben erwähnte heilige Bahaeddin Nakischend begraben liegt. Er ist Stifter des nach ihm benannten Derwischordens, und dieser ist die Quelle aller religiösen Extravaganzen, durch welche sich der östliche Islamismus vom westlichen unterscheidet. Bahaeddin wird als der Nationalheilige in ganz Türkistan verehrt; er gilt gleichsam für einen zweiten Mohammed, und der Buchare ist fest überzeugt, daß schon der bloße Ruf: Bahaeddin betagerdan, d. h.: o. B. du Abwender des Uebels, hinreichend sei, den ächten Gläubigen vor jedem Uebel zu bewahren. Selbst aus dem fernen China pilgern Wallfahrer zu seinem Grabe, und fromme Leute in Buchara stellen sich alljährlich dort ein, um zu beten. Etwa 300 Schritt vermittelst eine regelmäßige Verbindung zwischen der Stadt und dem Dorfe, wo sich das Grab in einem kleinen Garten befindet. Dort befindet sich auch der berühmte Sengki murad, Stein des Verlangens, an welchem jeder Pilger seine Stirn reibt; er ist dadurch ganz glatt geworden. Ueber dem Grabe sind mehrere Widderhörner angebracht, sodann eine Fahne und ein Besen, mit welchem einst das Heiligthum in Mekka ausgefegt worden ist. Man hat einige Male den Versuch gemacht, das Grab mit einer Kuppel zu überwölben; sie ist aber allemal nach drei Jahren wieder eingestürzt. Die Scheichs sagen, Bahaeddin ziehe die freie Luft und das Himmelsgewölbe vor, und dasselbe sei auch mit den übrigen Heiligen in Türkistan der Fall.

Zustände auf der Insel Martinique.

Bald nachdem wir unsern frühern Aufsatz (VII, S. 246) über die Kulturverhältnisse Westindiens geschrieben hatten, kam uns in der neuesten Nummer der Revue l'Orient ein Artikel zu Gesicht, in welchem Hommaire de Hell die Agrikulturzustände auf den französischen Antillen in lehrreicher Weise erörtert. Wir können denselben nicht in seiner ganzen Länge mittheilen, weil er Manches enthält, was nur für Frankreich ein besonderes Interesse hat, und beschränken uns auf das Wesentliche.

In Europa haben nicht Viele eine richtige Ansicht von dem Ackerbaubetrieb in den tropischen Colonien, namentlich solcher, deren Haupterzeugniß der Zucker bildet. Dort greifen Ackerbau und Manufaktur in einander, und sowohl Anlagekapital wie Betriebsmittel müssen bedeutend sein. Der Zuckerbau verlangt anhaltende Aufmerksamkeit und Thätigkeit, daneben auch regelmäßige Arbeit. Diese steht ihm seit 1848 nicht mehr zu Gebote. Statt eines stetigen Arbeitertrags, auf welchen Verlaß war, finden sich jetzt zehn, welche entschlossen sind, nichts zu thun, und welche Arbeitscontracte nur deshalb abschließen, weil sie sonst der gesetzlichen Strafe unterliegen. Man producirt theurer und oft ohne nur die Zinsen vom Anlagekapital zu erübrigen.

Früher waren die Gebirgsabhänge von Martinique mit Kaffeebäumen bepflanzt, und die Ausfuhr der überall gesuchten Bohnen betrug zwei Mill. Pfund. Jetzt ist der Kaffeebau dahin, weil man keine Arbeiter findet, welche sich der keineswegs anstrengenden Pflege des Baumes unterziehen. Glaube man nicht etwa, daß Menschenmangel oder niedriger Arbeitslohn die Schuld trage. Die Arbeitskräfte mangeln und der Ackerbau leidet, weil der freie Neger in jenem warmen Klima sich den nothdürftigsten Lebensbedarf schafft, ohne zu arbeiten, und weil das Gesetz ihn nicht zur Arbeit zwingen kann.

Martinique ist nur 14 Lieues lang, 7 breit und eine der am stärksten bevölkerten Inseln, denn sie zählt auf diesem kleinen Raume 135,017 Seelen, darunter 67,500 „Ackerbauarbeiter", welche 30,000 Hektaren bestellen. Die Zahl der auf den Zuckerplantagen anssässigen, sowohl einheimischen wie eingewanderten Arbeiter, welche die etwa 15 bis 16,000 mit Zucker bepflanzten Hektaren besorgen, stellt sich auf 32,000 Köpfe. In Frankreich muß, nach statistischen Ermittelungen, jeder Feldarbeiter 120 Aren Boden bestellen, auf Martinique, das keinen Winter hat, nur 50 Aren, also nicht einmal halb so viel.

In Betreff der Arbeitslöhne ergibt ein Vergleich, wie günstig, gegenüber den Feldarbeitern in Europa, die Kreolenneger, d. h. die auf Martinique eingebornen Schwarzen, die vor 1849 Sklaven waren, gestellt sind. Sie bilden die Mehrzahl jener 67,300 Köpfe, denn die eingewanderten zählen nur 15,576 Seelen. In Frankreich kommt auf einen solchen Arbeiter ein Durchschnittslohn für jeden Arbeitstag von 1¼ Franc (12 Silbergroschen), auf eine Frau 75 Centimes (6 Silbergroschen); für Kinder 25 Centimes, also 2 Silbergroschen. Damit müssen alle Lebensbedürfnisse bestritten werden.

Digitized by Google

Auf Martinique hat der freie Arbeiter, der arbeiten will, ein Haus, in welchem zwei europäische Arbeiterfamilien sich sehr behaglich fühlen würden, miethfrei; er hat daneben einen Baum- und Fruchtgarten und außerdem ein Stück Feld, das er nach Belieben bestellen kann und dessen Ertrag ihm gehört. Er kann jagen und fischen, wie und wo es ihm beliebt, und durchschnittlich ist ihm auch gestattet, Rindvieh zu halten; Kleinvieh ohnehin immer. Er kann Holz holen und schlägt auch wohl Bäume nieder, um die Kohlen zu verkaufen. So kosten ihm Gemüse, Obst, Zucker gar kein Geld und saßt gar keine Mühe. Zu dem Allen bekommt er für neunstündige Arbeit 10 Silbergroschen (1 Frc. 25 C.), gleichviel, ob er Mann, Frau oder Knabe ist.

Unter großem Jubel wurde 1848 die Sklaverei in den französischen Colonien abgeschafft. Die letzteren jubelten aber nicht, und fragten: welche Entschädigung zahlt uns das Mutterland; werden die Freien arbeiten, und wenn nicht, woher bekommen wir Arbeitskräfte? —

Man zahlte als Entschädigung für jeden freigelassenen Neger 400 Francs, obwohl der Durchschnittspreis in den Colonien sich auf 2000 Francs stellte; diese Entschädigung war also sehr gering, und die Eigenthümer erlitten ungeheuren Verlust an Kapital. Aber die zweite Besorgniß war noch gewichtiger. Die Neger gingen aus Rand und Band, und Morbthaten und angelegte Feuersbrünste waren an der Tagesordnung. Alle Arbeit wurde eingestellt.

Die Pflanzer verloren auch unter solchen Umständen den Muth nicht; sie thaten die Ernte ein, so gut es eben gehen wollte; aber Schaden hatten sie doppelt und dreifach, weil obendrein die Zuckerpreise niedrig standen. So ging das mehrere Jahre hintereinander, denn das Mutterland sorgte nicht für Arbeiter. Die Hoffnung, daß im Fortgange der Zeit der Neger sich besinnen und arbeiten werde, war ganz eitel, denn nur wenige kehrten auf die Pflanzungen zurück. Die meisten waren seit ihrer Freigebung Landstreicher geworden, lebten vielfach auf Kosten und zum Nachtheil ihrer früheren Herren und arbeiteten ein paar Tage, wenn sie große Noth litten oder irgend eine Caprice befriedigen wollten. Viele gingen in die Städte, wo sie ein gefährliches Proletariat bildeten und allerlei Unfug trieben; Andere kauften im Innern ein kleines Stück Land und verlebten dort müßige Tage.

Die Landstreicherei wurde zuletzt eine solche Landplage, daß am 10. September 1855 der Code der Arbeit und der Abgaben veröffentlicht werden mußte. Die Absicht bei Erlaß desselben ging dahin: „einige Zucht in die Colonialgesellschaft zu bringen; der Confusion der Menschen und der Dinge zu steuern; jeden Bürger unter Auge und Hand des Gesetzes zu stellen; die Wirkung eines entnervenden Klimas und unheilbringender Gewohnheiten zu paralysiren; die Trägheit zu bekämpfen und die menschliche Thätigkeit rege zu halten; die Individuen um Eigenthum und Industrie zu gruppiren; zwischen Herren und Arbeitern legale und ersprießliche Beziehungen zu schaffen; die nothwendige Eintracht und die wirthschaftliche Solidarität zwischen Eigenthum und Proletariat wieder herzustellen; Alle, welche das Alter erreicht haben, in welchem sie des Unterscheidungsvermögens mächtig sind, zu zwingen, von ihrem freien Willen einen guten Gebrauch zu machen (!!); die Produktion aufzumuntern; die Colonie anzuregen, damit sie in der moralischen und materiellen Ordnung der Dinge einen großen socialen Fortschritt mache“.

Mit haben das Obige Herrn Hommaire de Hell nachgeschrieben, um eine Probe des unsinnigsten administrativen Galimathias zu geben. Es wäre einfach und klar gewesen, zu sagen: Ihr schwarzen Bagabunden sollt von nun an wieder arbeiten, weil mit Tagedieben nichts genutzt wird; deswegen sollt ihr von nun an Abgaben zahlen, und thut ihr das nicht, so werdet ihr zur Zwangsarbeit angehalten. Das ist nämlich Sinn und Bedeutung jenes Code. Es stellte sich also auf Martinique, wie anderwärts auch, die Wahrheit heraus, daß mit dem Neger ohne Zwang gar nichts anzufangen sei. Der Code hat aber nichts genützt. Die Neger zahlen wohl die Steuer, aber arbeiten thun sie darum nicht. Sie müssen nachweisen, daß sie Arbeit genommen haben, und der Arbeitgeber muß das in einem Buche bescheinigen. Nun aber hat ein Viertheil der Landleute gar kein Buch, und außerdem findet jeder einen Freund, welcher bescheinigt, daß der oder der bei ihm in Arbeit stehe.

Am liebsten hat der Neger eine Hütte mit einem Garten, den ihm Frau und Kinder bestellen müssen; er selber thut nichts; er baut auf seinem Grund und Boden ein paar Hütten und vermiethet diese an schwarze Bagabunden. Sie pflanzen Jgnamen, Manioc und süße Kartoffeln, was mit leichter Mühe geschehen ist, haben vollauf zu essen, bringen den Ueberschuß zu Markte und davon bezahlen sie die geringe Abgabe. So sind sie mit Gendarmen und Steuereinnehmern in Ordnung, aber mit Allem, was Civilisation heißt, haben sie gebrochen. Manche arbeiten bei den Pflanzern einen Tag in der Woche; zu anhaltender Arbeit bringt man sie auch für Geld nicht. Um das Ganze zu begreifen, muß man wissen, daß die Neger auf Martinique kein Brot essen und sich aus Fleisch wenig oder gar nichts machen. Etwa 15,000 Neger sind, nach der statistischen Aufnahme vom 31. December 1863, unbeschäftigte Bagabunden; ihre Zahl vermehrt sich. Das Gesetz vermag nichts dagegen, weil diese Landstreicher sich ein paar Quadratruthen Boden erwerben und dann „Grundbesitzer“ sind. Etwa 32,500 Neger arbeiten auf den Zuckerplantagen, aber sehr unregelmäßig, wechseln oft, gehorchen schlecht und sind immer mißvergnügt, weil sie lieber auch „Grundbesitzer“ wären. Die Arbeit der Creolen- d. h. eingebornen Neger ist für jene Colonie so gut wie verloren.

Der Leba-See in Hinterpommern.

Von Dr. **Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

Unter dem 9. Dec. 1864 meldet die preußische Nationalzeitung aus Stettin Folgendes: „Vorgestern war eine Deputation aus Leba hier anwesend, welche bei der hiesigen Behörde wegen Herstellung eines Zufluchtshafens bei Leba Vorstellungen machte und sich darauf nach Berlin begeben hat, um bei den Ministerien für denselben Zweck thätig zu sein.

Zur Herstellung des Hafens bedürfte es in der Hauptsache nur des Durchstichs der schmalen Landenge, welche den Leba-See von der Ostsee trennt. Der See selbst hat in seinem nördlichen Theile sogar für die größten Handelsschiffe die nöthige Tiefe und Raum genug zum Ankern für mehrere hundert Schiffe; auch besteht der Boden aus Thon und Lehm, so daß

Digitized by Google

eine Versandung des Durchstichs nur vom Meere aus möglich wäre, also durch Erbauung von langen Molen verhindert werden könnte. Der Durchstich soll eine Tiefe von 20′ erhalten. Die Kosten sind vorläufig auf 160,000 Thaler veranschlagt, wovon der lebaer Kreis bereits 30,000 gezeichnet hat."

Zwar hat in neuerer Zeit die Wasserbaukunst so riesige Fortschritte gemacht, daß sie jetzt Vieles als Spielerei zu Stande bringt, an dessen Ausführung sie noch vor 100 Jahren gänzlich schleterte; dennoch möchte es gelegentlich dieses lebaer Projektes nicht ganz unangemessen sein, einmal wieder an den Ausgang zu erinnern, den früher ein ganz ähnliches Unternehmen an derselben Stelle gehabt hat, zumal, da es bei der geringen Aufmerksamkeit, welche man in Nordbeutschland der Geschichte seiner Vorzeit zu schenken pflegt, nicht unmöglich wäre, daß man in Leba das Schreckensjahr 1779 schon gänzlich vergessen hätte. Wäre Letzteres aber nicht der Fall, so könnte es dem interessirten Zuschauthäuser vielleicht beschieden sein, einen neuen Beleg zu der Wahrheit des Hegelschen Ausspruches zu geben: „Aus der Geschichte lernt man, daß Niemand etwas aus der Geschichte lernt!" — Ueber das Schicksal jenes Altern Projektes erlaube ich mir Folgendes aus meiner noch ungedruckten Schilderung der Veränderungen, welche die deutschen südbaltischen Küsten in geschichtlicher Zeit erlitten haben, hier mitzutheilen.

Der größte der hinterpommerschen Landseen ist der Leba-See, welcher durch eine zwei Meilen lange Nering, deren Breite an vielen Stellen nur gegen 300 Ruthen beträgt, von der Ostsee geschieden ist; das Tief (d. h. der natürliche Canal, durch welchen der See mit dem Meere in Verbindung steht) liegt jetzt an dem nordöstlichen Ende der Nering, soll sich früher jedoch etwa ¼ Meile weiter westlich befunden haben, dort aber schon längst gänzlich versandet sein. Im Jahre 1776 faßte man den Plan, das große im Süden an den See stoßende Lauenburgische Bruch zu entwässern, und der Freiherr v. Brenkenhof übertrug die Ausführung der dazu erforderlichen Wasserbauten einem Hrn. v. Gengkow. Dieser war früher Drost in Mecklenburg und Besitzer ansehnlicher Landgüter gewesen, und war ein Mann von umfangreichen Geschäftskenntnissen; zugleich besaß er aber auch eine so ungetrübte Einbildungskraft, daß kaum von irgend einer ökonomischen Verbesserung die Rede sein durfte, an die er nicht sofort und gleichzeitig 10 andere und ganz verschiedenartige Entwürfe angeknüpft hätte. Dadurch hatte er sich schon selbst ruinirt, und auch hier verfiel er wieder in denselben Fehler. Statt bei der Melioration des Bruches, worauf es hier ankam, stehen zu bleiben, verband er damit den Plan zur Schiffbarmachung des Leba-Flusses, die sich ohne überschwengliche Kosten nicht ausführen ließ. Zu dem Zwecke sollte der Leba-See abgelassen werden, was der Natur der Sache nach ganz unmöglich war, und statt wenigstens das jetzige Tief dazu zu verwenden, wollte man den alten Ausfluß wieder herstellen. Man grub also auf kürzestem Wege gerade nach Norden, wo der Wogenaudrang der Ostsee am stärksten ist, einen prächtigen, etwa 300 Ruthen langen und 108′ breiten Canal mitten durch den Flugsand der Nering hindurch. Er ward unter Trompeten- und Paukenschall, und unter dem Donner der Kanonen eröffnet. Der See begann sogleich sich seines Ueberflusses an Wasser durch diesen neuen Ausweg zu entledigen, die ihn umgebenden Moräste waren in unglaublich kurzer Zeit trocken, und Alles war in Freude und Herrlichkeit. Man sah im Geiste schon Leba zu einer ansehnlichen Handelsstadt emporblühen, der See sollte ein lebhafter Hafen werden, und schon stand zu beiden Seiten des Canals ein großer Vorrath von Schiffsbauholz, Stabholz und Brennholz aufgestapelt, zu dessen Ausführung zwei eben auf der Rhede liegende Schiffe bestimmt waren.

Durch diese schöne Rechnung aber machte am 4. März 1779 ein sogenannter Seebär, worunter man an der Ostsee das mitunter plötzlich bei nur mäßigem Winde eintretende gewaltige Aufsaufen des Wassers an der Küste versteht, einen recht gründlichen Strich! Denn bald nach Mitternacht wurden die Bewohner von Leba durch die Sturmglocke aus dem Schlafe geweckt und sahen nun zu ihrem Schrecken, daß die Ostsee im Begriffe stehe, in die Stadt einzudringen, indem sie bereits den östlichen Strand (welcher zwar niedriger als der westliche ist, aber doch bei gewöhnlichem Wasserstande eine Höhe von 12—15′ zu haben pflegt) schon völlig überfluthet und die dicht vor der Stadt belegene Mühle unter Wasser gesetzt habe. Und immerfort noch blieb die See im Steigen, sämmtliche Gärten waren überschwemmt, und schon drang die Fluth in die ungepflasterten Gassen des Ortes und in einzelne niedriger gelegene Wohnungen. Die Lage der Einwohner war jetzt in der That sehr bedenklich. Denn im Norden der Stadt thürmte die Ostsee ihre Wogen auf, im Osten lag der Sarbsker- und im Westen der Leba-See, und der einzige Zugang südwärts zum Binnenlande, der selbst in der trockenen Jahreszeit ein nie ganz vom Wasser befreiter, ½ Meile langer Weg war, stand jetzt mehrere Fuß unter Wasser. Nach einigen Stunden legte sich indeß die Besorgniß; gegen Morgen war Alles wieder ruhig, und die Ostsee war in ihre gewöhnlichen Schranken zurückgetreten. Der größte Schaden aber war weiterhin, eine Viertelmeile westlich von der Stadt, geschehen. Der Canal war von der heftig einströmenden Ostsee auf eine Breite von mehr als 300′ aufgerissen; die Holzvorräthe waren in die Fluth gestürzt, welche sie weit umher schwemmte und zerstreute. Von den beiden Schiffen ward das eine auf den Strand geworfen, das andere aber durch den weit aufgerissenen Canal in den Leba-See getrieben und dann bei den Gärten der Stadt auf das Ufer gesetzt. Man mußte besorgen, daß das Meer die schon um das Dreifache erweiterte Canalmündung in der Folge noch weiter ausspülen und sich zum höchsten Schaden der vielen Umwohner völlig mit dem Leba-See vereinigen würde, und daher sah man sich genöthigt, etwa 6000 Thaler darauf zu verwenden, um den mit ca. 12—15,000 Thaler hergestellten Canal wieder zu beseitigen und Alles wieder in den ursprünglichen Stand zu versetzen.

Der Canal ward also versposst und der alte, inzwischen versandete Ausfluß scheuwürdig wieder hergestellt, denn mit dessen Versandung drohte der Stadt Leba eine zweite gleich große Gefahr. Es stand nämlich an der westlichen Seite dieser natürlichen Mündung eine hohe Düne, deren Grundfläche wenigstens 20 Morgen groß war, und deren Höhe den bedeutendsten Dünen an der pommerschen Küste (z. B. der bei Gievsberg zwischen der Vega und Dievnow) gleichkam, oder sie gar noch übertraf. Diese rückte beständig, ohne an ihrer Masse zu verlieren, gegen Ostsüdost auf Leba vor. So lange nun der alte Strom seinen gewohnten Lauf behielt, hatte es wenig damit zu sagen, da dieser ihren östlichen Fuß bespülte und stets so vielen Sand wieder mit weg nahm, als gewöhnlich West- oder Nordwestwinde ihm von der Düne zuführten. Häufiten aber anhaltende Stürme hier des Sandes zu viel an, so konnte der Leba-Fluß dies gar nicht mehr bewältigen, sondern wurde matt, stockte und versandete. Doch dann war auch eine leichte und sichere Hülfe bereit. Während nämlich nun der Wasserspiegel des Sees 24 bis 48 Stunden hindurch, wegen des ermangelnden Abflusses, sich immer höher aufstaute, schickte man einige Pflüge in das versandete Strombette, ließ längs desselben eine tiefe Rinne aufpflügen und half auch wohl noch mit Spaten und Schaufel so lange nach, bis das Wasser wieder seinen Zug gewann. Der Druck des aufgestauten Wassers that dann das Uebrige und riß nicht nur das Strombett in seiner gehörigen Breite und Tiefe wieder auf, sondern

Digitized by Google

führte auch durch seine übermäßigende Kraft die aufgehäuften Sandmassen ins Meer hinaus. Nachdem nun aber jener neue Canal gegraben worden, der Ablauf der Gewässer sich dorthin gezogen und der See selbst um einige Fuß gefallen war, versandete das alte Strombett so unaufhaltsam, daß seine Spur verschwand. Die fruchtbare Düne, welche man durch die kostbarsten Verzäunungen und Bepflanzungen vergebens aufzuhalten versuchte, rückte nun, je nachdem die Witterung mehr oder weniger stürmisch war, alljährlich um 6 bis 10 Ruthen unwiderstehlich auf die Stadt los, so daß dieselbe unausbleiblich binnen Kurzem abermals verschüttet worden wäre, wenn man nicht, wie oben berichtet, in Folge des ungestümen Seebären den frühern Stand der Dinge wieder hergestellt hätte.

Denn das Schicksal der Versandung, welches der Stadt jetzt drohte, hatte sie früher schon wirklich einmal erlitten. Sie lag nämlich ursprünglich unter dem Namen Ledamünde ungefähr 400 Ruthen westlicher und der Ostsee näher gerückt, neben dem vorhin erwähnten ursprünglichen Tief, wurde aber, nach einer im Jahre 1642 im sedaer Stadtbuche aufgezeichneten Nachricht etwa 70 Jahre früher — also wahrscheinlich bei der großen Sturmfluth am 8. Febr. 1558 —, so gänzlich von Sand und Wasser zerstört, daß im Jahre 1784 nur noch einige Reste von dem Mauerwerk der Kirche zu sehen waren. Der Sage nach soll dort früher noch so viel mehr Vorland, und zwar ein mit Wald bedecktes, vorhanden gewesen sein, daß Ledamünde noch eine Meile von der Ostsee entfernt gelegen habe. Es ist dies auch gar nicht unwahrscheinlich, da man dort an der Küste viele Stubben von starken Bäumen unter dem Wasser findet, vor denen, da sie nicht hoch überfluthet sind, Schiffer und Fischer sich zu hüten haben, und überdies auch im und am Strande viele Eichenstubben in dortiger Gegend angetroffen werden.

Im Hinblick auf diese früheren Ereignisse wird es also wohl nicht ganz unbegründet sein, wenn man bei dem jetzigen Projekt den Vätern der Stadt Leda zurufe: Videant consules, ne respublica Lobaënsis quid detrimenti capiat!

Aus allen Erdtheilen.

Die Schiffbarmachung des Tocantins. Dieser brasilianische Strom, welcher fast unter dem Aequator mündet und das Aestuarium des Stroms von Pará, der südlichen Abzweigung des Amazonas, bildet, gehört eigentlich nicht zum Stromsystem des letztern, sondern bildet ein besonderes hydrographisches Individuum. Der Tocantins kann als Wasserweg von großer Bedeutung werden; er kommt so recht aus dem Herzen der großen Provinz Goyaz und durchströmt jene von Grau Pará. Seinen Hauptzufluß bildet der Araguay, welcher im Jahre 1864 näher erforscht worden ist. (Globus VII, S. 94.) Jetzt lesen wir in der deutschen Zeitung von Porto Alegre unterm 12. Nov., daß die brasilianische Regierung auch den Tocantins genau untersuchen läßt. Am 12. September befand sich der mit den Arbeiten beauftragte Kapitän Paraybyhuna in der Ortschaft Haboca. In einem Schreiben an den Präsidenten der Provinz Gran Pará meldet er, daß „alle Risse und Wasserfälle im Tocantins leicht zu beseitigen seien und daß, nach Hinwegräumung dieser Hindernisse, der Strom für tiefgehende Dampfer fahrbar sein werde. Sobald man die Steine hinwegesprengt haben wird, ist der Tocantins jedem Dampfer zugänglich. Der Canal do Inferno ist ein wichtiger Zufluß, aus dem die Candle Capitariquara, Jacundá und Habeca sich bilden, so daß die Reinigung desselben das beste Mittel ist, die Verbindung mit dem schiffbaren Araguay (oder Araguaya) für Dampfer zu vermitteln."

Dieses Projekt ist von großer Bedeutung, denn der Araguay ist, wie wir schon früher bemerkt haben, in sehr weiter Ausdehnung schiffbar, und vermittelst desselben kann eine Dampferverbindung durch das Innere der Provinz Pará mit den Provinzen Maranhaõ, Goyaz, Matto grosso und Piauhy hergestellt werden. Alle diese Nordprovinzen sind ungemein reich an werthvollen Naturerzeugnissen, aber sie leiden Mangel an zwei Haupterfordernissen der Entwicklung: — an Arbeitskräften und an Verbindungsmitteln.

In den Einöden des Amazonenstromgebietes sind viele Zustände von ganz eigenthümlicher Art. So meldet die deutsche Zeitung in Porto Alegre aus den Urwäldern von Curuá, einem Nebenflusse des untern Amazonas, daß sich dort ein „großer Quilombo" gebildet habe, d. h. eine Bande, die aus entflohenen Negersklaven, desertirten Soldaten und Indianern besteht. Sie ist mehrere 100 Köpfe stark. Der Gouverneur der Provinz Pará ließ 130 Mann Linientruppen gegen sie ausrücken, aber die Flüchtlinge waren gut bewaffnet und in ihrem Hauptlager, mehr als 400 an der Zahl, so stark verschanzt, daß die Soldaten mit Verlust abziehen mußten. Die Quilombolas blieben Sieger, bedrohten die Städte Alenquer und Mont' Alegre und wurden überhaupt so gefährlich, daß man in Santarem genöthigt war, eine größere Expedition gegen sie auszurüsten. Die Quilombolas leben in Müßiggang; um ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, sammeln sie Kautschuk, welches sie an die Kaufleute von Santarem und Pará verkaufen. Diese aber sind gewissenlos genug, diese gesetzbrechen Flüchtlinge mit Waffen und Schießbedarf zu versehen.

Die Maharatenstadt Puna. Puna ist die, der Stadt Bombay durch die Eisenbahn nahe gerückte, hoch und gesund gelegene Hauptstadt der Provinz Aurengabad mit ungefähr 150,000 Einwohnern, der vormalige Hauptsitz der Mahrattenen-Conföderation und Residenz des Peischwa. Dort ward im Jahre 1831 unter dem damaligen Statthalter der Präsidentschaft Bombay, Hrn. Mountstuart Elphinstone, das „Dekhan College" gegründet, bestimmt für das westliche Vorderindien das zu werden, was Benares für das Gangesland ist, d. h. eine Hochschule zunächst zur Pflege der Sanskritstudien und zum Besten der brahmanischen Jugend. Die Schule ist in einem dürftigen Zustand, und am 15. Oct. wurde durch den jetzigen Gouvernor der Präsidentschaft, Sir Bartle Frere, feierlich der Grundstein zu einem neuen und größern Schulgebäude gelegt, welches abseits von der Stadt über dem schönen Thale der durch eine neue Brücke zu überspannenden Mutar-Mula in gothischem Styl erbaut werden soll. Die Mittel dazu sind großentheils durch freiwillige Beisteuern von Eingebornen, Hindus und Parsis, beschafft, unter denen die reichen Feueranbeter Sir Dschamsetdschi Dschidschibhoy und dessen Verwandte in Bombay mit großen Summen an der Spitze stehen. Sir Bartle sprach in seiner Festrede ihre anerkennende Ueber die geistige Begabung des indischen Volks und den poetischen und philosophischen Werth der ehrwürdigen altindischen Literatur, sowie über die hohe Bedeutung des Sanskrit für die „Wissenschaft der Sprache", welche erst in unserer Zeit durch die Kunde desselben möglich geworden. Der Redner äußerte u. a.: „Die Mitglieder dieser Hochschule werden, so dürfen wir hoffen, jenes Licht der alten Sanskritgelehrsamkeit wieder anzünden, welches einst so viele Jahrhunderte hell in den Verbrachten an den Ufern des Godavery und Krischna geleuchtet hat, dort aber seit lange erloschen ist. Es ist ein eigenthüm-

Digitized by Google

lisches Zusammentreffen, daß jetzt an dieser von Eingeborenen gegründeten Hochschule, und auf einem Lehrstuhl, den die englische Regierung unterhält, einer von den größten Sanskritisten Deutschlands (Dr. Martin Haug) wirkt, um der brahmanischen Jugend die alte Sprache ihrer Vedas zu lehren." Uebrigens besteht in Puna auch ein Lehrstuhl für lateinische Sprache und Literatur, und für das Griechische soll einer errichtet werden.

Auswanderung der Maoris auf Neuseeland. Die Eingebornen sind den gezogenen Feuerwaffen der Engländer unterlegen, und man hat ihnen einen Frieden aufgezwungen, demzufolge sie allerdings bedeutende Strecken ihrer Ländereien behalten sollen. Aber dafselbe Gesetz, nach welchem man ihnen Antheil versprochen, und sie wurden nichts desto weniger in ihren Rechten so rücksichtslos gekränkt, daß sie am Ende in Verzweiflung zu den Waffen griffen. Nun wollen mehrere Stämme und gerade solche, denen die Kolonisationsregierung ihren „Schutz" angeboten hat, auswandern, um außer aller Berührung mit den englischen Unterdrückern zu kommen. Die „Australian and New Zealand Gazette" schreibt, daß sie die Absicht haben, sich auf irgend einer ihnen zugehenden Insel Polynesiens niederzulassen. Daran wird man sie gewiß nicht hindern, sondern im Gegentheil Alles aufbieten, um wo möglich alle braunen Männer aus Neuseeland zu entfernen. Dann ist die „Landfrage" von selber gelöst.

Volkszunge von Südaustralien. Die Zählung ergab am 31. December 1863 eine Ziffer von 140,416 Seelen; davon waren 72,109 männlichen und 68,307 weiblichen Geschlechts. Man erfieht daraus, daß das frühere Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter sich allmälig ausgleicht. Sterbefälle 2221, Geburten 5966, Zuwachs durch Einwanderung 1342 Seelen.

Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking. Sie ist im 18. Jahrhundert vom Pater Verbiest, einem Flaming, erbaut worden. Dieser gelehrte Jesuit war Präsident des mathematischen Tribunals und bewog den Kaiser Kang hi, die alten unvollkommenen Instrumente durch bessere zu ersetzen, welche nach seiner Anleitung in Peking selbst verfertigt wurden. Nach Vertreibung der Jesuiten war kein chinesischer Gelehrter im Stande, die astronomischen Arbeiten in der bisherigen Weise fortzusetzen, die Sternwarte wurde unter kaiserliches Siegel gelegt und so kommt es, daß in ihr seit 100 Jahren Alles auf derselben Stelle geblieben ist. In der neuesten Zeit hat man dann und wann einem Europäer den Zutritt gestattet. Durch eine schwere, nun wurmstichige Thür gelangt man in eine Art von Hofraum mit hohen Bäumen; an den Seiten liegen bald verfallene Gebäude, in welchen ein jetzt heimalter Aufseher wohnt. In dem Hofe stehen zwei große Himmelsfluguln und eine Wasseruhr. Vier kupferne Becken stehen übereinander auf Untergaben von Bachsteinen; das eine jedem ist mit den übrigen vermittelst eines kleinen Loches in Verbindung, aus welchem das Wasser tropfenweis abzieht. In dem untersten Becken zeigt eine auf einem Brette befestigte Nadel an, wann so viel Wasser im Becken sich befindet, daß ein Viertelstunde verflossen ist. Dann schlug der Wärter auf eine Kesselpauke und verkündete solchergestalt die Stunden. Diese Wasseruhr ist seit langer Zeit außer Gebrauch.

Im Hofe des Observatoriums herrscht eine dumpfige Feuchtigkeit und ein sehr unangenehmer multeriger Geruch; das alte Gemäuer ist mit Moos bedeckt, Stahl und Eisen verrostet, und die kupfernen Becken sehen nun längst schon grasgrün aus. Der alte Wärter rührt nichts an, damit den Instrumenten die volle Zauberkraft bewahrt bleibe, welche das Volk ihnen beilegt.

Im Innern führt eine Treppe oben auf den Thurm, welcher etwa 15 Fuß über die Umfassungsmauer emporragt. Dort stehen zwei Himmelsfluguln, ein Azimuthquadrant, ein Quadrant und andere Instrumente noch gerade so, wie Pater Verbiest sie dort einst gestellt hat; auch eine alte Fußbank oder vielmehr ein Austritt ist noch vorhanden. Der große Himmelsglobus hat ein Gewicht von mindestens 20 Centnern; man sieht auf demselben die Sterne und die Zeichen des Thierkreises, aber Alles ist schon sehr verwittert. Alle Füße und Untergestelle dieser Instrumente sind von Bronce und aus dem kaiserlichen Drachen gebildet, der in allen möglichen Stellungen vorkommt; die Kunstarbeit an diesen Figuren ist vortrefflich.

Krokodilthränen in Congo. Als Adolf Bastian auf Bremen im Jahre 1857 das Wagnis unternahm, nach San Salvador, der Hauptstadt des südwestafrikanischen Königreichs Congo, vorzudringen, setzte er im Inland auf einem Nachen über den Fluß Ambrisette, in welchem außerordentlich viele Krokodile leben, die dort ungewöhnlich dreist sind. Ein Kaufmann in Loanda erzählte unserm Landsmann, er habe selber gesehen, daß ein aus dem Land eines Nachens fahrender Neger durch ein vorüberschwimmendes Krokodil mit einem Schlag des Schwanzes ins Wasser geworfen worden sei. Das Thier erschient, nachdem es seine Menschenbeute hinabgezogen hat, bald nachher wieder auf der Oberfläche, und die Neger behaupten, daß es dann seine böse That bereine. Bastian bemerkt weiter: Doctor Welwitsch bestätigte mir diese Thatsache, die er selber bei einer Reise beobachtet; setzte sie dadurch, daß bei dem Krokodile, welches zum Athemholen wieder an die Luft kommt, die durch die Gier mit den übrigen Functionen angeregten Thränendrüsen das Auge mit einer Flüssigkeit füllen. Daß in vielen Theilen Afrika's die Wohnräume immer in einiger Entfernung von den Flüssen und nie unmittelbar am Ufer liegen, selbst da, wo diese zu hoch sind, um Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein, hat seinen guten Grund in der Furcht vor wilden Thieren, die hier Trinkgelage besuchen, und vor den Nachts an das Ufer steigenden Krokodilen.

Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie. Sie ist mit gutem Erfolg in der Nähe von Goldberg durch einen betriebsamen Ansiedler, Herrn L. von Maltzahn, versucht worden und die Blätter der Colonie geben darüber nähere Auskunft. Die Züchtung wieß „enormen Profit". Herr von M. kaufte 1863 im Spätjahr 17 Stück Strauße, welche alle drei bis vier Monate alt waren, und seitdem hält er sie in einem umhägten Platze, der etwa 26,000 Quadratruthen groß und mit Gras bewachsen ist. Von diesem Gras ernähren sich die Strauße; Getreide erhalten sie nur ausnahmsweise, wenn man sie anlocken will. Innerhalb jener Umzäunung wird noch anderes Hausvieh gehalten, und Hr. von M. ist entschieden der Ansicht, daß der Raum für 35 Strauße vollauf hinreiche. Die Federn, welche er im April 1864 „ernitete", hatten nur geringen Werth, weil die Thiere noch zu jung waren. Die zweite Ernte, — denn man nimmt dem Strauße die Federn zweimal im Jahre, allemal nach Verlauf von etwa sechs Monaten, — versprach aber um so besser auszufallen. Die großen Federn, deren jedes Straußenmännchen 24 an der Zahl hat, gelten etwa 150 bis 180 Thaler das Pfund, und ein vollausgewachsener Strauß liefert im Jahr für — 600 Thaler Federn. Die Ackerbaugesellschaft in Swellendam hat von einem Strauß in zwei Jahren für 3100 Francs Federn geerntet. Die Strauße des Herrn von Maltzahn sind ganz zahm und lassen sich von Jedermann anfassen; der Besitzer meint, daß die Straußenzüchtung, die ein so höchst geringes Anlagekapital erfordere, für viele Theile der Kapcolonie und im Oranje-Freistaate das allervortheilhafteste Geschäft werden könne.

Entdeckung von Moaeiern in Neuseeland. Die Frage, ob der flügellose neuseeländische Riesenvogel Moa zu den ausgestorbenen Vogelarten gehört, oder ob er noch unter den lebenden weilt, ist für die Naturforscher von vielfachem Interesse. Einiges neue Licht verbreitet eine Zuschrift aus Wellington (an der Cooks Straße) in der neuseeländischen Zeitung „Nelson Examiner" vom 27. Sept. 1864. Sie lautet: „Ein Maori ist gegenwärtig im Geschäftslocal der Herren Bethune und Hunter ausgestellt. Es ist etwa 10 Zoll lang, hat fünf Zoll Durchmesser und ist von schmutzig weißer Farbe. Es wurde zu Kaikoros auf der Mittel-Insel unter eigenthümlichen Umständen ausgegraben. Ein Arbeiter des Herrn Tuffe traf beim Graben eines Hausgrundes auf das Ei und zerbrach leider eine Stelle der Schale. Das Ei wurde in den Händen eines Maorifleletes dem Kopfe gegenüber gehalten. Die Leiche war in sitzender Stellung, das Ei lag in einer Schachtel von Rinde, die mit einer Glasplatte bedeckt war. Die kleine am Ei angerichtete Verletzung ist wieder ausgebessert worden, und so erscheint es nun ganz vollkommen." Diese merkwürdige Entdeckung scheint wenigstens die Frage zu beantworten, daß der Moa zur Zeit der heutigen Maoris noch gelebt habe.

F. v. Hochstetter, in dessen Werke über Neuseeland die besten Nachrichten über den Moa enthalten sind, sagt: Die Eingebornen bezeichnen mit dem Worte Moa ein Vogelge-

Digitized by Google

schlecht, das wir nur aus Knochenüberresten kennen. Moa ist auf den polynesischen Inseln das Wort für Haushuhn und stammt vielleicht von dem malaiischen Mua, einer Fasanenart, ab. Es gibt verschiedene Arten dieser Moavögel, unter denen Palapteryx ingens und Dinornis elephantopus die bedeutendsten sind. Der frische Erhaltungszustand der vielfach aufgefundenen Knochen, ihr Vorkommen nur in den allerjüngsten Formationen oder ganz unbedeckt an der Oberfläche und zusammen mit Knochenresten von jetzt noch auf Neuseeland lebenden Thieren, Alles das weist unzweifelhaft darauf hin, daß diese Vögel der jetzigen Erdperiode angehören. Aus den Erzählungen der Eingeborenen geht aber hervor, daß die Moas in großer Anzahl noch auf den Inseln lebten, als diese zuerst von den Maoris bevölkert wurden und daß die letzten Reste der merkwürdigen Vögel wahrscheinlich erst vor wenigen Generationen vom Schauplatz der Erde verschwunden sind.

Der Riesenalk (Alca impennis). Das britische Museum zu London, welches bereits so viele naturhistorische Seltenheiten in seinen großen Räumen birgt, erhielt vor Kurzem von der naturforschenden Gesellschaft Neuschottlands ein beinahe vollständiges Exemplar des Riesenalks zum Geschenk. Jeder Knochen, mit Ausnahme einiger Fußtheile, befindet sich in gut erhaltenem Zustande; der Körper, welcher in einer Art von Mumienzustand ist, ward vier bis sieben Fuß unter der Erde oberflächlich in einem Lager von gefrorenem Guano auf den Funk- oder Pinguin-Inseln, nördlich von Neufundland, entdeckt. Theile der Federn und Eiderdunen sind noch deutlich zu erkennen, eben so die Charakteristiken senkrechten Streifen am Schnabel. Dieser Vogel, welcher gleich der Dronte (Didus ineptus), dem Bortenthier (Rytina Stelleri) und so manchen anderen in historischer Zeit ausgestorben zu sein scheint, gehört zu den Schwimmvögeln. Seine Heimat waren die nordischen Meere. Auf Island soll er einst gemein gewesen sein, und selbst auf den schottischen Inseln ist er vorgekommen worden. Man weiß von zweien, die in dem langen Zeitraum von 30 Jahren in der Nähe der Hebriden getödtet wurden; den einen schoß 1812 Samuel Bullock, nachdem er ihn in einem schäumenden Meere lange verfolgt hatte, der andere ward 1822 in Gegenwart des schottischen Naturforschers Flemming auf St. Kilda lebend erhascht. Von den norwegischen Küsten und den Farören scheint dieser Vogel seit einem halben Jahrhundert gänzlich verschwunden zu sein. Vielleicht hat er sich gänzlich in die von gewöhnlichen Schiffen nicht besuchten arktischen Gegenden Nordamerika's zurückgezogen. In Größe gibt der Riesenalk einer Gans wenig nach; durch die kürzere Körperform erinnert er an den Pinguin.

Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland. Wir haben derselben schon kurz erwähnt und gehen nachstehend noch eine ausführlichere Mittheilung. In der Sitzung der londoner ethnologischen Gesellschaft vom 15. December 1864 stellte S. Laing eine höchst interessante Sammlung von Menschenresten, Steingeräthen und anderen Gegenständen aus, die er durch Nachgrabungen in Caithneß, der nördlichsten Provinz Schottlands, erhalten hatte, und die aus einer sehr frühen Zeit des Menschengeschlechts stammen. Laing hatte schon früher die Vermuthung aufgestellt, daß etwas, wie die dänischen „Kökkenmöddinga" in Caithneß vorhanden sei, und durch die Ausgrabungen verschiedener Hügel bei Reiß an der Sinclair Bay, nach englische Meilen nördlich von Wick, ward seine Ansicht bestätigt. Nach Entfernung der Rasendecke fand man, daß die Hügel aus großen Massen von Herzmuscheln (Cardium edule) und Napfschnecken (Patella vulgaris) bestanden, die mit Knochen, Feuersteinsplittern und Knocheninstrumenten der rohesten Art untermischt waren. In zwei Hügeln fand man Ueberreste alter Gebäude und in einem die festen Mauern eines Hauses und drei verschiedene Pflasterungen, eine über der andern, die entweder von verschiedenen Menschenracen herrührten oder von einer und derselben zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden. In der tiefsten Lage wurden sehr rohe Steingeräthe entdeckt, während die Instrumente, welche man in den höheren Schichten antraf, eine sorgfältigere Art der Bearbeitung zeigten. Unter den verschiedenartigen Geräthschaften aus Knochen und den von der Nahrung übrig gebliebenen Thierresten entdeckte Laing auch eine Art Scheere mit bronzenen Klingen und eisernem Handgriff. Unter den Knochen fiel der Unterkiefer eines etwa siebenjährigen Kindes auf, in dem noch die Zähne fest saßen. Er war aber so zerbrochen, als hätte man zu dem Mark gelangen wollen, weßhalb auf Kannibalismus unter jener Menschenrasse geschlossen wird. Die aufgefundenen Töpferreste waren je nach der Schicht, in der sie entdeckt wurden, verschieden. In den untersten Lagen waren sie sehr roh, die oberen dagegen zeigten sie schon vorgeschrittenere Arbeit und waren hellenweise blau glasirt. Die Steingeräthe zeigten keine Einschnitte von Werkzeugen, ebenso wenig die Steine, aus welchen die Gebäude aufgeführt waren; denn der Sandstein des Landes war dazu benutzt worden, spaltet sehr leicht. Die thierischen Ueberreste waren Knochen eines kleinen Wallfisches, Delphine, Ochsen, Pferde, ungemein große Hirschknochen in bedeutender Menge, Wildschwein und Ziege. Schaafknochen wurden nicht aufgefunden; dies weiß auf ein hohes Alterthum der Hügel hin, denn auch in den schweizer Pfahlbauten kommen keine Schaafknochen vor. Seltener waren Hunde und Fuchsknochen, der Kormoran, die schottische Gans und die große Alke (Alca impennis). Aber neun Zehntel der Nahrung jenes Volkes bestand aus Schalthieren. Sie hatten kein Fischereigeräth und obgleich sie am Meeresstrand wohnten, findet man doch kein Angelhaken, daß sie jemals auf die See hinaus gegangen sind. Ihre Kunst stand auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre Architektur dagegen war etwas höher geartet und sie ein Spinnrad (?), das ausgegraben wurde, gibt Zeugniß davon, daß sie einen Begriff von den Gewerben hatten.

Laing beschrieb auch die Eröffnung eines Begräbnißhügels an der Seeküste, der mit Gärgen angefüllt war, die 15 Fuß von einander entfernt standen. Die Art und Weise des Begrabens ist gleichfalls ein Zeugniß für das hohe Alterthum dieses Volkes. Der Körper wurde seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausgestreckt und ein Steinbehälter rings um denselben gebaut, der aus flachen Platten von Brudelsteinen bestand. Ueber das Ganze wurde dann ein leichter Hügel von Steinen und Erde aufgeschüttet. Von Gebäuden fand man in diesem Hügel keine Spur; er wurde nur als Begräbnißplatz angesehen. Das mittelste Grab, vielleicht das eines Häuptlings, zeichnete sich durch 15 Steinwaffen aus, die darin entdeckt wurden; es waren ein Beil, Lanzenspitzen und Messer. Nach Laing gehören sie zur frühesten Steinperiode.

Professor Huxley findet, daß die menschlichen Reste jener Gräber auf zwei ganz verschiedene Menschenrassen hinweisen. Die erste wurde durch einen Schädel repräsentirt, der groß, umfangreich und wohl gewölbt erscheint und der dem Schädel, welcher von Davis und Thurnham in den „Crania britannica" als „aller Britenschädel" beschrieben ist, gleicht. Das Becken, welches zu diesem Schädel gehört, ist von dem eines heutigen, gut gewachsenen Engländers nicht verschieden. Die Schädel der zweiten Rasse sieben weit niedriger, sind eng, nach dem Scheitel zugespitzt und hinter diesem wieder abfallend, mit deutender prohibernalis occipitalis und vorstehender Oberlippe. Das Becken dieser Rasse ist ganz eigenthümlich gestaltet, aber verschieden von den heutigen europäischen Becken und durch die starken Muskelansätze auf eine wilde Rasse hinweisend. Diese Reste gleichen den Knochen der australischen Eingebornen.

Die ethnographische Gesellschaft war im Allgemeinen der Ansicht, daß die von Laing aufgefundenen Stellen nicht sehr alt seien, kann einmal wies Professor Busk nach, daß derlei Anlagen in deren Nachbarschaft Schaafknochen vorkämen, und daß in den ältesten Begräbnißplätzen die Leichen sitzend und nicht ausgestreckt bestattet wurden.

Crawfurd sprach dagegen die Ansicht aus, daß man aus den Schädeln den Ursprung dieses Volkes nachweisen könne. Er hielt dasselbe für die ursprünglichen Einwohner Schottlands, die Vorfahren der heutigen Hochländer. Auch glaube er weder an das Vorhandensein von zwei Rassen, noch an den Kannibalismus jener Menschen, denn sie hätten genug thierische Nahrung gehabt, und die Einführung des Schweines auf Neuseeland habe mindestens dort sowiel zur Ausrottung der Menschenfresserei beigetragen als das Christenthum. Dem gegenüber deutete Dr. Wright darauf hin, daß St. Hieronymus den Kannibalismus der alten Schotten ausdrücklich erwähne, und Hurley wies nach, daß Menschenfresserei ungemein weit verbreitet war, daß die erste Regel nicht hieß: Liebe deinen Nächsten, sondern: Friß deinen Nächsten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

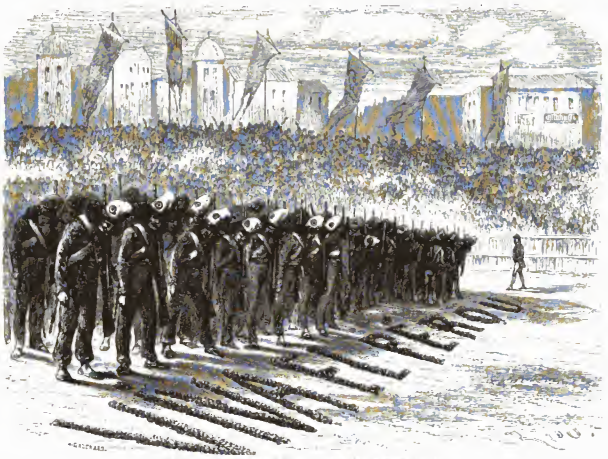
Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru.

II.

(S. Seite 202 ff.)

Volksbelustigungen in der peruanischen Hauptstadt Cuzco. — Antonius und Cleopatra. — Circusspiele. — Marktscenen; eine Pthirophagin. — Allerlei Mummenschanz. — Huysallas, Huamanguinos und Tarucas. — Die Hundetödter. — Malerei in Cuzco. — Auftritte am Ostermontag; die große Procession.

Wir geben heute einige Schilderungen aus dem Leben und Treiben des Volkes in Cuzco, das bekanntlich zum größten Theil aus Indianern und Mischlingen besteht. Es bewahrt unter einer scheinbar christlichen und halbcivilisirten Oberfläche im Innern noch viel Heidnisches und Altindianisches. Das zeigt sich namentlich bei kirchlichen Processionen, die als öffentliche Lustbarkeiten betrachtet werden, an denen es im Uebrigen auch sehr fehlt.



Der Circus vor dem Stadthause in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Bald nachdem Marcoy sich in der alten Inkahauptstadt für einige Zeit häuslich eingerichtet hatte, fand der feierliche Einzug eines neuen Bischofs statt; dieser war mit einem zahlreichen Stabe von Priestern und Mönchen umgeben. Etwas später wurde der Regierungsantritt eines neuen Präsidenten gefeiert, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich Cuzco drei volle Tage lang in vollem Glanze. Am ersten war große Dankmesse, dann wurde zur Mittagszeit vor der Domkirche ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Am zweiten Tage führten die Schüler des Collegiums San Bernardo ein Trauerspiel, Antonius und Cleopatra, auf. Die Damen der Stadt waren durch Einladungszettel, die man auf Rosaatlaszeug gedruckt hatte, höflichst eingeladen worden und verschönerten die Vorstellung durch ihre An-

Digitized by Google

wesenheit. Ein ziemlich liefraun gefärbter Studiosus der Gottesgelahrtheit trug eine Perücke mit Korkzieherlocken und einen beiderseitigen Helm, einen Panzer und darüber ein langes weißes Gewand. Diese Person stellte nichts Geringeres vor als die Königin Cleopatra. Ein anderer Pestiffener der Theologie hatte einen ungeheuern Sappeurbart angeklebt und trug einen dreimastigen Hut, schwarzen Frack und Reitstiefeln. Das war Antonius. Dieses ganze Trauerspiel hatte nur einen Akt, erhielt aber gewaltigen Beifall.

Am dritten Tage fand eine Corrida de toros mansos statt, also mit zahmen Stieren. Den Platz vor dem Stadthause, wo sonst die Wasserträger ihre Krüge füllen und sich harmlos unterhalten, hatte man in einen Circus verwandelt, dessen Zuschauerbänke gedrängt voll von Neugierigen waren. Den 12 Stieren, die vom Mittag bis vier Uhr Nachmittags in die Arena getrieben wurden, waren die Spitzen der Hörner abgefägt und statt derselben große Kugeln von Korkholz angebracht; deshalb verlief diese Tauromachie ganz harmlos. Dann folgte ein erhebendes Schauspiel. Als der Circus von Menschen und Vieh rein war, marschirte eine Compagnie Soldaten auf; sie waren grau gekleidet und trugen Polizeimützen aus weißem Kattun, rückten unter den Tönen einer lärmenden Musik in die Arena ein, präsentirten das Gewehr, machten wieder kehrt, führten allerlei Schwenkungen aus und zogen dann und wann auf Befehl aus ihren Patrontaschen Blumen heraus, welche sie umher streuten. Manchmal schlossen sie einen Kreis, bildeten nachher wieder Linie, und nun sahen die Zuschauer, daß auf dem gelben Sande der Arena die hinnigen Worte: Viva el Peru zu lesen waren. Ein rasendes Beifallgetöse erhob sich, und, in der That, die ganze Sache war nicht übel.

Ein Unterschiedenem in der Stadt bietet einem europäischen Beobachter manches Interessante und Neue dar. Er sieht z. B. die Handelsleute, welche Chicharrones verkaufen, d. h. allerlei Schweinefleisch, das in Fett gedämpft ist, und zwischen den Pfeilern einer Gallerie und auf den Kirchenstufen sitzen indianische Milchverkäuferinnen oder vielmehr sie haben sich hingelagert in Stellung einer Sphinx und gönnen sich manchmal selber einen Schluck aus dem Krug, aus welchem sie auch den Kunden zumessen. Auf der Plaza mayor sitzen die Fleischerfrauen; vor ihnen liegen auf einem zwischen vier Pflöcken ausgespannten Tuche Geleetten und Beefsteakfleisch und ganze Mürbebraten, die aus dem rohen Fleische herausgerissen worden sind. Im Allgemeinen findet man bei allen diesen Verkäufern eine entsetzliche Unsauberkeit, die darum nicht minder ekelerregend ist, weil nebenbei das Ganze etwas Malerisches hat.

Fast an jedem Tage, so erzählt Marcoy, kam an meiner Wohnung ein Indianermädchen von etwa 13 Jahren vorüber, ein braunes Geschöpf, welchem das Haar wild um den Kopf herum hing und das mit allerlei Lumpen bekleidet war. Diese braune Jungfrau wurde nicht selten von der lieben Gassenjugend verhöhnt, und dann schlug sie wie ein Füllen mit ihren ungemein hageren Beinen hinten aus. Ich konnte sie gewöhnlich Mittags gegen zwei Uhr beobachten; sie trug in der rechten Hand auf einem Schüsselbrette zweierlei Arten von Eis, rothes und weißes; mit der linken Hand fuhr sie in den Haaren herum und steckte dann ab und zu mit den Fingern etwas in den Mund. Eines Tages fragte ich sie, was sie denn da eigentlich mache und was sie mit den Zähnen laue? Sie entgegnete ganz unbefangen: „un piojito, señor; ein Läuschen, mein Herr.“ *)

*) Das kommt gar nicht selten vor; was hier Marcoy erzählt, kann man zum Beispiel auf dem Marktplatze zu Cuito, der Hauptstadt von Guador, alle Tage beobachten. Die Pthiriasis ist unter den Indianern weit verbreitet. R.

Mummenschanz gehört zu den Hauptlustbarkeiten in Cuzco; man muß aber zweierlei Arten Maskerade unterscheiden. Die eine kommt nur während der Fastnachtszeit vor und verschwindet mit dem Carneval, z. B. der Chucchu, d. h. das Tertianfieber, die Chunchos, wilden Indianer, und der Danzante.

Das Tertianfieber stellt sich vor in der Person eines Indianers, der einen zerknitterten Strohhut und ein Bettuch als Mantel hinter sich her schleppt; in der Hand hat er eine große Malvenstaude, und zwei junge Burschen, gleichfalls phantastisch angeputzt, begleiten ihn auf seinem Rundgange durch die Stadt; der eine trägt einen Stuhl und der andere eine mächtige Klystierspritze. Der Fiebermann bleibt oft stehen und zittert, als ob er vom Fieber durchschüttelt wäre, wie Copenkamb. Er grüßt die Vorübergehenden, nimmt die Spritze zur Hand, und was er weiter thut, brauchen wir nicht zu schildern. Die Chunchos sind herkulische Indianer mit wallendem Haar und hohen Kappen aus Weidengeflecht; ihre Kleider sind mit Aras- und Papageienfedern geschmückt. Diese Chunchos treiben sich vom Fastnachtsonntag bis Dienstag in den Straßen umher, trinken viel und schreien gewaltig.

Die „Tänzerin“ trägt einen mit Schellen und Glöckchen besetzten Strohhut, einen schwarzen Sammetspencer, einen mit silbernen Flittern besetzten Rock und tanzt vor allen Thüren den Zapateo.

Die geistlichen Maskeraden nehmen sich ganz anders aus. Die Darsteller agiren im Gefolge der Processionen, bei denen sie keine geringe Rolle spielen, springen und hüpfen vor den Säulen, auf welchen die heilige Jungfrau oder die Heiligen getragen werden, führen nicht selten sehr bruntale Reden gegen diese Heiligenbilder, strecken die Zunge aus und zeigen ihnen die Faust. Das thun zum Beispiel die Hupfallas, Vogelmenschen, die Kattunsittige auf dem Rücken haben und wie Habichte scheien. Da sind ferner die Huamanguinos, Leute aus der alten Stadt Huamanga, die jetzt Ayacucho heißt. In den Tagen der Inkas hatten sie eine Art von Privilegium, die Hauptstadt Cuzco mit Zwergen, Possenreißern, Komödianten und Gauklern für den Hof zu versorgen. Jetzt ziehen die Huamanguinos arm dabei mit den Jahrmärkten umher und spielen eine Rolle bei den geistlichen Processionen. Sie führen Tänze auf und klappern dabei mit den Scheeren, als ob sie Gastagnetten hätten; manche gaukeln auch mit Dolchen und Kugeln, durchstechen sich die Zunge mit Nadeln oder halten ihren Arm über ein glühendes Kohlenbecken.

Huhallas und Huamanguinos haben gewöhnlich in ihrem Gefolge die Tarucas und Tarucachas, d. h. Hirsche und Rehe, junge Leute, welche in Felle dieser Thiere gehüllt sind. Alle diese wunderlich und wild angeputzten Menschen springen, tanzen, schlagen Rad, schneiden Grimassen und heulen entweder inmitten der Processionen oder vor den tragbaren Ruhallären, deren Ausschmückung von den Gärtnerfrauen besorgt wird. Diese Altäre sind eigentlich lange Tische, die mit Zeug bedeckt, mit Flittersternen und Spiegeln, Straußeneiern, Silbergeld und allerlei Tand aufgeputzt sind; auch fehlen in der Regel Affen und Aras nicht, die von der übermüthigen Jugend gehänselt und geneckt werden.

Zu den wichtigen Personen in Cuzco gehören die vier eingeschworenen Hundetödter, welche der ungemessenen Vermehrung der herrenlosen Hunde Schranken setzen müssen; ohne das würden diese eine noch ärgere Plage wer-

Digitized by Google

den, als ſie ohnehin ſchon ſind. Jene vier Männer nun durchziehen an jedem Montage ſchon in aller Frühe die Straßen; ihrer zwei halten einen Strick an beiden Enden und fegen gleichſam mit demſelben an den Mauern der Häuſer hin; die beiden anderen gehen hinterher und halten ihre Perras, dicke Knüttel, bereit. Jeder Hund, der ſich auf der Straße betreffen läßt, wird mit Hülfe des Strickes umbarmherzig in die Luft geſchleudert und dann vermittelſt der Perras todtgeſchlagen. Zwiſchen 11 Uhr, und Mittag werden alle Opfer vor dem Rathhauſe in einer langen Reihe zur Schau geſtellt und von einem Rathsdiener beſichtigt. Aus dem feinſten Haar verfertigt man Pinſel. Dieſes Hundeſchlagen iſt ſchon ſeit vielen Jahren üblich, und die Thiere wiſſen gar wohl, wann Montag iſt. Dann gehen ſie vorſichtig und langſam, blicken umher, halten die Naſe in den Wind und die Ohren ſteif, reißen vor jeder ihnen verdächtigen Menſchengruppe aus und kennen ihre Erzfeinde ſehr wohl. Aber von Dienstag bis Sonntag ſind ſie allezeit wohlgemuth und ſo dreiſt, daß man ſie oft mit dem Stock oder mit Fußtritten vertreiben muß.

ſchen Meiſterwerke mit chineſiſcher Treue. Manche brachten es darin zu einer ſo großen Fertigkeit, daß man anfangs verſucht iſt, ihre im Dunkel der Kirche hängenden Bilder für gute Originale zu halten, und die Täuſchung erſt bei näherer Betrachtung aufſtört. Aber die heutigen Maler, wenn man ihnen dieſe Bezeichnung beilegen darf, arbeiten nur nach Copien, wiſſen nichts vom Studium der Anatomie oder von lebenden Modellen, von Linear- oder Luftperſpective, und deshalb ſind ihre Bilder ſteif und ohne Seele.

Meiſterwerke aus der ſpaniſchen Schule ſind jetzt in den Kirchen und Klöſtern Cuzco's äußerſt ſelten; doch wird dann und wann eins aufgeſtöbert, welches der Eigenthümer immer gern verkauft. Marcoy erzählt nachſtehende Thatſache. Ich hatte, ſagt er, mit einem meiner Freunde über ein Bild geſprochen, das mir ungemein gefiel; es war eine Flucht nach Aegypten und hing unter dem Treppengewölbe im Kloſter de la Recoleta. Jetzt zeigte ihm das Bild, und wir ſtimmten darin überein, daß es entweder von Murillo ſelber oder von einem ſeiner beſten Schüler ſein müſſe. Nach einigen Tagen beſuchte ich meinen Freund und war nicht wenig überraſcht,

Zuſchauer beim Hahnenkampf. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Cuzco hat kein Theater, aber eine Cancha de gallos, einen Circus von etwa 30 Fuß Umfang, wo an jedem Sonntag-Nachmittage von 3 bis 6 Uhr Hahnenkämpfe ſtattfinden, und die immer ein zahlreiches Publikum herbei locken.

Dicht neben dem Hahnencircus hat ein Maler ſeine Behauſung, welche unſer Bild zeigt (S. 293). Der Mann iſt ein großer Freund der Hahnenkämpfe, wettet dabei, ſo viel ſein Vermögen erlaubt, und Marcoy bezeichnet ihn als den Raphael de la Cancha.

Mit der Kunſt iſt es übrigens in Cuzco nicht ſonderlich beſtellt. Die Kirchen und Klöſter in Amerika hatten anfangs wenig oder gar keine Gemälde; Spanien hat bedeutende Maler erſt in der Zeit von Philipp dem Dritten bis zu Karl dem Vierten herab aufzuweiſen. Dann gingen allerdings Bilder von Morales, Ribeira, Zurbara, Velasquez, Alonzo Cano, Murillo und ihren Schülern nebſt Bildern aus der flämiſchen Schule nach der neuen Welt. Einzelne Indianer, die ſo ohnehin ein gewiſſes Nachahmungstalent haben, pinſelten ſo gut ſie konnten und copirten die europäi-

jenes Bild bei ihm zu finden. Es war mit einem Meſſer aus dem Rahmen herausgeſchnitten worden, aber ſo zugeſchickt, daß die Füße der heiligen Jungfrau fehlten. Wie war er zu dem Bilde gekommen? Ein Mönch des Recoletaklooſters, welchem er durch eine Beſchwerde ſeiner eine Unze Goldes (86 Francs 40 Centimes) für das Gemälde bieten ließ, hatte daſſelbe bei nächtlicher Weile ausgeſchnitten, weil er mit dem Prior nicht halb Part machen wollte, und ſo kam es, daß die Füße der Mutter Maria fehlen.

Die paar Maler, welche jetzt in Cuzco wohnen, würden Hungers ſterben, wenn nicht manchmal Kaufleute oder die Conducteure der Maulthierkarawanen Bilder beſtellten, um dieſelben in ihrer Heimat mit Profit zu verkaufen. Dieſe geiſtlichen Bilder werden nach dem Quadratfuße bezahlt. Farbenhändler gibt es in Cuzco nicht, und der Maler hilft ſich, ſo gut er kann.

Der oben erwähnte Raphael de la Cancha war ſo recht ein Original, und deshalb ſuchte Marcoy ihn manchmal auf; als er ihm einige Lithographien geſchenkt hatte, war die Freundſchaft zwiſchen Beiden groß. Seine Malſtube befand

sich in einem kellerartigen Erdgeschoß, in das man auf drei Stufen hinabstieg. Abends war sie in rembrandtscher Manier beleuchtet. Auf dem Boden lagen immer Gemüse umher, Futter für Hühner und Meerschweinchen. Neben dem Künstler lag gewöhnlich ein treuer Hund, und ein schwarzer Kater ohne Schwanz und Ohren saß dem Maler bei der Arbeit auf der Schulter. Seine Frau, eine dicke Indianerin, leiste unaufhörlich.

Den Holzschnitzern oder Bildhauern ergeht es nicht viel besser als den Malern, denn die Christus-, Marien- und Heiligenstatuen bringen nicht viel ein; am besten werden noch jene Unserer lieben Frau von Belem und der Christus der Erdbeben bezahlt. Diese Beiden sind in Cuzco hoch verehrt, und die berühmteste Procession ist jene des Señor de los

Schiff der Kirche, wo 1000 Kerzen brennen. Die Menge wird von einem religiösen Schauer durchbebt. Jeder reckt den Kopf empor, und Aller Augen sind auf das Hauptportal gerichtet, aus welchem nun die Procession herauskommt. Zuerst wird das große, von Kirchendienern getragene goldene Kreuz sichtbar; dann folgen die schweren silbernen Leuchter, die für einen Menschen zu schwer sind.

Acht Männer tragen ein Gerüst, auf welchem ein Bild des heiligen Blasius steht; dieser hat den Vortritt, und nach ihm ist auch eine Vorstadt von Cuzco benannt worden. Die Menge erkennt ihn; er wird durch lauten Zuruf begrüßt, und das Händeklatschen wird betäubend. Der Heilige trägt einen weiten Rock von schwarzem Sammet, der mit Schnüren und mit Gold besetzt ist; die unbedeckten Gliedmaßen der

Hundefänger in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

tembl ores, welche am Ostermontag statt findet. Schon vor dem Feste werden die Fenster mit Teppichen und Blumen geschmückt, das Krachen der Böller, Gamerotes, nimmt kein Ende, ein Feuerwerk folgt dem andern, und Chicha wird in ungeheurer Menge vertilgt.

Am Ostermontag, Nachmittags 4 Uhr, hört man drei Geschützsalven, und gleich nachher beginnt in allen Kirchen und Klöstern ein munteres Geläut; von dem Brummen der Madre abadesa — denn die größte Glocke der Kathedrale heißt Mutter Aebtissin — bis zum silbernen Esquilon in der Triumphkapelle sind alle Glocken in Bewegung. 10,000 halbnackte, heulende Indianer drängen sich auf dem großen Platze hin und her, und aus allen Fenstern, die dicht besetzt sind, wird mit Tüchern gewinkt. Durch die drei Flügelthore der Kathedrale erhält man einen Einblick in das

Puppe sind fleischfarben; Hals und Schultern sind von einer großen Röhrenfraise bedeckt, dergleichen in manchen Gegenden Deutschlands die lutherischen Pastoren tragen; auf dem Kopf hat sie ein mit weißen Federn geschmücktes Sammtbarett, an den Füßen rothe Stiefel und in der rechten Hand, über welche ein blanker Handschuh gezogen ist, trägt sie ein großes Brevier mit Goldschnitt. Hinter ihr hängt an gewundenen Drahtfedern ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln und hält einen rosaseidenen Schirm über den Heiligen.

Hinter San Blas folgt unmittelbar San Benito, den aber die Menge sehr kalt empfängt, weil er in direkter Linie von Noahs Sohne Cham abstammen soll. Sein Bild hat auch ein sehr dunkles Gesicht und überhaupt etwas Abstoßendes. Dann kommt San Christoval, der Heilandsträger Christoph, welcher sich auf eine entwurzelte Palme

ſtützt. Er trägt einen weißen mit goldenen Sternen beſetzten Rock, hat purpurne Bändchen im Haar, wie ein aſſyriſcher König, und einen ungeheuern, nach oben aufgewichſten Schnurrbart. St. Joſeph, Ehemann Maria's, trägt eine braune Pilgerkutte, in der einen Hand eine Säge und in der andern einen Knotenſtock. Sein Filzhut iſt mit einer Pfauenfeder geſchmückt.

Nun erſcheint das Bild der Jungfrau von Belem oder Bethlehem, deren Gerüſt von 16 ſtarken Männern getragen wird; es iſt aus ſchwerem Holz, dick mit Silber beſchlagen und mit vielen ſchweren ſilbernen Leuchtern beſetzt. Das Bild hat ein hübſches, ovales Geſicht, ein mit Gold durchwirktes blau und weiß ſeidenes Kleid, iſt umhängt mit

Sie erwarten den Chriſtus der Erdbeben, der immer etwas auf ſich warten läßt, aber das iſt dem ein für allemal feſtgeſtellten Programme gemäß. Endlich bewegt ſich im großen Schiff eine weiße Geſtalt. Die Männer ziehen Hut oder Mütze ab, die Frauen ſchlagen andächtig ein Kreuz. Die Jungfrau verläßt den heiligen Joſeph, um den Sohn beim Austritt aus der Kirche zu begrüßen. Sobald er unter dem Portale ſichtbar wird, erſchallt ein gewaltiger Zuruf.

Karl der Fünfte hat, in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dieſes Chriſtusbild in einer Caravelle nach Amerika geſchickt und ſeitdem iſt es geblieben, wie es anfangs war; es iſt von keinem profanen Pinſel oder Federwiſch berührt worden. Die Zeit, der Staub, der Qualm von

Arbeitszimmer des Malers Raphoe de la Cancha. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

einer ganzen Abſtufung von Silberſpitzen und hat nackte Arme, an denen koſtbare Armbänder hängen. In der einen Hand hält die Jungfrau ein Skapulier, in der andern einen Fächer; das Haar iſt blond und leicht gekräuſelt, das Diadem viele tauſende werth, das Halsband von eitel Rubinen, und in jedem Ohrringe hängt eine koſtbare Perle. Um den Hals trägt ſie eine koloſſale Fraiſe. Abgeſehen von dieſem Putz und Pomp zeichnet ſich dieſes Marienbild beſonders dadurch aus, daß die Glasaugen vermittelſt eines Federwerkes in Bewegung erhalten werden und mit einer ungemeinen Schnelligkeit herumrollen; die Menge ruft: que ojos lindos y que dulce mirar, wie hübſch ſind die Augen und wie ſanft iſt der Blick!

Die drei erſtgenannten Heiligen ſtellen ſich zur Linken des großen Portals auf, die beiden andern zur Rechten. Wachskerzen und Weihrauch ꝛc. haben der Statue eine dunkle, violett rothe Färbung gegeben. Das Blut, mit welchem der am Kreuz hängende Leib ſehr reichlich bemalt war, ſieht jetzt aus wie Erdpech. Die ganze Figur iſt häßlich und gemahnt an ein indiſches Götzenbild. Sie trägt einen engen Rock mit engliſchen Spitzen; die Dornen auf dem Haupte ſind mit Edelſteinen von fabelhaftem Werthe beſetzt, die Nägel ſind drei Zoll lange Smaragde von Panama. Das ſehr lang herabwallende Haar iſt matt ſchwarz. Der frühere Haarſchmuck, welchen das Bild trug, war im Verlaufe der Zeit von Würmern zernagt worden; da ſchnitt der gegenwärtige Polizeikommiſſär von Cuzco ſeiner Tochter auf dem Toilettetiſche den Schmuck des Hauptes ab und ſchenkte denſelben der Kathedrale. Das Chriſtusbild hat, wie ſchon bemerkt, etwas Abſchreckendes und Zurückſtoßendes. Es

Digitized by Google

ſteht auf einer ſilbernen Tragbahre, die von 30 barfüßigen und ſtruppbaarigen Cholos getragen wird, und auf der eine Menge Kerzen brennen. Vermittelſt unſichtbarer Federn zittert dieſer Chriſtus der Erdbeben unaufhörlich an allen Gliedern.

Sobald er auf dem Vorplatz angekommen iſt, ſetzt die ganze Proceſſion ſich in Bewegung. Alle fünf Minuten halten die Träger der heiligen Jungfrau an, damit dieſe ſich umſehen könne und die Ueberzeugung gewinne, daß ihr geliebter Sohn ſie nicht verlaſſen habe. Hinter dieſem kommt der von den hohen geiſtlichen Würdenträgern umgebene Altarhimmel mit dem Allerheiligſten; dieſem folgen die angeſehenſten bürgerlichen Beamten und die Offiziere und zu beiden Seiten die blauen, weißen, ſchwarzen und grauen Mönche; dicht hinter ihnen ſieht man eine große Schaar von Beguinen, die es ſehr übel vermerken, daß ſie beim Abſingen des Pangite lingua gloriosi von zudringlichen Leuten aus der herandrängenden Volksmaſſe beläſtigt werden; ſie rufen denſelben ärgerlich ein „Hundeſöhne“ oder „Teufelsmasken“ zu. Inzwiſchen werden von den Balkons und aus den Fenſtern herab Blumen auf das Bild geworfen, die Hundfallaß, Tanſantes, Hirſche und Rehe, welche in den nächſtliegenden Schenken ſich mit einem Trunke Chicha geſtärkt haben, kommen nun wieder zum Vorſchein, ſpringen um die Tragbahren herum, zeigen den Bildern die Fauſt, ſchneiden ihnen Fratzen zu und führen höchſt unerbauliche Reden. Je weiter die Proceſſion ins Innere der Stadt kommt, um ſo

Ein Altar auf den Straßen von Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Rieu.)

größer wird der Enthuſiasmus, der auch die gleichgültigſten Leute ergreift, er wird anſteckend; der Anblick dieſes Chriſtus, der immer zittert, als ſei er eben erſt aus Eiswaſſer gezogen worden, wirkt gewaltig und das Geſchrei iſt betäubend. Die Kehlen werden trocken und heiſer, aber man feuchtet ſie mit Chicha oder Branntwein wieder an; Indianer und Indianerinnen reißen ſich um Töpfe und Flaſchen und wetteifern dabei in Schreien und Heulen; wer das am längſten aushalten kann, erntet Lob und Ruhm.

Digitized by Google

Die Menge ist nun von zugleich religiösem und bacchischem Taumel wie besessen und stürzt auf die Leute los, welche den Christus tragen. Man packt sie an Leib und Haaren, zerreißt ihnen Hemden und Kleider, jeder Gläubige will den Erlöser, welcher die Erdheben abwendet, tragen helfen, oder wenigstens das heilige Holz berühren, denn wer das Letztere thut, gewinnt für 10 Jahre Ablaß seiner Sünde. Aber die Gholos, welche die theure Last auf ihren Schultern haben und selber des Ablasses bedürfen, stoßen die andrängende Masse zurück, und dabei sind ihnen gute Freunde behülflich. Diese theilen Ohrfeigen, Püffe, Fußtritte aus und beißen auch. Dann folgt eine allgemeine Prügelei; es regnet und hagelt Kopfnüsse, das Geschrei wird gräßlich und das Fluchen entsetzlich.

Die einheimischen Zuschauer, Geistliche wie Laien, finden das Alles ganz in der Ordnung, und nur ein Fremder, welcher Land und Leute noch nicht kennt, ist darüber verwundert. Das Bild des Gekreuzigten schwankt wie ein auf dem Ocean von Wind und Wellen auf- und niedergehobenes Schiff; es sind aber Verkehrungen getroffen worden, daß es nicht herunter fallen kann. Deshalb sagt man von dem Herrn der Erdbeben: muere mucho, nunca cae, er bewegt sich viel, fällt aber niemals.

Während Indianer und Gholos handgemein geworden sind, werfen ihre Frauen Blumen auf das Bild, welche sie dann, unter großer Gefahr zerdrückt oder zertreten zu werden, wieder auffammeln. Diese Salbeiblumen sind nun durch die Berührung mit dem Erlöser geheiligt und geweiht; man verwahrt sie sorgfältig in Papierdüten, und ein Aufguß davon dient als heilsame Arzenei.

Die Processionen gelangt unter solchen Umständen nur sehr langsam vorwärts und bedarf voller zwei Stunden, um über die Plaza mayor, die Straße San Juan de Dios, den San Francisceplatz und die Straße des Marquis zu kommen; ein Fußgänger legt diese Strecke bequem in 10 Minuten zurück. Erst um sechs Uhr sind die geweihten Tragbahren wieder vor der Kathedrale, deren Thüren während der Processionen geschlossen waren. Jetzt wird eine Gewehrsalve gelöst und man öffnet sie wieder. San Blas, San Benito und San Ghristoval verschwinden in der Kirche, und man bekommt nichts mehr von ihnen zu sehen, aber Christus und die Jungfrau bleiben noch draußen, wo man sie einander gegenüber hingestellt hat. Die beiderseitigen Träger führen eine Pantomime auf, bei welcher es sich darum handelt, mimisch darzustellen, ob Sohn oder Mutter den Vortritt haben solle. Nach langem Zaudern und vielem Gesticuliren geht endlich die Jungfrau voran. Aber unter dem Thürbogen dreht sie sich um, weil sie sich überzeugen will, ob Christus ihr auch folge; dann wird die Thür hinter ihr geschlossen, und nur das Christusbild bleibt auf dem Platze. Es wird von wenigstens 10,000 Indianern in der Quechuasprache angeschrien: „Wohin gehst du? Bleibe bei uns, verlaß deine Kinder nicht.“ Nun drücken die Sänftenträger herüber und hinüber, so daß das Bild eine verneinende Bewegung macht, und die Menge ruft: „Du bist ein Undankbarer, ein Gott, der kein Herz hat!“ Das Volk fängt an zu weinen und schreit: „Also bis zum nächsten Jahre willst du uns verlassen?“ Die Christuspuppe nickt bejahend. „So schere dich und packe dich fort!“ schreit die Menge. Die Hauptthür ist inzwischen zur Hälfte geöffnet worden, schließt sich aber wieder, sobald die Menge herandrängt. Endlich verschwindet das Bild in der Kirche.

Dadurch geräth das Volk in Verzweiflung; die Weiber kreischen entsetzlich und raufen sich in den Haaren, die Männer heulen und zerreißen sich die Kleider. Die Kinder weinen und jammern, weil sie ihre Aeltern in solchem Zustande sehen, und die zahlreichen Hunde machen Chorus.

Alles ist in Schmerz aufgelöst und zerflossen, aber schon nach 10 Minuten macht er allgemeiner Heiterkeit Platz, und das Lachen nimmt kein Ende. Man brennt Feuerwerke ab, spricht der Flasche tüchtig zu, das Guitarrenspiel beginnt und vor der Kirche wird getanzt. Wenn am andern Morgen der Tag graut und die Sonne hervorsteigt, liegen viele tausende von Indianern toll und voll betrunken neben leeren Krügen, und damit hat das Kirchenfest des Seßer de los temblores ein Ende.

Das ist die Schilderung eines Augenzeugen. Man sieht, wie es noch heute um das „Christenthum“ im ehemals spanischen Amerika steht und wie eigenthümlich und seltsam die Form ist, in welcher kirchliche Feste in der neuen Welt auftreten.

Yedo.*)

Lage der Stadt. — Das Handelsquartier. — Vorstädte. — Straßen und Häuserbau. — Die Läden. — Hausgeräthe. — Straßenleben. — Aristokratisches Viertel. — Architektur.

O-Yedo, „das große Yedo“ — so nennt es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptstadt gegenüber — bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O-Gawa (große Fluß), strömt von Nordwesten nach Südosten hindurch und theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach und wird östlich von einem kleinern Flüßchen begrenzt; die weit größere südliche Hälfte ist fast ganz mit Hügelreihen durchsetzt. Den Stadttheil nordöstlich vom Ogawa, das Hondsche, bewässert ein Netz von zahlreichen Kanälen, welche die beiden Flüsse miteinander verbinden; auch das südöstliche Yedo ist reich an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen, die theils den Abfluß der verschiedenen Thalsenkungen bilden, theils aus dem Ogawa gespeist werden. Dieser Strom ist etwa so breit, wie die Elbe bei Dresden, aber wasserreicher und in seinem Laufe durch die Hauptstadt von vier mächtigen Pfahlbrücken überspannt.

Etwa eine Viertelmeile vom Ogawa zieht sich ihm parallel die erste Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläste des Taikun und des Thronfolgers liegen. Sie sind von einer Ringmauer mit breitem tiefen Wassergraben umschlossen;

*) Die preußische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen. Erster Band. Berlin, Verlag der königl. geh. Oberhofbuchdruckerei. (R. v. Decker.) 1864.

Digitized by Google

acht Brücken und Dämme mit befeſtigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer aus großen polygoniſchen Blöcken ſetzt ſich um das ſogenannte Siro (Schloß) in unregelmäßiger Spirale fort und tritt endlich bei der zweiten Pfahlbrücke an den großen Fluß heran. In allen Canälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in ſie mündenden Abzugsgräben ſteigt und fällt das Waſſer mit der Ebbe und Fluth; die letzteren werden zur Ebbezeit meiſt ganz trocken.

Das große Stadtviertel zwiſchen dem Schloſſe und dem Fluß iſt der Mittelpunkt von Handel und Wandel, und von mehreren Canälen durchſchnitten. Ueber einen derſelben führt die Brücke von Nippon (Nippon-Baſi), von wo alle Entfernungen im ganzen Lande gemeſſen werden. Sie iſt der Endpunkt des Tokaïdo, der großen Heerſtraße vom

gelner Daïmios. Erſtere liegen meiſt auf den Höhen, beſchattet von immergrünen Gebüſchen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundſtücke der Großen umſchließen hier prächtige Park- und Gartenanlagen. Ueberall ſieht man Grünes, fließendes Waſſer und die mannichfaltigſten Bauten. Die Vorſtädte dehnen ſich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben ſchon manches Dorf verſchlungen; man kann den Hauptverkehrsadern folgend noch meilenweit zwiſchen zuſammenhängenden Häuſern wandern, gelangt aber durch die Nebenſtraßen bald in ſachende Landſchaften; Acker- und Gartenbau ziehen ſich hier und da bis mitten in die volkreichſten Quartiere, ſo daß die Grenzen der Stadt ſchwer zu beſtimmen ſind.

Bei Annäherung von der Rhede ahnt man die große Stadt nicht; die Häuſerreihen am Ufer ſind unbedeutend

Haus in Yedo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Weſten und Süden des Reichs; eine andere führt von hier nach dem Norden von Nippon. Der Tokaïdo iſt die einzige breite Straße dieſes ſehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheiles, alle übrigen ſind eng; jedes Haus iſt ein Laden; die meiſten ſind zweiſtöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu ſein und zum Aufbewahren der Kaufmannsgüter und Fabrikate zu dienen. Am Ogawa und den in ihn mündenden Canälen liegen ganze Reihen feuerfeſter Pack- und Lagerhäuſer, und auch in den Straßen ſieht man viele feuerfeſte Gebäude. Dieſes Stadtviertel bildet mit dem Schloſſe und ſeiner Umgebung den eigentlichen Kern der Hauptſtadt, hier iſt jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen ringsum wechſeln die ſtark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundſtücken ein-

und von Gärten und Raſenterraſſen vielfach durchbrochen, die wenigen Höhen grün bewachſen und mit zerſtreuten Gebäuden beſäet, der Eindruck iſt vielmehr ländlich. Die Bewohner von Yedo ſelbſt haben wenig Verkehr mit der Rhede; ihre Tſchunken laufen in den Ogawa ein. Für die Fremden iſt ein beſonderer Landungsplatz gebaut, und von dieſem gelangt man durch einen Hof und einen großen ſchwarzen Thorweg auf den Tokaïdo, der ſich dem Mittelpunkte der Stadt zuwendet. Er iſt eine gerade breite Straße von unabſehbarer Länge. Alle 800 Schritt weit ſtehen Thorwege, welche bei Unruhen und Feuersbrünſten und in aufgeregten Zeiten jede Nacht geſchloſſen werden, eine Einrichtung, die durch ganz Japan in allen Straßen und Gaſſen beſtehen ſoll. An jeden Thorweg lehnt ſich ein Wachthaus, das Bureau der Straßenpolizei, und aus ſeinem

Digitized by Google

Dache ragt ein hohes Leitergerüſt, von wo bei Nacht nach Feuersbrünſten geſpäht und das Lärmzeichen mit der Glocke gegeben wird.

Viele Häuſer dieſes Stadttheils, wo die wohlhabenden Kaufleute wohnen, ſind feuerfeſt. Sie haben dicke um Bambuspfoſten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe iſt gewöhnlich ſchwarz, zuweilen auch weiß, der Stuck von ſo glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten ſo ſcharf und winklig, daß man polirten

überlaſſen. Die Häuſer dieſes Stadtviertels ſtehen zwar regelmäßig in einer Reihe, aber bald mit dem Giebel, bald mit der Seitenfront nach der Straße gewendet. Sie ſind bald höher, bald niedriger, nach unſeren Begriffen aber durchgängig klein und immer nur für e i n e Familie eingerichtet.

Die meiſten haben Ziegeldächer, manche von den einſtöckigen Häuſern auch Schindeldächer. Erſtere ſind von ſehr künſtlicher Bauart, die Ziegel ſorgfältig geformt und gebrannt, dunkelgrau und mit gleichfarbigem Mörtel zu

Vornehme Japaneſen. (Nach einer Photographie.)

Marmor zu ſehen glaubt. Die dicken Fenſterläden haben einen Ueberzug von derſelben feuerfeſten Maſſe und ſchließen hermetiſch, das Dach beſteht aus dicht gefugten ſchweren Ziegeln. Dieſe Häuſer ſind theils das Privateigenthum Einzelner, theils das gemeinſame einer ganzen Reihe von Hauswirthen, die bei den raſch um ſich greifenden Feuersbrünſten meiſt nur Zeit haben, ihre beſten Habſeligkeiten dahin zu flüchten. Die Häuſer werden dann verſchloſſen, von außen noch mit naſſen Strohmatten geſichert und ihrem Schickſal

einer feſten Maſſe verkittet. Ein hoher ſchwerer Balken bildet die Dachfirſt und läuft in reichverzierte breite Stirnziegel aus, von denen ſich zwei dicke Wülſte über die Dachfläche hinablegen. Die Ziegel ſind von mannichfacher Form und Größe, man könnte den ganzen Dachſtuhl einen Bau aus Formſteinen nennen; diejenigen, welche die eigentliche Dachfläche bilden, von zweierlei Art, cylindriſch runde und concave. Zuweilen ſind die Dachſteine des Firſtbalkens und der von da herablaufenden Wülſte mit ſchneeweißem Mör-

Digitized by Google

tel sauber zusammen gefügt — es sieht auf dem schwärzlichen Grunde aus, wie ein Spitzenmuster. Die Häuser des Tokaido haben meist einfache Dächer von geraden Linien; bei größeren Gebäuden — Tempeln, Thoren und dergleichen — ist der Dachstuhl sehr complicirt, die Linien nach allen Seiten geschweift.

Das Colorit der japanischen Straßen ist einförmig: schwarzgraue Dächer, hier und da mit weißer Spitzenverzierung; feuerfeste Häuser von schwarzem oder weißem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Abstufungen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind als die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den größeren Kaufläden aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; inmitten thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Viel umfangreicher als alle anderen Häuser des Tokaido sind die Seidenhandlungen. Die ganze Front des untern Stockwerks ist nach der Straße zu offen und gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in großen weißen Schriftzeichen prangt. Den Estrich bedecken feine Matten, auf denen viele junge Handlungsgehilfen mit Büchern oder den Kunden beschäftigt sind. Alle übrigen Kaufläden sind kleiner als die Seidenhandlungen. Bei den Waffenschmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art in größter Mannichfaltigkeit der Klingen, Hefte und Scheiden, kein einziges, bei feststehender Grundform, dem andern ganz gleich. In anderen Läden werden Helme, Kriegsmasken und ganze Rüstungen feil geboten. Letztere sind gewöhnlich aus starkem Leder und Bambus, mit lackirtem Metall überzogen. Bogen und Pfeile werden wieder in anderen Läden verkauft. Die größten Bogen haben sieben Fuß Länge und im ungespannten Zustande eine starke Krümmung nach außen. Nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen, ihre Schnellkraft ist unglaublich. Das Bogenschießen wird in Japan von jedem Alter und Geschlecht mit Leidenschaft und großer Virtuosität geübt; es gibt Bogen und Pfeile von allen Größen, selbst Miniaturbogen, die man gelegt in die Tasche stecken kann. Bei den Sattlern findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier. Die Japaner wissen dem letztern solche Festigkeit zu geben, daß es das Leder in den meisten Anwendungen ersetzt und dem Wasser fast noch besser widersteht. In den Hutläden sieht man die sonderbarsten Kopfbedeckungen. Der Japaner geht meistens barhaupt und trägt den Hut nur zum Schutz gegen Sonne und Regen. Die gewöhnlichste Form ist tellerartig, aus dünnem Holze, außen schwarz, inwendig oft roth lackirt mit phantastischem Muster in Goldlack, Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele gibt, sahen wir in Yeddo nicht. In den Fächerläden findet man dieses allerunentbehrlichste Geräth des Ost-Asiaten in unendlicher Mannichfaltigkeit, groß und klein, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, schwarz und buntfarbig mit Goldsprenkeln. Die Pfeifenläden bieten große Auswahl. Das Rohr der japanischen Tabakspfeife ist gewöhnlich spannenlang, aus Bambus, zuweilen lackirt. Spitze und Kopf sind aus Metall.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es gibt deren unzählige von den verschiedensten Classen, wie bei uns. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht still zu stehen, alle die Kariäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Glasscheibe. Tuchläden finden sich in vielen Straßen, dort werden auch Schreibepinsel und Reibenäpfe verkauft. Die Pinsel haben leichte glatte Rohrstiele; nur die Spitze wird gebraucht, der obere Theil der Haare ist fest zusammengekleistert. Tusche gibt es die verschiedensten Arten, solche, die wenige Pfennige das Pfund und feine Sorten, die mehrere Thaler das Loth kosten. Ueber die Aufbereitung ist man merkwürdiger Weise noch heute im Unklaren. Die Porzellanhandlungen von Yeddo bieten wenig Auswahl der Formen, aber eine große größere Eigenthümlichkeit der Muster, Farben und Zeichnungen; sie sind nicht für den europäischen Markt eingerichtet und enthalten nur die einheimischen Geschirre. Die Farbe sitzt bei diesem Porzellan auf der Glatur. Spielzeugläden gibt es in Yeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäischen Stadt; die Japaner sorgen auf das liebreichste für ihre Kinder und sind erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen. Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder voll köstlichen Humors, zu denen jetzt die Fremden viel den Stoff liefern müssen. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Auch findet man illustrirte Werke, botanische, zoologische, physikalische, anatomische, tactische Bücher — sowohl einheimische als aus dem Holländischen übersetzte. Alle Darstellungen sind bei vielen Zeichnenfehlern von unglaublicher Lebhaftigkeit und zeugen von Verständniß und Sinn für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen. In allen Buchhandlungen findet man Landkarten und Atlanten. Alle Bücher sind wohlfeil; sogar die Soldaten auf der Wache lesen, und man sieht Frauen und Mädchen emsig in die Bücher vertieft. Conditoreien gibt es in den Straßen von Yeddo viele. Die Kuchen und Confecte sehen zierlich und appetitlich aus, manche gleichen den unsrigen und sind wohlschmeckend, andere widerstehen dem europäischen Gaumen.

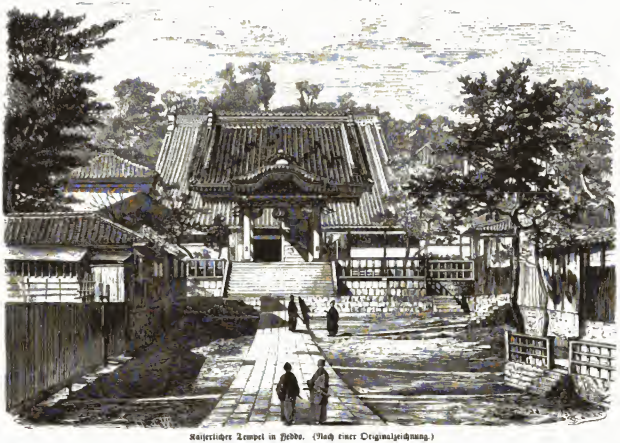
Den kleinen Hausrath — größere Möbeln besitzen die Japaner nicht — findet man in besonderen Läden, die viel Hübsches und Anziehendes bieten: mannichfache Schränkchen, Kästen und Kästchen, Schachteln, Büchsen, Präsentirbretter und Unterlage aus Bambus, Kamper- und andere Holzarten, mit Kerbgeflecht aus gespaltenem Rotang und Binsen. Alles ist sauber und zierlich, wie für den Nipptisch gearbeitet, dabei von erstaunlicher Billigkeit. Als Kopfstissen dienen fußlange viereckige Kästchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht; der Hinterkopf liegt ganz frei. Wie man auf solchem Gestell schlafen, sich ausruhen kann, gehört zum unbegreiflichsten der japanischen Kultur. Dies Kästchen enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürste, Zahnpulver, Schminke, Pommade und dergleichen unentbehrliche Gegenstände der Toilette und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in seinen Kleidern auf dem Fußboden schläft und sich gegen Kälte nur mit dickeren Röcken schützt.

In den Häusern herrschte durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiden, das Geräth

Digitized by Google

und die Matten waren in faſt allen Läden appetitlich ſauber, und man ſcheute ſich, mit ſchmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt ſeine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung; die Eingebornen ſind von Natur dazu aufgelegt, und die drolligen Mißverſtändniſſe der beiderſeitigen Geberden und Mienen geben immer neue Veranlaſſung. Unſere begleitenden Yakunine, die anfangs ängſtlich und zurückhaltend waren und uns mehrfach am Ankaufe von Waffen, Büchern und dergleichen hinderten, überzeugten ſich bald von der Harmloſigkeit dieſes Verkehrs und verſchafften uns ſpäter ſogar Vieles, was wir ohne ſie aus Unkenntniß nicht erlangt hätten. Sie bewahrten zwar eine gewiſſe ernſte Würde und Zurückhaltung, die dem japaniſchen Samrai unter allen Umſtänden eigen iſt, nahmen aber doch Antheil an der Unterhaltung und zeigten ſich bei gende Volk abzuhalten ſuchten, auch ſolche, die ſich unnütz machten, wohl tüchtig mit dem Fächer über den Kopf ſchlugen, und das Alles unaufgefordert und nur aus nationaler Gaſtfreundſchaft.

Die Straßen des Handelsquartiers ſind zu allen Tageszeiten ſehr belebt, beſonders Abends, wo viele Arbeiter von da in die Vorſtädte zurückkehren; um dieſe Zeit iſt ſelbſt der breite Tokaido ſo belebt wie ein Jahrmarkt. Auffallenden Anzügen begegnet man an den gewöhnlichen Tagen wenig; nur Kinder und junge Mädchen, die meiſt in Begleitung ihrer Mütter auf den Straßen erſcheinen, ſind artig in bunten Farben geputzt, die Geſichter aber vielfach durch Schminke entſtellt. Namentlich heranwachſenden Mädchen wird oft das ganze Geſicht nach dem japaniſchen Schönheitsideal angemalt, eine päßliche Maske, unter der die na-



Kaiſerlicher Tempel in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

höflicher und vertraulicher Behandlung immer hilfreich, gefällig und aufmerkſam. Auf weiteren Spaziergängen kehrte man in die Theehäuſer ein und ließ die Yakunine bewirthen, was ihren guten Humor ſehr zu ſteigern pflegte. „Otino arigate“, großen Dank, hieß es dann unter vielen Verbeugungen; die Köpfe waren zuweilen etwas gerüthet, aber alle Schwierigkeiten hörten auf. Dieſe Stimmung liebenswürdiger Dienſtfertigkeit und Zuneigung wurde bald die allgemeine der uns zugetheilten Yakunine; ſie lebten gern mit uns. Das Volk zeigte uns faſt nur freundliche, neugierige Geſichter. Es war etwas ganz Ungewöhnliches in Yeddo, Fremde zu Fuße auf der Straße zu treffen. Aber zu Pferde ſieht man wenig vom Inhalt der Kaufläden. Nicht ſelten geſchah es, daß ſich fein gekleidete Männer mit höflichem Gruße zu uns geſellten und an den Seiten gehend das dränkürlichen Züge ganz verſchwinden. Die Augen allein behalten Leben. Der Anzug und Haarputz der Kinder und jungen Mädchen iſt zierlich und geſchmiegelt und muß viel Zeit und Mühe koſten. Züge von Laſtträgern bewegen ſich, den taktmäßigen Schritt mit einförmigem Rufe begleitend, durch das Gedränge. Die Laſten werden entweder im Gleichgewicht an den beiden Enden eines elaſtiſchen Tragholzes, oder, wenn ſie ſchwer ſind, an langen Bambusrohren in der Mitte aufgehängt und dann von zwei oder mehreren Perſonen auf den Schultern getragen. Jeder Träger iſt mit einem vier Fuß langen Stabe verſehen, mit dem er beim Ausruhen das Tragholz ſtützt, um die Laſt nicht niederſetzen zu müſſen. Der Krämer, der die Kunden beſucht, trägt ſeine Kiſten und Ballen auf dem Rücken; ſie ſind gewöhnlich in ein weites Tuch gepackt, deſſen Enden vor der

Stirn zuſammen gebunden werden. Uebrigens ſchafft man in Yeddo auch Laſten vielfach auf Handwagen und ſehr unförmlichen Büffelkarren fort. Was aus der Stadt herausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in allen Vorſtädten begegnet. Reiten darf nur der Samurai; jedem Pferde läuft, es mag noch ſo ſchnell gehen, wenigſtens ein Stallknecht voraus, welcher mit lautem Jauchzen die Menge zum Auseinandergehen auffordert. Höhere Beamte laſſen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei ſich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Inſignien ihrer Würde, voraus tragen. Die höchſten Staatsbeamten und die Daïmios erſcheinen nur bei Feuersbrünſten zu Pferde auf der Straße und werden ſonſt in Norimons getragen. Die Form, Farbe und nete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kiſten und Käſten, welche die Rüſtung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeſervice, Küchen- und Reiſegeräth, kurz Alles enthalten ſollen, deſſen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um ſtandesgemäß aufzutreten. Bei ſehr hoch geſtellten Perſonen folgen mehrere Leibpferde und ihre erſten Beamten in Sänften oder zu Roß, auch dieſe wieder von ihren Pikenträgern und Dienern begleitet. Die Kleidung aller Trabanten iſt von einerlei Schnitt und Farbe, hat aber nichts, das an Uniform erinnert. Die Begleiter marſchiren paarweiſe; der ganze Zug bewegt ſich in lautloſer Stille. Das Volk weicht ehrfurchtsvoll aus, pflegt ſich aber ſonſt nicht viel um die Großen zu kümmern. Jede Durchbrechung des Zuges iſt unerlaubt; es gilt auch für

Friedhof der Adligen in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Größe dieſer Sänfte, beſonders auch die Wölbung des Tragebalkens und die Zahl der Träger zeigt den Rang des Beſitzers an. Auch die Menge der Begleiter und die Anordnung der oft mehrere tauſend Mann ſtarken Eskorte richtet ſich nach ſeiner Stellung. Bei vornehmen Männern ſchreiten Herolde voran, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger. Die Spitzen ihrer Lanzen ſtecken in Lederfutteralen und ſind ſehr verſchieden geformt; im japaniſchen Adelslexicon findet man bei jeder Familie die ihr zukommenden Inſignien und Feldzeichen abgebildet. Zu Futteralen iſt alles Spitze und Schneidende, ſo auch häufig ſelbſt die Flinten verborgen, welche gewöhnlich die Leibwache führt. Der Sänfte zunächſt gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig geſattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffnunanſtändig, eilig vorbeizureiten. Die Fremden kehren ſich an dieſe Regeln nicht und haben dadurch den Stolz des einheimiſchen Adels vielfach verletzt. Man begegnete ſolchen Zügen auf den Straßen Yeddo's täglich, denn die Sitte fordert große Begleitung bei jeder Entfernung aus dem Hauſe.

Beſonders belebt ſind die Straßen an Feſttagen, deren die Japaner viele haben. Jede Oertlichkeit beſitzt ihren Schutzpatron; die ihnen geltenden Feſte ſind beſonders geräuſchvoll und geben Anlaß zu theatraliſchen Vorſtellungen, zu Aufzügen und bunten Mummereien. Komiſche Masken durchziehen dann die Straßen und treiben bettelnd und muſicirend ihre Poſſen; auch Bänkelſänger kommen zahlreich herbei. Mönche und Nonnen, Quackſalber und leichte Dirnen fehlen nicht. Zeltgenoſſen ſchlagen auf freien Plätzen ihre Zelte auf. Man findet Thier- und Schaubuden aller

Digitized by Google

Art. Das Volk lärmt und belustigt sich ausgelassen, und bis tief in die Nacht schallen jubelnde Stimmen und fröhliche Musik aus den Theehäusern.

Weniger belebt und anziehend als die Straßen des Handelsquartiers sind die aristokratischen Stadtviertel im Sire und Soto-Sire. Nur der innerste den kaiserlichen Palast umschließende Theil blieb den Fremden unzugänglich. Die Straßen dieser Stadtquartiere sind gerade, rechtwinklig, einförmig und wenig belebt. Während in den vom Volke bewohnten Vierteln der Boden nur festgestampft ist und bei nassem Wetter leicht aufweicht, sind die Wege hier meist macadamisirt, streckenweise auch mit Kies beschüttet. Eigentliches Straßenpflaster kennt man in Japan nicht, nur durch die Höfe der Parkanlagen und Tempel laufen breite Bahnen von flachen Quadersteinen. Die Façaden der Paläste, wenn man einstöckige Gebäude so nennen darf, zeichnen sich nach der Straße zu nur durch die ungeheure Länge aus, die oft wohl 600 Schritt und darüber betragen mag. Diese langen Gebäude bilden aber in der That nur die Einfassung des Grundstücks und mögen Pferdeställe, Arbeitsschuppen und die Wohnungen untergeordneter Diener enthalten; sie haben nach der Straße nur kleine Gitterfenster, welche gewöhnlich durch Läden geschlossen sind. Die Wohngebäude der Herrschaft und ihres Gefolges liegen im Innern, von Höfen und Gärten umgeben. Bekleidet ist die Straßenfront bis zur Höhe von etwa 12 Fuß mit einfachem Bretterwerk oder netzförmigem Bewurf von weißem und grauem Stuck. Darüber läuft vier bis fünf Fuß breit ein glatter weiß getünchter Streifen hin. Das Dach ist von grauen Ziegeln, deren vorderste Reihe häufig das Wappen des Besitzers zeigt. Die Fundamente bestehen aus großen Bruchsteinen, treten aber nur bei unebenem Terrain recht zu Tage und zeigen dann sehr schöne polygonische Mauerarbeit. Der einzige bemerkenswerthe Theil dieser Façaden sind die Portale. Sie nehmen bei großer Breite die ganze Mauerhöhe des Gebäudes ein und liegen etwas vertieft. Zu beiden Seiten springen erkerartige Lagen mit Gitterfenstern für die Thürhüter und Wachen hervor. Daneben sieht man häufig noch eine vom Dach geschützte breite Mauernische, wo dicke sauber geglättete Pfähle mit bronzenen Ketten und Ringen zum Anbinden der Pferde eingerammt sind. Das Portal selbst ist aus mächtigen Balken von schönem Holze gezimmert, sorgfältig geschiffen oder lackirt und mit Buckeln und anderen Zierrathen von Bronze beschlagen. Der Eingang besteht aus einem breiten Mittelthor, das nur für Standespersonen geöffnet wird, und zwei bis drei kleineren Thüren zu jeder Seite; die ganze Construction ist symmetrisch. Die Schwelle hat bei allen japanischen Thoren fast zwei Fuß Höhe; der Stirnbalken springt bis unter das Dachgesims hervor und trägt das Wappen des Besitzers, erhaben und massig in Bronze oder schwarzem Stuck gearbeitet. Diese Portale sind die besten Erzeugnisse der japanischen Baukunst, eine wirkliche, wenn auch sehr einfache Architectur, denn alle Theile haben Zweck und Bedeutung und verbinden sich zu einem organischen Ganzen. Der Charakter ist ganz eigenthümlich und von allem sonst Bekannten verschieden. Sie haben bei aller Schwere der Structur ein schönes Ebenmaß der Verhältnisse und tragen das Gepräge vornehmen Ernstes. Die bronzenen Balkenknäufe, Sockel und sonstigen Beschläge sind meist von vortrefflicher Zeichnung; ihre dunkelgrüne goldige Farbe stimmt schön zu dem natürlichen Dunkelbraun oder Grau, zu dem schwarzen oder tiefrothen Lack des Holzwerks und erhöht den Eindruck der ernsten Einfachheit und Strenge. Man glaubt trotz aller Unähnlichkeit mit europäischen Bauwerken Arbeiten des frühen Mittelalters zu sehen.

Das Saterland und seine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Die Häuser und ihre innere Einrichtung. — Der alte Kopfweh. — Handspangen und übrige Kleidung. — Speisen. — Charakter der Saterländer. — Sprache. — Volksfeste, Sitten und Gebräuche. — Die Namen. — Begräbniß.

Ein saterssches Haus hat recht viel Eigenthümliches, äußerlich sowohl wie inwendig, und weicht von den ostfriesischen bedeutend ab. Seine Mauern sind sehr niedrig, und da Vorder- und Hinterdach nicht getrennt sind, so haben solche überall dieselbe Höhe. Sie bestehen aus Fachwerk, das man mit Backsteinen ausfüllt und alsdann mit Lehm überschmiert. Das ziemlich steil anfliegende Dach hat nur unten einige Ziegelreihen, sonst ist dasselbe mit Stroh oder Haide bedeckt. Hat das Haus einen Schornstein, so findet man selbigen in der Mitte der First. Die wenigen Fenster sitzen in den Seitenmauern; Vorder- und Hintermauern haben höchstens kleine Gucklöcher.

In ein solches Haus zu gelangen ist nicht leicht. Der Eingang wird nicht von wüthenden Hunden — denn diese sind hier sehr friedlich — vertheidigt, sondern von — Dreck. Sind schon die Wege sehr reich an Schmutz, so ist, wenn das Haus etwas abseits liegt, der Aufgang fast nicht zu passiren. Je näher man dem Hause kommt, desto größer wird die Schmutzmasse, die durch die abfließende Flüssigkeit des nahegelegenen Düngerhaufens beständig in einem sumpfartigen Zustand erhalten wird. Die letzten Schritte sind kaum mit Schuhen zu machen, und dabei darf man noch nicht einmal vor seine Füße sehen, da jeden Augenblick eines der sich hier umhertreibenden Schweine uns über den Haufen und in den schmutzigsten aller Schmutze werfen kann. Endlich sind alle Mühseligkeiten und Gefahren überwunden, und vor uns liegt das Innere des Hauses. Wir können es in seinem Ganzen, vom Schweinestall bis zum Kleiderschrank überschauen, denn mit Ausnahme eines abgeschiedenen Sacks für Heu und Torf bildet das ganze Haus — wir sprechen von den alten, nicht modernisirten Wohnungen — nur einen Raum. Menschen und Vieh leben hier in friedlicher Eintracht.

Den Eingang ermöglicht die „große Thür“, zwei große Flügelthüren, die oben halbrund, 12—15′ hoch und 8—12′ breit sind. Beide stehen gewöhnlich ganz offen; will man das

Digitized by Google

im Innern befindliche Vieh hüten oder das da draußen im Schmutz sich wälzende abhalten, dann werden die kleinen Thüren zugemacht. Jene gleichen den Sturmthüren unserer Scheunen, diese den Flutthüren. Nue bei Nachtzeit werden die Sturmthüren duech hölzerne Riegel verrammelt. Treten wir ins Haus! Links finden wir erst den Schweinestall ohne Schwein, denn das ergötzt sich draußen in seinem reichlichen Element; danach kommt die sogenannte Hille, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gemüse und Gerümpel, und hinter diesem ein Raum, der die Küche ausmacht. Denn hier stehen Tische und grobe Mattsühle, Schränke und Kisten, hier findet man die einzigen eigentlichen Fenster der ganzen Wohnung. Gewöhnlich sind's deren fünf mit 4 neun Scheiben, die ohne weiteren Zwischenraum neben einander folgen und gleichsam ein großes Fenster bilden. Das noch spärende Licht kommt durch das Hauptloch des Gebäudes und durch einige zerstreut sich findende Guckilcher. Hier steht auch der Wohstuhl. An den Wänden hängen die Katjes, drei bis vier über einander angebrachte Latten, hinter welchen besonders zimmerne, seltener porzellanene Teller zur Schau aufgestellt sind. An den unteren Latten hängen die zinnenen Koppen; Geläße, die früher bei Hochzeiten dienten. Man füllte sie mit warmem Bier und Speup; die zinnernen Bieckannen, die runden zinnernen Löffel, die durch ihr großes zirkelrundes Blatt die sogenannten Breimäuler erzeugen, die Kaffeekannen und anderes Geschirr von Zinn und Blech. Wer auf eine Hochzeit geladen ist, schenkt der Braut einige neue zinnerne Teller und Löffel, einen Kopp, eine Kaffee- und Bierkanne und was die Vermögenszustände sonst erlauben. Daß wie irgendwo jenes Geschier spiegelglatt gefunden hätten, wie im Binnenlande Ostfrieslands und auf unseren Inseln, dürfen wir, da wir bei der Wahrheit bleiben wollen, nicht sagen.

Der Eingangsthür gegenüber, am andern Ende des Raums, ist der Feuerheerd oder eigentlich das Feuerloch. Dasselbe ist von allen Seiten zugänglich und kann sich also nach vollbrachter Arbeit die ganze Familie um das Feuer setzen. Damit des Nachts das liebe Vieh nicht in dasselbe geräth, wird es alsdann mit einer eisernen durchbrochenen Stülpe überdeckt. Einen Schornstein haben die alten Häuser nicht, der Rauch mag sehen, wie er fortkommt. Seit Jahrhunderten vielleicht hat derselbe in einem solchen Hause unbedingte Freiheit gehabt. Die mit dicken Ruß versehenen Balken und Wände könnten wunderliche Geschichten erzählen. Zu Häupten glänzt Alles wie Gold, nur in anderen, nämlich schwarzen und dunkelbraunen Farben, denn der grobe Peiser, der an jedem Sonntagsmorgen die leichten Rußflocken abfegt, ist nicht im Stande, das Produkt der ganzen Woche mit sich zu führen. Ob solcher wie geologische Gebilde seinen Stammbaum in seinen verschiedenen Ablagerungen in und mit sich führt, haben wir nicht untersuchen können.

Hinter dem Feuerloch findet man in einigen Häusern den Backofen, bei anderen denselben in einem eigenen Häuschen neben dem Hauptgebäude. Denn jeder Saterländer bäckt sein Brot selbst. Die wenigen Bäcker, die man hier findet, müssen ihre Fabrikate auf den ausländischen Märkten absetzen; der Saterländer bedarf ihrer nicht.

Rechts vom Haupteingang sehen wir erst den Pferdestall, dann die Viehställe und direkt daran die mit Boehängen von buntem Kattun verhängten Bettstellen. Diese befinden sich den Schiffskojen gleich in der Wand. Zwischen denselben hängen Rosenkränze, bunte Umschläge von Scheidebüchern aus Neuruppin oder von Scholz in Mainz oder Pius IX., und drei Handtücher, nicht zum Gebrauch, sondern zum Staat. Die beiden äußeren sind an einem Zipfel aufgehängt, das mittlere aber hängt in seiner ganzen Breite an der Wand. Auch messingene Bettwärmer sind nicht selten.

Das Vieh steht nach sächsischer Manier mit dem Kopf nach der Diele, die nur aus Lehm besteht; eine Düngerrinne, wie man solche bei den reinlicheren Friesen findet, fehlt, so daß nicht selten die geschwängerten flüssigen Theile auch auf der Diele Sümpfe bilden.

Ein solches Haus repräsentirt en miniature die Arche Noahs. Auf der Diele spielen und lärmen die Kinder, gackern die Hühner, kräht der Hahn, brüllen die Kühe, blöken die Kälber und Schafe, wiehern die Pferde, grunzen die Schweine, miauen die Katzen, bellen die Hunde, schnurrt das Spinnrad, klappert der Webstuhl, Alles durch und mit einander, Alles mit Schmutz reichlich bedeckt. Etwas wirklich Reines in Saterland zu finden, hält schwer; auch in den besseren Häusern trägt Alles Schmutz an sich; Messer, Gabeln und Löffel, Tischtuch und Serviette, Nichts verleugnet seine faterische Abkunft.

Die neueren Wohnungen weichen sowohl inwendig wie auswendig von den eben beschriebenen ab; sie haben mitten auf dem First einen (uie mehr) Schornstein und im Innern Küche und Stube von dem übrigen Raum getrennt, auch ersetzt hier eine gewöhnliche Thür das dort befindliche Loch.

Viele Möbeln kennt der Saterländer nicht; außer Tisch und Stuhl findet man nur noch einen oder mehrere Schränke und eine große Kiste. In letzterer wird besonders der Sonntagsstaat aufbewahrt. Aber alle diese Sachen sind fest, massiv und derniy, wie ihr Besitzer. Doch Eines hat dieser ganz bestimmt vor jenen voraus: Freundlichkeit und Gefälligkeit. Während unsres Aufenthalts hat uns unsere gewaltige Neugierde — wie die Bewohner unsere Bildbegierde jedenfalls im Gebeimen benannt haben werden — auch nie Anstoß erregt. Nun muß ich noch sehen, was darin ist! Damit haben wir manchen Schrank selbst aufgeschlossen, und wenn das verrostete Schloß nicht gehorsam sein wollte, dann wurde uns sofort hülfreiche Hand geleistet. Aber damit nicht genug! Jedes einzelne Kleidungsstück wurde herausgenommen und gezeigt, darauf aber auch die Kiste geöffnet, denn „da Er das gesehen hat, muß Er auch dies in Augenschein nehmen“. Alles mit größter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Fremde werden vom Saterländer mit „Er“ angeredet. Diese Kisten bergen anstredem gewöhnlich die geerbten, altmodischen Kleidungsstücke und zeigen oft die Tracht verschiedener Generationen.

Auf Wegen und Stegen haben wir uns nie nach irgend etwas erkundigt, ohne mit größter Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft zu erhalten, und unser Dank wurde ohne Ausnahme mit den freundlichen Worten: Keine Ursache! zurückgewiesen.

Nur ein einziges Mal wurden wir mit weniger Freundlichkeit gegrüßt; das war am Sonntage, als wir, nachdem wir der Messe und Predigt beigewohnt, vor dem Amen die Kirche verlassen hatten und uns vor dem Kirchhof aufstellten, musternd die ganze Gemeinde an uns vorbei marschiren zu lassen. Da schien man nicht recht zu wissen, was man sollte. Vielleicht ahnte man den Kryer. Das war uns aber gleichgültig, denn die beiden, bereits in der Kirche beobachteten Frauen in alt-saterischem Kopfputz gingen zusammen plaudernd vor uns her, und wir hatten Muße, ihre eigenthümliche Kopfbekleidung, die sich aber besser zeichnen als beschreiben läßt, genau zu beobachten.

Auf einer eng anschließenden rund um den Kopf gefältelten weißen Mütze wird die „Purse“ getragen, das ist eine aus einer Unzahl kleiner Falten zusammengelegte Kappe; diese Falten gehen rund um den Kopf, und oben auf demselben befinden sich etwa ein halbes Dutzend große aufstehende Falten. Das Ganze ist von rothem und gelbem seidenen Band, bei Leidtragenden aber ist dasselbe schwarz. Diese Puese verteilt die Stelle des Huts und wird mittelst eines seidenen Bandes unter dem Kinn festgehalten.

Dieser alte Kopfputz kommt indeß nur wenig mehr vor, wie denn auch nach allen Seiten hin die Saterländer bedeutend

Digitized by Google

von der Kultur beleckt worden; sogar Schleier, Mantillen und — Krinolinen haben bereits die Grenzen des Landes überschritten. Zur Sonntagstracht gehört aber bei allen Jungfrauen und Frauen von dem Tage der Konfirmation an ein silbernes oder goldenes Kreuz, welches an einer etliche Mal um den Hals geschlungenen Kette auf der Brust getragen wird. Es lieben die Saterländerinnen im Allgemeinen die dunkeln Farben als Kleiderstoff, die kleinen Umschlagtücher müssen die grellsten Farben: roth, geth oder blau haben. Früher muß diese Vorliebe für lebendige Farben bedeutend größer gewesen sein; denn nach der Erzählung einer sehr alten Frau gehörte damals zum Sonntagsstaat: Eine grüne Kappe mit goldenen Blumen, einem Spitzenstreifen und gelben Bändern; ein gethes Tuch mit Rändern und Blumen; ein Kreuz mit Kette; zwei silberne Haken im Nacken; ein rothes Wammß mit goldenen Tressen und silbernen Knöpfen; eine silberne Spange im Hemd und gestickte Anfangsbuchstaben des Namens in diesem; rothe Unterärmel; rother Rock mit goldenen Tressen und blauem Saum; rothe Schürze; Schuhe mit silbernen Schnallen; blaue, auswendig rauhe Strümpfe mit rother „Clince" (Verzierungen an den Knöcheln von der Sohle auf).

Die eben genannte silberne Hemdspange wird noch jetzt von dem ganzen weiblichen Geschlecht getragen. Sie hat die Gestalt eines Herzens, ist an der äußern Seite verziert und trägt an der Schnalle den Namen. Eine daran befindliche Zunge wird durch das selbst gewebte, sehr grobe Hemd gesteckt und hält solches auf der Brust zusammen.

Die tägliche Kleidung der Frauen ist fast eine und dieselbe. Die Natur des Landes erfordert außer Holzschuhen warme Kleidungsstoffe, und so findet man denn auch die rothe Boje hier als Stoff zu Unter- und Oberröcken eine bedeutende Rolle spielen. Eine dunkle Jacke ohne Aermel, ein umgeschlagenes, oben am Halse mit Nadelu zusammengehaltenes rothkattunenes Halstuch und ein Strohhut mit ungeheurer Krempe und rothem Band vollenden den Anzug.

Eben so einfach ist die tägliche Lebensweise dieser Leute. Bleiben Mann und Frau in der Nähe des Hauses, so genießt man früh Morgens Butterbrot und Kaffee, stärkt sich gegen 8 Uhr mit einem in Speck gebackenen Buchweizenpfannkuchen, speist um 12 Uhr zu Mittag, nimmt sich um 3 oder 4 Uhr abermals Butterbrot mit Kaffee, um am Abend mit dem vom Mittag übriggebliebenen, sonst oder mit Buchweizen- oder Roggenbrei vorlieb zu nehmen. Des Mittags kommen die gewöhnlichen Gemüse mit Kartoffeln auf den Tisch; hat man Lust, verschiedenes Gemüse zu essen, so kommt Alles zusammen in einen Topf. — Das ist der Speisezettel für die ganze Woche, den Sonntag mit eingerechnet.

Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Maria Himmelfahrt, an den vier Hauptfesttagen, wird davon abgewichen, indem alsdann in allen Familien Grütze mit Syrup und Pflumen, sowie Kartoffeln mit Schweinskopf aufgetischt werden.

Bei solcher Speise läßt sichs schon aushalten, und der Saterländer sieht auch wahrlich nicht danach aus, als ob Hungerleiden seine Passion sei. Man findet hier unter Männern und Frauen kräftige, gedrungene Gestalten mit muskulösen Gliedern, die ihres Gleichen suchen.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen weiteren Blick auf den Charakter dieses Volksstammes, um dann mit der Beschreibung einiger seiner Gebräuche und Festlichkeiten zu schließen.

Der Saterländer liebt die Freiheit. Nur zähnekirschend hat er sich dieselbe nehmen lassen. Obwohl er jetzt nichts mehr in dieser Beziehung zu verlieren hat, so bewacht er doch noch stets alle Schritte der Regierung mit ängstlicher Sorgfalt, desürchtend, diese möchte ihm damit zu nahe treten. So war ihm auch recht lange der Militärdienst in der Seele zuwider. Wer irgend konnte, kaufte sich frei, und es wurde endlich durch Uebereinkommen festgesetzt, daß Jeder alle drei Jahre 10 Rgr. bezahlte, wofür er frei vom Waffentragen war. Dieser Widerwille ist aber jetzt gebrochen, denn gerade während unsers dortigen Aufenthalts verkaufte sich ein Bursche zum zweiten Mal als Stellvertreter, ohne daß Jemand Anstoß daran nahm.

Auch auf dem Gebiete der Religion scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, daß sie einst Protestanten waren, denn sie haben ein freieres Urtheil über manche Dogmen und eine größere Unabhängigkeit ihren Priestern gegenüber gewahrt, als der größte Theil der übrigen Katholiken.

Durch sein früheres Selfgovernment hat er sich Charakterfestigkeit, Schärfe des Verstandes, gesundes Urtheil erhalten, Eigenschaften, die in vielen Fällen in Erstaunen setzen.

Vor Allem hält er auch seine Sprache in Ehren. Unter sich spricht er nur Saterisch, doch ist ihm auch das ostfriesische Plattdeutsch sehr geläufig, wodurch uns auch der Verkehr einzig und allein möglich gemacht wurde. Unsere Vorgänger hatten nur Deutsch oder Holländisch gesprochen und dadurch manches Abenteuerliche erfahren, was in der Wirklichkeit gar nicht existirt. Den Aelteren Leuten ist das Saterisch am geläufigsten, aber sogar kleine Kinder unterhalten sich schon darin. Alle sind stolz darauf und hören es gern, wenn man ihnen zugibt, solches nicht verstehen zu können. Welche größere Vorbheit ihre Sprache gebracht, beweisen sie gern durch folgenden Vorfall zur Zeit der französischen Occupation.

Drei Männer aus Scharrel hatten mit ihrem Boote Contrebande nach Leer gebracht, sie waren aber auf frischer That ertappt und einer von ihnen war gefangen genommen und nach dem Verhör von den Douaniers in ein Wirthshaus gebracht worden. Seine beiden Gefährten, die in Erfahrung gebracht hatten, daß man ihn am folgenden Tage nach Gröningen führen wolle, um ihn dort zu erschießen, gehen in dasselbe Wirthshaus, setzen sich, ohne sich um den Gefangenen zu kümmern, an das Feuer und unterhalten sich in ihrer Mundart. Einer von Beiden redet, ohne sich umzusehen, den Gefangenen an und sagt zu ihm: Jo wollene dî meden etter groningen bra-enge un dî dar dod ægiote! Der Gefangene nimmt sich dies zu Herzen, zieht langsam und unvermerkt seine Holzschuhe aus, und mit einem Satz ist er aus der Thür und auf der dunkeln Straße verschwunden. Er entkommt glücklich mit den beiden Anderen nach Scharrel.

Die Zahlen von 1—20 werden vom Saterländer folgendermaßen benannt: ehn, two, thrio, fauer, fîv, seks, sogen, achte, ningen, tjon, alwen, twelef, trettîn, fjaulin, fiftin, sekstin, sogentin, achtin, ningentin, twintig. Die Wochentage heißen: ssunndey, mohndey, theisdey, midwike, tuhnsdey (früher goonsdey) frehndey, snejvendey.

Dem Nichtsaterländer geben sie gern die Zahl 99, ningen un ningentig, zum Nachsprechen auf und freuen sich unbändig, wenn derselbe solche nicht rein nachzusprechen im Stande ist. Kinder nennen ihre Eltern bâbe (Vater) und memme (Mutter). Der Dialekt in Scharrel und Strücklingen kommt fast ganz überein, der in Ramsloh weicht aber etwas ab. Die Bewohner letztgenannten Dorfes nennen ihre Mundart das eigentliche ursprüngliche Saterisch, wie denn in manchen Fällen Ramsloh sich gern als die eigentliche Stammgemeinde des Landes hinstellt und überall das Prioritätsrecht für sich in Anspruch nimmt. Ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir unentschieden. Die frühere Abgeschiedenheit hat das Volk zu einer großen Familie gestempelt, aber trotzdem hängt Ramsloh den anderen Gemeinden und diese Ramsloh gern etwas an den Mantel.

Die früheren Volksfeste, Sitten und Gebräuche sind als heidnisch von den Priestern ausgerottet worden. Was davon noch zu finden und was die noch jetzt lebende Generation davon gesehen zu haben sich erinnert, wollen wir im Folgenden mittheilen:

Digitized by Google

Das Vogelschießen — in Ostfriesland als eine Belei-digung des heitigen Geistes von fanatischen Geistlichen ausge-rottet — wird in Saterland noch alljährlich gefeiert. Schon am Himmelfahrtsfeste versammeln sich die Mädchen in dem Wirthshause, wo später getanzt werden soll, um durchs Loos die Königin zu wählen. Am Pfingstmontage wird der feier-liche König mit Musik aus dem Hause geholt und zu der an der Ostseite der Kirche auf einer Wiese aufgerichteten Stange geführt, auf welcher der von ihm geschenkte hölzerne Vogel prangt. Der im vorigen Jahre erschossene Hut muß sein sinnendes Haupt bedecken, und die Anwesenden muß er mit Bier traktiren. Der Zug bewegt sich um den aufgerichteten Vogel, und nach einem Gebet um den Schutz Gottes hat der bisherige König das Recht, drei Schüsse zu thun; nach ihm aber Jeder, der Lust hat, bis der Vogel fällt. Während dessen sitzt die Königin auf einem Ehrenplatz, einen neuen Hut für den zukünftigen König im Schooß haltend. Solchen zu geben, sind die Mädchen verpflichtet. Sobald der Vogel gefallen, bringt die Königin dem Glücklichen jubelnd die neue Kopfbedeckung und krönt ihn mit den Worten: Verdrauche ihn mit Gesundheit! Nun begibt sich der Zug wieder nach dem Wirthshause zurück, und Alle umtanzen jetzt den in der Nacht vor dem Feste aufgerichteten Maibaum, um dann den eigentlichen Tanzboden aufzusuchen.

Der Saterländer heirathet am liebsten unter sich, und so findet man auch nur wenige hinein geheirathete Frauen. Das ganze Völkchen bildet gleichsam eine große Familie; Alle nennen sich beim Taufnamen und duzen sich, nur der Geist-liche wird mit „Sie“ und „Er“ angeredet. Ihre Ehen sollen im Allgemeinen recht glücklich und Untreue und Ehebruch unbe-kannte Laster sein. Die Zahl der unehelichen Geburten ist ge-ring; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sucht man in ihren Kirchenbüchern vergebens danach.

Hat ein Jüngling ein Mädchen lieb, dann theilt er solches, sobald er ihr seine Gefühle bekannt gemacht und erwiedert ge-funden hat, den beiderseitigen Eltern mit und erbittet sich deren Zustimmung. Erwiedern die Eltern des Mädchens: Wen't woehl der mit to frê is, den sjo wi det Jörne, d. h. wenn das Mädchen damit zufrieden ist, dann sehen wir es gerne. Damit ist die Sache fertig und man begibt sich zum Priester, sich öffentlich zu verloben. Zu gleicher Zeit wird der Hoch-zeitstag (wêrsetje) festgestellt, und die Proklamation erfolgt an drei nach einander folgenden Sonntagen. Am Tage vor der Hochzeit werden Freunde und Bekannte zu diesem Feste einge-laden. Der Hochzeitbitter trug dabei früher als Zeichen seiner Würde und seines Amtes einen von unten bis oben mit bunten Bändern und Schleifen umwundenen Stock in der Hand und steckte mit solchem von Haus zu Haus. Aber die zugenom-mene Kultur hat wie so manches Andere auch diesen geschmück-ten Stock hinweggeleckt.

Die Einladung geschieht mit folgenden Worten: „Ich bitte Euch, uns morgen zu besuchen, wir wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt; Essen und Trinken ist im Ueberfluß da; Bier und Genever und Alles, was Gott gibt, in Ueberfluß.“

Eine andere ausführlichere Einladungsformel lautet alse: „Ich bitte Euch, uns morgen zu besuchen, wie wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt, und mit einem Glase Branntwein beim Mittagsmahl vorlieb neh-men. Ihr müßt mit meiner Braut zur Kirche gehen, zu sehen, daß wir getraut werden, nach der Trauung mit uns nach Hause gehen und mit dem vorlieb nehmen, was Küche und Keller bergibt: Brot von feinem Roggenmehl, ein Stück eines fetten Ochsen, eine Tonne Bier, wenn's auch vier oder fünf oder eine halbe Stiege ist, so viel Euch mundet, und macht Euch froh; Zeit, Licht und Feuer, Stühle und Bänke, Spielleute und Geiger sollen Euch nicht verweigert werden. Dies wird anfangen Sonntag und dauern bis Freitag Morgen, wenn die Sonne über alle Berge scheint, volle 24 Stunden. Ihr werdet diese Bitte nicht abschlagen. Wenn Ihr oder Eure Kinder jetzt oder morgen uns wiederum nöthig habt, werden wir mit schuldi-gem Dank auch zu Euch kommen. Meine Bitte war klein, meine Worte kurz; bedenkt Euch kurz, Ihr wißt, daß wir es gerne haben, daß Ihr uns besucht.“

Am Abend vor der Hochzeit gehen die Verlobten zum Priester, dort zu beichten, und empfangen am nächsten Morgen vor der Trauung erst das Abendmahl. Darauf erfolgt die Ver-heirathung in Zeugenzugegewart. Nach beendeter Hochmesse be-gibt sich das neuvermählte Paar in das Haus des Geistlichen und wird hier mit Kaffee bewirthet, während die Gäste draußen von den Zeugen mit Branntwein traktirt werden. Im Hoch-zeitshause angekommen wird wacker getafelt und sodann ge-tanzt bis zum folgenden Tage. Die beiderseitigen Eltern eröffnen den Tanz, darauf macht das junge Paar den Ehrentanz, und nun folgen erst die Uebrigen. Dabei wird Branntwein und Bier, selten Wein getrunken.

Ist der Bräutigam der älteste Sohn des Hauses, so führt er seine junge Frau in seine elterliche Wohnung; hat er ältere Brüder und ist seine Braut das älteste Kind, so übernimmt er im Hause der Schwiegereltern die Wirthschaft; ist keines von beiden der Fall, dann baut sich das junge Paar sein eigenes Nest. In den beiden ersteren Fällen überlassen die Eltern den Kindern das Ganze und dürfen sich versichert halten, daß sie von diesen bis zu ihrem Lebensende mit voller Aufmerksamkeit und Liebe behandelt werden.

Die Saterländer müssen gewöhnlich recht viele Kinder tau-fen lassen, oder um Namen für ihre Sprößlinge sind sie nimmer verlegen. Das erste Kind erbt den Namen des Groß-vaters oder der Großmutter väterlicher Seits; das zweite Kind nennt man nach den Eltern der Mutter, dem dritten Kinde wird wieder ein Name der väterlichen, dem vierten einer der mütterlichen Familie gewählt. Hat nun freilich ein napoleoni-sches Gesetz es aufs Strengste bedroht und später ein olden-burgisches solches wiederholt, einen festen Familienmamen anzu-nehmen, so hat solches Gesetz doch hier auf das gewöhnliche Leben noch keinen Einfluß gewinnen wollen. Das Kind erhält den Taufnamen des Vaters mit einem angehängten s als Fa-miliennamen, so daß der älteste Sukel also jedesmal eben so heißt, wie der Großvater; heißt z. B. der Vater Hinnerk Wilms, so heißt der älteste Sohn Wilm Hinnerks und dessen erster männlicher Sprosse wieder Hinnerk Wilms. Nur die eben genannten drei Familien Bleck, Awieck und Kerckhoff haben immer einen festen Stammnamen geführt.

Die gewöhnlichsten männlichen Taufnamen sind: Dedde, Hâje, Laubet, Remmer ꝛc.; weibliche Elske, Engel, Gimken, Lenke, Lneee, Mareke ꝛc.

Wie es bei Begräbnissen zugeht, haben wir uns von einem Saterländer in seiner Mundart aufschreiben lassen. Wir ge-ben solches mit Uebersetzung nachfolgend: Wan wel dood is, dan tuke se him en dodenktod ann, un lesk him in en Kiste, dan wel er de tredde dey begraven; un dan kume de frände um him de leste êr tau biwisen, un fanjeje him etter del zerkhof. Erste wel hi inweid op het zerkhof un dan gunge se eltens met him unt zerkhof tau, dan bigrüje se him nn dan gunge me mê in de zerke an bert misse un pretenje, un dan gunkt me etter hûs. Dan krige de neiste fründe wet ten un drinken un dan gunge se etter ok etter hûs.

„Wenn Jemand todt ist, dann ziehen sie ihm ein Todten-hemd an und legen ihn in den Sarg; dann wird er am dritten Tage begraben, und alsdann kommen die Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und folgen ihm bis auf den Kirchhof. Erst wird er beim Kirchhof eingeweiht, und dann gehen sie einmal mit ihm um den Kirchhof, dann begraben sie ihn und dann

Digitized by Google

geht man in die Kirche und hört eine Messe und Predigt und begibt sich darauf nach Hause. Dort erhalten die nächsten Freunde zu essen und zu trinken und dann gehen sie auch nach Hause."

Dieses Essen und Trinken besteht aus Schwarz- und Weißbrot mit süßem Bier oder aus Butterbrot mit Kaffee.

Die Einladung zum Begräbniß erfolgt gewöhnlich mit folgenden Worten: *N. N.* lete siek bidde, met den dods to hoge. Iten un drinken, wat Gott bilsawrt; d. h. N. N. lassen Euch ersuchen, den Todten zum Kirchhofe zu begleiten. Essen und Trinken, was Gott gefällt.

Der frühere, abscheuliche Gebrauch, Wöchnerinnen, die vor ihrem Kirchgang dahin starben, nicht auf der Schulter, sondern in den Händen zu Grabe zu tragen, ist abgeschafft.

Damit nehmen wir von Saterland Abschied, offen bekennend, daß uns die dort verlebten Stunden sehr angenehme waren, und daß wir, kurirt von allen Vorurtheilen, gern von dem massenhaften Schmutz seiner Wege, ungern aber von seinen freundlichen, zuvorkommenden und gemüthlichen Bewohnern geschieden sind.

Den Gastwirthen Lanwer zu Strücklingen und Ramsloh, bei denen wir ein sehr gutes Logis fanden, sprechen wir für ihre stete Bereitwilligkeit, mit der sie unsere Bemühungen und Nachforschungen zu allen Zeiten unterstützten, hiermit öffentlich unsern wärmsten Dank aus.

Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern.

Von **A. Leist.**

Wenn die Auswanderungen aus Deutschland nach den südlichen Donauländern gegenwärtig nicht in Masse geschehen, wie dies vor 100 und auch noch vor 60 Jahren nach dem südlichen Ungarn der Fall war, so liegt die Ursache in den schwankenden, keine feste Sicherstellung gewährenden politischen Verhältnissen jener Gegenden, theils aber auch darin, daß die Regierungen jener Länder den Werth solcher Colonisationen aus staatsökonomischen Rücksichten noch nicht gehörig geprüft zu haben scheinen und daher noch keinen festen Entschluß zur Realisirung derselben gefaßt haben, obgleich schon den Fürsten Miloich von Serbien die Colonisations-Projekte viel beschäftigt haben. Ein Blick auf das benachbarte Ungarn würde jene Fürsten über den hohen Werth solcher Ansiedlungen für ihre paradiesischen Länder augenblicklich erkennen lassen! Was wären das Banat und die Batschka — diese Getreide- und Mehlkammern Oesterreichs — auch heute noch ohne deutsche Ansiedlungen! Wie blühend und wie reich sind jene großen Dörfer auf der Stätte, wo noch vor 100 Jahren öde Haideland war und der Wind nur über das ungarische Arvalcamp-haj (Stipa pennata, ungr. Waisenmädchen-Haar) in der Puszta wehte?

Wenn nun die dürftigen Verhältnisse einer massenhaften Einwanderung nach den unteren Donauländern nicht günstig waren, so sind doch die Einwanderungen Einzelner nach jenen Gegenden so zahlreich gewesen, daß sich dort die deutsch-evangelischen Gemeinden in der Weise vergrößert haben, daß dieselben ihre eigenen Kirchensysteme mit deutschen Schulen gründen konnten. Und doch sind die deutschen Katholiken dort weit zahlreicher vertreten.

In Bukarest, wo die deutschen Katholiken und die ungarischen Reformirten längst ihre Kirchen haben, hat sich die deutsch-evangelische Gemeinde, die allerdings schon lange ihr Bethaus besaß, in neuester Zeit meist durch Zuzüge aus Norddeutschland so vermehrt, daß sich dieselbe eine schöne Kirche mit hohem Thurme bauen konnte. Diese Gemeinde zählt über 3000 Seelen, und die Schule wird von mehr als 200 Kindern besucht. Im Jahre 1859 haben daselbst auch die kaiserswerther Diakonissen eine Lehranstalt übernommen, und es fehlt nur die Concentration der Gemeinde in der sehr weitläufigen Stadt, weshalb man zwei Filialschulen errichten will. Alle evangelischen Gemeinden der Südonauländer stehen unter dem Schutze des Berliner Oberkirchenraths und werden vom Gustav-Adolph-Verein nach Kräften unterstützt. Auch die walachischen Bojaren haben zum Bau des Hospitals und der Erziehungsanstalt der Diakonissen in Bukarest reichliche Beiträge gegeben. Mehrere kleine Filialgemeinden in den benachbarten Städten werden vom bukarester Prediger versorgt. Unter diese gehörte früher auch Kralowa, die Hauptstadt der Kleinen Walachei mit 400 evangelischen Deutschen. Sie liegt aber zu entfernt, um befriedigend von Bukarest aus versorgt werden zu können, daher sie sich an den König von Preußen mit der Bitte um Hilfe und um Anschluß an die preußische Landeskirche wandte, eine Bitte, deren Erhörung die Aussendung eines tüchtigen Predigers zur Folge hatte.

Auch in dem Städtchen Turnu-Severin, eine Stunde unterhalb des eisernen Thores, ist seit der vor wenigen Jahren erfolgten Einrichtung eines großen Werft-Etablissements, in dessen Folge das Städtchen rasch emporblühte, eine deutsche evangelische Gemeinde mit Prediger und Schule gegründet worden. Man zählt hier 1000 Deutsche, worunter mehr als 200 evangelische. Obgleich diese Gemeinde größtentheils aus siebenbürger Sachsen und daher österreichischen Unterthanen besteht, so hat dieselbe sich doch einstimmig dem Berliner Oberkirchenrath unterworfen, welcher nun auch den Prediger besoldet, da die Gemeindemitglieder größtentheils arme Arbeiter sind. Auch der Gustav-Adolph-Verein sendet jährlich 300 Thaler Unterstützung.

Die Gemeinde zu Plojescht, welche aus deutschen Lutheranern und reformirten Ungarn besteht, hat aus eigenen Mitteln, wie durch Geschenke aus Ungarn und vom Gustav-Adolph-Verein im Jahre 1861 ein Grundstück angekauft, auf welchem zunächst zwei durch Nationalität und Sprache geschiedene Schulen und später eine gemeinschaftliche Kirche gebaut werden sollen.

In Pitetscht baut die deutsche evangelische Gemeinde eine Schule, in welcher auch vom Prediger der ungarischen reformirten Gemeinde daselbst der deutsche Gottesdienst abgehalten werden soll. Die Ungarn haben hier eine schöne Kirche gebaut. Auch wird diese Gemeinde manchmal vom Pfarrer aus Bukarest besucht, und es ist hier rühmend hervorzuheben, daß die Regierungen der Moldau und der Walachei den Predigern zu diesem Behufe frei Extra-Post-Fahrt gewährt. Das Städtchen Pitetscht liegt am Fuße der siebenbürger Karpathen.

In der Dobrudscha, d. h. in dem theils aus Gebirge, theils aus Sümpfen bestehenden bulgarischen Ländchen südlich

Digitized by Google

der Donaumündungen hat sich in Al-Madscha eine deutsche Gemeinde konstituirt, die eine freundliche Kirche gebaut hat, und zu welcher als Außenposten die deutschen Gemeinden in den Städten des Donau-Deltas gehören. Für die zerstreut in Bessarabien lebenden evangelischen Deutschen ist ein Reiseprediger und Reiselehrer ein dringendes Bedürfniß geworden. Die deutsche Gemeinde in Galatsch hat mit Unterstützung des Oberkirchenraths in Berlin und des Gustav-Adolph-Vereins ein schönes Bethaus errichtet, in welchem Kirche und Schule, Prediger und Lehrer eine Stätte finden.

In der Moldau ist außer der Gemeinde zu Jassy Alles neuen Ursprungs. In Jassy aber stand die Gemeinde schon lange unter preußischem Schutze, dieselbe hat sich aber in neuester Zeit durch Zuzüge norddeutscher Handwerker auf über 1000 Seelen vermehrt. In Botuschany, einer bedeutenden, aber schlecht gebauten Handelsstadt haben sich die Anfänge einer deutschen evangelischen Gemeinde gebildet. Die evangelische Gemeinde Jakobsthal wurde von ausgewanderten Württembergern, welche zuerst in Bessarabien, dann aber hier sich niedergelassen haben, gegründet. Dieselbe bedarf aber ebenfalls der Unterstützungen aus dem evangelischen Deutschland. Sie wird von dem Prediger aus Galatsch versorgt.

Noch ist eines wichtigen Punktes zu gedenken, nämlich der Gemeinde zu Belgrad in Serbien, welche der Berliner Oberkirchenrath mit Predigt und Lehrer schon vor acht Jahren versorgt hat. Jetzt hat die serbische Regierung das Patronat dieser Gemeinde übernommen, deren Schule auch die Bildungsstätte serbischer Kinder geworden ist. Die Anfänge zur Entstehung des deutschen Elementes in den Donaufürstenthümern sind also geschehen und zwar mit nicht zu verkennender Hilfe des protestantischen Deutschlands. Es ist nur zu wünschen, daß sich jene herrlichen Länder diesem bildenden Einflusse nicht verschließen und die wiederholt vorgekommenen erschütternden politischen Ereignisse fern bleiben mögen.

Kelltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. Richard Andree.*)

I.

1. Abstammung der Gaelen. Die Ortsnamen. Skandinavische Ansiedlungen.

Es kann als eine Thatsache, die nur wenige Ausnahmen zuläßt, angesehen werden, daß in fast allen größeren Ländern der Erde, die politisch eins sind, verschiedene Nationalitäten nebeneinander wohnen. Nur in ganz kleinen Staaten, z. B. in Portugal, Holland, finden wir vorzugsweise einen einzigen Volksstamm angesessen, während von größeren europäischen Reichen Italien das einzige ist, bei dem eine ziemlich gleichmäßige Bevölkerung das Land inne hat.

Die britischen Inseln scheinen vermöge ihrer vereinzelten Lage zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen zu sein, und doch treffen auf ihnen zwei so verschiedene Völkerstämme zusammen, wie wir sie heterogener im civilisirten Europa kaum noch einmal nebeneinander finden. Das keltische Element, aus seinem alten Besitzthum durch die überwältigende Macht germanischer Einwanderung verdrängt, liegt hier schon lange in den Todeszügen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wenn dort die letzten Laute in komischer, ersischer oder gaelischer Zunge erklingen werden. Die Römer fanden im Jahre 55 v. Chr. ein rein keltisches Land, in dem fünf Jahrhunderte später die Angelsachsen landeten und allmälig jene großartige Umwälzung hervorbrachten, deren Resultate wir jetzt vor uns sehen.

Wenden wir uns speciell nach Schottland, so finden wir dort in dem Landstrich, welcher nördlich von den Förthen des Clyde und Forth liegt, soweit historische Nachrichten reichen, eine einzige Nation, welche die Römer zuerst Caledonier, später Picten nannten. Zu diesen gesellte sich im Beginn des sechsten Jahrhunderts eine irische Colonie, die unter dem Namen der Dalriads bekannt war und den südlichen Theil des heutigen Argyleshire einnahm. Von diesen alten Völkerschaften stammen die heutigen keltischen Bewohner Schottlands ab; von den verschiedenen Nationen, die mit ihnen im Laufe der Zeit in Berührung kamen, wurden sie Albiones, Caledonii, Picti, Dicaledones, Ernithne, nördliche Picten, Reddschankes, Wilde Schotten und Hochländer genannt*). Sich selbst aber nennen diese Kelten Albaneich, Gael Albaneich oder einfach Gael (sprich Gahl).

Während des 11. und 12. Jahrhunderts war der von ihnen bewohnte Theil Nordschottlands in verschiedene große Distrikte eingetheilt, deren Namen sich fast alle noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gerade so, wie bei uns in Deutschland alle Gaunamen, die keine politische Bedeutung mehr haben, fortbestehen. So finden wir schon damals die Distrikte Athol, Moray, Roß, Mar, Garmoran und Buchan. An der Spitze eines solchen Gaues stand ein Maormer, ein hoher Würdenträger, der gleich nach dem Könige folgte und der in den norwegischen Sagen „Scotajarl", Schottenjarl, genannt wird.

Und wie die Namen dieser alten Distrikte noch heute verbanden sind und durch daran gemahnen, daß einst alles Land hier keltischer Boden war, so thun dies auch noch fast alle anderen Ortsbezeichnungen Schottlands. Es ist daher ein Eingehen auf die topographischen Namen an diesem Orte geboten.

Genau so wie wir in der Osthälfte Deutschlands an den slavischen Namen nachweisen können, wie weit einst das Slaventhum westlich vorgedrungen war, genau so können wir auch in dem jetzt angelsächsischen Theile Schottlands durch die Ortsnamen die vormalige Ausdehnung des keltischen Elementes constatiren. Im Grunde genommen umfassen diese gaelischen Namen ganz Caledonien, aber wir finden doch einige Gegenden, wo rein germanische Namen vorherrschen, die von alten Ansiedlungen stammen, oder der keltische Name mußte einem sächsischen Platz machen, oder endlich es entstanden ganz neue Orte mit neuen Bezeichnungen, die denn natürlich germanisch sind. Aber im

*) Vortrag, gehalten im „Verein für Erdkunde" in Dresden.

*) Skene, the highlanders of Scotland. London 1837. 2 Bde. Die geschichtlichen Nachrichten des obigen Vortrages sind diesem Werke entnommen.

Digitized by Google

Allgemeinen gelten keltische Namen in der physischen Geographie Schottlands, die auch von den germanischen Bewohnern vollkommen angenommen worden sind. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Hohe Berge, wilde von Wasserfällen durchrauschte Thäler und romantische Seen bilden im Wesentlichen den landschaftlichen Charakter der Hochlande — und für sie alle hat man gaelische Bezeichnungen beibehalten. Man benennt freilich auch Berge mit dem Ausdruck hill oder mountains, aber ein großer, durch seine Formen von den übrigen abstechender Berg heißt stets Ben; so Ben Nevis, der höchste Berg Schottlands und Großbritaniens überhaupt, Ben-muichdhui, der zweithöchste bei Braemar, Ben-more oder der große Berg, auf der Insel Mull u. s. f. Es ist derselbe Ausdruck, den wir noch im Worte Penninen wiederfinden, der uns auf eine ehemalige Besiedlung Italiens durch Kelten hinweist, wie ja auch das Wort Alpen keltischen Ursprungs ist — denn die Berggöttin nennen sich in ihrer Muttersprache selbst Alban oder Albin*). Für Wasserfall gebraucht man das Wort Linn, z. B. Linn of Dee, der Fall des Dee bei Braemar, Cora Linn, der schöne Wasserfall, den der Clyde bei Lanark bildet.

Thäler werden im Gaelischen zweifach bezeichnet, einmal als Glen, dann als Strath. Ein strenger Unterschied scheint zwischen beiden Bezeichnungen nicht vorhanden zu sein, doch habe ich gefunden, daß wüste, enge Thäler, die fast vegetationslos sind und durch die höchsten Schafhirten mit ihren Heerden hindurchgehen, in denen selbst die elenden Hochlandshütten selten anzutreffen sind, stets Glens genannt werden, wie z. B. das Glen Tilt, Thal des Tilt bei Blair Atholl; Glen deg, das kleine Thal bei Braemar; Glen Coe, das Thal der Cona bei Ballahulish**). Dagegen erschien mir ein Strath meist kultivirt, mit Bäumen bewachsen, ausgedehnter als ein Glen und manchmal kleine Ebenen einschließend. Ich erwähne das schöne breite Strath Glaß, das westlich von dem Städtchen Beauly in Inverneßshire liegt und in das zwei kleinere Thäler einmünden, die aber Glens benannt werden. Loch ist die gaelische Bezeichnung für einen See. Gleichviel ob ein rings vom Lande eingeschlossener Süßwassersee, wie der größte aller schottischen Seen, der Loch Lomond, oder die tief sich an der Westküste in das Land hineinziehenden Salzwasserförden, sie heißen stets Loch.

Da das Verständniß dieser keltischen Namen viel zur Erklärung der Topographie Schottlands beiträgt, so setze ich noch einige Erläuterungen hierher. Dun bedeutet eine mäßige Höhe, auf der gewöhnlich ein befestigter Platz lag. So lautet der keltische Name für die Hauptstadt Edinburg: Dunedin, und somit ist der jetzt gebräuchliche, den die Schotten aber Edinboro aussprechen, nur eine Uebersetzung. Ganz erhalten hat sich der alte Name in der Stadt Dundein auf Neufeeland. Dunkeld, eigentlich Dunchalden, bedeutet Haselhügel. Dunrobin ist der Name des schönsten Schlosses in Großbritannien; es liegt bei Golspie in Sutherland und gehört dem mächtigen Herzog, welcher den Namen dieser Grafschaft führt. Seine Bedeutung ist Robertsschloß, und wenn wir von Dunrobin-Castle reden, gebrauchen wir einen Pleonasmus. — Weiter ist Bal ein umfriedigter Platz, ein Städtchen, und so sind denn Namen wie Balmoral, das Lustschloß der britischen Königsfamilie am Dee, Ballater und Ballahulish darauf zurückzuführen. Ross ist eine ins Meer vorspringende Landzunge: Ross of Mull, die granitische Halbinsel dieses Eilandes, welche sich nach Jona hinwendet. Tober, eine Quelle, daher Tobermory, Marienquelle, die Hauptstadt von Mull.

Sehr häufig kommen die Worte Aber und Inver in Zusammensetzungen keltischen Namen vor; sie bedeuten beide dasselbe, nämlich Mündung; also Aberdeen = Mündung des Dee, Inverneß = Mündung des Neß.

Wenden wir uns nun zu den germanischen Namen in der Topographie Schottlands, so dürfen wir wohl zunächst die auf — hill und — burgh sich endigenden als solche ansprechen. Sie kommen sehr häufig vor; doch läßt sich nicht stets nachweisen, ob die germanische Form auch die ursprüngliche war. So ist es mit den auf town ausgehenden Ortsnamen auch der Fall. Sind sie ursprünglich keltisch oder germanisch? Dies merkwürdige Wort ist durch Europa weit verbreitet, es entspricht unserm hochdeutschen „Zaun", dem niederdeutschen und skandinavischen „Tun", und Palacky will es in dem tschechischen „Ssyn" wiederfinden, germanisirte Form „Trin" (Trinkstube, Bischofsteinig u. s. w.), und so von den vorgermanischen und vorslavischen Bewohnern Böhmens, den keltischen Bojern, herleiten.

Von zwei Seiten drangen Germanen in das schottische Keltenland vor; von Süden die Angelsachsen, welche die Niederungen oder Lowlands im Südosten und Osten einnahmen, von Norden her Skandinavier, die den nordöstlichen Gegenden und Orten meist skandinavische Namen gaben. So nannten sie das Land, welches sie, von Norden kommend, zunächst antrafen, Suderland, Südland. Es ist das heutige Sutherland, welches den nordwestlichen Theil Schottlands einnimmt, größtentheils von Gaelen bewohnt ist, aber den germanischen Namen bewahrt hat. Der größte Theil der Ortsnamen an der Küste von Caithneß ist skandinavischen Ursprungs wie die Bewohner derselben auch.

Ich gehe hier gleich auf die skandinavische Besiedlung von Caithneßshire etwas näher ein*). Es ist dies die nördlichste Grafschaft Schottlands, von der ich einen ziemlichen Theil durchwandert habe. Von dem nach Westen zu gelegenen Sutherland wird sie durch eine Bergkette getrennt. Im Norden braust der Atlantische Ocean, welcher als Pentland Firth zwischen dem Hauptland und den Orkneyinseln jene gefährliche und wildtosende Wasserstraße bildet, welche die Schiffer so gern vermeiden mid, um von der Nordsee in den Atlantischen Ocean zu gelangen, lieber den weiten Bogen um die Orkaden vorziehen. Die Ostgrenze bildet das Deutsche Meer.

Caithneß wird in 10 Kirchspiele oder Parishes eingetheilt. Es sind dies an der Nordküste von Westen nach Osten folgende: Reay, Thurse, Olrick, Dunnet, Canisbay. An der Ostküste Wick und südlich davon Latheron. Im Innern von Westen nach Osten: Halkirk, Watten, Bower.

In Reay, Halkirk und Latheron wird noch vorherrschend Gaelisch gesprochen, in den anderen sieben Kirchspielen, welche nordöstlich von den drei genannten liegen, herrscht aber bereits germanische Sprache. Es ist theilweise in alter Zeit, theils neu eroberter Boden; die Küsten, das Meer gehören auch hier dem Germanen, im Innern sitzt der unbeweglichere Kelte.

Im Jahre 910 machte Harald Schönhaar, König von Norwegen, der auf den Orkneys saß, einen Einfall nach dem schottischen Hauptlande. Er wurde aber wieder zurückgetrieben, und erst später gelang es dem Norweger Sigurd, sich in Caithneß, Sutherland und Roß, also dem ganzen Norden

*) Neben Ben gilt noch Tulloch als Bezeichnung eines Berges; so sagt man Tulloch-hill (bei Blair Atholl) und vereinigt hier keltischen und germanischen Knobruck.

**) Wie überschwenglich die Schotten die romantischen Gegenden ihres Vaterlandes oft loben, mag man aus folgenden Worten des Rev. George Gilfillan ersehen: „The name of the river Cona in Glen-coe is truly the most musical and romantic name that was ever borne by river. What famous river — Tiber, Thames, Danube, Ilissus, Rhine, Rhone, Tay, Clyde, Forth, Amazon etc. — can compare in beauty of sound, aye or grandeur of scenery with the Conal" —

*) Vergl. The statistical account of Caithness-shire by the ministers of the respective parishes. W. Blackwood and Sons. Edinburg 1841.

Digitized by Google

Schottlands, festsetzten. Ihm folgten zahlreiche skandinavische Colonien, welche an den Küsten sich niederließen, Schiffahrt und Fischfang betrieben und das gaelische Element stets mehr zurückdrängten. Bis zum Jahre 1330 blieb Caithneß den skandinavischen Jarlen der Orkneys unterthan.

Betrachten wir die Leute an den Küsten von Caithneß, so sehen wir den skandinavischen Charakter entschieden vorherrschen, wenn auch eine keltische Beimischung nicht zu verkennen ist. Wenige sind ganz blond, viele dunkelblond, einige schwarz; es sind hohe Gestalten mit vorherrschend skandinavischen Namen; tüchtige Seeleute, die ein Glas Whisky nicht verschmähen und es mit der Moralität in vielen Punkten nicht sehr genau nehmen. Auch die Frauen sieht man Tabak rauchen und schnupfen.

Nun zu den Ortsnamen dieses Ländchens. Besonders häufig ist die Endung fier, abgeschwächt aus fiadr und steading, was einen Wohnort bedeutet. Sie findet sich in Scrabster, Canister, Seister, Ulbster, Thurster, Wester, Hyster u. s. w. Es sind wohl meist Eigennamen des Orts- oder Wohnungsgründers, welche hier mit dieser Silbe vereinigt sind; auch die Städte in Caithneß führen germanische Namen. Vor allem die Hauptstadt, das durch seine bedeutende Häringsfischerei bekannte Wick, welches an einer ziemlich weit in das Land hineinziehenden Weichung oder Bucht liegt; daher der Name, gerade wie bei Wick, der Hauptstadt der Insel Föhr. Die zweite Stadt von Caithneßshire ist Thurso und zugleich die nördlichste des britischen Hauptlandes; ihr Name soll vom Gotte Thor herkommen und aus Thors-a, Thorsfluß, entstanden sein. Andere skandinavische Ortsnamen an der Nordostküste Schottlands sind noch Berriedale, Helmsdale und Dingwall; sie sind alle bereits Zeugen der germanischen Ansiedlung, eben so wie das Wort Firth, das für alle Meerbusen an der Ostküste gebraucht wird. Es ist das deutsche Wort Förde, das skandinavische Fjord. An der Westküste dagegen finden wir nur den Firth of Clyde, alle anderen in das Land einschneidenden Meeresarme führen dort den keltischen Ausdruck Loch. Aber germanische Namen fehlen auch an der Westküste keineswegs, dahin gehört vor allem Staffa, was Stabinsel bedeutet, von dem stabsförmigen Aussehen der schwarzen Basaltsäulen.

II. Die Clanschaften.

Das Interesse, welches die gaelische Bevölkerung Schottlands stets erregt hat, gründet sich hauptsächlich auf die vielen Eigenthümlichkeiten im Charakter und in den Sitten dieses Volkes. Wie alle Bergvölker hielten sie treu an alten Sitten und Gebräuchen und liebten ihre Heimat; sie behielten ihre eigene Sprache und lange Zeit ihre eigene Tracht bei.

Vor allem ist es aber ihre Eintheilung in Clans oder vielmehr Sippen, Stämme, die als eigenthümliche keltische Einrichtung bei ihnen herrschte und theilweise noch herrscht, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Eigenthümlichkeiten der Clans werden nirgends besser geschildert, als in dem Briefe eines englischen Officiers aus dem Jahre 1730, den Skene mittheilt.

„Die Hochländer zerfallen in Stämme oder Clans, die unter Häuptlingen stehen. Jeder Hauptclan ist wieder in Unterabtheilungen gespalten, die auch ihre eigenen Führer haben. Auch diese Unterabtheilungen zerfallen wieder in kleinere Abweichungen von 50 bis 60 Mann, welche ihren Ursprung direkt von den Häuptlingen ableiten und auf diese als ihre natürlichen Beschützer hinblauen. Für den gemeinen Hochländer gilt es als die höchste Tugend, den Häuptling zu ehren und ihm blinden Gehorsam zu leisten, selbst wenn er zum Widerstand gegen die Regierung aufruft; denn erst kommt seine Liebe zum Stamme, dem er angehört, zuletzt zum ganzen großen Clan, dessen Namen er trägt. Als Hochländer lieben sie sich alle untereinander; sie verachten den Mann der Niederung, dem sie in Bezug auf preßnische Tapferkeit überlegen zu sein glauben, und den sie plündern, so oft es angeht; dies entspringt auch aus der Tradition, daß die Ebenen in früheren Zeiten ihnen unterthan waren.

Der Häuptling hat eine schiedsrichterliche Gewalt über seine Vasallen, schlichtet alle Streitigkeiten, die unter ihnen vorkommen, und erhebt bei außerordentlichen Gelegenheiten Steuern, wie beim Verheirathen einer Tochter, beim Bauen eines Hauses. Sollte Jemand diese Auflagen verweigern, so kann er einer schweren Strafe sicher sein; besteht er aber hartnäckig auf seiner Weigerung, dann wird er mit allgemeiner Beistimmung der übrigen Mitglieder aus dem Clan ausgestoßen. Die Macht der Häuptlinge braucht nicht durch großen Länderbesitz unterstützt zu sein, es wird nur die gerade Abstammung von den alten Familienpatriarchen verlangt; ihre Autorität bleibt, selbst wenn sie ihre Besitzungen verloren haben. Gewöhnlich sind die Clans unter sich in Fehden verwickelt, die von Generation auf Generation forterben und so manchmal Unglück und Elend über Leute bringen, deren Vorfahren vor vielen Jahren vielleicht einmal ein Verbrechen begingen."

Die Geschichte dieser Clans ist eine der verwickeltsten, die es überhaupt gibt, bei weitem noch nicht hinlänglich aufgeklärt und dem Ausländer schwer verständlich; das beste Bild erwirbt man sich noch durch Walter Scotts Romane. Von berühmten Clans erwähne ich hier den Clan Campbell, der noch in den Familien des Herzogs von Argyll und des Marquis von Breadalbane seine bedeutendsten Vertreter hat. Der Name ist nicht etwa normannischen Ursprungs (Campobello), sondern lautete frühere rein keltisch Kambel. Clan Murray, als dessen Haupt der Herzog von Athol angesehen wird. Clan Neill, vertreten durch die Mac Neill; Clan Donnachie, der aus den Robertsons bestand; Clan Chattan, aus Mac Phersons bestehend; Clan Kenneth, der Clan der Mac Engies; Clan Gregor, der Clan der Mac Gregors. Dieser letztere hat stets eine bedeutende Rolle gespielt, zu ihm gehörte auch der berühmte Rob Roy, den Walter Scott unsterblich machte, und dessen Blade (Schwert) ich in Abbotsford, dem Wohnsitze des großen Poeten, sah. Nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden im Jahre 1746, wo die Reiter des Herzogs von Cumberland selbst die Highländer, die sich bereits ergeben hatten, noch niedermetzelten, wurden alle Highlandclans aufgehoben und die wilden Mac Gregors noch besonders verfolgt; man ging so weit, diesen Namen förmlich in Bann zu thun, und bedrohte diejenigen, welche sich fürderhin noch so nennen würden, mit dem Tode. Ja, das Tragen des Kilts ward untersagt, und man verordnete, daß Jedermann in den Hochlanden von nun an Hosen tragen müsse. Lange haben diese Vorschriften nicht vorgehalten. Freilich die Clans erstanden nicht wieder, und der Kilt ist fast ausgestorben, aber weniger durch das Verbot der Engländer als durch die Macht der allgemeinen Tracht der civilisirten Völker. Aber die Mac Gregors führen ihren alten Namen wieder und sind sehr zahlreich. Ich ward mit einer jungen Dame bekannt, welche als Beoche einen silbernen gekrönten Löwenkopf trug, der sich aus einer Mauerkrone erhob und um den sich die gaelische Devise: Sriochail mo dhream, schlang. „Ich bin eine Mac Gregor", sagte sie, das ist unser Wahlspruch, er lautet: „Mein Blut ist königlich!"

So sieht man, wie noch überall die alten Verhältnisse durchschlagen, und wenn man sich auch in Schottland längst an die Union mit England gewöhnt hat, so ist doch eine Art Eifersucht, ein Gefühl der Bitterkeit zwischen Schotten und Engländern nicht zu verkennen. Man hat uns vorgeworfen, Süd und Nord in Deutschland vertrügen sich nicht gut, es würde

Digitized by Google

ein ewiger Dualismus zum Schaden des Ganzen sein u. s. w. Nun, hier hat man ein Ganzes, und was für ein Ganzes; aber die Abneigung zwischen Schotten und Engländern ist wahrhaftig größer, als die so vielfach mit Unrecht den Ober- und Niederdeutschen vorgeworfene.

Wer die Westminsterhalle in London besucht hat, wird sicher auch von dem langweiligen Führer auf das Grabmal Eduards I. aufmerksam gemacht worden sein. Es ist aus großen Marmorplatten zusammengesetzt und trägt die charakteristische Inschrift: „Edwardus primus, Scotorum malleus — hic est.“ Von diesem „Hämmerer der Schotten“ wissen die Engländer viel zu erzählen. Aber ihre nördlichen Brüder machen es nicht besser; sie berichten sehr gern vom Paß bei Killikranky und von der Schlacht bei Bannockburn, wo Robert Bruce am 24. Juni 1314 die Engländer besiegte.

Sie können auch ihre Stuarts, ihr altes Königsgeschlecht, noch nicht vergessen und singen und sagen noch viel vom „bonny Prince Charlie“, jenem unglücklichen und abenteuerlichen Prätendenten. In der „Scotia Music Hall“ zu Glasgow habe ich ein Singspiel aufführen sehen, welches „the gathering of the clans“ hieß. Hochlandstracht, wehende Plaids, klirrende Blades, altschottische Lieder und Tänze wurden dem jauchzenden Publikum vorgeführt, die Handlung — wenn bei dem losen zusammengeflickten Singspiel von einer solchen die Rede sein kann — drehte sich um den Aufstand Prinz Charles und athmete Haß und Verachtung gegen England. Die unglückliche und schöne Königin Maria Stuart lebt noch tiefeingewurzelt im Gemüthe der Schotten, überall hängt ihr Bild, so selbst an einer der neueren Kirchen in Inverneß fand ich ihr Haupt als Console angebracht.

III. Gaelische Sprache und altschottischer Dialekt.

Römer, Griechen und Germanen waren es, welche schon die über den Westen und Süden Europa's weitverbreitete keltische Sprache fast ganz ausrotteten. Ihre Nachkommen sind es, die auch heute noch den stegreichen Kampf gegen die Ueberreste dieser einst so weit verbreiteten Sprache fortführen. Wie er enden wird? Darüber besteht kein Zweifel; wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen die mehr passiven Kelten vor den thatkräftigen Germanen dahin. Heutzutage wird Keltisch nur in der Westhälfte Irlands, auf den Hebriden im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und endlich in der Bretagne gesprochen; in letzterm Lande soll aber die Sprache so stark mit Französisch vermischt sein, daß nicht die Hälfte des Sprachkörpers keltisch genannt werden kann. Ich habe es hier nur mit der gaelischen Sprache in den schottischen Hochlanden zu thun, die uns wie ein ehrwürdiger Sonderling aus altersgrauer Vorzeit erscheint. Zurückgedrängt durch die Germanen, wich sie Schritt nach Schritt und steht nun an den steilen Nordwestküsten Schottlands. Da kümmert sie noch einmal sich krampfhaft an den Rand an, bevor sie gleichsam in das Meer hinabstürzt, um auf ewig zu verschwinden; in das Meer, das uns die Kelten heid war, aber das der Schauplatz für die Großthaten germanischer Völker wurde. Ueberall, wo ich in Schottland nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit alten Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir überall dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch sprechen oder verstehen, findet man nur noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienst an, so findet man die Alten in der gaelischen, die Jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache. In Orten, die mir als Grenze der gaelischen Sprache angegeben wurden, fand ich nur noch einzelne Leute, welche dieses Idioms mächtig waren. Ob die Engländer, die so gern über Unterdrückungen anderer Nationen in Sprachsachen, wie z. B. der Polen, das große Wort führen und an die Gerechtigkeit apelliren, hier selbst Gerechtigkeit üben, will ich dahin gestellt sein lassen, denn sie thun Alles, um das Gaelische zu unterdrücken, nicht das Geringste, um demselben aufzuhelfen. Ich nehme an, daß etwa noch einige 100,000 Menschen Gaelisch verstehen und es als ihre Haus- und Familiensprache betrachten, und doch erscheint keine officielle Kundmachung in dieser Sprache, die Behörden verhandeln nur englisch. Freilich ist es noch keinem Gaelen eingefallen, die officielle Anerkennung seiner Muttersprache zu verlangen und eine „gaelische Nationalitätenfrage“ heraufzubeschwören; im Gegentheil, sie bekennen sich nach Außen hin selbst des Englischen, und so fand ich z. B. in den ganzen Hochlanden kein Firmaschild in gaelischer Sprache; selbst auf den gaelischen Hebriden sieht man nur englische Schilder. Gaelische Inschriften an Monumenten und Grabsteinen kommen wohl hier und da vor, aber äußerst selten; auffallend war mir in dieser Beziehung ein etwa sechs Fuß hoher steinerner Obelisk, der auf einer Brücke bei Golspie in Sutherland steht. Der Inhalt der gaelischen Inschrift — nach den Zeichen zu urtheilen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — betrifft die Zusammenordnung der benachbarten Clans durch den Herzog von Sutherland und lautet: Mortheac Chatt do Choann na Dyolchaite dig Cairm, Chlann, Chattich, nam Buadh. —

Ist das Untergehen der gaelischen Sprache zu beklagen?

Kultur und Civilisation, Regsamkeit und Thätigkeit, mit einem Worte Alles, was zur Bildung gehört, finden wir auf Seiten der englischen Sprache. Wer ihrer mächtig ist, dem erschließt sich ein großes Kulturgebiet, er kann sein Fortkommen diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans finden. Wer aber in dem engen Kreise der gaelischen Sprache bleibt, dem verringert sich alles dieses von selbst. Sie genügt nicht einmal, um die tausende von Begriffen, welche die neue Zeit in den Wissenschaften und der Industrie geschaffen hat, auszudrücken; sie ist stehen geblieben, ohne jegliche Fortentwicklung und ohne jede Literatur. Man überscheute nur einmal in Schottland die Sprachgrenze und sehe sich den himmelweiten Unterschied zwischen den niedrigen Volksklassen englischer und gaelischer Zunge an; von den Gebildeten rede ich hier nicht, denn die sind überall in Schottland Angelsachsen oder bereits germanisirte Kelten; kein Städtchen trägt mehr ein gaelisches Gepräge, und der Fremde, der nur flüchtig Städte wie Inverneß und Beauly berührt, wird dort kaum das gaelische Element bemerken, soweit ist es dort schon zurückgedrängt. Von Tage zu Tage verliert es an Boden, zum Segen und Frommen derjenigen, welche diese alte Sprache redeten.

Noch hört man in den westlichen Hochlanden den Begegnungsgruß: Cha mara sibh an dlugh (sprich kamarasch an juh)? Wie geht es Euch heute? Die Antwort lautet: Ta gu math (sprich hagumma). Recht wohl! — Aber kein armer Mann in den gaelischen Distrikten wagt es, einen gut gekleideten Menschen in seiner Muttersprache anzureden, von der er selbst voraussetzt, daß außer dem Herrn Pfarrer nur schlecht Gekleidete sie verstehen.

Von den keltischen Sprachen haben sich die gaelische und irische am reinsten erhalten, in Folge der Abgelegenheit von anderen Ländern und begünstigt von dem Schutze, den Berge und Meer der Nationalität gewähren. Sie haben allerdings auch in ihrem ursprünglichen Wesen vielfache Verderbniß erfahren müssen, allein am schlimmsten ist diese Verderbniß in denjenigen Bestandtheilen, welche sie sich von fremden Sprachen

Digitized by Google

angeeignet haben. Am schlechtesten von allen ist die Sprache der Bretonen, welche, wie schon gesagt, außer dem keltischen Grundstamm sehr viel Französisch und einige germanische Bestandtheile aufgenommen hat. Viel Germanisches hat sich auch in der kymrischen Sprache in Wales eingebürgert, eben so ist die Sprache der Manks auf der Insel Man nicht frei von dänischen und englischen Einflüssen. Nur auf kleineren Inseln und in den Bergen hat das Keltische bei seiner großen Hartnäckigkeit sich erhalten können, in Ebenen und auf großen Festländern gar nicht. Geht man nach dem Namen, den die Kelten vielen Ländern hinterließen, so findet man Gallien, Wallis in der Schweiz, Wälschland, vielleicht die Galater in Kleinasien. Was ist da vom Keltenthum übrig geblieben? Nichts als ein Schall.

Wechselwirkungen zwischen keltischer und germanischer Sprache sind nirgends ausgeblieben, trotzdem beide Idiome doch ziemlich entfernte Aeste des großen indoeuropäischen Sprachstammes sind. Einige Aehnlichkeit zeigt sich in den Benennungen der Zahlen, die ja überhaupt bei den verschiedenen Abtheilungen unserer Völkergruppe so vielfach übereinstimmen. Sie lauten auf Gaelisch:

Eins: aon. — Zwei: dha. — Drei: tri. — Vier: ceithin. — Fünf: cuig. — Sechs: so. — Sieben: seachd. — Acht: ochd. — Neun: naoi. — Zehn: deig.

Die englische Sprache selbst hat manche keltische Worte aufgenommen, wie z. B. to kill, tödten, von dem keltischen ciolaim. Cathaoir bedeutet Stuhl, daher das englische chair; dorcha, dunkel, daher dark; glan, sauber, daher clean. Diese Beispiele, welche sich vermehren ließen, mögen genügen. Ungleich mehr Germanisches ist dagegen in die keltischen Sprachen eingedrungen. So ist das gaelische geat, Pforte, aus dem skandinavischen und englischen gat, Loch, Thür, entlehnt, es ist dasselbe Wort, wie unser deutsches Gasse. Lagh, Gesetz, ist law. Sraid, Straße, von Street. Daß alle Ausdrücke, die sich in der gaelischen Sprache auf Künste und Wissenschaften beziehen, nur keltischer sind, brauche ich nicht zu erwähnen. Selbst für Geld braucht man das Wort peighinn, augenscheinlich aus penny, Pfennig.

Für unser Ohr hat die gaelische Sprache etwas ungemein Hartes und Rauhes, namentlich fällt das stark gesprochene ch auf, das noch unangenehmer als in der Schweiz betont wird und sehr häufig vorkommt, z. B. each, Pferd; froach, Haidekraut.

Ich habe noch von einer verschwindenden Sprache, oder vielmehr von einem untergehenden Dialekte zu reden. Es ist dies das Altschottisch. Unter günstigeren Verhältnissen, wenn die politische Unabhängigkeit des Landes geehrt worden wäre, hätte sich die schottische Mundart wohl besser entwickeln können, sie wäre dann naturgemäß Literatur- und Staatssprache des nordischen Königthums geworden. Aber die Vereinigung mit England trat dem hindernd entgegen. Um eine Parallele für dieses Verhältniß zu finden, brauchen wir in Deutschland nicht weit zu gehen. In derselben Verhältnisse, wie die sächsische Sprache der Wenden zum Deutschen steht, steht das Gaelische zum Englischen, und die Beziehungen des schottischen Dialektes zum Englischen sind wieder die nämlichen wie die zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch. Der Sieg des letztern ist seit der Reformation zum Segen und Frommen des großen Ganzen entschieden. Wo die schöne niederdeutsche Sprache in einem politisch abgetrennten Gebiete sich erhielt und Literatur- und Staatssprache blieb, wie in Holland, da ist sie verknöchert und erscheint in vieler Beziehung wie ein dürrer Ast.

Das so ungemein praktische und mundgerechte Englische tritt überall siegend auf; das bemerkt jeder Deutsche an sich selbst, wenn er nur einige Zeit in englischen Verhältnissen lebte. Die einfache, bequeme Sprache bringt sich ihm, schon vermöge der Verwandtschaft, sehr leicht in einzelnen Ausdrücken auf, und er wird lieber sagen „der Steamer steppt“ (was obnehin ganz plattdeutsch ist), als: „das Dampfschiff hält an.“ Wie sehr das Deutsche in Nordamerika bereits durch Anglisiren verderbt ist, weiß Jedermann. Wie sollte also der schottische Dialekt sich halten, der gegenüber dem englischen sich in der ungünstigsten Lage befand, und zu dessen Falle so vielfache Ursachen beitrugen!

Die Schotten wollen in ihrem Dialekt wesentlich anglische Elemente ausfindig machen und nennen ihn selbst den „old Anglo-Scottish Dialect“*). Sie verkennen aber keineswegs, daß er bereits in den letzten Zügen liege; sie wissen, daß seine Kenntniß, ehe das Jahrhundert zur Neige geht, nur auf die niedrigsten Volksklassen in entfernten Winkeln des Landes beschränkt sein wird. Vor 100 Jahren wurde diese Sprache noch in allen besseren Kreisen gesprochen und im Beginn dieses Jahrhunderts noch allgemein verstanden. Jetzt spricht man in gebildeten Kreisen nur Schulenglisch, die jungen Schotten wollenden ihre Erziehung jenseits des Tweed und verstehen die Sprache von Burns und Ramsay ohne Wörterbuch nicht mehr. Wie zutreffend ist der Vergleich mit der plattdeutschen Sprache! London ist auch für Schottland der Centralpunkt des geistigen und geschäftigen Lebens geworden, und damit ist zugleich der Sieg der englischen Sprache ausgedrückt.

Die niederen Klassen in den Städten sprechen jetzt eine Mischsprache von Englisch und Schotisch, aus der uns noch die Ueberbleibsel der alten Mundart entgegentreten. Fragte ich, wo führt der Weg da oder dort hin, so erhielt ich die Antwort: „Please, Sir, turn to the recht hand“, statt right hand. Man sagt recht für acht, statt eight; kirk, Kirche für church; I ken statt I know; auld statt old; kart manchmal für man. Wo von neuangelegten Brücken die Rede ist, da tritt der englische Ausdruck bridge ein. Bei alten Brücken dagegen, besonders solchen, an die sich eine geschichtliche Erinnerung knüpft, braucht man stets den schottischen Ausdruck brigg. Ueber das tiefschwarze Wasser des Flüßchens Don bei Aberdeen führt eine Brücke, die aus einem einzigen Spitzbogen besteht. Sie wurde um das Jahr 1300 erbaut und heißt nie anders als „the brigg of Don“. Das sind alles Beispiele von gut deutschen Wörtern in der schottischen Mundart; um so eigenthümlicher fällt das Wort „bonny“ auf, das, aus dem Französischen stammend und im Englischen wenig gebräuchlich, mit Vorliebe für „gut“ oder „lieblich“ angewandt wird.

Wie Anklänge aus der Jugendzeit, aus längst verschwundenen Tagen, angenehm unser Gemüth berühren, so durchzieht Freude das Herz jedes ächten Schotten, wenn noch hie und da diese Worte auftauchen, oder wenn sie ihm in den alten schönen Volksliedern entgegentönen; er findet darin nicht bloß eine Erinnerung an die großen Tage der Vergangenheit, sondern auch einen Gegensatz gegen das englische Element, dessen er sich nicht erwehren kann, das er annimmt, das ihm aber nicht sympathisch ist.

*) Vergl. The old anglo-scottish dialect in „North britisk Review“. Mai 1864.

Digitized by Google

Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major v. **Abendroth** in Dresden.*)

I.

Eine weite Lücke klafft in dem europäischen Eisenbahnnetze; noch hängt das Gesammtsystem der italienischen Bahnen mit dem von Mitteleuropa nur durch den einzigen Faden der Semmeringbahn zusammen, und erst in zwei bis drei Jahren wird ein weiterer Schienenstrang über den Brennerpaß diese Lücke um einen Theil ausfüllen. Beide Linien aber zeigen nach Osten, die Brennerbahn erst von Rosenheim ab über München ins mittlere Deutschland. Die Schweiz, Westdeutschland, das Rheinland, Belgien, Frankreich sind auch dann noch ohne eine irgend annehmbare Verbindung.

Nichts ist demnach dem heutigen Weltlaufe entsprechender, als daß der Handelspolitikee nach Verbindungen mit dem Süden suchte, um den überall vorhandenen bequemen Austausch der südlichen Produkte mit den nördlichen Fabrikaten auch hier zu erlangen. Seit beiläufig 20 Jahren sind Erörterungen im Gange, deren Zweck war und ist, Linien für den Bahnbau über die Centralalpen aufzusuchen. Die herrlichen Alpenstraßen genügen nicht mehr; ihre Benutzung ist im Winter oft gehemmt, zu anderen Jahreszeiten durch Stürme und Lawinen gefährdet, allezeit aber langsam und beschwerlich. Und doch haben sie den Verkehr, der Jahrhunderte lang in den engeren Grenzen sich bewegte, lediglich dem Kriege oder dem Luxus angehörend, zu einer ungewohnten Höhe erhoben und einen Binnenhandel hervorzurufen, der jetzt seine Erzeuger überwachsen hat und nach Schnelligkeit und Sicherheit ruft.

Es mag sein, daß das merkantile Interesse allein weder die Semmering-, noch die Brennerbahn, noch den Monte Cenis-Tunnel hervorgezaubert hat, und wir können ganz gern zugeben, daß die mächtigen Interessen, welche mit Oesterreich auf Deutschland in Oberitalien zu verfechten hat, einen nicht zu unterschätzenden Antrieb abgegeben haben. Tritt uns doch auch dasselbe am Monte Cenis entgegen, dessen Bahn weitaus nicht so gewichtige Handelsinteressen verbindet, als es z. B. eine Simplon-, Gotthardt- oder Luckmanier-Bahn erreichen würde, die aber einen der militärischen Centralpunkte des neuen Kaiserreichs, Lyon und das Lager von Sathonay, an die Ufer des Mincio rückt. Aber wenn wie auch für diese Flügelübergänge solcherzestalt doppelte Bewaggründe unterlegen können oder müssen, so begegnen uns in der centralen Gegend, das heißt längs der schweizerisch-italienischen Grenze, fast nur Handelsinteressen.

Die drei genannten Uebergänge sind entweder vom Staate gebaut, oder mit wesentlicher Unterstützung des Staates (die Brennerbahn); die centralen Linien werden dem Unternehmungsgeiste der Privatgesellschaften anheim fallen.

Die Natur des Hochgebirges bringt es mit sich, daß seine Ueberschreitung an einzelne Einsenkungen — Sättel, Pässe — gebunden ist. Der Verkehr hat schon lange, ehe man an die jetzigen Alpenstraßen dachte, sie aufgefunden, und keine neue Technik wird im Stande sein, ihrer zu entrathen. Werfen wir deshalb vorerst einen Blick auf die bestehenden Hochgebirgsübergänge.

A. Straßen aus Frankreich direkt nach Italien.

1) Die Straße der Riviera, von Marseille nach Genua, längs der Küste.

2) Die Monte Genèvrestraße führt aus dem Durancethale nach Piemont und erreicht eine absolute Höhe von 2033 Metres.

3) Die Mont-Genisstraße bildet die Hauptverbindungslinie zwischen Frankreich und Italien, ward 1805 fertig, bis dahin nur Saumpfad; erhebt sich auf 2066 M. und hat 26 Zusluchtshäuser. Die Straße ist sehr rauh; oft stockt im Spätherbstjahre noch der Verkehr.

4) Die Straße über den Kleinen St. Bernhard, 2192 M. Höhe, geht aus dem Iserethale nach dem der Dora Baltea.

B. Straßen aus der Schweiz, Frankreich oder Deutschland nach Italien.

5) Die Straße über den Großen St. Bernhard, Saumpfad, erhebt sich auf 2431 M., geht aus dem Rhonethal an der Dranse aufwärts zur Dora-Baltea.

6) Die Simplonstraße, auch von Napoleon I. erbaut, verbindet Lyon über Genf mit Mailand und erhebt sich auf 2012 Meter.

7) Die Gotthardtstraße verbindet die Centraltheile der Schweiz (Luzern rc.) von Altdorf an durch das Reußthal mit dem Zlusse und Kanton Tessin. Sie ist 1829 wesentlich verbessert worden und zeichnet sich durch treffliche Brücken und breite Gallerien aus. Sie steigt 2111 Meter.

8) Die Luckmanierstraße geht vom Vorderrheinthale zum Tessinthale und erreicht in letzterm bei Biasco die Gotthardstraße. Trotz ihrer Nähe an dem St. Gotthardt zeigt ihr nördliches Debouchée in die Oftschweiz. Sie erreicht eine Höhe von 1917 M.

9) Die Bernhardinstraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem des Tessin, welchen sie oberhalb Bellinzona erreicht. Sie steigt auf 2063 M.

Ab Bellinzona theilen sich die drei hier zusammentreffenden Straßen wieder, der westliche Zweig geht an den Lago maggiore, der östliche über den Monte Cenere nach Como.

10) Die Spligenstraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem Comersee. Sie steigt auf 2117 M., ward 1825 vollendet und ist eine der schönsten Hochalpenstraßen.

11) Die Julierstraße vereinigt das Hauptthal vom Rheine durch das Oberhalbsteiner-Thal mit dem obern Inuthale, übersteigt dabei 2287 M. und geht dann mit

12) der Maloggiastraße über Chiavenna (1811 M.) an den Comer See oder mit

13) der Berninastraße, 2331 M., an die Adda.

Es ist auffallend, wie vielfältige Verbindungen aus dem Graubündner Lande nach Italien gehen. Auf eine Straße der Westschweiz (Simplon) und eine der Centralschweiz (Gotthardt) kommen fünf Straßen der Ostschweiz, wobei der Julier außerdem als Binnenübergang weggelassen ist. Dabei ist noch zu bemerken, daß sowohl die Cenis- als die Simplonstraße im

*) Ein im „Dresdner Verein für Erdkunde" gehaltener Vortrag.

Digitized by Google

politisch-militärischen Interesse von Napoleon I. erbaut sind, zu einer Zeit, wo diese Lande zu Frankreich gehörten. Die Beschaffenheit des Gebirges, das sich mit den Hauptstöcken des Montblanc und Monte Rosa dort vorlagert, mag allerdings Einfluß haben, allein wenn man sich an den geringen Verkehr und namentlich an den vernachlässigten Zustand erinnert, in welchem die Simplonstraße von der damaligen sardinischen Regierung gelassen worden ist, so wird es erlaubt sein, auch ohne statistische Tabellen den Schluß zu ziehen, daß der Verkehr durch die Ostschweiz ein ganz anderer sein müsse, als der westlich vom Gotthard, daß mithin das Bedürfniß nach einer Eisenbahn hier auch in besonders lebhafter Weise auftreten werde.

C. Aus Deutschland nach Italien.

14) Die Finstermünzstraße aus dem Innthale in das Etschthal und

15) über das Stilfser- oder Wormser-Joch nach der Adda und dem Comersee. Bei Tirano findet die Vereinigung mit der Berninastraße statt. Die Straße bildet mit 2814 M. Erhebung die höchste Kunststraße, und es möge von ihren Verhältnissen zeugen, daß sie auf der Strecke Eines Kilometers 50 Curven, 8 Gallerien und mehrere Zufluchtshäuser hat. Die Straße, allerdings mehr strategische als Handelsstraße, eilt unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen einem raschen Verfalle entgegen.

16) Die Brennerstraße, aus dem Inn- in das Eisackthal, zeigt nur 1420 M. Erhebung.

Das weiter östlich gelegene, speziell österreichische Netz der Alpenstraßen braucht hier keine Erwähnung zu finden; es zweigt sich im Allgemeinen von der

17) Semmeringstraße ab, die mit ihren Hauptästen über den Karst nach Triest und über Pontafel nach Venedig ꝛc. geht.

Wir unterscheiden auch für die Eisenbahnen folgende Gruppen:

A. Die Verbindung von Italien mit Frankreich.

Von den Centralplätzen Genua und Turin aus gehen zwei Bahnen nach Frankreich; die an der Küste, von Genua nach Marseille, mit einer nicht unbedeutenden Lücke von Bottei bis les Arcs, aber sonst ohne bejondere technische Schwierigkeiten, und die über den Mont Cenis, mit der Lücke von St. Michel bis Susa, und dem Tunnel durch den Mont Cenis, von 12 Kilometer Länge, einem Riesenwerke, dessen Schwierigkeiten kaum im Anfange stehen, dessen Vollendung zwar für 1872 kalkulirt, aber darum nicht weniger problematisch ist. *)

B. Die Verbindung von Italien mit der Schweiz.

Hier ist das Feld der Projekte, von denen wir eingehender sprechen werden. Der Centralplatz Mailand bildet den südlichen Angelpunkt, der Rayon von Paris bis Leipzig das nördliche Vorland.

C. Die Verbindung von Italien mit Oesterreich.

Seit einem Jahrzehnt besteht die Semmeringbahn; es ist aber wohl charakteristisch, daß man das militärische Interesse, welches gebieterisch sowohl die Verbindung von Venedig mit Triest als die der Südbahn mit der lombardisch-venetischen Bahn verlangte, bis nach der Krisis von 1859 nicht durchführte und dann erst die Vereinigung herstellte. Die Semmeringbahn ist der natürliche Abstußweg der Stapelartikel der österreichisch-adrialischen Häfen in das östliche Deutschland. Für die mittleren Striche unseres Vaterlandes wird dagegen die Brennerbahn in Zukunft den Verkehr übernehmen; ihr südwärtiger Fußpunkt ist Venedig, ihr nördliches Vorland Bayern. Sie wird einen Theil des Verkehrs, der jetzt die einzig vorhandene Bahn aufgesucht, wieder in die alten Handelsspläne lenken. —

Bei einer Erörterung über die Anlage neuer Alpenbahnen müssen wir nicht allein den für jede Bahn so wichtigen Lokalverkehr zu Grunde legen, sondern auch einen Blick auf die Produktenbewegung im Weltbahnet werfen. Es tritt und dabei vor Allem die Thatsache entgegen, daß die in den centralen Theilen des Mittelmeeres gelegenen Hafenplätze bis jetzt nicht vermocht haben, einen Rayon im Hinterlande sich zu erwerben, der im Verhältniß zu denjenigen der atlantischen oder Nordseehäfen stünde. Die nautischen Schwierigkeiten des Mittelmeeres mit der daraus hervorgehenden Verzögerung der Fahrten bringen es mit sich, daß der transatlantische Handel im Norden koncentrirt bleibt; die Dampferlinien vermögen darin zwar einige Aenderung zu erzielen, aber sie befördern doch in der Hauptsache nur Luxusartikel; die Massenbewegung bleibt den Segelschiffen und mithin dem Norden. Reicht doch für transatlantische Artikel der Rayon von Triest weitaus nicht bis Wien. Der levantinische Handel mag nach Vollendung des Suezkanales wohl einen Aufschwung nehmen; es wird aber auch hier beim Alten bleiben, die Massen der ostindischen und chinesischen Produkte werden den Kanal nicht aufsuchen; der Weg um die Kapstadt wird nicht verödet. Alles aber, was den Mittelmeerhäfen zuwächst, wird, für den deutschen Konsum, die Häfen von Triest oder von Venedig aufsuchen. Für den italienischen Konsum werden die Häfen der Ostküste benutzt werden, Ancona, Brindisi und die dort ausmündenden Bahnen werden die weitere Vertheilung im Lande übernehmen. Es bleibt mithin für Genua und seinen Handel nur ein sehr eng begrenztes Hinterland, und auch dieses nur in etwas größerer Ausdehnung für Artikel der Levante. Nach Frankreich zu ist ihm Marseille ein Konkurrent, der von der Nachstille eines großen Staates getragen wird; jenseits der engen Grenzen der bedürfnißlosen Schweiz werden sich z. B. schon ab Basel die Rayons von Marseille und Venedig begegnen. Der genuesische Handel wird keine Alpenbahn ernähren. Ja, wenn die Staaten am Südrande des Mittelmeeres, Genua insbesondere, Produktenländer wären, möchte das Verhältniß sich ändern, und Genua könnte sich dann vielleicht Absatzwege nach Norden eröffnen, aber bis sie Das werden, hat es gute Wege.

Was ist von dem Centralplatze Mailand zu erwarten? Wir verlassen den überseeischen Handel und treten wieder in das Gebiet des Binnenverkehrs. Die Produkte des Poltieflandes sind massenhaft; ihr Quantum wird sich durch Ausdehnung der benutzten Länderrien steigern lassen, und es ist wohl anzunehmen, daß verbesserte Verbindungen den Beitrag erhöhen werden, der von hier aus schon jetzt zur Ernährung der Schweiz gestellert wird. Die reiche lombardische Ebene, die Provinzen der Emilia sind auch bessere Konsumenten als manche andere Theile von Italien; es wird also ein Rückverkehr mit Industrieprodukten stattfinden. Der bisherige Handelsweg zeigt zur Genüge den Gang der Zukunft. Die Westschweiz hat zwar Verbindungen mit Italien, aber sie betreffen Luxusartikel; die Centralschweiz und die Ostschweiz dagegen treiben weniger Ackerbau und können ihre Bevölkerung nicht ernähren; sie bedürfen

*) Wir finden in neueren Blättern zwei Notizen, die nicht ganz in Harmonie stehen. Die „A. A. Ztg." berichtet aus Genua vom 14. Septbr., daß die Arbeiten in diesem Bunjahr bis Juli 1864 auf französischer Seite 500 Meter fortgeschritten und im Ganzen auf dieser Seite 1448, auf italienischer 9047 Meter fertig seien, was von 12,900 M. zwischen ½ und ¾ ist. Zugleich wird aber über eine bedeutende Zunahme der Schwierigkeiten berichtet, welche der Ingenieur Sommeiller gewiß überwinden werde. In einem andern Blatte dagegen fanden wir die Bemerkung, daß von dem Pensum pro Tag und Tag 1 M. im letzten Jahre nahe an 100 M. nicht erreicht seien, was, da die Termine nicht angegeben sind, immerhin auch wohr sein kann und jedenfalls den Erwartungen der unparteiischen Ingenieure vollständig entspricht.

Digitized by Google

der Zufuhr. Sie haben im Austausch eine blühende Industrie, und das Verlangen nach guten Verbindungen mit der Lombardei ist schon alt. Hier, sehen wir, sind Elemente, um eine Bahn zu ernähren. Bestehern Genua und Turin eine Bahn in die Westschweiz, so agitirt Mailand für den Osten, und wenn wir die Elemente des Verkehrs aneinander halten, so würden wir Mailand schon jetzt mit unserm Wahrspruche bevorzugen müssen. Zu einem klaren Bilde gehören aber noch die beiderseitigen auswärtigen Verbindungen. Mailand ist ein Knotenpunkt wichtiger Art; die Bahn von Turin nach Venedig hat hier einen Hauptstationsplatz und entsendet den großen Zweig nach Genua und den noch wichtigern nach Ancona und Brindisi. Die Verbindungen Mailands verzweigen sich so in alle Regionen des Binnenlandes, daß wir geneigt sind, für Mailand, als den einen Zußpunkt der Alpenbahn, uns auszusprechen.

Die Schweiz hat ihre südlichen Bahnen einerseits ins Rhonethal, andrerseits ins Rheinthal entsendet; in beiden Thälern bleiben noch Ergänzungsstrecken zu bauen übrig. Die Verbindungen des Rhonethales reichen über Lausanne nach Genf, nach Basel, nach Bern und mittelst der letztern Richtung, also auf einem beschwerlichen Umwege, in die Industriebezirke der Ostschweiz. Die Richtungen nach Genf und Basel nützen nicht gar viel, wie wir oben gesehen, weil dorthin der Verkehr geringer ist und ab Basel die Konkurrenz mit den französischen Häfen und der Brennerbahn bezinnen dürfte. Das einzig rentable Vorland, die Ostschweiz, muß in einem so großen Bogen erreicht werden, daß z. B. ein wesentlicher Theil des Rheinthales fortgesetzt den Verkehr zur Achse wählen wird. — Die Verbindungen des Rheinthales gehen direkt in die Ostschweiz; vom ersten Betreten des bewohnbaren Landes am Nordhange an trifft die Bahn auf ein rühriges und tüchtiges Volk, dessen Industrie wie dessen Bedürfniß an Lebensmitteln der Bahn einen Verkehr versprechen, dessen Elemente auf der andern Seite des Gotthardt fehlen. Die Bahn im Rheinthale durchschneidet fortgesetzt industriereiche Gegenden; sie nimmt die nächste Richtung nach Mittelteutschland und die — sich jedenfalls anschließende — Bodensee-Gürtelbahn würde die Bregenz einen lebendigen Verkehr gegen Ulm und Augsburg vermitteln. Sie allein kann den Rayon der Brennerbahn auf seine natürlichen Grenzen zurückführen, ganz Westdeutschland liegt ihr unmittelbar vor.

Was von Seiten der Verkehrsinteressen, nah und fern, zu sagen ist, fällt Alles in die Waagschale der Ostschweiz. Es ist wahr, wir benachtheiligen mit einer Vertretung des ostschweizerischen Alpenüberganges die deutsche Brennerbahn; allein da die Schweiz doch jedenfalls einen Alpenübergang erlangt, erscheint es uns besser, wir agitiren zu Gunsten der deutschen Ost- als zum Ruhen der welschen Westschweiz. Hiernächst wiegen die Verhältnisse schwer genug, um zum Bahnbau zu drängen, und wenn die gewichtigsten Parteistimmen dagegen wären.

Wir müssen uns aber, neben allem Gewichte, dass auf die Verkehrsbedürfnisse gelegt wird, doch auch gestehen, daß es sich bei Hochgebirgsbahnen nicht darum allein handelt; wir werden durch sie nur in die Richtung gedrängt, in der wir nach der technischen Ausführbarkeit suchen sollen. Hat in der Ebene, mit wenig Modifikation, der Techniker nur zu bauen, was der Handelspolitiker ihm vorschreibt, so wird sich hier die Sache wohl ziemlich umkehren und der Letztere zufrieden sein müssen, wenn der Techniker ihm überhaupt Eine Ausführbarkeit nachweist, sei es auch mit den oder jenen Verkehrsunbequemlichkeiten.

Nationalitätsstatistik Westrußlands.*)

Der Endzweck der polnischen Erhebung sollte die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen und die Wiedergewinnung der Grenzen von 1772 sein. Ganz abgesehen von der Möglichkeit dieses Vorhabens würde ein so geschaffenes neues Polen nichts weniger als polnisch sein, denn die eigentlichen Nationalpolen würden in demselben nur den geringsten Theil der Bevölkerung ausmachen und von anderen Nationalitäten, Deutschen, Russen 2c. an Zahl übertroffen werden. Hierauf haben wir auch bereits früher im Globus hingewiesen **); neue Stützen für die Wahrheit dieses Ausspruches geben die angeführten beiden Werke.

A. v. Erkert veröffentlicht sechs colorirte Karten der Länder zwischen der Warthe und dem Dniepr. Das erste Blatt enthält ein tableau ethnographique, dessen Ergebniß etwa folgendes ist. Von den 28,100,000 Einwohnern, welche in den Ländern Polen, Kurland, Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohilew, Wolhynien, Kiew, Podolien, Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Galizien und österreichisch Schlesien sich finden, sind Polen 8,950,000, Russen 8,821,000, Deutsche 5,660,000, Litthauer und Letten 2,100,000, Juden 2,360,000, verschiedener Nationalität 202,000. Mithin 19,150,000 Nichtpolen gegenüber nur 8,950,000 Polen. Die zweite Karte enthält das Verbreitungsgebiet und die Dichtigkeit der polnischen, die dritte Karte die der russischen, die vierte der deutschen, die fünfte der litthauischen und lettischen, die sechste der jüdischen Bevölkerung. Bekanntlich besteht in Rücksicht der westlichen Gouvernements ein erheblicher Unterschied zwischen den Angaben des statistischen Bureaus in St. Petersburg und denen des katholischen Clerus, indem letzterer die Zahl der Katholiken und Polen für gleich annimmt und dabei möglichst hoch greift. Erkert nahm den Durchschnitt zwischen beiden Zahlen an. Alle Vergleiche fallen sehr zu Ungunsten der Polen aus, denn bereits hinter Ludlin, diesseits des Bug, hört schon die polnische Nationalität auf, mehr als 80 Procent der Gesammtbevölkerung zu betragen, und hart an den Bug auf der andern Seite stoßen bereits Gegenden, in denen die Polen nur etwa zwischen ein bis vier Procent ausmachen.

Ein nicht so umfangreiches Gebiet wie das von Erkert angenommene behandelt Kittich. Er stützt sich auf die amtlichen Zahlen, welche das statistische Bureau in St. Petersburg ermittelt hat. Seine Karten stellen in anschaulicher Weise die ethnographischen und konfessionellen Verhältnisse dar, welche in den beiden Gouvernements Augustowo und Lublin vorwalten. Die Ergebnisse seiner Arbeit, die von großem Fleiß in der Forschung und Gewissenhaftigkeit zeugen, sind folgende:

*) Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais. Par R. d'Erkert. St. Petersburg 1863. — Materialien zur Ethnographie des Königreichs Polen vom Generalstabe ausgearbeitet. Kittich. St. Petersburg 1864.

**) Vergl. Globus I, 151.

Digitized by Google

1. Gouvernement Augustowo.

	Litthauischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Russischer Stamm.		Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Schamaiten.	Litthauer.	Kurpiken.	Mazuren.	Polen.	Orthodoxe Russen.	Weiß-Russen.					
Röm. Katholiken	204,010	52,698	22,705	38,957	140,925	—	15,008	—	—	—	474,303	75.32
Griech.-Unirte	—	—	—	—	—	—	8,751	—	—	—	8,751	1.38
Griech.-Orthodoxe	—	—	—	—	—	2,522	—	—	—	—	2,522	0.4
Altgläubige	—	—	—	—	—	3,929	—	—	—	—	3,929	0.6
Protestanten	—	—	—	—	40	—	—	28,698	—	—	28,739	4.56
Juden	—	—	—	—	—	—	—	—	111,368	—	111,368	17.68
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	—	—	166	166	0.02
	204,010	52,698	22,705	38,957	140,965	6,351	23,759	28,698	111,368	166	629,928	100%
	256,708		202,627			30,110						
% nach Stämmen	40.76		32.15			4.77		4.56	17.68	0.02	100%	

Wir ersehen hieraus, daß im Gouvernement Augustowo das litthauische Element um mehr als 8 pCt. das polnische übertrifft.

Was die Benennungen anbelangt, so wären nur die der Kurpiken und Mazuren zu erklären. Erstere hält Ritsch für polonisirte Jatwäger, ursprünglich litthauischen Stammes; letztere sind Polen, deren Sprache einen besondern Dialekt bildet. Den nördlichen Theil des Gouvernements, d. h. fast die ganzen Kreise Mariampol und Kalwarya, bewohnen römisch-katholische Schamaiter (Samogitier), welche die Russen Schmuden nennen. Im Kreise Sejny sind die gleichfalls römisch-katholischen Litthauer vorherrschend; in der Mitte, um Sejny herum, wohnen jedoch altgläubige Großrussen in ziemlich kompakter Masse; im Westen sind noch einige Samogitier. In den Kreis Augustowo theilen sich katholische Mazuren und Weißrussen, von denen erstere westlich und südlich, letztere östlich wohnen. Von diesen Weißrussen gehören die in der Nordostecke des Kreises lebenden zur griechisch-unirten Kirche. Im Osten des Kreises Lomza wohnen zu fast gleichen Theilen Polen und Mazuren, in der westlichen Ecke, jenseits einer Linie über Kowno und Nowgorod, fast unvermischt die Kurpiken; alle römisch-katholischer Konfession. Deutsche und Juden sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt und besonders in den Städten anzutreffen. Eben so sind in diesem Gouvernement (mit Ausnahme des Kreises Lomza) die eigentlichen Polen, welche die höhere Klasse der Bevölkerung bilden, als Gutsbesitzer, Schlachzizen und auch wohl als Bürger sporadisch vertheilt. Tataren wohnen nur in dem Dorfe Winkisnup, wo sie auch eine Moschee haben.

2. Gouvernement Lublin.

	Russischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Kleinrussen.	Großrussen.	Polen.	Mazuren.	Lubliner.					
Röm. Katholiken	230,802	—	156,810	82,057	164,664	—	—	—	640,423	63.51
Griech.-Unirte	213,564	—	—	104	—	—	—	—	213,564	21.18
Griech.-Orthodoxe	1,920	4,605	—	—	—	—	—	—	6,820	0.65
Altgläubige	—	117	—	—	—	—	—	—	117	0.01
Protestanten	—	—	42	—	—	7,604	—	—	7,646	0.75
Juden	—	—	—	—	—	—	139,716	—	139,716	13.85
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	264	264	0.02
	452,376	4,722	156,852	82,161	164,664	7,604	139,716	264	1,008,339	100%
	457,098		403,677							
% nach Stämmen	45.32		40.02			0.75	13.85	0.02	100%	

Das Gouvernement Lublin, welches bisher fast ausschließlich polnisch erschien, enthält hiernach mehr als die Hälfte Russen. Dazu kommt, daß die Lubliner eigentlich auch nur polonisirte Kleinrussen sind und in ihren Sitten Vieles mit den Kleinrussen gemein haben. In dem ganzen nördlichen, östlichen und südlichen Theil ist die kleinrussische Bevölkerung, die fast zur Hälfte zur griechisch-unirten Kirche gehört, sehr überwiegend; eigentliche Polen kommen nur sporadisch darin vor. Mazuren wohnen nur in der Nordspitze des Kreises Siedlec, fast zu gleichen Theilen mit Polen vermischt, und im Kreise Lukow in der westlichen Hälfte mit Polen vermischt, in der östlichen Hälfte sporadisch unter Kleinrussen. Der Kreis Lublin wird ganz, der Kreis Krasnystaw in seiner südwestlichen Ecke und der Kreis Samosc in seinem nordwestlichen und westlichen Theile von Lublinern bewohnt, die hier zwar stark, aber doch nur sporadisch mit echten Polen vermischt sind.

Juden, Großrussen und Deutsche, die beiden letzteren jedoch nur in geringer Zahl, sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt. Tataren wohnen in schwachen Partien auf sechs verschiedenen Punkten des Gouvernements.

Digitized by Google

Capitain Halls Reise nach Frobishers Bay, 1860 bis 1862.

Im Sommer des Jahres 1860 schiffte sich Capitain Karl Franz Hall aus Cincinnati nach dem Nördlichen Eismeere ein, um womöglich noch nähere Nachrichten über das Schicksal Sir John Franklins einzuholen, als Kapitain M'Clintock hatte bringen können. Das reich illustrirte Werk ist, mit einer guten Karte versehen, jetzt erschienen*). Hall gehört zu den Männern, welche das Leben unter wilden Stämmen den conventionellen Formen unsers civilisirten Stadtlebens vorziehen, und er scheint sich dann am wohlsten und glücklichsten zu fühlen, wenn er mit Abenteuern und dem unerbittlichen Tode zu kämpfen hat.

Hall ging von der Ansicht aus, daß noch irgend einer der 105 Menschen, welche den unglücklichen Franklin begleitet hatten, bei den Eskimos am Leben sein müsse und rüstete, unterstützt von vielen Freunden der Sache, ein kleines Geschwader aus, welches aus dem Barkschiff „George Henry“ und dem Schooner „Rescue“ bestand. Sie waren bemannt mit 31 Officieren und Matrosen, und hatten einen Eskimo als Dolmetscher. Am 29. Mai 1860 segelte die Expedition ab und erreichte am 7. Juli 1860 Holsteinborg, eine dänische Niederlassung in Grönland. Von hier durchsegelte Hall die Davisstraße und gelangte nach der Field-Bay, nördlich von Frobishers Bay. Dort überfiel die Reisenden ein heftiger Sturm, in welchem der Schooner „Rescue“ und ein Boot verloren gingen. Kurz nach diesem Unglücksfalle saß auch der „George Henry“ im Eise fest, und man sah sich nun auf Schlitten angewiesen. Zwei Winter hindurch blieb das Schiff festsitzen, und 20 Monate lang dauerten die Schlittenparthien; der nördlichste Punkt, den Hall erreichte, lag unter 63° 45'. Die sogenannte Frobisher-Straße wurde genau erforscht und das umliegende Land für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen.

Hall ist entzückt von der schönen Landschaft, die sich hier seinem Auge darbot; es war schwer für ihn, sich in den Glauben zu versetzen, daß er hier in arktischen Regionen weile: „Es steht fest, daß am Ende von Frobishers Bay ein milderes Klima als in der Umgebung der Field-Bay herrscht; die Wiesen und grasbedeckten Hügel geben dafür das beste Zeugniß. Ich sah nirgends in den Vereinigten Staaten, die Prairien des Westens ausgenommen, einen üppigern Grabwuchs als in der unkultivirten Landschaft, welche mich umgab. Es ist hier das beste Weideland für Vieh, das man sich denken kann. Der Magen eines getödteten Rennthieres war ganz mit Gras, Moos und Pflanzenblättern angefüllt. Das Thier war ungemein fett und ganz mit Tub-mu (Rennthiertalg) durchzogen, das ich der Butter bei weitem vorziehe. Das Wildpret war sehr zart und von gutem Geschmacke. Auch die weißen Kaninchen waren sehr wohlgenährt.“

Hall fand keinerlei Spuren von Franklins Expedition; aber die Eskimos an Frobishers Bay bewahren eine Ueberlieferung, daß vor vielen Jahren einst weiße Männer in Schiffen hier landeten. Das waren die Leute von Frobishers Entdeckungsreise, und es gelang Hall mit vieler Mühe, noch einige Ueberreste zu sammeln, welche von diesem berühmten arktischen Reisenden herstammen und die jetzt im Mariners Hospital zu Greenwich, der Ruhmeshalle englischer Seeleute, neben den Ueberbleibseln von Franklins Expedition, die Dr. Rae auffand, ausgestellt sind. Hall meint, daß man über das Schicksal Franklins noch nähere Nachrichten erhalten werde, wenn man im Stande sei, sich mit den Eskimos recht familiär zu unterhalten. Er selbst bekam Aufschlüsse über Frobisher durch eine alte Eskimohexe, die er beim Eingange von Frobisher's Bay traf. „Ihre Tupik (Hütte) war sehr klein, gerade groß genug, daß sie selbst darin sitzen oder liegen konnte; aber ich mußte doch neben ihr Platz nehmen. Die alte Ulijory Ninu nahm gewöhnlich eine liegende Position ein und stützte ihr Kinn auf die Hände; an ihrer Seite stand eine kleine Lampe, ihr gegenüber ein Vorschlag, auf dem einige geröstete Bohnen und etwas Schiffszwieback lagen, den sie von einem Matrosen erhalten hatte. Außerdem fehlte es nicht an Walrosfleisch, mit dem sie ihren Hunger stillen konnte. Während ich bei der Alten im Tupik saß und auf ihre Worte hörte, schrie ihr Enkelchen Eterlung fortwährend nach Speise und störte mich dadurch. Die alte Eskimodame reichte dem Kind von den Bohnen und dem Zwieback, welche ich ihr gegeben. Das, was die Alte erzählte, stimmte ganz genau mit den gedruckten Berichten über Frobishers Expedition überein. Es wurden drei verschiedene Expeditionen erwähnt, und selbst die Anzahl der Schiffe traf zu. „Wenn wir so, sagt Hall, durch Eskimoüberlieferungen genaue Berichte von Unternehmungen erhalten, die sich bei den Eingeborenen beinahe 300 Jahre lang wahrheitsgetreu erhielten, ist es dann unmöglich, über den seit 16 Jahren verschollenen Franklin Auskunft zu bekommen? La Perouse's Schiffal war 38 Jahre lang unbekannt. Wenn mir Leben und Gesundheit erübrigen, so will ich noch von den Eskimos Franklins Schicksal erforschen.“

Der interessanteste Theil von Halls Werk ist seine Beschreibung des Lebens der Eskimos. Hier liegt der Schwerpunkt des Buches. Er redete ihre Sprache und eignete sich ihre Sitten an; dadurch wurden sie mit ihm so vertraut, daß sie ihn in ihren Hütten empfingen und als einen der Ihrigen betrachteten. Besonders waren die Frauen aufmerksam gegen ihn, sie kauten seine Schuhsohlen, damit sie weich und geschmeidig würden, und wärmten seine kalt erfrorenen Füße dadurch, daß sie dieselben an ihren nackten Busen drückten, der von dem Genusse rohen Seehundsfleisches, Blutes und Specktes wie ein Ofen glühte. Anfangs war ihm derlei Nahrung zuwider, aber er gewöhnte sich daran und nahm ganz gern an Seehundsmahlzeiten Theil. „Zuerst kam ein Stück Seehundsleber, die roh und noch warm aus dem Thiere herausgerissen wurde. Dies und ein Stück Speck (Ulfuk) wurde Jedermann eingehändigt, und ich wurde so schnell damit fertig, wie irgend einer der seit langem Eingeweihten. Dann Rippen mit dem zarten daran sitzenden Fleisch, aber ganz von Blut triefend. Zuletzt die Eingeweide, welche die alte Frau Eterlung durch ihre Finger zog. Man glaubte freilich, daß sie diese nicht essen würde; ich änderte aber schleunigst dieser „Delicatesse“ gegenüber meinen Gutschluß und erinnerte mich, daß am Seehund Alles gut ist“. Ich zog die dankartige Nahrung durch meine Zähne, verschlang sie und verlangte dann nach mehr. Das gefiel den alten Weibern über alle Maßen, so daß sie in Ersatze geriethen und mich für den besten unter ihnen hielten. Sie lachten, sie sagten mir alle Schmeichelnamen, die ihre Sprache kennt. Ich war einer der Ihrigen.“

Die Sitten der Eskimos sind oft genug geschildert worden; aber Kapitain Hall ist in ihren Iglus oder Schneewohnungen

*) Life with the Esquimaux; the narrative of Capt. Charles Francis Hall, of the Whaling barque „George Henry“ from the 29. May 1860 to the 13. September 1862. London, Sampson Low und Comp. (Athenäum Nr. 1940.)

Digitized by Google

mehr zu Hause, als irgend ein anderer arktischer Reisender. Diese sonderbaren Wohnstätten sind nach dem Seehundsfange gebaut. Der Seehund ist aber für die Eskimos eines der wichtigsten Thiere und sein Fang während der Wintermonate ihre Hauptfagdbeschäftigung.

Kapitain Hall hat sein gedrucktes Werk noch nicht gesehen; denn die letzte Seite des Manuskriptes wurde an dem Morgen geschrieben, als er sich von Neuem nach den arktischen Gegenden einschiffte, um abermals dem Schicksale Sir John Franklins nachzuspüren. Er will wieder unter seinen alten Freunden, den Eskimos, leben, mit ihnen von Ort zu Ort ziehen und all die Gegenden durchforschen, in denen sich Franklins Leute zuletzt aufhielten und verunglückten. Zu diesem Unternehmen glaubt er zwei bis drei Jahre zu bedürfen.

Neue Bücher.

Flußkarten der Donau und der Theiß. Angezeigt von Prof. Dr. Klun. Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien 1863.

In seiner bekannten, eingehenden Weise bespricht der gründliche Geograph die vom Straßen- und Wasserbau-Departement des k. k. Staatsministeriums herausgegebenen Karten. Die Donau wird ganz richtig als ein Vermittler deutschen Fleißes, deutscher Kultur mit dem Auslande, als ein Bindeglied zwischen dem Zollverein und Oesterreich, letzteres aber als kompaktes, dominirendes Donaureich hingestellt. Und für die Karpathenländer hat nächst der Donau die Theiß die größte kulturhistorische Bedeutung. An diese Auseinandersetzungen schließt sich dann die Besprechung des Laufes beider Flüsse in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung; die Abhandlung ist sehr lehrreich.

Mittheilungen des österreichischen Alpen-Vereins. Redigirt von P. Grohmann. Zweiter Band. Wien. Braumüller 1864.

Wir haben schon wiederholt im Globus rühmend hervorgehoben, mit welcher Ausdauer man sich in Oesterreich der Erforschung der Alpen hingibt, und wie werthvolle Publikationen auf diesem Gebiete in den letzten Jahren erschienen. Auch der vorliegende zweite Band der Mittheilungen des Alpen-Vereins bestätigt dies abermals, denn auf mehr als 30 Bogen bringt er wieder eine große Fülle des Anziehenden und Neuen. Es scheint, als ob selbst die entferntesten Winkel der Alpen schon durchforscht wären, aber stets werden noch fast unbetretene Thäler oder nie zuvor erstiegene Berggipfel in den regsamen Kreis der Alpenfreunde gezogen. Bei den Beschreibungen läßt sich leider eine gewisse Gleichförmigkeit und Einerleiheit nicht vermeiden; denn mag auch jede Spitze, jeder Grat, jedes Thal der Alpen in der Natur verschieden sein und dem Kenner Abwechslung gewähren, bei der Beschreibung, beim Lesen erscheint es uns, als hätten wir das Alles bereits einmal gehört.

Die „Mittheilungen" wachsen allmälig zu einem vollständigen Repertorium über Oesterreichs Alpen heran; man wird sie mit der Zeit als die beste und sicherste Quelle über alles „Alpine" betrachten lernen; denn Führer und Gasthäuser, Wege und Eisenbahnen finden darin nicht minder ihre Besprechungen, wie die Berge und Thäler selbst. Daß Gediegenes geboten wird, dafür bürgen unter anderm die Namen der bewährten Alpensteiger: Sonklar, Lipold, Ruthner und Simony.

Beigegebene Karten, Radirungen und Farbendrucke dienen zum Schmucke und zur Erläuterung des Buches. —

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen. München. E. H. Gummi. 1865.

Ein vortreffliches Buch, das nicht in der herkömmlichen Weise, wie so viele andere Schriften über die Alpengegenden, nämlich durch das Einerlei des Stoffes, ermüdet. Wir finden hier nicht jene Schilderungen von Eis, jähen Bergabhängen, Krummholz und grasbewollten Felsterklimmungen, die schon zur Genüge bekannt sind, sondern frische, ungekünstelte und natürliche Bilder; überall greift der Verfasser mit voller Hand in das Leben der Natur und der Menschen hinein. Die Phrase ist ihm fremd; ihm ist es um die Sache zu thun, und trotz des Fragmentarischen des Buches lernen wir aus demselben oft mehr über Land und Leute, als aus trockenen, systematischen, wenn auch noch so erschöpfenden Beschreibungen der bayrischen Gebirgswelt.

Der ungenannte Verfasser ist ein feiner Beobachter, der mit wenigen geschickten Strichen uns Erlebnisse und Anschauungen vorführt, die bisher wenig beachtet wurden und doch höchst charakteristisch für Menschen und Dinge sind. Er ist auch ein poetisches Gemüth und hat ein gutes Verständniß für die Kunstschätze, die er auf seinen Wanderungen hier und da antrifft. Wo er religiöse und politische Fragen zu besprechen hat, ist er durchaus freisinnig, patriotisch, und die historischen Rückblicke, welche er gibt, beweisen uns, wie sehr er in der Lokalgeschichte jener Gegenden bewandert ist.

Mit Vorliebe wendet er sich etymologischen Auseinandersetzungen zu. Es will uns bedünken, als ob er nicht immer einen glücklichen Treffer habe; aber seine Mittheilungen sind trotzdem ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Ortsnamen Oberbayerns und gut dazu geeignet, den Behauptungen die Spitze abzubrechen, welche im oberbayerischen Volke, sowie in fast allen Ortsnamen viele keltische und slavische Elemente sehen. Wo diese am Platze sind, da läßt der Verfasser ihnen auch auch Recht wiederfahren. So sagt er:

„Wie stehen an den Ufern der Isar, deren grüne Fluth sich schäumend zwischen Kiesbetten dahermälzt. Es ist ein ächtes Kind der Alpen: klar, smaragdhell, rasch. Ueber ihren südlichen Lauf, dem entgegengewendet wir dahin schreiten, dämmern jene ewigen Berge auf, die auch dem alten Kettenvolke, das einst diesem Flusse den Namen gegeben, in das waldige Land hineinschauten. Isara, die Reißende, schnell Wandelnde, heißt unser Strom in der Sprache des untergegangenen Geschlechts. Er hat noch zwei Namensdrüder in den weiten Gebieten, welche in der Urzeit von keltischen Stämmen bewohnt waren: auch die Isère des südlichen und die Oise des nördlichen Frankreichs hießen Isara.

Es war ein Volk, dessen Sinne der Natur offen waren, dieses Volk der Kelten. Das zeigen die Namen, die sie ihren Bergen, Seen, Flüssen gaben. Von diesen weiß ich noch den

Digitized by Google

Tanaros, den donnernden, Labara, die geschwätzige, Ilara, die Eitende. Von unserm Volke, das in den Fußtapfen der Flüchtigen und Verjagten vom Norden her in das Land zog, welches wir jetzt unser Vaterland nennen, verstand keiner mehr die Namen, welche sie ihren Wäldern, Gebirgszügen, Strömen gegeben hatten; aber sie hafteten an der wechsellosen Natur. Erst uns, den späten Nachgeborenen, blieb es vorbehalten, den Sinn der räthselhaften Sprache aus sprüchlichen Denkmälern zu deuten."

Auch über viele gut deutsche Ortsnamen erhalten wir Auskunft. So bedeutet Hesseloze, Haselwald. Mit „Hessen" und „Lohe" hat es freilich nichts gemein. Die alte Form ist „Hazzilûsî". Pullach, alte Form „Puochtis" heißt Buchenwald. Auch der Namen Kärnten, von dem die Ilar herkommt, hat einen deutschen Namen, der seine Etymologie in der über fast alle indoeuropäischen Völker ausgebreiteten Wurzel Kvar, tar findet. Dieses Zeitwort heißt krümmen, biegen. Der Name Tölz tritt erst am Anfange des 13. Jahrhunderts auf. Die älteste Form ist Tolenza. Dies bezeichnet nach Karl Roths Meinung einen Ort, wo Trauben (tolun) wachsen, denn der Weinbau war im Mittelalter bis weit nach Oberbayern hinein verbreitet.

„Diese Ansicht, welche dem Namen Tölz seinen deutschen Ursprung feststellt, ist jedenfalls gegründeter als die geradezu willkürliche Hypothese des Professors Sepp, der von „Wenden im Ilarthale" spricht und das Wort zu einem slavischen stempeln will.

Nie haben Slaven in Südbayern gewohnt. Ueber das Pusterthal nördlich hinaus ist in der Alpenwelt kein slavischer Stamm gedrungen. Die Slavomanie fehlte gerade noch. Wo hat Professor Sepp solche Behauptungen aufgegriffen? Vielleicht aus dem Costopis do hornio Italio des verrückten Kollar?

Aus Thatsachen gewiß nicht, denn es gibt keine historische Notiz bei irgend einem Schriftsteller, kein Denkmal, kurzum gar kein sichtbares Zeichen, welches auf das Vorhandengewesensein dieses Volkes hinwiese. — Der andere slavische Ortsname in Oberbayern, der den Professor Sepp zu seinen „Wenden im Ilarthal" begeistert, ist die Scharnitz. Dies ist wieder ein ganz gutes deutsches Wort. Die Stammwurzel ist skar, das heißt soviel wie ragen, ausstrecken — die Endung iz, die den wackern Slavisten bethört hat, ist ein echt deutsches Woethildungssuffix."

Wie der Verfasser das Land und die Menschen schildert, können wir an seiner Beschreibung des hölzernen Dörfchens Graswang, nicht weit von den Quellen der Amper, erkennen. „Alle Wohnstätten dieses Ortes sehen aus wie Alpenhütten. Sie sind aus Stämmen gebaut, und das Wetter hat sie gedunkelt. Die Fenster sind ganz klein und aus runden mit Blei umgebenen Glasstücken zusammengesetzt. Vor den Hütten läuft oben und unten eine Altane, eine Veranda. Große Brunnen plätschern, die Bergwasser rauschen durch die taube Nacht, und die Rinder blöken in den niedrigen Ställen.

Ehrerbietig grüßt und der Wirth, ein armer Bauer. Seine Knechte betrachten uns neugierig, rücken um das einzige Licht der halbdunkeln Stube zusammen und heißen uns willkommen. Es sind treuherzige Gestalten, in denen kein Falsch ist, Kinder der Stürme und des Wetters sitzen sie da und vergessen ihr hartes Dasein beim Klange ihres Liedlings, der Zither. Der eine von ihnen war heute Morgen vielleicht weit oben auf den schwindelnden Schrofen und ließ einen schweren Stamm mit Gefahr seines armen Lebens weiter herab auf eine Felsrinne gleiten; der andere hat eine erdrückende Last von Salz und Brot auf die höchste Alpe getragen; der dritte ist mit seinem Beil auf dem Rücken aus einer unglaublichen Entfernung vom Flachland hereingekommen, wohin er sein Floß auf der Amper hinabgeführt hatte. Das Morgengrauen lang vor dem ersten Sonnenstrahl ruft sie zu neuen Mühen. Das geht so fort und fort, bis der rohe Sarg sie abholt. Und noch dann ohne Leichentuch; wir bekommen doch wenigstens ein Leichentuch.

Auch die Civilisation ist vertreten. Dort gähnt ein Herr in der Schäferpoppe; es ist ein Geometer. Wo die Gemse im ewigen Nebel um die Kuppe zieht, von welcher der Adler in die lautlosen Schneewüsten schaut, dort wird wieder einmal die Grenze zwischen Bayern und Oesterreich reguliet.

Zwei junge Menschen treten ein. Es sind Hirten, das zeigt ihre wollene Decke und der weitkrempige Hut. Sie haben jetzt ihre Rinder eingepferchi und ruhen aus. Der zitherspielende Sänger begrüßt sie mit dem neckischen Liede:

Gestern seid's zu viert g'wesen
Heut seid's nur mehr zwei —
Die andern sind beim Ochsenstehlen,
Maria steh euch bei!

Diese Vers ist nicht dem Gebieg entsprungen, denn die Thatsache, auf die er anspielt, gibt es dort nicht. Das ist eine Sitte, die dem edlen Volke, das Niederbayern bewohnt, zukommt. Wenn dieses sie auch nicht, wie weitaus die Hettenen, unter die Arbeiten eines Halbgottes rechnet, so hat es doch keinen übermäßigen Abscheu vor ihr. Das schöne Lied ist jedenfalls von einer Flößfahrt heraufgebracht worden."

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. Lorenz Diefenbach, correspondirendem Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin ꝛc., Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag 1864. XII und 746 S.

Diesenbach hat sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt, die Völkerkunde nach ihren mannichfachen Beziehungen in einem grossen Gesammtbilde darzustellen. Seine Darstellungsweise wechselt nicht nur nach dem Wesen der einzelnen Bestandtheile, bald in einfacher Federzeichnung die Umrisse und Physiognomien der Gegenstände vorführend, bald die Zeichnung durch Farben belebend, sondern auch nach der größern und geringern Vertrautheit des Beefassers mit dem betreffenden Gebiet. Diesenbach hat eine theologische Laufbahn hinter sich, er ist als einer der größten lebenden Sprach- und Literaturkenner allgemein anerkannt, er ist musikalisch und hat durch eine unermeßliche Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens sich ausgebildet. Aber bei einem Thema von solcher grenzenlosen Ausdehnung geht es über die Kräfte auch des begabtesten und fleißigsten Menschen, dasselbe gleichmäßig zu beherrschen, und es wird sich immer ein Unterschied bemerklich machen zwischen den Zächern, wo Diesenbach selbständig geforscht und gedacht hat, und wo dieß nicht der Fall ist. Indem wir weitere darauf bezügliche Bemerkungen uns auf die Besprechung des Einzelnen versparen, vermögen wir an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung über des Verfassers Weise zu eitiren nicht zu unterdrücken. Von den beiden Zwecken der Citate, die Nachweise der vorgebrachten Behauptungen zu geben und das Material zur weiteren Forschung zu gewähren, kann bei der Beschaffenheit des Publikums, welchem Diesenbach entgegentritt, und bei der Nothwendigkeit, mit dem gegebenen Raume zu kargen, nur der zweite hier in Betracht kommen. Aber zur Erreichung dieses Zweckes muß man auch Werke anführen, welche einem größern Lesekreise, bei dem keine Fachstudien, aber Strebsamkeit und Bildung vorausgesetzt werden, auf die Dauer zugänglich sind, und solchen Quellen gehören weder politische Zeitungen an, noch eine ganze Reihe von Zeitschriften,

Digitized by Google

welche der Verfasser benutzt hat, statt nach Möglichkeit an die ersten Quellen, die Originalwerke, zu gehen.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte des Buches im Einzelnen. Die Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und der Sprachen in einem Gerippe, dessen natürliche Trockenheit und Farblosigkeit durch eine Anzahl von Beispielen gemildert wird, und welches die volle Aufmerksamkeit des Lesers verlangt, damit er es später bei den sehr mannichfaltigen Gestaltungen des bewegten Lebens nie ganz aus den Augen verliere. Dieses Leben und die Grenzmarken jedes Volksthums zeichnen sich nach sogenanten Hauptmerkmalen und Kategorien. Das äußerlichste Merkmal bieten die Namen der Völker, das innerlichste und wichtigste die Sprache, welche nach ihrem Grundwesen und ihren Entwicklungsstufen betrachtet wird.

In den weiteren Untersuchungen über die Volksnatur wird diese zweifeitig (dualistisch) als Leib und Seele aufgefaßt und danach die Physiologie und Psychologie gesondert abgehandelt. Die Physiologie behandelt die körperlichen Hauptmerkmale der Verschiedenheit der Menschennatur, seien sie urangeborne oder durch äußere Einflüsse entstanden. Es werden hier die Rassen mit ihren Arten und Mischungen dargestellt und die darauf bezüglichen wichtigsten Entdeckungen der Neuzeit dargelegt. Bei der Psychologie sind hauptsächlich die Einflüsse besprochen, welche die Wanderungen und die mannigfaltigen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geistigen Kräfte und auf ihre Bildung üben. Hier schließt sich die Betrachtung des Volkslebens in seinen thatsächlichen Aeußerungen an, welche ebenfalls, soweit sich der Dualismus durchführen läßt, in leibliche und geistige, in mehr äußerliche und mehr innerliche sich scheiden. Erstere sind die der gesammten Lebensweise, welche in hohem Grade von der Natur des Erdstrichs abhängt, nämlich der Nahrung, Tracht und Wohnung; diese umfassen die Anschauungen und Lebensäußerungen, welche wir zum großen Theile mit dem Ausdruck Sitte zu bezeichnen pflegen, also Familie, Gesellschaft, Staat, Religion, Volksklassen. Seite 217 finden wir in diesem Abschnitt eine Stelle, welche die unehelichen Geburten, wenn schon mit einer Einschränkung, als Sittlichkeitsmaßstab und klimatische Einflüsse innerhalb Deutschlands auf das Temperament statuirt. Wir möchten vielmehr diese Frage aus dem Gebiet der Moral und der so höchst dunkeln Temperaments-Lehre rein auf das Gebiet der Volkswirthschaft und der Gesetzgebung verlegen. Die große Mehrzahl der unehelichen Kinder sind aus Verbindungen entsprossen, welche dauernd sind und denen nur staatliche Hindernisse den Charakter der Ehe nicht haben zukommen lassen. Daher in Altbayern, wo die enghergzigsten Grundsätze über Eheconsens und Ansässigmachung herrschen, die größte Anzahl der unehelichen Geburten in Deutschland und gleichzeitig die unerhörte statistische Thatsache, daß, während im linksrheinischen Bayern die Mehrheit der Weiber vor 20 Jahre die Ehe schließen, im rechtsrheinischen das Jahrzehnt zwischen 30 bis 40 Jahren die meisten neugeschlossenen Ehen aufzuweisen hat. Eine große Anzahl dieser Ehen, welche so spät eingegangen werden, sind nur der Abschluß längst bestehender, mit Kindern gesegneter Quasi-Ehen. Aehnliche Verhältnisse herrschen in Mecklenburg. Wir führen in dieser Hinsicht die Aeußerung G. F. Kolb's an (Handbuch der vergleichenden Statistik, 3. Aufl., Leipzig 1862. S. 438 Note): „Bei den Geburten unterscheidet die Statistik zwischen ehelichen und unehelichen, — vernünftiger Weise nicht sowohl, um damit das Maß der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Bevölkerung zu bezeichnen (denn die Masse der unehelichen Geburten ist gewöhnlich das Ergebnis fehlerhafter socialer Zustände, namentlich einer Erschwerung der Ansässigmachung und Verehelichung, z. B. in Folge der Heimatsrechte, Zunfte und Militärverhältnisse), als vielmehr wegen der im Allgemeinen viel übleren Erziehungsbedingungen und der furchtbar gesteigerten Sterblichkeit der unehelichen Kinder." Sind dieser der Volksnatur und dem Volksleben besondere Abtheilungen eingeräumt, so ist eine dritte der Volksthätigkeit bestimmt, und auch diese zerfällt in eine äußerliche und eine innerliche, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sowohl die Ausdrücke Volks-Natur, -Leben und -Thätigkeit, als auch Aeußerlichkeit und Innerlichkeit als frei gewählte Grenzbezeichnungen für Dinge erscheinen, die sich weder in der Wirklichkeit, noch in der Darstellung streng scheiden lassen. Die äußerliche Volksthätigkeit umfaßt namentlich die Lebensweise ganzer Völkerschaften als Jäger, Fischer, Hirten, Landbauer ꝛc., ferner Industrie, Handel und Verkehr. Mit diesem Abschnitt, welcher bis Seite 358 reicht, schließt der streng ethnographische Theil des Buchs, dessen zweite Hälfte die innere Volksthätigkeit, oder mit anderen Worten die Literatur- und Kunstgeschichte behandelt. Diese Hälfte reicht größtentheils über die Grenzen hinaus, welche der „Globus" seinem Wirkungskreis gesetzt hat, wir gehen daher nicht weiter auf seinen Inhalt ein, sondern fassen unser Urtheil über dasselbe dahin zusammen, daß es sich vor den meisten populären Werken, welche die Naturgeschichte des Menschen behandeln, durch die selbständigen Forschungen des Verfassers auf dem Sprachgebiete sehr vortheilhaft von anderen ähnlichen Werken unterscheidet, daß es eine große Fülle von Thatsachen anführt und besonders dadurch ebenfalls sehr anregend wirkt; überall ist das Bestreben sichtbar, den umgearbeiteten Inhalt auf den möglichst engen Raum zusammenzudrängen. — Die Ausstattung ist eine sehr anständige, der Druck correct. Skr.

(Dieselbe als Werk ist ohne Zweifel eine bedeutende Erscheinung in der Literatur der Völkerkunde und in manchen Beziehungen bahnbrechend. Ich werde gelegentlich einige Beiträge zur Charakteristik desselben geben; das Buch verdient eine weite Verbreitung und sollte namentlich von den Lehrern sorgfältig studirt werden. R.)

Aus allen Erdtheilen.

Der Afrikareisende Graf Krokow schreibt an uns aus Kassala vom 16. Nov. 1861: „Ich verließ am 31. Oktober Nachmittags Suakin am Rothen Meere mit einer Karawane von 14 Kameelen und 10 Kameeltreibern vom Volke der Habendoas, ziemlich saulen und unverschämten Kerlen, die mir viel Aerger machten. Unser Weg führte in süd-südwestlicher Richtung durch eine langsam aufsteigende Ebene. Das Rothe Meer entschwand allmälig unseren Blicken; der Boden war mit Kameeldorn, trockenem Gras, Sand und Gerölle bedeckt, zur Rechten (im Westen) lag das Sekenie-Gebirge. Des Nachts schlief ich, in meine Decken gehüllt, auf bloßer Erde, doch befand ich mich fortwährend bei bester Gesundheit. Nur meine Haare sind in Folge der klimatischen Einflüsse ziemlich grau geworden. Die Temperatur betrug gewöhnlich in den Mittagsstunden 23 bis 29° R. im Schatten, an zwei Tagen sogar 30 und 31½° R., sank aber Nachts auf 19 bis 22°. Zweimal hatten wir eine Temperatur von 16 und 17° R., die auf empfindlich kalt fiel. Am 2. November überraschte uns ein furchtbares

Digitized by Google

tropisches Gewitter, das fünf bis sechs Stunden anhielt. Der Platzregen goß in Strömen, es donnerte und blitzte gewaltig, und dabei fielen vereinzelte durchschlige Hagelkörner von der Größe einer Bohne. Wir wurden bis auf die Haut durchnäßt und trockneten uns die Kleider am Leibe. Aber munter ging es am nächsten Tage weiter. Wir gelangten nun in kahle steile Felspartien, die ohne Uebergang schroff aufsteigen. Die Vegetation war sehr ärmlich; kein Baum war sichtbar, nur der Kameeldorn und Akaziensträucher gewährten etwas Abwechslung. Einzeln oder aneinandergereiht bildeten 600 bis 800 Fuß hohe Felsenkegel eine Kette, und das Thal, das sich tiefer und feuchte Thäler folgten, die wir am achten Tage der Reise erreichten. Da wächst denn bereits die Dum-Palme, der Antilopen-Leguthumm und die Tamarisse, letztere jedoch nur vereinzelt. Ich habe wenig Insekten gefunden und keine einzige Landschnecke, auch war mein Jagdertrag bisher gering. Kein Wild war wenig zu sehen, so daß ich nur eine Gazelle und wenig Hasen und Hühner schoß, die wir über Kohlen am Spieß brieten.

Wenn auch die Weg zwischen Suakin und Kassala nicht ganz sicher ist, so ist und doch kein Unfall passirt. Ich hatte stets meine Gewehre geladen, benutzte sie aber nur einmal, um nächtlicher Weile ein paar unverschämte Hyänen zu verjagen. Nur 28 Stunden war unserer Karawane überfallen, wo Menschen getödtet und 30 Kameele nebst Waaren geraubt.

Am 15. November Mittags 11 Uhr langten wir nach einer sehr anstrengenden 14tägigen Reise hier wohlbehalten an. Um Kassala sieht Alles sehr traurig aus, es ist seit einem Jahre kein Regen gefallen; außerdem haben die Heuschrecken vor drei Monaten viel Schaden gethan und saß Hungersnoth erzeugt. In Folge dessen ist Alles sehr theuer. Zudem ist die Stimmung unter den Soldaten hier eine sehr schlechte; es kam deinahe zu einer Emeute, da die Truppen nicht gegen die Beni-Amer ausziehen wollten, um dort die Steuern einzutreiben. Die Regierungsbeamten schweben noch in großer Furcht und konnten nur durch gütliche Mittel endlich 400 Mann zum Aufbruch gegen die Beni-Amer vermögen. Die Lage der Europäer ist unter diesen Umständen keine günstige; ich machte heute beim Gouverneur meinen Besuch und überreichte ihm meinen Firman, von dem er Abschrift nahm.

Die Häuser Kassala's sind nur aus Erde und einer Art harten Lehms erbaut. Aus demselben Stoffe bestehen auch die Festungsmauern, die mit kleinen Bastionen und Thürmen besetzt und unseren europäischen Werken nachgebaut sind. Die Stadt hat drei Thore und einen langen, unregelmäßigen Platz, auf dem einige kleine Bäume stehen. Die Einwohnerzahl beträgt zwischen 15 und 18,000. Alle Nächte heulen die großen gefleckten Hyänen und stören uns am Einschlafen. Der Djebel Kassala ist ein imposanter sehr steiler Gebirgsrücken, dessen kahle abgerundete Spitzen weithin sichtbar sind. Ausflüge in die Umgebung habe ich noch nicht machen können.

Gegen Ende November brechen wir von hier wieder auf und gehen zunächst zur Mission Metamma in Galabat. Ende Dezember's und im Januar 1865 gedenken wir am Flusse Gash (Quellfluß des Atbara) uns auf die Jagd zu begeben und unsere Sammlungen zu machen. Vor Mai oder Juni werden wir schwerlich wieder in Dresden eintreffen. —"

Dieser Brief kam um 24. Januar zu uns hat seinen Weg über Khartum und Alexandrien genommen.

Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs. Ueber diesen kühnen Landdmann fehlten seit einiger Zeit Nachrichten. Jetzt schreibt ein in Tripoli wohnender Deutscher, A. E. Wernsing, an die „Allgemeine Zeitung", daß Rohlfs am 29. Dec. 1864 in Tripoli eingetroffen sei. Er war zu Anfang des verflossenen Jahres von Tanger aufgebrochen und hatte den Großen Atlas an seinem höchsten Punkte überstiegen. Von dort drang er in die Wüste und durchstreifte mehrere Oasen, in die vor ihm kaum ein Europäer zu bringen vermochte. So Tuat und Tidikelt, obgleich ihm überall Gefahren drohten, die durch den Aufstand der Eingeborenen Algeriens gegen die Franzosen noch vermehrt wurden. Von da aus wollte Rohlfs in den Sudan vordringen; die Unzulänglichkeit seiner Mittel (er besaß nur noch 600 Thlr.) und die Verwirrung in Timbuktu, überhaupt am obern Niger, zwang ihn aber, nach Tripoli zu gehen. Hier bereitet er sich aufs Neue zum Eindringen ins Innere vor.

Tod des Afrikareisenden Dr. Baikie. Das Athenäum vom 14. Januar 1865 bringt die betrübende Kunde von dem Tode des Afrikareisenden Dr. W. B. Baikie, der vor neun Jahren mit dem Dampfschiff Pleiade nach dem Niger ging, um dort eine Handelsstation für England anzulegen. Der Dampfer ging in den Stromschnellen des Flusses verloren; Baikie ließ sich hierdurch aber nicht abschrecken und fuhr fort, das Land nach allen Richtungen hin zu erforschen. Im Oktober 1863 sprach er den Wunsch aus, seinen alten Vater, von dem er bereits sieben Jahre entfernt war, wieder einmal zu sehen. Er trat die Heimreise an; aber seine Constitution war durch das ungesunde Klima bereits so untergraben, daß er am 30. November 1864 zu Sierra Leone einem Fieberanfall unterlag. Die jahrelichen Abhandlungen, welche er in den Schriften wissenschaftlicher Gesellschaften erscheinen ließ, zeigen, was er mit geringen Mitteln, einem schrecklichen Klima trotzend, ausführen konnte. Wir geben hier nur diese kurze Notiz, weil über Baikie's Wirksamkeit schon oft gesprochen haben. Es wäre sehr wünschenswerth, daß seine verschiedene Arbeiten gesammelt, überssichtlich zusammengestellt und kritisch behandelt würden. Namentlich würden seine Reisen nach Haussa und sein Aufenthalt in Kano gewiß viel Interessantes bringen.

Radde's Reise in Swanetien 1864. Ueber dieselbe theilt die „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde" nach dem „Bulletin des Naturalistes de Moscou 1864. III" Folgendes mit: Das Gebiet der freien Swanen (Swanetien) gehört zu den interessantesten und dem am wenigsten gekannten des Kaukasus. Das Volk lebt in seinen beiden Hochthälern in unumschränkter Wildheit. Das beiden gilt den Swanen so viel wie gar nichts; die Bluträche ist im höchsten Grade ausgebildet, schon Kinder üben sie aus. Als Vertheidigungspunkte dienen ihnen 50 bis 80 Fuß hohe Raubburgen, aus Schiefer gebaute Thürme, in welche sie sich bei Uebelfällen zurückziehen. Nachdem Radde das obere Swanetien durchgapan hatte, wobei er sich zuweilen den Weg durch Geld erkaufen mußte, gelangte er zum mittlern Lauf des Ingur, in eine wilde Engschlucht mit herrlichen Hochwaldungen. Dann tritt der Fluß in die kolchische Ebene hinaus. Dort wechselt die Waldvegetation. An die Stelle der Nieselfichte (Abies Nordmanniana) treten die Buche und ein Ahorn, später die Linde und Unterholz von Ilex und Kieschlorbeer, endlich Buchsbaum und Smilaxarten. Mächtige Trachytdurchbrüche scheiden die Juraksalte im Süden von den Urschiefern im Norden dieser Engschlucht des Ingur. Gemsen und Steinböcke beleben die öden Gebiete des Hochgebirges über der Baumgrenze. Der Uebergang über den Ingur und durch die Engschlucht war für Radde mit großen Schwierigkeiten verknüpft, der Provisut war ihm ausgegangen, und er mußte selbst eine Brücke über den Ingur bauen. Radde hat ein reiches Material für Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte der bereisten Gegenden gesammelt. Die botanische Ausbeute besteht in 400 Arten; ein Vocabular von 400 Wörtern und einige Volksliedet der Swanen, sowie landschaftliche Zeichnungen und ethnographische Charakterbilder bilden die weitere Ausbeute.

v. H. **Compagnie générale de l'Indo-Chine.** Unter diesem Titel bildet sich eine Gesellschaft, deren Zweck die Gründung einer Colonie in den Königreichen Cambodscha und Laos ist. Weiter begweckt sie die Ausführ aller französischen Producte in diesen Theil Hinterindiens, den Tauschhandel, die Errichtung von Factoreien an allen wichtigen Punkten des großen Stromes Mekong und seiner schiffbaren Zuflüsse, die Baumwollencultur, jene der Seidenraupe, die Ausbeutung der Bergwerke und den Handel mit dem Fischthran im großen See Talé-Sab und anderen Gewässern. Die Compagnie, welche unter der Leitung von Ed. Lefèvre u. Comp. und M. Gellen in Paris steht, beginnt mit einem Capitale von 1,500,000 Francs, und zwar mit dem Fischhandel als dem leichtesten und vortheilhaftesten, da der Centner getrockneter Salzfische im Ganzen höchstens auf 3 Francs 50 Cent. zu stehen kommt, außer Landes aber mit 15 Francs verkauft wird. Die Zeit des Fischfanges dauert vier Monate, und ein Mensch kann täglich einen Centner Fische liefern.

Der Sitz der Gesellschaft wird in Phnom-Penh, 35 Lieues von Saigon entfernt, am Zusammenfluß des Mekong und Udong sein, wo auch jetzt sich eine französische Station befindet, welche unter dem Commando eines Marine-Offiziers steht. Das Königreich Cambodscha hat sich bekanntlich im Juli d. J. unter das Protectorat Frankreichs gestellt (siehe Moniteur vom 8. Juli 1864), welches am 20. August 1864 den jetzigen König krönen ließ. Durch die beständigen Kriege mit den Nachbar-

Digitized by Google

ländern erschöpft, sind die Bewohner dieses schönen und reichen Landes geneigt, sich einem Centrum anzuschließen, welches den Handel und die Kultur zu heben verstände. Man findet in Cambodscha eine Masse ganz vorzüglicher Färbe-, Zimmer-, Mast- und Harzhölzer, deren Harz sehr geschätzt wird. Unter den Nutzpflanzen nennen wir den Zuwachs, Kaffeebaum, Tabakpflanze, Zuckerrohr und Hanf; der Maulbeerbaum gedeiht überall im Lande, welches überdies Baumwolle, Indigo, Gummigutt, Gummilak, Cardamom, Bienen- und vegetabilisches Wachs, sowie Seide liefert, die nach dem Gutdünken der Chinesen die übrige noch übertrifft. Schildkrötenschalen, Elfenbein und Pelzwerk sind gemein. Die Gebirge enthalten Antimon, Oker, Aluminium, Alabasterbrüche, Kaolin und vorzüglichen Kalk. In jenen von Battombang, an der flamesischen Grenze, trifft man auch Gold, Steinkohlen und Silber. Stromaufwärts am Mekong, oberhalb der ersten Cascaden und im Lande der Penongs (Nieder-Laos) sind gleichfalls Gold-, Kupfer-, Steinkohlen- und Eisen-Bergwerke; noch höher oben Platina-, Silber-, Blei- und Zinnminen. Das Königreich Laos ist mit Cambodscha durch seine Natur und Produkte innig verbunden.

Es ist also die Absicht der Compagnie, eine französische Colonie in der weitesten Ausdehnung zu gründen, da ihre Comptoirs sich auf 300 Lieues bis an Birma's Grenzen erstrecken werden, um Saigon zu dem Stapelplatze eines solchen, durch die Produkte des hinterliegenden Landes gesteigerten Verkehrs zu machen. (— Das Projekt hat einen großartigen Anstrich; es steht aber dahin, welches der Erfolg sein werde. Von Gründung einer Colonie durch weiße Menschen kann in jenen Gegenden schon aus klimatischen Rücksichten gar keine Rede sein. Das ist namentlich durch Bineteau, einen erfahrenen Arzt, übereugend nachgewiesen worden. A.)

Der letzte Tasmanier. Es sind noch keine zwei Jahre verflossen, seit wir den Lesern des Globus mittheilten (Bd. V, S. 316), daß die Eingebornen der Insel Vandiemensland oder Tasmania bis auf sieben zusammengeschmolzen seien. Jetzt liegt uns, nach der zu Hobarttown erscheinenden Zeitung Mercury, ein Bericht der Times vor, die von dem letzten Tasmanier erzählt. Unter den Gästen, welche zu einem Feste des Gouverneurs von Hobarttown geladen waren, erschien dieser dunkle Mann, der einzige noch auf Erden wandelnde männliche Sprosse seines Stammes in Begleitung von drei Genossinnen, die aber alle der Alter und ihrer ganz physische Erscheinung den Gedanken an eine Verwiderung nicht mehr aufkommen lassen. Seitdem jene Eingebornen mit der „Civilisation" der Weißen in Berührung gekommen sind, schritten sie rückwärts an Zahl, ohne zu Fortschritte in der Kultur machen zu können. Es ist die alte Erfahrung, welche sich stets von Neuem wiederholt, und auf die wir im Globus schon oft hingewiesen haben. Noch im Beginn unsers Jahrhunderts schätzte man die Zahl der Eingebornen Tasmania's auf 4000 bis 5000 Seelen. Ein halbes Jahrhundert hat genügt, sie gänzlich vom Erdboden zu vertilgen. Es waren harmlose Menschen, die aber von dem Uebermuthe der Weißen Tasmanien oder Vandiemensland war Verbrechercolonie) viel zu leiden hatten. Im Jahre 1810 sah der Gouverneur Sollish sich seinen zum Ersatz eines Befehls gezwungen, zufolge dessen Jedermann streng nach dem Gesetze bestraft werde, welcher grundlos auf einen Eingebornen feuere oder ihn kalten Blutes ermorde. Einige Peitschenhiebe genügten aber für die Weißen, wenn sie einen Farbigen Nasen und Ohren abgeschnitten hatten oder den kleinen Finger abhackten, um ihn als Pfeifenstopfer zu benutzen. Unter Collins Nachfolger, Gouverneur Darey, standen im Jahre 1815 alle diese Scheußlichkeiten wieder in der besten Blüthe; man stahl den Eingebornen ihre Kinder und schändete die Frauen. Unter Gouverneur Arthur verschlimmerten sich die Zustände noch mehr, und die Harmlosigkeit der Farbigen verwandelte sich in ein grimmiger Rachegefühl gegen die „civilisirten" Europäer. Mit 5000 Soldaten rückte Arthur gegen etwa 2000 Wilde an. Die weißen Krieger bezeichneten aber massenhaft, und als Resultat des pomphaft unternommenen Feldzuges ergab sich die Gefangennahme von zwei Wilden und die Verwundung eines Weißen. Darm brachte man die Tasmanier in den Jahren 1835 bis 1845 in einzelnen Schaaren auf die Flinders Insel. Die Schwarzen aber, von Natur den Wanderzügen ergeben, konnten auf dem kleinen Eilande ihrem alten Hange nicht nachgehen. Sie haben dort ihr Grab gefunden und sind nun von der Erde verschwunden. Man fand sie als Wilde, sie lebten als solche und sind nun auch so gestorben. Europa's „Civilisation" aber war es, die ihnen das Ende brachte; sie war auch hier, wie in so manchen anderen Gegenden der Erde, die wahre — Menschenfresserin.

Aus Palästina. Wir haben früher mehrmals der Expeditionen erwähnt, welche der Herzog von Luynes nach dem Todten Lande unternommen hat. Jetzt werden einige Ergebnisse ihrer Forschungen bekannt. Man vergleichig angestellten Höhenmessungen zufolge liegt Jerusalem 1170 Meter (3604 Fuß 10½ Zoll) über der Fläche des Todten Meeres; das seinerseits, eine tiefe Depression bildend, 392 Meter (1206 Fuß 9 Zoll) unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt. Der in das Todte Meer fließende Jordan hat zwei Quellen; seine von Tell el Kady entspringt 185 Meter (569½ Fuß) und die von Banias 383 Meter (1179 Fuß) über dem Mittelmeer; der See von Tiberias liegt 199 Meter unter dem Mittelmeer und 203 Meter über dem Todten Meere.

Ein englischer Lord als indischer Götze. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß in Indien Menschen zu Göttern erhoben werden. Wir haben (Globus I, S. 222) erzählt, daß der General Nicholson, der längere Zeit im Pendschab ein zugleich starkes, gerechtes und mildes Regiment über die Eingeborenen geführt hatte, in der Stadt Harripur als Guru (heiliger Gott) Nikolein angebetet wurde. Man dichtete ihm zu Ehre und Preis geistliche Lieder, welche in einem besondern Tempel gesungen wurden, und als Nicholson während des großen Sipahiaufstandes, 1857, im Kampf erschossen wurde, wollten seine Verehrer gar nicht glauben, daß er todt sei.

Jetzt berichtet die „Homeward Mail" einen ähnlichen Vorgang. Im Gebiete der Präsidentschaft Bombay liegt, unter 16° 42' n. Br., Kolapur, Hauptstadt eines Schutzstaates, der im Norden von Sattara begrenzt wird, und an dessen Ostgrenze der Kistnaflum fließt; ein Theil liegt im Tieflande des Dekkan, ein anderer im und an dem Ghatsgebirge. Die Bewohner sind zumeist Mahratten und sogenannte Ramoss. Die Hauptstadt nun hat nicht weniger als 252 Heidentempel und ein christliches Bethaus. Im Staddhause ist eine Statue des Lord Cornwallis errichtet worden, die mit allen so großer Pomphaft verehrt wird wie Gott Brahma oder Siwa. Namentlich bezeigen die Frauen ihm große Andacht, und im Durchschnitt werden täglich 15 bis 20 Kokosnüsse als Opfergaben vor dem neuen Gotte zerschlagen. Dieser Lord-Cornwallis-Kultus ist so allgemein und so beliebt, daß selbst die Muhammedaner sich an demselben betheiligen.

Kapitän Melville im buddhistischen Kloster Hissia. Dasselbe liegt in Kleinthet, und Melville begab sich auf der Hauptstadt Leh dorthin. Er gab dem Abte des Lamaklosters Geschenke, befremdete sich mit den Mönchen und durfte allen ihren religiösen Festlichkeiten beiwohnen. Er erinnerte sich an die Thorheiten bei den christlichen Festen in Schottland, welche Walter Scott in seinem „Kloster" so anschaulich dargestellt hat. Die Mönche in Hissia hatten sich z. B. als Drachen verkleidet, trugen bei dieser geistlichen Maskerade Kleider aus chinesischen Seidenstoffen, Larven aus Papiermaché, und drei Augen, von denen sich eins vor der Stirn befand. Auch führten sie Todtentänze auf; sie erschienen als Geripve und Happerten, vermittelst mechanischer Vorrichtungen, mit den knöchernen Rumdacken. Ueber den Ursprung dieser Ceremonien wußten die Mönche nichts.

Volksschulen in Paris. Nach den neuesten Berichten des Unterrichtsministeriums gibt es in Paris 109 Knabenschulen, die von 28,000 Zöglingen besucht werden. 46 von diesen Instituten, also beinahe die Hälfte, stehen unter der Leitung religiöser Gesellschaften. Von den 111 Mädchenschulen werden 54 von Schwestern geistlicher Orden dirigirt. Besucht sind sie von 27,000 Mädchen. Hierzu kommen noch 84 Kinderbewahranstalten, in denen 15,000 Kinder den ersten Unterricht empfangen. Der Kostenaufschlag für diese Schulen beträgt eine Mill. Francs. Sehr bemerkenswerth ist der bedeutende Einfluß religiöser Genossenschaften.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Die Religionen in China.

Gleichgültiges Verhalten des Volkes. — Die drei Landesreligionen. — Die Lehren des Lao tse. Doktoren der Vernunft. — Die Pagode zu Fakua. — Confucius und dessen Moralphilosophie. — Der Buddhismus; seine vier Grundlehren und zehn Gebote. — Der Reformator Tsong Kaba und dessen Neuerungen im Kultus. — Kloster der Tausend Lamas. — Lamas und Bonzen. — Die Himmelspagode in Peking. — Ein Besuch im Bonzenkloster zu Ho kien. — Büßer und Gräber.

Alle Reisenden und Missionäre, welche das Leben und Treiben der Chinesen gründlich beobachtet haben, stimmen darin überein, daß sich die Bewohner des Blumenreiches der Mitte in Bezug auf religiöse Dinge so gleichgültig verhalten wie kaum ein anderes Volk der Welt. Der Chinese, sagen sie, gehe so völlig in irdischen Angelegenheiten auf, daß sein ganzes Wesen und Sein einen materialistischen Anstrich bekomme; er denke nur an Gelderwerb und Sinnenfreude. Um Seele, Gott, Unsterblichkeit kümmere er sich gar nicht; oder wenn er es etwa thue, so sei ihm das nicht mehr, als ob er eine Tasse Thee trinke oder eine Pfeife Tabak rauche.

Eine Gebetmühle. (Nach einer Zeichnung von Mettler.)

Abbé Huc erzählt einen Vorgang, der allerdings sehr bezeichnend ist. Er unterhielt längere Zeit genauen Verkehr mit einem chinesischen Gelehrten, den er zu bekehren gedachte; er las mit ihm viele christliche Bücher und erörterte die Lehrsätze. Als er dann zur Taufe drängte, sprach der Chinese: „Heute wollen wir über **vernünftige** Dinge reden. Es ist für den Menschen gar nicht gut, übertriebene Besorgniß zu hegen. Deine Religion, mein Freund, ist ganz hübsch und recht erhaben, sie lehrt mit Klarheit und Methode Alles, was zu wissen dem Menschen ersprießlich ist. Aber wozu soll man sich das Leben mit Sorgen verkümmern? Schon unser Körper nimmt uns sehr in Anspruch; er will bekleidet, genährt und vor Wind und Wetter geschützt sein; er hat allerlei Gebrechen und Krankheiten. Gesundheit ist das höchste Gut; also müssen wir dem Körper die größte Sorgfalt zuwenden und dürfen ihn keinen Augenblick außer Acht lassen. Weshalb sollen wir uns nun auch obendrein mit einer Seele befassen, die wir gar nicht sehen? Das Leben ist kurz und besteht aus einer Reihenfolge schwieriger und wichtiger Dinge; unser Geist und Herz reichen kaum für die Ansprüche aus, welche das **gegenwärtige** Leben an uns macht; wozu könnte es nun nütze sein, sich auch wegen eines **zukünftigen** Lebens abzumühlen? Ein Reisender kann gleichzeitig nicht auf zwei Straßen gehen, seine Füße nicht auf zwei Nachen setzen, sonst schlägt er um und fällt ins Wasser. Die Klugheit gebietet, daß man sich nicht um zu Vielerlei bekümmere."

Diese Ansichten sind durch und durch chinesisch und können zeigen, daß jenes Volk von Religion und religiösem Leben ganz andere Begriffe und Vorstellungen hat als der Christ oder Mohammedaner. Bei ihm beziehen sie sich vorzugsweise auf alte Bräuche, äußere Gewohnheiten und Formeln und moralphilosophische Vorschriften. Der Chinese ist duldsam, er kennt keinen Sektenhaß, keine religiösen Verfolgungen, keine Staatsreligion, und die Regierung duldet jeden Kultus, der ihr nicht staatsgefährlich erscheint. Auch dem Christenthum legte sie erst Hindernisse in den Weg, als sie sah, wie sehr die Engländer in Ostindien erobernd um sich griffen und Frankreich sich zur Schutzmacht aller Katholiken in Asien aufwarf. Die Christen erschienen ihr als ein störendes und eintretenden Falls gefährliches Element in

Digitized by Google

politischen Dingen; gegen die religiösen Lehren und Begriffe derselben hat sie niemals eine Einwendung gemacht.

Die paar hundert Millionen Chinesen, mit Ausnahme der verhältnißmäßig geringen Zahl von Mohammedanern und Christen, bekennen sich zu einer der drei Landesreligionen. Unter denselben gilt die des Lao tse für diejenige, welche am meisten von der alten Urreligion des Landes bewahrt habe. Der Stifter Lao tse war ein Zeitgenosse des Confucius und wurde von diesem großen Philosophen seines erhabenen Geistes wegen angestaunt und bewundert. Er war „ein Moralist von gesundem Urtheil, ein beredter Theolog und subtiler Metaphysiker; sein Styl erinnert an Plato, und oft entwickelt er Begriffe fast mit denselben Ausdrücken, deren der griechische Weise sich bedient. Vom höchsten Wesen spricht er in folgender Weise: — „Vor dem Chaos, das früher war als Himmel und Erde, gab es ein einziges Wesen, unermeßlich und schweigsam, unbeweglich und doch in unaufhörlicher Thätigkeit. Das ist die Mutter des Weltalls. Seinen Namen weiß ich nicht, aber ich bezeichne dieses Wesen mit dem Worte Vernunft. Der Mensch hat sein Musterbild an der Erde, diese das ihrige am Himmel, der Himmel das seinige an der Vernunft, die Vernunft das ihrige an ihr selber. — Die Vollkommenheit besteht darin, daß man ohne Leidenschaften ist, damit man um so besser zur Betrachtung der Harmonie des Alls befähigt sei."

Abel-Remusat, welcher sich eingehend mit dem Studium der Lehre dieses weisen Mannes beschäftigt hat, hebt folgende Stelle hervor: —

„Wer sich mit Lorbeeren schmückt, liebt Ruhm und verdient auszelöscht zu werden aus dem Andenken der Menschen. Die Alten sagten, den Siegern müsse man Leichenfeierlichkeiten veranstalten, sie mit Thränen und Wehklagen empfangen, zur Erinnerung an die Menschenmorde, welche sie begangen haben. Die Denkmäler, welche man für erfochtene Siege errichtet, sollten mit Gräbern umgeben sein."

Erste Ursache aller Dinge ist die „Vernunft", ein unerschaffenes, unvergängliches Wesen, das Urbild des Alls, das sein Urbild, wie schon gesagt, nur an sich selber hat. Die menschlichen Seelen sind dem Lao tse, wie dem Pythagoras, Ausströmungen der ätherischen Substanz, welche beim Tode des Menschen sich mit der letztern wieder vereinen. Aber das Böse kann nicht in den Schooß der allgemeinen Seele zurückkehren. Die Grundursache der Dinge bezeichnet der chinesische Weise, gleich dem Pythagoras, mit Zahlen. Die Kette der Wesen knüpft er an das Eins, dann an Zwei, dann an Drei; diese haben alle Dinge gemacht; ein dreieiniges Wesen hat das Universum geschaffen. —

Religionen unterliegen im Fortgange der Jahrhunderte und Jahrtausende manchen Wandlungen und zumeist auch Ausartungen. So ist auch aus den Lehren des Tao tse durch die „Doktoren der Vernunft", die Tao sse, ein wahres Gewirr von Unsinn gemacht worden. Sie machen sich viel zu schaffen mit Geistern und Dämonen; die Priester und Priesterinnen führen ein ebenso ein gebeles Leben, geben sich mit Magie, Sterndeuterei und Nekromantie ab, sind Phantasten, welche den Trank der Unsterblichkeit suchen und auf Mittel sinnen, in den Himmel aufzufliegen und was dergleichen mehr ist. Sie sind in China zum allgemeinen Gespötte geworden.

Die Doktoren der Vernunft haben viele Pagoden; einer dieser Tempel, der von Fatua, liegt in der Nähe von Peking auf einer Insel. In den großen Sälen sind zahllose Götter und Genien angebracht, alle aus Holz geschnitzt, von monströser Gestalt und bemalt; in den Seitengängen stehen Figuren von Helden und canonisirten Heiligen, und in der Mitte des Gebäudes erheben sich fünf gigantische Gestalten. Die mittlere sitzt auf einem Polster, hat Brust und Bauch entblößt und stellt den Gott vor, welcher die Menschheit erlösen soll; die vier anderen sind Götter zweiten Ranges. Der Leib des einen ist von einer Schlange umwunden, der zweite trägt einen Papierschirm, auf dessen Spitze papierne Wolken angebracht sind; der dritte hat ein höchst grimmiges Antlitz und schwenkt einen gewaltigen zweischneidigen Säbel und der vierte — spielt auf einer Mandoline!

Büßer in einem buddhistischen Kloster. (Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Dieser Tempel wird von 15 Priestern bedient, zerlumpten Leuten, die ihr Hauptgeschäft nicht völlig abgeschoren haben, wie die buddhistischen Bonzen, sondern auf dem Scheitel einen Büschel stehen lassen. Durch diesen flechten sie eine Nadel, und das ist ihr Abzeichen. Treves, welcher diesen Tempel besuchte, schildert diese Doktoren der Vernunft als armselige Gesellen, um die Niemand sich bekümmere. Dann und wann erscheinen jedoch Leute, die sich etwas wahrsagen lassen und Räucherstäbchen vor den Götzenbildern verbrennen. Natürlich fällt allemal eine Gabe ab, denn umsonst ist bei den Priestern Nichts. Der arbeitsame Chinese sieht in ihnen verächtliche Faullenzer, Drohnen im Bienenkorbe.

Die respektabeln Leute im Lande bekennen sich zur Lehre des Confucius (geboren 551 vor Christo), welche weder Götzenbilder noch Priester hat, und mit der Jedermann es nach Belieben halten kann. Die Mandarinen haben ihr eine Art vom äußerm Kultus gegeben, z. B. jenen der Vor-

Digitized by Google

fahren, der Gestirne, der Geister Himmels und der Erden; sie machen sich aber aus diesen officiellen Dingen wenig und spötteln über Horoskope, glückliche und unglückliche Tage, Looswerfen und über den astrologischen Inhalt des kaiserlichen Staatskalenders.

Man kann die Lehre des Confucius mehr als eine Moralphilosophie denn als eine Religion betrachten. Zu Grunde liegt ihr ein philosophischer Pantheismus; Confucius selbst scheint aber die Annahme eines vergeltenden und allmächtigen Gottes nicht ausgeschlossen zu haben. Er schärft vor Allem Gerechtigkeit ein, Bruderliebe, Ehrfurcht vor den Aeltern. Die Anhänger der Lehre kümmern sich wenig um Ursprung, Schöpfung und Ende der Welt, ziehen aus den von Confucius aufgestellten Principien und Lehren praktische Folgen, eignen sich aus den Moralvorschriften den politischen Theil und das an, was sie ebengebrauchen können, und halten sich an das Positive; alles Speculative liegt ihnen fern. Es ist gewiß nicht unrichtig, wenn man sagt, daß diese „Religion“ vielmehr ein Stück Civilisation sei, eine Vorschriftslehre für die Kunst in Frieden zu leben, zu befehlen und zu gehorchen. Deswegen empfiehlt sie sich vorzugsweise den Beamten und den Gelehrten, welche in den Staatsdienst treten wollen. Der Kaiser ist gewissermaßen Patriarch dieser Lehre, und der Staat hat, als bürgerliche Einrichtung, Verehrung für die Genien des Himmels, der Erde, der Gestirne, Gebirge, Flüsse und die Seelen der Vorfahren. Eine Tafel mit der Namensschrift des Confucius steht in allen Schulen, vor ihr verneigen sich Lehrer und Schüler; sein Bild hängt in den Akademien und überall, wo die Gelehrten sich versammeln und wo Prüfungen abgehalten werden. Die jetzt noch in nicht geringer Zahl vorhandenen Abkömmlinge des Confucius bilden den einzigen Erbadel, welchen China kennt, und ihr Stammbaum ist ohne Zweifel der älteste in der Welt.

Confucius hat Tempel in allen Städten; die Hauptpagode in Peking liegt im Norden der Stadt. Sie ist sehr geräumig, die Decken der Säle sind mit Farben und Gold verziert. Ueberall hängen Tafeln, auf denen mit goldenen Schriftzeichen die wichtigsten Lehren der großen Weisen stehen. Die allergrößte Tafel ist auf ein Untergestell gelegt worden und hat als Inschrift die Worte: „Dem hochheiligen Lehrer Confucius.“ Uebrigens haben sich auch in diesem Tempel allerlei abergläubige Bräuche eingeschlichen, welche der Lehre selber vollkommen fremd sind. Denn es kommen Leute, um Opfer darzubringen, z. B. Seidenzeug, Töpfe mit Reis und allerlei Früchte, welche dann den Dienern zugute kommen, die den Tempel fegen, die Lichter anzünden und die Tafeln abstäuben. Diese Tempeldiener spielen eine Art von Priestern.

Die meisten Anhänger zählt die Religion des Buddha, chinesisch Fo, welche in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von den Kaisern der Han-Dynastie zugelassen und anerkannt wurde. Das Wort Buddha bedeutet das Wesen, welches Alles geschaffen hat, die Allmacht, Gott; doch überträgt man die Bezeichnung auch auf die, welche durch Beschaulichkeit und Heiligkeit dahin trachten, sich bis zu Buddha zu erheben. Der Religionsstifter Buddha gilt für eine Fleischwerdung Gottes, einen Gottmenschen, der auf die Erde kam, um die Menschen zu erlösen. Er verkündete in seinem Vaterland Indien vier Grundlehren: 1) die auf unerschütterlicher Grundlage beruhende Kraft des Mitleids. 2) Fernhalten von aller Grausamkeit. 3) Grenzlose Barmherzigkeit gegen alle Creatur. 4) Unbezwingsames Gewissen im Gesetze.

Weibrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster.
(Nach einer Zeichnung von Metzsch.)

Außerdem verkündet er zehn Gebote: Nicht tödten; nicht stehlen; keusch sein; kein falsches Zeugniß geben; nicht lügen; nicht schwören; alle unreinen Worte vermeiden; unzeugnüßig sein; keine Rache nehmen; nicht abergläubig sein. Diese Gebote, sagte er, seien ihm offenbart worden, nach den vier großen Prüfungen, welche er bestanden, als er sich dem Zustande der Heiligkeit widmete. Als Bekehrungsmittel hatte er Lehre und Wunder, letztere in sehr großer Menge.

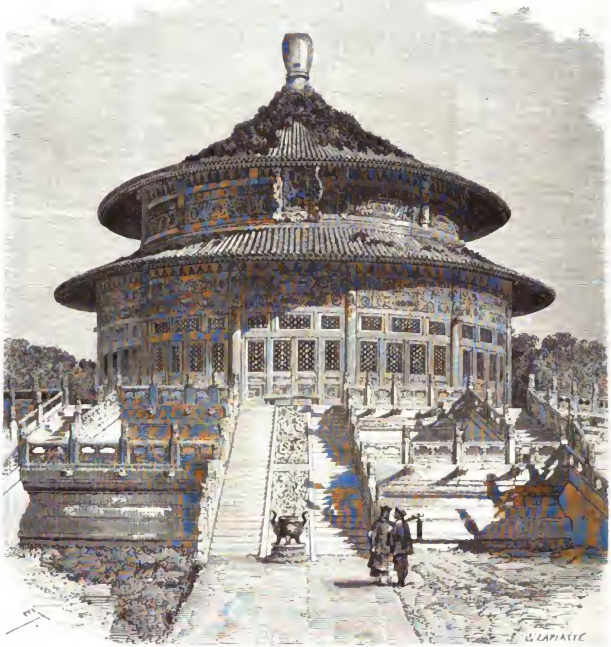
Der Buddhismus trägt den Charakter der Milde, er will Gleichheit und Brüderlichkeit für alle Menschen; der Buddhist soll Tugend üben und nach Vollkommenheit trachten, nicht um sich persönlich allein zu erheben, sondern um auch andere Menschen der Segnungen und Wohlthaten theilhaftig zu machen. Buddha hat gesagt: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle.“ Er läßt Jeden ohne Unterschied der Kaste zu priesterlichen und staatlichen Aemtern hier auf Erden und zu Belohnungen im künftigen Leben zu. Wegen dieser subversiven Lehren wurden die Buddhisten von den Brahmanen befehdet und nach einem 1000jährigen Kampf aus Indien vertrieben. Aber sie verbreiteten sich über Tibet und die Mongolei, über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan und zählen mehr Anhänger als irgend eine andere Religion, weit über 300 Millionen Seelen!

Gegen Ende des Mittelalters, im 15. Jahrhundert, trat unter den Buddhisten ein großer Reformator auf,

Digitized by Google

Tſong Kaba (geboren im Jahre der feurigen Henne, d. h. 1357, geſtorben 1419) in dem mongoliſchen Land Amdo; er verbeſſerte die Liturgie und entwarf in ſeinem Gam rein lſienbo, d. h. „der ſtufenweiſe zur Vervollkommnung führende Weg“, einen neuen Inbegriff der buddhiſtiſchen Lehre. Seine Neuerungen haben Vieles mit den Gebräuchen der katholiſchen Kirche überein: den Krummſtab, die Biſchofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, zwei Chöre mit Wechſelgeſang, Teufelsaustreibung, das Rauchfaß mit fünf Ketten, Segnungen mit der Hand, den Roſenkranz, die Ehelosigkeit der Geiſtlichen, geiſtliche Uebungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Faſten, Proceſſionen, Litaneien und Weihwaſſer.

Als Tſong Kaba ſtarb, kehrte ſeine Seele in den Himmel der irdiſchen Verändungen zurück; ſein Leib aber ruht im Kloſter Kaldan. Die Mönche behaupten, er ſei nicht verweſt und ſchwebe, durch ein Wunder, frei in der Luft; den Boden berühre er niemals.



Der Himmelstempel in Peking. (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Tſong Kaba's Reform hat ſich über alle Länder zwiſchen dem Himalaya, der ruſſiſchen Grenze und der chineſiſchen Mauer ausgedehnt und gilt auch in einigen chineſiſchen Provinzen des Weſtens. China, Japan und Hinterindien

Digitized by Google

Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking. (Nach einer Zeichnung von Baumer.)

Digitized by Google

sind dem alten Kultus treu geblieben, und hier haben die Bonzen und Talapoinen sich zu keinen Neuerungen verstanden. Sie tragen in China das graue Kleid und die rothe Mütze. Die Priester des reformirten Kultus dagegen, die Lamas, tragen gelbe Kleider. Bonzen und Lamas betrachten sich übrigens als Angehörige einer und derselben Familie und leben in Eintracht. Sie haben aber ihre besonderen Tempel und besonderen Gebräuche. Tibet ist der Hauptsitz des Lamaismus, dessen eifrige Anhänger auch die Mongolen und Mandschu sind. Diese haben in Peking mehrere Tempel und das weitberühmte Kloster der tausend Lamas.

Diesen hat Frau von Bourboulon, Gemahlin des französischen Gesandten, 1861 einen Besuch abgestattet. Gleich beim Eintritte, sagt sie, fällt uns die große Menge von Bildern auf. Da sieht man Tiger, Löwen und Elephanten auf Granitblöcken; auch die großen Rampen an den Treppen sind mit unzähligen seltsamen Figuren geziert, namentlich Drachen, Ehimären, Einhörnern und anderen Fabelthieren. Zur Ehrenpforte führt eine breite Treppe hindurch; man gelangt auf einen großen Perron und hat nun einen Blick auf den Tempel, der aus Holz gebaut und mit Lack überzogen ist. Das Innere erhält ein mattes Licht durch Papierfenster. Balken, Getäfel und alles Andere hat künstliche Schnitzereien, ein unbeschreibliches Durcheinander von Blättern, Früchten, Blumen, dürren Zweigen, Schmetterlingen, Vögeln und Schlangen, und dazwischen an manchen Stellen irgend ein Ungeheuer mit einem Menschenkopfe, wütem Rachen und spitzen, langen Zähnen.

Wir traten ins innere Heiligthum ein, wo ein geheimnißvolles Dunkel uns umgab, denn die Papiervorhänge dämpfen das Licht noch weit mehr als unsere gemalten Kirchenfenster. Die religiösen Feierlichkeiten halten eben ihren Anfang genommen, und ich hatte einen wahrhaft großartigen Anblick. Und gegenüber, im Hintergrunde des Tempels, erhob sich in majestätischer Ruhe das Bild der buddhistischen Dreieinigkeit, von einer Menge untergeordneter Götter und Genien umgeben. Diese Kolossalstatue Buddha's, 70 Fuß hoch, ist von Holz und vergoldet, das Gesicht schön und regelmäßig; dasselbe erinnert, wenn man von den unverhältnißmäßig langen Ohren absieht, entschieden an den kaukasischen Typus. Die mongolischen Lamas, welchen dieser Tempel gehört, haben die religiösen Ueberlieferungen weit besser bewahrt als die chinesischen Bonzen.

Vor dem Bilde des Buddha stehen auf einem niedrigen Gerüst verschiedene Räuchergefäße und Leuchter aus vergoldeter Bronze. Das Innere des Tempels ist mit Schnitzwerken und Gemälden verziert, welche Scenen aus dem Leben Buddha's und die Seelenwanderungen seiner berühmtesten Schüler darstellen. In den Seitennischen stehen die Statuen untergeordneter Götter; auf den Stufen brennen in kupfernen Gefäßen Rauchopfer, und das Haupt eines jeden Gottes ist mit goldgestickten Seidentüchern bedeckt, an denen mit Inschriften bedruckte Bandstreifen herabhängen; Laternen aus Papier oder gepreßtem Horn fehlen nicht.

Der Oberpriester, Großlama, sitzt dem Altar gegenüber auf einem vergoldeten Stuhle, und seine Kleidertracht gemahnt an die eines katholischen Bischofs. Er hält in seiner Rechten einen langen Krummstab, hat auf dem Haupt eine gelbe Bischofsmütze, und über den Schultern hängt ein von einer Spange zusammengehaltener Ehormantel. Die Priester knieen und liegen, meist zu 10, auf Matten, zwischen denen freie Gänge bleiben. Sie tragen eine gelbe Kopfbedeckung, die fast wie ein Helm aussieht, ein gelbes seidenes Gewand mit einem Gürtel von rother Seide und sind barfuß, weil sie, zum Zeichen der Demuth, ihre scharlachrothen Sammetstiefel draußen vor dem Eingange zum Tempel abgelegt haben. Alle haben das Gesicht dem Chor zugewandt und den Platz inne, welcher ihrem Range gebührt.

Plötzlich ertönt der gewaltige Klang des Gong; er mahnt zu Sammlung und Gebet. Der Oberpriester kniet auf das vor ihm liegende Haarkissen hin; die übrigen Lamas werfen sich mit ausgestreckten Armen nieder und beten an. Der Sacristian schellt mit einer Glocke, und die Lamas murmeln leise ihre Gebete, welche sie von kleinen Streifen beschriebenen Seidenpapiers ablesen. Ein zweiter Schlag auf die Kesselpauke deutet an, daß die heiligen Gesänge angestimmt werden sollen, und die Wechselgesänge zweier Chöre beginnen. Auf die gewaltige und ergreifende, aber etwas eintönige Vokalmusik folgt die Instrumentalmusik. Drei Lamas schlagen den Takt; der eine paukt auf eine Trommel, ein zweiter auf ein kupfernes Becken, der dritte hat eine große Ratter oder Schnarre. Zu den Tönen dieser Instrumente kommen noch die von Seemuscheln, Glocken und Gongs, so daß das Ganze eine sehr seltsame Musik, ein geistliches Charivari, bildet. Der Gottesdienst dauerte etwa eine Stunde; die Pausen zwischen der Vokal- und der Instrumentalmusik wurden ausgefüllt durch — Schweigen. Manchmal berührten die Lamas den Fußboden mit der Stirn, während der Großlama seine Arme erhob, um den Segen des Himmels zu erflehen. —

Der Kultus der Lamapriester hat etwas Würdiges und Ernstes; man sieht, daß die Mongolen und Mandschu von religiösen Gefühlen durchdrungen sind und ihre Priester achten, die sich auch anständig und würdig benehmen. Die chinesischen Bonzen dagegen bilden zu allem dem einen schroffen Gegensatz, und das Volk verachtet und verhöhnt sie; sie werden von den Komödianten auf die Bühne gebracht, und man stellt sie in den infamsten Rollen dar. Zumeist führen sie ein sehr armseliges Leben, und ihre Zahl hat in der neuern Zeit beträchtlich abgenommen. Leute aus anständigen Familien werden keine Bonzen, und diese rekrutiren sich in einer eigenthümlichen Weise. Sie kaufen von blutarmen Leuten für wenig Geld einen Knaben, dem sie das Haar abscheeren. Er ist anfangs Laufbursch und Diener, wird von seinem Herrn in geistlichen Dingen unterwiesen, gewöhnt sich an dessen Lebensweise, wird sein Erbe und Nachfolger und verschafft sich später seinerseits Schüler auf dieselbe Weise.

Bonzentempel sind in großer Menge vorhanden, aber selbst die berühmtesten Pagoden sind im Verfall. Das gilt namentlich auch von dem berühmten Himmelstempel in Peking, welchen unsere Abbildung zeigt. Er liegt in einem großen Garten und steht zumeist öde und verlassen da. Die breiten, schnurgeraden Zugänge sind mit Steinen gepflastert und auf beiden Seiten mit marmornen Balkons versehen. Die Bäume stehen in Vierecken, sind alle von einer Größe und gleichmäßig beschnitten; am Boden kann kein Gras, kein Strauch, keine Blume wachsen; er ist mit gelben Cedern- und Fichtennadeln bedeckt. An den alten Stämmen, durch deren Gezweig der Wind pfeift, hämmert der schwarze Specht.

Das Gebäude ist rund und hat zwei Dachaufsätze in der Gestalt chinesischer Hüte, also die Form, welche beim Pagodenbau überhaupt vorwaltet. Aber der Himmelstempel zeichnet sich durch seinen gewaltigen Umfang aus, denn dieser beträgt zwischen 1500 und 1600 Fuß. Die himmelblauen Dachziegel sind wie Schuppen aufgelegt worden; das oberste Dach ist zum großen Theil von einem schwärzlichen Moos überzogen, das untere dagegen nicht so verfallen. Die Scheidemauer, welche sich zwischen den beiden Dächern erhebt, ist mit hellblauen Fayenceplatten bekleidet,

Digitized by Google

die man mit hellfarbigen Gemälden versehen hat. An den vier Kardinalpunkten, den großen Treppen gegenüber, hängen vier große lackirte Holztafeln mit vergoldeten Schriftzeichen und dem kaiserlichen Drachen. Im untern Theile sind die Fensteröffnungen mit Holzgittern versehen, mit einem prächtigen rothen Lack bemalt und theilweise mit blauem Schmelz überzogen, in welchem überall goldene Sterne schimmern; das Dach besteht aus vergoldetem Kupfer. Das Innere ist wüst und öde, aber kolossale Götterbilder stehen noch, wiewohl von Gewürm angenagt oder schon durchfressen. Das ganze Gebäude hat etwas Plumpes und Schwerfälliges, macht aber in seiner Gesammterscheinung immerhin einen großartigen Eindruck.

Das Volk ist, wie schon bemerkt, ungläubig, aber es macht die überkommenen Bräuche mit, und so kommt es, daß die Bonzentempel manchmal stark besucht werden, allerdings mehr aus Gewohnheit, Neugier und Zeitvertreib denn aus Andacht. Zu manchen Tempeln macht man Vergnügungspartien. Aber in den meisten Pagoden wirft das Geschäft nicht mehr so viel ab, daß die Bonzen gemeinschaftlich und behaglich leben könnten; sie zerstreuen sich daher weit und breit in der Umgegend, suchen Brot und stehen in keinem hierarchischen Verband. Jeder kann sich auf die leichteste Weise von der Welt zum Bonzen machen; er scheert das Haupthaar ab und zieht einen Rock mit weiten Aermeln an; wer nicht länger Bonze sein will, schneidet die weiten Aermel ab und läßt sich wieder einen Zopf wachsen. Im südlichen China besonders giebt es auch Bonzinnen, welche vorzugsweise die Göttin Kuanyin verehren; man sagt diesen Nonnen viele böse Dinge nach. Wie verachtet Bonzen und Nonnen sind, geht schon daraus hervor, daß die Staatsgesetze ihnen verbieten, Vater oder Mutter zu besuchen, ihren Vorfahren Opfer zu bringen oder Trauer um abgeschiedene Verwandte anzulegen; thun sie es dennoch, so bekommen sie 100 Hiebe mit dem Bambusprügel. Alle Bonzen, welche den Taiping-Rebellen in die Hände fielen, wurden von denselben ohne Gnade ermordet.

Uebrigens gibt es noch Pagoden und Bonzenklöster, welche von dem allgemeinen Verfalle noch nicht berührt worden sind. Solch ein Kloster fand Treves in der Stadt Ho kien im Bezirk von Tien tsin. Sie befindet sich am Abhang eines Hügels, auf welchem 25 Pagoden, Tempel und Kioske zerstreut liegen, deren Gesammtheit diese „Bonzerei“ bildet. Der Vorsteher nahm den Fremden gastlich auf und insirwandelte mit ihm unter den hundertjährigen Bäumen. Der Garten bildete einen schönen Park, die Wege führten durch Schluchten, an Bächen hin, und zu großen Teichen; an manchen Stellen waren Grotten in den Hügel gebauen, und der Hauptlempel stand an einem kleinen See auf einer Anhöhe. Er macht mit seinen Granitsäulen und Marmoreingängen einen sehr vortheilhaften Eindruck; der See ist mit rosenrothen Nymphäen gleichsam überzogen und von vielen Mandarinenenten belebt; im Wasser schimmern Goldfische, und im Gebüsch am Ufer singen und zwitschern die Vögel. Das Ganze bildete eine in hohem Grad anmuthige Landschaft. Der Abt geleitete den Europäer in den Fremdensaal, bewirthete ihn mit Erfrischungen und zeigte ihm dann alle Gebäude; Abends wurde ihm zum Nachtlager ein sauberes Zimmer angewiesen, und am andern Morgen wohnte er dem Gottesdienste bei. Er war überrascht von der Harmonie im Gesange, denn eine solche hatte er nicht erwartet. Unter den 50 Bonzen, welche das Kloster zählte, bemerkte er 15jährige Knaben und 80jährige Greise; er sah, wie man vor den Buddhabildern Räucherstäbchen und Kerzen anzündete. Diese berühmten Räucherstäbchen werden aus Kuhdünger, Wachs und wohlriechenden Harzen verfertigt.

In den Grotten wohnten vereinzelt fünf oder sechs Büßer, die sich von der Außenwelt völlig zurückgezogen hatten und nur noch mit Buddha verkehrten. Sie sind die Heiligen der Klosterbrüderschaft und ziehen manchen Besucher an. Einer dieser Büßer hatte sich an Stirn und Arm vermittelst eiserner Haken im fleischlose Ketten befestigt, an denen brennende Lampen hingen. Sie leuchteten zum Besten der Erlösung des Menschengeschlechts. Ein anderer Asket stand mit weitausgebreiteten Beinen und Armen und war mit einer Kette an den Balken der Decke befestigt; diese Stellung wollte er drei volle Monate lang beibehalten. Treves sah sich die beiden frommen Mönche genauer an und bemerkte, daß der eine sich ein Stück fleischfarbiger Haut auf die Stirne geklebt hatte, in welcher der Haken befestigt war; das herabrieselnde Blut wird wohl einer Henne angehört haben. Der andere Büßer mit den ausgespreizten Armen und Beinen hat seine drei Monate nicht ausgehalten, denn am andern Tag erkannte ihn der Reisende unter den Bonzen, welche ihm das Geleit gaben.

In diesem Tempel standen auch mehrere Gebetmühlen. Sie haben Aehnlichkeit mit einem Haspel oder einer Garnwinde, und auf den an ihnen befestigten Papierstreifen sind die Gebete gedruckt, welche man jeweilig an die himmlische Adresse befördern möchte. Der Fromme dreht am Haspel mit der rechten Hand, während die linke auf dem Herzen ruht. Es reicht hin, daß diese Gebetmühle etwa eine Viertelstunde lang in Bewegung bleibt. Uebrigens gibt es solcher Mühlen vielerlei, und bei manchen ist das fromme Geschäft den Leuten so bequem gemacht, daß sie dabei in aller Gemächlichkeit ihre Pfeife Tabak rauchen können. Manche werden durch Wind oder auch durch Wasser getrieben.

Die Gräber in diesem Bonzenkloster sahen aus wie umgekehrte Pyramiden. Die Leiche eines Bonzen wird in derselben stehenden Stellung, welche der Mann beim Gebet einzunehmen pflegte, in ein großes Thongefäß gethan; über dieses stülpt man ein zweites länglicheres Thongefäß als Deckel und vermauert das Ganze bis zur Höhe des letztern.

Die Bonzen sollen bekanntlich keine Speise genießen, die von lebenden Wesen herrührt. Treves war deshalb sehr erstaunt, als auch gebratene Hühner, Schweinebraten, Schöpsragout, Fische und eßbare Schwalbennester auf den Tisch kamen; seine Verwunderung wuchs, als er fand, daß alle diese Fleischgerichte des geschickten Pater Küchenmeisters Werk waren; sie bestanden nämlich aus Erbsen- und Bohnenbrei oder Mehl und waren in Formen geknetet worden.

Selbst die Mönche dieses respektablen Klosters in Ho kien stehen beim Volk in Mißachtung. Die Kaiser selber haben von Staatswegen das Ihrige gethan, um Religion und Priesterglaubwürdig dem Spott und Hohn preiszugeben. Kaiser Kang hi schrieb eine Unterweisung für das Volk, welche sein Sohn und Nachfolger Yung tsching mit Erläuterungen versah; es ist Pflicht der Beamten, sie dem Volke vorzulesen. Die Kaiser dringen auf Beseitigung aller Sekten, die ohne Ausnahme verdammt werden; insbesondere werden die Gebräuche des Buddhismus sehr lächerlich gemacht. Die Chinesen sagen: „Die drei Landesreligionen sind nur eine und alle gleich gut.“ Es gehört zur guten Erziehung, die Religion des Andern zu loben, denn man hält an dem Grundsatze: „die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist nur eine, wir alle sind Brüder.“

Digitized by Google

Ein Beſuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inſeln.

Die Gruppe der Comoren beſteht aus vier Eilanden. Dieſe liegen im nördlichen Theile des Kanals von Moſambik, zwiſchen der Nordſpitze von Madagaskar und der oſtafrikaniſchen Küſte zwiſchen 11 und 13° ſüdlicher Breite, ſind vulkaniſch und mit Korallenriffen umzogen. Die Hitze wird durch die Seewinde gemäßigt, der Boden iſt fruchtbar und liefert Schiffsbauholz, Arekanüſſe, Reis, Honig, Wachs, und beſonders Zucker. Die beträchtlichſte Inſel iſt Groß-

Tſchumbe Tuli, Königin der Comoro-Inſel Moheli. (Nach einer Zeichnung von Biva.)

Digitized by Google

Ein Baobab auf Mohéli. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Digitized by Google

Comoro; am meisten von Schiffen wird Anjuan (Johanna, Itzuana oder Hinjuan) besucht, weil sie gute Rheden hat; Mayotta ist im Besitz der Franzosen, die sich über die vierte Insel, das kleine Mobeli, ein Protektorat anmaßen.

Die gesellschaftlichen Zustände auf diesen Inseln sind von eigenthümlicher Art. Portugiesische Seefahrer, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts die Comoren entdeckten, fanden auf denselben eine schwarze Bevölkerung, welche, ihrer Meinung nach, von der afrikanischen „Mutschambaraküste" herübergekommen waren, als bezwungenes Volk, denn den herrschenden Stamm bildeten mohammedanische Araber. Der Sultan von Comoro flüchtete vor den Portugiesen nach Mayotta hinüber und baute dort eine Stadt, von welcher noch einige Ueberreste vorhanden sind. Bald nachher kamen Sekalaven von der Westküste Madagaskars gleichfalls nach Mayetta; ein arabischer Häuptling der Suahelis vom Festlande, Mohammed ben Aissa, eroberte Groß-Comoro, Anjuan und Mobeli, heirathete die Tochter des Sultans von Mayotta, wurde auch hier, nach dem Tode seines Schwiegervaters, Gebieter und baute die Ortschaft Schingami.

Bis zum Jahr 1830 wissen wir fast gar nichts über die Geschichte von Mayotta. Um diese Zeit wurden die Howas auf Madagaskar immer mächtiger und brachten die Sekalaven ins Gedränge. Ein Häuptling oder „König" derselben, Andrian Suli, wurde von ihnen vertrieben, aber in Mayotta bot ihm Sultan Amadi gastliche Aufnahme an und — ein seltener Fall — durch seinen Sohn Buanacombe auch die Mitherrschaft. Als Andrian Suli noch nicht auf Mayotta eingetroffen war, wurde Amadi von seinem eigenen Bruder ermordet. Dann aber erschien Andrian Suli, bezwang den Usurpator, und Buanacombe verlieh ihm und den mit ihm gekommenen Sekalaven einen Theil der Insel als Eigenthum. Bald brach jedoch zwischen beiden Theilen in Folge von allerlei Unverträglichkeiten Krieg aus, Buanacombe wurde vertrieben und suchte Schutz auf Mobeli bei Ramanateka, welchem er seine Anrechte auf Mayetta abtrat. Dieser erschien dort 1836 und verjagte den König Andrian Suli, der nun seinerseits flüchtete und zwar nach Anjuan zum Sultan Abdallah, mit dessen Beihülfe er dann Krieg gegen Ramanateka führte. Abdallah aber wurde gefangen und starb im Gefängniß Hungers. Sein Sohn Allawy wurde mit Beihülfe seines Schwiegervaters Andrian Suli zum Sultan von Anjuan ausgerufen, aber von seinem Oheim Salim bekehdet, der auch auf Mayetta eine Revolte gegen Suli anzettelte, die aber ohne Erfolg blieb.

Wir erzählen diese an sich ganz unbedeutenden Einzelnheiten, weil sie recht deutlich zeigen, wie leicht es für die Europäer ist, solche Verwirrungen zu benutzen und Vortheil aus denselben zu ziehen. Im gegebenen Falle thaten das die Franzosen. Im Jahr 1841 kam Lieutenant Jehenne mit dem Schiffe Prevoyante nach Mayotta und fand, daß sie manche Vortheile darbiete; bald folgten andere Fahrzeuge, und am 25. April 1841 schloß der Gegenadmiral de Hell mit Andrian Suli einen Vertrag ab, demgemäß dieser Sultan, gegen eine Jahresrente von 1000 Fünffrankenthaler, die Insel Mayotta an Frankreich abtrat. Drei Prätendenten wurden nacheinander unschädlich, denn Buanacombe starb; Salims Nachfolger, Said Hamza, verzichtete auf alle etwaigen Anrechte, und Ramanateka ging auch bald mit Tod ab. Die französische Regierung ratifizirte am 10. Februar 1843 den Abtretungsvertrag und nahm dann in aller Form Besitz von Mayotta. *)

*) Les colonies francesises; Mayotte et dépendances. Revue maritime et coloniale, Paris 1863. VIII. 229 ꝛc.

Mobeli (oder Mobilla) liegt südlich von Groß-Comoro, dessen vulkanische Feuersäulen man bei Nachtzeit sehr deutlich bemerken kann. Nach Osten hin liegt, mit einem bläulichen Schleier umhüllt, Anjuan.

Der oben erwähnte Ramanateka hatte zwei Töchter; die eine, Tschumbe Salame, starb sehr jung; die zweite, Dschumbe Suli, wurde seine Nachfolgerin und von den Häuptlingen der Insel als Sultanin anerkannt. Sie gaben aber der noch minderjährigen Prinzessin eine Regentschaft bei, und die junge braune Dame erhielt von einer französischen Gouvernante Abrichtung in der europäischen Civilisation. Sie wurde, sagt Charnay (Le Tour du Monde, Nr. 249. S. 230) mit unseren Sitten und unserer Sprache bekannt, und man durfte auch hoffen, daß sie unsere Religion annehmen werde. Dadurch hätte dann Frankreich eine neue Colonie bekommen, und in der That wäre nichts leichter gewesen als das. Zwei junge Marineoffiziere hatten nicht übel Lust, diese Tochter Ramanateka's zu heirathen; sie war jung, in ihrer Art hübsch, galt auch für intelligent, und die Wahl wäre gewiß ganz leidlich gewesen. Indessen scheiterten diese Projekte, und in Frankreich dachte man nicht weiter an die Prinzessin, welche heranwuchs und der dann die Häuptlinge der Insel einen Gemahl aussuchten. Sie boten auch Sansibar einen Araber von guter Familie und dieser wurde Dschumbe Suli's Mann. Sie bekannte sich nun zur mohammedanischen Religion.

Wir hatten uns, so berichtet Charnay weiter, vorgenommen, der Königin unsere Aufwartung zu machen und ließen uns anmelden. Sie bewohnt einen Palast, dessen Größe mit jener der Insel Mobeli in richtigem Verhältnisse steht; nämlich ein kleines Haus von zwei maurisch durchbrochenen Gemächern. Vor dem einen liegt ein Hof, in welchem Kanonen und Flinten aufgestellt sind; dort stand, Gewehr im Arm, die Garnison. Sie bestand aus acht schwarzen, barfüßigen Kriegern, die weiße Hosen und eine rothe enzstische Jacke trugen; statt der Tschakos hatten sie rothe Bischofsmützen auf dem Kopfe.

Der Prinz-Gemahl war unser Führer und geleitete uns in den ersten, sehr langen und schmalen Saal, der als eine Art von Vorzimmer dient und in welchen auch die Garnison einrückte, während Seine Hoheit uns den hohen Würdenträgern der Krone vorstellte. Mir war es nicht lieb, den Händedruck einiger dieser Herren zu empfangen, die offenbar von Krätze oder Ausfahr heimgesucht waren.

Wir nahmen Platz, aber die Unterhaltung war schleppend, obwohl der sehr zungenfertige Dolmetscher sich die größte Mühe gab, sie in lebhaften Gang zu bringen. Die Königin ließ sich noch nicht blicken, weil sie mit ihrem Anzuge beschäftigt war. Endlich erschien ein Kammerherr mit der Nachricht, daß sie uns erwarte. Der Prinz-Gemahl ging voran, wir stiegen vorsichtig eine treppenartige Leiter hinauf und gelangten dann in das Gemach der Königin. Tschumbe Suli saß auf einem Lehnsessel und hatte ein Kissen unter ihren Füßen; hinter dem Stuhle standen eine alte Amme und eine Sklavin. Sie selber war in ein seidenes Gewand von orientalischer Arbeit gehüllt, ließ aber ihre recht hübsche Hand sehen, und durch die Kopf- und Gesichtverhüllende Maske strahlten in sanften melancholischen Glanz ihre schönen schwarzen Augen. Ueberhaupt war die Verhüllung des Gesichts keineswegs vollständig, denn auch Mund und Kinn entzogen sich unseren Blicken nicht.

Dschumbe Suli sieht älter aus als sie ist, und als ich sie bald nachher unverhüllt sah, um eine Zeichnung von ihr zu entwerfen, hielt ich sie für 35 Jahre alt; sie zählt aber erst 28, und schien mir kränklich zu sein. Sie hat zwei sehr hübsche Knaben.

Digitized by Google

Die Audienz dauerte etwa eine halbe Stunde, und man bewirthete uns mit Erfrischungen, bei denen duftendes Rosenwasser nicht fehlte.

Meheli erschien mir als die hübscheste und grünste unter den Comoro-Inseln; die vielen Kokosbäume geben der Landschaft etwas Anmuthiges, und zwischen diesen Palmen erheben sich, vereinzelt stehend, als Giganten der Pflanzenwelt, gewaltige Baobabs. Das Eiland ist von Fußpfaden durchschlängelt, von den Bergshöhen springen klare Bäche herab und verbreiten erquickende Kühle.

Die tatarischen Kolonien in Bulgarien.

Im Jahre 1861 vollzog sich ein merkwürdiges Schauspiel an den Ufern der Donau und an den Gestaden der Krim. Theile großer Volksstämme sah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre gehoben. Sie betrug 1850, nach von Köppen, 85,461 Seelen, darunter befanden sich aber 12,000 Meldauer (Rumänen), einige Kleinrussen, Griechen und Zigeuner. Unter diesen Ansiedlern unterscheidet man die „Erui Bul-

Die Tatarencolonie Rabisch in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Wohnsitze miteinander tauschen. Dieses wechselnde Kehren von Ebbe und Fluth war jedoch nur für unsre Generation eine überraschende Erscheinung, denn im Grunde bildete es blos die Fortsetzung einer Bewegung, die mit ihrem Anfange in das vergangene Jahrhundert zurückreicht.

Unter Kaiserin Elisabeth und deren Nachfolgern begann die große Emigration slavischer, mit ihrem Schicksal unter der türkischen Zwingherrschaft unzufriedener Stämme aus den Ländern der Balkan-Halbinsel nach den neu erworbenen wüsten Grenzgebieten Rußlands am Schwarzen Meer, damals „Neuserbien" genannt. Die in den Jahren 1801 bis 1806 auswanderten Bulgaren begründeten in den Gouvernements Taurien und Cherson neue Niederlassungen, und schon 1821 hatte sich die Zahl der bessarabischen Bulgaren, nach zuverlässigen Angaben, auf 38,023 Seelen

gari", schwarze Bulgaren, Eingewanderte aus Rumelien, und Türkisch sprechende Bulgaren, „Gagausi" aus der Dobrudscha und dem Süden des Balkan. Im Allgemeinen sind die Bulgaren Bessarabiens wahre Polyglotten. Sie sprechen gewöhnlich außer Bulgarisch und Türkisch auch Rumänisch und Russisch; manchmal auch Griechisch.

Im Jahre 1861 veranlaßte die türkische Regierung die Ansiedlung der Tataren in den bulgarischen Ländern an der Donau. Um den großen, mit dieser tatarischen Ansiedlung für die christlichen Gemeinden verknüpften Lasten zu entgehen, verließen hingegen etwa 10,000 Bulgaren die Heimat, um ihr Heil an der Küste Tauriens zu suchen. Sie waren dazu bestimmt, Rußland Ersatz für die nach der Türkei auswandernden Krim-Tataren zu bieten.

Im Sommer 1861 verließen die Tataren des schmalen Küstenstriches zwischen der Jalta und dem Pontus ihren fruchtbaren, sanften Seeküsten geöffneten Boden, der, im Norden durch einen Gebirgskranz von Balaklava bis Feodosia umsäumt und gegen die rauhen Nordwinde geschützt, mit einem herrlichen Klima gesegnet ist. Sie wollten sich ihren Stammesbrüdern anschließen, die seit langer Zeit, eingeschoben zwischen romanisch-bulgarisch-türkische Elemente, in der Zahl 33,000 Seelen (1850), unter einem von der Pforte abhängigen, erblichen Chan zu Tschetal Oman die Dobrudscha bevölkern. Der schlimme Ruf, der ihnen vorausging, scheint nicht ganz gegründet zu sein. Man findet bei den Tataren der Gebirge nur geringe Spuren unnatürlicher Befriedigung sinnlicher Triebe, die in ihrer großen Verbreitung das Türkenthum geistig und körperlich zu erschöpfen drohen. Der Tatare der Südkrim ist deshalb von weit frischerem, kräftigerem Aussehen als der Türke. Er unterscheidet sich aber auch sehr vortheilhaft durch sein milderes Wesen von den fanatischen Nogaiern Tauriens. Wahrscheinlich ist durch ihre Vermengung mit Griechen und Genuesen der mongolische Typus zum Theil bei ihnen verschwunden. Sie haben oft ganz regelmäßige Gesichter, ohne hervorstehende Backenknochen, ohne geschlitzte schiefstehende Augen und Flachnasen, welche der Steppentatar beinahe immer zeigt. Sie sind von mittlerer Statur, öfter auch darunter und von besonders derbem Knochenbau. Die Gebirgstataren haben im Ganzen weit mehr Aehnlichkeit mit den Türken als die Tataren der Dobrudscha, welche ihren asiatischen Steppentypus vollkommen bewahrten. Beide Zweige sind höchst wahrscheinlich Abkömmlinge der Mongeleinhorden, die einst unter dem gefürchteten Batu-Chan die Pontusländer (1240) eroberten und die Russen unterjochten.

Suskat Bai, der von der Pforte mit der Tatarencolonisation beauftragte Commissär, wies den Ankömmlingen die wohlhabendsten christlich-bulgarischen Dörfer zu Wohnsitzen an. Der beste Theil der Ackergründe mußte seinen Schützlingen überlassen, Wohnhäuser und Viehställe sollten ihnen von den Bulgaren ohne Entschädigung gebaut werden. Das kleine Dorf Rabisch am Artscher mußte 80, Kula bei Widin 60 tatarische Häuser herstellen. Die Bevölkerung mancher bulgarischen Gemeinde zog anfänglich die Auswanderung nach der Krim und Serbien solch' ungerechten Zumuthungen vor. Die Auswanderung vergrößerte aber nur die Last für die zurückgebliebenen Familien. Das Dorf Rakoviza, welches F. Kanitz im Sommer 1862 besuchte, mußte bei einer Zahl von 170 bulgarisch-christlichen Familien nicht weniger als 206 tatarische Gehöfte herstellen. Von Florentin, nahe am Timok, entlang der Donau bis Rustschuk hinab vertheilte man die tatarischen Ansiedlungen.

Neben den christlichen Dörfern erheben sich lange Reihen netter, mit Stroh und Schilf gedeckter Häuser, durch Gartengründe und Holzzäune von einander getrennt. Die Pforte hatte den Colonisten ihrerseits überdies 15 abgabenfreie Jahre und jedem Hause zwei Ackerochsen und eine Kuh zur Milchwirthschaft zugesagt.

Mit nur geringer Habe, ihre halbverschleierten Frauen an der Seite oder mit den kleinsten Kindern auf dem Rücken ihrer mitgebrachten Kameele, zogen die tatarischen Fremdlinge in ihre neuen Sitze ein. Diese gefielen ihnen, wenngleich mancher die rasenbedeckte Veranda des heimatlichen Hauses vermissen mochte, die er in warmer Sommernacht gern zur Schlafstätte benutzt hatte. Aber auch der herrliche gottgesegnete schwarze Humusboden Bulgariens, zum Getreide-, Wein-, Tabak-, Seiden-, Baumwollenbau und zur Obstzucht gleich sehr geeignet, bedeckt mit Hainen von Cypressen und Terebinthen, auf denen neben immergrünen Eichen der Feigen- und Lorbeerbaum gedeihen, fand den vollsten Beifall der Ankömmlinge von den taurischen Gestaden.

Doch selbst der beste Boden muß umgeackert werden — aber womit sollten die Tataren die schönen Felder bearbeiten? Häuser und Ställe hatten ihnen die Bulgaren wohl stellen müssen; aber wer vermochte die säumigen türkischen Regierungsorgane zu drängen, die den Ansiedlern zugesagten Ochsen für den Pflug, die nährende Kuh für das Haus zu stellen?

Nach russischen Berichten sehnen sich die ehemaligen Unterthanen des Czaren wieder nach ihrer alten Heimat. Es soll sie mächtig ziehen nach den Abhängen der Jaila, auf deren Höhen bis zu 3000 Fuß die taurische Fichte, in deren von zahlreichen Wasserläufen durchrieselten Boden der mit feuerrother Rinde bekleidete Erdbeerbaum und der feurige Krimwein gedeihen, wo Magnolien, Terebinthen, Granaten und Feigen wachsen. (Nach F. Kanitz. Bulgarische Fragmente. Oesterreichische Revue. 1864. VI.)

Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von Dr. **A. Stübel** in Dresden.

Wenige Gegenden der Erde sind so oft und so ausführlich beschrieben worden, wie Madeira, die kleine Insel im fernen Ocean. Dennoch begrüßt fast Jedermann die Mittheilungen, welche von dort kommen, noch immer mit Interesse. Sei es, daß der Leser selbst auf ermüdender Reise nach einem andern Continente einige Stunden sich dort erfrischte, sei es, daß er, wie so Viele, im längern Aufenthalte einen Nutzen für seine Gesundheit suchte — vielleicht auch fand — oder wissenschaftliche Zwecke verfolgte: immer und immer wieder wird er sich jenes Eiland gern in das Gedächtniß zurückrufen lassen. Aber auch die, welche den Fuß nie darauf setzten, werden durch die Schilderungen großartiger Gebirgsscenerien und einer üppigen Vegetation, mindestens aber durch die Erzeugnisse des Weinstocks, eine Vorliebe dafür gewonnen haben.

Madeira ist in seiner äußern Erscheinung, in der Configuration seines Bodens, wie alle atlantischen Inseln, höchst wunderbar; d. h. die Gesetze, nach welchen die Berge aufgebaut, scheinen stellenweise gänzlich unerforschbar, und die Kräfte, welche

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

tiefe Thäler und Kessel aushöhlten, gänzlich zu fehlen oder doch in ihrer Wirkung sehr vermindert zu sein. Wilde Unordnung erblickt der oberflächliche Beschauer, nach Fremdartigem, Absonderlichem suchend, in den grotesken Felsen, die ihn mit Erstaunen erfüllen, während es dem Geologen durch mühsame Untersuchungen gelingt, die vollkommene Symmetrie, welche doch dem Ganzen innewohnt, zu erkennen.

Madeira besteht, gleich den meisten übrigen Gliedern der benachbarten Inselgruppen, aus erloschenen Vulkanen, die sich bei gleichzeitiger Entstehung in ihrer regelmäßigen Ausbildung hemmten, oder bei successiver Thätigkeit gänzlich oder theilweise vernichteten. Noch jetzt sind auf Madeira zwei Haupteruptionscentra erhalten, welche sich an die Ueberreste der Eruptionsstelle früherer Eruptionsperioden innig anschließen, und deren Bergabhänge mit einer Anzahl regelmäßig geformter kleinerer Krater an und späterer Zeit besetzt sind. Das Hochplateau von Paul da Serra ist als das eine Eruptionscentrum anzusehen und wurde durch die allmälige Ausfüllung des Kraterschachtes mit Laven und Schlacken bis zu seinem Rande (circa 4000') gebildet; der große Curral, ein nahezu 3000' tiefes Kesselthal, muß als das andere betrachtet werden. An der einen Seite dieses durch die Thätigkeit der Atmosphärilien sehr erweiterten Kraterkessels erhebt sich fast senkrecht bis zu 6000' aufsteigend der Pico Ruivo, der höchste Berg der Insel. Den diesen Centris, welche gleichsam die Brennpunkte der langgestreckten Insel darstellen, sallen die Tuff- und Lavabänke mit einer Neigung zwischen 12 und 20° nach allen Seiten der Küste zu. Die Dimensionen dieser beiden Hauptvulkane sind schon so bedeutend, daß es nur durch wiederholtes Besteigen ihrer höchsten Gipfel möglich wird, ein deutliches Bild von dem Ganzen zu erlangen und im Geiste zusammen zu ordnen, was zusammen gehört; das gelingt aber um so schwerer, als die Zerstörungen, welche die Niederschläge der Atmosphäre verursachen, sehr beträchtlich sind. Zwischen den tiefen Thälern, die in die Kraterumwallungen eingeschnitten, sind oft nur kleine Ueberreste von jenen gehoben und ragen als zackige Gebirgsgrate empor. Ein solcher Gebirgsgrat, aber hier sehr hoher Gebirgskamm, zieht sich etwa von der Mitte der Insel nach der Südküste zu und endigt mit einem beinahe 2000' hohen senkrechten Absturze, dessen Fuß die Wellen des Meeres tosend benagen. Es ist dieses das Cabo Girão (Vorgebirge der Umkehr), welches unsere Abbildung zeigt. Wohl ist es lohnend, den mit der Pinus maritima schwach bestandenen Gipfel dieses Vorgebirges zu ersteigen, um von dort die Aussicht über einen großen Theil der Insel, die sich östlich über die fruchtbaren Höhen von S. Martinho bis nach Funchal und den Palheiro, westlich nach Ponta do Sol erstreckt, zu genießen, doch bei weitem interessanter und lehrreich ist eine Fahrt im Boot, um die Felswand selbst zu betrachten. Vom Meere aus ist der Anblick dieses Vorgebirges noch großartiger, und wir übersehen gleichzeitig seine innere geognostische Beschaffenheit, die hier mit seltener Vollkommenheit der Beobachtung zugänglich gemacht ist. Wir erkennen Schichten sehr verschiedener Dicke, von braunen, rothen und gelben Tuffen, die mit schwarzen Lavabänken abwechselnd in vorherrschend horizontaler Richtung abgelagert sind und von Lavagängen in großer Anzahl mit mannichfaltigen Krümmungen, die jene vielfach verdrückt, verschoben und ausgekeilt haben, durchsetzt werden. Diese, das ganze Schichtensystem wie Adern durchziehenden Gänge sind Felsspalten, die vielleicht schon während der Bildung der Insel oder wenigstens bald darauf durch Erschütterungen und Contractionen der erkaltenden Massen entstanden. Feuerflüssige Gesteine drangen in dieselben ein, um nach dem Erstarren den bröcklichen Tuffen ein für ihre Haltbarkeit unentbehrliches Gerippe zu werden. Es gleicht diese Formation der der Somma am Vesuv, deren gegnostischer Bau im Atrio del cavallo für das Auge recht vollkommen aufgeschlossen ist. Unzweifelhaft erstreckte sich der Gebirgszug in vorgeschichtlicher Zeit viel weiter südlich in das Meer, doch wurde der jetzt fehlende Theil von den Fluthen verschlungen. Noch immer branden die Wellen mit großer Heftigkeit gegen die Felsen, aber einleuchtend ist es deutsch, daß diese allein, selbst ungeheure Zertrümmer angenommen, so gewaltige Zerstörungen nicht verursachen konnten. Erklärlicher wird diese Erscheinung, wenn man eine Veränderung im Niveau des Meeres damit in Verbindung bringt. Daß aber das Meer in früherer Zeit wirklich höher stand, dafür gibt es nicht nur auf Madeira, sondern auch auf den meisten atlantischen Inseln durch die Ablagerung sedimentärer Schichten in deutlichen Höhen, unzweifelhafte Belege. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob diese Thatsache durch eine Hebung der Inseln oder vielleicht besser durch ein Zurücktreten des Meeres zu erklären ist. Nicht am Cabo Girão allein, auch an anderen Punkten der Küste treffen wir dergleichen senkrechte Abschnitte, sie überragen aber nur selten eine Höhe von 1000 Fuß; überhaupt können schwerzugängliche Ufer, die den Verkehr auf dem Meere zum größten Nachtheile der Bewohner behindern, als ein charakteristisches Merkmal für vulkanische Inseln gelten. Gute Ankerplätze, an denen es in Madeira für größere Schiffe gänzlich fehlt, gehören zu den seltensten Erscheinungen und finden sich nur dann, wenn ganz besondere geotzgische Verhältnisse ins Spiel kommen.

Das Dorf Cama de Lobos (Wolfslager, der Name bezieht sich auf Seewölfe oder Robben), welches den Vordergrund unsers Bildes einnimmt, erscheint mit seinen blendend weißen Häusern, zwischen denen Bananen-, Orangen- und Feigenbäume, auch einzelne Palmen stehen, aus der Ferne recht einladend und nett. Eine andere Ansicht gewinnt man beim Betreten des Ortes selbst. Die Häuser, deren Fensteröffnungen nur mit Läden zu verschließen sind, verlieren bei näherer Betrachtung alles Anziehende, die Straßen sind eng und schmutzig; Kinder, dürftig oder gar nicht bekleidet, umlagern, nach Geld bettelnd, den Fremden. Der größte Theil der Einwohner ernährt sich vom Fischfang, denn Cama de Lobos besitzt einen kleinen Hafen. Aber auch hier bestätigt es sich, was wir so eben sagten, daß nämlich besondere geologische Verhältnisse dazu gehören, um ihn zu schaffen. — Auf den Abhängen großer Bultkare entstehen fast jederzeit eine Anzahl kleiner Krater, welche die großen wie Vasallen umgehen und sich meist mit einer einmaligen sehr geringen Thätigkeit begnügen. Einige solcher kleinerer Nebenkrater befinden sich in der unmittelbaren Nähe von Cama de Lobos; sie sind mehrere 100 Fuß hoch und aus schwarzen und braunen Tuffen, denen sich etwas weißer Bimsstein beigesellt, aufgebaut. Von ihren Gipfeln haben sie nie Lavaergüsse gemacht, dagegen bilden ihr Fundament Lavaströme, die an der dagegengenen Orten hervorgewollen sich dammartig in das Meer erstrecken; sie sind es, zwischen denen die kleinen Fahrzeuge der Fischer vor den oft mit großer Heftigkeit antodenden Wellen Schutz finden. Diese zusammenhängenden Lavamassen sind jedoch durch die benagende Brandung des Meeres vielfach durchbrochen und stellen so Inseln und Halbinseln dar, an denen eine sehr vollkommene säulenförmige Absonderung des Gesteins, die die Zerstörung begünstigte, zu beobachten ist. Auch die Häuser mehrerer Straßen des Ortes lehnen sich an solche aus fünfseitigen Säulen von der Natur gebildeten Mauern an und tragen dazu bei, das Ganze zu einem sehr malerischen Bilde zu gestalten. An einem kleinen Bergplateau, dicht am Meere, hat der Aermste Theil der Bevölkerung seine dürftigen Hütten aufgeschlagen, oder es sogar vorgezogen, nur Höhlen in den weichen Tuff zu graben, um sie zu bewohnen. Traurig ist der Eindruck, welchen man von hier mitnimmt. Nackte Kinder, mäßig herumtauernde Frauen, Schweine, Hunde und Hühner, die bei dem mühsamen Geschäfte, sich ihre Nahrung zu suchen, häufig durch Steinwürfe belästigt werden, beleben den dürren

Digitized by Google

Boden, von welchem die blendenden Strahlen einer heißen Sonne zurückprallen und der Wind dichte Staubwolken aufwirbelt. Ein Gebirgsbach, der Ribeiro de Bigario, welcher dem Dorfe das nöthige Wasser zuführt und hier in das Meer mündet, hat sich ein tiefes Bett in die säulenförmige Lava gewaschen, doch ist es nur ein kleiner Theil des Wassers, der demselben folgen darf und die kleinen Gadeaden speist, weil die Hauptmenge in Kanälen (Lovadas) nach kultivirbaren Terrains geleitet wird. Auch zu beiden Seiten des Wassers im Flußbett wird jedes kleine Fleckchen Erde benutzt, um Zucker- und Schilfrohr, Bananen, Ignamen und andere Früchte zu kultiviren. Das Auge, ermüdet von den sterilen Felsen, erfrischt sich bei dem Anblicke der großen saftigen Blätter, an dem üppigen Grün und an manchen zierlichen Blumen, die sich eigenmächtig zwischen die Kulturgewächse drängen. —

Auf den Anhöhen, die hinter Cama de Lobos aufsteigen, wächst ein vortrefflicher Wein, der eigentliche Madeira. Die Traubenkrankheit, welche nicht nur alle Theile dieser Insel stark heimgesucht, sondern sich auch weit südlicher, auf den Inseln am Grünen Vorgebirge gezeigt, hat die Weinberge bald in Zuckerrohr-Plantagen verwandelt, und erst seit zwei Jahren beginnt man wieder der Rebe ihren alten Platz einzuräumen. Die neue Anpflanzung schreitet nur langsam vorwärts, weil der Pflanzigste die Früchte seiner Bemühungen sofort ernten will, wofür sich der junge Weinstock nicht bereit finden läßt*). — Westlich vom Cabo Girão liegen andere ausgezeichnete Berge, die den Malvasier produciren, jetzt aber dasselbe Schicksal theilen. — In dieser Gegend, unweit des malerisch gelegenen Dorfes Campanaria, steht ein sehr großer Kastanienbaum, der insofern besonderes Interesse verdient, als man aus seinem hohen Alter, das er haben muß, den Schluß gezogen hat, daß die edle Kastanie schon vor der Entdeckung der Insel (1419) dort einheimisch war.

Cama de Lobos ist von Funchal, der Hauptstadt, in zwei Stunden zu erreichen, ohne daß man ein gewandter Fußgänger zu sein braucht. Eine schöne Fahrstraße, die einzige, welche das zerrissene Terrain von Madeira anzulegen gestattet, soll beide Orte mit einander verbinden. Jetzt ist sie erst bis zur Ribeira dos Socorridos, ohne besondere Schwierigkeiten verursacht zu haben, gestührt; hier wird indessen eine lange Brücke, deren Bau sehr erwünscht wäre, weil der Fluß, welcher das Wasser aus dem grünen Curral dem Meere zu leitet, bei den Anschwellungen durch heftige Regengüsse alljährlich seine Opfer unter denjenigen nimmt, die genöthigt sind, das steinige Bett zu durchwaten, die Vollendung sehr verzögern. Schon jetzt ist diese Straße der beliebteste Spaziergang der Bewohner von Funchal und wird besonders bei der eintretenden Kühle des Abends von vielen Reitern belebt; sie ist in der That so herrlich, so schön, daß es wohl wenige in der Welt geben wird, die einen Vergleich mit ihr bestehen können. Bei jeder Biegung, die der Weg macht, indem er genau allen Krümmungen und Steigungen der Küste folgt, ändert sich die Scenerie. Das Meer in seiner immer wechselnden Beleuchtung, die felsige Küste, an der sich das Wasser hochaufspritzend zerstäubt, üppige Plantagen, Pflanzen mit echt südlichem Charakter, kahle Felsen, bewaldete Berge von ansehnlicher Höhe und endlich die Bucht von Funchal mit ihren freundlichen, amphitheatralisch gelegenen Gärten, Terrassen und Häusern sind die einzelnen Theile, die sich mit jedem Schritte zu einem neuen wunderbaren Bilde vereinigen. Wer hier, fern von der im tiefen Winterschlafe liegenden Heimat, dem Schauspiele eines Sonnenunterganges beigewohnt, vielleicht mit Frauden, deren Gemüth in gleicher Weise für die Schönheit der Natur empfänglich war, wird nicht leicht hoffen, genußreichere Augenblicke zu erleben.

*) Vergl. Globus V, 224.

Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major v. **Abendroth** in Dresden.

II.

Gehen wir also nun zur Erörterung der technischen Fragen über.

Grundbedingungen einer jeden Hochgebirgsbahn sind:

1) Diejenige Alpenregion, welche den Unbilden der Witterung, den Schneestürmen, Lawinen, Felsstürzen und der vielmonatlichen Einwinterung ausgesetzt ist, bietet keineswegs die für die Ungefährtheit des Verkehrs erforderliche Basis — sie muß vermieden werden. Die einzige Möglichkeit sichern Betriebes bietet der Tunnelbau, mittelst dessen jene Region abgeschnitten wird. Für Tunnels aber von 10,12 und 15 Kilometer Länge liegt vor der Hand keine Erfahrung weiter vor, als daß die Schwierigkeiten des Vordringens sich mit jedem Meter vorwärts in einer alle vorhergehenden Berechnungen übertreffenden Weise steigern. Die Schwierigkeit der Luftemeuerung, die daraus folgenden Verzögerungen bei Anwendung der Sprengwirkung des Pulvers sind die bis jetzt aufgetretenen hemmenden Elemente. Was dann der Berg in seinem Schooße noch verbirgt — wer mag es wissen? Und wenn weder im Gestein, noch im Wasser, noch in den Gasen etwas Unerwartetes sich fände an den bereits im Gange befindlichen Schwierigkeiten ist es so weit genug, daß man zwar es anerkennen muß, wenn zwei große Staaten auf öffentliche Kosten das Wagniß unternehmen, und 60, 80 oder 100 Millionen Francs möglicher Weise in zwei Löcher stecken, die dann in ihrer trostlosen Oede und Finsterniß eines der schlagendsten Beispiele für die Unbedeutendheit der menschlichen Macht gegenüber den gewaltigen Kräften der Natur liefern würden, die aber, wenn sie die Oeffnungen eines durch die überwundenen Schrecken des Orkus führenden völkerverbindenden Weges werden, eben so ein unvergängliches Denkmal von Kraft und Muth auf die Nachwelt bringen. Aber von der Privatindustrie kann man Solches nicht verlangen. Sie hat die 50 oder 100 Millionen nicht übrig zu Wagnissen, deren glücklichen Resultat besten Falls in 15 oder 20 Jahren zu erhoffen steht. Soll die Schweiz die Baulustige beisteuern? Wird Italien sie aufbringen? Wer mag da Ja sagen? Ein Tunnel also à la Mont Cenis ist, wie die Sachen einmal liegen, unausführbar auf den anderen Routen.

Digitized by Google

Der Tunnel muß entweder eine so geringe Länge haben, daß sein Bau die Grenzen des Gewöhnlichen nicht allzuviel überschreitet, oder er muß mit Hilfe von Schächten künstlich in diese Grenzen hineingebracht werden können. Also: ein Tunnel, dessen Ein- und Zugänge unterhalb der Hochgebirgsgrenze liegen und der entweder nur kurz ist oder von mehreren Punkten aus zugänglich gemacht und angegriffen werden kann.

2) Es muß ein Terrain vorhanden sein, auf dem sich die beiden zum Tunnel führenden Bahnen in dem anzunehmenden Steigungsverhältnisse entwickeln können, und zwar mit der nöthigen Sicherheit für den Verkehr und den Bahnkörper. Die Technik vermag hier zwar sehr viel, wenn nicht nach den Kosten gefragt wird; die Privatindustrie fragt aber sowohl nach den Anlage- als nach den Unterhaltungskosten. Die in die Wurzel des Hochgebirges hineinreichenden tiefen Schluchten, und solche allein sind zu gebrauchen, pflegen in ihren oberen Theilen eine weit beträchtlichere Steigung zu haben, als der Bahnbetrieb auszuwenden gestattet; sie ist nächstdem ungleich verweilt zwischen beckenartigen Erweiterungen und steilen Abstürzen. Bleibt man auf der Sohle, vorausgesetzt, daß eine vorhanden, so ist man den verheerenden Wirkungen der Gießbäche (Torrents) Stein- und Schneestürze ausgesetzt; bleibt man westentlich höher, so hat man eine Unmasse lateraler Schluchten und Spalten zu überschreiten, und der Brückenbau erhebt dann geradezu unerfüllbare Ansprüche. Es muß also auf die mittleren oder unteren Theile der Thalwände ein genügend günstiges, d. h. menschlichen Kräften und Privatmitteln nicht ganz unmögliches Trace herzustellen sein. Je weniger Entwicklung der Gebirgsfuß in Verhältniß zu seiner Höhe hat, um so schwieriger und an die Unmöglichkeit grenzend wird die Auffindung einer brauchbaren Trace.

3) Endlich ist es vom wesentlichsten Einfluß auf die Förderung des Baues und auf die Verminderung der Kosten, wenn eine fahrbare Straße den Alpenzug derart kreuzt, daß man von ihr aus ziemlich bequem zu den wichtigeren Bauobjekten gelangen kann. Erst anzulegende Hilfswege müßten je in vielen Stücken selbst wieder Alpenstraßen werden.

Legen wir nun diese Bedingungen als Maßstab an die vorhandenen und schon erwähnten Alpenpässe:

ad 5) Ueber den Großen St. Bernhard. Die südlichen Zugänge erreichen mit vollkommener Bequemlichkeit die italienische Balsthahn Turin-Venedig durch den Flügel Ivrea-Chivasso; der nördliche Zugang erfolgt von der wallser Bahn her und liegt zwar der Verzweigung in die verschiedenen Richtungen Genf, Basel, Bern näher, als irgend eine andere Alpenbahn der Westschweiz, die Erhebung überragt aber den Simplon um 411, den Gotthardt um 320, den Luckmanier um 514 Meter, und in Verbindung mit der Steilheit des Südhanges, den sehr schwierigen Zugangsthälern und der Abwesenheit einer fahrbaren Straße wird es schon ohne nähere Untersuchung gestattet sein, diese Route zu verlassen.

ad 6) Ueber den Simplon. Die Hauptvortheile der Simplonlinie bestehen in der bequemen Zugänglichkeit der Hochregion mit Hilfe der dicht heranreichenden Seitenthäler, in der geringen Breitenausdehnung des übrig bleibenden Sattels und in dem Vorhandensein einer brillanten Alpenstraße auf nahezu derselben Trace. Es ist ferner anzuerkennen, daß die Linie vom Simplon nach Genua eine nahezu gerade ist, und wenn Genua nur der Hafenplatz wäre, der sich ein Hinterland erwerben könnte, so möchte diese direkte Verbindung schon ins Gewicht fallen. Die Nachtheile dagegen reduziren sich auf den, der Verkehrsbewegung auferlegten Umweg; er muß sich durch das lange Wallis hindurchwinden 20 geographische Meilen, ehe er, vom Genfer See aus, sich weiter verzweigen kann. So nahe der Centralschweiz, ist er doch durch unübersteigliche Schranken von ihr getrennt.

ad 7) Ueber den St. Gotthardt. Die Linie würde von Zürich über Zug, Brunnen, Flüelen, Amsteg und Andermatt zum Nordeingange des Tunnels führen und dann über Airolo, Bellinzona, den Monte Generc, Lugano und Como zur italienischen Hauptbahn reichen und auf diese Weise die Mittelschweiz direkt mit über Wallenstadt auch die Ostschweiz ziemlich direkt mit Mailand verbinden. Man wird wohl zugeben müssen, daß diese Linie sämmtlichen Interessen der Schweiz, Deutschlands und Mailands völlig gerecht wird, daß sich also auf sie hin alle Bestrebungen konzentriren sollten; allein merkwürdiger Weise hat man sich von den unzweifelhaften Ergebnissen der ersten Terrainerhebungen abschrecken lassen und die neueren Forschritte der Betriebstechnik noch nicht in Rechnung gezogen, so daß jetzt die Gotthardt-Projekte ziemlich ruhen. Es wird nicht uninteressant sein, einen Blick auf jene Studien zu werfen.

Man hat mit Steigungen von dem Maxim. 0,026 (1: 38½) eine Höhe von ca. 1200 M. erreicht, etwa 100 M. über den Ortschaften von Airolo. Die Linie hat dabei eine Entwicklung von Flüelen bis Biasca von 106 Kilom. und von da bis Lugano von 50,8 Kilom., aber einen Tunnel von 15,4 Kilom., der also den des Mont Cenis noch um ca. 3 Kilom. überragt. Obwohl zwei Schächte, der eine ca. 5 Kilom. vom Südeingange, der andere ziemlich in der Mitte des Tunnels, möglich wären, bleibt doch noch eine Tunnellarbeit übrig, die wir als für die Privatthätigkeit unmöglich bezeichnen müssen. Eine Variante führt die Bahn mit 18,5 Kilom. Mehrentwicklung auf 300 M. höher, also 1500 M. Meereshöhe, reducirt den Tunnel auf 9,5 Kilometer mit zwei Schächten in den Drittheilen, geht aber in schlechtem Terrain und ist immer noch nach Kosten und Zeit inkalkulabel. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß man mit stärkeren Steigungen, wie z. B. von Genua nach Alessandria, 0,035 (1: 28,8) oder wie auf dem Semmering und Mont Cenis von 0,030, oder endlich, wie sie bei dem Simplonprojekte angenommen sind, von 0,040 (1: 25), bessere Resultate erlangen könnte.

ad 8, 9, 10) Ueber Luckmanier, Bernardin oder Splügen — alle drei aus dem Rheinthale nach Mailand. Hiervon ist die Luckmanierlinie die entschieden vortheilhafteste in technischer Beziehung, weil sie bei der weitesten Basis (beinahe das Doppelte der Entwicklung für die eigentliche Gebirgsbahn) die geringste absolute Höhe zu überwinden braucht. Der geringe Umweg, den die westliche Ausbiegung, von Mailand aus nach dem Rheinthale gerechnet, mit sich bringt, und im Gegentheile davon, daß die Linie über den Splügen mittelst des Malozzia-Passes in nähere Verbindung zum Engadin tritt, haben wohl verursacht, daß genannte Stadt den Splügen begünstigt, indessen ist hier gewiß der Techniker entscheidend.

Die Studien für die Luckmanierbahn begannen bereits 1815, und die neueren Terrainerhebungen, die auf derselben Basis erfolgten, wie sie für das Simplonprojekt angenommen ist, zeigten die günstigsten Resultate. Der Hauptunnel wird nur eine Länge von 1700 M. zu erhalten brauchen; die steilen Steigungen sind bequem zu vertheilen, nirgends Schwierigkeiten erhebender Art. — Die Schweiz und speziell Graubünden begünstigen dieses Projekt mehr, weil es ihnen die Möglichkeit gewährt, die Bahn bis Disentis zu bauen und rentabel zu erhalten. Leider aber sind wir nicht in der Lage, nähere Details über die Projekte zu bringen.

Ueber die engadiner Pässe, Malozgia und Bernina, sind keine weiteren Studien erfolgt, weil sie entweder einen zweiten Hochpaß zu überschreiten fordern, den Julier, oder im Innthale fort erst via Innsbruck bei Rosenheim das deutsche Bahnnetz zu erreichen vermöchten.

Digitized by Google

Eben so verdient das Stillser Joch, sowohl wegen der kolossalen Höhe als wegen der geringen Basistentwicklung, schließlich auch wegen seiner üblen rückwärtigen Verbindungen keine ernsthafte Erwägung.

Das Resultat dieser Untersuchungen führt also nur den Simplon, den Gotthardt und den Ludmanier als Linien auf, die einen Eisenbahnübergang über die Hochalpen mit verhältnißmäßigen Vortheilen zulassen. Bei keinem von ihnen hat sich das Gradsicht oder der Meißel noch in Bewegung gesetzt, wohl aber haben, wie wir gesehen, bei allen dreien ernsthafte Erwägungen und Detailstudien stattgefunden.

Wir liegt eine Zusammenstellung der auf den Simplon bezüglichen genauen Entwürfe vor. Dieselbe ist von dem k. sächs. Artillerielieutenant Edmund v. Loeben, der durch einen längern Aufenthalt an Ort und Stelle und durch seine Verbindung mit den Ingenieuren der Compagnie Gelegenheit hatte, das Project des Simplons genau zu studiren, und ward uns nicht blos zur Einsicht vorgelegt, sondern auch gestattet, die betreffenden technischen Notizen zum Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes daraus zu entnehmen.

Entwurf der Simplonbahn.

Es mag bestrenden, daß von den drei, vorher schon als möglich erkannten Linien diejenige zuerst speziellen Vorarbeiten unterzogen worden ist, welche für gewisse Difficile ein Konkurrent der Mont Cenis-Bahn ist, welche ferner das wenigst angebehnte eigene Hinterland besitzt und welche endlich dem vorwaltenden Hauptbedürfnisse, Verbindung der Central- und Südschweiz mit dem Po-Thalsone, nur mit einem störenden Umwege entspricht. Die Compagnie des Chemins de fer de la Ligne d'Italie in ihrem Wege von der savoyischen Bahn durch das Thonenthal nach dem Südufer des Genfer Sees und von da durch das Wallis mußte allerdings nach einem Debouchee suchen, allein die Rentabilität, nicht die Ordnung eines eigenen Debouchees ist doch die Hauptsache, und wir meinen, der Ligne d'Italie hätte es vom merkantilen Standpunkte aus gleichgiltig sein können, ob sie von den französischen Knotenpunkten aus über Thonon und St. Maurice, oder über Vallet, Sitten und den Bierwaldstätter-See ihren Alpenpaß erreicht. Es dürfte also wohl gerathen sein, nach einem durchschlagendern Grunde zu suchen, der gerade diesem Projekte die Unterstützung hoher Kreise zugeführt hat. Wir brauchen nur zu fragen, welches Interesse den Bau der Simplonstraße befürworteten, und wir werden den Schlüssel der Simplonbahn in derselben Antwort finden. Die militärischen oder, wenn wir das, etwas in Verruf gekommene Wort gebrauchen wollen, die strategischen Rücksichten sind es, welche hier überwiegen. So wie im Jahre 1800 der Uebergang des ersten Konsule über die Alpen die Verbindungslinie der weit vorn in Piemont stehenden österreichischen Armeen derart zerschnitt, daß eine von ihnen verlorene Schlacht (Marengo) zugleich den völligen Verlust der Armee für den fernern Theil des Krieges in sich schloß, so würde wiederum der Besitz eines Debouchees an dem Lago maggiore ein Element werden, das der französischen Strategie in wesentlicher Hinsicht hinsichtlich wäre. Napoleon I. baute, um die Hand sicher auf Italien halten zu können, die Heerstraßen über Mont Genis und Simplon; Napoleon III. verwandelt dieselben wichtigen Linien in Eisenbahnen, und wenn sich an die Simplonbahn eine Linie am Südufer des Genfer Sees anschließt, so hat der militärischen Bewegung jener Bahn nur eine Hebung der aus der Schweiz nach dem Wallis führenden wenigen Pässe vorauszugehen, um sich vor etwaigen Störungen zu sichern. Die Conception ist groß, die Ausführung leicht.

Wir gehen nun zu den Details des Entwurfes über.

Die Bedingungen einer Alpenbahn, wie wir sie schon vorher erörtert haben — Vermeidung der Hochregionen, Terrain zur Entwicklung und Beobachtung einer fahrbaren Straße — sind für die Bestudien der Simplonbahn noch wesentlich erweitert worden.

Für die erste der genannten Rothwendigkeiten ist man zu der Einsicht gelangt, daß der Haupttunnel allein nicht schütze und den Betrieb nicht vor Störungen und schweren Unkosten sicher stelle. Aus der Idee, mittelst überwölbter Bahn die Alpen zu überschreiten, die aber unter den dermaligen Steigungsmöglichkeiten unausführbar ist, hat man Einiges adoptirt; man geht nämlich von der Ansicht aus daß schon von 1200 M. Höhe an die Witterungseinflüsse wesentlich störend werden; von da ab ist die Bahn zu überdecken, an bedenklichen Stellen zu überwölben und mit Rutschflächen zu versehen.

Die Steigungsverhältnisse hat man im Maximum zu 0,040 M. auf 1 M. (1: 25) festgesetzt. Die Maschinen der französischen Nordbahn mit 4 Gekoppelten und 12 gekuppelten Rädern, mit 62 Tonnen Eigengewicht werden diese Steigung überwinden, wie sie bereits derselben von 0,036 überwinden, und ziehen mit einer mittlern Geschwindigkeit von 18 Kilometern in der Stunde (über 3 Meilen) einen Train von 148 Tonnen hinauf, was etwa 11 bis 12 Waggons mit 90 bis 95 Tonnen Belabung entspricht. In der schlechtern Jahreszeit, wo die Adhäsion geringer ist, würden sie immer noch 6 bis 7 Waggons mit etwa 50 Tonnen Belabung ziehen. Zwei Maschinen würden für einen Train von 20 beladenen Waggons ausreichen. Beim Absteigen könnte, wenn die gewöhnliche Bremsvorrichtung nicht ausreicht, das System der Bremsen auf den Schienen — rauhe Körper, die sich auf die Schienen legen und dadurch die Räder neutralisiren — angewendet werden, das bereits auf der Linie Alessandria-Genua an der Rampe von Busalla im Gebrauch ist und absolute Sicherheit gewährt. Hiernach ward bestimmt, daß die fortgesetzte Länge einer Rampe von 0,040 (1:25) nicht 6000 M. überschreiten solle, daß sie vielmehr von minder steilen Stellen, 0,025, oder von Horizontalstrecken zu unterbrechen ist, um Zeit zu gewinnen, dem Dampfe wieder die nöthige Spannkraft zu ertheilen. Dem Haupttunnel hat man nur 0,020 Neigung gegeben, weil die Erfahrung bei Busalla gelehrt hat, daß in dem dortigen Tunnel die Räder bei einer Neigung von 0,028 oft schlechter fassen, als bei der offenen Rampe von 0,035.

Die Kurven hat man auf einen Minimalradius von 200 M. gesetzt, durch welche die schon erwähnten Maschinen vermöge ihrer beweglichen Mittelachsen ohne Beschwerden hindurchgehen. Entgegengesetzte Kurven, wie sie an den Thalgehängen bei dem Umsichteilen der Klippen und Nasen dem Eingehen in die anstehenden Schichten, oft aufeinander folgen, läßt man nicht unmittelbar in einander übergehen, sondern verbindet sie durch ein geradlinigtes Stück.

Für die Sicherheit des Bahnkörpers war es nicht hinreichend, die Thalsohlen möglichst aufzusuchen und die Bahn nöthigenfalls zu überwölben oder in Tunnels zu führen. Es sind auf der Nordseite breite Gehänge vorhanden, die Rutschungen ausgesetzt sind. Alle derartig unsicheren Bodenverhältnisse waren zu vermeiden, weil sich der Umfang der Arbeiten, die zur Erlangung der Stabilität führen sollen, in diesen Boden- und Witterungsverhältnissen gar nicht übersehen läßt.

Endlich war noch festgesetzt, daß die Kunstbauten eine Bauzeit von drei Jahren nicht überschreiten sollten.

Der Nordpunkt der Bahn ist Gliß mit 731, der Südpunkt Domo d'Ossola mit 278 M. absol. Höhe.

Beschreibung der Trace.

a) Der Haupttunnel. Sein Nordeingang liegt dicht an der Vereinigung des zur Entwicklung der Trace benutzten Sattinathales mit dem Stalden-Wildbache, in der Höhe von 1680 M. Der Südeingang ist am Beginne des sogenannten Simplonthales in 1709 M. Höhe. Die gerade Linie zwischen beiden Punkten mißt zwar nur ca. 4200 Meter, würde aber unter den östlich vom Hohpig liegenden, vom Monte Leone herabsteigenden, beträchtlichen Höhen gelegen und folglich seine Stabilität gefährlich machen. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, hat man die Linie westlich gebrochen und kann nun mit 4 Stächten zu ihr gelangen, den Tunnel also an 40 Punkten angreifen. Daraus folgt ferner, daß die Arbeit in gewöhnlicher Weise erfolgen kann und auf 5½ Monate — Maximum 5 Jahre — zu normiren war. Die Länge stieg um ca. 450 Meter und mißt genau 4653 Meter.

b) Die Zugangsstrecken.

Das Sattinathal im Norden mit der Abwieigung des Gantherndaches, so wie das Thal der Diveria im Süden sind die gegebenen und von der Straße benutzten Zugangsstrecken. Die Hauptschwierigkeit bei Benutzung der Thäler bestand darin, daß deren Neigung eine höchst ungleichmäßige ist, anfänglich von 0,12, unterbrochen von flachern und steilern Strecken. Man wäre mit der Trace und der angenommenen Steigung

Digitized by Google

von 0,040 sehr bald mit dem Bache selbst in Kollision geraſhen oder man bätte so hoch anfangen müſſen, daß die terrassirten oberen Terrassen mit ihren Unsicherheiten und Kostspieligkeiten in das Bahnterrain hineingekommen wären. Es blieben zwei Auskunftsmittel: entweder man ging mittelst eines Kurventunnels herum und kam in gehöriger Höhe über jene Einschlagspunkte, eine Art halber Spirale bildend, wieder aus dem Berge heraus, oder man wählte das System der Zickzacks, in einfachen oder doppelten Rückschlägen, um dasselbige Niveau wieder zu erreichen, auf dem man weiter gehen konnte. Beide Systeme führen die Trace im Rückkaute, der Tunnel aber in ununterbrochener Steigung und ohne Aufenthalt weiter, während der Zickzack eine Haltestelle bedingt, also ein Stück horizontaler Bahn, und außerdem dazu nöthigt, entweder die Maschine auf dem rückläufigen Stück schieben zu lassen oder sie mittelst Drehscheibe, wie auf gewöhnlichen Kopfstationen, wieder an die Spitze zu setzen. Die Kurventunnels sind nicht unter 1200 Meter Länge herzustellen, also höchst kostspielig im Verhältniß zu der Haltestelle, die nur einer Weiche bedarf, um denselben Zweck zu erreichen. Man hat überall da, wo es zuträglich, die Haltestellen mit Weichenvorrichtung gewählt, die Rückschläge dabei aber auf eine Maximallänge von 2 Kilometer beschränkt, so daß durch eine genaue Bahnübersteigung jedes Gefälle, die im Scheiben der Maschine liegt, vergebogt werden kann; nächstdem sind diese Rückschläge nur mit 0,025 geböscht, damit beim Ersteigen die Maschine wieder zu der gehörigen Dampfspannung gelange, beim Absteigen aber, wo dann die Last der Maschine an den Zug drückt, die Bremsvorrichtungen leichtere Arbeit haben. Wo die Umstände einen langen, aber einfachen Rückschlag erforderten, vermittelt eine Drehscheibe die Umstellung der Maschine; wo aber das Terrain Gefahren zeigte, hat man sich auch zu Kurventunnels entschlossen. Das Maximum der Rückschlagslänge von 2 Kilom. gibt eine Höhendifferenz von ca. 130 M., die überall ausreichend erscheint.

Der Bahnhof Gliez mit seiner Höhe von 731 M. und der Nordeinfang des Tunnels mit 1680 M. zeigen eine Höhendifferenz von 949 Meter; zu deren Ueberwindung bietet die Saltina nur eine Entwicklung von 7½ Kilom., während man deren unter den angenommenen Steigungsverhältnissen 24 bedarf. Die Ausbiegungen der Straße auf dem Südhange des Rhonethales gegen den Kadvarienberg und im Gantherthale gegen Berisal reichen bei Weitem nicht aus. Die Trace geht deshalb an dem Thalgehänge hin, nahezu 5 Kilometer, bis in die Gegend des Mutzgradens, der dem Weitergreifen in dieser Richtung ein allzu ernstes Hinderniß entgegensetzt. Hier ist eine Haltestelle mit Drehscheibe projektirt, da es sich um einen langen, aber einfachen Rückschlag handelt. Die Linie geht nun zurück, überschreitet beim ersten Zufluchtshause die Straße, reicht bis nahe an den Steinhang der Saltina, geht in einen doppelten Rückschlag von ca. 1 Kilom. Länge über, umschreibt in einer weiten Kurve das vorspringende Horn des Roßwaldberges, windet sich dann hoch, sich immer unterhalb der Straße haltend, in das Ganthertbal ein. Während die Straße daselbst ziemlich weit oben überschreitet und mit einigen Zickzacks den Weiler Berisal erreicht, konnte die Bahn diese Gegend nicht benutzen, weil der unsolide, bewegliche Untergrund schon für die Straße zu einer ununterbrochenen Reihe von Unfonveniengen führt; sie zieht deshalb mittelst eines Kurventunnels zwei Mal unter der Straße weg, überschreitet den Ganthenbach, dann dessen linke Zuflüsse und gewinnt in der Höhe des Zufluchtshauses Nro. 4 den Hang des Saltinathales wieder. Die Straße ruht hier auf einer Reihe von hohen gemauerten Böschungen, unterhalb deren die Bahn bis fast zur Thalsohle an den Nordeingang des Tunnels herunterfällt, mittelst eines doppelten Rückschlages wieder zur Zuflucht Nro. 4 zurückkehrt und immer noch unterhalb der gemauerten Eskarpen nach der Vereinigung der Saltina mit dem Stadenbache zufindet, erstere überschreitet, dadurch die vom Kaltwasser-Gletscher niederdonnernden Schnee- und Felsstürze vermeidet und den Tunnel erreicht, nachdem sie eine Entwicklung von ca. 27 Kilometer gefunden hat.

Im Tunnel selbst ist ein zweigeleisiges Stück, mit Weichenstellung, damit bei Zügen mit zwei Maschinen auch die hintere sich vor Beginn des Niedersteigens vorstehen und sonach die Last auf den tiefsten Punkt bringen kann.

Nach dem Austritte aus dem Tunnel hält sich die Bahnlinie auf dem linken Thalgehänge des Krumbachs und bleibt, bei dem ungeheuren Absturze zwischen dem Dorfe Simplon und der Brücke von Algaby aber, was gleich bedeutend, der Gorge d'Algaby ganz begreiflich, hoch oben über der vordern Thalsohle, die erreicht werden muß. Wer jemals hier an Ort und Stelle gewesen ist und in seine Erinnerung zurückgreift, wird kaum sagen, wie der Ingenieur hier eine Eisenbahntrace hat auffinden können. Wenn man aus dem Dorfe Simpton herausschritt und seine Schritte nach Italien hin lenkt, so erblickt man links vorerst den Schlund, den sich der Krumbach ausgewaschen, und jenseits befestigen die vielfach durchfurchten terrassenförmigen Abstürze des eigentlichen Simplongebirges der Monte Leone, weit nach Osten reichend, die einzelnen Gebänge von 6—800 Fuß, mitunter steilrechter Höhe, verbunden durch spärliche Matten und Gerölllehnen. Gerade rückwärts hat man den Roßboden-Gletscher und das Fleischhorn, deren Abhang nach dem Krumbache hin mit etwa 30 Grad Neigung in einer ziemlich öden, mit Blöcken überstreuten Matte niedersteigt, weiter rechts sich nach Süden umbiegt und den linken Thalhang der in Guina Terrenii bildet. Der Thalhang selbst wird zugleich mit dieser Umbiegung zerrissen, und allenthalben treten die Spuren der niedergegangenen Schnee- und Schuttmassen deutlich entgegen. Jenseits der in Guina, halb rechts verwärts, ragen die Hänge und Schneeflächen des Cel de la Furca in die Luft, eben so terrassenförmig und mit weit zerrissenen Abstürzen theils zur in Guina, theils zur Diveria niederstreichend. Tief unten aber, so tief, daß der Eindruck ein beinahe schwindelerregender ist, öffnet sich eine enge Felsspalte, mit wohl 1000 Fuß hohen, fast senkrechten Wänden; dahinein stürzt schäumend die Diveria, unmittelbar vorher von einer kühn gewölbten Brücke überspannt, jenseits deren, weit rein Raum weiter vorhanden, die Straße in den Felsen hineingeht. Dort hinunter muß die Bahn, die nach 210 Meter über der Brücke von Algaby sich befindet, als ihrem östlichen Weitergehen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen. Mittelst eines doppelten Rückschlages geht sie vorerst wieder nach dem Dorfe Simplon hin zurück, überschreitet nicht weit davon den Krumbach, biegt in die Spalte der in Guina ein, geht mittelst eines Kurventunnels unter der in Guina weg, entwickelt sich wieder gegen Osten an den Gehängen des Col de la Furca, wird einem zweiten doppelten Rückschlage unterworfen und kann sonach den linken Thalhang des in Diveria umgetauften Cannobachs gewinnen. Es war eine Entwicklung von fast 15 Kilometer nothwendig, um aus der Gegend des Dorfes Simplon bis hinunter an den Bildbach zu gelangen, während die Straße wenig mehr als 6 Kilometer dazu bedurfte. Wenig unterhalb, in der Höhe des Weilers Gondo, zwingt der gewaltige Fall der Thalsohle abermals zu einem doppelten Rückschlage, der in der Nähe des östlichen Wendepunktes die eigenthümlichste breite, Hufeisenseite übereinander liegenden Tunnels aufzuweisen hat. Noch ein doppelter Rückschlag ward bei dem 4 Kilometer entfernten Iselle — der italienischen Grenzstation — nothwendig; von hier ab ward es aber möglich, die Trace ohne weitere Umwege, immer auf der linken Seite bleibend, zu führen. Der Cervola wird die Diveria zum letzten Male überschritten, mittelst eines Tunnels das Thal der Toccia auf dem kürzesten Wege und bei Domo d'Ossola der südliche Fußpunkt erreicht. Nahe an 50 Kilom. beträgt die Länge des Südstückes der Bahn.

Um nun eine Uebersicht der Bauschwierigkeiten zu gewinnen, möge noch folgende Zusammenstellung Platz finden.

Die Bahndedungen reichen auf der Nordseite bis 1150, auf der Südseite bis 850 Meter Meereshöhe herab. Sie haben zusammen eine Länge von 21,200 Meter.

Die Tunnels, an der Zahl 99, haben eine totale Länge von 23,200 M.; es wird also eine Summe von 44,400 Meter Bahnlänge bedeckt sein.

Die Steigungen betragen:

Zu 0,040	—	47781,90 M.
„ 0,025	—	7864
„ 0,000	—	4194 im Hauptthunnel
		1806 anderwärts
Andere zwischen 0,005 und 0,035		11225,80
Ebene	—	7089,50

Abgerundet 80855 Meter totaler Länge.

Der Kostenanschlag ist auf 66 Millionen Francs oder ca. 807,000 Frcd. p. Kilometer berechnet.

Wie oft auch der Mensch, der gewaltigen Alpennatur gegenüber, klein und ohnmächtig erschienen mag, so oft erscheint er auch groß, wenn er im verständigen Kampfe mit ihr darnach strebt, sie zu überwinden und im Interesse des Völkerverkehrs Bahnen zu öffnen, auf denen derselbe sich sorglos be-

Digitized by Google

wegen mag. Wie Mancher wird dereinst diese Straße benutzen, ohne der Männer zu gedenken, in denen jene mächtige Conception reifte und die oft genug Leib und Leben gewagt, um die Möglichkeit künftiger Sicherheit zu erforschen.

Wir erlauben uns hier das Verzeichniß der mit den Vorarbeiten beschäftigten Ingenieure zu geben.

Direktor der Kampagnie: Herr Pierron de Mondésir. Chef Ingenieur der Vorarbeiten für die Simplonbahn: Herr Leballre. Abtheilungschef auf der nördlichen Seite: Herr Darru. Abtheilungschef auf der südlichen Seite: Herr Rassin.

Mögen sie die Freude erleben, ihre Arbeit ins Werk zu setzen!

Keltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. **Richard Andree.**

II.

IV. Die heutigen Gaelen.

Die gaelische Bevölkerung Schottlands, wie wir sie heute noch finden, ist auf die niedrigsten Klassen der Gesellschaft beschränkt. Alles, was aus diesem engen Kreise heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, angliisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald seine keltische Herkunft. Auf diese Weise nimmt das angelsächsische Element fortwährend gaelisches Blut in sich auf, während bei den keltischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerem Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt. Freilich haben wir, namentlich auf den äußeren Hebriden, auch einige Beispiele, daß dort skandinavische Niederlassungen, die weit abgeschieden vom Mutterlande und ohne Nachschub von demselben waren, die gaelische Sprache annahmen; allein dies sind Ausnahmefälle. Jene altskandinavischen Colonien zeichnen sich noch von den umwohnenden Kelten dadurch aus, daß sie den Fischfang und die Schifffahrt schwunghaft betreiben. Dies thaten die Kelten nie; obgleich allseits die britischen Inseln vom Meere umfluthet sind, wagten sie sich doch nie weit auf das Salzwasser hinaus; der Schiffbau blieb stets bei ihnen auf einer untergeordneten Stufe. Während die kühnen germanischen Wikinger weit auf dem Meere umherschwärmten, während normännische Seefahrer schon 500 Jahre vor Columbus an den Küsten der heutigen Neuengtandsaaten landeten, fuhren die Kelten Großbritanniens noch in Kähnen aus Flechtwerk von Ufer zu Ufer. Es ist kein Zufall, daß die Ostküsten Schottlands eine seetüchtige Bevölkerung und blühende Fischerstädtchen aufweisen, denn dort wohnen ja Leute unsers Stammes, während der gaelische Nordwesten für Schifffahrt und Fischerei fast todt ist. Freilich tragen hierzu die geschlichen, klippenreichen Küsten im Westen das Ihrige mit bei, aber der Unterschied ist zu auffallend.

Es ist in einem Lande, wo Menschen zweier Stämme sich vielfeitig vermischten, schwer, durchgreifende Unterschiede für das Aeußere derselben zu finden. Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte in Böhmen ging es mir so mit Deutschen und Tschechen, und von Schottland möchte ich fast dasselbe sagen. Im Allgemeinen glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei den Gaelen härtere Gesichtszüge, dunklere Hautfarbe, meist schwärzere oder doch dunkelbraune Haare, kleinere Gestalten, rundere Gesichter vorherrschen, als bei den Menschen germanischer Abkunft.*) Da wir dieses Volk überall nur in den untersten Schichten der Bevölkerung finden, so muß es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht. Wer die Lebensweise dieser Leute gesehen hat, der wird mit gewiß nicht Unrecht geben; im Allgemeinen befinden sie sich auch in so schlechten Verhältnissen, und der Druck der Armuth lastet so auf ihnen, daß auch Menschen andern Stammes in dieser Lage und elend erscheinen würden.

Der Großgrundbesitz in der ungeheuren Ausdehnung, wie er in Großbritannien herrscht, ist gewiß ein sociales Uebel zu nennen. An die Stelle des freien Bauern tritt der Pachter, auf dessen Lage im Allgemeinen einzugehen hier nicht der Ort ist. Ackerbau im großen Maßstabe finden wir fast nur in den Lowlands und an der Ostküste; die Hochlande, der Sitz der gaelischen Bevölkerung, sind großen Theils mit dürren Schaftriften und Haideen bedeckt. Man kann halbelagelang von einem Glen zum andern ziehen, ohne auf einen Menschen oder gar eine Hütte zu stoßen; aber auf den mit fürrlichem Gras bedeckten Hügeln weiden zerstreute Schafheerden. Mit der ausgedehnten Einführung der Schafzucht hat die Bevölkerung wesentlich abgenommen, namentlich durch Auswanderung. So ist Sutherland, Roßshire, Inverneß, Argyle und ein Theil von Perthshire verödet. Der Flächenraum Schottlands beträgt 1477 geographische Quadratmeilen, hiervon sind 1030, also volle zwei Drittheile, unkultivirt; wie dünn gerade in den vorzugsweise gaelischen Grafschaften die Bevölkerung ist, ersieht man aus nachstehender Zusammenstellung. Es wohnen auf einer Quadratmeile (im Jahre 1861) in

Argyle	581	Menschen
Inverneß	491	„
Nairn	986	„
Perth	1040	„
Roß	556	„
Sutherland	2088	„
Caithneß	1152	„

Und wie lebt nun diese dünne gaelische Bevölkerung? Sie besteht aus Hirten, kleinen Pächtern, Fischern und Küstenschiffern im beschränkten Maße, und hie und da Handwerkern in kleinen Städten.

Die Hirten sind Knechte der Großgrundbesitzer oder der größeren Pächter; statt des Lohns erhalten sie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem sie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen sie einige Kühe oder Ziegen halten, die sie mit den Schafen zusammen austreiben.

*) Man hat der Färbung der Haare in Schottland besondere Aufmerksamkeit zugewandt, um daraus einen Schluß auf die Abkunft der Bewohner machen zu können. Im Kirchspiel Dairnes bei Cap Wrath in Sutherland fand man im Jahre 1851 bei einer Zählung unter 870 Leuten 34 rothhaarige, 78 dunkel- und schwarzhaarige und 258 hell- und braunhaarige; ferner 110 schwarzäugige, 95 grauäugige und 165 blauäugige.

Digitized by Google

Mißräth die Kartoffel- oder Haferernte, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft.

Schottland kennt keine Dörfer nach unserm Begriffe; es gibt dort nur sehr wenig Ortschaften, die dem gleich kommen, was wir nach Zahl der Häuser und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen. Aber über all' die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Werden die Hütten zahlreicher, so dauert es auch nicht lange, bis sie „Stadt" genannt werden. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa, und man kann sich bei ihrem Betreten des Gedankens nicht erwehren, warum England durch seine Missionen so viel und mit so wenig Erfolg unter Völkern fremder Erdtheile für die Civilisation und das Christenthum thut, während ihm in der nächsten Nähe dasselbe noch eine solche Aufgabe erübrigt. Freilich wird der Raum, den jene schrecklichen Behausungen einnehmen, von Jahr zu Jahr kleiner, gerade so wie das Kellenthum verschwindet, aber es ist hier noch ein weites Feld für Civilisationsarbeit offen. Ich will es versuchen, eine solche Hütte zu schildern; sie gleichen sich so ziemlich überall im ganzen Nordwesten und auf den Hebriden. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an der First abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufsticht, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In anderen Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster oder dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut (Spartium Scoparium). Damit diese lockeren Materialien vom Winde nicht fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und befchwert diese am unteren Ende mit platten Steinen. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür, zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster; zuweilen fehlen diese aber in den Mauern, wenn ich die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus hartgestampfter Erde und zeigt bedeutliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häufig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt und selbst bei einigen Hütten, so z. B. am Loch Tummel, statt einer hölzernen Thür eine solche aus Weidenruthen geflochten sich fand. Oft besteht das Innere nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften geschieden. Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst ärmliche und elende Menschenwohnung hingehen, wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, so glaubt man einen Stall, aber keine Behausung vernünftiger Europäer vor sich zu haben. Dicht auf dem Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidedraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte undrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gaelischer Sprache selten fehlt. Ich nehme das specielle Bild zu diesen Hütten von den elendesten Behausungen, wie ich sie im Kirchspiel Latheron der Grafschaft Caithnesshire fand, bemerke aber, daß sie auf den Hebriden noch schlechter bestellt sind. Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt nun allmälig, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig. Ich habe solche Ruinen zu hunderten in den Hochlanden gesehen, und Niemand schien an ihre Wegräumung zu denken.

Unter den Geräthschaften, welche die gaelischen Bewohner in manchen abgeschiedenen Glens und auf den Hebriden heute noch gebrauchen, ernähne ich nur die Handmühlen. Bruchstücke von kleinen Mühlsteinen fand ich hier und da mit in die Mauern eingebaut, die erste Handmühle oder Quern sah ich aber auf Jona, einer der inneren Hebriden. In Thätigkeit war sie freilich nicht, aber sie wird noch zum Schroten oder Mahlen des Hafers und der Gerste dort benutzt, da auf jener Insel weder eine Windmühle steht, noch ein Bach vorhanden ist, um eine Wassermühle zu treiben. Es besand diese Handmühle aus zwei flachen granitenen Steinen, jeder von etwa anderthalb Fuß Durchmesser. Mittelst eines hölzernen Zapfens, der im untern Steine fest sitzt, greift der obere in diesen ein; der obere Stein wird als Läufer benutzt und durch einfaches Umdrehen mit der Hand in Bewegung gesetzt. Nun, da überall Mehl leicht hingekauft wird, kommen diese Handmühlen ganz außer Gebrauch. Auf dem Hauptlande sind sie schon sehr selten.

In den Küstengegenden ist der Häring ein Hauptnahrungsmittel im Winter und Sommer; dazu kommen die Kartoffel und der trockene, geschmacklose Haferkuchen, der ausßieht, als wäre er aus Sägespähnen zusammengepreßt. Aber da er eine schottische Nationalspeise ist, so fehlt er so wenig wie die merkwürdige Hotch-potch Suppe auf den Tafeln der Hotels. Alle Schotten, gleichviel ob gaelischer oder angelsächsischer Abkunft, sind große Whiskytrinker. Die Zubereitung dieses nationalen Getränks erscheint uns sehr einfach, aber es gibt bei der Herstellung Feinheiten, die einem Fremden unbekannte Dinge bleiben. Ich muß sagen, daß ich in Schottland viel, sehr viel vom Whisky brauchte Leute getroffen habe und daß namentlich in allen größeren Städten am Sonnabend, troy der vielen Straßenprediger, betrunkene Leute saß so häufig waren, wie nüchterne.

Um den geistigen Zustand der Gaelen beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den crassen Aberglauben, der unter ihnen noch vielfach herrscht, zu kennzeichnen. Freilich wirken dem die überall verbreiteten Schulen jetzt mächtig entgegen. Aber es sind noch keine 30 Jahre vergangen, daß in vielen gaelischen Gegenden von Schule und Kirche keine Rede war. Somit leidet die damals heranggewachsene Generation noch an den Nachwehen ihrer Unbildung, und erst mit ihrem Absterben werden vernünftige Ansichten allgemeiner sein. Aber wie viel ist denn noch vom gaelischen Volke übrig?

Troy der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columba und seine Culdees errichteten bereits im Jahre 563 ihr Kloster auf Jona) und der langdauernden Einfälle desselben hat sich eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gaelischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion im Zusammenhang stehen.

Wir wissen ja, wie selbst bei uns noch heute eine Menge Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus unserer alten germanischen Religion im Volke gang und gäbe sind, wenn auch diesem selbst der Schlüssel dazu fehlt und erst tüchtige Forscher im Gebiete unsers Alterthums uns darüber Aufklärungen geben. In noch weit höherm Maße ist dies bei den gaelischen

Digitized by Google

Hochländern der Fall. Sie haben drei Arten von Abergläuben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, feenartige Wesen, die sie Daoine-shith nennen. Ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam repräsentiren, steht bei ihnen fest. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; Viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf die der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen. *)

Auch einzelne Tage werden noch besonders von ihnen heilig gehalten, ohne daß gerade damit christliche Ideen verknüpft wurden. So der erste Mai oder Beltain und der erste November oder Samhuin; auf letztern fällt auch der Allerheiligen-Tag. In Caithnesshire gibt es noch viele Tumuli, welche in ihrem Innern alte, aus mehreren Zellen bestehende Wohnungen bergen, die man „Pechish houses", „Pictenhäuser, nennt. Nicht weit von Lybster zeigte man mir einen solchen Hügel und sagte mir dabei, daß das gemeine Volk vor demselben eine große Scheu habe und nicht wage, ihn aufzugraben, denn dort gingen die Feen um.

Ich bin der gaelischen Sprache nicht mächtig und bin im Ganzen zu wenig mit diesem Volke zusammen gekommen, um über seinen Charakter ein Urtheil abgeben zu können. Ich setze daher Armstrongs Aeußerung hierher, die aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Gaelen hervorgegangen ist. „Der heutige Gaele, sagt er, ist ein indolenter und unindustriöser Mensch; wird ihm aber eine besondere Gelegenheit zur Thätigkeit und Anstrengung gegeben, so wird er selten übertroffen; dabei ist er bescheiden und nie stolz. Seine Höflichkeit und sein wildfährigres Benehmen sind unfundirt und ehrlich gemeint; nie wird er durch ein Gefühl von Inferiorität zu knechtischem Wesen gebracht. Er ist zänkisch, wißbegierig, intelligent und hat stets feine Sinne gut beisammen. Für Güte ist er sehr empfänglich und der Dankbarkeit im hohen Grade fähig, dabei aber abergläubig, übermüthig, leidenschaftlich und rachsüchtig."

V. Kleidung.

Die Kleidung der Hochländer ist jedenfalls eine originate und nicht, wie Manche glauben, der Tracht der alten Römer entlehnt, mit der sie eine entfernte Aehnlichkeit hat. In alten Zeiten unterschied man drei verschiedene Arten der Bekleidung bei den Schotten, die aber in einander übergingen.

Im Jahre 1700 beschreibt Rev. James Broome, in seinen Reisen in England, Schottland und Wales, die Hochländer folgendermaßen: Sie tragen Mäntel, die verschiedenartig gefärbt und gestreift sind, über die Schultern geworfen. Diese nennen sie „plaiden"; am Körper tragen sie einen eng anliegenden Ueberrock; die Schenkel sind nackt; an den Füßen haben sie Sandalen. Die Weiber gehen ähnlich gekleidet.

Der französische Cosmograph Nicolaus d'Arseville besuchte Schottland gegen Ende des 16. Jahrhunderts und veröffentlichte über seine Reisen, die er im Gefolge des schottischen Königs Jacob V. unternahm, im Jahre 1583 zu Paris einen Bericht. „Sie tragen, sagt er, wie die Irländer, ein langes mit Saffran gefärbtes Hemd, und über diesem ein nur bis zum Knie gehendes grobwollenes Kleid. Das Haar lassen sie lang wachsen, der Kopf bleibt unbedeckt. Viele gehen ohne Strümpfe und Schuhe, Andere tragen Halbstiefel."

Ein anderer Franzose, welcher im Jahre 1548 mit französischen Hülfstruppen in Schottland war, erwähnt schon die verschiedenen Farben der Kleider. Die historischen Nachrichten reichen noch bis ins 15. Jahrhundert zurück, und überall finden wir darin den Grundtypus der jetzt abgestorbenen Hochländertracht.

Aber da, wo die schriftlichen Aufzeichnungen über diese alte Kleidung aufhören, treten uns andere noch viel ältere Zeugnisse für dieselbe entgegen. Es gibt vielfach in Schottland alte Grabsteine, unter denen Häuptlinge begraben liegen. Auf ihnen sind die Bildnisse dieser Führer in voller Rüstung und Hochlandstracht angebracht. In dem Dorfe Kilmorry in Knapdale steht ein altes, sehr gut erhaltenes Kreuz, das unter dem Namen Macmillans Croß bekannt ist. Es stammt nach der Form der alten Inschrift: „Crux Alexandri Macmillan" mindestens aus dem 14. Jahrhundert. Auf der einen Seite ist ein Hochländer abgebildet, wie er einen Hirsch jagt, und seine Kleidung gleicht ungemein der der heutigen Highlandstracht.

Wir haben aber auch ein unzweifliches Zeugniß aus dem 11. Jahrhundert. Der norwegische König Magnus Barfuß eroberte im Jahre 1093 die westlichen Inseln und einen großen Theil der Hochlande. In den alten nordischen Sagen hat sich nun über ihn folgender Passus erhalten: „Als Magnus von seinem Zuge gen Westen heimkehrte, hatte er die Tracht jener westlichen Lande angenommen und mit ihm ein großer Theil seines Gefolges. Sie gingen mit bloßen Beinen, trugen kurze Röcke und Oberkleider und wurden deßhalb die Bardeinigen oder Barfüße genannt."

Als ich über die berühmte Haide von Forres kam, die zwischen Elgin und Inverneß liegt, wo Shakespeare die Hexen dem Macbeth erscheinen läßt, besuchte ich auch den nicht weit vom Städtchen Forres liegenden Sweno Stein. Er ist etwa 20 Fuß hoch, in Obelikenform aufgeführt und über und über mit Skulpturen bedeckt. Daß er sehr alt ist, steht fest; die Archäologen versehen ihn in die Zeit König Malcolm II. und glauben, daß er ein Denkmal zur Erinnerung an die Vertreibung der Dänen aus dem Lande sei. Auf diesem Steine nun findet man ganz unverkennbar die vollständige Hochländertracht wieder: kurzen Kilt, nackte Beine, kleine runde Schilde u. s. w. Einzelne Figuren sind Reiter, andere stellen im Kampf begriffene Gruppen vor, wieder andere blasen in die kurzen gekrümmten schottischen Jagdhörner.

Die Kleidung des gemeinen Volkes wich in etwas von der des Adels ab, doch treten auch bei ihm die lebhaften Farben in Streifen und Würfeln auf.

Von einer besondern Tracht ist bei den Frauen jetzt gar keine Rede mehr; sie tragen die allgemein übliche nur in einigen Fischerdörfern an der Ostküste, z. B. in Newhaven bei Edinburg und weiter nördlich hinauf fand ich eine etwas abweichende Kleidung. Da aber diese Fischerbevölkerung saß durchweg germanischer — angelsächsischer oder skandinavischer — Abkunft ist, so kommt ihre Tracht hier nicht in Frage, wo wir es mit altkeltischer Kleidung zu thun haben. Die vornehmen Damen in den größeren Städten Schottlands tragen höchst selten Tartan; durchaus nicht so viel, wie er gerade jetzt von unseren Frauen in Deutschland getragen wird.

Fragen wir nun, wie steht es heute mit dieser alten Hochlandstracht, so muß man antworten: sie ist als Kleidung des Volkes bereits gänzlich abgestorben; das aber, was wir heute noch davon sehen, ist künstlich gemacht, nicht viel mehr oder weniger als ein Maskenscherz. Daß der Kilt 1746 von den Engländern verboten ward, habe ich bereits erwähnt, und hierdurch wurde jedenfalls auch das zu Grabe tragen der alten Kleidung mit befördert.

Kommt man jetzt nach Schottland, so findet man, daß die Knaben aus den wohlhabenderen Ständen bis zum 14. Jahre noch häufig mit dem Kilt und nackten Beinen gehen, sonst aber bereits eine mehr civilisirte Tracht angenommen haben. In den größeren Städten erblickt man höchst selten einen erwachse-

*) Das zweite Gesicht heißt auf Gaelisch Taroshui, und ich weiß bestimmt, daß der Glaube daran noch heute, namentlich in der Gegend westlich von Inverneß, sehr verbreitet ist.

Digitized by Google

nen Mann in Kilt und Plaid, und nur auf dem Lande draußen, in den Bergen, in der freien Natur erlauben sich Einzelne, die mit guten Waden und Schenkeln beglückt sind, die Komödie der Hochlandstracht. Oft sind es Engländer, die, um sich den rechten Hochlandsanstrich zu geben, in Schottlands Bergen den Kilt anziehen oder doch sich wenigstens in dieser Tracht photographiren lassen. Bei den meisten Photographen liegen Highlands garbs vorräthig, damit Liebhaber nach einer schnellen Metamorphose sich in diesem Costüme abconterfeien lassen können. Die Dienerschaft, die Heger, Wildhüter und Hundedresseure der schottischen Adligen gehen meist auf den Landsitzen derselben in Hochlandstracht — aber das gemeine Volk nirgends, und darum erscheinen uns diese Leute ausgezeichnet und abgesondert, wie etwa die gelbröckigen Briefträger in Sachsen.

Wer unter den Adligen noch Sinn für das alte Keltenthum hat, der legt wohl auch noch seinen Familientartan an, wenn er zur Jagdzeit auf seinem Landsitze einkehrt. So ging der vor Kurzem verstorbene Herzog von Argyll nie anders als in Murravtartan. Er war ein großer Protektor aller Highlandgames und Vorstand eines jährlich in Dunkeld abgehaltenen Hochlandsfestes. Sein Beispiel hat auch bewirkt, daß in der Gegend von Dunkeld und Blair Atholl, wo er große Güter besitzt, noch heute mehr als an anderen Orten Schottlands die alte Tracht zum Vorschein kommt; den grün und blauen mit einem rothen Streifen durchzogenen Murravtartan sieht man dort nicht selten.

Tartan nennt man nämlich die bunten gewürfelten Stoffe, die größtentheils nach schottischen Mustern in Sachsen verfertigt werden. Alle die Tartans zu unterscheiden und zu wissen, welchem Clan sie angehören, ist gewiß ohne anhaltendes Studium nicht möglich, doch gibt es darüber eigene Werke, die mit derselben Gewissenhaftigkeit wie eine Heraldik abgefaßt sind und von den Clantartans handeln, das heißt, nur von den buntgewürfelten Stoffen, welche den alten Clans angehörten. Ausgeschlossen sind die Phantasie- oder Fancy-Tartans, die auch in großer Menge getragen und nach berühmten Personen benannt werden, z. B. Victoria and Albert Tartan. Als dritte Art kann der Schäfertartan erwähnt werden; er ist klein weiß und schwarz gewürfelt und wurde ehedem von den Schäfern getragen.

Ein wesentliches Erforderniß bei der Hochlandstracht ist noch die Purse, eine vor dem Bauch über dem Kilt hängende Tasche, gewöhnlich aus Marder-, Ottern- oder Dachsfell gemacht. Manchmal ist sie mit den ausgestopften Köpfen dieser Thiere, wohl gar mit den Schwimmfüßen des Otter verziert. Als Oberkleid dienen gewöhnlich Weste und kurze Jacke, über welche der Plaid in verschiedener Weise geschlungen wird. Auf dem Kopfe sitzt das dunkelblaue Bonnet, dessen Schmitt als „schottisch“ allgemein bekannt ist; bei vollständigem Hochlandscostume gehört noch eine Falkenfeder daran, gewöhnlich aber trägt man jetzt kein Clanzeichen oder eine silberne schottische Distel, das Wahrzeichen des Landes.*)

Bei den jährlich stattfindenden Hochlandsspielen sind von der Highland Society Preise für die beste Kleidung ausgesetzt, die Leute erscheinen einmal bei dem Feste darin, holen sich ihren Preis und legen dann Kilt, Purse, Plaid und Bonnet wieder in die Truhe. Etwas mehr Leben hat die Hochlandstracht durch die Freiwilligen bekommen, die in Edinburg, Glasgow und den anderen großen Städten Sonnabends einmal, aber auch nur dann, in dieser Kleidung aufziehen. Von den schottischen Regimentern tragen mehrere den Kilt, bei anderen treten aber bunt carrirte Hosen an dessen Stelle, die dann ganz abscheulich aussehen.

Aber alle diese Anstrengungen, die Tracht aufrecht zu erhalten, werden zu keinem Resultate führen, sie mag zu den Todten geworfen werden; und so wie dieser Kleidung wird es vielen anderen sogenannten Nationaltrachten in Europa gehen, sie verschwinden vor dem Alles nivellirenden Strome der neuen Zeit. Das beweisen die Beispiele an allen Ecken und Enden.

VI. Waffen, Geräthschaften.

Bewaffnet trugen die alten Hochländer Helme und Kettenpanzer. Ihre Schwerter waren lang, Bogen und Pfeil, Speer, Schlachtaxt, Schild und Dolch fehlten nicht. Mit diesen Waffen angethan erscheinen sie uns noch heute auf alten Grabmälern; zumal auf der Hebrideninsel Jona, wo der alte ehrwürdige Kirchhof, Reilig Orain, förmlich mit solchen Grabplatten gepflastert erscheint. Interessant erscheint uns insbesondere die einfache Bogen; er war keine complicirte Armbrust, wie bei uns, sondern genau so gestaltet, wie ihn die Wilden noch heute führen. Der Engländer Moneypennie, welcher um das Jahr 1612 ein Buch über Schottland herausgab, schreibt: „Ihre Waffen gegen die Feinde sind Bogen und Pfeile, die mit Widerhaken versehen sind. Einige führen breite Schwerter und Aexte.“ Also noch im Beginn des 17. Jahrhunderts, als lange das Pulver erfunden worden und die Kriegswaffen schon ziemlich entwickelt waren, bedienten die Hochländer sich eines primitiven Bogens. Pfeil und Bogen spielen in der schottischen Heraldik auch jetzt noch eine große Rolle; so führen die Earls of Strathmore drei blaue Bogen im Wappen, die alt berühmten Gordons von Aberdeen haben einen Arm, der einen Bogen spannt, als Helmschmuck u. s. w.

Sammlungen solcher alten Waffen findet man noch in den meisten Schlössern schottischer Großen und in den Museen des Landes. Die Baronetshallen sind damit oft prächtig ausgeschmückt, so in Taymouth Castle, dem Sitze der Breadalbanes am schönen Loch Tay. Auch in Abbotsford stehen diese Antiquitäten natürlich nicht. Dort hat Walter Scott sich eine Umgebung geschaffen, welche ihn ganz in die Vorzeit seines geliebten Vaterlandes zurück versetzte, und angeweht von ihrem Hauche konnte er in seinen Romanen jene treuen Bilder der alten schottischen Häuptlinge schaffen, gegen die selbst der strengste Geschichtsforscher nichts einzuwenden weiß. Da hängen an den Wänden die kleinen runden, mit Metallbuckeln versehenen Hochlandsschilder und die Schwerter — Blades — die ich am besten mit den sogenannten „Rorbschlägern“ unserer deutschen Studenten vergleiche.

Zur vollständigen Hochlandstracht gehört auch ein Dolch, der gewöhnlich mit einem großen Halbedelstein am Griffe verziert ist, ein langes Messer, das im Strumpf an der rechten Wade getragen wird, und ein dicker, knotiger Stock zum Bergsteigen.

Halbedelsteine und Kiesel, Kinder der heimischen Berge, sind dem Schotten stets der liebste Schmuck. Große, hellgelbe Topase, Rauchtopase oder Cairngorms, Achate, Amethyste und Jaspis werden, in Silber gefaßt, zu Broschen und anderen Schmuckſachen verarbeitet. In der aberdeener Gegend schleift man auch verschiedenartig gefärbte Granite und fertigt aus denselben kolossale Borstecknadeln, Armbänder u. s. w. Originell sind diese Putzsachen jedenfalls, wenn auch nicht immer geschmackvoll, dem Schotten aber genügt es, daß sie aus den Hochlandsbergen stammen. Man findet auch in den Wohnungen Mancherlei mit diesen Halbedelsteinen verziert, so vor Allem jene kolossalen Schnupftabaksdosen (Snuff mulls) die aus Widderhörnern verfertigt sind und auf dem Tische zwischen den Anwesen-

*) Der Schotte liebt es, seine Distel möglichst viel an verschiedenartigen Gegenständen anzubringen, so auf Tapeten, als Giebelschmuck der Häuser, als Ornament an allen möglichen Bauwerken und Dingen. Fast eben so häufig trifft man noch auf die Lilien der Stuarts oder auf das schottische Einhorn. Letzteres meistens auf den Stadtsiegeln, crosses, so z. B. in Aberdeen, Meikrose.

Digitized by Google

den hin- und hergeschoben werden. Am Ende des Hornes sitzt ein großer Amethyst in Silber gefaßt, der die schottische Distel vorstellt. Ich habe auch in Schottland häufig Spanjol mit kleinen Löffeln schnupfen sehen.

Sehr wesentlich für die Schotten ist auch ein Wappen. Wappen sind in Schottland gleichsam zum Hausgeräth geworden; nicht nur der Adel führt sie, sondern auch bei den anderen Ständen sind sie im Gebrauche. Wer von einem keltischen Clan abstammt, ist gewiß auch im Besitze des Clan- oder Familienwappens, und kann er dasselbe nicht irgendwo ganz anbringen, so trägt er wenigstens den Helmschmuck als Brosche, Petschaftalle ꝛc. Die Wirthshausschilder tragen gewöhnlich die Wappen der nächstwohnenden adligen Familie. So gibt es in Braemar ein „Invercauld arms hotel" und ein „Fife arms hotel", in Dunkeld ein „royal arms hotel" und ein „Atholl arms hotel". Die schottischen Wappen sind ungemein complicirt und weichen in vieler Beziehung von unseren deutschen ab. Da treten uns heraldische Figuren entgegen, von denen wir keine Ahnung haben, und denen gegenüber unsre Bären, Adler, Löwen, Eber, Greife und Hirsche sehr gewöhnlich erscheinen. Namentlich sind die Schildhalter merkwürdige Wesen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen ist. Die Macniel haben zwei Lachse als Supporters, dies Geschäft verstehen bei den Maclean zwei Seehunde, bei den Robertson eine Schlange und eine Taube, bei den Macintosh und Farquarson Katzen, bei den Grahams Störche, bei den Urquhart Windhunde. Den Schild der Mackay halten ein paar Soldaten in der Uniform des vorigen Jahrhunderts, während vollständig costümirte Hochländer das Wappen der Macnab, Macfarlane, Skene und Macpherson stützen.

VII. Poesie und Musik.

Von einer Literatur ist bei den Kelten Schottlands keine Rede, in den Wissenschaften und Künsten haben sie nichts geleistet, das ganze Denken und Trachten des armen Volkes geht heute in dem Gedanken Brod auf, und da können wohl die höheren Blüthen des menschlichen Geistes nicht zur Entfaltung gelangen. Es gibt keine Zeitung in gaelischer Sprache, während doch die zahlreicheren Ersen Irlands einige Blätter in ihrer Muttersprache besitzen, und Alles, was heute noch in gaelischer Sprache gedruckt wird, besteht in der Bibel, einigen Katechismen und anderen religiösen Büchern.

Theils geschlüpfen ist der Volksmund gewesen, und in der Tradition leben heute noch uralte epische Gesänge fort. Die Thaten der Vorfahren werden in ein poetisches Gewand gekleidet und gelangen so, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, bis in unsere Zeiten herab. Bei den Hochländern Schottlands ist dies besonders der Fall, denn die natürliche Anlage dieses Hirten- und Jägervolkes zur Dichtkunst ward noch durch die romantische Schönheit ihres Landes erhöht, die auf ihre phantasievollen Gemüther einen besondern Eindruck machen mußte.

Es kann nicht mein Zweck sein, auf die alten Volksgesänge hier näher einzugehen. Aber sie existiren in der That noch; wenn ich sie auch nicht selbst zu hören Gelegenheit hatte, so versicherten mir doch glaubwürdige, mit den Verhältnissen des Landes bekannte Männer, daß sie existirten.

Vor Allem sind es die sogenannten ossianischen Gesänge, die ihrer Zeit hohes Aufsehen erregten. Diese fingatische oder ossianische Poesie hat ihre ersten Keime in Irland; aber unter den Seekelten der Hebriden und Westschottlands hat sie sich zur blühenden Sagenpoesie entwickelt und ist endlich das ausschließliche Eigenthum der Gaelen der schottischen Hochlande geworden. Der schottische Held heißt Fingal, das ist, wie Clement erklärt, der helle Frembling oder Zin der Fremdling. Alles weist in diesen Liedern auf germanische Helden hin, die den Kelten hoch und erhaben erschienen, ja der dänische Archäolog Finn Magnussen hat nachgewiesen, daß die Religion der ossianischen Gedichte ein genaues Abbild der alten nordischen Religion ist.

Die Macpherson'schen Fälschungen und Ueberarbeitungen darf ich füglich hier übergehen. Sie sind seit Laing's Buch über „die Unächtheit der Lieder Ossians" in Deutschland zu Genüge bekannt. Hier kommt es nur darauf an, die poetische Begabung der Gaelen hervorzuheben.

Die bei einem Volke sich Anlage zur Poesie findet, fehlt auch selten die Schwester derselben, die Musik; so haben auch die Hochländer von je eine große Neigung zur Musik gehabt. Die Hochlandmelodien sind sehr eigenthümlich, ungemein einfach, dabei mild und von starkem Pathos getragen.

Die Harfe scheint das alte Nationalinstrument gewesen zu sein; ihrer wird schon in sehr alten Urkunden gedacht; entweder schlug man sie einfach mit den Fingern oder mit einer Art Plectrum; auch zeigt man in den schottischen Museen noch solche alte Harfen, die mit schottischen Halbedelsteinen besetzt sind. Ein schlagender Beweis für ihr Alterthum ist auch ihr Vorkommen auf alten steinernen Denksäulen, die zum Theil noch vor der Einführung des Christenthums aufgestellt wurden. Mit dem 17. Jahrhundert, zur Zeit als die großen Bürgerkriege in Schottland begannen, gerieth der Gebrauch der Harfe allmälig in Verfall, und an ihre Stelle trat der mehr kriegerische Dudelsack (bag-pipe). Sein Ursprung in Schottland ist undekannt; doch scheint er nach der ganzen Art und Weise seiner Anwendung eher ursprünglich schottisch als eingeführt zu sein.

Wie lieb dem Schotten sein Dudelsack ist, erkennt man an der Einführung desselben beim Militär, und gewiß ist Ihrer britischen Majestät Armee die einzige, bei der dies merkwürdige Instrument benutzt wird. Als ich das alte Schloß in Stirling betrat, von dem man eine herrliche Aussicht auf die malerischen Krümmungen des Forth und die gleichförmig gestalteten Ochillberge hat, überraschte mich zum ersten Male eine zum Schall des Dudelsacks exercirende Compagnie Bergschotten. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese mit flatternden bunten Bändern besetzten Leute nach dem Takte ihres Lieblingsinstrumentes marschiren zu sehen; aber sie folgten munter den schrillen Tönen, die vor dem Feind sie mächtig begeistern sollen.

Herumziehende Dudelsackpfeifer werden immer seltener, doch findet man unter ihnen eigenthümliche Gestalten, die an die alten ossianischen Barden erinnern. Auf dem Kirchhof zu Melrose, bei den Ruinen der berühmten Abtei, fand ich auf einem Grabstein einen Dudelsack eingehauen, auf einem andern Flöte und Geige. Dort liegen gewiß solche alte Minstrels begraben, von denen aber die Nachwelt noch zu erzählen weiß wie von dem berühmten Highland Sandy, der vor etwa 14 Jahren zu Sclkirk im 99. Jahre seines Alters starb. Alexander Roß war in Rossshire an der Cromartie-Föhrde zu Hause; er war ein echter Sohn seiner gaelischen Heimat, der mit der Bagpipe seiner Vorfahren hinauszog in die Welt. Er trug die gaelischen Melodien aus uralter Zeit und aus den Tagen der Clans, deren gewaltmäßige Zerstreuung noch immer den Schotten mit Wehmuth erfüllt, von Berg zu Berg, von Glen zu Glen zu den Ohren seiner Landsleute, die bei den schrillen Tönen des urweltlichen Instrumentes, deßen Töne die Seele aufregen, wie der Sturmwind die Wellen, wunderbar ergriffen wurden. Im Lande der Saſſanach, weit entfernt von seiner meerumzogenen Heimat, da, wo man keinen gaelischen Laut mehr versteht, liegt auch dieser „last minstrel" begraben.

Im Zusammenhang mit der eigenthümlichen Musik stehen die seltsamen Tänze der Schotten. Reel und Fling sind schwer zu beschreiben und wollen gesehen sein; sie sind es, die nebst dem Golfspiel und dem Curling den Schot-

Digitized by Google

ten überall dahin begleiten, wo er in der Fremde sich in größerer Zahl ansiedelt. Das Curling wird mit eigens geformten schweren Steinen auf dem Eise gespielt und erinnert an das Klotzschießen unserer Marschbauern. Wie viel von den schottischen Melodien, Tänzen und Spielen keltisch, wie viel germanisch, wage ich nicht zu entscheiden.

Gewiß beachtenswerth ist es, daß die gaelische Sprache ein eigenes Wort für Musik hat; es lautet: Shinn. Als Grundton waltet in allen schottischen Liedern Trauer und Wehmuth vor; Alles ist bei ihnen naturwüchsig, ursprünglich, nirgends finden wir Kunst. Sie sind tief und mächtig, wild und stürmisch, wie das aufgeregte Weltmeer, das an die felsigen Küsten des Landes brandet. Schmerz, Liebe und Heimatsgefühl sind die bevorzugten Themata der tiefsinnigen schottischen Volkslieder. Anklänge solcher alten Lieder, die mich oft tief ergriffen, sind: „It is pretty to be in Ballinderry", „Should auld acquaintance be forgot?" „Yestreen, I met a winsome lass, a bonnie lass was she", „Why weep ye by the tide, lady", „When ye gang awa, Jamie". —

Daß Robert Burns, der Sohn des Volkes, der unsterbliche schottische Dichter, diesen Ton so herrlich zu treffen verstand, ist als ein Hauptgrund seiner weit verbreiteten Volksthümlichkeit anzusehen.

Die Pflanze und der Mensch.

Vor uns liegt die letzte Arbeit eines zu früh für die Wissenschaft entschlafenen jungen Gelehrten, der in der Blüthe seiner Jahre und im Dienste der Natur plötzlich eines zähen Todes starb. Dr. Kabsch in Zürich, dem sachwissenschaftlichen Publikum als Pflanzenphysiolog durch mehrere vortreffliche Abhandlungen in botanischen Zeitschriften bekannt, hatte mit fast erschöpfender Anstrengung im Winter und Frühjahre 1864 an der Vollendung seines Werkes: Das Pflanzenleben der Erde. Eine Pflanzengeographie für Laien und Naturforscher (Hannover. K. Klimpler 1865) gearbeitet, als schöne Lenzgabe den leidenschaftlichen Naturfreund zur Erholung und zu neuen Studien hinauslockten in die erfrischende Bergluft der Voralpen. In diesem Jahre blieb der Schnee ungewöhnlich lange in den Vorderzügen liegen. Ungeachtet mehrseitigen Abmahnens brach Dr. Kabsch dennoch auf, aber schon am Abend des 20. Juni 1864 traf in Appenzell die Nachricht ein, daß er am Vormittage, ohne Führer botanisirend am Hohenkasten über eine Felswand hinabgestürzt und von zwei Gaisbuben todt, mit zerschmettertem Haupte, auf Alp Soll, gefunden worden sei. Er sollte nicht mehr die Freude haben, sein vollendetes Werk, auf dessen Erfolg er große Hoffnungen gesetzt, im Drucke vor sich zu sehen. Sein Freund H. A. Berlepsch, durch mehrere Arbeiten über die Schweiz und die Alpen rühmlich bekannt, unternahm die Herausgabe, und so ist denn nach dem Tode des Verfassers das von großem Fleiße zeugende Buch Eigenthum der deutschen Lesewelt geworden.

Wie der Titel sagt, ist dasselbe für Laien und Naturforscher bestimmt. Wie schwierig es erscheint, nach beiden Seiten hin gerecht zu werden, ist zu Genüge bekannt, und doch wird der Verfasser allen Ansprüchen gerecht. Seine Sprache ist gewählt, überall beherrscht er den Stoff, und die klare, übersichtliche Zusammenstellung trägt nicht wenig dazu bei, das weitschichtige Material und nahe zu bringen. Sorgfältig sind die besten Quellen des großen Gebietes benutzt und ansprechende Schilderungen überall eingewebt. Das Werk ist weit davon entfernt, trocken zu sein; die Liebe, welche den Verstorbenen zu seiner Wissenschaft beseelte, blickt auf jeder Seite durch und ergreift auch den Leser; er versteht es, sie auf sein Publikum zu übertragen.

Der erste Theil behandelt in 10 Kapiteln die kosmischen Verhältnisse der Erde in ihrer Einwirkung auf das Pflanzenreich; dann folgt der Hauptabschnitt über die Physiognomik des Gewächsreichs und die allgemeine Verbreitung der Pflanzen auf der Erde. Die Geschichte des Pflanzenreichs macht den Beschluß; in diesem Theile tritt uns der schwächste Abschnitt des Buches, das geologische Kapitel, entgegen, welches allerdings von untergeordneter Bedeutung ist. Hier sind die meisten Resultate der Wissenschaft nicht überall eingearbeitet worden.

Zuletzt behandelt Kabsch die Beziehungen der Pflanzen zum Menschen. Er schildert die Kulturpflanzen und weist nach, welch' großen Einfluß der Mensch auf die Pflanze, ihr Leben und ihre Verbreitung gewonnen. Durch den Menschen sind die bestehenden Verhältnisse der Pflanzenwelt durcheinander geworfen und durch ihn ist die Möglichkeit zu einem neuen Werden angeregt worden. Denn das Beste und Schönste, was die Natur geschaffen, trug der Mensch über Land und Meer, über Berg und Thal; er vereinigte den Westen mit dem Osten, schob Berg und Ebene in einander, um den vorzüglichsten und lieblichsten unter den Kindern Flora's seine besondere Pflege angedeihen zu lassen und zwang die Natur zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen, die ohne ihn nicht entstanden wären. Hat sich doch die Natur so manchen Pflanze bis zur Unkenntlichkeit des Zusammenhanges mit dem Urtypus verändert, nicht zu sprechen von den zahllosen weniger beständigen Abweichungen, welche täglich durch die Kunst des Gärtners hervorgerufen werden, und dies natürlich da am meisten, wo die Kultur überhaupt am höchsten gestiegen. Hier wird die Natur veranlaßt, in den mannichfaltigsten Farbenmischungen die ausgewählten Pfleglinge des Menschen mit neuer Schönheit auszurüsten; an einer andern Stelle wird aber durch dieselbe Kultur vielleicht dem gesammten Pflanzenkleide der schönste Schmuck geraubt. Man sehe nur die Verwüstungen an, welche die Kultur in Europa in den dichten ausgedehnten Wäldern, die früher Ebene und Berg bedeckten, angerichtet; verschwunden sind die herrlichen Buchen- und Eichenhaine, und nur selten erinnert ein Riesenstamm aus alter Zeit noch daran, daß einstmals tausende seiner Altersgenossen gelebt und als unumschränkte Waldgebieter geherrscht haben. Unter der Art des Holzfällers sind die Könige des Waldes gefallen, immer lichter sind die Wälder geworden, Stück für Stück ist ihnen entgegen und in Wiese und Feld umgewandelt — und jetzt bedecken volkreiche Städte und Dörfer den Waldgrund.

Die größte Zahl der Kulturgewächse, die jetzt in den Ebenen des europäischen Nordens gebaut werden, entstammen viel südlicher gelegenen Regionen. Zu Plinius Zeiten gelang es noch nicht, den Maulbeerbaum zu kultiviren, der jetzt durch ganz Deutschland hinauf bis nach Schweden und Norwegen gedeiht; zu Aristoteles Zeiten konnten in Griechenland noch keine saftigen Pfirsiche gezogen werden, und selbst auf Rhodos

Digitized by Google

brachte es der Baum nur zur Blüthe und sehr spärlichem Fruchtansatz. Jetzt finden wir ihn über alle Gärten des mittlern Deutschlands verbreitet. Und dis wohin ist die Rebe getragen worden? Und zu welcher Ausbildung und Mannichfaltigkeit der Arten sind sämmtliche Obstarten gebracht worden? In der That, Decandolle hatte Recht, wenn er behauptet, der Nachtisch des Lucull würde uns jetzt in bescheidenen, dürftigen Verhältnissen kläglich erscheinen. Das Alles vermochte der Mensch über die Pflanze.

Ein einziger Gang durch den Garten kann uns in die fernsten Länder und Zonen versetzen. Blumenschmuck und Duft aus allen Ländern strömen uns entgegen; auch hier wie bei den Kulturpflanzen ist es dem Menschen gelungen, die Pflanze unseren klimatischen Verhältnissen anzupassen. Die größte Zahl unserer Zierpflanzen haben wir freilich aus den Ländern am Mittelmeer, wie die Hyacinthen und Narcissen, die Tulpen und Crocus, Alles, was der Gärtner zur Orangerie rechnet, wie die Cypressen, die Myrthen, den Oleander, den Lorbeerbaum, die Citronen und Pomeranzenbäume. China und Japan haben uns Camellien und Hortensien geliefert. Persien verdanken wir die Pfirsiche, die Kaiserkrone, den Flieder. Aus dem Hochlande Mexico's stammt die Georgine; Chile sandte die Fuchsien. Die Gladiolus-Arten, Eriken, Pelargonien und viele andere stammen aus dem Kaplande u. s. s.

Wenn aber in der That der Einfluß des Menschen auf das Leben der Pflanze ein so bewußter und bedeutender ist, so dürfte schon an und für sich auf eine Rückwirkung zu schließen sein. Diese findet auch statt und nicht blos auf das Leben des Einzelnen, als äußere Anregung auf die geistige Thätigkeit und die augenblickliche Gemüthsstimmung, sondern dieser Einfluß des vegetabilischen Reiches erstreckt sich auf die Existenz ganzer Völker, auf die Entwicklung und den Charakter von Nationen. Eine solche Einwirkung nicht blos der Pflanzenwelt, sondern der Natur ganz im Allgemeinen auf den nationalen Charakter ist vielfach angezweifelt worden. Alles, was wir von den Urbewohnern der Erde wissen und worin sämmtliche mythologischen Ueberlieferungen übereinstimmen, ist, daß die erste Stufe der Selbstthätigkeit, welche die Menschen erlangten, die des Jäger- und Hirtenstandes war. Erst später, als die Menschen zu gesellschaftlichen Verbindungen sich vereinigten und einen Grundbesitz anzusirden begannen, sammelten sie auch die erfahrungsgemäß ihnen nützlichen Pflanzen, wie vorher die nutzbaren Thiere, um ihre Wohnungen. Diejenigen, welche es übernommen hatten, das Land zu bebauen, hielten darum an den alten Wohnsitzen fest, wenn die Hirten und Jäger auszogen, und hiermit war in der Bewirthschaftung des Bodens die erste Kulturstufe erreicht. Die Pflanze also war es, welche den ersten Anstoß gab zur Kulturentwicklung des Menschen.

Es ist keine Frage, die erste Kulturstufe des Ackerbaus konnte an sehr verschiedenen Punkten der Erde erreicht werden und ist auch ganz unabhängig von einander in den entlegensten Zonen und Erdtheilen erreicht worden. Hat doch die Natur auf der Erde überall ihre nützlichen, Nahrung und Kleidung gebenden Pflanzen ausgestreut; hier freilich mehr, dort weniger; und nur die den Polen zunächst liegenden Länder sind leer ausgegangen. In jenen traurigen, jenseits des Getreidebaus liegenden Gegenden, wo der Mensch, wenn er Pflanzennahrung genießen will, zum Wurzelstock der Farne, oder wie auf Island zum Wurzelstock der Otterwurz (Polygonum Bistorta) und des Strandschilfes (Arundo arenaria) greifen muß, da wird er auch nie eine wirkliche Kulturstufe erreichen, denn jede Entwicklung des menschlichen Geistes ist unverweidlich an die Kultur der Scholle, die er bewohnt, gebunden.

Aber auch südlichere Erdstriche, welche jetzt reich bebaute Kulturländer darstellen, waren ursprünglich kärglich mit Nahrungspflanzen von der Natur versehen, oder doch nur mit solchen, welche den Menschen nicht gerade besonders zum Anbau anregen konnten. Es kann für uns kein Zweifel sein, diejenigen Länder, welche die größte Zahl und zugleich die wichtigsten, d. h. die nahrhaftesten Pflanzen dem Menschen zur Kultivirung zu bieten hatten, werden auch alle wesentlichen Bedingungen zu einer schnellen und glücklichen Kulturentwicklung des Menschengeschlechts in sich getragen haben. Wir werden nicht zögern, als solche Länder die glücklichen fruchtbaren Erdstriche zu bezeichnen, die einen großen Theil des südlichen und westlichen Asiens einnehmen, die Länder um den Kaukasus, zwischen dem Euphrat und Tigris, bis zum Indus. Während Europa noch, in Barbarei versunken, im tiefsten Schlummer lag, da blühte in jenen Ländern bereits ein frischer Götterstaat, und alle Früchte, alle Erträge der Kunst und Wissenschaft bereiteten sich vor, in folgerechter Gesammtentwicklung sich zu erheben und die Grundlage alles künftigen Wissens und Könnens zu bilden. Jene Völker aber, denen wir den ersten Anstoß geistiger und sittlicher Bildung zu verdanken haben, sie blieben auf einer gewissen Kulturstufe stehen oder gingen sogar zurück, während andere, denen die Anfänge der Kultur nur vererbt, nur übertragen waren, sich weiter entwickelten und nun den höchsten Standpunkt menschlicher Ausbildung einnehmen. Nur da, wo, durch die Verhältnisse der umgebenden Welt bedingt, Körper und Geist sich in der Nothwendigkeit einer beständigen Uebung befanden, wo ein hochorganisirter Menschenschlag der Natur ihre Gaben durch Anstrengung aller geistigen und materiellen Kräfte abringen mußte, nur da konnte eine folgerechtige Entwicklung des Geistes vor sich gehen, wie sie im Zwecke der Weltgeschichte liegt.

Und diese Bedingungen waren denn bei den Völkern des mittlern Europa gegeben; darum sind sie es, welche den höchsten Stand der Kultur gegenwärtig erreicht haben und wohl auch stets bewahren werden. Strahlenförmig breitet sich vom Herzen Europa's die Kultur nach allen Weltgegenden aus un: wird und muß allmälig die ganze Erde in ihre vergeistigenden Kreise ziehen, bis die höchste Stufe geistiger Ausbildung für die gesammte Menschheit erreicht ist.

Etwas Aehnliches, wenn gleich weniger bestimmt ausgeprägt, finden wir in Amerika; dort weisen die Verhältnisse der Nahrungspflanzen auf Central-Amerika, den Sitz des alten Kulturvolks der Tolteken, als den Ort, von wo jene Kultur ausgegangen, welche Columbus und seine Nachfolger schon auf einer so hohen Stufe antrafen.

Daß die Einwirkung der Natur und insbesondere der Pflanzenwelt auf den Menschen ihre Grenzen hat, daß namentlich alle Phasen der weitern Fortbildung von den Völkern meist selbstständig durchlaufen werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Und doch, wie tief greift das Pflanzenleben auch da in die Geschichte ein. Oder will man es läugnen, daß sich in dem lichten, fröhlichen Götterstaate der Griechen nicht ein Stück ihres Blumenschmuckes und Duftes, ihres blauen Himmels und ihrer meerumschäumten Felsklippen widerspiegelt, und daß die Schauerlagen des Nordens, die düsteren, mythischen Göttergestalten, die dunklen Orakel, die mystischen Zauberformeln der Druiden an das ernste feierliche Rauschen des nordischen Waldes, an denselben feuchte Schattenkühle, an die wolkenumschleierte Sonne und die nebelbedeckte Erde anklingen?

Und weiter, welchen zerstörenden, Geist und Körper zerrüttenden Einfluß hat die Pflanze auf den Menschen! In derselben Pflanze bietet die Natur uns ein kräftiges Nahrungsmittel, ein wirksames Medicament oder auch je nach der Benutzung einen schädlichen Giftstoff, dem ganze Völker unterliegen. Man kann wohl behaupten, daß es das Opium war, dem der Islam eine Zeit lang seine weltererschütternde Macht zu verdanken gehabt; jener Saft, der den Menschen zur Nichts achtenden Tollkühnheit, zum fanatischen Wahnsinn trieb. In

Digitized by Google

Verbindung mit dem eingeimpften religiösen Fanatismus mußte er solch' ungeheure Wirkungen hervorbringen.

Man nehme nur, was dieses Erregungsmittel noch heute bei Malayen und Chinesen bewirkt, und man wird leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß das künftige Schicksal dieser Völker, ihre geistige und physische Beschaffenheit wesentlich an den Genuß des Opiums geknüpft ist. Sie sind ihm rettungslos verfallen und werden in ihm untergehen, gerade so untergehen, wie die rothen Indianer Amerika's im Genuß des Branntweins. Die Kulturpflanzen sind nun einmal, wie die Kultur im Allgemeinen, in der einen Hand eine geistig und physisch belebende Kraft, in der andern ein todtbringendes Gift. Auch der Europäer darf sich, wie bekannt, in den tropischen Ländern nur mit großer Vorsicht der einheimischen Früchte und selbst europäischer Genußmittel bedienen.

Die Lust an Erregungs- und Betäubungsmitteln, die sämmtlich das Pflanzenreich liefert, ist dem Menschen unter allen Zonen eigenthümlich. Es ist wunderbar, wie er instinctmäßig bei der Auswahl auf Pflanzen gefallen ist, die dasselbe wirkende Princip enthalten, oder deren Wirkung auf den Organismus wenigstens nahezu die gleiche ist. Schwächere Erregungsmittel hat der Mensch überall zu seinen Lieblingsgetränken erkoren: den Thee, den Kaffee, den Cacao, den Maté; diese enthalten sämmtlich denselben wirksamen Bestandtheil, das Thein.

Das Opium der Türken, der Haschisch des Inders, die Coca des Peruaners bringen nahezu dieselben Wirkungen, nicht blos auf den augenblicklichen Zustand des Organismus, sondern auch auf den Charakter des ganzen Volkes hervor.

An die verschiedenen Pflanzen, deren sich der Mensch bedient, um geistige Getränke daraus zu bereiten, könnte hier noch erinnert werden; ihre Wirkung auf den Volkscharakter scheint nicht so allgemein und durchgreifend zu sein, obgleich an einem Zusammenhang hier auch nicht zu zweifeln sein dürfte, wenn wir den feurigen Italiener, den lebhaften Franzosen, den bedächtigen Deutschen und phlegmatischen Engländer mit ihren Lieblingsgetränken vergleichen.

Noch zahlreicher sind die Anknüpfungspunkte, welche von einer Wirkung der Pflanzenwelt auf den Menschen zeugen. Hängt doch der Mensch in Nahrung und Kleidung so vielfach von der Pflanze ab; führen doch manche wilde Volksstämme um den Besitz gewisser Nahrungspflanzen sogar Krieg, wie die Eingebornen Brasiliens um den Besitz des Anacardienbaumes (Anacardium occidentale). Fassen wir dies Alles ins Auge, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Ausbreitung des Menschen sich innig an die Pflanzen knüpft. Mit wenigen Ausnahmen sind nur diejenigen Länder bewohnt, welche eine, wenn auch oft sehr geringe Anzahl von Nahrungspflanzen aufzuweisen haben.

Alexander Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze.

Der Grenzort Maimatschin. — Mückhist auf die Wüste. — Kiachta-Troitzkosawsk. — Specifisch-englische Ansichten über die Russen. — Russen und Chinesen. — Kaufleute und Handel. Thee. — Leben und Treiben. — Strenges Klima. — Der Weg bis zum Baikalsee.

Wir haben in der jüngsten Zeit mehrere Beschreibungen von Ueberlandreisen aus China nach Europa erhalten, z. B. von Grant und Frau von Bourboulon. Die Beherrscher des Blumenreiches der Mitte sind durch die mit den Seemächten abgeschlossenen Verträge gezwungen, den Reisenden Pässe zu ertheilen und dürfen ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Früher war es nur, in zeitweiligen Fristen, einer russischen nach Peking bestimmten Gesandtschaftsexpedition erlaubt, den Weg durch die Mongolei nach China zu nehmen, jetzt ist die Straße durch die Gobi für alle Europäer offen.

Wir werden demnächst eine eingehende Schilderung der Karawanenreise zwischen China und Sibirien geben und bei derselben auch Michie's sehr lebendig geschriebene Darstellungen benutzen. Heute heben wir aus seinem Werke (The Siberian overland route from Peking to Petersburg, through the deserts and Steppes of Mongolia, Tartaryeli, by Alexander Michie, London 1864) den Abschnitt über die wichtige Stadt Kiachta hervor. Nach einer langen Reise durch die Wüste erreichte die Karawane die mongolisch-sibirische Grenze. Die Schilderung des russischen Volkscharakters ist in mancher Beziehung sehr einseitig, wir wollen sie aber stehen lassen, um zu zeigen, wie ein gebildeter Engländer die Dinge ansieht.

Der Weg führte zunächst durch die chinesische Stadt Maimatschin, welche von Palisaden umgeben ist und anfangs einen ungünstigen Eindruck macht, der sich aber bald verliert. Die Straßen sind regelmäßig, ziemlich rein und, vom chinesischen Standpunkte betrachtet, breit. Die Häuser sind solide gebaut, nett, geschmackvoll verziert, mit kleinen Höfen und hübschen Thorwegen versehen. Die chinesischen Ansiedler haben sich durch die Berührung mit den Russen entschieden gehoben, denn die Bauart der Häuser von Maimatschin, wo die Chinesen doch nur einen vorübergehenden Aufenthalt nehmen, übertrifft selbst die der hübschesten chinesischen Häuser im Kaiserreiche selbst. Der Yamun, das Regierungsgebäude, liegt am äußersten Ende Maimatschins und wird von einem Mongolen überwacht.

Nahe dabei ist ein offener Platz, der als neutraler Boden zwischen China und Rußland betrachtet wird. An der russischen Seite desselben treten wir durch ein Thor und sind nun in Kiachta, unter den Flügeln des russischen Doppelaars, der an allen Ecken und Enden angebracht ist. Ein Blick auf den Ort genügt, uns wirklich davon zu überzeugen, daß wir im Czarenreiche uns befinden: Pfähle mit den Reichsfarben, zierliche, geweißte Häuser mit rothen oder grünen Dächern, und breite, leere Straßen beleitigen die letzten Zweifel.

Der Grenzkommissär Pfaffius empfing mich sehr freundlich, händigte mir Briefe und ein Exemplar der Times ein und erklärte, daß er von seiner Regierung den Auftrag habe, meine Reisezwecke in jeglicher Beziehung zu fördern.

Kiachta selbst ist nur ein kleiner Ort mit wenig Einwohnern, unter denen Beamte und Kaufleute den Hauptstamm bilden. Die meisten Menschen leben in Troitzkosawsk, das eine Wegstunde nördlich von Kiachta liegt. Dorthin zogen wir mit unserer Karawane und fanden bald gute Wohnungen. Der Tag neigte sich zu Ende, und unsere Mongolen beeilten sich, zu ihren Weideplätzen zurückzukehren. Die Kameele wurden abgeladen und der Lama erhielt seine Bezahlung für die Benutzung der Thiere. Der Abschied von diesen Leuten that uns weh, und zugleich kam auch unser Mitgefühl ins Spiel, wenn wir bedachten, daß die armen Menschen in der furchtbaren Kälte des Septembers über die wüsten Steppen heimwärts ziehen mußten. Als Rückfracht nahmen sie Waaren von einem Chinesen in Maimatschin, und bald waren sie wieder auf dem

Digitized by Google

Wege nach der großen chinesischen Mauer; trotz der Winterkälte wollten sie im December nochmals wieder in Kiachta eintreffen. Sie führen in der That ein höchst elendes Leben; Tag und Nacht dringen sie auf den überkriechenden Kameelen zu und sind dabei doch allzeit fröhlich.

Für mich war ein russisches Bad eine große Erquickung; Staub und Sand, die sich während eines ganzen Monates auf mir angesammelt hatten, wurden weggewaschen. Die Mongolen dagegen dachten gar nicht and Waschen; sie waren nur froh, daß sie genug Wasser zum Kochen des Thees und Hammelfleisches hatten. Ihre Jurten stehen selten in der Nähe von Brunnen, und das Wasser müssen sie immer von ferne herholen. Einen Grund konnte ich dafür nicht ausfindig machen, doch glaube ich, daß man damit die Monopolisirung eines Brunnens durch eine Familie umgehen will. Obgleich sich die Mongolen gar nicht waschen, haben sie doch nicht so schmutzig aus, wie wir Europäer schon nach 24 Stunden; entweder haftet der Staub nicht so sehr an ihnen, oder man sieht ihn wegen der dunklen Hautfarbe nicht so gut. Jedenfalls beklagt sie der Schmutz nicht und die einzige Reinigung, welche ich sie vornehmen sah, war das Abwischen des fettigen Mundes mit dem Zipfel ihres Schafpelzes!

Wir waren sehr überrascht durch die Annehmlichkeiten, welche sich und in diesem fernen Außenposten Sibiriens darboten. Die Häuser sind groß und bequem, aus runden Holzstämmen erbaut und mit Moos verstopft, wodurch sie selbst von Außen ein warmes Ansehen bekommen. Die besseren werden an der Außenseite mit behauenem Holze getäfelt, das weiß angemalt ist, mit den rothen und grünen Tüchern angenehm kontrastirt und dem ganzen Orte ein freundliches Aussehen verleiht. Die drei Kirchen sind aus Backsteinen erbaut, geweißt und mit grünen Kuppeln versehen.

Die Straßen sand ich gut gehalten, da kein großer Verkehr die Wege beschädigt. Einige haben hölzerne Seitenwege oder Trottoirs, die aber theilweise schadhaft sind und in der Nacht gefährliche Stellen darbieten.

Jeder Russe, der über dem Bauern (Muschik) steht, fährt nur. Da gibt es alle Arten von Wägen von der einfachen Droschke, die ein Pony zieht, an, bis zum feinen Luxuswagen des Stutzers, vor den europäische Pferde gespannt sind und auf dem Livréebediente stehen. Die Russen reiten hier nie zum Vergnügen oder zur Uebung; in dieser Beziehung gleichen sie den Chinesen, die auch nie reiten, gehen oder tanzen, ohne daß dabei irgend etwas zu erreichen wäre (so meint der Engländer).

Die Russen haben eine Ahnung davon, daß sie von den übrigen Europäern nur als halbcivilisirte Menschen betrachtet werden. Darum sind sie auch ungemein ängstlich in der Beobachtung äußerer Lebensformen, indem sie die Schale für den Kern nehmen. Die Schneider und Modewarenhändler in Kiachta sind so gut wie ihre Collegen in den größeren Städten Europa's darauf bedacht, die neuesten pariser Muster ihren Kunden vorzulegen. Wenn man bei einem kiachtaer Kaufmann einen Morgenbesuch in einem Jagdanzuge machen wollte, würde man sehr anstoßen. Ich selbst kam sehr früh des Morgens in Pantoffeln und chinesischem Schlafrocke zu einem Herrn, der darüber wohl zwei Minuten lang sprachlos mich anstaunte und während der ganzen Unterredung seine Fassung nicht wieder erlangen konnte. So trägt der wohlhabende Russe seinen Pelz auch meistens nur, weil er theuer ist, und trinkt englischen Porter, nicht weil er ihm schmeckt, sondern weil die Flasche vier Thaler kostet! (Ach englische Anschauung!)

In den Straßen und im Bazar Kiachta's findet man eine Menge von Leuten verschiedener Menschenstämme neben einander. Der behaarte, unsaubere und dem Trunk ergebene russische Bauer und der gewandte, kleinmüthige russische Handelsmann treiben sich neben dem schmutzigen, wild blickenden Buriäten tatarischen Stammes, geschäftigen Mongolen und zopftragenden Chinesen umher, die dem Handel am eifrigsten obliegen.

Die Kaufleute Kiachta's stehen im Rufe großen Reichthums; allein in der Wirklichkeit werden die vielen Millionen, von denen die Rede bei einzelnen ist, nicht vorhanden sein. Der Mammon hat hier seine großen Anbeter, allein da die russischen „Stutzer" in Kiachta durch nichts Anderes als Reichthum sich vor ihren Landsleuten hervorthun können, so sind die vielen Millionen, die man ihnen zuschreibt, wohl nicht immer so wörtlich aufzufassen. Daß manche Kaufleute von Kiachta demungeachtet reich sind, darüber herrscht kein Zweifel, und als bestes Mittel dazu zu gelangen, gilt das Bankerottmachen. Dies geschieht von Zeit zu Zeit. Der Kaufmann reißt zu seinen Kreditoren nach Nischni Nowgorod oder Moskau, und bietet ihnen 50 Kopeken für den Rubel oder nichts. Gewöhnlich wird aus verschiedenen Gründen auf diesen Vorschlag eingegangen, und der Bankerotteur kauft sich ein neues Haus und einige Felder. Als ganz allgemeine Regel kann dies freilich nicht hingestellt werden, allein man zeigte mir verschiedene Erdsitze, welche auf diese Weise zu großem Reichthume gelangt waren.

Der Handel von Kiachta zieht seinen Gewinn sowohl aus dem Westen Rußlands als aus China. Jeder Kaufmann hat einen Laden im Bazar von Troitskosjalsk oder in Kiachta. Der allgemeine Grundsatz ist, lieber wenige Geschäfte mit großem Nutzen zu machen, als viele, die einzeln nur kleinen Gewinn abwerfen. Die Handelsleute gehen nicht leicht der Concurrenz wegen mit den Preisen herunter, sondern vereinigen sich eher alle zusammen, um dem Publikum gegenüber hohe Preise fest zu halten. Daher erscheinen die Summen, welche man für alle Gegenstände fordert, ungeheuer hoch, selbst wenn man bedenkt, daß sie weit her transportirt werden mußten. Natürlich zum Schaden der Handelsausdehnung; überhaupt haben in merkantilen Dingen die Russen keinen weiten Blick und stehen darin hinter ihrer eigenen dem Fortschritt huldigenden Regierung weit zurück.

Die Oeffnung der russischen Häfen für den direkten Theehandel mit China hat in Kiachta viele Mißvergnügte erzeugt, die auf den Ueberlandhandel mit diesem Produkte wie auf ein Erbstück blickten und glaubten, Rußland für alle Zeiten mit theurem Thee versehen zu können.

Auch die Chinesen von Maimatschin werden für reich gehalten, und wenn man ihre behäbigen Figuren anschaut, kann man dem wohl Glauben schenken. Stattlichkeit des Aeußern gilt in China stets als Zeichen der Wohlhabenheit und „reich sein" und „fett sein" sind dort beinahe gleichbedeutend. Manchmal trifft aber dieser Vergleich nicht ein. Die Chinesen betrachten Maimatschin nur als vorübergehenden Aufenthaltsort, in dem sie ohne Familien leben und doch die beste Zeit ihres Lebens zubringen. Sie haben eine unbesiegbare Abneigung, ihre Familien von dem Orte zu entfernen, wo sie und ihre Väter geboren wurden, und selbst innerhalb der Grenzen ihres eigenen Landes wandern sie sehr ungern und nur durch äußere Verhältnisse gezwungen.

Russen und Chinesen haben sowohl in Bezug auf den Handel als auf den diplomatischen Verkehr eine eigenthümliche Stellung zu einander. Beide sind Erzjäger, denn der Russe, abgesehen von seiner weißen Hautfarbe, ist doch ein halber Asiate. Diese Beobachtung ist nicht neu, aber sie dient dazu, zu erklären, wie die Russen auf stille und friedliche Weise ihren Weg in das Innere China's gefunden haben, während die Engländer Feuer und Schwert anwandten. Der Russe begegnet dem Chinesen, wie der Grieche dem Griechen: Kraft wird gegen Kraft, Höflichkeit gegen Höflichkeit und Geduld gegen Geduld

Digitized by Google

gesetzt. Einer versteht den Andern prächtig, weil sie sich so sehr gleichen. Haben sie etwas mit einander abzumachen, so versteht es sich von selbst, daß man so fern als möglich vom Ziele beginnt. Es wird über dies und jenes geplaudert. Viele Pfeifen werden gerauscht und manche Tasse Thee wird getrunken, ehe man auf den Busch klopft. Es geht auf diese Weise viel Zeit verloren, aber sie gehen diesen Weg zu handeln vor und verstehen sich auf keinen andern. Wenn, so sagt ein Engländer, ein Russe oder Chinese mit einem Europäer zusammentrifft, weicht er stets direkten, geraden Verhandlungen aus, macht Winkelzüge und läßt lieber das Geschäft fallen, ehe er von seiner Weise abwich, wobei er gewöhnlich den Vortheil hat. Seine gedultige Gleichmuth und die Zeitvergeudung sind für den eifrigen Europäer zu viel. Durch diese Gleichstimmung des Wesens haben die russischen Händler das Vertrauen der Chinesen erworben. Beide stehen in Bezug auf den Geschmack auf gleich niedriger Stufe. Geistige Genüsse und Vergnügungen sind ihnen fremd, aber in Essen, Trinken, Spielen und derlei Sachen fühlen sie sich einander verwandt. Man hat mir gesagt, daß die russischen Kaufleute von Kiachta zuweilen ein chinesisches Essen sich in Maimatschin breiten lassen — dem gegenüber viele Europäer wohl eher verhungerten, als daß sie es anrührten. Doch hierin und in manchem Andern zahlen die Russen ihren Tribut der höhern chinesischen Civilisation; denn daß die Chinesen im Allgemeinen höher civilisirt sind, unterliegt gar keinem Zweifel, wenn auch ihre Civilisation eine eigenartige, andere ist, als die der christlichen Völker. Aber die Russen bleiben, trotz Allem, was sie von ihren westlichen Nachbarn erborgt haben, im Grunde doch Barbaren. Daß sie in großen Häusern wohnen und theure Weine trinken, dient nur dazu, um in recht grellen Farben zu zeigen, wie Zweige einer höhern Kultur auf den Stamm des Barbarenthums gepfropft wurden. Es gilt dies natürlich nur von den unteren und theilweise von den mittleren Klassen, nicht etwa von feingebildeten Russen, die viel fremdes Blut in sich aufgenommen haben und gleich uns erzogen sind. Es gibt eine Mittelklasse in Rußland, aber nicht nach unserer Weise; sie besteht aus Kaufleuten u. s. w., die sich aus dem Stande der Leibeigenen emporgearbeitet haben und nun den Mittelstand repräsentiren, zwischen denen aber und den uniformirten höheren Leuten ein eben so großer Unterschied ist, wie zwischen einem Kaufmann in Japan und einem Daimio.

Das größte Gebäude Kiachta's ist das Zollhaus, welches nun aber nicht mehr als solches benutzt wird, da der gegenwärtige Generalgouverneur von Ostsibirien der Kurzem alle Waarenzölle abgeschafft hat. Jetzt ist das Postamt darin aufgeschlagen; es liegt an einem erhöhten Punkte am Ende von Troitskosjask.

Um meine Geschäfte in den verschiedenen Theilen der Stadt besorgen zu können, miethete ich für zwei Rubel täglich eine Droschke, ein altes, zerbrechliches Fahrzeug mit mangelhaften Federn und zwei mit Stricken vorgespannten wilden Ponies. Der Kutscher war ein ungekämmter Muschik. So klapperten wir durch die Straßen Kiachta's; ich schämte mich fast darüber und wäre lieber zu Fuße gegangen. Allein die Ehre erfordert in einer russischen, namentlich sibirischen Stadt, daß man fahre, und wir wären um alles Ansehen gekommen, wenn wir gegangen wären.

Kiachta liegt dicht gedrängt in einer Thalschlucht zwischen sandigen Hügeln, die mit Kiefern bestanden sind. Nach Süden, gegen die Mongolei zu, ist es offen, gegen die Nordwinde aber geschützt. Ein kleiner Bach läuft durch das Thal und wendet sich dann westlich nach den sandigen Ebenen der Mongolei. Kiachta und Troitskosjask sollen zusammen 20,000 Einwohner haben, die aus dem Innern mit den nöthigen Bedürfnissen versehen werden. Alle Morgen langen große Wagenzüge mit Gemüsen, Rindfleisch und Hammelfleisch an; von letzterem essen die Russen jedoch nur wenig. Aber Alles kommt aus weiter Ferne, und die Landleute müssen lange vor Tagesanbruch aufbrechen, um zu rechter Zeit auf dem Markte anzulangen. Der in diese Schafspelze eingewickelte Mann leitet die Pferde, während das in eine Menge Kleider eingebündelte Weib oben auf dem Korb und den andern Waaren sitzt. Ein großer Platz in der Mitte von Troitskosjask dient als Heu- und Kornmarkt, wo Alles nach dem Gewichte unter Aufsicht der Behörden verkauft wird. Auch in China verkauft man nur nach dem Gewichte, selbst lebendige junge Hühner, denen man, um sie schwerer zu machen, einige Unzen Sand in den Kropf steckt, worauf sie aber bald sterben. Auch an guten Fischen fehlt es in Kiachta nicht; dahin gehören namentlich die Störe aus der nahen Selenga, und zum ersten Male aß ich hier frischen Caviar.

Ein öffentlicher, von einer hübschen Einfassung umgebener Park dient den Damen Kiachta's als Spaziergangsort; dort schöpfen sie frische Luft, zeigen ihre neuen Hüte und spielen in den kurzen Sommermonaten ihre Liebesabenteuer ab. Das Ganze heißt der Garten, und vielleicht sieht es im Sommer auch wie ein Garten aus; als ich aber im September dort war, bot das Ganze mit dem gefrorenen Boden und den beschneiten Hügeln einen sehr trautigen Anblick. Jedenfalls ist aber die Anstrengung der Kiachtaiten zu loben, welche unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen überhaupt einen Garten angelegt haben. Blumen kann man fast nur in den Stuben ziehen, und viele gleichen Gewächshäusern, so sehr sind sie mit blühenden Sträuchern angefüllt.

Kiachta's Klima ist sehr kalt im Winter und ziemlich heiß im Sommer; die Luft ist trocken, der Boden sandig; Schnee und Regen fallen wenig. Die Stadt liegt unter 50° 15′ nördl. Breite auf einer Erhebung von 2200 Fuß Meereshöhe. Der Gesundheitszustand ist vortrefflich, und alte Leute über 80 Jahre sieht man so munter wie die Heimchen. Die Häuser sind behaglich, namentlich recht warm, und dies ist hier das erste Erfordernis. Die dicken mit Moos verdichteten Holzmauern halten den Winter ab. Alle sind mit Doppelfenstern versehen, deren Ritzen mit Baumwolle verstopft werden. Die großen Oefen dienen zum Heizen und Kochen zugleich und sind so in die Ecken und zwischen die Wände der Zimmer eingebaut, daß sie mehrere zu gleicher Zeit heizen. Leider fehlt aber alle Lüftung in diesen Räumen, die Atmosphäre ist dick und drückend und würde auf uns sehr unangenehm, während die Russen sich dabei ganz wohl befanden. Gewöhnlich erhält man die Temperatur auf + 16° R. Als Brennmaterial dient Holz, welches die benachbarten Urwälder in ungeheurer Menge liefern.

Ganz konnten wir die russische Art und Weise zu leben nicht befolgen, obgleich sie schon bedeutend regelmäßiger ist, als wir von der Reise her gewohnt waren. Gewöhnlich wird nur eine Mahlzeit zwischen 12 und 1 Uhr eingenommen. Am Abend und Morgen brodelt der stets sühtige Theekessel (Samovar). Man glaubt, daß viel Theetrinken den allzu großen Appetit abstumpfe; wir aßen daher alle das kleine Backwerk, das zum Thee gereicht wird, auf, um uns während des 24stündigen Darbens wenigstens in etwas schadlos zu halten. Das Hauptgericht ist eine Gemüsesuppe mit gekochtem Rindfleisch; sie heißt „Schtschi“ und ist je nach den Zuthaten und der Kunst des Koches gut oder schlecht. Schtschi macht schon an und für sich eine ganze Mahlzeit aus, gewöhnlich folgt aber noch ein Rinderbraten. Das Brot ist gut und weiß; als ein sonderbarer Gebrauch muß erwähnt werden, daß man noch schwarzes Brot neben das weiße auf den Tisch legt; aber Niemand rührt dasselbe an; es ist nur dazu da, um durch seinen Gegensatz die weiße Farbe des andern Brotes hervorzuheben. Das Schwarzbrot, welches von der Landbevölkerung genossen wird, ist sehr schwer und scheint mit Kartoffeln versetzt zu sein.

Digitized by Google

Die Beamten in Kiachta sind eine Art Wanderbevölkerung; die Angestellten werden oft versetzt, doch bleiben auch viele mit ihren Familien in der Stadt. Auch manche Kaufleute ziehen weiter nach Westen, während die Handwerker und die Leute der niederen Klassen ansässig bleiben. Von Petersburg und Moskau ist wenig die Rede; man spricht man ja davon, so geschieht es mit einer Art von heiliger Scheu, wie von Dingen aus einer höhern Welt. Irkutsk ist der Mittelpunkt ihrer Gedanken; was in Kiachta fehlt, findet man dort in Vollkommenheit: die besten Gasthöfe, Pferde, Wagen, Aerzte, Häuser, Kirchen, Läden. Man reist daher oft nach Irkutsk — aber nach Moskau, das kommt im Leben höchstens einmal vor.

Kiachta ward 1728 als Zwischenplatz für den Karawanenhandel mit China gegründet und diesem verdankt es allein seine Bedeutung. Der Haupthandelsartikel ist Thee; aber obgleich für den Karawanenthee Kiachta der Hauptdurchgangsplatz bleiben wird, so ist diesem Handel doch durch den direkten Verkehr der Ostseehäfen viel Abbruch geschehen. Die Kaufleute haben freilich in letzter Zeit versucht, mit ihren neuen Rivalen in Konkurrenz zu treten, und hat in China an denselben Orten wie diese den Thee eingekauft. Aber die ganzen Handelsbedingungen sind andere geworden. Der Tauschhandel mit russischen Produkten ist nicht mehr durchzuführen, und die Karawanenstraßen können selbst gegen die lange Seereise nicht mehr aufkommen.

Trotz der beschwerlichen Reise, welche wir zurückgelegt hatten, eilten wir weiter. Doch da erhielten wir schlechte Nachrichten. Das ganze Land zwischen dem Baikalsee und Kiachta war von den Fluthen der Selenga überschwemmt. Die europäische Post war schon lange fällig, und seit 10 Tagen waren keine Nachrichten vom Baikalsee angelangt. Wir mußten und also gedulden, bis die Wasser abliefen, und benutzten diese Zeit zu Reisevorbereitungen. Unser chinesisches Silbergeld ward in russisches Papier umgewechselt, wobei wir nur etwa ein Procent verloren. Für ein Lael erhielten wir 2 Rubel 15 Kopeken. Dann wurde mein Pony für 40 Rubel verkauft; aber mit meinen Wagen hatte ich Schwierigkeiten, da Niemand bisher solche in Kiachta gekauft hatte und alle, die in Gebrauch waren, aus China kamen. Einige chinesische Kaufleute in Maimatschin erstanden sie endlich für 65 Rubel.

Statt dessen mußte ich mir eine Tarantasse, einen großen Reisewagen, anschaffen. Es wäre auch mit einer Kibitka, einem kleinen Fuhrwerk, das man auf den Poststationen erhält, gegangen; dann hätte ich aber bei jeder Station wechseln müssen. In Maimatschin kaufte ich noch einige Ziegenfelle mit fußlangen Haaren, die uns bei der kalten Fahrt die Füße warm halten sollten. An Mundvorräthen nahmen wir Branntwein, Schinken und geräucherte Zungen mit und versicherten uns im Uebrigen auf das civilisirte (?) Land, in dem wir nun reisten.

Meine Papiere waren bald in Ordnung; unser Gepäck wurde nirgends visitirt. Eben so wenig fragte man nach einem russischen Paß; nur der pekinger Paß wurde vom Polizeiweisser für Irkutsk visirt. Dies war aber nur darum nöthig, um eine Podaroschna, einen Paß für Postpferde, ausgestellt zu erhalten. Ueberhaupt benahmen sich alle russischen Beamten ungemein gefällig und liebenswürdig, und der Gouvernör, Herr Plosskas, versah und sogar noch mit einem besonderen Schreiben, das bis nach Irkutsk hin der Podaroschna noch mehr Nachdruck geben sollte.

Die Wasser verliefen sich unterdessen immer mehr, und der 7. Oktober 1863 ward als Tag der Abreise fest gesetzt. Denn der Grund war schon gefroren und es schneite gelegentlich. Die Schwierigkeiten, den schweren Wagen über halbgefrorene Flüsse zu bringen, stand lebhaft vor mir, und jeder Tag war unter solchen Umständen kostbar.

Mit vieler Mühe ward die Tarantasse beladen, drei Pferde wurden vorgespannt, und ein Buriäte setzte sich als Jemschik auf das fest gebaute vierräderige Fuhrwerk, das durch ein Lederdach recht gut verschlossen werden kann. Die „Pferde" waren eigentlich nur 13 Faust hohe Ponies. Sie sind aber sehr dauerhaft und nur lose vor den Wagen gespannt. Alle drei gingen nebeneinander, jedes unabhängig vom andern, so daß, wenn eines stürzte, die beiden übrigen dadurch nicht belästigt wurden. Ueber dem Mittelpferde erhob sich ein hölzerner Bogen mit einem weithin schallenden Glöckchen daran, das dem Postmeister auf den Stationen unsre Ankunft anzeigte, somit aber sehr lästig war. Die Russen nennen diese Dreigespanne Troiki; es können aber auch zwei oder sechs Pferde vorgespannt sein, sie behalten doch denselben Namen.

Des schwedischen Reisenden Andersson Abenteuer unter den Damaras und Namaquas in Südwestafrika.

Etwa unter dem Wendekreise des Steinbocks, an der südwestlichen Seite Afrika's, liegt die Walfischbay; in diese mündet ein Steppenfluß, der Kuisip, der etwa in jedem fünften Jahre tausendweis Wasser hat, denn jene weite Region gehört zu den trockensten Gegenden der Erde. Nördlich vom Wendekreise wohnen die Damaraß, südlich von denselben die Namaquaß, ein mit dem Hottentotenstamm verwandtes Volk, während jene ersteren an Gestalt und Sprache viel Uebereinstimmendes mit den Bitschuanaß, also mit den Kaffernvölkern haben.

Diese Gegenden und Völker sind uns erst seit etwa 20 Jahren näher bekannt geworden, theils durch deutsche Missionäre, theils durch die beiden Reisenden Galton und Andersson. Diese erforschten den Landstrich zwischen dem 23. und dem 18. Grade südlicher Breite, welcher vor ihnen noch von keinem Europäer besucht worden war. Ihnen folgten mehrere Elephantenjäger, und Andersson hat sich wiederholt Jahre lang im Gebiete der beiden Völker als Handelsmann aufgehalten. Lange Zeit lebte er mit ihnen in gutem Einvernehmen, dann aber brach, in der Mitte des Jahres 1864, ein Mißgeschick über ihn herein, dessen Schuld er selber trägt. Eine in Kapstadt erscheinende Zeitung, die „Cape and Natal News", erzählt Folgendes:

„Nachrichten von der Walfischbay (die Engländer schreiben Walwich-Bay, was ganz unrichtig ist und auf deutschen Karten nicht vorkommen sollte) melden von einem hartnäckigen Kriege unter den Eingebornen. Längere Zeit waren die mit Schießgewehren wohl bewaffneten Namaquas den Damaras entschieden überlegen und unternahmen sehr oft Raubzüge in das Gebiet derselben. Allmälig wußten aber auch diese sich Flinten und Schießbedarf zu verschaffen und konnten sich mit Erfolg wehren. Beide Theile sind rohe Wilde und die einen

Digitized by Google

nicht besser als die anderen. Zum Unglück haben die im Lande befindlichen Europäer auf beiden Seiten Partei genommen.

Nun begab es sich, daß der Schwede Anderssson, der es mit den Damaras hielt, einige tausend Häupter Rindvieh nach der Kapkolonie treiben lassen wollte. Die Namaquas benutzten eine günstige Gelegenheit, rauben das Vieh und tödteten mehrere Treiber. Anderssons Versuche, sein Eigenthum auf friedlichem Wege wieder zu bekommen, waren vergeblich, und er rief deßhalb, gemeinschaftlich mit dem von uns im Globus oftmals erwähnten Engländer Friedrich Green, seine Freunde, die Damaras, zum Kriege gegen die Namaquas auf, und ungefähr 3000 derselben stellten sich unter den Befehl der beiden Europäer. Der Feind hatte sich auf einem Hügel verschanzt, der aber bald erstürmt wurde. Dann mußte eine zweite Verschanzung angegriffen werden, und bei dieser Gelegenheit erhielt Anderssson eine Kugel in den Oberschenkel, welche ihm den Knochen zerschmetterte. Ein paar Stunden lang lag er, dem Feuer von Freund und Feind ausgesetzt, hülflos am Boden. Erst nachdem die Damaras den Sieg erfochten und das geraubte Vieh wieder genommen hatten, brachte man ihn nach der Stadt Otschimbingue.

Dazu kommt noch ein tragisches Ereigniß. An dem Kampfe hatten sich auch die Damaras von der deutschen Mission Rehoboth betheiligt. Als sie heimkehrten, wurden sie in der Nähe dieses Dorfes von Namaquas überfallen, welche das Gras in Brand steckten, so daß die Wägen der Damaras Feuer fingen; dabei wurden viele Weiber und Kinder verbrannt. Bei diesem Kampfe war der Missionär Kleinschmidt zugegen; er entfloh und irrte vier Tage lang umher, ohne Speise zu finden; halb verhungert kam er endlich nach Otschimbingue, starb aber dort nach einigen Tagen vor Erschöpfung. Er war ein braver, gastfreier, seinem (höchst undankbaren) Berufe eifrig ergebener Herrnhuter.

Anderssson selbst schildert seine kläglich Lage in einem Briefe und hebt hervor, daß die Wilden auf beiden Seiten wie in einer regelmäßigen Schlacht gesochten hätten; sie dauerte volle 10 Stunden, und mehr als 4000 Barbaren standen sich gegenüber. „Die Damaras wurden von mir und noch einigen anderen Europäern befehligt. Ich leide manchmal unerträgliche Schmerzen und liege nun schon seit drei Monaten im Bette. Noch vor Kurzem ging mir Alles nach Wunsch, aber an einem Unglückstage schloß ich Freundschaft mit den Damaras, bewog sie, das Joch der Namaquas abzuwerfen und unabhängig zu werden. Die Folgen davon sind gewesen: Drei Schlachten, in denen wir die Namaqua-Hottentoten geschlagen haben, der völlige Ruin meiner Gesundheit und der Verlust meines Vermögens; ich werde zeitlebens nicht wieder kräftig."

Damit gestehtt Anderssson ein, daß er durch seine Einmischung in die Händel jener Barbaren eine verhängnißvolle Thorheit begangen habe. Sein Benehmen war um so tadelnswerther, da gerade er diese Völker genau kennt. Er hat sie in seinen Reisewerken eingehend geschildert, und diese sind, nebst jenen Galtons, eine Hauptquelle für die Kunde jener Gegenden. Wir wollen einige Erläuterungen hinzufügen und verweisen auf die Karte von Südafrika, welche dem vorigen Bande des Globus beigegeben worden ist; der Leser hat auf derselben einen deutlichen Ueberblick des Schauplatzes, auf welchem die beiden Völker sich bewegen.

Das sogenannte Groß-Namaqualand liegt zwischen dem Oranjeflusse, der Kalahariwüste, dem Ocean und dem Lande der Damaras. Im nördlichen Theile desselben und auch bei den Damaras haben vorzugsweise deutsche Missionäre mehrere Stationen gegründet und sich alle mögliche Mühe gegeben, die Barbaren zu sittigen, aber die Enkel bleiben, wie Galton ausdrücklich betont, so roh und wild wie die Großväter, trotz Predigt, Unterricht und Kirchengesang. Am Flusse Swakop, der nördlich vom Kuiseb fließt, und in welchem viele Wasserlöcher liegen, sind mehrere Missionen angelegt worden, z. B. Otjimbingue, wo immer Wasser zu finden ist und viel Gras wächst, und Schmelens Hoffnung. Die letztere wurde, als Galton im Lande war, von den Namaquas angegriffen; sie erschlugen die dortigen Damaras und verjagten den Missionär Kolbe, weil er sich Mühe gab, sie von ihren Raub- und Mordzügen abzuhalten. Er fand Zuflucht in der Mission Barmen, beim Missionär Hahn, der auch viel Herzeleid auszustehen hatte. Die Namaquas behandelten ihn mit der größten Unverschämtheit, kamen betrunken ins Missionshaus und raubten Menschen und Vieh. Galton sah zwei Frauen, denen jene Hottentoten die Beine abgehauen hatten, um sich ihrer eisernen Knöchelringe zu bemächtigen. Ein Namaqua-Knabe, der ein schreiendes Kind am Boden liegen sah, stach demselben kaltblütig beide Augen aus.

Man theilt die Namaquas, welche in der „Hottentotenwüste, dem verwünschten und verfluchten Lande" wohnen, in zwei Abtheilungen. Jene im nördlichen Theile stammen zumeist aus der Kapcolonie, und unter ihnen befinden sich viele Mischlinge von europäischen Vätern. Sie werden als Orlams bezeichnet, und die unvermischten Namaquas sind auf sie, die sich für besser halten, sehr eifersüchtig; im Haß gegen die Damaras stimmen aber beide überein. Diese letzteren sind schwarz oder schwarzgrau, aber nicht negerartig; die Hottentoten sind geld. Als Orlams werden übrigens von den Holländern alle jene bezeichnet, die sich bei ihren Dörfern oder Viehgehöften umherstreiben. Vor einem halben Jahrhundert wohnten die Orlams noch an der Nordgrenze der Kapkolonie, am Oranjefluß, und ihr Hauptling war ein berühmter Räuber, Jonker Afrikaner, welchen die Namaquas im Norden gegen die Damaras zu Hülfe riefen. Er blieb dann dort, raubte große Heerden zusammen und wurde ein mächtiger Mann. Die zweite Abtheilung der Namaquas sind die Topnaars, d. h. die Größten, Höchsten; sie bilden einen Gegensatz zu den Eingedrungenen, den Orlams. Das Volk wohnt in runden Hütten, glaubt an den Boshaften Hitsibib, und ist kein Hasenfleisch. Beshalb? Der Mond ließ einmal den Hasen rufen, welcher an die Menschen Folgendes bestellen sollte: — Wenn ich sterbe und wieder geboren werde (auf- und untergehe), dann soll ihr sterben und wieder aufleben. Der Hase richtete aber seinen Auftrag ungenau aus und sagte: „Wenn ich sterbe und nicht wieder geboren werde." Darob ergrimmte der Mond, warf im Zorn einen Knüttel nach dem Hasen und spaltete diesem die Lippe. Der Hase aber nahm die Flucht und muß laufen bis diesen Tag. — Die Namaquas hassen den Hasen; kein Erwachsener darf von seinem Fleisch essen; wer es doch thut, wird aus dem Dorfe verjagen und darf nie wieder an einer Ziege saugen!

Es gibt Zauberer, Kaiaods, welche Regen machen; ein solcher muß Gift verschlingen und sich von giftigen Kriechthieren beißen lassen. Mit seiner schmutzigen Kopfbedeckung kann er dann Wunderkuren verrichten. Nach dem Tod eines Häuptlings trauert man nicht, sondern veranstaltet ein heiteres Festgelage, bei welchem der Thronfolger mächtige Stücken Rindstalg als Krone auf seinem Wollkopfe befestigen muß; er hat sie so lange zu tragen, bis sie vertrocknet ist, aber dann ist sie auch ein Amulet, mit welchem irgend eine alte Hexe Wunder thut. Ueberhaupt sind die Leichenschmäuse Lieblingslustbarkeiten der Namaquas; die Thiere werden nicht geschlachtet, sondern erstickt. Man glaubt an Währwölfe. Die Sonne ist ein großer Fettklumpen, der allabendlich ins Meer taucht. Dort hält ihn ein weißer Schiffskapitän fest, schneidet sich ein Stück ab und gibt dem Uebrigen einen Stoß; dann versinkt es, geht unter dem Wasser runden und kommt im Osten wieder zum Vorschein. Die Vielweiberei ist unbeschränkt. Den

Digitized by Google

Missionären gehört das Verdienst, einem grausamen Brauche gesteuert zu haben; denn früher ließ man alte oder kranke Leute elend umkommen.

Der Namaqua ist unglaublich träge; tagelang hintereinander liegt er in der Sonne, rührt sich kaum und erträgt lieber Hunger und Durst, als daß er sich rührte. Man fragt ihn, weshalb er so faul sei, und er entgegnet: „Soll ich es etwa so machen, wie die Würmer an der Erde?“ Zur Arbeit wird keine Macht der Welt ihn vermögen; aber beim Tanz ist er unermüdlich. Ein Schaf wird höher geschätzt als eine Frau, aber im allerhöchsten Werthe steht der Tabak.

Die Damaras, mit welchen Anderssen Freundschaft geschlossen hatte, werden von Galton als „ein Volk von Dieben und Kehlabschneidern“ geschildert. In ihrem Lande gibt es keinen Baumschatten, außer auf den hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo, der etwa 20 Reitestunden von der Mission Otjchimbingue liegt, und auf welchem ein Negerstamm wohnt, die Ghu Damup, welche auf einer so niedrigen Stufe sich befinden, daß sie selbst von den armseligen Buschmännern als untergeordnet betrachtet werden. Diese kamen als Eroberer zu ihnen, zwangen ihnen ihre Sprache auf und bilden eine höhere Kaste! Der Ghu Damup wird von Allen tyrannisirt. Er hat einen prächtigen Wuchs, wolliges Haar, temalt seine schwarze Haut mit rother Farbe, wimmelt von Angeziefer und ist unglaublich unsauber. Kleidung und schmutziger Schaum auf stehenden Gewässern werden mit einem und demselben Ausdruck bezeichnet. Stammvater der Ghu Damup ist, wie sie meinen, ein Affe. „Weshalb sollten wir und die Paviane nicht Brüder sein? Gleich ihnen werden wir von Jedermann verfolgt; wir leben auf denselben Bergen, essen dieselben Wurzeln und fangen sie mit den Händen aus der Erde.“

Die Damaras sind ein hübsch und kräftig gewachsenes Volk, können es aber an Ausdauer einem Europäer nicht gleich thun. Die Hautfarbe ist zumeist schiefergrau; auch sie gefallen sich in ungeheurem Schmutz, der sich auf der Haut in solcher Menge anhäuft, daß die Grundfarbe nicht zu erkennen ist; sie reiben sich mit rothem Ocker und Fett ein und riechen sehr übel. Die Bekleidung besteht aus Schaf- und Ziegenhäuten.

Die Damaras stammen nicht von einem Pavian, sondern von einem Baum ab. Als Menschen und Thiere aus demselben hervorkamen, war Alles dunkel. Da zündete ein Damara Feuer an, und Zebra, Gnu, Giraffe und andere Thiere erschraken so sehr, daß sie vor den Menschen flohen; nur Kühe, Schafe (welche von einem großen Stein abstammen) und Hunde sammelten sich um das Feuer. Jener Urbaum soll noch vorhanden sein. Der höchste Gipfel, Omakara, hat seinen Sitz weit im Norden, und jeder Stamm hat seinen eigenen. Die Geister der Abgeschiedenen laufen sich hicken, gewöhnlich in der Gestalt von Hunden mit Straußfüßen. Die Herenmeister heilen Kranke durch Zauberformeln und mit Hyänenkoth, der für sehr wirksam gilt, wenn man ihn in den Mund und auf die Stirne reibt. Sie haben eine Art von Kastenwesen und zerfallen in zwei Stämme, die Ovahérero, welche zunächst dem Meere leben und die Ovapantieren. Die Reichen besitzen Heerden; sie blicken auf die Armen, die Ovatschimbas, mit tiefer Verachtung, machen sie zu Sklaven und halten es für eine sehr gleichgiltige Sache, ihnen das Leben zu nehmen. Kranke Leute finden keine Theilnahme, werden von den Verwandten aus der Hütte geworfen, und diese thun überhaupt Alles, um den Tod zu beschleunigen; gewöhnlich ersticken sie den Kranken, indem sie Ochsenhäute über ihn werfen. Nur wenige Damaras sterben eines natürlichen Todes. Aber der Damara schwört „bei den Thränen seiner Mutter“, die er vielleicht gestern erstickt hat. Er liebt Tanz und Musik und ahmt dabei die Laute der wilden Thiere nach. Er ist eben so träg, wie der Namaqua. Seine Sprache hat im Bau viel Uebereinstimmendes mit dem Sitschuana (der Sprache der Bitschuanas) und der Sprache des Kaffern; er kann kein L aussprechen; aus Kolbe machten sie Korutz; aus Galton = Bortonio.

Ovahérero bedeutet: das fröhliche Volk; von den Namaquas werden sie als Damup bezeichnet, und im Munde der Urlamá und Holländer ist daraus Damara geworden. Galton meint, und Anderssen pflichtet bei, daß die Damaras allmälig verschwinden würden; sie sind ein Hirtenvolk und haben in ihrer Sprache kein Wort für Nahrungsmittel, welche man aus Getreide bereitet. Wahrscheinlich sind sie von Osten her in ihr jetziges Land gekommen, in welchem nur wenige Streden bewohnbar sind. Vor etwa 100 Jahren waren noch keine Damaras im Süden des Kaokosfusses zu finden. Damals drangen sie in diese von Buschmännern und Ghu Damups bewohnte Gegend und unterwarfen die letzteren zum großen Theil, einige derselben fanden Zuflucht auf hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo.

So sind diese Barbaren im südwestlichen Afrika, mit welchen Reisende und Missionäre sich zu schaffen machen.

Aus allen Erdtheilen.

Bericht des Missionärs Jaques aus Sedhiou am Senegal.

Derselbe ist mitgetheilt im „Journal des missions évangéliques“ Dezember 1864, und schildert in anschaulicher Weise das Leben und die Gefahren, denen die Europäer in jenen tropischen Gegenden Westafrika's ausgesetzt sind: „Mein Wohnort ist das Dorf Dagorne am odern Senegal, und die Bevölkerung hier in der Umgegend ist eine sehr gemischte. Die Sarakholés herrschen vor, doch leben hier auch viele Mandingos, weniger Jolofs, Bambaras, Jntafulas, Bafunrkas ꝛc. Bei den Mandingos und Sarakholés herrscht ein gemitderter und nicht sehr strenger Mohammedanismus; die übrigen Völker sind aber Heiden. Für meine Bestrebungen, um sie zu Christen zu machen, finde ich unter der Jugend den besten Boden; aber man kann mit Jedermann frei über religiöse Angelegenheiten sprechen. Die Mandingos sind die ernsthaftesten unter diesen Negerstämmen, und das Laster der Trunkenheit ist unter ihnen am wenigsten verbreitet. Jn Sedhiou trinkt man allein jährlich für mehrere tausend Franken Palmwein, woraus man sich einen Begriff von der allgemein verbreiteten Trunksucht machen kann.

Das Klima am Gabamance ist, wie überall in den Tropen, für die Einen gut, für die Anderen geradezu mörderisch. Ich kenne Europäer, die hier 15 und 20 Jahre in vollkommener Gesundheit lebten, während andere es auf keinerlei Weise aushalten konnten und bald gezwungen waren, das Land zu verlassen. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind: Wechselfieber, doch weniger schlimm als am Senegal, Landfordut, der man mit der häufig hier wachsenden Kresse heilt, Blutgeschwüre und Leberkrankheiten. Vor den am Senegal so häufigen und gefährlichen Dysenterien und trockenen Koliken braucht man sich am Gabamance nicht zu fürchten.

Die gute Jahreszeit beginnt in der Mitte des November, und sehr selten stellt sich nach dieser Jahreszeit Regen ein. Am December weht ein frischer, beständer Wind. Ohne Furcht kann man dann am Tage Reisen unternehmen, selbst

Digitized by Google

wenn am Mittage die Sonnenstrahlen heiß herabbrennen. Oft habe ich dann mehrere Meilen zu Fuß oder zu Pferde gemacht, ohne irgend wie von der Hitze belästigt zu werden. In dieser köstlichen Jahreszeit steht auch noch das Grün der Gärten in voller Pracht. Früher jedoch kann jede Landreise große Gefahr bringen. Dann verdunstet der gefallene Regen und hinterläßt die durchfeuchteten Pflanzenstoffe, die nun in Fäulniß übergehen und Fiebermiasmen erzeugen; im December ist aber diese Gefahr vorüber und es geht bis zum März Alles gut. Im April und Mai wird es sehr heiß, doch ist es dann Morgens, Abends und in der Nacht noch kühl. Im Juni dagegen wird die Hitze schon erstickend und die Luft ist mit einer ungeheuren Menge Elektricität schwanger; Moskuitos und Fliegen fallen in großen Schwärmen über uns her und verleiden die Nachtruhe. Bald ist der Körper dadurch ganz mit rothen Flecken wie übersäet, die aber keineswegs gefährlich, sondern nur ein Zeichen guter Gesundheit sind, wenn auch das Jucken und Kratzen, welches dadurch hervorgerufen wird, unerträglich kützt. Im Juli regnet es sehr stark, und furchtbare Stürme heulen sich ein, die oft große Verwüstungen anrichten und starke Bäume knicken. Läßt man dann seine Thüre nach der Windseite zu einmal offen, so kann es sich ereignen, daß der ganze Fußboden förmlich überschwemmt wird. Der schlechteste Monat ist aber der September.

Meine Wohnung ist die gefundete in Sydney; dabei sehr geräumig und von einer großen Gallerie umgeben. Sie ist so fest gebaut, daß der Regen nicht durchdringen kann, und da sie etwas hoch liegt, so ist sie stets erfrischenden Winden ausgesetzt. Ein hübscher Gemüsegarten zieht sich am Hause hin, und zwei Brunnen versehen mich fortwährend mit hellem, frischem Wasser in genügender Menge. Hühner, Enten und Puter laufen auf dem Hofe umher und wandern dann in meine Küche. Unentbehrlich ist mir mein treuer Handhund, der mich vor den Einbrechen der zahlreichen Diebe schützt. Erlaubt man einen solchen, so ist der Prozeß kurz; man führt ihn auf den öffentlichen Platz und gibt ihm dort bei der Musik von Beckon 70 oder 100 Hiebe mit einem Rohrstocke.

Unsere Briefe erhalten wir am 15. oder 20. jeden Monats mit dem französischen Courier von Sorée (an der Westküste Senegals), und in dieser Stadt werden wir uns auch mit allen Bedürfnissen; der Markt ist dort gut versorgt, nur ist Alles ziemlich theuer. Brod backen wir selbst, und Jedermann ist sein eigener Fleischer; da wir nun mit dem Schlachten wechseln, so haben wir in jeder Woche ein- oder zweimal frisches Fleisch. Gemüse zieht jeder in seinem Garten.

Wenn ich auf den Straßen von Dagorne erscheine, so werde ich von allen Seiten von den Kindern angehalten. Das eine zupft mich am Rocke, das andere nimmt mich an der Hand und ich spreche mein Salam aléikum (Friede sei mit euch); worauf die Antwort Aléikum salam lautet. Oder man grüßt in der Jolofsprache: Kao berahe? Wie geht's? Herahn, es geht gut. Sehr interessant ist die Art und Weise, wie die Mütter hier ihre Säuglinge tragen. Sie ist dieselbe eigentlich in ganz Afrika. Das Kind liegt in einem Tuche auf dem Rücken, die Zipfel sind vor der Brust zusammen gebunden. Das heißt in der Jolofsprache bother."

Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean erhalten wir durch die „Annales hydrographiques", drittes Semester, sehr interessante Nachrichten durch den Franzosen: „Die Eingeborenen sind vielleicht die größten Reisenden unter allen Bewohnern der Südsee. Im vorhergehenen Jahre kehrten einige Insulaner von der Wellington Insel heim, die 600 Meilen westlich liegt. Sie hatten kein einziges der Instrumente bei sich, welche unsre Seeleute als unentbehrlich betrachten, da sie dieselben für ganz nutzlos halten. Sie haben eine sehr genaue Kenntniß aller Inseln, die in ihrem Meere liegen und construiren sich selbst Karten, die eine genaue Uebersicht der Entfernungen aller verschiedenen Inselgruppen zulassen. Diese Karten werden aus kleinen Stäben gemacht, die man in gerader Linien oder in Kurven aneinander fügt. Die Construktion selbst ist ein streng bewahrtes Geheimniß der Häuptlinge, und der erste Mensch, der es uns verriet, obgleich er selbst aus der Familie der Häuptlinge war, wurde mit dem Tode bedroht.

Auf den Grabhügeln ihrer berühmten Todten stellen die Marschallsinsulaner in eigenthümlicher Weise Ruder auf. Ein Besuch auf einem solchen Friedhofe ist höchst interessant. Ueberall stehen die alten Ruder unter den Cocosblumen umher, und tausende von Ratten schwärmen zwischen den Grabstätten. Viele Leichen werden aber nicht beerdigt, sondern unter eigenen Ceremonien in das Meer geworfen.

Ich landete im Jahre 1859 auf Ebon und habe dort sieben Monate, die schönsten meines Lebens, zugebracht. Die Insel ist mit Cocospalmen, Pandanus und allerhand Fruchtbäumen bedeckt. Sie sind hier schöner und selbst fruchtbarer, als auf allen anderen Inseln. Besonders erreicht der Brodbaum solche Dimensionen, wie man sie nirgends kennt, und er gilt für viel wichtiger, als selbst die Cocospalme. Auch auf den weniger fruchtbaren Kingsmill- (Gilbert) Inseln machen die Einwohner aus der Cocosnuß nur Oel und nähren sich von den Pandanusfrüchten. Die verschiedenen Arten sind gerade so süß und noch nahrhafter als Zuckerrohr. Während der Erntezeit, die einige Monate dauert, nähren sich die Eingeborenen nur von diesen Früchten und legen auch einen großen Vorrath davon zurück. Die getrockneten Vorräthe sind eine sehr gute Speise, auf die sich auch die Fremden gern gewöhnen. Man bewahrt sie mehrere Jahre lang in Gestalt dicker Rollen auf, die in Baumblätter eingehüllt und mit Bindfaden fest umwickelt sind. Sie verderben nicht einmal, wenn sie der Luft ausgesetzt sind oder längere Zeit im Meerwasser gelegen haben. Auch das Holz des Baumes wird jedem andern vorgezogen; besonders auf den Gilbertinseln baut man die Berathungshäuser aus demselben.

Die Missionsanstalt liegt an der Nordwestecke der Ebongruppe, nicht fern von der Lagune. Diese ist beinahe ganz rund; sie ist eine der schönsten in Mikronesien und hat etwa sechs Meilen im Durchmesser. Während des Winters blieben nur etwa 500 Einwohner auf dem Inseln; die übrigen, gegen 800, gingen mit dem ersten Häuptling im September 1857 nach der Inselkette des Nordens und kehrten erst im März 1860 zurück.

Der Missionär ist der einzige Repräsentant der Civilisation auf den Marschallsinseln und wird von den Einwohnern als das achte Wunder betrachtet. Sein Haus ist der erste Anziehungspunkt, um den sich Alles gruppirt. Dort ist die Schule, das Lesekabinet, das Magazin, der Marktplatz und selbst der Gerichtshof.

Während meines Aufenthaltes feierte man die Wiedergenesung zweier kranken Häuptlinge durch einen großen Tanz. Etwa 600 Personen waren unter den herrlichen Brotfruchtbäumen versammelt, die längs der Lagune stehen. Eine Schaar von etwa 30 Frauen, die in einer Reihe saßen, begannen auf einer Art Trommel, die mit Haifischhaut überspannt war, eine fürchterliche Musik.

Nun trat Kaibuki (d. h. der König) vor die Musikantinnen hin. Er trägt die südliche Kleidung der Marschallsinseln, die aus einer Menge um die Hüften gebänger Pandanusblätter besteht. Der Kopf und die Oberlippen sind mit Blumen geschmückt und Federn an Armen und Händen angebracht. Er beginnt nun eine Art schrecklichen, unnatürlichen Gesanges, der kaum zu beschreiben ist. Er kreischt, brüllt und pustet die Töne, rollt dabei die Augen, tanzt, springt und verzieht sein Gesicht in alle möglichen Grimassen, jede Muskel an seinem Körper ist in Bewegung, bis er endlich in eine Art Verzückung verfällt. Dabei schlägt ihm die entsetzte Zuschauermenge mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Einige Minuten genügen, um den Tänzer zu ermüden; er tritt ab und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Nun folgen die Tänzer zu zweien und dreien, von weiblichen Chören bis zum Kinde, das kaum gehen kann, herab. Die Kinder trugen Kleider von Hibiscusblättern, die mit Blumen und Hähnerfedern verziert waren. Endlich steht jedermann auf. Alle Tänzer, etwa 50 an der Zahl, vereinigen sich mit dem Kaibuki an der Spitze. Langsam marschiren sie unter einem wilden Gesange in die Mitte. Dort stellen sie sich in eine Reihe auf und erheben ein fürchterlichst Geschrei, wobei sie seltsame Bewegungen machen und das Gesicht verzerren. Nach dieser lächerlichen Komödie geht Einer nach dem Andern davon, bis der Kaibuki allein übrig bleibt. Dieser grüßte mich und fragte: „E moneky", war es hübsch? Worauf ich so höflich wie möglich mit: Bon jour antwortete.

Fortschritt in Australien. Die Colonie Neusüdwales hatte zu Ende des Jahres 1861 Eisenbahnstrecken von 28 deutschen Meilen im Betrieb, und Strecken von ziemlich derselben Länge waren im Bau nahezu vollendet; dazu kam noch ein Schienenstrang, der nach Süden hin bis zur Stadt Cobourn verlängert werden soll.

In Victoria ist die Linie von Sandhurst nach Echuca vollendet und somit der Murrayfluß durch den Schienenstrang erreicht worden.

In Harcourt ist ein 36 Tonnen schwerer Granitblock an-

Digitized by Google

gekommen; er soll als Grabdenkmal für die Entdeckungsreisenden Burke und Wills auf dem Friedhofe zu Melbourne aufgestellt worden.

In Südaustralien hat die Regierung den Major Warburton beauftragt, das Innere zu erforschen und die zur Viehzucht vorzugsweise geeigneten Weidelländereien zu verzeichnen, zunächst in dem Dreieck zwischen den Meeren Maregaret, und dann das Nemanstland, das bis an die Great Bight, also an die Meeresküste, reicht. Vom Margaretbenberge soll auch eine Entdeckungsreise nach der Westküste durch eine bisher noch nicht erforschte Gegend ausgeführt werden; man will sich überzeugen, ob in jener Region hohe Berge vorhanden seien.

Aus Queensland kommen nur günstige Berichte. Man ist dort sehr eifrig darüber aus, die nordöstlichen Gegenden des großen Festlandes nutzbar zu machen. Der zwei Jahren war die Gegend, wo jetzt die blühende Hafenstadt Rockhampton steht, eine Einöde, und schon den Broad Sound war kein weißer Mann hinausgekommen. Als aber Port Denison gegründet war, gingen die Ansiedler bald über den 20.° südl. Br. hinaus, und jene am Burdekin hatten nun einen Ausfuhrhafen. Der Weg zwischen dem Innern und Port Denison wurde vorzugsweise durch die Bemühungen Dalrymple's eröffnet. Derselbe unternehmende Mann ging dann zwei Grad nördlicher, gründete die Seestadt Port Cardwell und will nun den Weg bis ans Ufer die Endeavour, welche das Strombecken des Burdekin vom Carpentariagolfe trennt, in Aufnahme bringen. Die neue Station am nordöstlichen Punkt in Point Somerset. Aber die Regierung von Queensland will eine Ansiedlung auch am Cap York und am River, im Distrikte Cook, gründen, auf dem Wege von der Rockinghambay nach Kap Grenville, und damit hätte sie dann die ganze Nordostküste in Besitz genommen. Port Hischinbroof an jener Bay hat einen ausgezeichneten Hafen, der sich mit dem von Sydney messen kann. Von demselben führt nach dem Innern hin ein Weg in das Thal des Flusses Herbert, welcher nach Osten hin fließt und in die Halifaxbay mündet. Die Bay hat vortreffliches Trinkwasser und Bauholz im Ueberfluß, es fragt sich aber, ob sie, landumschlossen, auch sicher ist, auch gesund sei. Am Flinders River und in dem Quellgebiet des Burdekin sind die Horn- und Schafzeichjäger in voller Thätigkeit, und die Heerden gedeihen trefflich. Dalrymple lobt diese Gegenden außerordentlich.

Westaustralien will auch nicht ganz zurückbleiben und seinerseits die West- und Nordwestküste sich sichern. In jenen Gegenden sind vortreffliche Häfen, namentlich der von Brecknock, der aus einer Menge kleiner Buchten besteht und überall tief ist; das letztere gilt nicht von der Roebuck- und von der Lagrange-Bay.

Die englische Regierung überseist hat sich mit der Kolonie Queensland ins Einvernehmen gesetzt, damit die beiderseitigen Kräfte für Point Somerset wirken, der ein wichtiger Verbindungsplatz für den Verkehr zwischen Australien, Indien und Europa werden soll, eine Hauptstation für die Schiffahrt durch die Torresstraße und Kohlenniederlage für die Dampfer. Wir wollen daran erinnern, daß England wiederholt den Versuch gemacht hat, Niederlassungen an der Nordküste Australiens zu gründen, z. B. auf Melville's Island, an der Raffles Bay und zu Port Essington, man beging aber dabei viele Mißgriffe und mußte diese Militärstationen wieder aufgeben. Point Somerset wird eine bürgerliche Ansiedlung, und die Lage soll gesund sein.

Ani, die alte Hauptstadt Armeniens. Ein Engländer, John Usher, machte vor einigen Jahren eine große Reise von London bis Persien. Sein Werk, das den Titel führt: A Journey from London to Persepolis; including Wanderings in Doghestan, Georgia, Armenia, Kurdistan, Mesopotamia and Persia, ist so eben erschienen und enthält lebhafte Schilderungen der angesessenen Länder. Nachdem der Verfasser Gumri und Kais besucht hatte, wandte er sich nach Ani, der alten Hauptstadt Armeniens, von der er folgende Beschreibung gibt: „Wir betraten die verlassene Stadt durch das mittlere Thor, denn es führen drei Eingänge durch die Doppelmauern, die aus behauenen großen Blöcken erbaut sind. Ueber dem äußern Thore stand eine armenische Inschrift, über dem innern war ein Leopard in Relief ausgehauen, umgeben von gut gearbeiteten und sehr hübsch verzierten Kreuzen. Der Boden war im Innern ganz mit zerbrochenen Säulen, Kapitälen und Fragmenten von Bildhauerwerken bedeckt. Wir kletterten über den Schutt hinweg und besuchten einige Kirchen, von denen drei oder vier noch so gut erhalten waren, als seien sie eben von den bauenden Arbeitern verlassen worden. Nur die Thüren fehlten. Namentlich eine, die neben einer Brücke, welche einen Abgrund überspannte, stand, war vollkommen gut erhalten. Die Freskengemälde im Innern des Domes hatten noch die ganze Frische ihrer Farben bewahrt und zeigten den Einzug in Jerusalem, Maria am Grabe rc. Die Kirchen standen ganz verlassen zwischen den Ruinen, in denen, mit Ausnahme einiger Kauben, kein lebendes Wesen zu erblicken schien. In der Mitte der Stadt stehen zwei hohe achteckige Thürme, auf denen sich kleinere Thürmchen erheben, und nicht weit von diesen ein einziger steiler Fels, der auch ganz mit Ruinen der alten Citadelle bedeckt war. Auch die Mauern des Palastes sind noch vorhanden und zeugen von großer Ausdehnung und Festigkeit. Die Maurerarbeit daran ist ganz vortrefflich. Die ungeheuren Steine sind alle viereckig behauen und mit großer Sorgfalt zusammengefügt. Auf der Außenseite sind sie mit Skulpturen, allerhand Verzierungen und Mosaik von sehr künstlicher Ausführung versehen. Auch zwei Moscheen fand ich, deren eine im Innern mit herrlichen Arabesken bedeckt war, die im Charakter ganz denen der Alhambra entsprachen. In der That, Alles schien in dieser verlassenen Hauptstadt von der Zeit aufbewahrt worden zu sein, nur Menschenhände hatten hier Verwüstungen angerichtet. Das Kreuz hervorlich in diesen Bezierungen vor, und über den Thüren vieler Kirchen standen lange Inschriften in altarmenischer Sprache.

Eine Mördergesellschaft in Indien. Im Laufe des verflossenen Jahres wurde, wie das Journal des missions évangéliques meldet, der amerikanische Missionär Janvier zu Lodiana im nördlichen Indien von einem Sikh gemordet, und drei Tage darauf fiel auch ein anderer Missionär, Löwenthal, unter der Kugel seines eigenen Gärtners. Löwenthal, ein Jude von Geburt, hat sich als Linguist hervorgethan und war namentlich der Puschtu-Sprache mächtig, die im Norden Indiens weit bis nach Afghanistan verbreitet ist. Er hat auch eine ausgezeichnete Uebersetzung des neuen Testaments in dieser Sprache herausgegeben.

Diese beiden schnell aufeinander folgenden Mordthaten mußten Aufsehen erregen, und man war nicht wenig erstaunt, daß sie von einer vollständig organisierten, wahren Mördergesellschaft ausgingen, die unter den Sikhs viele Anhänger zählt. Diese Leute nennen sich Akalis und verehren als den Stifter ihrer Bande einen gewissen Gobvind Sing, den Löwen. Der einzige Gott, den sie verehren, ist die blanke Waffe, ein Schwert, Messer oder ein anderes schneidendes Instrument. Es ist ihnen streng verboten, ohne ein solches auszugehen, und sie müssen stets von demselben Gebrauch machen, wo es Juden die Regeln ihrer Gesellschaft vorschreiben. Diese lauten unter anderm: „Ist der Mensch, den du begegnest, ein Mohammedaner oder ein Fremder, so tödte ihn; ist er ein Hindu, so prügle ihn und nimm ihm, was er hat." Vielleicht ist diese Bande mit den vielbesprochenen Thugs verwandt oder ein besonderer Zweig derselben. Der Mörder Löwenthals war ein Akali.

Einwanderung in Canada. Die Auswanderer des nördlichen Europa wenden sich im Ganzen noch sehr wenig nach Canada. Der große Zug geht noch immer nach den Vereinigten Staaten, nach Australien und Neuseeland. Von 18,420 Einwanderern, die im Jahre 1861 nach Canada gingen, blieben nur 12,000 im Lande selbst; der Rest, meist aus Skandinavien bestehend, ging nach dem fernen Westen weiter. Nach der Nationalität vertheilten sich diese Einwanderer folgendermaßen:

Skandinavier	5438
Irländer	4309
Engländer	2984
Deutsche	2216
Schotten	2250
Amerikaner	653
Belgier	118

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Aus Paul Marcoy's Reiſen im Innern von Peru.

III.

Bedeutung der Schiffahrt auf den Zuflüſſen des Amazonas. — Der Ucayale und Pachitea. — Der Urubamba und der Quillabamba Santa Ana. — Charakter des letztern. — Die Stadt Urubamba. — Die Schlacht von Tecobamba. — Abenteuer in der Hacienda de la Lechuja. — Von Chaco nach Echarati. — Die Miſſion Cocabambillas; Fray Bobo und Fray Alfuno. — Vorkehrungen für die Stromfahrt. — Der Strand von Chahuaris. — Antis-Indianer; bemalte Hunde. — Fahrt auf dem Quillabamba. — Unzählige Stromſchnellen. — Die Uferlandſchaften. — Allerlei Abenteuer. — Eine Taufe in der Wildniß. — Die Kaskaden von Santiago. — Fray Bobo's Untergang. — Ein tropiſches Gewitter. — Nach Tunkini.

Wir konnten vor einiger Zeit die wichtige Nachricht melden, daß ein Dampfer, welcher den Amazonenſtrom hinaufgefahren war, in einen der Hauptzuflüſſe deſſelben, den Ucayale, hineingeſteuert ſei. Er fand auf der ganzen Strecke kein Hinderniß und lieferte den Beweis, daß auch dieſe wichtige Waſſerſtraße, welche ſeither nur bis zur Miſſion Sarayacu benutzt worden iſt, weiter aufwärts, bis tief ins Innere ganz praktikabel ſei. Noch mehr. Es ergab ſich, daß ein Nebenfluß des Ucayale, der Pachitea, gleichfalls auf einer beträchtlichen Strecke ſchiffbar iſt, denn der Dampfer ſteuerte auf ihm zu Berg bis in die Nähe der deutſchen Anſiedlung Pozuzu, über die ſeit Jahren auch bei uns in Deutſchland ſo viel geſprochen worden iſt. Die Tyroler, welche ſich dort niedergelaſſen, waren bis jetzt

Urubamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

ziemlich vereinsamt und vom Verkehr mit der Außenwelt dermaßen abgeschlossen, daß sie die Früchte ihres Fleißes nicht verwerthen konnten. Zwar die peruanische Regierung hatte den Bau von fahrbaren Landstraßen versprochen, aber die Ausführung unterblieb. Dergleichen ist in jenem Land an der Tagesordnung.

Peru kann seine reichen inneren Hülfsquellen nicht entwickeln, so lange es versäumt, sich Abfahrwege nach dem Amazonenstrome zu verschaffen, dessen oberer Lauf nebst mehreren wichtigen Nebenflüssen innerhalb seines Gebietes liegt. Verkehrsleben wird in das Innere des Landes nur kommen, sobald die wichtigsten Städte durch Landstraßen mit den zum Atlantischen Meere führenden Gewässern in Verbindung gebracht werden. Erst dadurch gewinnt man Abfahrwege und erhält eine Möglichkeit, die werthvollen Erzeugnisse des Landes preiswürdig in den Welthandel zu bringen. Der Ucayale mit dem Pachitea bildet einen dieser Wege. Der letztgenannte Fluß hat eben durch den Beweis, daß er für Dampfer fahrbar ist, eine große Bedeutung gewonnen, und wir wollen deshalb einige Notizen über ihn mittheilen.

Der Strom, welcher in seinem untern Laufe Ucayale (nicht Ucayali) heißt, wird aus mehreren beträchtlichen Zuflüssen gebildet, welche tief aus dem Innern von Peru kommen, z. B. dem Camisea (auch Mapocho oder Paucartampu), welcher den Urubamba (oder Quillabamba Santa Ana) aufnimmt, in den weiter nach Westen hin unterhalb der Missien Santa Rosa der Apurimac mündet. Der Fluß heißt von da an bis zur Einmündung des Pachitea Apu Paro, d. h. der große Paro (nachdem er den Quillabamba Santa Ana aufgenommen hat); erst auf der Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Pachitea nimmt er den Namen Ucayale an. *) Der Pachitea seinerseits hat einen Lauf von 82 Legnas; er wird gebildet durch die Vereinigung des Palcaza und Pozuzu, die an zwei verschiedenen Seiten der Cordillera de Huanuco entspringen. Acht Legnas unterhalb dieser Vereinigung nimmt der Pachitea an seiner rechten Seite den Pichi auf; auf der linken Seite den Carapache, Cosientata und Gallifeea. Die einzige Ortschaft von einiger Bedeutung ist Maire, und bis dahin, also bis unter den 10. Grad südlicher Breite ist der Dampfer gekommen. Ein Blick auf eine beliebige Karte kann zeigen, von welcher Wichtigkeit dieser Umstand ist. (Globus VII, S. 222.)

Die oberen Wasserläufe des Ucayale dagegen sind für die Schifffahrt unbrauchbar. Wir haben darüber sehr eingehende Nachweise und Schilderungen durch Paul Marcoy, der unseren Lesern wohl bekannt ist. Er unternahm das große Wagniß, von unterhalb Cuzco aus die Kahnfahrt auf dem untern Urubamba und dem Apu Paro zu wagen; das hat in solcher Weise vor ihm noch kein Europäer gethan. Seine Schilderungen bringen viel Neues, und wir wollen denselben, in freier Bearbeitung, die folgenden Darstellungen entnehmen.

Das Dorf Cocobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Die altperuanische Hauptstadt Cuzco liegt in dem Hochthale, welches im Westen von der sogenannten westlichen Kette der Andes, im Osten von der Sierra de Huilcaneta begrenzt und vom Urubamba durchströmt wird. Er wollte zunächst die eben genannte Sierra übersteigen, dann dem Thal und Flußlaufe des Cocobamba folgen und unter 11½ Grad südlicher Breite wieder über das Gebirge nach Westen gehen, um bei Echarati den Urubamba (d. h. dort den Quillabamba Santa Ana) zu erreichen und auf demselben abwärts zu fahren. Er zog also von Cuzco aus zuerst in nördlicher, dann in nordöstlicher Richtung durch die Pampa d'Anta, welche sich bis zu 14,000 (?) Fuß Meereshöhe erhebt und etwa 20 spanische Meilen im Umfange hat. Dort fand er Gras und einige Sträucher, aber keinen Vogel und kein Insekt. Am Ostrande liegt das Dorf Mara mit Salzwerken;

*) Das Wort bedeutet, nach Tschudi: „innen fließen", von uca und yellini. Aber Paul Marcoy's Erklärung wird richtiger sein: „Begegnung, Vereinigung, Zusammenfluß". Er sagt: „Die Eingeborenen bezeichneten ehemals als Ucayalé nur die Stelle, wo der Apu Paré und der Marañon sich miteinander vereinigen. Die Missionäre und nach ihnen die Geographen nahmen den Theil für das Ganze und nannten den Apu Paro, nach der Vereinigung mit dem Pachitea, Ucayale."

Digitized by Google

und schon von dort hatte der Reisende einen unbeschreiblich großartigen Anblick auf die Sierra de Huilcanota, welche einem gewaltigen Amphitheater gleicht. Ueber dasselbe steigen drei schneebedeckte Bergriesen empor: der Illahuama, der Malaga und der Salcantay. Er sah hinab in das Thal von Urubamba und in die Schluchten von Silcay.*)

Die Stadt Urubamba hat eine Brücke mit zwei Bögen und eine Kirche, und ist Hauptstadt einer Provinz; auch führt sie die Bezeichnung der „Wohlverdienten", hat aber sonst weiter keine Bedeutung. Auch in dieser Gegend haben die alten Inkas Zeugnisse ihrer Einsicht und Fürsorge hinterlassen: eine schöne Straße, welche in Schraubenwindungen zwei Wegstunden weit von der Pampa d'Anta hinab

Hacienda de los Compotes im Thale von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

in das Thal führt. Die Söhne der Sonne pflegten während der schönen Jahreszeit einige Wochen in demselben zu verweilen.

Der Weg führte in nordöstlicher Richtung weiter zur „Schlucht von Occobamba", welche durch irgend ein gewaltiges Naturereigniß in den westlichen Abhang der Sierra de Huilcanota hineingerissen worden ist. Sie gewährt den Bergwassern, welche vom Malagapik herabstürzen, ein Abzugsbett und muß von den Maulthiertreibern passirt werden, welche von Cuzco nach Occobamba gehen; dieses letztere liegt im Osten der Gebirgskette. Die Schlucht bildet eine Menge von Kaskaden, gewaltige Granit- und Sandsteinblöcke liegen in wilder Unordnung durcheinander gewerfen. Manche Spalten sind im Laufe der Zeit durch die Zersetzung des Gesteins, durch Moose, Flechten und hineingewehten Staub ausgefüllt worden, und auf ihnen wachsen einige lilienartige Pflanzen. Weiter abwärts tritt die Maguepflanze (Agave americana) neben dem Mulli (Piper americanus) auf. Der Weg war um so beschwerlicher, je höher der Reisende kam, und die Hitze wurde in den engsten Theilen, in welche die Sonne ihre senkrechten Strahlen hinabschoß, wahrhaft seuegambisch. Die Maulthiere hatten große Noth, vorwärts zu kommen; Menschen und Vieh athmeten leichter auf, als endlich das Ende der Schlucht vor ihnen lag und eine wellenförmige Ebene erreicht war, die sich nach Norden hin abdachte.

Der Uebergang über die Cordillere war mit großen Mühseligkeiten verbunden, aber die Landschaft bot einen, man kann sagen, gewaltigen Anblick dar. Dicht am Boden krochen manchmal dicke Nebelmassen hin, zogen sich dann wie Spinngewebe an den Höhen hinauf und bildeten nachher ein graues Dach, welches den blauen Himmel und die Sonne verhüllte, dann zuckten Blitze und der Donner rollte und grollte entsetzlich in den Thälern. Bald goß der Regen in förmlichen Strömen herab. Während dieses Unwetters

45*

*) Der Fluß führt an seiner Quelle den Namen Huilcamayo (er entspringt auf der Hochebene von Raya); dann heißt er weiter Fluß von Quiquijana, von Urcos, von Calca, von Yucay, und nimmt bei der Stadt Urubamba den Namen derselben an; bei der Stadt Silcay heißt er dann Silcay und als solcher strömt er in das Thal von Santa Ana ein. Dann heißt er Quillabamba de Santa Ana; im Allgemeinen bezeichnet man ihn als Urubamba, weil es doch zu unbequem wäre, alle diese einzelnen Benennungen streng festzuhalten.

Die Schlucht von Tocobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

Uebergang über die Cordillere von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

traf der Reisende eine Anzahl indianischer Arbeiter, welche nach dem Thale von Oecobamba gingen, um dort eine Art von Sklavenarbeit zu verrichten.

Das schmutzige Dorf Oecobamba bietet keinerlei Merkwürdigkeit dar. Der Reisende zog am linken Ufer des gleichnamigen Flusses in nördlicher Richtung und überschritt ihn weiter abwärts etwa unter dem 12. Grade südlicher Breite. Unterwegs berührte er mehrere einzelne Meiereien und Viehgehöfte, namentlich die Hacienda de los Cametes (d. h. der süßen Kartoffeln), welche einen ganz leidlichen Anblick darbot, und jene von Tiocuna, d. h. die Wiege des Oheims. Dann kam er an eine einsam stehende Hütte, Ucu genannt, und war nicht wenig überrascht, in dieser abgelegenen Gegend eine „Señora Doña" zu finden, die einen Schäferhut mit lang herabflatternden Rosabändern trug. Diese Dame Manuela war — ein Wunder — mit Talgkerzen versehen und zündete eine derselben zu Ehren des Fremden an. Sie hielt einen Kaufmannsladen und hatte allerlei schöne Dinge zu verkaufen, als da sind: Pfeffer, Coca, Branntwein und dergleichen mehr. Auch verstand sie das Gericht Chuño, d. h. gefrorene Kartoffeln, sehr wohlschmeckend zu bereiten und Maisbolen gut zu rösten. Aus diesen beiden Gerichten bestand die Mahlzeit, denn ein Huhn war weit und breit nicht zu finden. Etwas besser wurde er auf der einige Stunden entfernten Hacienda Tiantan bewirthet, denn dort schlachtet man an jedem Sonntag einen Ochsen. Hier ist auch das Klima schon so günstig, daß man Cacao pflanzt.

Nachmittags erreichte Marcoy die Hacienda de la Lechuza, und hier erlebte er ein „Abenteuer", das er sehr ausführlich erzählt, über welches wir jedoch aus möglichst kurz fassen wollen. Als er vor der Pforte vom Maultbier stieg, trat ihm eine Art von Haushofmeister entgegen, dem eine zierlich gekleidete Mestizin (eine Cholita) auf dem Fuße folgte. Der Fremde erklärte, daß er nach Chaco im Thale von Santa Ana reisen wolle; aber es sei bald spät am Tage und er bitte deshalb um ein Nachtlager. Die Mestizin entgegnete sofort, daß er bleiben könne, und führte ihn in ein geräumiges, sauber möblirtes Zimmer. Während sie ihn verlassen hatte, um für das Abendessen zu sorgen, ging er in den recht leidlich gehaltenen Garten und nahm sein Skizzenbuch mit, um Pflanzengruppen und Blumen zu zeichnen. Am Hause sieh ihm eine halbgeöffnete Persienne auf, und unter derselben stand eine Bank; diese rückte Marcoy vor und entwarf eine Farbenskizze von einem Hibiscus mutabilis, dessen schöne Blumen in der Morgenstunde weiß sind und gegen Abend in Folge einer Einwirkung der Sonnenstrahlen rosenroth werden. Inzwischen bemerkte er, daß ein weiblicher Kopf hinter der Persienne hervorsah und ihn beobachtete. Er that, als ob er nichts merke, und begann ein castilianisches Lied zu singen.

Als er seine Zeichnung vollendet hatte, sprach er mit Absicht mehr als halblaut vor sich hin: „Wie schade, daß ich den spanischen Namen dieser Blume nicht weiß!" Aus dem Fenster wurde ihm die Antwort: „Man nennt sie Mudadera." Damit war nun eine Unterhaltung angeknüpft, welche sich zunächst auf jene Blume bezog, die sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt; sie wurde am Abend fortgesetzt. Die Dame aber nahm ihren Schleier nicht ab und spannte die Neugier des Reisenden auf die Folter. Er konnte auch weiter nichts erfahren, als daß sie Besitzerin der Hacienda sei und schon seit einigen Jahren ein einsames Leben führe, nachdem sie früher als Stern in der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt Lima geglänzt habe.

Am andern Tage reiste Marcoy weiter. Der Haushofmeister hatte ihm reichlich Speise und Trank mitgegeben, namentlich einige Flaschen des in Peru weitberühmten Branntweins von Pisco, welcher in den Thälern von Pisco und Gañete aus der großen Malagatraube fabricirt wird, die dort trefflich gedeiht; sie wird in Peru uva de Italia genannt; der Branntwein gleicht dem besten armagnacer Cognac, hat aber einen Duft, welcher an jenen der Orangenblüthe erinnert.

Die Landschaft wurde bald wieder öde, der Boden war dürr, und die Maultiere mußten die steilen Pfade hinaufklettern nach der Kette der Lomas, welche das Thal des Oecobamba von jenem des Santa Ana scheidet. Man bezeichnet derartige Höhenzüge, welche von den Cordilleren auslaufen und sich allmälig im Flachlande verlieren, als Cuchillas, Messerrücken, weil sie einen scharfen Kamm haben. Große Bäume kommen sehr selten vor. Auf der andern Seite der Loma lag das Dorf Chace, malerisch am Abhang einer bewaldeten Anhöhe, von welcher man einen prächtigen Blick auf zwei Bergriesen hat, nämlich auf den Aputinbia und den Urusayhua, die eine vollkommen regelmäßige Gestalt haben und gleichsam als Schildwachen zur Rechten und Linken das Thal von Santa Ana hüten.

In Chaco fand Marcoy eine sehr freundliche Aufnahme beim Gemeindevorstand, welchen er aus früheren Zeiten kannte. Dieser kam eilig aus dem Hause und war beim Abladen der Maulthiere thätig; seine Frau, deren dunkle Hautfarbe auf eine starke Beimischung indianischen Blutes deutete, beeilte sich, ein Abendessen herzurichten, und die Töchter zeigten sich nicht minder zuvorkommend und geschäftig. In jenen einsamen Gegenden hat man von Erziehung und von dem, was sich schickt, andere Begriffe, als in großen Städten. Jene beiden Mädchen, von 18 und 22 Jahren, benahmen sich vollkommen zwanglos, führten ein durchaus unabhängiges Leben und waren manchmal Wochen, ja Monate lang auswärts auf Besuch bei Freundinnen, von denen manche viele Meilen weit entfernt wohnten. Jetzt eben befanden sie sich zu Hause, und beim Abendessen herrschte allgemeine Heiterkeit. Ein Tisch fehlte natürlich; die Speisen wurden auf eine Matte gestellt; in der Mitte stand ein großer Napf mit Chupe, einem Gericht, das aus gedörrtem Hammelfleisch und allerlei Wurzeln bereitet wird. Die beiden ältesten Töchter, Inés und Carmen, legten dem Gaste die besten Stücke vor, denn das ist auch peruanische Sitte, die zugleich erfordert, daß man dem Fremden die Büssen mit dem Löffel oder der Gabel in den Mund bringt; er wird also förmlich gefüttert. Dann kam ein Gemüsehuhn, und beide Mädchen zählten gewissenhaft die Bissen, welche sie dem Gaste reichten. Zum Schlusse gab Marcoy eine Flasche Pomeranzenwein zum Besten, dessen Wirkung die Heiterkeit noch steigerte. Die Damen spielten Guitarre und forderten zum Tanz auf, und der vom weiten Ritt ermüdete Reisende konnte nicht umhin, ihnen zu willfahren. Aber bald übermannte ihn der Schlaf und er legte sich nieder, während die Mädchen unter sich wohl noch eine Stunde lang weiter tanzten.

Von Chaco ging der Weg thalabwärts im Zickzack, und nachdem ein Zufluß des Rio de Santa Ana, der Alcusama, durchwatet war, nach Echarati. Unweit von diesem Dorfe liegt die Hacienda de Bellarista, welche einen so vortrefflichen Cacao liefert, daß man denselben in Peru selbst der berühmten Sorte von Pintobamba vorzieht.

Der Reisende befand sich jetzt schon im tropischen Tieflande und entwarf nun den Plan zu seiner Stromfahrt. Der nöthigen Vorkehrungen wegen machte er einen Ausflug in die unweit entfernt liegende Missionsstation Cocabambillas, wo er einen Kahn und zwei Ruderer miethen wollte. Mit diesen wollte er auf dem Santa Ana bis zum

Digitized by Google

ersten Dorfe der Antis-Indianer fahren und dort wilde Indianer annehmen, um mit denselben durch die Pampas del Sacramento bis nach Saravacu, der Hauptmission in jenen Gegenden, am Ucayale zu gehen; dort brauchte er dann des weitern Fortkommens wegen nicht ferner besorgt zu sein.

In Cuzco hatte er zufällig einen Geistlichen, den Fray Bobe, kennen gelernt, und dieser war einer der beiden Vorsteher der Mission von Cocabambillas; der andere, Fray Astuto, war aber die Hauptperson. Beide Geistliche benutzten ihre Muße, und sie hatten solche vollauf, zum Handelsbetrieb. Jener war ein Catalonier, der andere aus Biscaya, und sie gehörten zum Franciskanerorden; die Mission selbst ist im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten gegründet worden. Bobo und Astuto ließen von ihren Indianern Coca und Kaffee, Kakao und Zucker bauen; sie hatten das Mönchsgewand bei Seite geworfen, ließen das Haar lang wachsen, trugen sich bürgerlich, lasen aber dann und wann eine Messe, um die zerstreut in den Wäldern lebenden Indianer um sich zu versammeln und für ihre Handelszwecke nutzbar zu machen. Fray Bobe war in seiner Jugend ein unternehmender Mann gewesen. In den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft hatte der Vicekönig demjenigen eine Prämie von 4000 Piastern gelobt, welcher den Santa Ana hinabfahren und dann die Reise über Moyobamba und Chachapoyas nach Lima machen werde. Der Franciskaner wagte das Unternehmen und gewann den Preis.

Zu jenen beiden Mönchen begab sich Marcoy. Das Missionsgebäude war nicht mehr und nicht weniger als eine armselige Hütte, aus welcher eben ein langer Mann mit scharf ausgeprägten Zügen, bleicher Gesichtsfarbe und lang herabhängendem Haar heraustrat. Fray Astuto glich viel mehr einem Yankee als einem spanischen Mönch; er nahm den Fremden mit einigem Mißtrauen, aber doch gastlich auf; Fray Bobo war abwesend. Auf die Lieferung eines Kahnes wollte jener sich nicht einlassen, denn offenbar besorgte er Handelsconcurrenz; Ruderer seien gar nicht zu beschaffen, und wenn man jedem 500 Piaster biete; sie hätten Furcht vor den Chunchos (so werden alle wilden Indianer genannt) und wagten nicht, einen Fuß auf das Land dieser Heiden zu setzen. Aber Marcoy blieb standhaft. In der nächsten Woche, sagte er, haben wir das Carnenfest; dann

Abendessen beim Gemeindevorstand im Dorfe Chuco in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

kommen die Antis nach Echarati, um Affen und Papageien gegen Beile, Messer und Glaswaaren auszutauschen, und ich werde mit ihnen stromab fahren.

Auf der Hacienda de Bellavista, wohin der Reisende nach dieser Unterredung zurückritt, erfuhr er vom Besitzer, daß Astuto, vermittelst der bei seiner Mission angesiedelten Cholos (Mischlinge von Weißen und Indianern) einen Verkehr mit den Chuntaquiros und den Antis unterhalte, deren Gebiet eine Menge Cacao, Vanille, Sassaparille, Arzenei- und Färbepflanzen hervorbringt. Das wollte er geheim halten, damit nicht etwa irgend ein unternehmender Mann der peruanischen Regierung Bericht darüber abstatte und diese reichen Schätze für sich ausbeute. So erklärt sich sein Mißtrauen.

Er besaß selber vier gute Fahrzeuge und hatte 12 „Ge-

Digitized by Google

napans", Ruderer, ſtets zur Verfügung. Frau Bobo, der angeblich die Miſſion verlaſſen hatte, um einem Kranken die Tröſtungen der Religion zu bringen, war in der Gegend von Putucuſi, da wo der Lares und der Santa Ana ſich

in ſeinen Schilderungen ſehr ironiſch behandelt; wir übergehen aber dieſelben, weil ſie für deutſche Leſer gar kein Intereſſe darbieten. Die Sachen nahmen nun eine ganz andere Wendung, denn es handelte ſich nun um eine ge-

Der Garten der Hacienda de la Lechuza in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

vereinigen, mit einigen Cholos in den Chinchonawäldern, um Fieberrinde zu ſammeln.

Nun traf es ſich, daß um dieſelbe Zeit ein Franzoſe von angeſehener Familie mit fünf Begleitern in Echarati und Cocabambillas erſchien, um im Innern von Peru Abenteuer zu ſuchen oder wiſſenſchaftliche Forſchungen zu machen. Marcoy fand keinen Gefallen an ſeinen Landsleuten, die er

meinſchaftliche Reiſe. Von Cocabambillas bis nach Chahuaris, wo die Einſchiffung ſtattfinden ſollte, hat man vier ſpaniſche Meilen zurückzulegen. Der Weg führt zwiſchen zwei Bergreihen hin, welche ſteil nach Nordnordoſt abfallen. Der Reiſende ſieht nun wohl, daß er ſich dem Punkte nähert, wo die Cordillere endlich in die Ebene ausläuft.

Digitized by Google

Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

Der „Strand von Chahuaris“ liegt auf der Grenzscheide zwischen der halben Civilisation und der Barbarei, denn jenseits hausen wilde Indianer. Der Santa Ana fließt grün und raschen Laufes an einem Hügel hin, auf dem eine armselige, von Wesplen bewohnte Hütte steht. Dort fanden sich Indianer vom Volke der Antis ein, sie hatten aber durch die Berührung mit der Halbcivilisation bereits einige Umwandlung erfahren, hießen Juan, Jose, Maria, Pancha, sprachen etwas Quechua neben ihrer Volkssprache und waren keine unwüchsige Wilde mehr. Als Kleidung hatten sie einen baumwollenen Sack mit Löchern für Kopf und Arme, das Haar hing wie ein Roßschweif herab, und das Gesicht war mit Rocou und Genipahua roth und schwarz bemalt. Alle hatten einen stupiden Ausdruck im Gesichte. Nur mit Mühe konnte man die Geschlechter von einander unterscheiden, denn beide hatten dieselbe Tracht, dieselben Rosenkränze, und Ton wie Ausdruck der Stimme war ganz gleich, eben so der Schmutz. Einige trugen silberne Platten an der Nase; die meisten hatten kleine spitzohrige Hunde bei sich.

Jetzt verstand sich Fray Alfuso dazu, drei seiner Kähne herzuleihen; die Antis waren bereit, zwei ihrer Piroguen zu stellen, und diese kleine Flotte konnte 20 Menschen fassen. Aber die Franzosen hatten auch peruanische Soldaten zum Schutze bei sich, und diese, wie auch das Gepäck und die Munitionsvorräthe, mußten gleichfalls fortgeschafft werden. Dafür wußte man Rath. Die Cheles gingen mit Beilen und Hackmessern in den nächsten Wald, hieben Torobbäume (Cecropia) um, höhlten dieselben aus, und als mehrere dieser kerkleichten Kähne zusammen gebunden wurden, hatte man ein Floß fertig. Indeß gleich in der ersten Nacht entliefen nicht weniger als neun Soldaten, um nicht in die Gefahr eines Zusammentreffens mit den Wilden zu gerathen, vor denen diese uniformirten Helden eine heillose Furcht haben. Am andern Tage machten sich von den noch übrigen 12 Kriegern wieder fünf aus dem Staube; die sieben noch übrigen wurden unter besondere Aufsicht einiger erprobten Cheles gestellt und sorgfältig überwacht.

Der Antis-Indianer Simuco.
(Nach einer Zeichnung von Riou.)

Am andern Morgen gegen 10 Uhr sollte die gefährliche und beschwerliche Fahrt angetreten werden. Fray Bobo erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er auch geistliche Pflichten habe, holte seinen Priesterornat und die heiligen Geräthe aus einem grün angestrichenen Koffer hervor und hielt am Strande von Chahuaris ein Hochamt. Diese Feierlichkeit hatte bort, in der Sündflut, etwas doppelt Ergreifendes und stimmte zur Andacht; die Antis-Indianer ihrerseits standen theilnahmlos da; sie verstanden nicht, was es bedeuten sollte, daß der Geistliche die Hände empor hob und Worte sprach, deren Sinn ihnen fremd war.

In den einen großen Kahne saßen nun zwei Franzosen, vier Cheles, welche ruderten, und ein Antis, der das Steuer lenkte; in der zweiten großen Piroque nahmen der Chmann der peruanischen Commission, sein Lieutenant, der Corporal und Fray Bobo Platz; die dritte nahm Marcoy ein, und zu ihm gesellte sich ein französischer Geograph; die beiden anderen Nachen waren mit Cheles und Indianern bemannt, und diese fuhren voraus, um die gefährlichen Stellen zu erforschen und anderweitig Dienste zu leisten, so oft das nöthig sein würde. So schwamm nun der Reisende in einem kleinen, unbequemen Fahrzeuge auf einem Flusse, der wegen seiner vielen Stromschnellen zu den gefährlichsten in der Welt gehört. Das Unternehmen war im höchsten Grade verwegen, und gleich in der ersten halben Stunde überlief ihn mehr als einmal eine Gänsehaut. Der Kahn wurde in Wirbel hineingerissen und über Felsen getrieben, welche nur einen Fuß hoch vom Wasser bedeckt waren und die er streifte; manchmal schlugen Wellen hinein, und die Reisenden mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen.

Die Piroguen schossen rasch wie ein Pfeil stromabwärts und gelangten nach mehrstündiger Fahrt an einen Punkt, welcher Manureali genannt wird; dort steht eine Indianerhütte, und die Antis legten an, um etwas auszuheben. Manureali liegt auf einem der niedrigen Höhenzüge, welche hier (etwa unter 11° südlicher Breite) die äußersten Ausläufer der Cordillere bilden. Der Pflanzenwuchs besteht aus Nußbäumen (Pseudo-juglans), drei Arten von Eichen, welche dieser Gegend eigenthümlich sind, Lorbergebüsch, duftenden Peruvinas und aus Jacarandabäumen, die jetzt ohne Blüthenschmuck waren und ganz winterlich aussahen. Die Hitze war so stark, daß man im Sande hätte Eier kochen können. Von hier aus betrug die Schnelligkeit des Stromlaufes acht englische Meilen in der Stunde, bis zu dem Punkte, an welchem unter 11° südl. Br. der Yanatili einmündet; er kommt aus dem Thale von Lares (nach welchem er auch zuweilen benannt wird) und nimmt dort den Occobamba auf. Der Santa Ana aber führt von Chahuaris an den Namen Quillabamba, d. h. Ebene des Mondes, und behält denselben bis zu seiner Mündung in den Apurimac, welcher dann, wie wir schon früher sagten, Apu Paro heißt. In den Stromschnellen, welche vor der Mündung des Yanatili liegen, war ein Floß nahe daran, ganz verloren zu gehen; Marcoy büßte dabei einen Waarenballen ein, in welchem sich unter anderen Dingen auch 12 Beile befanden; unter den obwaltenden Umständen war das ein sehr empfindlicher Verlust.

Der Fluß belebt auch jetzt seinen ungemein reißenden Lauf, und sein Bett war mit mächtigen Blöcken wie besäet; es starrte förmlich von Felsen. Das Nachtlager mußte allemal, wie sich von selbst versteht, unter freiem Himmel gehalten werden, gewöhnlich bei irgend einem Remanje, d. h. an einer Stelle, wo der Fluß eine Bucht mit ruhigem Wasser bildet, z. B. bei Chulikuani, wo nicht einmal eine Indianerhütte stand. Als Musik hatten die Reisenden das Heulen der Guaribaaffen (Simia Beelzebuth), das erst gegen Tagesanbruch aufhörte; dann begann das Gezwitscher der Vögel. An manchen Stellen war der Strom

Digitized by Google

ſo gefährlich, daß die Reiſenden ausſtiegen und zu Fuße gingen, während die Indianer unter großen Anſtrengungen die Kähne durch das Labyrinth von Felsblöcken und Sandinſeln hindurchzubringen ſich bemühten. Eine Stromſchnelle folgte der andern.

Die nachſtehende Schilderung kann zeigen, welchen Gefahren und Unannehmlichkeiten die Reiſenden außerdem noch ausgeſetzt waren. Sie lagerten in der Einöde am Ufer von ſetzen; ſie wollten dieſelben todt oder lebendig wieder bringen und nach wenigen Stunden an Ort und Stelle zurück ſein. Ohne Erlaubniß abzuwarten, verſchwanden ſie in den Wäldern, und nun konnte man darauf wetten, daß auch ſie nicht zurückkommen würden. Offenbar hatten ſie die ganze Geſchichte planmäßig eingefädelt. Auch die Indianer machten nun Miene, ſich zu entfernen, um irgend wen und irgend etwas zu ſuchen. Sie nahmen ihre Siebenſachen zuſam-

Frau Bobo und Frau Aſtuto. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Urucampi. Am Abend hatten die Ruderer eine Menge Lebensmittel geſtohlen, die Nacht hindurch mit den Antis gezecht, und gegen Tagesanbruch nahmen fünf von ihnen Reißaus; den Soldaten aber fehlten zwei Säbel, mehrere Flinten und Tornifter. Die Kriegsleute waren wüthend; einmal ſollten ſie nun ſtatt der Deſerteure das Ruder führen, ſodann waren ſie ohne Waffen und von Churupacos (d. h. Nichtsſoldaten) zum Beſten gehalten und beſtohlen worden. Sie baten um Erlaubniß, den Dieben nachzumen: Sack, Topf mit rother Farbe, Spiegel, Tabaksdoſe, Kämme, Bogen und Pfeile, und wollten ihre Piroguen beſteigen. Jetzt aber traten die peruaniſchen Offiziere ins Mittel und ſtellten ihnen vor, daß ſie bereits im Voraus Meſſer und Beile als Zahlung für ihre Dienſte bekommen hätten und daß es ihre Pflicht ſei, die Reiſenden bis in das Gebiet der Chuntaquiros zu bringen. Ein Cholo von der Miſſion diente als Dolmetſcher; man ſuchte die Antis zu begütigen und durch kleine Geſchenke, namentlich Glasper-

Digitized by Google

Fray Bobo liest Messe auf dem Strande von Chaßuarié in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Digitized by Google

len, zu gewinnen, und brachte nun heraus, daß allerdings ein Complot vorlag. Zwei Flöße hatten Schiffbruch gelitten, weil die Ruderer (Basseros) darüber sich verständigten, um die Ladung zu stehlen, und den Antis war Halspart geboten, wenn sie bösilich sein wollten. Ueberhaupt benahmen die Basseros sich ganz niederträchtig; sie hatten den Indianern gesagt, daß die Reisenden, die ja Punarunacunas, d. h. Männer von der Hochebene, seien, damit umgingen, sie zu tödten; sie hätten deshalb Lebensmittel vergiftet. Es kostete nicht geringe Mühe, den Söhnen der Wildniß diesen Wahn zu benehmen. Frau Bobo that dazu Alles, was in seinen Kräften stand; er hielt ein Crucifix in die Höhe und beschwor, daß die Reisenden von den besten Absichten für die Indianer beseelt seien. Das machte aller-

von zwei Wegstunden mußten mehr als 12 Stromschnellen passirt werden, und weiter abwärts, unterhalb Goribeni, auf der acht Leguas weiten Strecke abermals nicht weniger als 11. Die Kähne waren oftmals in der größten Gefahr zu scheitern, aber Ruderer und Steuerleute waren gewandt und thaten ihre Schuldigkeit.

Bei den Kaskaden von Sirialo bot der Fluß einen entsetzlichen Anblick dar. Eine doppelte Felsenleiste reicht quer über, verriegelt gleichsam das ganze Bett und bildet zwei acht Fuß hohe Fälle neben mehreren schäumenden Stromschnellen. Es war für Menschen eine Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen; sie stiegen aus und kletterten am Ufer hin, während die Fahrzeuge von den unbekleideten Ruderern, die bis an Leib und Schultern im Wasser arbeite-

Frau Bobo und seine Begleiter. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

dings einigen Eindruck auf die Antis, sie waren aber von den guten Absichten erst überzeugt, als man ihnen wiederholt Geschenke gab.

In jener Gegend, etwa unter dem 11. Grade südlicher Breite, liegt die klimatische Zone, welche eine Scheidelinie zwischen den verschiedenen Arten der Quinquina (Fieberrinde) bildet. Aber die Grenze ist für diese Pflanze, wie auch für andere, z. B. für die verschiedenen Eichen, bei Weitem nicht so scharf, als man bisher angenommen, und die Handbücher der Pflanzengeographie bedürfen in dieser Hinsicht mancher Berichtigungen.

Ohne erhebliche Unfälle gelangten die Fahrzeuge nach Chapo, das am rechten Ufer des Quillabamba liegt und aus zwei Hütten der Antis besteht. Die Strömung war von dort ab noch heftiger als früher; auf einer Strecke

ten, an langen Stricken und Lianen über die Klippen hinabgelassen wurden. Und als nach zweistündiger angestrengter Arbeit alle Schwierigkeiten überwunden waren, gelangten die Kähne bald nachher wieder an zwei andere Stromschnellen, die von Saruantariqui und Jmiriqui. Als man auch über diese hinweggekommen war, gereichte es den Reisenden zum Trofte, daß sie an ein Indianerdorf gelangten, wo die Wildniß einmal durch Anpflanzung von Ananas, Baumwolle und Zuckerrohr unterbrochen war; auch waren einzelne Flecke Landes mit Yucca und Erdnüssen bestellt. Diese Pflanzung hieß Poiubatini und gehörte einigen Antis, welche gerade nicht am Platze waren; trotzdem thaten ihre Landsleute sich an den Ananas und am Zuckerrohr eine Güte, denn in jenen Einöden wird es mit dem Eigenthumsrecht nicht so genau genommen.

Digitized by Google

Am Ufer von Sangobatea wurde Nachtlager gehalten. Man hielt die Gegend für unbewohnt, aber sehr bald stellten sich acht langhaarige Antis ein und benahmen sich mehr als vertraulich. Sie betasteten mit einem grinsenden Lächeln, das gewiß recht gut gemeint war, die Kleider der weißen Männer, erzählten, daß sie etwas laudein in einer Schlucht hausten und jetzt eben mit ihren langen Lanzen Fische zu speeren gedächten; auch hatten sie Angelhaken aus Knochen bei sich. Eiserne Fischhaken, die doch sonst ein sehr beliebter Artikel unter den Indianern sind, waren noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Diese Indianer führten drei spitzohrige Hunde mit sich, und diese waren von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes bemalt; zwei hatte man lösungsblau angespritzt mit wildem Indigo (Pseudo anil indigofera), den dritten mit Orleans (Rocou, Bixa orellana). Der Brauch, den Hunden das Haar zu färben, kommt bei vielen wilden Stämmen in Peru vor. Am andern Morgen holten die Antis ihre Frauen, und diese brachten Hühner, Eier, Bananen und geräuchertes Tapirfleisch, was Alles den Reisenden höchst willkommen war und gegen allerlei Tand eingetauscht wurde. Männer und Weiber hatten sich nach besten Kräften angeputzt, das heißt sich feisch mit rother und schwarzer Farbe die Haut bemalt und mit einer Menge von Hals- und Armringen behängt, die aus auf Stränge gezogenen Körnern und Nüssen verschiedener Art bestanden. Einige Stutzer hatten ein Dutzend Bälge von Vögeln glänzenden Gefieders nebst Tapirklauen um Hals und Schulter gehängt; vor der Stirn war das Haar in gerader Linie abgeschnitten. Vier dieser Indianer ließen sich als Hülfsruderer anwerben, und namentlich einer derselben, Ramens Simuce, zeigte sich als ein höchst kühner und gewandter Lenker des Steuers. Er hatte seine beiden Frauen mitgenommen und erzählte, wie er zu den Schönen gelangt sei. Einst war er bei den Missionären in Cocabambillas gewesen und hatte dort ein Beil geschenkt bekommen; für dieses nützliche Werkzeug kaufte er einem Vater die Tochter ab. In jenen Gegenden gilt bei solchen Gelegenheiten ein Raisonnement, das wir Europäer nicht recht verstehen. Der Vater hatte gesagt: „Kinder kann ich wohl noch mehr bekommen, aber ich verstehe nicht, ein Beil zu machen.“ Marcoy traf später einen Conibovindianer, von welchem er ein Mosketonetz kaufen wollte. Der Mann ließ sich darauf nicht ein und sagte dem Dolmetscher: Eins seiner Kinder wolle er gern abgeben, aber das Netz nicht; denn bis seine Frau Baumwolle genug geerntet und das Netz gesponnen und gewebt hätte, würde so viel Zeit vergehen, daß inzwischen die Mücken ihn unzählige Mal auffressen könnten! Simuco war auch ein gewandter Fischer. Als einmal das Floß, welchem eine Piroguen angehängt war, durch eine Reihe von Felsen hinfuhr, bemerkte er in dem Wogengetümmel einen Sabalo (Salmo audensis), welcher stromauf schwamm. Sofort bückte er sich, ergriff seinen Bogen, und im Nu war der Fisch von dem Pfeile durchbohrt.

Die Fahrt war gefährlich, aber einförmig, weil immer und immer wieder eine Stromschnelle der andern folgte. Der Reisende zählt sie alle auf, wir würden aber unsere Leser ermüden, wenn wir näher auf die Einzelnheiten eingingen. Dann und wann wurde die Einförmigkeit durch einen Zwischenfall unterbrochen. Einst kamen die Piroguen an einer Indianerhütte vorbei, in welcher einige Tage vorher ein Kind das Licht der Welt erblickt hatte. Als die Mutter dasselbe verzehrt, beschloß Frau Bebo, diese braune Weltbürgerin den Krallen des Satans zu entreißen und ihr die Weihe der heiligen Taufe zu geben. Diese fand denn auch statt und zwar unter freiem Himmel. Die Aeltern verstanden zwar nicht, was die Feierlichkeit bedeuten sollte, waren aber hoch erfreut, als die Mutter von den beiden peruanischen Pathen ein buntes Baumwollentuch, ein Messer und einige blanke Knöpfe erhielt; der Vater ward mit einem Beile beglückt und schloß gute Freundschaft mit den freigebigen weißen Männern.

Auf der kleinen Strecke von der Einmündung des Pachiri bis zu jener des Pavire zählte Marcoy nicht weniger als 19 Stromschnellen; sie alle waren aber nur ein Kinderspiel gegen die nun folgenden, namentlich gegen jene von Sanirlato. Diese verperren den Fluß, und erst bei der fünften Cascade verliert der Quillabamba etwas von seiner wilden Wuth. Es verstand sich von selbst, daß die Reisen-

Der peruanische Lieutenant.

Der peruanische Capitän nach dem Schiffbruch.

(Nach einer Zeichnung von Riou.)

den aussteigen und eine beträchtliche Strecke weit zu Fuß gehen mußten. Das wurde dem Fray Bobo sehr sauer. Der alte Mann fühlte sich durch die magere Kost, öfteres nothgedrungenes Fasten, häufige Platzregen und überhaupt durch die Anstrengungen einer solchen Reise dermaßen angegriffen, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Marcey und ein junger französischer Naturforscher übten ein Werk der Barmherzigkeit, als sie ihm den Arm gaben. Trotz alledem hatte er seine heitere Laune nicht verloren.

Doch sein letzter Tag war gekommen. Fray Bobo bestieg mit dem peruanischen Hauptmann und dessen Lieutenant die Piroguе, während Marcey nebst einigen Anderen zu Fuße weiter ging, um erst unterhalb der Stromschnelle seinen Kahn wieder zu besteigen. Nachdem wir, schreibt er, etwa zehn Minuten weit gegangen waren, vernahm ich ein dumpfes Brausen und Rauschen, und bald nachher kam ein weißer, wallender Wasserstreifen zum Vorschein, der sich scharf von dem dunklen Grün der Uferwaldung abhob. Diese Stromschnelle war im höchsten Grade malerisch, aber bald zeigte sich, daß sie große Gefahren darbot. Wir sahen, wie die Piroge offenbar zwischen Widerströme gerieth, denn sie begann im Kreise zu wirbeln; bald aber zog eine Strömung sie unwiderstehlich an und trieb sie mit Pfeilesschnelle, aber zumeist in drehender Bewegung, nach dem Felsenufer zu. Die Lage war allerdings bedenklich, doch hielten wir, obnehin an dergleichen gewöhnt, sie nicht für unbedingt gefährlich. Aber bald begriffen wir unsern Irrthum. Die Judianer nahmen einen günstigen Augenblick wahr, sprangen ins Wasser und schwammen an das nahe Ufer, die beiden Peruaner thaten ein Gleiches, nur der unglückliche Mönch war außer Stand, ihrem Beispiele zu folgen. Er stand von seinem Sitze auf, hob flehend und in Verzweiflung die Hände empor, schwankte hin und her, fauk nieder und fiel in den Nachen, der vom Strome fortgerissen wurde, umschlug und in dem brausenden Wellengewirbel verschwand.

Ein so tragisches Ende nahm dieser Mann, der länger als 40 Jahre in jenen peruanischen Gründen gelebt hatte. Die beiden Peruaner hatten all ihr Gepäck und insbesondere auch Uniformen und andere Kleider eingebüßt; was sie auf dem Leibe hatten, mußten sie ablegen und trocknen; inzwischen wurden sie von ihren Reisegefährten mit alterlei Tracht versehen, in der sie sich dann wunderlich genug ausnahmen.

Der Tag war schlimm gewesen, aber die Nacht war nicht minder bedenklich; das Blau des Himmels verwandelte sich erst in ein unheimliches Grau und dann in ein düsteres Schwarz. Bald begannen einzelne Blitze aus dem Gewölke zu zucken, und nach einer Viertelstunde sahen die am Strande Lagernden sich von einem wahren Feuermeer umgeben. Aus den Wäldern rafte ein Sturm hervor; Stämme und Aeste krachten, und dann ergoß sich ein Platzregen mit einer Gewalt und Heftigkeit, die man nur in den Tropen kennt; er dauerte bis zum Morgen. Erst gegen acht Uhr trat die Sonne aus dem Gewölk hervor, erwärmte die kalten Glieder und trocknete die nassen Kleider.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren gelangte Marcey nach Tunkini, das etwas südlich vom 10. Grade südl. Breite liegt, und wo die Region der Kaskaden und Stromschnellen ein Ende hat. Wir verlassen ihn hier, werden ihn aber demnächst auf seiner Fahrt nach Sarayacu am Ucayale begleiten.

Aus dem Volksleben in der Bretagne.

Die Léonarden, Kernéwotes und Trégorrois. — Alterlei Aberglauben. — Volksthümliche Gedichte.

Die nordwestliche Halbinsel Frankreichs, Klein-Britannien (das alte Armorieum), welche jetzt das Herzogthum Bretagne umfaßt, ist ein armes und rauhes Land, dessen Bewohner gallisch geblieben und nicht französisch geworden sind. Westlich vom 5.° bis zum Cap Finisterre herrscht beet noch die keltische Sprache, freilich vielfach mit französischen Elementen durchsetzt. Wie bei allen keltischen Völkern lebt auch in diesen Bretonen (Bretzards), ein tiefes poetisches Gefühl, und ihre Balladen und Gesänge athmen denselben eigenthümlichen Geist, der auch in den irischen, wälschen und schottischen Dichtungen sich ausspricht. Ein so eben in London erschienenes Werk von Tom Taylor*) beschäftigt sich eingehend mit denselben, aber auch die Ethnographie dieses abgeschiedenen Landstriches geht in dem Buche nicht leer aus. Der Einleitung folgend, geben wir hier die Bemerkungen Taylors über die Léonaeden, Kernéwotes und Trégorrois in der Bretagne.

Das Léonais (Lemovicus in der Zeit der Merovinger) bildet das äußerste westliche Horn der Bretagne und umschließt fast die ganzen Arondissements Morlair und Brest. Es ist die reichste und schönste Landschaft des Departements Finisterre. Die Felder sind fruchtbar und die Bevölkerung (wenn man von der französischen Hafenstadt Brest absieht) lebt in ihren zerstreuten Dörfern und vereinsamten Landhäusern ein ungemein einfaches Leben, das an vergangene Tage erinnert. Die Kirche ist für den Léonarden der Angelpunkt, um den sich fast Alles dreht; dort hält er seine „Pardons“ oder Heiligenfeste und den großen Todtentag (2. November). Dann trauert Jedermann, und den ganzen Tag über werden Gottesdienst, Messe und Gebete für die Todten abgehalten. Die Reste eines Mahles, welches die religiösen Uebungen beschließt, kleiben auf der Tafel stehen; sie sind für die Todten bestimmt, welche sich um den Tisch zum Schmause vereinigen. Auch der Johannistag, den das Christenthum an die Stelle des druidischen Sonnenfestes setzte, wird hoch in Ehren gehalten. Auf den Hügeln werden Johannisfeuer angezündet, um welche die Bevölkerung in ihren Feiertagskleidern herumtanzt; dazu erklingt das „Binion“, ein einfaches ländliches Instrument, die Schalmei des Schäfers oder der Wiederhall eines kupfernen Beckens, das mit Rohr überzogen ist. Ein Mädchen, welches noch vor Mitternacht um neun Johannisfeuer herumtanzt, darf darauf rechnen, im Laufe des Jahres noch einen Mann zu bekommen. In vielen Kirchdörfern geht der Geistliche mit dem Kreuz und den Kirchenfahnen selbst zum Holzstoß hin und zündet ihn an.

*) Ballads and Songs of Brittany. Translated by Tom Taylor from the „Barsaz-Breiz“ of Vicomte Hersart de la Villamarqué. With some of the original melodies harmonized by Mrs. Tom Taylor. London, Macmillan. 1865.

Digitized by Google

Ein angekohltes Holzstück vom Johannisfeuer wird sorgfältig aufbewahrt und schützt, zusammen mit einem am Palmsonntage geweihten Buchsbaumzweige und einem Stückchen Dreikönigskuchen, die Hütte gegen das Einschlagen des Blitzes. Die Blumen des Straußes, welcher die Spitze des Holzflosses ziert, sind ein mächtiger Talisman gegen alle körperlichen Gebrechen. Eine ungemeine Bigoterie, die oft in den stärksten Aberglauben übergeht, ist ein vorherrschender Charakterzug der Bewohner des Léonais. Sie sind ernst, tiefsühlend, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und hängen mit zäher Liebe an ihrem Heimatlande, dessen Gebräuchen und Glauben. Die Kleidung der Léonarden ist gewöhnlich von dunkler Farbe, schwarz oder dunkelblau; sie wird bei den Männern nur durch eine rothe oder blaue Schärpe etwas gehoben, während die Frauen einen weißen Ueberwurf, ähnlich jenem der Beguinen, tragen. Die Ehen werden schnell geschlossen, die allgemein geübte Gastfreundschaft erscheint als eine Pflicht, und jeder Arme, sei er auch der niedrigste Bettler, gilt als „Gottes Gast". Die Léonarden sind die ernstesten unter den Bretonen und lassen sich eher mit den Basken als mit den irischen Kelten vergleichen.

Die Kernéwotes dagegen, die Bewohner von Cornouaille, zeigen in ihrem Charakter eine Mischung von Freude und Pathos, wie sie dem Ire n eigen ist. Ihr Land liegt um die Berge von Aréé herum, zwischen Morlaix im Norden und Pontivy im Süden; im Norden haben sie das Léonais, im Süden den Distrikt Vannes zur Grenze. Der nördliche Theil ist wild und unfruchtbar; ganz anders dagegen der südliche: hier überrascht uns eine lachende, liebliche Gegend. An den Küsten, besonders bei Cuimper, eröffnet sich eine großartige und furchtbare Scenerie; dort stürmt und wüthet das Wogengedränge des Atlantischen Oceans gegen Penmarch (den Pferdekopf), einen der westlichsten Punkte der Bretagne, mit grimmigem Toſen an. Dort liegt die versunkene Stadt Is, von der eine hübſche Ballade erzählt, und dort wurde noch innerhalb der letzten 40 Jahre die Messe auf einem Boote in der See vor einem Menhirien oder Druidensteine gelesen, der bei niedrigem Wasserstande aus den Fluthen emporragte; das Volk glaubte, er sei einer der Altäre der untergegangenen Stadt gewesen. Also verrichtete die christliche Fischerbevölkerung ihren Gottesdienst vor einem heidnischen Druidensteine. Der Kernéwote der Küste gleicht in vieler Beziehung dem Léonarden. Gleich diesem ist er ernst, finster und verschlossen. Im Innern dagegen spielt ein lustiger Ton in sein Wesen hinein; er ist bei Hochzeiten ausgelassen heiter, hält wilde Zechgelage auf den Jahrmärkten oder bei der Eröffnung der Dreschtennen und ersreut sich an Ringübungen. Seine Kleidung zeigt glänzende Farben; sie ist stets mit Blau, Roth oder Violett eingefaßt, und bei Cuimper trägt man die „Bragoubraz", eine Art weiter türkischer Hosen, die ein Ueberrest der alten keltischen Tracht sind. Das Costume von Cornouaille ist weit und breit bekannt; auffallend sind die Jacken und Westen, in welche oft der Name des Schneiders, der sie gemacht, und das Datum, an welchem sie vollendet wurden, mit bunter Wolle auf der Brust eingenäht sind; dazu kommen der breite Gürtel und die Schnalle, die sackförmigen Hosen und der breikrandige Filzhut, unter dem die Haare bis auf die Schultern herabfallen. An der Küste hat man dagegen schmalkrämpige Hüte, die mit vielfarbigen, flatternden Bändern geziert sind. Die alten Heirathsgebräuche werden in Cornouaille am strengsten aufrecht erhalten und die Ringkämpfe häufig und unter großem Zulaufe abgehalten. Bemerkenswerth ist, daß in England das Ringen nur auf jene Seite des Landes (die westliche) beschränkt ist, wo sich das keltische Volksthum am längsten erhielt.

Die Trégorrois, Bewohner von Trégnier, sind weniger rauh und ernst in ihrem Wesen als die Léonarden oder Kernéwoles der Küste, aber auch nicht so erregbar als die Kernéwoles der Gebirge. Es liegt Etwas in ihnen, was im Vergleich mit dem Charakter der übrigen Bretonen als Milde, Sanftmuth und Unterwürfigkeit ausgelegt und in seinem Ursprung auf die Seminarien des Landes zurückgeführt werden kann. Der Trégorrois ist ungemein religiös, aber er hält sich vorzüglich an die friedlichen und hoffnungbringenden Feste der Kirche. So wird Weihnachten ganz besonders gefeiert, und Wallfahrtsörter sind in hohem Ansehen; unter diesen erfreuen sich wieder St. Mathurin und Unſre liebe Frau von Succour zu Guincamp großer Theilnahme. In Trégnier sind die meisten religiösen Gedichte der Bretagne entstanden, und in Lannion werden noch, oder wurden wenigstens noch vor Kurzem jene alten keltischen historischen und religiösen Tragödien aufgeführt, die mit denen, welche einst im englischen Cornwall gespielt wurden, große Aehnlichkeit haben. Dort hielten auch die zu tausenden unter offenem Himmel versammelten Bauern ihre Zauberbündnisse ab. Der Kléarek, oder Seminarist von Trégnier, ist gewöhnlich ein junger Bauer von 16 bis 18 Jahren, der Neigung zum Studium zeigt und von seinen Aeltern in eins der zahlreichen Seminarien geschickt wird, wobei denn etwas von der Ehre des Priesterthums vom Sohne auf die Aeltern zurückstrahlt. Er wohnt nicht im allgemeinen Collegium, sondern in einem Dachstübchen, oft mit vier oder fünf seiner Kameraden zusammen. Er bekommt etwas zu seinem Lebensunterhalte von den Aeltern, aber das reicht nicht aus, und deshalb erwirbt er das Uebrige durch allerlei niedrige Arbeiten, z. B. Holzspalten, Wassertragen oder im besten Falle durch Unterrichtgeben im Lesen und Schreiben, wofür er dann monatlich 10 Sous erhält! An Marktlagen bringen ihm Vater und Mutter etwas Schwarzbrod, Butter, Speck und Kartoffeln zur Fristung des armseligen Lebens. Der Genuß zwischen dieser elenden Existenz und der darauf folgenden mächtigen und fast übermenschlichen Gewalt als Priester, die Trennung von der Heimat und allen Freuden der Jugend, ja des Lebens wirken natürlich ungemein auf das Gemüth, erregen dasselbe und stimmen es zum Mysticismus, der sich in den von jenem Stande ausgehenden Gedichten wieder Luft macht. Die Schmerzen und Leiden werden in Elegien und Idyllen, die Frömmigkeit wird in Gesängen ausgedrückt. So ist der Kléarek meistens der Held und zugleich der Dichter der „Sonés", wie die eben aufgeführten bretonischen Gedichte genannt werden; von ihm stammen auch die „Buhez" oder Heiligenlegenden und die „Kanaouen" oder religiösen Gesänge, die von den Freuden des Himmels, den Schrecken der Hölle und von den Abschiedsgrüßen der verklärten Seele an den gestorbenen Körper handeln. So ist Trégnier durch seine Kléarek die Rhäreria der Bretagne in der volksthümlichen elegischen und religiösen Dichtung. Daß aber in der Bretagne auch die Lyrik nicht leer ausgeht, mag die Uebertragung des folgenden Gedichtes, die Schwalben, zeigen.

Zu unſerm Dorf ein Pfadweg ſchmal
Führet nieder von dem Rittersaal.

Ein Weg, viel weißer als er weit,
Maiblümchen blüht an ſeiner Seit.

Man riecht den Duft ſchon aus der Fern,
Des Ritters Sohn, er hat ihn gern.

O, wäre doch das Blümchen ich —
Des Ritters Sohn, er pflückte mich

Mit ſeiner Hand, ſo zart und klein,
Viel reiner, als die Maiblum rein.

Digitized by Google

O, wäre doch die Maiblum' ich,
Wohl an sein Herz dann drückt er mich!

Von seinem Schlosse eilt er fort,
Wenn Schnee bedeckt die Dächer dort.

Ins Frankenland dann zieht er weit,
Grad wie die Schwalb' zur Winterszeit.

Wenn Grün und Gras auf's Neue sprießt,
Im Heimatland er wieder ist.

Kornblum' blüht dann im Weizenfeld
Der Wind der Gerste Saaten schwellt.

Die Lerche singt am Himmelssaum,
Der Fink und Häusling auf dem Baum.

Als lieber Gast kehrt er zurück,
Genießt mit uns der Feste Glück.

Ich wollt', 's wär' Mai das ganze Jahr
Und Festtag jede Stund' fürwahr.

Ich wollt', ich zög von Ort zu Ort
Mit meinen lieben Schwalben fort

Und säh sie fliegen immerdar
Um unser Haus das ganze Jahr.

Die Hongieflotten und die Missionäre in Neuguinea.

Obschon die Holländer bereits 1828 von Neuguinea Besitz genommen haben, und ihre Grenzen in neuerer Zeit mit Ausschluß der Ostküste immer weiter ausdehnten, so haben dieselben doch, außer den aufgerichteten Grenzpfählen, eigentlich keinerlei Herrschaft dort, und selbst während der Zeit, daß sie dort eine Colonie besaßen, übten sie fast keinen Einfluß auf die umliegenden Stämme aus. Die eigentlichen Beherrscher dieses Landes sind die Sultane von Tidore, und schon im 16. Jahrhundert scheinen sie ihre ihre Macht mittelst der berüchtigten Hongieflotten ausgeübt zu haben. Diese sind eigentlich nichts als großartige Razzias, die der Sultan von Zeit zu Zeit ausrüstet, um die Küstenvölker zu brandschatzen. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande findet, werden dessen Bewohner theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Häuser angezündet, die Cocosbäume und Anpflanzungen vernichtet und Alles geraubt. Daher flüchten die Bewohner vor den Hongieflotten, so schnell sie nur können, und gehen lieber ihre elenden Hütten und mühselig angelegten Pflanzungen Preis, da sie für sich selber weit Aergeres, nämlich den Tod oder Sklaverei zu erwarten haben. So viel sich auch die Holländer bemühten, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun, so konnten sie bisher die Hongieflotten nie ganz unterdrücken; denn obwohl mit dem Sultan von Tidore ein Contract geschlossen wurde, der die Ausrüstung derselben verbietet, so geschieht es dennoch in der Stille. Der Sultan betrachtet daher auch die Bewohner der Küstenstriche südwestlich bis zum Cap Buru und nordöstlich bis zu den Aruinseln als seine Unterthanen, ernennt ihre Häuptlinge und wird sehr gefürchtet, während die Bewohner des Binnenlandes seine Herrschaft keineswegs anerkennen. Es geht daraus hervor, wie die Herrschaft der Holländer nur dem Namen nach besteht, und es ist nicht zu verwundern, daß diese Raubzüge noch immer stattfinden; ja 1849 mußte es sogar der holländische Kriegsschooner „Circe" ruhig mit ansehen, wie die „Hongie" unter ihren Augen alle Schandthaten ausübte. Jedoch sollen sich in neuester Zeit diese Zustände bedeutend gebessert haben, da die Macht des Sultans von Tidore sehr gesunken ist und es ihm schwer wird, die anscheinlichen Mittel zur Ausrüstung einer solchen Flotte zu bestreiten.

Indeß sind die Interessen dieses Fürsten als Muselmann noch von anderer Art. Es liegt ihm nämlich daran, den Islam auf diesen Küsten auszubreiten. Noch ist es ihm nicht ganz gelungen, obwohl alle diese Völkerschaften entschieden mehr Sympathien für den Islam als für das Christenthum hegen. Jedenfalls verdient es wohl Aufmerksamkeit, daß eine Religion, die soviel später als die christliche entstand, doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die meisten Inseln des indischen Archipels verbreitete, und es ist thatsächlich, daß die mohammedanischen Priester immer mehr Proselyten machten, als die christlichen Missionäre. Hat doch der Islam für Völker, die auf so niedriger Kulturstufe stehen, schon in der Erlaubniß der Vielweiberei viel Lockendes, und um die höhere humanistische Tendenz des Christenthums auszulassen, haben diese Menschen noch viel zu kindische Begriffe, da sie sich oft nicht einmal die Existenz eines höhern Wesens denken. Einen schlagenden Beweis dafür liefern die Bemühungen des eifrigen Geistlichen, der die Expedition mit dem Schiffe „Bourgo" mitmachte, um die alfurischen Bewohner der Aru-Inseln zu bekehren. Er suchte ihnen begreiflich zu machen: „daß ein großer Geist, Gott, über uns Allen schwebe und jede unsrer Gedanken und Thaten kenne, somit auch allgegenwärtig und allwissend sei". Diese Erklärung war aber für die Insulaner zu hoch, denn, sagten sie, „noch keiner von ihnen habe dieses erhabene Wesen je zu sehen bekommen". Da erklärte ihnen denn der unermüdliche Missionär, daß dieses Wesen zugleich unsichtbar sei, und nun schien es einem der Schlauesten einzuleuchten. „O", sagte er, „nun weiß ich auch, wo sich euer großer Geist am liebsten aufhält, und von wo er sich uns am meisten zu erkennen gibt; in euren Flaschen muß er hauptsächlich sein, denn als ich von dem köstlichen Naß derselben kostete, wurde ich auf einmal so begeistert und glaubte von zwei Geistern besetzt zu sein."

Durch bloße Predigten und Bibelvorlesungen, welche die Wilden doch nicht begreifen, werden noch keine höheren Empfindungen geweckt, und die eben so eifrigen als uneigennützigen Herrnhuter, die ihren Pflegtlingen erst Arbeit, Lesen und Schreiben lehren, beweisen, daß man auf diese Manier jedenfalls humanistische Zwecke viel sicherer erreichen kann.

Im Jahre 1855 errichtete die niederländische Missions-Gesellschaft eine Station auf Doreh, am breiten Spitze die Missionäre Ottow und Geißler, ein Paar vom Zwecke ihres Berufs erfüllte Männer, fanden. Sie bauten sich selbst Hütten und hatten gleich Anfangs vom Fieber viel zu leiden. Ihre ersten Predigten in malayischer Sprache blieben jedoch gänzlich erfolglos, und als sie 1858 in der Papua-Sprache Bibelvorlesungen hielten, versammelten sie nur einige Zuhörer. Bereits 1860 gaben sie ein Gesang- und Lesebuch, das in Maassar gedruckt war, im Papuanischen heraus und unterrichteten in der Schule

Digitized by Google

im Malaysischen, ohne jedoch bei der Bevölkerung einen wesentlichen Einfluß ihrer raßlosen Bemühungen zu sehen.

Unter furchtbaren Mühen, Entbehrungen und Krankheiten leiten die beiden Männer mit ihren Frauen unter den wilden Stämmen fort und hofften immer auf Erfolg. Aber noch halten sie Keinen gelauft, da trat ein Prophet unter den Papuas auf, der mit einem Male ihre jahrelangen Bemühungen zerschmetterte. Alle Zuhörer verließen sie und begannen, so faul sie sonst waren, auf Geheiß des Propheten einen Götzentempel zu bauen und Götzenbilder zu verfertigen. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, um die Predigten des Propheten anzuhören.

Geißler begab sich nun an die Küste von Dammans Bai. Doch auch hier war ein Heiliger aufgetreten, der alle Versuche erfolglos machte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück, fand in Dorey die Verhältnisse aber noch viel ungünstiger, da die Pocken große Verheerungen angerichtet hatten und in Folge dessen viele Einwohner gestorben waren. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich, daß trotz siebenjähriger Mühe gar keine Resultate erreicht wurden. Unter solchen Bewandnissen ist den Missionären nur die Hoffnung übrig geblieben.*)

*) Neuguinea und seine Bewohner von O. Finsch. Bremen, Müller. 1865.

Die Zinzaren.

Ueber die Zinzaren liegt uns eine ethnographische Studie von F. Kaniz*) vor, welche einen Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien bildet und über diesen außer der europäischen Türkei und den Silddonauländern nur wenig gekannten Volksstamm einige sehr interessante Aufschlüsse gibt, die sich theils auf eigene Erfahrung des auf der Hämus-Halbinsel vielgereisten Verfassers, theils auch auf Professor Thunmanns ältere „Untersuchungen", sowie auch auf die „Albanesischen Studien" des Herrn v. Hahn gründen.

Indem wir nun die ethnographische Studie des Herrn F. Kaniz nach den wesentlichsten Punkten einer kurzen Besprechung unterziehen, bemerken wir zugleich, die Leser des Globus mit den Zinzaren, die ein sehr wichtiges Kulturelement der europäischen Türkei bilden, hiemit bekannt zu machen, wobei wir auch unsere, aus eigener Erfahrung und Anschauung gesammelten Bemerkungen nicht weglassen wollen.

Die Zinzaren sind Walachen oder Rumänen, welche einen von der dako-walachischen Sprache verschiedenen Dialekt sprechen. Da sie die walachische Zahl „tschinisch", sînt, nach ihrer Mundart wie „zing" aussprechen, ist ihnen scherzweise der Name „Zingar" gegeben worden, welchen dieselben nun als bleibenden und allbekannten führen.

Wie F. Kaniz bemerkt, nennen sich die Zinzaren selbst am liebsten Rumuni und halten sich für Ablömmlinge römischer in Macedonien angesiedelter Colonien. Von den Griechen werden sie Kuzo-Wlachen, d. h. hinkende Walachen, genannt, ein Spottname, dessen Begründung nicht genügend nachgewiesen ist. Der eigentlich wissenschaftliche und ethnographische Name der Zinzaren, den F. Kaniz aber gar nicht erwähnt, ist: Macedo-Walachen, und zwar zum Unterschiede von den Bewohnern Romaniens, welche sich „Dako-Walachen" nennen. Allerdings ist dem gemeinen Zinzaren die Benennung „macedo-walachisch" eben so wenig bekannt, wie dem gemeinen Slawonier oder Kroaten die Benennung „illyrisch", und doch wird der größte Theil der Südslawen mit dem Namen „Illyrier" bezeichnet, sowie auch die Grammatiken nicht von einer zinzarischen, sondern nur von einer „macedo-walachischen" Sprache sprechen. Die große Aehnlichkeit der letztern mit der walachischen Sprache weiß auf die engste Stammverwandtschaft dieser beiden Völkerschaften hin. Dagegen aber zeichnen sich die Zinzaren vor den Dako-Walachen durch ihre Betriebsamkeit und ihren Spekulationsgeist vortheilhaft aus, welche Eigenschaften dieselben auch vorzugsweise zum Kaufmannsstande qualificiren, während sie sonst den Hang zum Hirtenleben mit ihren geistig minder begabten walachischen Brüdern gemein haben.

Den zinzarischen Kaufmannsstirnen begegnen wir, wie Hr. Kaniz sehr richtig bemerkt, nicht allein in den Handelsemporien der untern Donau in Belgrad, Semlin, Pantschowo, Neusatz, Osen und Pesth, sondern auch in der österreichischen Metropole, wo die Gründer der weltbekannten Firmen: Sina, Dumba, Tika u. A. dem Zinzarenstamme entsprossen sind, und wo man die Zinzaren allgemein für „Griechen" hält, weil sich dieselben zur griechisch-orientalischen Religion bekennen. Als Hr. v. Hahn im Jahre 1859 die wichtige, ganz von Walachen bewohnte macedonische Handelsstadt Kruschewo (auch Grischewo) besuchte, befanden sich sechs Handelshäuser allein aus Kruschewo in Wien, und es sind namentlich die Goldschmiede von Kruschewo weithin bekannt. In Bulgarien, Macedonien, Thracien und Albanien gehört die Elite des Kaufmannsstandes diesem betriebsamen Volke an.

Als Schlächter und Talgsieder finden wir die Zinzaren, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, nicht nur überall in den türkischen Provinzen, sondern selbst in der serbischen Wojwodschaft und im temescher Banate, wo sie ihre wandernden Schlächtereien und Talgsiedereien aus sanitätspolizeilichen Gründen außerhalb der Städte allerdings nur in der kältern Jahreszeit errichten dürfen. Dieses Gewerbe wird denselben so eigenthümlich zugeschrieben, daß auch andere Eigenthümer solcher „Schaf- und Ziegenstiche" vom Volke schlechtweg nur mit dem Namen „Zinzaren" bezeichnet werden. Auch eine Art Kuchenbäckerei wird nur dem Zinzaren zugemuthet, und den Garkoch nennt man in jenen Ländern „Zingar", unbekümmert, welchem Volksstamme derselbe angehören mage. Somit hat also der Name Zingar nicht allein eine ethnographische, sondern auch eine technische Beziehung für Gewerbe, welche vorzugsweise von Zinzaren ausgeübt werden.

Ackerbau und Viehzucht treibend, finden wir, nach H. Kaniz, die Zinzaren in größeren geschlossenen Gruppen im Südwesten der Türkei, eingeteilt zwischen den albanesischen Stämmen Thessaliens, am See von Janina, dann südlich an den Pindusabhängen. Nördlicher, als kleine Inseln umschlossen von albanesischen, griechischen und bulgarischen Elementen in der Nähe von Castoria und am See von Ochrida. Ferner nur wenige Meilen entfernt von der adriatischen Küste Mittel-Albaniens

*) Die Zinzaren. Eine ethnographische Studie von F. Kaniz. Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien 1863.

Digitized by Google

in den Bezirken von Elbassan, Pekin und Cavaja, in der Nähe des Schumthuffes und in den Küstenebenen der Musafja, im Gebiete von Berat.

Nach Hr. v. Hahn ist auch Uskup (Skopia) von macedonischen Walachen bewohnt. In Thracien gibt es nur eine zinzarische Oase bei Basardschik an der Maritza, mit dem Hauptorte Peristera. Dagegen bewohnen die Zinzaren den nordöstlichen Theil Griechenlands. Als äußerste Vorposten der Rumänen finden wir dieselben selbst in Istrien zwischen dem Monte maggiore und dem Tschepischsee, wo sie unter dem Namen Walachen einige Dörfer ausschließlich bewohnen.

Die Hr. Kaniz bemerkt, soll in der Landschaft Cagorje (Zagorje), welche früher ausschließlich rumänisch war, das neugriechische Element das zinzarische immer mehr verdrängen, und es sollen dort im Gebiete von Meszowo nur noch 10 Dörfer dieser Zunge angehören. Es ist bemerkenswerth, daß diese Gebirgslandschaft den serbischen Namen: Zagorje, d. h. jenseits des Gebirges, führt, sowie auch die schönste Landschaft Albaniens Lepa schita heißt, was auf Serbisch „schönes Getreide" genannt werden, mit welchem Ausdrucke sowohl die Serben, als auch die Walachen und Albanesen die Hirten bezeichnen. Die schönen steckenähnlichen Dörfer der Zinzaren sind im Sommer ganz verödet, und es bleibt oft nicht eine Seele zur Bewachung der unverschlossenen Häuser zurück. Erst im Winter steigen die Nomaden mit ihren Heerden von den Höhen herab, um die wärmeren Küstenebenen aufzusuchen. Mit Anbruch des Winters kehren auch die Familienväter zurück, die als Wirthe an den Heerstraßen, als wandernde Wasser- und Gebirgsschmiede, als Maurer, Schneider, Kürschner ꝛc. in weiter Ferne den Sommer zubrachten. Die zinzarischen Steinmetzen aus der Gegend von Castoria haben wir sogar in der österreichischen Militärgrenze als Straßenbauer angetroffen.

Ueber die eigenthümliche, der albanesischen ähnliche Tracht des Zinzaren bemerkt F. Kaniz: Er trägt ein faltiges, bis auf die Knie reichendes Hemd, einen gelben Tuchrock mit engen Aermeln und schwarzen Schnüren. Ueber demselben oft eine schwarze Jacke mit Halbärmeln und langem, nach rückwärts fallendem Kragen, einen rothen Gürtel, einen Fez von gleicher Farbe, und als Fußbekleidung Opanken.

Herr F. Kaniz hebt die große Neigung des Zinzaren für das Kunstgewerbe und dessen außerordentliche Befähigung für die Architektur besonders hervor. Er sagt, daß außer Konstantinopel, Athen und Belgrad die Zinzaren die einzigen Architekten der Türkei und Griechenlands sind und daß dieselben auch in den genannten Städten das niedere Bauhandwerk beinahe monopolistisch betreiben, wovon man sich allerdings auch überall in der Türkei überzeugen kann. Die schwierigsten Aufgaben, die Erbauung vielbogiger Steinbrücken, von Kuppeln und Gewölbeanlagen, soll der Zinzar leicht mit Hülfe des ihm angeborenen Scharfsinns zu lösen wissen. Natürlich darf man bezüglich der Stilreinheit an seine architektonischen Leistungen nicht den strengsten kritischen Maßstab anlegen, denn die Schule des Zinzaren ist einzig jene traditionelle Bautechnik, welche der Sohn vom Vater ererbt hat.

Auch als Goldschmied und Ciseleur genießt der Zinzar eines verdienten Rufes, und die bewundernswerthen Filigranarbeiten von Risch und Widdin werden von seinen Händen gearbeitet.

Daß in der Zinzarensprache manche albanesische Wörter vorkommen, ist wohl sehr natürlich bei dem gegenseitigen Verkehr zwischen Albanesen und diesen macedonischen Walachen; eine sprachliche Uebereinstimmung kann dies aber nicht genannt werden, da die grammatischen Formen und die Wurzelwörter beider Sprachen ganz verschieden sind. Daß die Sprache der schon sehr verminderten und in der Türkei und Oesterreich fast nur sporadisch vorkommenden Zinzaren mit der Zeit ganz aushören dürfte, darin stimmen auch wir mit Hrn. Kaniz überein, und die von ihm angenommene Gesammtzahl der Zinzaren mit 500,000 Seelen wird in der Wirklichkeit gewiß nicht übersteigen. Nach Bouqueville sollen die Zinzaren am zahlreichsten im Pindus-Gebiet vorkommen, wo ihre Zahl 70,000 erreichen soll. Dagegen sollen im Gegensatze zu den Zinzaren die dacischen Rumänen, Hrn. Kaniz zufolge, täglich mehr unter der slavischen Bevölkerung an Ausbreitung gewinnen, was aber kaum zugestanden werden kann, da das serbische Element dem rumänischen geistig überlegen ist. Die Uebersiedlung der Walachen nach Serbien ist in der freiern Entwicklung und im Colonisationsprojekt des Fürstenthums begründet, und im Banat ist es die Gleichberechtigung, welche die Regeneration der Walachen bewirkt hat, ohne daß eine Ausbreitung derselben stattgefunden hätte.

A. Leiß.

Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens.

Kohlen. — Eisen. — Zink. — Blei. — Kupfer. — Silber und Gold. — Arsen und Antimon. — Schwefelkies. — Braunstein. — Salz. — Allgemeines.

Der Bergbau hat in Preußen seit den Tagen Friedrichs des Großen einen ungemein raschen Aufschwung genommen, der Hand in Hand mit der Ländererwerbung des Königreichs ging, dessen alte Stammlande Altpreußen und die Mark sehr arm an Schätzen des Mineralreichs sind; seit aber Schlesien, die Rheinlande, Theile von Westfalen und Sachsen mit Preußen vereinigt worden, steht dieses Reich unter den Zollvereinsstaaten in Bezug auf den Bergbau in erster Linie da. Einen sehr klaren Einblick in alle hier einschlägigen rechtlichen und statistischen Verhältnisse gewinnen wir durch eine so eben erschienene Schrift, die bei gedrängter Kürze doch des Wichtigen viel enthält und davon Zeugniß gibt, wie genau der Herr Verfasser mit Allem, was Preußens Bergbau betrifft, bekannt ist. Wir meinen: Die allgemeinen Verhältnisse des preußischen Bergwesens mit Rücksicht auf ihre Entwicklung von Dr. A. Huyssen. (Essen, Bädeker. Mit vier Karten. 1864.)

Es geht daraus hervor, daß die Steinkohle in jeder Beziehung das wichtigste Bergwerksprodukt Preußens ist, denn fast sieben Zwölftel aller Bergleute sind mit dessen Gewinnung

Digitized by Google

beschäftigt, und der Werth der jährlich davon geförderten Mengen beträgt 70 Procent des Werthes aller preußischen Bergprodukte. Welch' ungeheuren Aufschwung der Steinkohlenbergbau genommen hat, erkennt man am besten daraus, daß die Förderung im Jahre 1785 nur 640,000 Tonnen (à 3,8 Centner) betrug, während sie im Jahre 1862 bereits auf 65,391,470 Tonnen oder 261,767,816 Zoll-Centner gestiegen war. Der Werth erreichte die Summe von 22,565,053 Thalern, und 434 Bergwerke, die 69,468 Arbeiter beschäftigten, nahmen an der Gewinnung der „schwarzen Diamanten" Antheil. Die Zahl der nächsten Angehörigen der Bergleute, die also unmittelbar vom Steinkohlenbergbau ernährt wurden, betrug nicht weniger als 196,785 Seelen, also ein starkes Hundertstel der ganzen Volksmasse Preußens. Schon allein aus diesen Zahlen geht die große Wichtigkeit des preußischen Steinkohlenbergbaus hervor.

Das Vorkommen der Steinkohlen in Preußen beschränkt sich auf die Steinkohlenformation in Ober- und Niederschlesien, die Provinz Sachsen, die Grafschaften Tecklenburg (Ibbenbüren) und Mark der Provinz Westfalen, die Fürstenthümer Essen und Werden, die Herrschaften Broich und Hardenberg im rechtsrheinischen, endlich die Becken von Aachen und Saarbrücken im linksrheinischen Theile der Rheinprovinz. Ferner besitzt Preußen Steinkohlen in der Kreideformation Niederschlesiens, dem Jura Sachsens und der Waldformation bei Minden in Westfalen.

Das Rothrebeken (Mark, Essen ꝛc.) freilich war von Anfang an und ist noch das wichtigste, denn 1862 förderte es allein 28,506,007 Tonnen; außer demselben ist in Oberschlesien mit 16,738,854 Tonnen und in Saarbrücken mit 11,251,269 Tonnen die Entwicklung die großartigste gewesen. Die riesenhafte Steigerung der Kohlenproduktion wurde möglich durch die nicht minder gewaltige Ausdehnung des Hüttenbetriebes und des gesammten Fabrikwesens, außerdem aber wurde sie durch Mangel an Brennholz und die rasche Zunahme der Bevölkerung begünstigt.

Dieselben Gründe haben die Vermehrung und das Entstehen der Braunkohlenförderung veranlaßt. Es lassen sich für dieselbe allerdings nicht so große absolute Zahlen anführen, aber relativ ist die Steigerung in den letzten Jahrzehnten fast noch größer geworden. Die Braunkohlen sind durch die ganze Tertiärformation der norddeutschen Ebene verbreitet und werden jetzt in allen Provinzen gefördert, am massenhaftesten in den Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg, auf welche drei Viertel der ganzen Erzeugung fallen. Demnächst sind Brandenburg, die Rheinprovinz und Schlesien die am stärksten betheiligten. Die Förderung der übrigen Provinzen ist ganz unbedeutend. Die große Ausdehnung des Braunkohlenbergbaus ist wesentlich durch den Aufschwung der Rübenzuckerfabrikation möglich geworden, wozu in neuerer Zeit noch die Darstellung von Beleuchtungsölstoffen trat. Im Ganzen wurden im Jahre 1862 in 442 Gruben mit 11,534 Arbeitern 24,549,975 Tonnen oder 73,637,925 Centner Braunkohlen im Lokalwerthe von 3,332,400 Thalern gefördert.

Der bei Weitem größte Theil aller Kohlen wurde im Lande selbst verbraucht, nämlich über 294 Millionen Centner, was auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 15 Centner ausmacht. Freilich bildet dies nicht den ganzen Bedarf an Brennmaterial, da zumal in den östlichen Provinzen noch viel Holz zum Brennen und Holzkohle in der Eisenindustrie angewendet wird. Es tritt außerdem noch der Torf hinzu, der in Preußen zwar nirgends eine wichtige Rolle spielt, der aber doch in manchen Hochebenen und Niederungen mit Nutzen gewonnen wird.

Die Industrie Preußens hat sich natürlich in den Kohlenrevieren selbst angesiedelt und sie ist es, die über die Hälfte der ganzen Produktion verbraucht. Der Rest wurde meist in die übrigen Theile des Staates, theilweise ins Ausland verfrachtet. Frankreich erhielt nahe ein Drittel der Ausfuhr (die ganze Ausfuhr betrug im Jahre 1862: 62,600,000 Centner), die süddeutschen Staaten und die Schweiz nicht viel weniger, Holland ein Sechstel. Auch die Hansestädte und Thüringen bezogen westfälische Steinkohle; Polen und Oesterreich erhielten oberschlesische. Auf Seedampfschiffen ist die Ruhrkohle nach Rußland, ins Mittelmeer, nach Amerika, bis China gelangt. Berlin verbraucht jährlich 2¼ Mill. Tonnen Kohlen; es ist der wichtige Kampfplatz der Konkurrenz westfälischer, ober- und niederschlesischer, sächsischer, böhmischer und englischer Kohle. Letztere hat noch immer die Hälfte des Marktes, weicht aber mehr und mehr.

Bei dem gesteigerten Bedarfe liegt die Frage nahe, ob die Steinkohlenschätze Preußens nicht bald erschöpft werden; hier kann aber, wenn die Förderung die gleiche wie heute bleibt, die beruhigende Antwort ertheilt werden, daß zufolge der angestellten Berechnungen eine Erschöpfung erst in 5000 Jahren stattfinden werde.

Nächst der Kohle ist das Eisen das wichtigste Montanprodukt. Seine Erze sind durch die meisten Provinzen verbreitet, indem die Niederungen vielfach Raseneisenstein führen. Die größte Menge und reichsten Eisenerze führt das siegener Land, auch das linksrheinische Gebiet erscheint darin begünstigt. Der rheinische Distrikt hat auch die älteste entwickelte Eisenindustrie der heutigen preußischen Lande und lieferte im Jahre 1837 noch die Hälfte, 1862 dagegen nur noch zwei Fünftel von dessen ganzer Roheisenerzeugung. Schlesien hat sehr viele, aber meist arme Eisenerze; dagegen sehr billige Kohks. In Westfalen hat sich die Eisenindustrie sehr schnell entwickelt, und sein Roheisen macht jetzt schon nahezu zwei Fünftel der ganzen Industrie aus. Die Eisenerze dieses Bezirks blieben lange Zeit fast unbeachtet und werden erst seit 12 Jahren in größerer Menge gefördert und verhüttet. Die Hochofenproduktion von Sachsen und Hohenzollern ist nicht groß, die von Preußen und Posen unbedeutend, die von Pommern und Brandenburg nenerdings ganz eingestellt.

Die Erzeugung betrug 1823 im ganzen Staate 919,486 Centner an Roheisen, Gußstücken und Rohstahleisen; 1862 dagegen schon 10,521,532 Centner; dazu wurden noch 3,484,180 Centner eingeführt, so daß der inländische Bedarf jetzt 14 Millionen Centner beträgt. An dieser Produktion wirkten 246 Hochöfen mit. Man erzeugte 8 Millionen Centner bei Kohks, reichlich 1¼ Million bei Holzkohlen und nicht voll 1¼ Million bei einer Mengung beider Brennstoffe. Die Verarbeitung des Roheisens zu Gußwaaren, Stabeisen, Eisenbahnschienen, Blechen, Draht und Stahl hat durch die ausgedehnte Anwendung der Kohks ihren großen Aufschwung genommen. Die außerordentliche Zunahme der Stahlfabrikation darf nicht unerwähnt bleiben. Der westfälische Distrikt war schon längst der klassische Boden dieser Industriezweige und hat darin jetzt eine Art Weltherrschaft erlangt, besonders durch den Gußstahl der Kruppschen Hütte bei Essen, eines Werks, das über 3000 Arbeiter beschäftigt und schon deshalb das großartigste Montanwerk des Continentes ist. Man erzeugte 1862 in Preußen 441,292 Centner Rohstahl und 274,662 Centner Gußstahl. In der Zahl der Hütten ist durch das Eingehen von Frischfeuern und Holzkohlen-Hochöfen eine Verminderung eingetreten; ihre Zahl betrug im Jahre 1862: 929, wozu etwa eben so viel Eisengruben gehören. Die Zahl der hierdurch beschäftigten Berg- und Hüttenleute beträgt 70,551 mit 158,379 Angehörigen oder über ein Procent der Gesammtbevölkerung.

Preußen ist jetzt in Betreff der Eisenproduktion das vierte Land der Erde; es erzeugt 1½ mal so viel Roheisen als Oesterreich, welches hierin mit Belgien etwa auf gleicher Stufe steht; dagegen erzeugen Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich ebenfalls beinahe gleichstehen, 1½ mal

Digitized by Google

so viel als Preußen, und Großbritannien hat die siebensache der preußischen Eisenproduktion.

Eine Specialität des preußischen, sowie des belgischen Hüttenwesens ist das Zink, da die Zinkproduktion aller übrigen Länder verhältnißmäßig gering ist. Die hüttenmännische Erzeugung dieses Metalls gehört erst unserm Jahrhundert an. Alt freilich und berühmt ist die Messingindustrie von Iserlohn in Westfalen und Stolberg bei Aachen und eben so alt der vorzüglige Galmeibergbau. Ganz unbedeutend war jedoch bis in die neueste Zeit der Galmeibergbau in Schlesien, der aber einen raschen Aufschwung nahm und nun mit 10,000 Berg- und Hüttenleuten zwei Drittel der preußischen Zinkproduktion liefert. Zu dem Galmei ist man, in Folge der Fortschritte des Hüttenwesens, die bisher unbeachtete Blende mit ihrem ähnlichen Namen hinzugetreten; aus ihr gewinnt man bereits den achten Theil des Zinks. Außer Schlesien, Westfalen und der aachener Gegend gewinnt man auch Zink in der untern Moselgegend. Die nach dem Preise sehr schwankende Produktion betrug 1862: 1,195,257 Centner, wozu 6¼ Million Centner Erze verhüttet wurden, wovon der größte Theil der Muschelkalkformation entstammt. Im Bergbau und Hüttenbetriebe beschäftigte man damit 14,900 Arbeiter. Die Verwendung des Zinks zu Legirungen, zu Zinkblech und Zinkweiß ist sehr im Steigen begriffen, die Nachhaltigkeit der Bergwerke aber sehr unsicher.

Von diesem jugendlichen Bergbau gehen wir zu demjenigen über, der vielleicht der älteste von allen ist, dem Bleierzbergbau. Das metallische Ausſehen des Bleiglanzes, seine leichte Reducirbarkeit zogen schon sehr frühzeitig die Aufmerksamkeit an und riefen Bleischmelzen ins Leben. So gehört die Bleierzgewinnung von Commern am nordöstlichen Abhange der Eifel, welche jetzt ⅞ bis ⅞ der preußischen Bleiproduktion liefert und die bedeutendste Deutschlands ist, auch unstreitig zu den ältesten und muß schon in der römischen Zeit von Bedeutung gewesen sein. Daneben ist auch in den übrigen Theilen Rheinlands der Bleiberbau zu erhöhter Wichtigkeit gelangt; derselbe wird im Kohlenkalk und der devonischen Formation betrieben, während der westenliche Theil der schlesischen Bleierze im Muschelkalk vorkommt. Die übrigen Landestheile liefern nur wenig.

Noch vor 25 Jahren erreichte die inländische Bleiproduktion kaum mehr als ein Drittel des Bedarfs, jetzt ist die Ausfuhr schon eine bedeutende zu nennen. 1862 wurde erzeugt Glasguerz: 30,337; Blei: 416,122; Glätte 41,369 Centner.

Wie in Preußen überhaupt, so ist auch für die Gewinnung der Kupfererze der Flötzbergbau überwiegend. Sehr arm im Procentgehalt und schwach in der Mächtigkeit, ist doch das mansfeldische Kupferschieferflötz bei seinem regelmäßigen Aushalten und seinem meilenweiten Fortstreichen eine der wichtigsten Erzlagerstätten und der Gegenstand eines sehr alten, hochberühmten Bergbaus, der heute ⅞₀ der Kupfer- und nahe ⅘ der Silberproduktion Preußens liefert. Nächstdem ist der siegener Bezirk am reichsten an Kupfererzen; alt, aber weniger ergiebig, der Bergbau von Kupferberg in Schlesien. Im Jahre 1862 betrug die ganze Kupferproduktion 51,640 Centner. Sie steht der österreichischen fast gleich, beträgt aber nur ⅘ der französischen und ⅛ der englischen und entspricht bei Weitem nicht dem Bedarfe des Landes. Ein sehr großer Theil des Kupfers wird zur Darstellung des Messings, namentlich in Iserlohn, Stolberg, Berlin und Neustadt-Eberswalde verarbeitet.

Schließen wir hier die Angaben über die Erzeugung edler Metalle an. Von der Silberproduktion entstammt gegenwärtig ein Drittel den Blei-, zwei Drittel den Kupfererzen. Eigentliche Silbererze sind in Preußen selten. Gold wird in sehr geringer Menge (1862 noch nicht einmal ein halbes Pfund) gewonnen. Die Silbererzeugung steigt dagegen und betrug in dem genannten Jahre 46,157 Pfund.

Als Hüttenprodukte von untergeordneter Bedeutung sind noch die schlesischen Arsenikfabrikate und die Antimongewinnung von Arnsberg zu erwähnen, ersteres für das Jahr 1862 mit 4468, letzteres mit 1200 Centnern Produktion. Der Bergbau auf Kobalterze brachte nur noch 33 Centner, und die Smaltefabrikation ist, in Folge daß andere blaue Farbstoffe billiger sind, ganz eingegangen.

Von großer und täglich sich steigernder Bedeutung ist dagegen die Gewinnung der Schwefelkiese. Früher fast nur zur Eisenvitriol- und in kleiner Menge zur Schwefelerzeugung benutzt, haben dieselben in neuester Zeit für die Gewinnung von Schwefelsäure in den chemischen Fabriken einen außerordentlichen Werth erlangt und es sind seitdem die Gegenden, wo man sie früher verächtlich stehen ließ oder bei Seite warf, Gegenstand des Bergbaus geworden. Drei Schwefelkiesgruben bei Meggen im Arnsbergischen lieferten im Jahre 1862 allein fast 300,000 Centner, den Rest der 354,221 Centner betragenden Förderung lieferten die übrigen Gruben dieses Regierungsbezirkes, die Grafschaft Stolberg, die Insel Wollin u. s. w.

Eisenvitriol- und Alaunbereitung ist in den letzten Jahren zurückgegangen, weil der Bedarf dieser Produkte abnimmt. Es wurden erzeugt 1862 an Vitriol 41,435 und an Alaun 60,802 Centner.

Als ein den chemischen Fabriken sehr nothwendiges Bergwerksprodukt ist noch des Braunsteins zu gedenken, der theils auf selbständigen Gruben, theils mit Eisenerzen in der Rheinprovinz in ziemlicher, bei Suhl in geringer Menge gefördert wird. Die Gewinnung ist 1862 auf 35,559 Ctr. gestiegen, welche zu ⅞₀ aus dem Kreise Wetzlar herrühren. Flußspath liefert meistens die Grafschaft Stolberg am Harz (im Ganzen 87,834 Ctr.) und Graphit nur Schlesien in ungenügender Menge (1862: 5687 Ctr.).

Auf keins der bisher erwähnten Produkte besitzt Preußen als Staat ein Vorkaufsrecht oder Monopol. Dieses findet nur beim Salz statt und ist in Verbindung mit der Salzsteuer, die mehr als das Vierfache des Werthes beträgt, wohl die einzige Veranlassung, daß die reichen Schätze, die das Land an Salz besitzt, bisher nur in mäßigem Umfange ausgebeutet sind.

Mehrere der noch heute benutzten Soolquellen sind sicherlich schon in der ersten Zeit, wo das Land bewohnt war, ausgebeutet worden; eine große Anzahl früher benutzter Soolen in allen Landestheilen ist verlorch oder wegen Geringhaltigkeit aufgegeben; sehr viele Orte haben ihren Namen von der Salzgewinnung.

Die reichsten Soolquellen besitzt und benutzt die Provinz Sachsen in der Trias- und der Zechsteinformation; ärmere Westfalen in der Kreideformation, ganz arme Pommern und die Rheinprovinz. In den übrigen Provinzen bestehen keine Salinen.

Bis vor wenigen Jahren wurde in Preußen nur aus Soole Kochsalz gewonnen; bis dahin benutzte man auch die seit 1837 in der Provinz Sachsen durch Bohrlöcher gemachten Steinsalzfunde nur zur Gewinnung von gesättigter Soole durch Auslaugung. Eine neue Aera trat mit der Eröffnung des Steinsalzlagers ein, daß in großer Mächtigkeit im Zechstein bei Staßfurt im Regierungsbezirk Magdeburg sich befindet. Als zweites Steinsalzbergwerk ist im Jahre 1858 das zu Stetten in Hohenzollern und als drittes im vorigen Jahre das erkurtee hinzugetreten. Preußens Steinsalzbergbau lieferte im Jahre 1862 durch 536 Arbeiter 1,395,757 Centner. Hiernutter befinden sich 392,190 Ctr. Kalisalze und Kieserit, welche zu Staßfurt in mächtiger Ablagerung über dem Chlornatrium liegen

Digitized by Google

und in vielen chemischen Fabriken verarbeitet werden. Bei der sonstigen Seltenheit ihres Vorkommens bilden sie einen Schatz, der noch werthvoller ist, als das eigentliche Steinsalz. Sie werden zu 8 bis 9 Sgr. der Centner abgesetzt, das Steinsalz für Fabriken zu 2 bis 3 Sgr. Ein Theil der Steinsalzförderung wird zu Siedesalz umgesotten. Die ganze Kochsalzproduktion betrug im Jahre 1862: 3,132,765 Centner. Die 18 im Betriebe stehenden Salinen beschäftigten in jenem Jahre 1348, alle Salzwerke zusammen 1884 Arbeiter.

So mannichfaltig wie in Oesterreich sind die Bergwerks- und Hüttenprodukte Preußens allerdings nicht und auch nicht so werthvoll; aber sie erhalten ihren relativen Werth durch ihre Brauchbarkeit für die Industrie durch den Sporn, den ihre Gewinnung, Verwerthung und weitere Verarbeitung für die Thätigkeit der Bewohner abgibt, und sie erreichen durch die große Menge, in welcher die wichtigsten derselben gewonnen werden, einen sehr hohen Gesammtwerth. Wie groß ihre volkswirthschaftliche Bedeutung ist, geht daraus hervor, daß im Jahre 1862, auf welches sich die meisten der oben angeführten Zahlen beziehen, die Zahl der Bergleute 121,238 und der Werth der gewonnenen Bergwerksprodukte 33,248,480 Thlr. betrug; während 67,342 Hüttenleute mit der Verhüttung dieser Produkte beschäftigt waren und daraus Hüttenerzeugnisse im Werthe von 77,517,413 Thlr. darstellten. Mit ihren Angehörigen beträgt die berg- und hüttenmännische Bevölkerung 519,261 Seelen (im Jahre 1861), mithin $^1/_{36}$ der ganzen Volksmasse Preußens.

Als das wichtigste Hilfsmittel beim Bergbau und Hüttenbetriebe gelten in unseren Tagen die Dampfmaschinen. Im Jahre 1858 betrug ihre Zahl beim Bergbau in Preußen 1225 mit 45,820 Pferdekräften und beim Hüttenbetriebe 1117 mit 29,700 Pferdekräften. Von der weitgreifendsten Bedeutung für die Entwicklung des Bergbaues ist ferner die Anwendung von Schienenwegen für die Streckenförderung. Den Westfalen gebührt das Verdienst, denselben als die ersten in Deutschland bei ihrem Steinkohlenbergbau eine allgemeine Anwendung gegeben zu haben. Mit Schluß des Jahres 1862 hatte man auf den Bergwerken des ganzen Staates 421 Meilen Eisenschienenwege und 58 Meilen Holzbahnen, bei Weitem der größte Theil unter Tage. Das unterirdische Eisenbahnnetz ist danach $^6/_7$ so lang wie die für den großen Verkehr bestimmten Eisenbahnen auf der Oberfläche, welche zu Ende 1862 zusammen 756$^1/_2$ Meilen maßen.

Es würde uns zu weit führen, auch hier auf die Verhältnisse der Verwaltung und Gesetzgebung (es bestehen in Preußen noch 12 verschiedene Bergordnungen) im Bergwesen einzugehen, so interessant und belehrend auch dieser Abschnitt der Hupfeld'schen Broschüre ist, der eben so wie die anderen sich durch die überschtliche Klarheit auszeichnet, mit welcher die Fülle des Stoffes beherrscht wird.

Sherard Osborns Vorschlag zur Erreichung des Nordpols.

Capitain Sherard Osborn machte am 23. Januar 1865 der londoner geographischen Gesellschaft folgenden merkwürdigen Vorschlag zur Erreichung des Nordpols. Er ging davon aus, daß in den arktischen Regionen verhältnißmäßig wenig Menschenleben verloren gegangen seien, denn von 1818 bis 1854 verlor England dort nur zwei Schiffe mit 128 Menschen, während 42 Expeditionen glücklich abliefen. Zur Aufsindung Sir John Franklins wurden allein 40,000 englische Meilen in jenen eisigen Gegenden zu Fuß zurückgelegt, und dabei ging nicht eine der Reisegesellschaften zu Grunde. Gleiches kann keine geographische Entdeckung auf der ganzen Erdoberfläche sich nachrühmen. Es ist aber eine durchaus falsche Ansicht, wenn man annehmen will, daß diese Reisen weiter kein Ergebniß hatten, als unsre Karten mit so und so viel Meilen Küstenlinien zu bereichern, denn für die physikalischen Wissenschaften waren diese Expeditionen von großer Wichtigkeit. In den arktischen Regionen fand man erst den Schlüssel zu den Gesetzen, nach denen sich die amphidischen Wasser des Golfstroms und des Eisstroms bewegen, und in Boothia fand Roß den magnetischen Nordpol, um den die Magnetnadel im Kompaß aller Schiffer auf der nördlichen Halbkugel rotirt, und die vielen Beobachtungen unsrer Nordpolfahrer haben wesentlich zur Kenntniß von der magnetischen Declination beigetragen.

Um den eigentlichen Nordpol zu erreichen, kommen zwei Wege in Betracht. Der eine führt über Spitzbergen, der andere über Nord-Grönland. Hackluyts Head in Spitzbergen ist etwa 600 Meilen vom Nordpol entfernt; Schiffe haben sich schon bis auf 500 Meilen dem Pol genähert, ja Capitain Parry war am 22. Juli 1827 nur 435 geographische Meilen von demselben, als ihn eine Eiswand am weitern Vordringen verhinderte. Seine Boote konnten nicht durchdringen, und er war genöthigt umzukehren. Das war in der Höhe des arktischen Sommers; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß er besser gethan hätte, auf Spitzbergen zu überwintern und im Februar aufzubrechen. Gegen den Weg über Spitzbergen ist aber einzuwenden, daß auf dem Meridian dieses Landes kein weiterer Punkt bekannt ist, auf dem man Mund- und Kohlenvorräthe niederlegen könnte. Dagegen ist Smiths Sund in Nord-Grönland ein weit besserer Ausgangspunkt. Es liegt 120 Meilen dem Pole näher, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß von dort aus sich Festland oder Inseln noch weiter nach Norden hin ausdehnen. Dies geht vor Allem aus dem Eis hervor, welches hier als Eisberge austritt, die nur vom Lande oder von Gletschern herstammen können. In Smiths Sund sind die Eisberge sehr häufig, was nicht der Fall wäre, wenn das Land gleich hinter dem Humboldtgletscher aufhörte. So sind sie uns Zeugen von hohen Bergen und tiefen Thälern, welche die Feuchtigkeit und den Schnee von vielen Jahren aufbewahren, und beweisen das Vorhandensein einer gefrorenen Seefläche, auf welcher die Entdecker zum Pole vordringen können. Capitain Osborn setzt kein Vertrauen in Privatexpeditionen zu diesem Zwecke. Er sagt aber, daß viele Holzschiffe um in den Häfen Englands verfaulen und daß die alten Damen in den Seefädten ihren Thee mit dem Eichenholz überflüssig gewordener Kanonenboote kochten. Aber auch von der Admiralität selbst sei nicht viel zu erwarten, und man müsse durch den Druck der öffentlichen Meinung eine Nordpolexpedition erzwingen.

Osborn nimmt an, daß im Frühjahre 1866 zwei Schiffe zum Auslaufen bereit liegen. Sie würden in die Baffinsbay segeln und Cap Yorf im August erreichen. Ein Schiff müßte mit nur 25 Mann bei Cap Isabella zurückbleiben, während das andere mit 95 Mann am westlichen Ufer in der Richtung von Cap Parry weiter ginge und nur dafür zu sorgen

Digitized by Google

hätte, daß es sich nicht über 300 Meilen von seinem Gefährten entfernte. Daß im Süden zurückgebliebene Schiff müßte sich durch Niederlagen mit dem nördlichen in Verbindung halten, während das nördliche Depots weiter nach dem Pole zu anlegte, die den Operationen des kommenden Frühjahrs zur Basis dienen sollten. Im folgenden Jahre 1867 dis 1868 sollten dann Schlitten und Bootzüge nach dem Pole zu unternommen werden, und 1869 sollte die Expedition zurückkehren, so daß sie im Ganzen nur zwei Winter und drei Sommer in den arktischen Gegenden zubrächte.

Bis jetzt ist ein Flächenraum von 1,131,000 englischen Geviertmeilen rings um den Pol herum für uns unbekanntes Land, das als weißer Raum auf den Karten erscheint, und es ist jedenfalls für uns vom höchsten geographischen Interesse, zu erfahren, ob hier nur ein großer gefrorener Raum, oder, wie Einige annehmen, Land und Wasser mit belebten Wesen zu finden ist. Auch in ethnologischer Beziehung würde diese Expedition von großer Wichtigkeit sein, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß der Mensch viel weiter nach Norden zu vorkommt, als bisher angenommen wurde. Seine Lebensweise muß in jenen Gegenden der ähnlich sein, welche unsere Vorfahren führten, als sie Feuersteingeräthe benutzten und ein arktisches Klima im größern Theile unsers Continentes herrschte.

Nicht minder wichtig dürften die Ergebnisse für die Meteorologie ausfallen; in dieser Beziehung sind noch sehr viele Probleme zu lösen, die von wissenschaftlich gebildeten Leuten angegriffen werden müssen. Für die Wissenschaft würde aber der allergrößte Nutzen durch die Messung eines Meridianbogens in der arktischen Zone erwachsen, ein Wunsch, den die Royal Society bereits aussprach, als die schwedische Expedition zu diesem Zwecke nach Spitzbergen unternommen wurde. Bereits am 30. November 1863 hatte General Sabine, der Präsident der Royal Society, erklärt, daß er schon vor 40 Jahren auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hingewiesen und sich persönlich zur Ausführung erboten habe. Diese große Sache, die Messung von vier Graden des Meridians, könnte sehr gut von dem Schiff ausgeführt werden, das in der Nähe von Cap Isabella während des Sommers zurück bleiben soll, während das andere seinen Weg zum Pole verfolgt.

Im Anschluß an diesen Vortrag Osborns wieß General Sabine nach, wie gerade jetzt die friedliche Zeit günstig für das Projekt sei, und wie viele englische Marineoffiziere es sich zur Ehre schätzen würden, an einer solchen Expedition Theil zu nehmen. Ja, selbst Leopold Mac-Clintock würde gern das Commando seiner schönen Fregatte aufgeben, um die Unternehmung zu leiten. Die Royal Society würde, so schloß General Sabine, gern ihre Bestrebungen mit denen der geographischen Gesellschaft vereinigen, um den Vorschlag zur That werden zu lassen. *)

*) Diese Vorschläge Osborns sind übrigens nicht ganz neu, denn die England hat das Interesse für die Erreichung des Nordpols seit Cabots Zeit (1497) nicht geruht. Sir William Edward Parry gab bereits im November 1845 in einem Schreiben an Barrow die Grundsätze zu dem jetzt von Osborn entwickelten Plane. Auch er wollte weiter nach Norden zu Niederlagen von Mundvorräthen anlegen. Admiral Beaufort besprach am 12. April 1847 in der londoner geographischen Gesellschaft denselben Gegenstand ausführlich. (Journal of the Royal geographical Society. 1848. Bd. XVIII, S. 19.) R.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren.

Vom 23. Februar bis zum 28. März 1858 hielt sich die durch ihre Erdumsegelung berühmt gewordene k. k. österreichische Fregatte Novara auf den Nikobarischen Inseln auf. An ihrem Bord befand sich auch Dr. Karl von Scherzer, der unermüdliche Chronist dieser Expedition, dem wir bereits einen beschreibenden Theil der ganzen Reise verdanken. Aus diesem weitverbreiteten Werke wurde aber das specifisch Statistische und Commercielle ausgeschlossen, da es in einem besondern Buche veröffentlicht werden sollte. Der erste Theil desselben liegt uns jetzt vor, und er gibt wiederum Zeugniß von dem ausdauernden Fleiß desselben viel gewanderten Autors, den wir schon so oft im Globus erwähnen konnten. Der stattliche Quartband von beinahe 400 Seiten ist so elegant ausgestattet, wie wir es an allen Erzeugnissen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gewohnt sind, und die vielen in den Text eingedruckten Karten sind nach einem neuen Verfahren sehr übersichtlich gearbeitet. Der Titel lautet: Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde. Statistisch-commercieller Theil von Dr. Karl von Scherzer. Wien. In Commission bei Karl Gerolds Sohn. 1864.

Ueberall in dem ganzen Werke leuchtet uns die Absicht entgegen, dasselbe für das handeltreibende Publikum praktisch nutzbar zu machen. Nach unserer Ansicht ist dieselbe auch vollkommen erreicht und somit den deutschen Kaufleuten ein werthvolles Geschenk gemacht. Gibraltar, Madeira, Rio Janeiro, die Capstadt, die Inseln St. Paul und Amsterdam, die Insel Ceylon, Madras, die Nikobaren und Singapore werden auf diesem Gesichtspunkte betrachtet, alle Handelsproducte dieser Plätze aufgeführt und eingehend besprochen. Der Herr Verfasser, welcher sich viel mit dem Colonisationswesen beschäftigt hat, läßt dasselbe auch in diesem Buche nirgends außer Acht, und die geschilderten Projecte Oesterreichs, im vorigen Jahrhundert auf den Nikobaren eine Ansiedlung zu gründen, geben ihm Gelegenheit, ausführlicher auf dieses Thema einzugehen.

Die Nikobarischen Inseln liegen im Meerbusen von Bengalen auf einem der besuchtesten Handelswege der Erde, welcher durch den Ausbau der Eisenbahnen von Beigrad bis an den Persischen Meerbusen, sowie durch die Vollendung des Suezcanals noch gewinnen muß. Dabei wird der Werth der Inselgruppe auch durch den Umstand erhöht, daß die daselbst herrschenden regelmäßigen Winde die Ueberfahrt von den benachbarten Küsten wesentlich erleichtern. Das Klima des Archipels, obwohl ein tropisches, gehört nur aus dem Grunde nicht zu den heißesten der Erde, weil es ein insulares ist und die Inseln dicht mit Wald bedeckt sind. Nach den angestellten meteorologischen Beobachtungen beträgt die mittlere Jahreswärme nicht über 25° C. Die mittlere Menge des fallenden Regens ist ziemlich bedeutend, denn sie beträgt keinenfalls unter 100 Zoll, ja vielleicht 150 Zoll. Die Gesammtoberfläche des ganzen Archipels beträgt etwa 34 Quadratmeilen, ist also ungefähr doppelt so groß als das Fürstenthum Schwarzburg Rudolstadt; davon kann man 24 Quadratmeilen ertragsfähigen Boden rechnen, die jetzt nur 5000 Wilde ernähren, aber leicht einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen zum ersprießlichen Aufenthalt dienen könnten.

Das Hauptprodukt der Inseln ist jetzt die Kokospalme,

Digitized by Google

die am Seeufer wächst und das Nahrungsmittel für die indolente Bevölkerung abgibt. Kokosnüsse bilden den Hauptausfuhrartikel der Inseln, während ebhare Vogelnester, Schildpatt, Ambra und Tripang von untergeordneter Bedeutung sind. Der Handel geschieht nicht durch Baarzahlung, sondern mittelst Tausch, obschon Silber bereits großen Werth hat und sich auch hier, trotz Allem, was über die Begehrlichkeit der Nikobaren nach Tabak, Glasperlen und Fitterwerk verlautet, die Richtigkeit des Satzes bestätigt, daß Geld die allgemeine Waare ist. Ein sehr beliebter Tauschartikel sind Säbelklingen, deren eine gleich 300 Kokosnüssen geschätzt wird; eine Messerklinge gilt nur 100, eine Doppelflinte aber 2500 und ebensoviel ein Faß Rum; eine Flasche Arrak ist gleich 10 Nüssen und ein Halstuch gleich 100. Außer der Kokospalme sind noch der Pandanus, der Brodfruchtbaum, die Banane, das Zuckerrohr, die Cardamome, die Muskatnuß, die Arekapalme und der Betelpfeffer werthvolle Erzeugnisse der Inseln.

Selbst diese flüchtige Skizze über die geographische Lage und die Naturbeschaffenheit der Inselgruppe wird hinreichen, um das Interesse zu erklären, welches nicht nur Seefahrer seit Jahrhunderten nach den Nikobaren zog, sondern das sogar fremde Regierungen zu verschiedenen Malen veranlaßte, von diesem Archipel Besitz zu ergreifen und auf einigen der Inseln Niederlassungen zu gründen. Und unter diesen war es außer Dänemark namentlich Oesterreich, welches durch die merkwürdige Expedition des Schiffes „Joseph und Theresia“ im Jahre 1778 von den Inseln Besitz nahm.

Ueber die Reise ist wenig bekannt geworden, und der vorliegende commercielle Fanatische Theil der Novararexpedition bringt zum ersten Male einen ausführlicheren Bericht nach den amtlichen Quellen.

Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts, machte im Jahre 1775 der Kaiserin Maria Theresia den Vorschlag einer directen Handelsverbindung der österreichischen Häfen mit Persien, Ostindien, China und Afrika. Seine Projecte wurden vom Fürsten Kaunitz günstig aufgenommen, und man verlieh ihm außer dem Staatsbürgerrecht ein Privilegium zur Gründung einer Handelsgesellschaft unter folgenden Begünstigungen: Die Verwaltung in Triest wurde beauftragt, ihm die nöthigen Kanonen zur Armirung seiner Schiffe zu überlassen; der Hofkriegsrath mußte die erforderliche Anzahl Matrosen und Unteroffiziere zu seiner Verfügung stellen, und seine Schiffe durften die kaiserliche Flagge führen. Zugleich wurde Bolts autorisirt, im Namen der Kaiserin von Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten abgetreten erhalten würde.

Bolts gründete nun in den Niederlanden eine Handelscompagnie, erhielt von derselben 25,000 Pfd. Sterl. und kaufte in London das Schiff „Joseph und Theresia“, das er mit 155 Mann bemannte. Zugleich wurde er zum österreichischen Oberstlieutenant befördert. Im September 1776 segelte er von Livorno ab, lief aber im März 1777 bei der Delagoabay am Sacramentosfluße, Madagaskar gegenüber, Schiffbruch. Er benutzte seinen unfreiwilligen Aufenthalt, um eine Factorei anzulegen, kaufte von zwei afrikanischen Königen Grundstücke und empfing den Eid der Treue für die Kaiserin. Zur Vertheidigung der Factorei legte er zwei Forts an, die er St. Joseph und St. Theresia taufte und mit Kanonen armirte.

Bolts ging dann nach Bombay und Goa und legte an der Küste von Malabar, im Centrum der Pfefferkultur bei Mangalore, Carwar und Ballapatam, Factoreien an, zu denen er die Grundstücke von dem einheimischen Radoh kaufte. Von den Nikobarischen Inseln hatte Bolts, oder vielmehr der Kapitain des Schiffes Joseph und Theresia, Namens Brunetz, bereits im April 1778 Besitz ergriffen und Factoreien dort errichtet. Aus dem Tagebuch des Schiffsmundarztes geht hervor, daß die Oesterreicher vom 1. April bis 4. September 1778 dort verweilten und mit Genehmigung der Eingeborenen von den vier Inseln Nangkauri, Kar Nikobar, Trincutt und Katschal im Namen Kaiser Joseph II. Besitz nahmen. Die Kosten der Ansiedlung betrugen über 48,000 Gulden.

Im Jahre 1781 kehrte Bolts nach Europa zurück; aber die Ergebnisse seiner Expedition waren für die Handelsgesellschaft unglänzig, die Verluste überstiegen die Einnahmen, und die Gesellschaft befand sich außer Stande, ihren verbindlichkeiten nachzukommen. Auch eine zweite Gesellschaft wurde zahlungsunfähig, und Bolts starb 1808 in großer Armuth in Paris.

Ueber die Bedeutung einer überseeischen Ansiedlung zur Förderung des Handels und der Industrie, zur Erhöhung des politischen Ansehens und der Weltmachtstellung einer Nation, zur Erhaltung und Entwicklung einer Kriegsmarine ist wohl eine weitere Auseinandersetzung und Beweisführung nicht mehr nöthig, und es mag sich höchstens um die Erwägung der Frage handeln, in wie fern die Nikobarischen Inseln der geeignete Punkt für eine solche Niederlassung seien. Aber auch hier können sich die Bedenken kaum auf etwas Anderes als auf die klimatischen Verhältnisse beziehen; denn was geographische Position, Vortrefflichkeit der Häfen und Fruchtbarkeit des Bodens anbelangt, dürfte sowohl im Indischen, als im Großen Ocean schwerlich mehr eine zweckentsprechendere Inselgruppe zu finden sein, welche nicht schon von einer fremden Macht in Besitz genommen wäre. Die Zahl der herrenlosen Inseln wird auch der Erde mit jedem Jahre geringer.

Das Klima der Nikobaren ist in Folge der üppigen Vegetation, der großen Feuchtigkeit des Bodens und der vielen, an der Küste bestehenden Mangrove-Sümpfe allerdings kein gesundes. Es erzeugt ein sehr bösartiges Fieber, das für Europäer tödtlich werden kann. Allein überall ist das tropische Klima den Einwanderern schädlich, und ähnliche Verhältnisse treten selbst in Europa an Orten auf, wo Sümpfe und unkultivirte Orte dem Einflusse einer hohen Temperatur ausgesetzt sind. Wie man aber durch Unternehmungsgeist und Ausdauer diese Verhältnisse bekämpfen kann, davon liefert die nur 350 Seemeilen vom Nikobaren-Archipel entfernte Insel Pinang am Eingange in die Malaccastraße den treffendsten und glänzendsten Beweis. Denn binnen wenigen Jahrzehnten wurde sie durch die fortschreitende Kultur des Bodens aus einem von Menschen gemiedenen Fieberorte eine der gesundesten Localitäten Indiens, ja sogar eine Erholungsstation für Reconvalescenten.

Die meisten der bisherigen Ansiedlungsversuche auf den Nikobaren scheiterten wegen Mangels an Sorgfalt bei der Wahl und Anlage des ersten Niederlassungsortes, und wegen Unzulänglichkeit der darauf verwandten Geldmittel. Die Missionäre, welche diese Inselgruppe zum Brennpunkte ihrer bekehrungseifrigen Thätigkeit machten, hatten durchaus nicht so gute Häuser und Nahrung, wie es in solchen feindlichen Klimaten die erste Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit ist. Mit dem Spaten in der Hand, oft schon fieberkrank, mußten sie, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, in der erdrückendsten Hitze den Boden bebauen, oder sie sammelten am Strande Conchylien und jagten im sumpfigen Urwalde Vögeln und Reptilien nach, um durch deren Verkauf in Europa sich die Mittel für ihre weitere Existenz zu verschaffen.

Die Niederlassungsversuche der Dänen waren von keinem glücklichen Erfolge begleitet. Mit geringen Mitteln unternommen und durchgeführt, konnten sie nicht mehr als eine vorübergehende Erscheinung bleiben und höchstens der Wissenschaft einigen Gewinn bringen. Gleichwohl gab man, trotz verschiedenen mißglückten Versuchen, das Interesse für die Nikobaren nicht auf, und im Jahre 1846 nahm Kapitain Steen Bille im Namen des Königs von Dänemark Besitz von den

Digitized by Google

Inseln. Die Eingebornen erhielten häufige Flaggen zum Aufhissen, diese wurden aber 1848 wieder abgeholt, und dadurch wurde der Besitzanspruch der Dänen faktisch wieder aufgegeben.

Also, was das Klima sowohl, wie den Rechtsanspruch einer andern Regierung auf die Nikobaren betrifft, scheint kein Grund vorhanden, die Flagge Oesterreichs nicht neuerdings und dauernd zu entfalten, da wo sie schon einmal vor 86 Jahren geweht hat.

Nur wenige Tage Seefahrt von Madras, Moulmein und Calcutta entfernt, zwischen Ceylon einerseits und der malayischen Küste anderseits, fast in der Mündung der Malaccastraße ganz nahe von Pinang und Sumatra gelegen und mit den großen Inselgruppen in den japanischen und chinesischen Gewässern im leichten Verkehre stehend, bieten die Nikobarischen Inseln für eine maritime und commercielle Macht Anziehungspunkte genug, um nach deren Besitz zu streben. Soll aber ein Colonisationsversuch nicht neuerdings mißglücken, so dürfen dabei weder Geldmittel noch Menschenkräfte gespart werden. Die Kosten der ersten Kultur und Lichtung müßten auf mindestens ein bis anderthalb Millionen Gulden veranschlagt werden. Die Zahl der unter Aufsicht von Europäern zur theilweisen Lichtung der Wälder, zur Regulirung der Flüsse, Austrocknung von Sümpfen, Kultur des Bodens verwendeten malayischen und indischen Arbeiter müßte wenigstens 4—500 betragen. Die für die erste Anlage voraussgaben Summen wären indessen keineswegs als verloren zu betrachten, indem die große Fruchtbarkeit des Bodens, welcher sich zum Anbaue der wichtigsten Tropenprodukte wie Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Gewürzpflanzen, Tabak u. s. w. eignet, unter dem Einflusse der Kultur und Industrie rasch unzählige Quellen des Gewinnes erschließen würde.

Alle Inseln sind reich an vortrefflichem Baumateriale. Während sich die plastischen Thonarten der nördlichen Inseln eben so gut zu Ziegeln und Backsteinen, wie zu Töpferwaaren verarbeiten lassen, liefern die Sandsteine der südlichen Inseln vortreffliche Quadern. Dabei bietet der Meeresstrand allenthalben Kalk in unerschöpflicher Menge aus den natürlichen chemischen Laboratorien der Korallenthiere.

Zu den Lichtungsarbeiten wären hauptsächlich Chinesen aus dem benachbarten Singapore oder Pinang zu verwenden und mittelst Vertrag zu werben, während man Handwerker und Maschinen aus Europa mitbrächte.

Was die einheimische Bevölkerung betrifft, von welcher kaum mehr als 500 bis 600 Menschen auf den einzelnen Inseln leben, so dürfte dieselbe der Ansiedlung von Weißen nur geringe Schwierigkeiten entgegenstellen. Es müßte für die Eingebornen wie für Unmündige gesorgt werden, um sie auf solche Weise für die materiellen Zwecke des Unternehmens zu gewinnen und einer weitern geistigen Entwicklung entgegen zu führen. Um aber solche Punkte der Tropenwelt der Kultur, dem Handel und der Industrie zugänglich zu machen, sind außerordentliche Maßregeln nothwendig, ähnlich wie sie von den Engländern am Cap der Guten Hoffnung, in Pulo-Pinang, Singapore, Sydney, auf den Norfolk-Inseln u. s. w. mit großartigem Erfolge in Anwendung gebracht wurden. Dr. von Scherzer, welcher aus persönlicher Anschauung den gewaltigen Einfluß kennen gelernt, welchen das System der Deportation in Australien auf die Entwicklung des Landes und die sittliche Umwandlung der Deportirten geübt hat, spricht sich mit Entschiedenheit, trotz der Abneigung gegen derlei Maßregeln in gewissen philanthropischen Kreisen Europa's, für die Gründung der Colonie durch Sträflinge aus, welche sich dabei zugleich wohler und zufriedener befinden und der Menschheit nützlicher erweisen werden, als gegenwärtig daheim in ihren dumpfen Gefängnißzellen.

Die Schutzpatrone der Russen.

Von Prof. Dr. **Hermann Schmidt** in Lemberg.

Beim russischen Volke herrscht der Glaube, daß die Heiligen, seine Patrone, im Himmel in menschlicher Gestalt wohnen, dort vorhauptet ganz und gar wie Menschen leben und vor diesen nur den Vorzug haben, übernatürliche Macht zu besitzen und mit den Engeln zu verkehren. Gelegentlich, besonders an ihrem Namensfeste, steigen sie zur Erde herab, um in das Leben und Treiben der Sterblichen einen Einblick zu thun und dabei die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen. Sie erscheinen in mannichfaltiger Gestalt, unter Donner und Blitz, in Flammen gehüllt, auf feurigem Rosse oder in Engelsgestalt auf den Wolken schwebend. Der russische Bauer ist überzeugt, daß nichts ohne Vermittlung der Heiligen geschieht, bringt ihnen daher Opfer und bezeigt ihnen göttliche Ehren. Er wird sich eher entschließen, an irgend einem sonstigen hohen Feiertage zu arbeiten, als an dem Tage seines Namenspatrons. Jede Provinz, jede Stadt, ja fast jede Ortschaft und jede Gemeinde hat ihren eigenen Schutzpatron, dem außer der allen Heiligen verliehenen Macht noch eine besondere Befähigung zukommt, an dessen Fest sich irgend ein Naturereigniß knüpft oder dem eine partikuläre Einwirkung auf gewisse Wesen und Sachen zugeschrieben wird, welche er bei der gezimenden Verehrung und den gebührenden Opfern vor Allem zum Besten seiner speciellen Schützlinge ausübt.

Diese Uebertragung eines gewissen Bezirks an einen Heiligen hat da häufig ein und derselbe von vielen Gebieten und Corporationen erwählt und daselbst durch ein Bild repräsentirt wird, beim Volke eine Pluralität ein und desselben Heiligen zu Wege gebracht. Es gibt für den Russen nur eine hl. Maria oder Mutter Gottes; gleichwohl ist doch die Mutter Gottes von Kasan eine ganz andere, als die von Theodorow, und diese wieder eine andere, als eine zu Kiew ꝛc. Dasselbe ist auch mit anderen Heiligen der Fall, aber nur mit solchen, die Gott weiß durch welchen Zufall beliebter und populärer sind, denn auch unter den Heiligen gibt es darin gewaltige Unterschiede. — Bezüglich steht der Ackerbau mit allen seinen Perioden und Verrichtungen und das zum Gedeihen der Feldfrüchte nöthige Wetter unter der unbedingten Herrschaft der damit belehnten Tagesheiligen. Auch mit der Viehzucht, mit mehreren sonstigen Geschäften und mit den Krankheiten haben sie viel zu thun. Ganz ähnliche Anschauungen findet man auch bei dem Volke in anderen griechisch- und römisch-katholischen Ländern, wie sich viele Leser selbst überzeugt haben werden. Es soll hier in Kürze der russische Kalender ohne Anspruch auf Vollständigkeit einer Revue bezüglich der eigenthümlichen Funktionen und Attribute seiner Heiligen unterzogen werden.

Digitized by Google

Die H. Tatinena (12. Jan. alten Styls, nach welchem weiterhin stets datirt wird) heißt die Frostige, weil zu dieser Zeit die größte Kälte herrscht. Starke Fröste und ein heiterer Himmel an ihrem Namensfeste verkünden ein gesegnetes Jahr, steht dagegen der Wind aus Süden und fällt feuchter Schnee, so stehen Dürre und Mißwachs bevor. — Es gibt einige deutsche ähnliche Wetterregeln, welche aber wie diese sich wenig bewähren.

Die hl. Xenia (24. Jan.) regulirt die Marktpreise des Getreides. Steigen sie an diesem Tage, so wird das Getreide für dieses Jahr theuer, fallen sie, so wird es wohlfeil.

Die hl. Eudoxia (1. März) hat den Zunamen die Pfeiferin, denn sie erweckt durch ihren Pfiff die Thiere aus ihrem Winterschlafe (in den südlicheren Gegenden) und verkündet das Herannahen des Frühlings. An ihrem Namensfeste läßt sich in Kleinrußland zum erstenmale der Baibak und Bobak (Arctomys Bobak) hören, so wie am Tage des hl. Haralsim (Erasmus, 4. März) die Saatkrähen vom Süden angezogen kommen, weßhalb er auch der Krähenheilige heißt und an seinem Feste ein Weizengebäck in Form von Krähen gebacken wird.

Der Tag der vierzig Märtyrer (9. März) theilt die großen Fasten in zwei Theile, und am Vorabende kann man in irgend einem Winkel der Hütte den Krach dieser Spaltung hören. An diesem Tage werden Brödchen in Form einer Lerche gebacken, in welchen, so wie in den Harasim-Semmeln auch der geübteste Ornithologe diese Vögel nicht erkennen würde. Indessen muthet man dieß den lebendigen Originalen zu, denn die Kinder steigen damit auf die Dächer, um diese Frühlingsboten damit herbeizulocken.

Am Tage der hl. Johanna (30. März) wird abermals der Backofen zu frommen Zwecken verwendet und die Andacht in Teig zur Erscheinung gebracht. Es werden Beote von der Form einer Leiter gebacken und an Arme vertheilt, womit ausgedrückt werden soll, daß Almosengeben eine Leiter in den Himmel sei.

Der hl. Alexis (17. März) zieht die Schleusen auf. An diesem Tage beginnt es von den Hügeln herab zu fließen und die Fische fangen an, sich an die Ufer zu ziehen, was denn auch in der That meist der Fall ist.

An Mariä Verkündigung (25. März) und eben so am ersten Ostertage dreht sich die Sonne am Himmel und schießt Strahlen von sich. An diesem Tage ist es sündhaft, ein Feuer anzuhalten und am Herde etwas zu essen. Kein Vogel baut an diesem hohen Feiertage an seinem Neste außer den fluchbeladenen Sperlingen, welche das Judenthum repräsentiren, sowie hinwieder die Schwalbe das Sinnbild des Christenthums ist. Dem nestbauenden Vogel werden auf einige Tage die Flügel gelähmt. Sogar die Hexen können an diesem Tage nicht fliegen und müssen still zu Hause sitzen.

Der hl. Antypas (11. April) ist Dentist, aber ohne Geld stillt er die Zahnschmerzen nicht. Man muß nämlich eine kleine Silbermünze auf den schmerzenden Zahn legen, dann ein Loch in sie bohren und sie am Bilde des Heiligen aufhängen. Das hilft zuverlässig. Ein Inquirent ohne Gleichen ist der hl. Iwan, der Krieger (18. April), und hat deshalb den Beinamen der Diebsrichter. Ist man bestohlen oder verleumdet worden, ohne daß man weiß, wer der Dieb oder Verleumder ist, so darf man nur eine Messe für den hl. Iwan lesen lassen und dabei denjenigen, den man als den Uebelthäter im Verdacht hat, im Namen dieses Heiligen beschwören, und es befällt den Schuldigen eine derartige Angst, daß er sofort freiwillig sein Geständniß ablegt. Auf alten Bildern aus dem 17. Jahrhundert ist dieser Heilige in Gold- und Silberstoff gekleidet und sitzt ohne Kopfbedeckung, ein Schwert in der Rechten schwingend, auf einem weißen sich bäumenden Rosse. Eine Umschrift lautet: „Singet Loblieder! Der Wunderthäter ersetzt dem Gekränkten reichlich seinen Schaden und bewahrt die Rechtgläubigen vor jeder Noth."

Der hl. Georg (23. April, das zweite gleiche Namensfest am 26. November) wird als Beschützer der Heerden und des Ackerbaues hochverehrt. Die Bedeutung seines Namens im Griechischen mag hiezu die Veranlassung gegeben haben. Der St. Georgstag wird in mannichfaltiger Beziehung gefeiert. Der von ihm getödtete Lindwurm bedeutet das Heidenthum, auf dessen Trümmern die christliche Kirche sich erhoben, wie es in der Legende heißt:

Swati Juri znamena Christa spasitela
A Drak Satana, sleho neprietela
Panna Cirkow swiatu znamena
Ketera jest Krowi Christosou wykupiena.

(Der hl. Georg bedeutet Christus den Erlöser, und der Drache den Satan, den bösen Feind; die Jungfrau bedeutet die heilige Kirche, welche mit Christi Blut losgekauft [erlöst] ist.)

Der hl. Georg bildet bekanntermaßen einen Theil des russischen Staatswappens und wird auf die Münzen geprägt. Die Münzen des alten Moskau trugen nur das dieses Heiligen, wozu sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts das griechische Wappen, der griechische zweiköpfige Adler, gesellte und erst Peter I. die Attribute des Andreasordens hinzufügte. In Klein- und Großrußland wird an diesem Feste das Vieh mit geweihten Weidenzweigen (sogenannten Palmen) auf die Weide getrieben, an manchen Orten wird es aber zuerst vom Geistlichen nach gehaltenem Gottesdienst, sowie die Rausen und Krippen in den Ställen mit Weihwasser besprengt, wodurch die bösen Geister und Hexen vom Vieh fern gehalten werden. Die Hirten bekommen an diesem Tage Pirogi (Maultaschen mit Quarktöse gefüllt), welche Festspeise beim Volke sind und überhaupt als die größte Leckerei gelten. Steht das Getreide schon hoch, so wird in vielen Gegenden Rußlands zu Ehren des hl. Georg, dem man den üppigen Stand der Saaten zuschreibt, auf dem Felde eine Andacht gehalten und dieses mit Weihwasser besprengt.

Ueberhaupt ist in ganz Rußland der Georgstag ein Hirten- und Volksfest. Ueberall werden Andachten gehalten, denen gegenseitige Bewirthungen mit Branntwein, Eiern und Pirogi folgen. Der Frühlings-Georg (der stets glänzender gefeiert wird) bildet den Beginn, der Herbst-Georg den Schluß der Feldarbeiten. Noch ist zu bemerken, daß man vor Biehseuchen geschützt ist, wenn es an seinem Festtage regnet. Uebrigens ist es in der Ukraine auch der Patron der Wölfe, und wenn sie heulen, so heißt es, sie bitten ihren Herrn um die nöthige Beute. Das Volk betet daher zu ihm um Schutz gegen diese Biehräuber, da sie ohne seine Erlaubniß kein Stück niederreißen dürfen. Bei den galizischen Kleinenssen ist der St. Georgstag ein Schlerfest, welches unter dem Namen Grezoriauki gefeiert wird, wobei die Burschen eine Hauptrolle spielen und die Kinder von Haus zu Haus gehen und singen:

Ja maiy zaczok — Wylaztem na krzaczek obe Wylaztem na banie — Powiadajom kazanie; d. i. Ich kleines Schülerchen kroch auf ein Sträuchelchen, oder: Ich kroch auf die Kuppel (der Kirche) und hielt eine Predigt.

An den Georgstag knüpft sich in Rußland für das Landvolk eine sehr traurige Erinnerung. Im alter Zeit war es an diesem Tage den Bauern gestattet, von einem Grundherrn zum andern überzugehen. Sie hatten demnach jährlich einmal die freie Wahl ihrer Herrschaft und waren nur auf ein Jahr zur Arbeit für den erhaltenen Grund verpflichtet. Erst Boris Godunow hob dieses Recht der Freizügigkeit auf und machte so die Bauern zu eigentlichen Leibeigenen der Herren, auf deren Besitzungen sie sich gerade befanden. Die Freiheit war ihnen geraubt, der Georgstag war dahin, und so ist es in Rußland zur allgemein verbreiteten, stehenden Redeformel geworden, um

Digitized by Google

eine Täuschung oder etwas Unerreichbares zu bezeichnen: „Da hast du einen Georgstag“, oder: „Warte bis zum Georgstage.“

Seines Berufs und Wirkungskreises halber gehört der auf den 3. Februar fallende hl. Märtyrer Blasius (russ. Wlasij) hieher, der selbst Kuhhirt gewesen und einst einen Wolf vermocht, das einer Wittwe geraubte Ferkel derselben gesund und frisch wieder zu bringen. Er gilt gleichfalls als ein großer Beschützer des Viehstandes und dürfte wohl wegen der Namensähnlichkeit an die Stelle des Wlas, des Gottes des Viehes bei den heidnischen Slawen, gerückt sein, dessen Standbild erst Wladimir der Große ins Wasser werfen ließ. Sein Tag wird in Rußland als Volksfest gefeiert. Das Hornvieh wird nach dem Gottesdienst mit Weihwasser besprengt, eben so die Pferde, auf denen in manchen Gegenden die Landleute reitend in die Kirche kommen. Dieser Heilige wird auf allen Bildern zu Pferde abkonterfeit, während im Hintergrunde sich Rosse auf einer grünen Wiese herumtummeln.

Bei Viehseuchen wird besonders zum hl. Blasius Zuflucht genommen (in Süddeutschland bei Halsweh) und vor Allem das Bild desselben im Stalle aufgehängt. Wenn aber dieses Verfahren sowie verschiedene Räucherungen und Zaubersprüche fruchtlos bleiben, so wird bei einer heftig wüthenden Seuche zu einem großen Weiberumgange Zuflucht genommen. So wie dazu geschritten wird, darf sich kein männliches Wesen in den Dorfgassen erblicken lassen. Das ganze schöne Geschlecht, die Unschönen darunter mit eingeschlossen, versammelt sich auf einem bestimmten Platze. Ein junges Mädchen mit dem Bilde des hl. Blasius schreitet voran, und der Umgang um das Dorf beginnt. Auf die Bildträgerin folgen nach Alter und Rang geordnet die Mädchen und Frauen mit Kränzen, Stroh- und Heubüscheln. Dann kömmt ein alter Weib auf einem Ofenwische reitend im bloßen Hemde und mit aufgelösten Haaren, umringt von ihres Gleichen, die mit Ofengabeln bewaffnet, schreien, tanzen, sich im Kreise drehen und Bratpfannen u. dgl. aneinanderschlagen. (Die Alte stellt unzweifelhaft eine Hexe vor.) Endlich wird die nackte Alte in einen Pflug gespannt und unter Begleitung einer Garde von alten Weibern mit brennenden Kienspänen und von untadelhaften Jungfrauen mit Sensen und Sicheln nach verschiedenen Räucherungen der dreimalige Umzug um das Dorf gehalten. An den Kreuzwegen werden Lustspiele mit den Sensen gestützt, gleichsam um der Seuche den Weg abzuschneiden. An jeder Hütte wird Halt gemacht, ein gewaltiges Geschrei erhoben und mit den Bratpfannen aneinandergeschlagen. Jeder Hund und jede Katze, die den Weibern in den Weg kommen, werden in der Meinung, die Seuche damit zu treffen, erschlagen. An manchen Orten wird noch ein schwarzer Hahn als Opfer auf einem angezündeten trockenen Düngerhaufen verbrannt.

In Südrußland wird in mehreren Gegenden der Viehseuche durch ein Noth- oder Wildfeuer ein Ziel gesetzt, wobei fast ganz so verfahren wird, wie in Deutschland, Schottland und Irland. Man sehe hierüber Grimms Mythologie, S. 571 ff., welcher aber von dieser Sitte bei den Slawen noch nichts weiß. Auch in Galizien finden sich Spuren davon.

Nicht nur die Heiligen, sondern auch die Propheten gelten für Beschützer des Feldbaues. Der Prophet Jeremias hat, da sein Namenstag gerade auf den 1. Mai fällt, um welche Zeit der Ackerbau recht in Gang kommt, gar sehr schwere Pflichten auf sich nehmen müssen. Wenn nämlich die Pferde beim Pflügen und bei anderen Feldarbeiten müde werden, so spannt sich, sehr heradlassend, der Prophet Jeremias selbst vor, und sofort geht die Arbeit wieder leicht von Statten. Er heißt deßhalb Jeremias der Einspanner. Gelegentlich kommen wir noch auf die von manchen anderen Propheten freiwillig und auf höhere Ordre übernommenen Leistungen und Pflichten zurück. Jetzt wollen wir chronologisch weiter fortfahren.

Die hl. Mawra (Maura, 13. Mai) heißt die Kraut- und Kohlpflanzerin, weil man an ihrem Feste das Kraut und den Kohl pflanzt. Diese nennen sie auch die Milchmawra, weil um ihre Zeit die Milch am fettesten ist, natürlich mehr durch den Einfluß der Heiligen, als in Folge des üppigen Grauwuchses. An ihrem Feste kochen sich die Hirten ihr zu Ehren und sich zu Gefallen Buchweizen-(Heidegrütze)Brei mit Milch.

Wir kommen nun zum heil. Nikolai (auch Mikolai), dem Schutzpatron des Zarenreiches, der in Rußland mehr verehrt wird, als irgend ein Heiliger und der in dem großen Reiche eine Anzahl von Kirchen und Kapellen besitzt. Außerdem gibt es nicht eine Hütte, so weit Russen wohnen, in der nicht sein Bild hinge. Bei allen Unfällen im Leben wendet sich der Russe mit inbrünstigem Gebet an den Wunderthäter Nikolai, den besten Vermittler zwischen Gott und den Menschen, dessen Bild der Russe beim Eintreten in eine Kirche stets eher als das des Heilands sucht, vor dem gewöhnte Kerzen in Masse aufgestellt sind und vor dem er sich anbetend zur Erde wirft. Der Russe begibt sich gänzlich unter seinen Schutz und Schirm und zittert vor seinem Zorn. Bettler und besonders Blinde bitten in seinem Namen um eine milde Gabe, die ihnen dann Niemand abschlägt. Das Fest des heil. Nikolai wird zweimal gefeiert, nämlich am 9. Mai und am 6. December. An diesen Tagen müssen besonders die Pferde vor der Gewalt des Bösen bewahrt werden. Die Seelente und Schiffer haben einen Meer- und Wasser-Nikolai, der bei Gefahr des Schiffbruches auf dem Meere und auf großen Flüssen angerufen wird, wobei man bei Stürmen sein Bild auf dem Verdeck herumträgt, statt wacker zuzugreifen. Der Metropolit Jefrem (Cyprianw) setzte Ende des 14. Jahrhunderts fest, daß der 9. Mai zu Ehren des heil. Nikolai gefeiert werde (bei den römischen Katholiken geschieht dieß nur am 6. December), weil an diesem Tage die Gebeine desselben aus Lycien in die Stadt Bari gebracht wurden.

Selbst wenig bedeutsame Thiere, sowie Pflanzen, ja sogar Insekten haben bei den Russen ihre Heiligen. Am Tage der heil. Chyeeria (13. Mai) und wenigstens um dieße Zeit kommen die Mücken zum Vorschein; deßhalb ist sie die Mückenheilige. Der heilige Ilbor (14. Mai) dagegen muß für die Gurken, die sieben heiligen Jungfrauen müssen für den Hanf sorgen, der heil. Mikita (Nicetas) bewahrt die Gänse insbesondere und das Hausgeflügel überhaupt vor den Raubvögeln, so daß man sie ganz ruhig ganz kleinen Jungen zur Hütung übergibt. Die heil. Märtyrerin Theodosia heißt die Nehrenheilige, weil an diesem Tage (24. Mai) die Nehren bereits gefüllt sind, wobei sie natürlich auch zu thun hat. Die heil. Märtyrerin Akilina (13. Juni) steht dem Buchweizen vor, weil er im südlichen Rußland um diese Zeit blüht und unzähligen Bienenschwärmen Nahrung liefert. Man reißt einige Büschel dieser Feldfrucht aus und steckt sie an das Bild der Heiligen. Kurz, der Russe weiß alle seine Geschäfte auf dem Felde und bei der Heerde unter die zahlreiche Schaar seiner Heiligen so zu vertheilen, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt, falls die Heiligen nur ihre Schuldigkeit thun, wozu sie durch die Gebete, das Nichtthun und das Branntweintrinken an ihren Festen eigentlich verpflichtet sind. Gedeihen dann Feldfrüchte und Vieh nicht, so ist das nur ihre Schuld. Wir werden übrigens später noch auf ein paar Heilige stoßen, die der russische Bauer bei der Landwirthschaft angestellt hat.

Die Heiligen Boris und Gljeb (24. Juni) heißen die Schreckliehen, weil sie, wenn es Jemand wagt an diesem Tage zu arbeiten, zur Strafe durch einen fürchterlichen Sturm das auf den Wiesen aufgeschoberte Heu auch einander werfen und zerstreuen und das Getreide durch Blitze in Brand stecken. Wer das Fest aber durch Enthaltung von aller Arbeit gewissenhaft feiert, dem geht Alles flink von der Hand. Obwohl der russische Bauer solche Pflichten sehr gewissenhaft erfüllt, so be-

Digitized by Google

merkt man doch nicht viel von den ersprießlichen Folgen, die dafür in Aussicht gestellt sind.

Der Apostel Peter (29. Juni) heißt auch der Fischer, und seine irdischen Collegen richten daher ihre Bitten an ihn, wenn sie ihre Netze auswerfen oder wenn ein Sturm sie auf dem Wasser überrascht, sowie sie ihm denn auch für einen glücklichen Fang und für Rettung aus Wassergefahren ihren Dank darbringen, der gewöhnlich in einer großen Wachskerze besteht. Nach der Behauptung des Volkes bildet die Sonne beim Aufgange am Peters- und Paulstage vielfache Regenbogen.

Am Tage der heiligen Mutter Gottes von Kasan (1. Juli) muß man die Würmer auffuchen und vertilgen, denn sie sammeln sich an diesem Tage alle an einem Orte. Diese verrichtet also ihr Geschäft nur halb, indem sie das Aufsuchen und das Tödten Anderen überläßt, statt es selbst zu besorgen.

Das Namensfest des heil. Prokop (8. Juli) ist zugleich das Fest der beginnenden Ernte; die Landleute braten an diesem Tage ganze Lämmer und bitten den Heiligen, ihre Ernte zu segnen.

Der Prophet Elias (20. Juli) heißt der Donnerer und ist eine wichtige Person, offenbar der Vertreter des heidnischen Perun. Blitz und Donner, Regen und Ueberschwemmung, Dürre und wohlthätiger Thau hängen von seinem Willen ab, denn schon ein altes Kirchenlied sagt: „Das Wort Elia zieht den Regen vom Himmel herab.“ Wenn es lange nicht regnet, so stellt man ein Gefäß mit etwas Roggen und Haber vor die Thüre und richtet zugleich Gebete an den Propheten, den Regen herabzusenden. In Kleinrußland sowie in Galizien herrscht der Glaube, daß bei Gewittern Elias auf einem Feuerwagen durch die Lüfte schwebe und den Teufel mit glühenden Pfeilen verfolge. Wer sich beim Donner nicht bekreuzt, in den fährt der Böse (wahrscheinlich, indem er ihn nur als einen sichern Zufluchtsort betrachtet). Der Blitz dringt in die Tiefe der Erde und bleibt dort drei Jahre, nach welcher Frist man ihn als Feuerstein findet. (Ist wohl die unvollständige Ueberlieferung von den allenthalben beim Volke bekannten Donnerkeilen, welche aber fünf und sieben Jahre unter der Erde bleiben und jedes Jahr herausstehen, bis sie an die Oberfläche gelangen.) Bei Krankheiten aller Art trinkt man von dem Wasser, in welchem ein solcher Stein gelegen. Hierbei möge gelegentlich bemerkt werden, daß, wer zum ersteumale donnern hört und sich mit Wasser wäscht, in welchem ein Silberstück gelegen, davon eine weiße Haut bekommt. Die Weißrussen betrachten den Eliastag als den Anfang des Herbstes, und es heißt bei ihnen: „Am Eliastag ist das Mittag Sommer und Nachmittag Herbst.“ Wenn es an diesem Tage regnet, so hat man das ganze Jahr hindurch keine Feuersbrünste zu befürchten. Dem Propheten Elias opfert man nicht selten einen Stier, zu dessen Ankauf mehrere Gemeinden beisteuern und ihn dann gemeinschaftlich verzehren. Da hat man einmal sich in Fleisch satt gegessen und zugleich ein nützliches und frommes Werk gethan!

Der heil. Pantelemon oder Pantaleon (27. Juli) heißt der Ernteheilige, indem an seinem Feste Getreidebüschel in die Kirche gebracht und geweiht werden, welche dann als Heilmittel dienen.

Der Erzdiakonus Stephan (2. Aug.) verleiht den Pferden Kraft und Schönheit; deshalb sind ihm Heu und Haber geweiht. Zur Zeit des griechischen Kaiserreiches wurde er besonders von den Kriegern zu Konstantinopel verehrt.

Am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers (29. Aug.) darf man keinen Schtschi (Kohlsuppe) kochen, weil der Kohlkopf an das ihm abgeschlagene Haupt erinnert. Der heil. Sergei (Sergius, 25. Sept.) beschützt die Hühner, und man wendet sich an ihn, wenn man ihnen Eier zum Brüten unterlegt.

Die Mutter Gottes vom 1. Oktober ist den Heirathen günstig; die Mädchen bitten sie deshalb um einen Bräutigam. Wenn sie einen lustigen Mann haben wollen, so müssen sie an diesem Tage auch recht lustig sein.

Der Freitag war bei den alten Slawen zu verschiedenen wichtigen Angelegenheiten, als Zahlterminen und Versammlungen, bestimmt. Landleute und Krämer kommen von Stadt und Land zusammen, um gegenseitig ihre Waaren und Produkte zu verkaufen und zu vertauschen. Der Freitag erhielt dadurch eine solche Wichtigkeit, daß ihn das Volk ohne Weiteres kanonisirte und diesen heilig gesprochenen Freitag auf den 28. Okt. als den Tag der heil. Paraskewa verlegte und feierte. Man schreibt ihm einen großen Einfluß aufs Vieh zu, und es gilt als eine große Sünde, an diesem Tage mit dem Vieh zu arbeiten. Wegen gewissen an bestimmten Tagen vorkommenden Geschäften gelten diese Tage für mehr und weniger glücklich. So darf man am Montag ja keine Reise antreten und überhaupt etwas beginnen. Man schreibt dieß dem Umstande zu, daß bei den baltischen heidnischen Slawen die Fürsten in den heiligen Hainen Gericht hielten und die Schuldigen sogleich strafen ließen, und daß nach Annahme des Christenthums das Volk, das sich dem Zwang des sonntäglichen Kirchenbesuches nicht fügte, am Montag dafür gestraft wurde. Da brachte denn der Montag freilich kein Glück.

Am Feste der heil. Paraskewa wird das Bild dieser Heiligen mit Bändern, Blumen und wohlriechenden Kräutern geschmückt, und das Volk drängt sich, um sich durch Berührung desselben der Krankheiten zu bewahren. Die Blumen und Kräuter werden in der Kirche aufbewahrt, und ein Dekokt davon gilt als unfehlbares Mittel bei gefährlichen Krankheiten. Diese Heilige, deren Name für den heiligen Freitag als Synonym gebraucht wird (im Russischen ist nämlich pjatniza, der Freitag, weiblichen Geschlechts) nimmt auch die Ehen unter ihren Schutz, und darum werden an ihrem Namensfeste ländliche Bälle abgehalten, bei welchen die jungen Paare Reigentänze aufführen. Auf denselben Tag fällt auch das Fest Simon und Juda, und die römisch-katholischen Polen halten ein Mahl für die Ruhe der Verstorbenen.

Die Märtyrerin Anastasia (29. Okt.) beschirmt die Schafe und ist selbst im Stande, ein Schaf dem Rachen des Wolfes zu entreißen, indem es genügt, ihr Bild an einen Baum zu befestigen, um die unter oder nicht weit von demselben weidenden Schafe vor diesem Räuber zu schützen.

Die Zwillingsheiligen Kosmos und Damian (1. Nov.) heilen alle Krankheiten durch ihr Bild und zwar, wie sie es in ihrem Leben gethan, ohne die geringste Belohnung zu fordern, eine Uneigennützigkeit, welche bei sehr vielen Heiligen nicht zu finden ist. Sie sind außerdem ebenfalls Beschützer der Ehe und werden deshalb von den Bauermädchen in sehr lustiger Weise gefeiert. Schon mehrere Tage vorher erbitten sich diese von ihren Eltern und Verwandten Mehl, Eier, Butter, Bier u. s. w., was man ihnen nicht freiwillig gibt, das nehmen sie sich eingeheim, und manche Spinnstubenmutter wird geneckt, mancher Hahnenkopf beraubt, um mit Schmausen, Tanz und Gesang die Zwillingsheiligen zu ehren, wobei sich die jungen Burschen als Bären, Teufel u. s. w. maskiren.

Im südwestlichen Rußland saßen die Junggesellen einen Tag vor dem Feste der Märtyrerin Katharina (24. Nov.) um sie, die Frauenspenderin, günstig zu stimmen, wogegen der heil. Andreas (wie in Deutschland) sich damit befaßt, Männer zu verschaffen. Wenn ein Mädchen erfahren will, wen sie zum Manne erhält, so braucht sie nur neun Vaterunser betend, neun zwölf und neun sitzend zu beten und dann etwas Leinsamen unter Hersagung des Sprüchleins zu säen: „Sw Andreit ja na tebe ten sija, dal meni wznati z kim buch obienati“, d. h. „heil. Andreas, ich säe dir Lein, laß mich wissen, mit wem ich ihn einsammeln werde.“ Hierauf muß sie beim

Digitized by Google

Schlafengehen noch ein Stück Brot rechts unter den Polster zu legen und dann steht sie im Traume ihren Zukünftigen.

Der heil. Wassili (Basilius) hat die Schweine unter seiner besondern Obhut, und die Schweinehirten verehren ihn daher ganz besonders.

Der Prophet Nahum gilt als Beschützer der Künste und Wissenschaften. Der russische Bauer schickt, wenn er es überhaupt thut, seinen Sohn am liebsten am 1. Dec. als am Namensfeste des Propheten das erstemal in die Schule, wenn nämlich eine da ist, und bittet den Propheten um die Entweichung von dessen Fähigkeiten. Unbedingt hat Nahum weniger zu thun, als der heil. Wassili.

Der heil. Spiridion (12. Dec.) heißt der Sonnendreher, weil er die Sonne so dreht, daß der harte Winter beginnt.

Sabbatius und Sosius sind die Bienenheiligen, und ihnen werden die ersten Honigwaben dargebracht.

Selbst der König David, der von den Russen bei ihrer religiösen Richtung hoch verehrt wird und dessen Psalmen ein Gemeingut des Volkes auch in den untersten Schichten des Volkes geworden sind, hat seine bestimmten Obliegenheiten, die übrigens seinem Dichterberufe entsprechen. Er heißt der Zornbesänftiger und Thierbändiger und spielt ganz die Rolle des griechischen Orpheus. Bei anhaltendem Gähnen und Schluchzen ist die Erinnerung an ihn ein probates Mittel dagegen.

Schließlich sollen noch einige Heilige erwähnt werden, die bei gewissen bestimmten Gelegenheiten angerufen werden. So wendet man sich bei Feuersbrünsten auch noch an den heil. Nikita (Nikolai), an den heil. Charlampius, um vor einem plötzlichen Tode bewahrt zu werden, an Martinian, um seine Leidenschaften zu zügeln, an die Märtyrerin Photinia, um vom Wechselfieber geheilt zu werden, an den Märtyrer Theodor, um gestohlene Sachen wieder zu erlangen, an Ipatius (Hypatius) und Roman, um fruchtbar zu werden, an die Mutter Gottes zu Theodorow, um leicht zu gebären, an die heiligen Moses und Bonifatius, um den Trunksucht befreit zu werden. Johannes der Täufer heilt auch Kopfschmerzen, der heil. Kurius vermehrt die Liebe des Mannes, und die heil. Evangelisten erhalten die häusliche Eintracht u. s. w. Kurz, es gibt nicht leicht ein Verhältniß im Leben des russischen Bauern, kaum eine bei ihm vorkommende Verrichtung und einen ihm angehörigen wichtigen Gegenstand, womit nicht ein Heiliger zu thun und schützend und beistand einzutreten hätte. Er hat so viele Helfer, daß er sich selbst nicht viel hilft, und der Spruch „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen“ hat bei ihm wenig Geltung. In mehreren dieser hülfreichen oder auch strafenden Schutzpatrone leisen sich leicht die Stellvertreter der altslavischen Götter erkennen, andere gehören aber ganz den christlichen Sagenkreisen an. Hierauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Aus allen Erdtheilen.

Der Nachlaß Moritz von Beurmanns. Der unermüdliche Dr. H. Barth in Berlin hat so eben den fünften Bericht der Karl Ritter-Stiftung veröffentlicht. Leider ersehen wir daraus, daß wenig Aussicht vorhanden ist, den Nachlaß des im Dienste der Wissenschaft in Centralafrika umgekommenen deutschen Reisenden Moritz von Beurmann (Globus V, S. 120) zu erlangen. Der englische Generalconsul in Tripoli, Oberst Herman, in nämlich von seinem Posten abberufen worden, wodurch die ziemlich sichere Aussicht, den Nachlaß zu erlangen, vereitelt wurde. Der Herrscher von Borun hatte nämlich Herman angezeigt, daß Alles ausgeliefert worden solle, was der unglückliche Reisende bei Antritt seiner Reise nach Wadai über Kanem in jenem Lande zurückgelassen habe. Eine spätere Meldung des englischen Viceconsuls in Benghazi benachrichtigte die Karl Ritter-Stiftung aber, daß Beurmanns Habseligkeiten von dem Kaimam, dem sie in Borun überliefert waren, angehalten in Zulla, zurückgehalten würden, und daß es fast unmöglich sei, ihre Auslieferung zu erlangen. Zulla bildet aber einen Theil der türkischen Provinz Fezzan; man wandte sich durch den türkischen Gesandten in Berlin an die Pforte, welche auch Schritte in dieser Beziehung gethan hat, die aber bisher ohne Erfolg blieben. Es würde jedenfalls die mit dem Leben bezahlten Bemühungen des kühnen Reisenden krönen, wenn wir die Resultate seiner Arbeiten vollständiger, als es bisher der Fall war, besitzen würden. Ueber seinen Marsch von Murzuk nach Borun, der auch den europäischen Reisenden bisher noch nicht besuchte Oertlichkeiten berührte, und über seine Reise von Borun nach Fadeda wissen wir bis jetzt so gut wie gar nichts.

Tod des Dr. Hugh Falconer. Einer der bedeutendsten Kenner Indiens, Dr. H. Falconer, starb am 31. Januar 1865 zu London im Alter von erst 55 Jahren. 20 Jahre seines thatenreichen Lebens hatte er im Dienste der ostindischen Compagnie zugebracht und dieselben dazu verwandt, Indien in naturwissenschaftlicher Beziehung nach allen Seiten hin zu durchforschen. Namentlich auf dem Gebiete der Versteinerungskunde und Botanik hat er sich große Verdienste erworben; seine wissenschaftlichen Kenntnisse wurden von Allen, die ihn kannten, geradezu angestaunt. Geboren war Falconer zu Forres in Nordschottland; seine Studien vollendete er auf den Universitäten von Aberdeen und Edinburg. Im Jahre 1830 ging er nach Indien, wo er zuerst dem botanischen Garten in Suharunpore, dann jenem in Calcutta vorstand. Er war es, der die Kultur der Theestaude in Assam einführte, und auf seine Anregung hin wurde nach vielen mißglückten Versuchen die Chinarinde in Indien gepflanzt. Nicht minder groß als um die Botanik sind seine Verdienste um die Paläontologie, und von seinen bedeutenden Ausgrabungen in den Siwalikbergen zeugen die großen Knochensammlungen, die im britischen Museum aufgestellt sind. Vor etwa 10 Jahren kehrte er aus Indien heim; aber das Klima hatte seine Gesundheit untergraben, und er starb eines zu frühen Todes im besten Mannesalter.

Die Wälder in Algerien. Ueber diesen wichtigen Gegenstand wird der Allgemeinen Zeitung aus Bustarif Folgendes berichtet: — Man hat gesagt, es ob in Algerien Wälder gebe. Die, welche wissen, daß es gute und schlechte Holzarten gibt und unter dem Hauptprodukt eines Waldes das Brennholz verstehen, sagen Ja. Die, welche den Namen eines Waldes für eine mehr oder minder ausgedehnte Bodenfläche zur Gewinnung von Bauholz in Anspruch nehmen, antworten Nein. Ich lasse in Uebereinstimmung mit unserer Forstverwaltung beide Definitionen gelten und sage, daß es in Algerien zahlreiche Wälder gibt. Laut einer Tabelle von 1865 enthält die Provinz Algerien 800,000 Hektaren Waldland. In den großen Ebenen der Seeküste, an den Ufern der Gewässer findet sich in der Form des Hochwalds und in üppiger Fülle der Johannisbrodbaum (caroubier), die Pappel, die Zitterespe (tremble), die Weide, die Tamariske, die Ulme, die Esche, die Sykomore, zuweilen auch die grüne Eiche (chêne vert) und der wilde Oelbaum. Die Waldungen in mäßiger Höhe über der Meeresfläche zeigen den Johannisbrodbaum, die Korkeiche, den wilden Oelbaum, oft auch die grüne Eiche, die Seeküste von Alexyve, den Mieceoutier (lotusbaum), den Sumach Thésera (Rhus pentaphylla), den Cedernwachholder (genevrier oxycèdre) und den

Digitized by Google

phönicischen Wachholder, und als Unterholz den Schwarzdorn (nerprun), den Mastix, den Erdbeerbaum (arbousier), den Cistus, die Myrte, den Stechginster (genêt épineux), das Haiderkraut (bruyères arborescentes), die Zwergpalme.

In den großen Gebirgswaldungen herrscht die Korkeiche, die grüne Eiche, Speiseeiche (chêne ballota), die Aleppo-Pinie, die Ceder und besonders eine Eichenart, im Buchs unserer weißen Eiche, im Blatt dem Castanienbaum ähnlich, daher auch Castanieneiche genannt, jedoch sehr verschieden von dem gleichnamigen amerikanischen Baum (quercus prinus); man hat sie seithem nach ihrem arabischen Namen Zeen oder Sabah, oder, nach dem Offizier, der sie entdeckt oder zuerst erwähnt hat, quercus Mirbeckï genannt. Dieser Baum scheint riesige Dimensionen zu erreichen, jedoch mehr im Umfang als in der Höhe, eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit der Baumwerge tationen Algeriens. Hr. Moll hat auf seiner Reise im Jahr 1842 eine große Zahl dieser Bäume im Wald von Edoudgh gemessen und einen Umfang von 4 bis 5 Metern, einen Meter über dem Boden, gefunden.

Die Provinz Constantine hat nach den letzten statistischen Tabellen der Forstverwaltung 765,973 Hektaren Wald. Für die Provinz Oran hat der Inkrektor der Forste, Hr. v. Cheverier, in seiner wichtigen, im Moniteur, November 1856 und März 1857, veröffentlichten Arbeit ein Waldgebiet von 444,580 Hektaren angegeben, so daß sich also das gesammte Forstgebiet Algeriens auf 2,100,553 Hektaren beläuft.

Handel mit Straußfedern in der Capstadt. Die Ausfuhr dieses Luxusartikels hat in den letzten Jahren, unterstützt von der Mode, ungeheure Dimensionen angenommen. Trotzdem, daß derselbe auch aus anderen Theilen Afrika's, wie der Strauß noch heerdenweise vorkommt, wie z. B. aus Aegypten, Marokko und Algerien, exportirt wird, beträgt der Werth der jährlich vom Caplande ausgeführten Straußfedern über 60,000 Pfd. Sterling. In den letzten vier Jahren (1860 bis 1864) sind die Preise nahezu um 300 Prozent gestiegen. Dieselben betrugen zu Anfang 1864: Erste Sorte weiße Straußfedern pr. Pfd. = 27 Ltr., zweite Sorte 23 Ltr., dritte Sorte 16 bis 18 Ltr. Die grauen Federn stehen schon niedriger im Preise, man zahlt für ein Pfund nur 7 Ltr., während die schwarzen Schwanzfedern nur ein bis 3½ Ltr. gelten.

London und Paris sind die Hauptmärkte für diesen Artikel, welcher vielfach mit den Federn des südamerikanischen Geiers gefälscht wird. Die Federn des zum Storchengeschlechte gehörigen indischen Marabu, welche früher viel getragen und theuer bezahlt wurden, sind jetzt durch die graueren Straußfedern völlig verdrängt worden und aus der Mode gekommen. (Vergl. Globus VII, 287.)

Die Sardellenfischerei im Mittelmeer. Professor L. K. Schmarda macht in einem höchst interessanten Aufsatze der „Oesterreichischen Revue" (1864, Bd. 6) auf die Abnahme der maritimen Produktion im Mittelmeere aufmerksam und erörtert, wie derselben wieder aufgeholfen werden könne. Für ihn ist der Österreichische Standpunkt maßgebend, und er beschäftigt sich daher namentlich mit den Erzeugnissen des Adriatischen Meeres. Er sagt: „Daß an unseren Küsten eine Verminderung der Fischerei eingetreten ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn sie auch nicht solche Ausdehnung angenommen hat, wie bei den Süßwasserfischen. Der Schrei der Consumenten nach Nahrungsmitteln und des Fischers nach Verdienst lassen sich nicht länger überhören. Nur Venedig wird noch einigermaßen genügend mit Fischen versorgt um fast unveränderte Preise; an allen anderen Orten der Küste ist der Fisch theuer geworden, und trotz den steigenden Fischpreisen decken die Fischer oft nicht mehr ihre Kosten. Leider fehlen wir keine statistischen Angaben über die Höhe und Art der Abnahme; nur in Pirano war ich im Stande, mir für ein Jahrzehnt annähernde Zahlen zu verschaffen. Dort war das Ergebniß der Sardellenfischerei:

1854 — 2800	Centner.
1855 — 3000	„
1856 — 2000	„
1863 — 1000	„

Der Fang der Sardoni (Auschovis) erhielt sich fast unverändert. Die Sardellenfischerei unterliegt auch an anderen Orten Schwankungen, und Nisso machte die Beobachtung, daß bei Nizza erst jedes fünfte Jahr ein gutes Sardellenjahr sei. Diejenigen Orte der österreichischen Küste, welche alle vier bis fünf Jahre eine reiche Sardellenfischerei haben, schätzen sich glücklich; an mehreren Punkten haben die Sardellen seit 7 bis 14 Jahren gefehlt. Technisches Süll vom Materialmangel. Die venetianische Regierung hatte schon manche Uebelstände eingesehen und ihnen durch Gesetze abzuhelfen gesucht. Die Gesetze bedürfen aber einer zeitgemäßen Revision um so mehr, als in früherer Zeit Gesetze und Verordnungen erscheinen sind, welche früheren Verfügungen nicht entsprechen, ohne daß diese wirklich aufgehoben wären."

Statistik von Neu-Süd-Wales. Der jährliche statistische Ausweis über diese älteste australische Colonie ist jetzt ausgegeben worden. Nach demselben betrug die Einwohnerzahl zu Ende des Jahres 1863: 378,934, was nur eine Vermehrung von 11,439 Seelen während dieses Jahres anzeigt. Ende Juni 1864 ergab eine Zählung 385,893 Seelen, darunter 213,290 Männer und 172,603 Frauen, woraus hervorgeht, wie sehr es noch an letzteren in Neu-Süd-Wales fehlt. Ausfuhr und Einfuhr stellten sich günstig. Erstere erreichte einen Werth von 6,936,839 Pfund Sterling, letztere betrug 8,319,576 Pfund. Hierin ist aber der bedeutende Ueberlandhandel nicht mit eingerechnet. Der Zoll für die Einfuhren kam aus England und der größere Theil der zweiten Hälfte aus anderen Colonien. Von den Ausfuhren gingen für 2,287,000 Pfund Sterling Wolle nach England. Gold ging, meist gemünzt, für 2,361,949 Pfund außer Landes, zumeist nach Indien. Weizen wurde 806,919 Bushels geerntet; Mais nicht weniger als 2,925,950 Bushels. Die Menge des 1863 in Privatbesitz befindlichen Landes betrug 7,310,343 Acker, von denen aber nur 308,260 kultivirt waren. Die Zahl der Schafe betrug im Mai 1864: 7,790,969; Rindvieh hatte sich vermindert; man zählte nur 2,032,522 Stück. Die britische Regierung zahlte für Militär und Flotte, die in Neu-Süd-Wales stationirt sind, 46,554 Pfund, die Colonie selbst für Kirchen 32,372 Pfund und für Schulen 92,489 Pfund. Letztere wurden von 46,810 Kindern besucht und zwar von 4600 mehr als im Jahre 1862.

Ein Giftstrauch Australiens, der, wie jetzt die Blätter aus Neu-Süd-Wales melden, viel Unheil anrichtet, ist das Gastrolobium grandiflorum; er wird wier Fuß hoch und hat eine hellrothe Schmetterlingsblüthe. Der Zweig ist voll kleinen Strauch in Arnheims Land. In den nördlichen Gegenden, wo jetzt Colonisten angelegt werden und der Schafzucht eine große Zukunft bevorsteht, wird er aber dem Vieh sehr gefährlich. So verloren zwei Farmer, Destin und Simpson, binnen kurzer Zeit 2200 Stück Schafe, die von dem Strauch gefressen hatten.

Ungeziefer auf Cypern. Dr. Theodor Kotschy erzählt in dem jüngst erschienenen Werke: „Die Insel Cypern von Dr. F. Unger und Dr. Th. Kotschy (Wien 1865)", wie sehr er dort von der Unreinlichkeit der Menschen und dem zahllosen Ungeziefer zu leiden hatte. Man wurde damit behaftet, wenn man auch nur von fern mit den Eingeborenen in Berührung kam. Hier stehen seine kleinen Kunden Insekten obenan, die sich durch alle Hüllen bis auf die Haut des Menschen drängen, und ihm jeden Genuß, jede Ruhe vergällen, von denen deutlangenden Rüsseln er sich vergebens zu befreien sucht, bevor er das Eiland nicht verlassen hat. Durch vielfältige Erfahrungen veranlaßt, hatte der Reisende, sobald er in einer Bauerwohlte sein Lager aufschlug, sich stets nach dem Zustande der Reinlichkeit derselben erkundigt, aber dabei nicht selten die Antwort erhalten: „Fürchtet euch nicht, wir haben eben ausgefegt!"

Wie unangenehm der Beobferung selbst endlich diese Peiniger werden, geht daraus hervor, daß man im Sommer, wo die Zahl, sowie die Blutgier derselben den höchsten Grad erreicht, häufig sein Bett auf dem Dache des Hauses, auch wohl zwischen den Aesten eines Baumes herrichtet. Aber wie mit den Heuschrecken, welche jährlich die ganze Insel verwüsten, so geht es auch mit diesen Thierchen; man kann ihrer nicht Meister werden und greift in der Verzweiflung eher zu den abenteuerlichsten Rettungsmitteln als zu den vermeintlich natürlichen. Auch in diesen Fällen werden endlich die Heiligen des Himmels aufgefordert, sich ins Mittel zu legen und dem Ungemache abzuhelfen. So sah Kotschy zu seinem großen Erstaunen einmal in der Nähe einer Stadt auf freier Straße

Digitized by Google

ein Feuer auffodern und einen Knaben vormehrend darüber hin- und herspringen, der dabei folgendes Liedchen sang:

Flöhe, Flöhe flieh davon,
Ich bin ein kleines Wanzen Kind,
Denn Johannes nahet schon!

Estancialeben am la Plata. Ein Engländer schreibt darüber in seine Heimat: „Da das Frühjahr nahe vor der Thüre steht, so habe ich alle meine Pfirsich Pfirsich anzupflanzen, von denen schon 3000 Stück auf meiner Farm wachsen. Außerdem wird der Garten nicht vernachlässigt; ich habe deren an beiden Seiten des Weges angepflanzt, der nach meinem Hause führt, so daß in einigen Jahren dadurch ein schattiger Laubgang entstehen wird. Die Blumenbeete haben ein lachendes Aussehen, Jonquillen, Hyazinthen, Veilchen, Stiefmütterchen und Gotblad, denen später Fuchsias folgen, sind angepflanzt. Baumwolle und Melonen kommen aber wegen des wechselnden Klimas nicht besonders fort. Unser Küchengarten ist wohl versehen, Erbsen, Bohnen, Sellerie, Möhren, Rüben und Zwiebeln versprechen eine gute Ernte, besonders wenn das Klima feucht und warm bleibt. Es thut dies um so mehr Noth, weil wir in den letzten zwei Jahren schlechtes Wetter hatten. Dies milde Klima hat mich auch veranlaßt, Erdbeeren, Stachelbeeren, Aprikosen, Pflaumen, Aepfels und Birnbäume zu pflanzen. Die Gewächse wurden aus England dazu herübergeschickt.

Das Einbrennen der Marken auf die Lämmer ist ganz gut vorübergegangen. Freilich habe ich viele Thiere durch einen Schneesturm verloren und ein harter Frost, welcher darauf folgte, ist auch nicht ohne Wirkungen vorübergegangen, aber im Allgemeinen sind die Aussichten gut. Am meisten Unheil haben die Fröste in den Obstbaumpflanzungen angerichtet; so sind die Anlagen, welche ich an einer und derselben Stelle fünf Jahre hinter einander pflanzte, stets wieder eingegangen. Wenn der Frost nicht wirkte, so thaten Dürre und Ameisen das Uebrige. Die Pferde sind im besten Stand; vom Hornvieh läßt sich nicht dasselbe sagen. Wir haben lange kein Rindfleisch gegessen und uns mit jungen Hühnern und Puten behelfen. —"

Die deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien feierte am 26. Dec. das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Ihr Hauptzweck ist die Unterstützung armer deutscher Einwanderer durch Aerzte; bedürftige Landleute suchen auch mit Rossekaten in vorkommenden Fällen versehen und die deutschen Schulen und Bibliotheken vermehrt. Ausgegeben wurden in 100 Jahren:

für Armenpflege	50,948 Dollars.
„ Krankenpflege	2,540 „
„ die Agentur	6,800 „
„ Schulen	7,500 „
„ Bibliotheken	16,000 „
Zusammen:	83,789 Dollars.

Den Einwanderern ward Arbeit verschafft und, wenn nöthig, Correspondenz für sie geführt. Die jährlichen Einnahmen, welche in den ersten Jahren nur 200 bis 300 Dollars betrugen, sind jetzt auf 4000 Dollars pro Jahr angewachsen und die Mitgliederzahl, die bei der Gründung 64 betrug, ist auf 570 gestiegen. Der Gründer der Gesellschaft, welche ihren Sitz in Philadelphia hat, hieß Ludwig Kapprele.

Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865. Nach der officiellen Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen von Dr. W. Koch hatte am 1. Januar 1865 das Bahnnetz der 61 zum Verband gehörigen Verwaltungen eine Gesammtlänge von 2641,$_{46}$ Meilen, wovon 832,$_{43}$ Meilen Staatsbahnen, 188,$_{28}$ Privatbahnen unter Staatsverwaltung und 1620,$_{34}$ Meilen reine Privatbahnen waren. Auf deutschem Bundesgebiete liegen und gehören nicht zum allgemeinen Verband 35,$_{87}$ Meilen Bahnen (meist Kohlenbahnen), so daß das gesammte deutsche Bahnnetz zu Anfang 1865: 2677 Meilen zählte. Der Zuwachs an neuen Bahnen betrug im verflossenen Jahre nur 58,$_{4}$ Meilen, er wird aber 1865 weit bedeutender ausfallen.

v. H. **Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich.** Der in Wien neu gegründete Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich hielt am 16. December 1864 seine erste Generalversammlung. Unter den 251 Mitgliedern, welche bis jetzt den Verein bilden, zählen viele hervorragende wissenschaftliche Persönlichkeiten, von welchen wir in geographischer Richtung Herrn Dr. Anton von Ruthner, den ersten Alpenkenner und Bezwinger des Kaiserschnitts, und den Schultath Herrn Becker nennen, der zugleich Vicepräsident des Vereins ist und sich durch sein schönes Werk über den Oetscher um die Landeskunde Nieder-Oesterreichs sehr verdient gemacht hat. Den Ehrenpräsident Franz Heil, den Präsidenten der wiener geographischen Gesellschaft Herrn Franz Ritter von Hauslab sowie den Geologen Bergrath Franz Foetterle zählt der Verein, dessen Präsident Freiherr v. Pratobevera ist, gleichfalls zu Mitgliedern. Der Zweck desselben ist, das schöne Kronland Nieder-Oesterreich in jeder Beziehung zu durchforschen und auf diese Weise das Material zu einer großen Topographie zu gewinnen, in welcher, an die Oertlichkeiten anknüpfend, alle Wissenszweige vertreten sein sollen. Vom Standpunkte der Wissenschaft darf man dem jungen Vereine jedenfalls nur das beste Gedeihen wünschen.

Die deutsche Besiedlung Preußisch-Polens. Als polnische Lande an Preußen kamen, war die Bevölkerung zumeist polnisch. Das Land war verwüstet und völlig verwahrlost, mit einem Worte im schrecklichsten Zustande und „polnische Wirthschaft" herrschte an allen Enden und Ecken. Schon Friedrich der Große hatte daran gedacht, dem Lande „Westpreußen" ein deutsches Ansehen zu geben; er wußte, daß mit den Polen selbst nichts anzufangen sei, und richtete sein Augenmerk auf deutsche Einwanderung. Er befahl daher in einer Cabinetsordre, die Attention auf Pfälzer, Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Deutsch-Polen zu richten, die im Ruf tüchtiger Arbeiter standen, schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen".

Es wurden preußische Zuflüg eingeführt, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Roboten ermäßigt, das Hypothekenwesen geregelt und Schulen gegründet. In den verödeten Städten wurden neue Gebäude aufgeführt; den unbemittelten Adel wurden Vorschüsse bewilligt, den Landleuten setzte man Prämien für Pferde- und Schafzucht aus und brachte Merinoböcke aus Spanien. Die Feldbaumethoden bestimmte der König selbst, die Forstwirthschaft wurde getrennt und Getreidemagazine angelegt. Wie sorgsam alle diese Einflüsse wirkte, ersieht man aus dem Werke des Dr. M. Beheim-Schwarzbach: Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den 1772 neuerworbenen Landen. Berlin 1864.

Mit ganz besonderer Vorliebe leitete der König persönlich die Einwanderung von Deutschen nach Posen. Friedrich fand seinen Plänen bereits vorgearbeitet; schon im 13. Jahrhundert waren Deutsche als Ackerbauer und Städtegründer in das Wendschenland gedrungen, und zahlreiche Reste hatten sich davon erhalten. Diese Deutschen waren protestantisch geworden und geblieben.

Unter den neuen Einwanderern waren am stärksten die Schwaben vertreten. Ihre Nachkommen sind noch heute an Sprache und Sitte unter der übrigen deutschen Bevölkerung erkennbar. Sie haben den schwäbischen Typus, und ihre Dörfer zeigen manches Besondere. Die Männer sind schlank, die Frauen üppig. Sie sind sämtlich, dabei aber streng religiös. Ihre Hauptingenden sind Fleiß und Ausdauer; sie sind tüchtige Feldbauer, und fast jeder Wirth ist sein eigener Zimmerer, Maurer, Schmied, Dachdecker. Charakteristisch ist ihr harter preußischer Patriotismus. Dabei sind sie abergläubig und treiben mit Vorliebe Zauberstudien. Die schwäbische Tracht hat sich ganz und gar verloren, dagegen blieben manche Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache erhalten. In den Colonien bei Kulm, Kulmsee und Gniewkowo tragen die Leute noch zuweilen ihre Röcke und Krägen auf dem Kopfe. Das Kirchweihfest (Kürbe) wird in alter Weise gefeiert. Der Verfasser theilt mehrere schwäbische Volkslieder mit, die noch mit denen im alten Stammlande übereinstimmen. Aber Kirche und Schule führen gegen den schwäbischen Dialekt Krieg, der so immer mehr verschwindet.

Das Buch ist eine werthvolle Arbeit, die in allen Einzelnheiten zeigt, wie segensreich unser Landsleute in den einsmals slavischen Ostmarken wirken. Jetzt ist etwa die Hälfte der Provinz Posen bereits deutsch, und wir können den Bemühungen der preußischen Regierung zu weiterer Germanisirung des Landes im Interesse des Deutschthums und der Kultur nur Glück wünschen.

Digitized by Google

Ueber die Auswanderung der Tscherkessen nach der Türkei theilt die „Mosk. Ztg." folgende interessante Nachrichten mit, die ihr Gen.-Maj. Fadejew eingelandt hat:

Die Auswanderung der Tscherkessen machte sich ganz ohne unsern Willen. Die Regierung verfolgte nur das eine Ziel, die Bergbewohner von der östlichen Küste des Schwarzen Meeres zu entfernen und auf dieser Russen anzusiedeln. Diese Maßregel war für die Sicherheit unserer Besitzungen durchaus nothwendig; im Uebrigen hatten wir keinen Grund, die Eingebornen nach der Türkei zu vertreiben, und Raum war genug für sie da. Das Land, über welches die Regierung in der Nähe zur Ansiedlung der Bergvölker disponirte, maß 1,500,00 Desj. (3,000 Quadratmeilen). Die Masse der in den Jahren 1863 und 1864 nach der Türkei Auswanderten die trägt höchstens 200,000 Personen beider Geschlechter, während sich ungefähr 70,000 auf unseren Besitzungen angesiedelt haben. Dies scheint der ganze Rest der Bevölkerung zu sein, den der Krieg übrig gelassen hat. Auf diese Weise wären über 11 Desj. auf die männliche Seele gekommen, was ein sehr vortheilhaftes Verhältniß gegeben hätte. Auf der Ebene, von allen Seiten von unseren Stanitzen umgeben, hätten auch die Bergvölker durchaus nicht mehr gefährlich werden können.

Wir hatten anderenfalls aber auch keinen Grund, sie wider ihren Willen zurückzuhalten, und der Krieg hätte sicher noch ein gutes Jahr länger gedauert, wenn der Oberbefehlshaber nicht darein gewilligt hätte, die Auswanderungskünstigen zu entlassen. Man darf hier nicht vergessen, daß die Tscherkessen und Abasiner*) im wahren Sinne des Wortes Barbaren sind, mit allen guten, aber auch mit allen sindischen Seiten der barbarischen Natur begabt. Den alten Völkern der Welt kannten sie nur uns als Feinde und Giaurs und die Türken als Freunde und ein heiliges Volk. Es war daher natürlich, daß sie, als die Feinde fertig hatten, Zuflucht bei den Freunden suchten, und zwar um so mehr, als ihre Habe durch den Krieg fast ganz vernichtet war. Die Bergbewohner haben sich hartnäckig gegen uns vertheidigt. Hätte man die Eroberung aber nicht bloß auf ihr Land beschränken, sondern auch auf ihre Personen ausdehnen wollen, wäre der Kampf doppelt hartnäckig gewesen. Als sie sich unterwarfen, war die erste Bedingung freier Abzug nach der Türkei. Das Land der Transkubaner war uns nöthig, keineswegs die Abadschen selbst.

Die erste Auswanderung aus dem Kaukasus fand gleich nach dem Falle Schamils statt. Dieses Factum beweist, daß viele kaukasische Muselmänner unsere Herrschaft nur so lange ertragen wollten, als noch die Hoffnung vorhanden war, daß sie durch ihre Glaubensgenossen würden befreit werden. Als diese Hoffnung schwand, begannen sie, ihre Heimat zu verlassen. Die Behörde erschwerte ihnen Anfangs wohl die Auswanderung, wollte sie ihnen jedoch auch nicht ganz verbieten. Seitdem hat dieselbe fast ununterbrochen fortgedauert. In den Jahren 1859 und 1860 wanderte der größte Theil der Abasiner aus, welche den Gebirgsstrich zwischen Kuban und Urup bewohnt hatten; 1861 folgte ihnen der ganze Stamm der Beslenejer und einige kleinere Gesellschaften. Im folgenden Jahre fanden keine Auswanderungen statt, weil die Bergbewohner ihre Heimat zu vertheidigen bestimmt sie begannen aber sofort wieder, als diese Hoffnung schwächer wurde. Zum 1. Decbr. 1863 befanden sich in Trapezunt gegen 4000 Bergbewohner; Ende Februar 1864 kamen 20,000 und Mitte März noch über 40,000 hinzu. Die Einschiffung fand ohne unser Zuthun auf den noch nicht eroberten Küstenstrecken auf Fahrzeugen türkischer Kontrebandisten statt, welche zu 10 und mehr nach den Bergbewohnern kamen. Es war sehr natürlich, daß bei der Ueberfahrt zahllose Unmenschlichkeiten verübt und unerhörte Leiden zu ertragen waren. Die türkischen Fahrzeuge waren größtentheils nur zum Sklavenhandel nach der östlichen Küste des Schwarzen Meeres gekommen, sie brachten denselben Geist auch in den Transport freier Leute. Da diese wenig Geld nach Sachen hatten, wurde mit Weibern und Kindern bezahlt. Für die Tscherkessinnen war dies übrigens ganz gleich; denn sie wußten sehr gut, daß sie, unter welchen Verhältnissen man sie auch nach der Türkei gebracht hätte, bei der Ankunft sogleich auf den Sklavenmarkt wandern würden.

*) Zu den Bewohnern des westlichen Kaukasus gehörten drei verschiedene Völker, welche man gewöhnlich mit dem Namen Tscherkessen belegt: die Adygeen, ein Stamm derselben sind die Abasiner, die eigentlichen Tscherkessen oder Adyge, zu denen auch die Abadschen, Beslenejer ꝛc. als besondere Stämme gehören, und der Ubychen.

Ethnographisches Museum in Moskau. Ueber dasselbe entnehmen wir einem Briefe des Herrn Dr. v. Renard, ersten Secretair der moskauer naturforschenden Gesellschaft, Folgendes: „Auch bei uns in Moskau beginnt man auf die Ethnographie immer größeres Gewicht zu legen. So hat man auch seit Kurzem eine ethnographische Abtheilung im hiesigen Museum eröffnet, die einen gedeihlichen Aufschwung verspricht. Diese Abtheilung steht unter meiner speciellen Leitung. Wir erhalten wohl im Laufe dieses Jahres einen andern, besseren Platz für das Museum und hoffen sie, auch mehr für diese Abtheilung thun zu können. In ganz Anstand wurden die Gouverneurs aufgefordert, den ihrer Seite lebenden und hiesigen Museums zu unterstützen, und so gehen fortwährend Gegenstände zu ihrer Bereicherung ein. Auch das Ausland ließ uns Manches und selbst Bedeutendes zukommen, so reiche Geschenke von den Inseln Timor, Celebes, Zeramde, Sumatra."

Die Verbrechercolonie in Cayenne. Anfang Decembers 1864 segelte der französische Dampfer Ceres mit 500 Gefangenen nach Cayenne ab. Die Verbrechercolonie zählt dort, so melden jetzt französische Blätter 6,429 Einwohner. Von diesen sind 4,218 zu harter Arbeit lebenslänglich verurtheilt, 1,116 wurden zur Transportation nach zweiter Gefangenschaft verurtheilt, 813 sind unter der Bedingung im Lande zu verbleiben in Freiheit gesetzt, 8 sind Fremde, die auf Frankreich ausgewiesen wurden, 102 sind Frauen ꝛc. Französisch Guyana ist seit 1852 Verbrecherkolonie. Außer den zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und wegen wiederholter Criminalvergehen bestraften Franzosen schafft man noch die afrikanischen und afrikanischen Verbrecher aus den betreffenden französischen Colonien dorthin. Gefangene, die sich gut aufführen, erhalten ein Stück Land zu eigener Benutzung. Die Niederlassungen befinden sich zu St. Laurent und St. Louis an den Ufern des Maroni. Die französische Regierung ist nun auch darauf bedacht, den Verbrechern Weiber zum Heirathen zu verschaffen.

Aberglauben in Frankreich. Der „Courier du Havre" berichtet aus der Nachbarstadt dieser Stadt folgenden Fall, der sich Ende Octobers 1864 zutrug und ein eigenthümliches Licht auf den Bildungsgrad der dortigen Bevölkerung wirft. „Ein Herr Lemennier sagte in einem Wäldchen, das in der Nähe des Kirchhofs St. Wraste liegt, einen Fund, den er leichtsinnig einer alten Frau in ein Gebetbuch eingewickelt. Er machte der Behörde Anzeige, welche in dem Leichnam die am 24. October begrabene, 85jährige Frau Allain erkannte. Man glaubte zunächst, daß der Körper in räuberischer Absicht ausgegraben worden sei; bei näherer Untersuchung zeigte sich jedoch, daß die Haut theilweise abgezogen und Bauchhöhle und Brustkasten geöffnet waren. Die Behörde schloß hieraus, daß Zeit und Umstand der Verbrechen bei Beschwörungen benutzt worden wäre. Dieser Aberglaube ist in der Umgegend Havre's noch sehr weit verbreitet; denn vor einigen Monaten grub ein junger Maurer einen Leichnam aus, schnitt ihm eine Hand ab, brannte sie zu Asche und mischte diese unter das Schießpulver, in dem festen Glauben, daß die Schüsse, die er damit thue, von den Wildhütern nicht gehört würden, wenn er auf Wilddieberei ausginge."

Photographisches Album der indischen Völker. Die Regierung Ostindiens bereitet ein großartiges photographisches Werk vor, welches im Laufe des Sommers erscheinen wird und fünf Foliobänden 400 Photographien von den wichtigsten Rassen Indiens enthalten soll. Die verschiedenen Völker sollen nach ihren Kasten, Gebräuchen, Sitten, nach ihrer Lebensweise und ihren Beschäftigungen dargestellt werden. Auf diese Weise wird eine vollständige ethnographische Sammlung Indiens erzielt werden, die neben den Gesichtsmasken, welche die Gebrüder Schlagintweit mitbrachten, und einem interessanten Einblick in das Völkergewimmel südlich vom Himalaya gibt. Die Herausgeber des photographischen Werkes sind Dr. Forbes Watson und W. Kaye, beide Mitglieder des India Museums.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

Digitized by Google